GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Neujahrsgruß.

Emporgehoben aus dem Schooß der Zeiten
Begrüßt uns heut' ein lächelnd süßes Kind;
Aurora gab ihm seine schönsten Rosen,
Denn Gott ja selbst ist freundlich ihm gesinnt,
Und daß sein Kind, das neue Jahr, gedeihe,
Verlieh ihm selbst der Himmel ja die Weihe.

Es schließen sich die Jahre an die Kette,
Die mild sich formt zum Ring der Ewigkeit,
Und was für schön und edel sie empfunden,
Erkennen sie für jetzt und alle Zeit.
Denn nur wo Kraft und Anmuth sich verweben,
Da blüht die Kunst, nur da ist wahres Leben.

Doch wenn der Ernst des Tages heimgegangen,
Wenn nach Erquickung sehnet sich der Geist,
Dann will er auch den heitern Scherz genießen,
Der ihn empor aus trüben Stunden reißt:
Denn nur erst, wenn verstummt jedwede Klage,
Steigt auf der Werth des Lebens in der Wage.

Wo aber ist der wahre Reiz zu finden?
Ihn birgt allein nur Kunst und Wissenschaft.
Sie führen uns aus düstern Labyrinthen
Ins Reich der Anmuth und ins Reich der Kraft;
Ja! Jeder fühlt es tief in seinem Busen:
Die reinste Freude schafft die Gunst der Musen.

D'rum wollen wir der Hehren Opfer zünden;
Uns laben an den Gaben, die sie bringt;
Ob sie vom Norden oder Südpol kommen,
Fragt nicht der Geist, wenn sie die Fackel schwingt,
Denn all' die Künste, die uns hier umfangen,
Sind ja von einer Gottheit ausgegangen.

Und wo die Kunst, da herrschet auch die **Mode**,
Sie schmiegt sich fest um alle Länder an;
Sie spricht: ich bin! und eh' sie kaum gewesen,
Sucht sie der Blick auf einer andern Bahn.
Ein Wechsel ist's, ein Streben und ein Ringen,
Beharrlichkeit kann nimmer sie erringen.

Doch nur im Wechsel liegen ihre Reize,
Im Umgestalten ihre Zaubermacht;
Sie gleicht der Erde, welche nimmer rastet,
Zu zeigen sich in einer schönern Pracht.
Ja, selbst der Himmel huldigt diesem Wandel,
Am Tage blau, und Nachts den Sternenmantel.

Der Frühling schmückt mit Rosen und Cyanen,
Der Sommer sich mit seiner Aehren Gold;
Das falbe Laub hat sich der Herbst bedungen,
Und wenn der Sturm mit seinen Blättern grollt,
Dann zieht der Winter an das Kleid, das weiße,
Gewebt aus Schnee, mit Flinkerchen von Elfe.

Ob Sonnenschein, ob Sturm die Flur durchsaufet,
Sie bleibet schön in jeglicher Gestalt;
Nicht so die Mode, welche das Jahrhundert
Niemüden Fußes ruhelos durchwallt.
Jedoch, was gut und schön wird uns bedeuten:
Es gilt für jetzt und alle, alle Zeiten.

D.

249.097 -C
5
1844
1-4

Digitized by Google

Dorfcantors Niederlage und Sieg.

Von Theodor Drobisch.

Fröhlich und wohlgemuth saßen im Spätherbst des Jahres 1781 mehrere Kunstverwandte auf dem traulichen Zimmer, welches der fleißige Kirchencomponist Telemann zu Gotha bewohnte. Das Gespräch über Musik war vorzüglich munter, denn der bekannte Theoretiker Kirnberger, so wie der damals in Leipzig lebende wackere Violinist K. H. Berger, befanden sich zu Besuch bei Telemann. Letzterer, ein höchst jovialer Mann, der seinen Humor öfters in Versen ergoß und recht nette Epigramme verfertigte, ließ heute seiner Laune gänzlich freien Lauf, und trug, nebst Kirnberger, viel zur Erheiterung der Gesellschaft bei.

Als manche Anecdote aus dem Leben namhafter Componisten erzählt worden war, forderte Telemann seinen Freund Kirnberger auf, den Anwesenden doch die Geschichte von dem Stadtcantor zum Besten zu geben.

Kirnberger ließ sich nicht lange nöthigen, er strich sich die Klebelocken hinter's Ohr und hub lächelnd an: Es war kurz vor dem siebenjährigen Kriege, als mich eines Tages eine ungemeine Reiselust befiel, wozu das schöne Wetter natürlich seinen guten Theil beitrug. Ich zog die rückständigen Honorare für die Clavierstunden ein und brachte somit sechs Thaler heraus. Sechs Thaler waren zu jener Zeit für mich eine Riesensumme. Ich dachte, das wird in Deutschland gar nicht alle, damit klettert Du bis auf den Vesuv. Es blieb jedoch bei einer Reise nach Thüringen. Von Merseburg aus nahm ich meinen Weg plötzlich nach Leipzig und lebte da drei Tage lang herrlich und in Freuden. Jetzt ließ ich mir im Gasthofe meine Rechnung geben. — Vier Thaler sechzehn Groschen. — Mir verstummte die Sprache, eine Eiskälte lief mir staccatoartig den Buckel hinunter, ich stand da wie eine Generalpause in der Riezienstimme. Ich bezahlte und bedeke, da ich fünf Thaler mitgebracht, noch acht Groschen. Mit dieser Summe sollte ich bis nach Jena kommen, was mir aber nicht möglich war, denn kurz vor Naumburg entließ ich den letzten Zehnkreuzer. Ich marschirte weiter und gelangte an das Städtchen Camburg an der Saale. Keinen Pfennig, aber bedeutenden Hunger und Durst, denn meine Zunge klebte am Gaum wie eine eingerostete Fagottklappe auf dem F-Loche. Da sah ich ein Wirthshaus und das außenhängende Schild mit dem übertaufenden Weißbierkruge machte mich so kühn, daß ich ohne Zaudern hineinging und mit einer wahren Tollkühnheit Trank und Speise bestellte. Jetzt hatte ich mich weidlich restaurirt, aber nun hieß es: Kirnberger bezahle! — Potz Velten, jetzt wurde mir es doch ein Bischen bange, denn der am Schenktisch stehende Wirth summirte schon für sich die Zeche zusammen. Ich trippelte auf und nieder, ich wollte entwischen, doch setzte ich mich auf einen Stuhl und las vor Angst im Kalender und im Kriegerschen Gesangbuche, was Beides im Fenster lag. Da kam der Bursch bier und erzählte dem Wirth allerhand Neuigkeiten. Vorzüglich rühmte er die musikalischen Kenntnisse des neuen Stadtcantors, ein Sänger, der das Contra-C ohne Anstrengung kriege und an vergangenem Sonntag so schön auf der Orgel präludirt habe, daß der aus Eilsenberg anwesende Stadtpfeifer ihn nach der Kirche mit auf den Rathskeller zu Bier genommen habe. Am Schluß seiner Rede schlug er noch die Hände über'n Kopfe zusammen über den enormen Preis eines Sielbermannischen Clavieres, welches der Herr Cantor mit baaren zwanzig Thalern bezahlt habe. — Halt! dachte ich, steht es so, da muß der Cantor daran. Frisch gewagt, Du hast ja schon einen kleinen Namen in der musikalischen Welt, ein Kunstgenosse wird den andern nicht im Stiche lassen.

Ich raffte den Rest meiner Courage zusammen und rief im tiefen D: Herr Wirth! was bin ich schuldig! — Acht Groschen! — Ich ließ mir ein Blatt Papier nebst Feder und Tinte geben, und componirte schnell einen Canon. Als ich damit fertig war, ersuchte ich den Barbier, damit zum Cantor zu gehen und sich dafür acht Groschen auszubitten, indem die Composition einzig und allein für ihn angefertigt worden sei. — Der dienstfertige Barbier säuselte von dannen und brachte nach wenig Minuten zehn Groschen. Ich bezahlte den Wirth, ließ mich für die übrigen zwei Groschen noch rasiren und pilgerte dann fröhlich bis nach Jena, wo ich frisches Geld faßte.

Während alle Anwesenden über das Reiseabenteuer lachten, trat die alte Haushälterin Telemanns ein und meldete den Cantor aus einem nahgelegenen Dorfe an.

— Läßt mir denn der Mann noch keine Ruhe! rief Telemann, ich habe ihm schon die Sache rundweg abgeschlagen; so ein Dorfschulmeister ist eine wahre Landplage.

— Was gibts denn? befragte ihn Kirnberger.

— I! da geht mich so ein Dorfcantor an, ihm zur nächsten Kirmeß eine Kirchenmusik zu machen, die er mit seinen Freunden aufführen will. Ich weiß schon, er will der Gemeinde einmal imponiren, er will, daß sie vier Wochen lang von ihm sprechen sollen, obgleich er und seine Freunde in musica schlecht beschlagen sind.

— Kenne das sehr wohl! entgegnete Kirnberger, da

Digitized by Google

es aber ein Kunstgenosse ist, so wirst Du diesmal wohl einen Pflock zurückstecken müssen.

— Nein! es geht nicht, die Sache ist überhaupt zu kurz angebunden, denn schon nächsten Sonntag ist —

Da öffnete sich die Thür, unter unzähligen Bücklingen und Entschuldigungen trat der Cantor ein und brachte sein Gesuch mehrmals an. Telemann schützte Mangel an Zeit vor, der Schulmeister ließ sich aber mit solchen leeren Redensarten nicht abweisen und drang immer ungestümer in ihn ein.

— Ist denn die Hauptsache da? der Text, fragte Telemann verdrießlich.

— Text? — Nein! noch Nichts vorhanden, entgegnete der Cantor. — Text ganz nach Belieben, dero Kenntniß der Bibel, Ihr bekannter Geist werden schon die Güte haben, einen Stoff zu finden, der unsern schwachen Kräften angemessen ist. Vergessen Sie aber ja nicht, ein Tenor-Solo für den Schneider und ein Baß-Solo für meinen Gevatter, den Schmied.

— Nun, versetzte Telemann, ich will thun, was ich kann. Bereite Er nur Alles hübsch zur Probe vor, ich werde mich selbst mit einigen Bekannten einfinden, um die Sache zu unterstützen.

Freudetrunken wankte der Schulmeister von dannen und verkündigte mit vollen Backen, daß sein guter Freund Telemann das Fest in eigner Person verherrlichen werde; Telemann, der berühmte Componisteur! — Telemann hier, Telemann da.

Die Gesellschaft hatte sich nicht wenig an dem einstudirten Vortrag des Orgelcantors ergötzt, Einer von denen, welche knapp eine Hillersche Sonate vom Blatte spielen und doch die chromatische Fantasie und Fuge von Bach auf dem Pulte liegen haben.

— Freut mich, versetzte Kienberger, daß Du den Leuten Etwas machen willst, 's ist Dir ja eine Kleinigkeit, zumal, wie ich so eben erzählt, mich früher auch einmal ein Cantor aus der Klemme gezogen hat. — Immer zu, wenn ich künftigen Sonntag noch da bin, singe ich dem lieben Gott zu Ehren, auch noch mit.

Telemann fuhr am Morgen des Festes in Begleitung seiner Freunde auf das Dorf, um die Probe abzuhalten. Ein Lächeln zog sich um seinen Mund, als er das Sängerchor ankommen sah, welches der Schmidt in der rothen Plüschweste anführte. — Faisalf und die Rekruten.

Die Stimmen wurden vertheilt: Telemann hatte zum Text den Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden!" und ihn als Fuge gesetzt.

Telemann rieb sich die Hände und sagte zu seinen Freunden: paßt auf, jetzt sollen die armen Schächer ihre Sünden brichten. Die Fuge begann und in allen Mißtönen erklang es jetzt gleich einer Jeremiade:

„Wir — wir — wir können nichts — nichts wieder nichts — wir können nichts — wir können nichts — wir können nichts —" bis die Sänger, welche lange und unmäßig gebrüllt hatten, verblüfft aufschauten, da das Gelächter von Telemanns Freunden sie aus dem Traume weckte.

Der Cantor stand da wie ein Fährer, dem die Indigkeppe übergelaufen.

— Ja, begann Telemann, wir können nichts, doch wollen wir sehen, wie Rath zu schaffen ist in so schwieriger Sache. Hier, meine Herren! sagte er zu seinen Freunden, nehmen Sie meine neueste Composition, die wir am Michaelistag probirten. —

Er setzte sich auf die Orgelbank, sein Freund Woelfer, der Hofpauker, trat an die Pauken und im vollen Chor ertönte jetzt Telemanns herrliche Composition: „Preist den Herrn in seiner Milde, preist den Herrn in seiner Macht."

Der Schulmeister stand mit auf dem Chor, und als die Klänge der Orgel durch das kleine gewölbte Kirchlein sausten, als die Pauken erklangen, als dröhne es zum Weltgericht, als der Gesang in die Quinte breabsiel, und die Zuhörer, ergriffen von dem, was sie vernahmen, empor starrten, da ging dem Cantor das Herz auf, er trat mit an eine Baßstimme und sang in Terzengängen, mit einem Blick auf den genialen Tonsetzer: „Preist den Herrn in seiner Macht, er hat Alles wohl gemacht."

Noch lange Zeit sprach man im Dorfe von der Kirmeßfeier und die Freunde Telemanns von dem „Wir können nichts! —"

Die Sage vom Uhrwerk im Straßburger Münster.

Wir theilten wohl schon früher die Notiz mit, daß der Mechaniker Schwilgau das künstliche Uhrwerk im Straßburger Münster, welches Isaak Habrecht aus Schaffhausen von 1571 bis 1574 verfertigte, und welches so lange still gestanden, wieder hergestellt und in Gang gebracht habe. Wir theilen hier die alte Straßburger Volkssage über die Ursache des Stillstehens des Uhrwerkes mit.

Viele Tage und Nächte lang hatte er gesessen und gesonnen, und geschaffen, der edle Meister zu Straßburg.

Digitized by Google

Viel Löbliches war ihm ſchon gelungen, manche künſtliche Arbeit hatte er ſchon zu Stande gebracht, mit Rädern und Federn, mit Ketten und Schrauben, mit Pendeln und Hebeln, mit Kämmen und Spindeln. Aber das Köſtlichſte, woran er die ganze und letzte Kraft ſeines Lebens geſetzt, war die große, wundervolle Uhr am Münſter. Da war der Lauf der Planeten vortrefflich angezeigt, da ſtanden die vier Menſchenalter in feinen Figuren und wieſen die Viertelſtunden, das Kind die erſte, der Jüngling die zweite, der Mann die dritte, der Greis die vierte, ſie thaten jeder mit einem Hämmerlein die Schläge an die Glocke, und vor jedem Menſchenalter ging unſer Heiland voran, und machte die Runde; der Tod ſchlug die Stunden, als wollte er wie ein Schalksnarr durch das Glockenſpiel die Menſchen erſt recht verhöhnen: „Ihr wißt doch nicht, zu welcher der Dieb durch Eure Fenſter ſteigt!" Dabei war ein Hahn, der krähete, und ſchlug, wie natürlich, mit den Flügeln; — und noch manche andere ſtaunenswerthe Bilder waren an der Uhr, ſo, daß man den ganzen Himmel wie im Kleinen daran erblicken konnte. Das hatte der Meiſter gewollt; er dachte ſein ganzes Leben lang darüber nach, die Welt im Kleinen nachzubilden, und nichts wollt' er dabei vergeſſen haben. Es war ſein Stolz, daß er ſagen konnte: „Auch ich habe eine Welt zuſammengebracht, und mein Mikrokosmus iſt nicht todt und regungslos, wie eines Malers Bild auf Leinwand, oder eines Steinmetzen Geſtalten, ſo ſauber ſie auch gemeißelt ſind." Er überhob ſich je zuweilen in ſeinen Reden ſo ſehr, daß manche Leute den Kopf ſchüttelten, und meinten: „mit dem iſt's nicht gut beſtellt, dem hat noch ein Anderer geholfen, Einer, der ſich ſtets darüber ärgert, daß Gott, und nicht er die Welt im Großen zuſammengebracht." Dieſes Gerede kam auch den vorſichtigen weiſen Herren vom Rathe zu Ohren, und ſie bedachten die Sache weiter. Als nun der ſtolze Meiſter hingegangen war, um ſeinen Lohn für die künſtliche Uhr am Münſter einzuſtreichen, nahmen ſie ihn ſcharf zur Frage, wie er eigentlich das wunderliche Werk zu Stande gebracht. Der Meiſter beſann ſich nicht lange auf die Antwort, ſah einen von den Herren nach dem andern mit hochmüthigen Blicken an, und ſprach: „Von Euch, Ihr Herren, hat mir keiner geholfen, aber auch ſonſt keines Menſchen Hand. Wollte ich Euch aber ſagen, wie ich das Werk zu Stande gebracht, da würd' es Euch in den Köpfen ſurren und ſchnurren, ärger als von allen Rädern in meiner Uhr. Was Euch verdrießlich machen könnte, das begehrt nicht von mir zu wiſſen, und gebt mir meinen Lohn." — „Es iſt abgemacht," ſprachen darauf die vorſichtigen Herren unter einander, „der Meiſter hat ſich ſelber in ſeiner Rede gefangen, daß ihm Einer geholfen, darüber iſt kein Zweifel; es muß der Böſe geweſen ſein." Darauf, als der Meiſter noch einmal ſtolz und ungeduldig ſeines Lohns begehrt, ſprachen ſie zu ihm: „Euch ſoll des Lohnes werden, der Euch gebührt," und führten ihn in einen alten Thurm, und ſtachen ihm beide Augen aus. „Euer künſtliches Werk mögen wir wohl brauchen, und behalten es zu Nutz und Zierde unſerer Stadt," ſprachen ſie darnach, „aber weil Ihr Frevel getrieben, ſo empfangt, was Euch gebührt, die Strafe anſtatt des Lohnes." Und es wurden ihm feſte Ringe und Handſchellen angelegt; und er ſollt' im Thurme bleiben, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und ſeine Schuld büßen, bis an ſein Sterbeſtündlein. Nun lag der ſtolze Meiſter wohl tief im finſtern Thurme; er ſann und ſann, und ſprach kein Wort. Und was er ſann, war einzig ſein Werk; er dachte daran mit heißer Luſt, und all ſein Stolz ſtand feſt wie vor und eh', ſtand feſt und frei. — „Und ob ſie mir meine Augen nahmen, ſie können mir den Ruhm doch nicht blenden, und ob ſie mir gar mein Leben nahmen, — meines Lebens Werth bleibt doch immerdar. O ſchönes, heiliges Sonnenlicht, o ihr ewigen Sterne ohne Zahl, ich ſehe euch nicht, und doch bleibt ihr droben ſtehen allzumal. Was Gott uns ins Herz gelegt, den Schöpfungsdrang, die Kraft des Seins — Thoren zweifeln daran, begreifen es nicht; jeder Wicht meint: wer das Große im Kleinen will ſchaffen, und immer ſtrebt, und ganz es will, vollbrächt' es nicht! — Blenden könnt' Ihr und tödten, doch zum Vertilgen ſeid Ihr zu ſchwach. Da ſitz' ich im tiefen finſtern Thurme bei Molchen und bei Schlangen. Ihr habt mich trefflich gefangen, in ewige Feſſeln geſchlagen den Blick; — doch, doch ſpott ich Euer, und wimmere nicht. Ich hab' ja mein Werk gedacht und vollbracht! Es iſt und wird auch bleiben. Ich habe es mit Leben und Kraft beſeelt; und ſo oft ein Menſchenalter ſich dreht, und ſo oft der Hahn ſich ſchüttelt und kräht, und ſo oft der Tod den Hammer erhebt und auf die Glocke ſchlägt, weiß ich, daß die Schuld durchs Herz Euch bebt und hämmert, und Euch ſo daran mahnt, was Ihr dem Meiſter Arges gethan." So ſaß der Meiſter wohl Wochen lang und Monde ſtrichen vorüber, er ſaß in ſeinem tiefen Thurm, bei Ottern und bei Schlangen. Der Schließer, ein alter Mann, brachte ihm alltäglich die magere Koſt; es graute ihm zwar vor dem, was der blinde Meiſter gethan, daß er dem Böſen den Bund beſchwor; doch, ſah er den Blinden recht forſchend an, ſo glaubt' er's faſt nicht; — finſter und ſtolz war wohl deſſen Geſicht, aber von Schul

Digitized by Google

drinnen nichts zu lesen, und nichts von Neue. Eines Tages kam er wieder in den Thurm und brachte dem Blinden Imbiß und Trank, eine Kanne Weins. „Den trinkt," sprach er, „Meister, getrost! Den schicken Euch nicht die fürsichtigen Herren; sondern ich labe Euch zu Gast, ich habe ihn vom eignen Faß gezapft, und that es gern." Dann sah er ihn wieder lange an, und freute sich daran, wie dem Meister der edle Wein wohlthat. Nun konnt' es's nicht länger verhalten, faßte den Blinden an der Hand und sprach ihm leise ins Ohr: „Ich weiß es gewiß, ich hab' es erhorcht, warum Ihr hier im Thurme sitzt, gebiendet und gefangen. Es haben die weisen fürsichtigen Herren, als Ihr das Meisterstück vollbracht, gefürchtet und sich fürgesehen, daß Ihr im Leben kein zweites vollbringt, einer andern Stadt zu Ehren und Zier. Das glaubet mir! Denn eifersüchtig sind sie darauf, und brachten's mit trefflichem Witz heraus. — Eure armen Augen sind nun einmal hin, Ihr sitzt gar fest geborgen, und Straßburg gilt für die einzige Stadt, die von Eurer Kunst ein Meisterstück hat, man soll sie nennen und preisen. O armer Mann, blind und in Noth, gefangen hart bis in den Tod, in schweren engen Eisen!" Der Meister horchte, und sann und sann; er rüttelte und schüttelte die Ketten gar wild und ballte die knochigten Fäuste. „O Schlieser, willst Du mir was Liebes thun?" — „Ja, Meister, mit tausend Freuden." — „So geh' zu den weisen fürsichtigen Herren, und bestelle meinen besten Gruß, und sage: Wenn sie wollten — ich thät es gern — ich möchte an meiner künstlichen Uhr, blind wie ich bin, doch mit sicherer Hand ein schadhaftes Rädchen verbessern: denn, thu' ich's nicht, — ich hab's übersehen — so muß sie unvollendet stehen und nutzlos für ewige Zeiten." Der Schlieser ging und bestellte das Wort des Meisters. Da beriethen sich die weisen Herren nochmals und befahlen, den Meister aus dem Thurme zu führen, damit er schaffe, was er gelobt. Man führte den blinden betrogenen Mann zu seinem künstlichen Werk. Und als er's nun picken und hämmern hörte, und tausend Kräfte sich regen und die Räder schnurren, und den Tod mit dem eisernen Hammer aufs Glöcklein schlagen, da ward's ihm im Herzen wild und toll, doch aus den Augenhöhlen quoll ihm endlich wieder eine Thräne. „Das hab ich vollbracht," so rief er im Schmerz, und griff sich stolz und fröhlich ans Herz, „das thut mir Keiner gleich, es schafft Euch wahrlich ein solches Werk kein Zweitzer im römischen Reich! Und ich kann's nicht sehen! Doch findet die Hand noch' flink und gewandt, wo das Leben sitzt, die bewegende Kraft." — Er griff ins Werk, und fingerte drin. Horch? Was sprang? Was dröhnte so bang? Wie ein Seufzer war's aus des Sterbenden Brust. — Und der blinde Meister seufzte auch. „Es ist gethan!" sprach er im tiefen Schmerz, sprach's, als hätt' er just einen Mord vollbracht. Dann lachte er laut, — aber die Herren vom Rath hielten den Athem ein und tauschten bang, — es pickte und hämmerte nicht mehr im Werk, der Greis stand still auf der letzten Station, der Tod hielt just einen Arm in die Höhe und ließ ihn nicht mehr sinken. „Was ist das?" riefen sie Alle zusammen, „es stockt das Werk; o Meister, was habt Ihr gethan?" Der Meister rief, — halb lachr' er vor Wuth, die Thränen rollten ihm in den Bart — er rief: „Ich habe mein Werk zerstört. Ich hab' es gedacht, ich hab es vollbracht; ich habe genug gelebt. Doch, daß es nur sei zu eitlem Putz, zum Spielwerk Eurer Prahlerei, dafür war's mir zu lieb. So mag es da stehen für ewige Zeit, destäubt und starr und regungslos, ein Bild von Euch, eine seltene Form, doch fehlt das Leben und die Kraft; mag's stehen, ein Bild der kommenden Zeit, daß einst ein besseres Geschlecht gelebt, gedacht, geschafft, — gelebt, um zu schaffen; es bleibt die Form, es fehlt der Geist, man guckt das Räthsel, das Wahrzeichen an, — den Schlüssel hat Keiner! — O mögt Ihr Gold zum Preise setzen, wer's wieder belebt; Keiner kann's, der Meister nur, der's schuf, und der's selbst zerstört. Gehabt Euch wohl, und setzt fein zu, und macht jetzt mit mir, was Ihr wollt." — Da warfen die Herren den blinden Meister wieder in den finstern tiefen Thurm, und schworen erzürnt: er solle drinnen verhungern. Sie zogen den Schlüssel vom Pförtlein ab, und warfen ihn in den Rhein. Und mancher Preis ward ausgesetzt, das künstliche Werk zu beleben, und manchet kluge Meister kam nach Straßburg in die Stadt. So viel ihrer kamen, sie forschten d'rin, sie pfuschten d'ran; — sie konnten's doch nicht mehr beleben!

Miscellen und Anecdoten.

(Gefährliche Schmuggelhunde.) Die Schmuggler an der französischen Nordgrenze betreiben ihr Geschäft mit großen Hunden, denen sie ihre Waaren aufpacken. Diese Hunde werden zu Hause gut gefüttert, müssen dagegen unterwegs und im Auslande hungern, damit sie um so mehr eilen, ins Inland zurückzukommen. Am 12. Nov. kam eine Bande dreizehner Schmuggler mit ihren bepackten Hunden in das Dorf Gauchy, als eben eine Heerde Kühe ausgetrieben wurde. Die Hunde hatten entsetzlichen Hunger und vergaßen so alle Zucht, daß sie

Digitized by Google

über eine Kuh herfielen, sie niederwarfen und ohne Zweifel zerrissen hätten, wenn nicht die Bauern mit Prügeln herbeigeeilt wären und sie in die Flucht geschlagen hätten. Der Berichterstätter zittert bei dem Gedanken, daß ein vereinzelter Mensch einer solchen hungrigen Meute in den Weg kommen und das beklagenswerthe Opfer eines thierischen Selbsterhaltungstriebs werden könnte.

(Arme in England.) Gegenwärtig enthalten die Armenhäuser und dergleichen der Hauptstadt 30,000 Arme, die saft ausschließlich Greise oder Kinder sind. Ueber 100,000 Bedürftige werden überdies in ihren Wohnungen unterstützt. Die Summen, welche die Kirchspiele jährlich ausgeben, belaufen sich auf nicht weniger als 2½ — 3 Millionen Thaler. In einem Theile Londons, der zur Grafschaft Middlesex gehört, hat sich die Zahl der unterstützten Armen, die 1840 nur 49,914 betrug, im Jahre 1841 auf 72,815 gesteigert. Von 1841 bis 1843 hat der Pauperismus noch beunruhigendere Fortschritte gemacht; allein in dem Kirchspiele Marylebone stieg die Zahl der Bettler von 2821 auf 5396. — In genauester Verbindung steht das Uebel der Prostitution. Die Zahl der Frauenzimmer, die sich ihr ergeben, ist verschieden berechnet worden. Im Anfange des 19. Jahrhunderts schätzte sie ein Polizeibeamter auf 50,000, die in London lebten, in einigen neuern Werken ist ihre Zahl auf 80,000 angegeben. Der Verfasser eines officiellen Berichts setzt die Zahl auf 7000 in dem Bereich herab, über das sich die Wirksamkeit der Polizei der Hauptstadt erstreckt, so daß, wenn man die der City hinzurechnete, ungefähr eine Zahl von 10,000 solcher unglücklichen Mädchen herauskäme, doch ist sie jedenfalls größer. In einem von aller Leidenschaft freiem Werke nimmt der Doctor Wardlaw nur für die Grafschaft Middlesex 16,675 Mädchen an, die aus der Prostitution ein Gewerbe machen. Man muß Abends in den Londoner Straßen gegangen sein, um sich eine Vorstellung von der wahrhaft unglaublichen Menge von Frauen und namentlich jungen Mädchen machen zu können, welche die Vorbeigehenden anlocken. In St. Giles zählt man auf einem Raume von 700 Yards im Umfange 24 verdächtige Häuser und in jedem derselben 10 Dirnen, und wie viele Theile gleichen diesem. Die Ausdehnung der Prostitution, bemerkt der Verfasser sehr richtig, steht in dem Verhältniß zum Luxus und zu der Armuth. Dieselbe Ursache, welche die Männer zu dem Verbrechen treibt, wirft die Weiber dem Laster in die Arme; Diebstahl oder Prostitution, jedes Geschlecht plündert die Gesellschaft mit den Waffen, die ihm die Natur gegeben hat.

— Ringende werden so viele Verbrechen begangen als in Spanien; Todtschläge kommen dort 48 Mal so viele vor als in dem weit mehr bevölkerten Frankreich. Die Habsucht und die Bestechung der dortigen Richter ist aber auch zum Sprichworte geworden, so daß sich die ehrlichen Leute vor der Justiz weit mehr fürchten als die Uebelthäter. Ist z. B. ein Mord begangen worden, so bemüht man sich keineswegs vor allen Dingen den Thätern auf die Spur zu kommen, sondern man verhaftet die Personen, welche den Todten aufheben, oder die Bewohner des nächsten Hauses. Das Eingreifen des Gesetzes wird deshalb am nachtheiligsten gerade für Diejenigen, welche dasselbe unterstützen, oder dem Opfer beistehen wollten. Was die Folge davon ist, läßt sich leicht denken. Sobald man auf der Straße einen Hilferuf oder das Gewimmer eines Sterbenden hört, werden sogleich alle Hausthüren in der Nähe geschlossen und selbst verrammelt, nicht aus Furcht vor den Mörderbern, sondern aus Besorgniß, der Unglückliche könnte in einem Hause eine Zuflucht suchen, oder die Justiz sich einfinden, um Nachforschungen anzustellen. Erscheint ein Alcade, und bemerkt noch einige Lebenszeichen in dem Verwundeten, so läßt er einen Geistlichen rufen; an einen Arzt denkt Niemand. Vor einiger Zeit wurde ein Fremder mitten in Madrid auf einem Platze vom Schlage getroffen, er sank nieder und sah mit dem Gesichte in eine Wasserpfütze. Zufällig war ein Alcade in der Nähe; er trat hinzu, legte seinen Stab auf den Unglücklichen, zum Zeichen, daß er in den Händen der Polizei sei, und ließ ihn liegen, wie er ihn gefunden hatte, bis alle vorgeschriebenen Förmlichkeiten erfüllt waren. Als man den Mann endlich aufhob, war er todt. —

— Es hat ein Franzose wieder einmal eine Rechnung zu Stande gebracht, nach der nächstens etwas Außerordentliches geschehen muß. In der Mitte jedes Jahrhunderts soll nämlich irgend eine große soziale Umwälzung erfolgen: wenigstens, sagt der Franzose, hat diese Regel seit 5 Jahrhunderten gegolten; im Jahre 1440 bewirkte die Erfindung der Buchdruckerkunst den allgemeinsten Umschwung; um die Mitte des folgenden Jahrhunderts trat die Kirchen-Reformation ein; 1650 zertrümmerte Baco und Descartes die bis dahin allein geltende aristotelische Philosophie; 1750 wirkte die Philosophie, welche die große französische Revolution und deren Folgen herbeiführte, also muß 1850 wieder irgend eine durchgreifende Neuerung eintreten,

(Der Patient und der Shawl.) Zu einem pariser Arzte kam in voriger Woche eine ziemlich bejahrte Dame von respektablem Aeußern und sagte, ihr Sohn klöge ihr seit einiger Zeit große Besorgniß ein, es sei ohne Zweifel krank, aber er wolle es durchaus nicht gestehen. Sie ersuchte daher den Arzt, ihn selbst über seinen Gesundheitszustand zu befragen, er werde gegen ihn vielleicht offenherziger sein. Der Arzt willigte ein, und die Dame entfernte sich mit dem Versprechen, bald mit dem Patienten zu erscheinen. Es war kaum eine Stunde verflossen, als sie mit einem, dem Knabenalter kaum entwachsenen jungen Menschen erschien, dessen Gesicht das Gepräge der, blühendsten Gesundheit trug; aber der Schein trügt oft sehr! Der junge Mensch trug ein ziemlich großes Packet, welches er der Aufforderung der Dame zufolge, im Salon ablegte. Darauf wurde er mit einer stummen Handbewegung an den Arzt gewiesen, welcher ihn in sein Cabinet führete, und die Thüre abschloß. Sobald die beiden allein waren, entspann sich folgendes Gespräch. „Sagen Sie, was fühlen Sie denn eigentlich?" — begann der Arzt. — Es macht 1500 Francs und 5 Procent Stonto; hierfür die Foetura. — „Ihren Puls!" — Wir führen keinen Poulet de Soie, ich habe keinen mitgebracht; wenn Sie aber wünschen — — ꝛc. „Zeigen Sie mir Ihre Zunge," — Bei dieser sonderbaren Zumuthung näherte sich das Quiproque seinem Ende, der junge Mensch sah den Arzt erstaunt an, und sagte: „Ich bin nicht krank." — „Ich weiß wohl, daß Sie es nicht gestehen wollen; Ihre Frau Mutter hat mich schon davon in Kenntniß gesetzt." — „Wie! Meine Mutter?" — „Allerdings." — „Sie kennen also meine Mutter?" — „Fast seit einer Stunde. Ist es denn nicht die Dame, mit der Sie kamen?" — Ohne eine Antwort zu geben,

Digitized by Google

eilte der junge Mensch aus dem Cabinet in den Salon; die Dame mit dem Packet war verschwunden. — Die listige Betrügerin hatte sich von dem Aezte unmittelbar in eine der berühmtesten Shawlhandlungen begeben, wo eine neue Sendung indischer Cashemire wohl zu einem solchen Abenteuer Veranlassung geben konnte. Nachdem sie sich eine Menge der schönsten Shawls hatte zeigen lassen, war ihre Wahl auf einen der prächtigsten Exemplare gefallen, welches ihr mit 1500 Francs berechnet wurde. Die Dame hatte die Summe nicht bei sich, sie bat daher, einen Commis mit in ihre Wohnung zu schicken, wo sie den Betrag sogleich auszahlen werde. Der Shawl war sorgfältig zusammengelegt, der junge Mensch nahm das Packet, und wurde von der Betrügerin in die Wohnung des Arztes geführt, und diesem als ihr Sohn vorgestellt. Der Arzt ließ ihn als vermeintlichen Patienten in sein Cabinet treten, der Commis dagegen meinte, er werde in das Casseezimmer geführt, um den Betrag seiner Rechnung zu erhalten.

— Bei der jährlichen Brautschau in Petersburg hatte eine reiche Kaufmannstochter ihre zwei Töchter, um sie bald an den Mann zu bringen, folgendermaßen ausstaffirt: Jede trug am Halse sechs Dutzend vergoldete Theelöffel an einer goldenen Schnure, darüber zwei Reihen ächter Perlen, in dem Gürtel staken drei Dutzend vergoldete Eßlöffel und vorn und hinten kreuzweise zwei große Punschlöffel.

— In einem Streite zwischen Vater und Sohn, in welchem der letztere Recht zu haben behauptete, rief jener diesem zu: „Ich habe meinen Aeltern mehr Freude gemacht als Du den Dreingen." — „Ihr werdet auch saubere Aeltern gehabt haben," erwiederte der Sohn. „O, gewiß bessere wie Du, schrie der aufgebrachte Vater.

— Ein Coiffeur macht darauf aufmerksam, wie wichtig für den Geist ein reichet Haar sei, und empfiehlt Allen, die geneigt sind, Kahlköpfe zu werden, dies nicht blos des äußern Ansehens, sondern auch der geistigen Kraft wegen sorgfältig durch Tinkturen, Pomaden u. s. w. zu verhindern. Unsere Leser mögen entscheiden, ob er Recht hat, wenn er sagt: „Haben Sie bemerkt, daß diejenigen Frauen, welche schöne Haare haben, auch immer die geistreichsten sind? Die Wärme, welche durch diese Hülle dem Gehirn mitgetheilt wird, ist der Entfaltung des Gedankenlebens am günstigsten. Der schnellere Umlauf der Säfte setzt die Kräfte des Geistes in größere Bewegung. Besonders äußert sich dieser Einfluß am wirksamsten in Betreff der Phantasie. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Gedanken beim Erwachen die besten sind, daß die kühnsten dichterischen Antwürfe im Bett gemacht werden, daß eben darselbst den Philosophen die besten Ideen einkommen. Das kommt daher, weil der Kopf von der Bettwärme angeregt ist. Die mittägigen Völker sind wegen der größeren Hitze der Temperatur auch besweegen geistreicher, als die nordischen." — Hieran ließen sich manche Bemerkungen und Fragen knüpfen, z. B.: ob sich bei Julius Cäsar eine Zunahme der geistigen Kraft geoffenbart habe, seitdem er seine Platte mit dem Lorbeer zu bedecken gezwungen war; oder: ob Simson's Stärke nicht vielleicht mehr geistig als körperlich gewesen. Deshalb hasten ihn vielleicht die Philisser und schnitten ihm das Haar ab, damit er auf keinen guten Gedanken zu seiner Rettung mehr kommen möge; diese Handlungsweise wäre allerdings im Sinne der Philister begründet. Möglich auch, daß das Sprichwort: „es ist kein gutes Haar an ihm," weiter nichts bedeutet, als: „er ist ein Dummkopf!" Die Alten reden viel von den „olympischen locken Jupiter's." Sollten sie damit nicht den göttlichen Genius bezeichnen wollen, und schreibt in unserer Zeit, wo so viel vom Cultus des Genius die Rede ist, die Mode nicht langes Haar vor? Bekannt ist ferner, daß die Gelehrten in ihrem Arbeitszimmer gewöhnlich ein Käppchen auf dem Haupte tragen. Das leitet zu der Vermuthung, daß ihnen unter solcher Kopfbedeckung das Denken leichter wird. Wenn sich die Liebenden gegenseitig Locken schenken, so soll dies wohl ein Symbol des innigsten Austauschs ihres Gedankenlebens sein. Ein anderes Sprichwort: „Haare auf den Zähnen haben," sagt so viel als: „den Kopf auf dem rechten Fleck haben." Unter solchen Umständen werden die Friseurs künftig noch eine bedeutendere Rolle spielen, als bisher, und die Menschen mit reichen Locken werden ein günstiges Vorurtheil für ihre geistige Befähigung erwecken. Vielleicht wird es dann Mode, bei der Bewerbung um eine Stelle den einzusendenden Zeugnissen eine Locke oder wenigstens ein Testimonium von irgend einem glaubwürdigen Friseur beizufügen.

— In Pensylvanien hatte ein Gläubiger seinen Schuldner, der nicht bezahlte, setzen lassen. Nach einigen Wochen schrieb der Schuldner an den Gläubiger, er habe ihm einen Vorschlag zu machen, und ersuche ihn, sich bei Gelegenheit zu ihm zu bemühen. Der Gläubiger fand sich ein, und der Schuldner sagte: „Ich habe viel darüber nachgedacht, wie schlimm es für mich ist, daß ich hier sein muß, und auch für Sie, da Sie wöchentlich 1 Dollar und 25 Cents für mich zu zahlen haben. Der Himmel weiß, wie viel Sie für mich noch zahlen müssen, und ich erlaube mir deshalb, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Geben Sie mir die Freiheit und zahlen Sie mir wöchentlich einen Dollar, die 25 Cents behalten Sie zurück und rügen Sie auf diese Weise meine Schuld gegen Sie."

(Der Lebemann.)

Er steiget spät aus seinem Bette,
Durchgähnet matt die Matinee
Und ordnet neben der Toilette
Sich alte Mühe zum Diner.
Hier horcht er auf, des Klatsches wegen
Im Damen-Cirkel bei dem Ther,
Und nimmt, sich etwas aufzuregen,
Beim Freudenmädchen sein Souper.
Im Schlemmer-Schlummerleben trafen
Wir ihn gar oft so Tag für Tag,
Dann von dem Nichtsthun auszuschlafen,
Gähnet gähnend er ins Schlafgemach. —
Gott sauf ihn! — Doch verdunsten leider
Von seiner frühesten Jugend an
Ihn reiche Erbschaft und die Schneider,
So daß kaum Gott ihn bessern kann!

(Auflösung des Räthsels von der Seife in No. 11 des vorigen Quartals.) Rarebdin verdünnte bereits vor der ersten Waschung das weißenlaber gebrauch; so verjüngte er die Alte dies um ein Jahr. — Warum? Sie war trotz jener obigen Phrase nicht sehr faubet, und ein junger, reicher Wittwer sein, ist ein unmenschliches Glück!

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die wattirten Oberröcke haben ein langes rundes Leibchen, das vorn und hinten in Falten gelegt ist; der Rock ist sehr weit und hinter den Hüften in große Bobrenfalten gelegt. Man liebt die Kleider von einfarbigem Cassimir, die mit Sammetstreifen in derselben Farbe und mit von Sammet eingefaßten Schleifen von gleicher Stoffe besetzt sind. Das Leibchen ist sehr hoch und die Aermel sind von der Form, welche man Nonnenärmel nennt. Eine große Pelerine, die noch über die Taille hinunterreicht, vervollständigt diesen Anzug.

Aeußerem sieht man Kleider von schwarzem Moire mit glatten, hohem und gestreiften Leibchen. Die Aermel davon sind aus Einem Stücke, am Ellbogen in Falten gelegt und auf der Achsel mit einem kleinen Ausputze versehen. Das Leibchen läßt sich auch offen machen; man sieht große Aufschlässen über Westen von Pelz und unten an der Taille einige Brandebourgs mit Troddeln hinzu. Diese Brandebourgs gehen dann breiter und stärker werdend auf dem Rocke hinunter.

Zu den Soiréen bereitet man mehr oder minder leichte, mehr oder minder ausgeputzte Kleider vor, die meist offen sind und die Anwendung von Spitzen, selbst von Blonden gestatten, und die in diesem Augenblicke sehr beliebt sind. So besetzt man reiche seidene Kleider mit Spitzen. Andere Kleider von afrikanischem Sammet, von Königsblau, die an den Seiten à l'althanaise offen sind, lassen ein Unterkleid von grellabstechender Farbe sehen. Der oberste Rock ist, namentlich an den Schlitzen, mit Spitzen besetzt.

Zu einem Ball ist nichts schöner als ein Kleid von Tarlatan mit eingestickten Goldpünktchen. Das Leibchen daran ist griechisch und der einzige Rock offen. Zu allen diesen Toiletten gehören sehr verschiedene Kopfputze, frische Capotten und die Armbänder von Perlen. Die Turbane und prächtige Kleinschmiede beschreibene Hüte, reiche Turbane und prächtige Kleinschmiede Hütchen, zu den vertraulichen Soiréen sogar hübsche kleine Häubchen in niedlicher Form, die oft einen offenen Boden haben. Die Kämme, deren man sich dann bedient, sind außerordentlich einfach, von feinem Schildkrot und sehr klein. Die Putzcoiffüren, sowohl die historischen als die Phantasie-Coiffüren sind unendlich verschieden; die Hauptsache bei denselben ist, daß sie zu dem Anzuge und zu dem Gesichte passen.

Die mäntelartigen Ueberwürfe sind so verschiedenartig, daß es den Damen schwer wird, eine Wahl zu treffen, und noch immer kommen neue Formen zum Vorschein; die Capawikoi und Kaftane scheinen indeß vorzugsweise zu gefallen. Wir sahen kürzlich einige wahrhaft prachtvolle. Der eine dieser Kaftane war von schwarzem Sammet, mit Marder besetzt; der zweite von naturfarbigem (Silberhem) Sammet, mit Krepp garnirt, und der dritte von smaragdgrünem Sammet, mit Hermelin besetzt. Zu den meisten wird eine lange Pelerine getragen, die von gleichem Stoffe und gleich besetzt ist.

Gleichzeitig sahen wir mehrere neue Kleider, eines von schwarzem Atlas mit Rovers von Sammet, à la Charlotte Corday, ein anderes von Cassemir mit Atlas-Ausputz. Dazu gehörten zwei hübsche Hüte von rosa Atlas mit Streifen von rosa Sammet und mit einer gekrausten Marabouteffeder; ein anderer Hut war von Sammet, mit einem andalusischen Schleier übergarnirt.

Die veloutirten Fransen mit gleichen Agraffen sehen sehr geschmackvoll aus und finden deshalb auch viel Beifall.

Als etwas Neues läßt sich das Chatelaine-Täschchen anführen, das außerordentlich fein gearbeitet, durchbrochenend und mit Atlas gefüttert ist. Die Mitte bildet eine gothische Rosette von Seide und Gold, welche es vor allen ähnlichen Täschchen auszeichnet. Man hängt es an der Seite am Gürtel an, und das Futter, das sich leicht ändern läßt, wählt man nach der Farbe des Morgenkleides.

Die Schmucksachen und Garnituren von Schmelz sind mehr als je beliebt, seit auch die Damen, wie es die Herren längst gethan haben, das Schwarz vorzugsweise zu begünstigen streben. Man hat deshalb auch den Schmelz höchst verschiedenartig, als Berthe, als Fransen, als Gürtelschnur, als Besitzung vorn auf den Mücken herunter, als Reffile, als Blumen, Armenbänder und Kämme.

Herren-Mode. Der Zwirne erhält offenbar eine knappere Form, aber man macht vielmehr Pallelots, welche den Zwirnes vorn und in den Schößen ähnlich sehen. Wir haben einige gesehen, die auf der Brust genau schlossen und die Hüften vollkommen herausbohren. Der Palletot mit Aufschlägen, Kragen und Klappen von Sammet wird noch immer vorzugsweise gern von den Herren getragen. Die Taille ist ziemlich lang. Die Frads haben eine geringe Veränderung in dem Kragen erfahren, der von neuem sehr breit ist. Die Schöße sind noch immer sehr breit und eckig geschnitten. Die lange, die Hüften gut fassende Weste gehört zeht zu den schönsten Theilen des Anzuges. Die geradegeschnittenen, oder die Brust freilassenden Westen, haben Knopflöcher bis oben hinauf. Die Stoffe, welchen man den Vorzug gibt, sind die gestickten. Zum Staate sind die von gestickrem weißem Piqué, von gestickrem chamois oder schwarzem Cassimir, von einfarbigem Sammet ꝛc. die Sticketei bildet meist eine kleine Guirlande von Blättern und Blumen. Die Hüte haben eine fast cylinderförmige Form, Krempen von schwarzem Sammet, und sind mit weißem Atlas gefüttert. Man versucht noch immer, in das einförmige Herrenceräum eine Aenderung zu bringen. Wie es heißt, sollen auf den nächsten Bällen Fracks von Sammet zum Vorschein kommen, und man glaubt, damit durchzudringen. Diese Fracks sollen von grünem Sammet und mit weißem Atlas gefuttert, oder von violettem Sammet, mit gelbem Atlas gefüttert sein. Ihre Form wird die sogenannte à la Regent sein. Man knöpft sie nicht zu, der Kragen ist ein Stehkragen, wie an dem Unterkamfrack, die Taille schmal und die Länge gewöhnlich. Die Aermel sind oben eng und reichen bis an das Handgelenk. Die Knöpfe sind von Sammet, in der Mitte von Gold und elfenbeinern. Zu dem Aermel befinden sich drei und auf der Brust sechs bis sieben. Zu diesem Frack gehört nothwendig eine Weste mit Stehkragen und man macht sie von dreischieler weißer Seide, oder von erhaben gesticktem weißem Atlas. Dazu wird man einen Busenstreifen von Spitzen und eine weiße Cravate tragen. Die Beinkleider sollen von schwarzem Seidentuch, knapp an dem Beine und gamaschenartig geschnitten sein, so daß man die durchbrochenen feinen Strümpfe und die lackirten Schuhe vollständig sehen kann.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Ueberzieher mit Sammetkragen. Frack mit breiten Schößen. Carrirte Beinkleider. No. 2. Kamika von schwarzer Spitze. Atlaskleid. No. 3. Sammetkleid mit guten Steinen besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VI. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. N. Büchner, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Besser die Hälfte als gar nichts.

Eine Novellette.

In der alten Stadt Dortrecht wohnte Jan Dirk Peroboom, Daubenholzhändler und Besitzer von Sägemühlen und Bauholzhöfen. Jan Dirk hatte alle Eigenschaften, die einen holländischen Kaufmann auszeichnen; doch mangelte ihm jene Klugheit, welche die meisten seiner Landsleute in der Regel bei der Wahl einer Gattin anwenden; anstatt die Tochter irgend eines Handelsmannes aus der Nachbarschaft zu heirathen, um seine commerciellen Unternehmungen zu vermehren, schloß er eine Verbindung, die seinen Verwandten mißfiel und ihm keinen Segen brachte. Eine Reise nach Amsterdam entschied sein Schicksal; er ließ sich fesseln durch die Reize von Coralie Comiso, einer der ersten Tänzerinnen des Theaters, und sehr beliebt in dieser Handelsstadt Hollands.

Frau Coralie war Wittwe, und der Unfall, der sie ihres Gatten beraubt hatte, war nur geeignet, die Theilnahme zu vermehren, die ihr die Besucher der Oper schenkten. Herr Comiso wollte, trotz seiner Beleibtheit, die Rolle des Zephyr in einem neulich aus Paris gekommenen Ballete spielen; denn er gedachte die große Gage zu ziehen, die er für sich und seine theure Hälfte vom Director gefordert hatte. Zephyr sollte in den Lüften schweben, und diese Luftfahrt sollte durch eiserne, um seinen Gürtel befestigte Haken vollzogen werden. Alles ging gut bei der Probe; aber ach! bei der ersten Vorstellung rissen die Fäden; Comiso fiel auf die Bühne; zerbrach mittelst der Schwere seines Falles ein Brett und stürzte in die schmutzige Pfütze, die sich unter dem Theater gebildet hatte, welches auf Pfeiler und in gleicher Fläche mit den Kanälen gebaut war. Bevor man ihm, in Betracht der Langsamkeit der holländischen Zimmerleute, Beistand leisten konnte, war Zephyr bereits ertrunken.

Dieser Vorfall störte das Vergnügen des Abends, und einige ökonomische Zuschauer beeilten sich, nach der Kasse zu gehen, um den Preis ihrer Plätze zurückzuverlangen, behauptend, der Director habe seine Verbindlichkeit nicht erfüllt. Auf die Weigerung des Kassirers gab es eine Reihe von Processen, die mehrere Monate hindurch die sehr großen und sehr dicken Bürgermeister der Stadt beschäftigten.

Nach sechsmonatlichem, ungeduldigem Warten sah man endlich wieder Frau Coralie mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und Elasticität auf der Bühne ihre Kunstsprünge machen. Zur nämlichen Zeit kam Jan Dirk nach Amsterdam. Nach einem reichlichen Mahle, wobei er die Ge-

Digitized by Google

tränke nicht sparte, beschloß er, die Vergnügungen des Tages durch das Theater zu vervollständigen. Er begab sich also dahin; aber kaum hatte er die berühmte, leicht und etwas zwanglos gekleidete Coralie gesehen, so ward er geblendet und ließ sich dergestalt von ihren Reizen fesseln, daß er voller Liebe für die schöne Witwe nach Hause ging.

Die Liebe eines Holländers ist so glühend, wie eines Italieners; aber Jan Dirk entflammte ausnahmsweise wie eine Branntweintonne, wenn man ihr ein Schwefelholz zu nahe bringt. Vergeblich bemühte er sich, das Feuer seiner Leidenschaft zu verlöschen; je mehr Pfeifen er rauchte, desto größer wurde seine Liebe. Bald vernachlässigte er seine Geschäfte, um derentwillen er nach Amsterdam gekommen war und dachte nicht mehr an sein Etablissement in Dortrecht.

Dirks Freunde konnten nicht ahnen, was ihn so lange in Amsterdam zurückhielt. Er selbst war auf die Mittel bedacht, wie er Zutritt bei Frau Coralie erhalten könnte; er gelangte dazu durch Geld und Ausdauer. Bei der ersten Zusammenkunft zeigte er sich so angenehm, als es ihm möglich war; aber er konnte weder geistreich noch munter sein. Er wiederholte seine Besuche, und bald war die geschickte Tänzerin gewiß, in ihm einen ergebenen Sklaven zu besitzen. Indessen gab sie ihm keine entschiedene Aufmunterung; sie beschränkte sich vielmehr darauf, jene tausend kleinen Reize zu entfalten, die einen Mann verführen.

Jan Dirk konnte nicht mehr ohne die schöne Witwe leben; er gestand ihr seine Leidenschaft, legte ihr sein Vermögen zu Füßen und kündigte ihr an, sich in den Kanal zu stürzen, wenn sie ihn verschmähe. Coralie hatte ein zärtliches Herz; ihr erster Mann war bereits ertrunken, der arme Zephyr! sie erwog, daß Dirks Vermögen groß genug sei, um ihr zu gestatten, das Theater zu verlassen — denn man kann doch nicht immer tanzen — und beschränkte sich darauf, einige Bedenkzeit zu verlangen. Jan Dirk war auf dem Gipfel seiner Seligkeit; er hatte so viel Welterfahrung, um zu wissen, daß eine Frau, die sich Bedenkzeit erbittet, bereits entschieden ist. Nach Ablauf von 6 Monaten, verließ sie das Theater und ward Frau Verdoorn nach dem Ritus der katholischen und deformierten Kirche. Die anmuthige Witwe hatte sich die unumschränkte Disposition ihres Geldes vorbehalten, auch verschiedene Stipulationen getroffen, gerade so, als wenn sie ein Engagement mit einem Theater-Director geschlossen hätte.

Dirk, welcher die Vorwürfe seiner Verwandten und die Spöttereien seiner Freunde fürchtete, begab sich mit seiner Frau nach Paris, um dort die Flitterwochen zu verleben. Er überließ die Führung seines Geschäftes einem Buchhalter, der sich diesem Auftrage mit einem Eifer und einer Rechtschaffenheit unterzog, die bei einem Geschäftsführer selten sind. Diese Heirath lieferte während eines ganzen Monates den Stoff zur Unterhaltung der Dortrechter Gesellschaften; aber Dirk, der sich zu seiner Befriedigung, und nicht um seinen Freunden angenehm zu sein, verheirathet hatte, wandte diese Zeit an, um mit seiner theuern Coralie alle Vergnügungsorte zu besuchen, und alle Annehmlichkeiten zu kosten, die Frankreichs Hauptstadt den Fremden darbietet. Alles ging den Neuvermählten nach Wunsch, als endlich der Mann einzusehen begann, daß selbst die Vergnügungen nichts taugen, wenn sie eintönig sind, und er sich nach seinen alten Beschäftigungen zurücksehnte. Die Langeweile bemeisterte sich seiner; seine Gesundheit nahm ab, und er hatte nicht einmal seine Pfeife, um gegen seine Unbehaglichkeit anzukämpfen; denn seine theure Coralie hatte ihm die grausame Bedingung aufgelegt, nicht mehr zu rauchen, da der Geruch des Tabaks ihre Nerven reize. Sie hatte alle Versuche, jene Bedingung zu umgehen, strenge unterdrückt.

Eines Tages hatten die Mitglieder der Oper verabredet, zur Eröhlung nach St. Cloud zu gehen und ein Pique-Nique zu geben, wozu auch Herr und Frau Verdoorn geladen waren; aber Jan Dirk, der seit einiger Zeit mit dem Balletpersonal gebrochen hatte, bewog seine theure Coralie, allein der Einladung Folge zu geben, indem er eine Unpäßlichkeit vorschützte und sie bat, sie möge ihn bei seinen Freunden entschuldigen. Aber kaum waren die Wagen fort, als Dirk mit einem gewissen Gefühl von Zufriedenheit, wie er es seit lange noch nicht empfunden hatte, ausrief:

— Heute kann ich thun, was mir beliebt!

Er hatte versprochen, zu Hause nicht zu rauchen, doch auswärts konnte er dieses Vergnügen kosten; er ging also nach dem Palais-Royal in das holländische Estaminet, und ließ sich mit Allem aufwarten, was er wünschte, besonders aber mit Tabak und der Amsterdamer Zeitung. Der Saal war dergestalt mit Tabaksdampf angefüllt, daß man kaum die Züge der Anwesenden unterscheiden konnte. Aber Jeder schmauchte für sich: Keiner bekümmerte sich um den Andern. Hier nun füllte Dirk seine Pfeife drei Dutzend Mal, jede mit einem Glase Schiedam begleitend, den er seit seiner Ehe nicht mehr genossen hatte.

Als er wieder nach Hause kam, warf sich Dirk auf ein Sopha und schlief ein. Frau Coralie Verdoorn, die

Digitized by Google

während des ganzen Tags die reine Luft von Saint-Cloud geathmet hatte, glaubte bei ihrer Ankunft durch den schrecklichen Geruch des französischen Tabaks zu ersticken, der als ein Product des Monopols sicher der abscheulichste ist, den es auf der Erde gibt.

— Ach, mein Gott! rief sie beim Eintreten, dieser Geruch erstickt mich! was ist denn während meiner Abwesenheit vorgefallen?

In diesem Augenblicke nahm sie Dirk wahr, der behaglich ausgestreckt lag und sehr hörbar schnarchte. Sie schüttelte ihn lebhaft beim Arme, und fragte ihn, was er gemacht habe. Luft und Temperatur Hollands influiren auf den Nationalcharakter und bringen in Geist und Körper eine phlegmatische Disposition hervor; aber die Holländer sind sehr reizbar, wenn sie mehr als gewöhnlich getrunken haben. So antwortete auch Dirk seiner Frau sehr barsch, worauf ein Zank entstand, in welchem Peroboom Coralien vorwarf, sie habe ihn wegen seines Geldes geheirathet, und sein Bedauern, eine Thorheit begangen zu haben, an den Tag legte. Coralie zog sich in ihr Zimmer zurück, höchst ungehalten über die Aufführung ihres Mannes, und Dirk fiel wieder auf das Sopha und gab sich tiefen Betrachtungen hin. Das war der erste Zank, der dies glückliche Verhältniß störte.

Coralie konnte kaum ihren Ohren trauen; denn in ihrer Eitelkeit bildete sie sich ein, ihr Mann liebe sie immer leidenschaftlich, wiewohl sie ihn nie geliebt hatte. Den folgenden Morgen kam sie ihm entgegen, um die Versöhnung zu beschleunigen; doch ihr Versuch war vergeblich. Von diesem Augenblick war die häusliche Ruhe geschwunden. Dirk hatte seine Freiheit wieder erlangt, und mißbrauchte sie dazu, sich mit Branntwein und Tabak zu betäuben. Seine Gesundheit wurde dadurch stark angegriffen, und der Arzt verordnete ihm die Bäder von Aachen.

Eines Tages, als Herr und Frau Peroboom in den Umgebungen dieser Stadt spazieren fuhren, gewahrte Coralie unter der Thür eines kleinen Hauses zu Burtscheid einen Mann, dessen Gesicht ihr nicht unbekannt war; es war dies ihr ehemaliger Schuhmacher zu Amsterdam, Schek Stalman. Zum leichteren Verständniß dieser Erzählung ist es nöthig — daß der Leser die Bekanntschaft dieser Person mache.

Frau Coralie brauchte während ihres Aufenthaltes in Amsterdam viele Schuhe, drei Paar jeden Abend. Schek Stalman war ihr Schuhmacher und hatte an ihr eine gute Kundin. Obgleich er ihr zuweilen lange Credit schenken mußte, war er doch mit ihr zufrieden, da sie seine Rechnungen aufs Freigebigste zahlte. Kurz, Stalman kannte die Länge des Fußes der Frau Coralie vollkommen und bekleidete sie vortrefflich mit seinen Erzeugnissen. — Als die Witwe ihm die letzte Rechnung bezahlte, erstaunte sie über seine außerordentliche Aehnlichkeit mit Peroboom. Da der zwischen Frankreich und Holland abgeschlossene Handelsvertrag den freien Eingang der französischen Schuhe gestattete, wurde Stalman von seinen Kunden verlassen, und da seine Anstrengungen, sich in Amsterdam aufrecht zu erhalten, vergeblich waren, so beging er in seiner Verzweiflung eine Zuwiderhandlung gegen die Gesetze, die ihm eine Verurtheilung zu sieben Jahren Gefängniß zuzog. Nach Erstehung seiner Strafe zog er sich nach Burtscheid zurück, wo wir ihn so eben wieder gefunden haben.

Unterdessen nahm die Gesundheit Perobooms mit jedem Tage ab; weder die Bemühungen der Aerzte, noch das Mineralwasser führte eine Besserung herbei. Als er sich dem Tode nahe sah, gab er seiner Witwe zu erkennen, eine letztwillige Verfügung zu treffen; aber der Notar konnte nicht gleich kommen, und eine starke Krisis machte Dirks Leben ein Ende, bevor er sein Testament zu machen vermochte. Coralie war allein geblieben; sie sammelte alle ihre Kräfte und Geistesgegenwart und gewahrte bei einem flüchtigen Blick auf ihre Lage, daß sie zu Grunde gerichtet sei. Doch sollten die Prüfungen, denen sie seit ihrer Kindheit unterworfen war, ihr ein Mittel angeben, um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Kurz, sie fand ein Mittel, das ihr unfehlbar schien.

Zuvörderst entschloß sie sich, keinen Lärm in dem Gasthofe zu machen, den sie bewohnte; bei einbrechender Nacht verschloß sie sorgfältig ihr Schlafgemach, indem sie den Dienstboten sagte, Dirk ruhe, und man möge nicht eher vor ihm erscheinen, bis er schelle; sie werde in den Garten gehen, wo man sie bei dem geringsten Geräusche rufen solle. Hierauf hüllte sie sich in einen weiten Mantel, ging heimlich aus, und richtete ihre schnellen Schritte nach dem kleinen Dorfe Burtscheid; dort klopfte sie an die niedere Wohnung Stalmans.

— Haben Sie meine Güte in einigem Andenken behalten? fragte sie diesen Mann.

— Und mehr Erkenntlichkeit, als ich zu sagen vermag.

— Alsdann müssen Sie eilig, ohne mich im Mindesten zu befragen, mit mir nach Aachen gehen.

— Ich bin bereit, Ihnen zu folgen.

Sie machten sich sogleich im Dunkel der Nacht auf den Weg, und Coralie setzte unterwegs dem Schuhmacher den Dienst auseinander, den sie von ihm erwartete. Sie

Digitized by Google

ſagte ihm, ihr Mann ſei verſtorben, ohne, wie er doch die Abſicht an den Tag gelegt habe, ein Teſtament zu ihren Gunſten machen zu können; ſie habe die vollkommenſte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ihrem Gatten bemerkt; eine Verwechſelung ſei mithin ſehr leicht, und ſie könne dadurch ein Teſtament erlangen, das ihr das Vermögen ihres verlebten Gatten ſichere. Sie verſprach Stalmann eine Belohnung, die ſeine Exiſtenz für die Dauer ſeines Lebens ſichern ſolle, wogegen dieſer ſich verpflichtete, nach den beſten Kräften dieſen Auftrag zu erfüllen. Frau Coralie ließ ihn ſich im Garten verbergen, und ſagte ihre Kammerfrau beim Eintreten in ihre Wohnung:

— Wie hat ſich Ihr Herr in meiner Abweſenheit befunden?

— Sehr ruhig.

— Ich liebe nicht die große Ruhe. Gehen Sie ſchnell nach dem Arzte und ſagen Sie ihm, ich wünſche ihn ſogleich zu ſprechen.

Die Kammerfrau gehorchte. Madame ſchickte ſodann den Koch nach einem Huhn, um Bouillon zu machen, und nachdem ſie ſich ſo von ihrer Dienerſchaft befreit hatte, führte ſie Stalmann ein und verſetzte ihn an den Platz ihres verſtorbenen Gatten, ihm alle ſeine Inſtructionen nochmals einſchärfend.

Der Arzt erſchien bald. Coralie ſagte ihm, ihr Mann befinde ſich etwas beſſer und ruhe; ſie habe ihn hauptſächlich rufen laſſen, weil Peroboom, der noch kein Teſtament gemacht, dieſe Pflicht zu erfüllen wünſche, und ſie als Fremde doch nöthig habe, einen Notar empfohlen zu werden. Der Arzt ſtimmte ihr vollkommen bei und verſprach ihr, ſeinen Amtsbruder zu ſenden, auf den ſie rechnen könne. Frau Peroboom war, als der Notar, begleitet von Zeugen, ankam, in großer Angſt.

— Er iſt wach, ſagte ſie zu dieſen Herren, die auf ihren Fußſpitzen eintraten.

Sie wandten ſich an Stalman, der mit ſeinem kränklichen Geſichte leicht für den Kranken gelten konnte, und bat ihn, ſeine Abſichten, bezüglich der Verfügung über ſein Vermögen, an den Tag zu geben. Der Notar hatte bereits die Einleitung des Actes niedergeſchrieben, als Stalman mit ſchwacher Stimme ſagte:

— Ich gebe meiner theuern Coralie die Hälfte meines Vermögens.

— Die Hälfte? rief dieſe.

— Die Hälfte, erwiederte der angebliche Kranke; die andere Hälfte überlaſſe ich Schek Stalman, Schuſter in Burtſcheid, ehedem in Amſterdam.

Nach Beendigung des ernſten Actes zogen ſich Notar und Zeugen zurück und ſagten dem Sterbenden einige Worte des Troſtes. Darauf erhob ſich ein Streit zwiſchen Coralie und Stalman; als dieſer jedoch ſeine Mitſchuldige ſehr entſchieden gefragt hatte, ob ſie lieber den Betrug entdeckt ſehen wollte, fügte ſich dieſe und ordnete das Begräbniß des Jan Dirk an und tröſtete ſich mit dem Gedanken:

„Beſſer die Hälfte, als gar nichts.“

Eine Auction in Neu-Orleans.

Die franzöſiſche Börſe, oder wie die Anglo-Amerikaner ſie nennen, die St.-Louis-Exchange, ein palaſtähnliches Gebäude in der Rue St.-Louis, iſt der Ort, wo die meiſten Geſchäfte der Pflanzer abgeſchloſſen werden. Die Tagesblätter hatten unter der Aufſchrift: „Slave! Sale! unlimited!“ die Anzeige gebracht, daß die Herren Jos, A. Beard und Comp., Sklavenhändler, zwei Neger, eine Mulattin und eine Quadrone zur Auction bringen würden; ich war neugierig, den Menſchenhandel mit anzuſchauen und verfügte mich in Begleitung eines in Neu-Orleans anſäſſigen Freundes nach der St.-Louis-Exchange.

Den größten Theil des Erdgeſchoſſes nimmt ein geſchmackvoll decorirter Saal ein, deſſen Decke von Marmorſäulen getragen wird. Dem Haupt-Eingange gegenüber erhebt ſich eine Tribune, auf der während des Tages der Auctionair ſich niederläßt, und die, bei abendlichen, politiſchen Zuſammenkünften, von dem Präſidenten des Meeting eingenommen wird. Links vom Eingange befindet ſich die Schenke, die im ſüdlichen Theile der Union den Haupt-Anziehungspunkt im öffentlichen Leben der Amerikaner bildet; auf der rechten Seite gewahrt der Eintretende eine lange Reihe eleganter Pulte, auf denen die Tagesblätter ausgebreitet liegen.

Fremde aus allen Ländern, größtentheils Capitaine der im hieſigen Hafen befindlichen Schiffe, Kaufleute aus dem Norden und fernen Weſten gingen hier auf und ab, oder verkehrten im eifrigen Geſpräch mit heißblutigen Creolen, Alle, nach der Landesſitte, mit bedecktem Haupte; engliſche, franzöſiſche, deutſche, ſpaniſche, italieniſche Worte ſummten und gellten chaotiſch durcheinander, wie wenn hier die babyloniſche Sprachverwirrung eine neue Auflage erlebt hätte. — Dort, dieſer junge, ſchlanke Mann mit dem glänzend ſchwarzen, ſeidenartigen Zwickelbärtchen, dem ſorgfältig gekräuſelten, duftenden, blauſchwarzen Haare, dem etwas gelblichen, aber regelmäßig ſchönen Geſichte, welches durch das ſchwärmeriſche Feuer der gro-

Digitized by Google

ſen, dunkeln Augen einen ſo hinreißenden Zauber erhält, iſt einer der reichſten Pflanzer Louiſianna's und, da er unvermählt iſt, aus zwiefachem Grunde der Abgott aller jungen Damen, die verſorgt zu ſein wünſchen, und aller bejahrten Herren, welche ſo glücklich ſind, ſich von heirathsfähigen Töchtern Vater nennen zu laſſen. Sein Anzug, einfach, geſchmackvoll und dem Klima angemeſſen, beſteht aus Leibrock und Beinkleidern von dem feinſten iriſchen Linnen, nach dem neueſten pariſer Schnitte gearbeitet, ſteif geſtärkt und von ſo blendender Weiße, daß der Schnee auf Spitzbergen grau dagegen erſcheinen würde. Der Hemdkragen, der, von keiner Cravate gehalten, graciös auf die Schultern herabfällt, und die kleinen, mit ſeidenen Halbſtiefelchen bekleideten Füße geben ihm ein ſanftes, faſt mädchenhaftes Anſehen. Nur eine Buſennadel bekundet den Millionair, ſie beſteht aus einem einzigen Brillanten von ſeltener Größe und dem reinſten Waſſer, der ausſieht, als hätte ſich ein köſtlicher Thautropfen aus der Tropen-Region auf ewige Schneefelder verirrt. Dieſer ſanftblickende Pflanzer gebietet über mehr als 2000 Sklaven, deren Schickſal von dem Hauche ſeines Mundes abhängt; er ſoll ein gütiger Despot ſein, und ſich gegen ſeine Sklavinnen, beſonders wenn ſie ſchön ſind, ſogar ungemein zärtlich benehmen. Sein Harem, flüſterte mir mein Begleiter zu, enthält Schönheiten in allen Farben-Nüancen, vom Ebenholze bis zur Weiße des Aladaſters.

— Bis zur blendendſten Weiße? Sie ſcherzen! rief ich ungläubig.

— What a greenhorn you are! (Welcher Neuling ſind Sie doch!) rief mein Freund, die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagend. Wie? Sie ſind bereits 14 Tage hier und haben noch keine Quadrone geſehen? — Sie ſollen nächſtens einen Quadronen-Ball mitmachen und ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß Eure kalten Nordländerinnen ſchwarz dagegen ſind.

— Wenn das iſt, woran erkennt man ihre Neger-Abſtammung?

— Der Fremde vermag dies in der erſten Zeit allerdings nicht, denn die Kennzeichen laſſen ſich nur fühlen, aber nicht beſchreiben. Das Haar der Quadrone iſt nicht etwa wollig, wie es das ihrer Urgroßmutter war, ich möchte es faſt zu ſchlicht nennen. Auch iſt es nicht immer rabenſchwarz, ſondern ſehr oft völlig nußbraun, aber ein gewiſſer matter Glanz hat ſich darüber hingelagert, der ſich nicht näher bezeichnen läßt, aber uns die Abſtammung ſogleich verräth. Auch zieht ſich hinter den Ohren ein Aederchen hin, das pechſchwarz iſt und die Nägel ſind etwas dunkler als bei Leuten von weißer Race. Hatten Sie bereits das Unglück, ſich einem ſchweißtriefenden Neger auf 10 Schritte zu nahen?

Ich lachte.

— Nun, dann wiſſen Sie, daß es möglich iſt, dem Himmel ſelbſt für einen tüchtigen Schnupfen Dank zu ſagen! Denſelben abſcheulichen Negergeruch hat, unter gleichen Umſtänden, ſelbſt die reizendſte Quadrone! — Doch die Auction nimmt ihren Anfang, laſſen Sie uns näher treten!

Mit dieſen Worten zog mich mein Begleiter mitten in das Gewühl der Kaufluſtigen.

Der Mann auf der Tribune glich dem Bilde, das ich mir von einem Menſchenhändler gemacht hatte, nicht im Entfernteſten. Er mochte ſeine acht Stein wiegen, hatte ein doppeltes Kinn, kleine in Fett ſchwimmende Augen und eine kaum aus den Backen hervorragende, rubinrothe Naſe. Sein Schmeerbauch ſah aus, als habe der Beſitzer einen beſondern Sklaven zum Ausziehen der Stiefel nöthig, denn er ſelbſt konnte nicht zu ſeinen Beinen gelangen, die er gewiß in einem Jahrzehnt nicht mit ſeinen Augen geſehen hatte. Von Härte und Grauſamkeit war auf ſeinem Geſichte keine Spur, dagegen ſtanden darauf ſo deutlich, als man nur wünſchen konnte, die Worte: „Auſtern und Burgunder" geſchrieben. Von derſelben behaglichen Beſchaffenheit war auch ſein Anzug: ein weißer Batiſtrock mit roſa Streifen, weiße Beinkleider, Halbſtiefelchen und ein Binſenhut von dem feinen Geflechte, das auf Panama verfertigt wird, mit breiter, zu beiden Seiten aufgeſtülpter Krämpe. Kann ein Anzug wohl friedlicher ausſehen?

Die zu verauctionirende Waare wurde in den Saal geführt. Voran ging die Quadrone mit niedergeſchlagenen Augen und bebenden Lippen, man ſah es ihr an, daß ſie das Unglückliche ihrer Lage fühlte. Ihre Haut hatte die Farbe des Elfenbeines, die Naſe war klein und ſanft gebogen, die kirſchrothen Lippen fein und die Zähne des reizenden Mädchens weiß wie Porzellan.

Hinter ihr kam eine häßliche Mulattin, die durch den Reichthum ihres Anzuges aller Blicke auf ſich zog; ſie trug ein tief ausgeſchnittenes Kleid von gelbem Atlas, einen echten Blonden-Shawl, lange goldene Ohrgehänge und eine maſſive Erbskette von demſelben Metall; ihr wolliges Haupt bedeckte ein reizender Seidenhut von der neueſten pariſer Form.

(Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Während in England Tausende halb verhungern, wissen einzelne Reiche nicht, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollen, und verfallen auf allerlei Tollheiten, um es los zu werden. Ein solcher Reicher in der Grafschaft Sussex machte im Jahr 1835 öffentlich bekannt, er setze eine lebenslängliche Rente von funfzig Pfund aus für den, welcher sich dazu verstände, zehn Jahre unter der Erde zu leben, ohne einen Menschen zu sehen, und während dieser Zeit seine Haupt- und Barthaare ungeschoren und seine Nägel ungeschnitten wachsen zu lassen. Verschiedene arme Teufel, welche wegen geringer Vergehen im Gefängniß gesessen hatten, meldeten sich, die Leibrente zu verdienen. Allein der reiche Mann erläuterte seine Bekanntmachung dahin, daß der Klausner ein Mann von Bildung sein müsse. Nun stellten sich auch die Aspiranten von Bildung ein, so daß der Reiche die Wahl hatte. Er gab einem Manne den Vorzug, welcher musikalische Fertigkeiten mit literarischen Kenntnissen vereinigte. Für ihn wurden drei Kellergewölbe wie Zimmer hergerichtet, das eine als Wohnstube, das andere als Schlafzimmer, das dritte als Badstube. Im ersteren befindet sich ein Clavier und eine ausgewählte Büchersammlung. Sein Essen, welches sehr anständig ist, erhält der freiwillige Gefangene mittelst einer Drehlade, wie man sie in Frauenklöstern und Findelhäusern hatte. Auf demselben Wege kommen ihm auch die Zeitungen zu. Er hat jetzt nahe an acht Jahre gesessen und im Jahre 1846 wird es ihm freistehen, seine 50 Pfund jährlich auf freien Füßen zu verzehren.

(Handelsgeschäfte.) Der wallachische Fürst Bibesco soll dem Sultan den Antrag gemacht haben, ihm das Fürstenthum um 8 Millionen Gulden ganz und gar abzukaufen. Der russische Kaiser hat sich erboten, das Kapital gegen Verpfändung des Landes vorzuschießen und sich nur bedungen, daß das Land ihm zufällt, wenn die Schuld nicht in so und so viel Jahren zurückgezahlt wird. — Der Sultan macht es jedenfalls ganz klug und weise, wenn er seine Länder bei Zeiten verkeilt, und nicht erst wartet, bis sie sich von selbst empfehlen. Der Fürst Bibesco kann übrigens ein gut Geschäft machen, wenn er die Wallachen nun im Detail losschlägt, die letzten dann im gänzlichen Ausverkauf, fort mit Schaden!

(Berlin.) Die Ztg. f. d. eleg. Welt meldet: „Der Graf von Nassau (der gewesene König der Niederlande) ist am 12. Decbr. früh plötzlich gestorben. Er wollte um 9 Uhr sein Hotel verlassen, als er sich plötzlich so schwach werden fühlte, daß er sich, wie er meinte, um sich auszuruhen, in seinen Armstuhl niedersetzen mußte. Einen Augenblick darauf, ohne noch eine Bewegung gemacht, ohne ein Wort gesagt zu haben, ist er verschieden. Er war der Rothschild unter den Königen, wenn auch nicht der König unter den Rothschilden. Auf das Geld seiner Unterthanen hat er sich besser, als auf ihre Herzen verstanden. —

(Königsberg.) Die hiesige Zeitung meldet: daß 40 russische Ueberläufer „mit ihrer Einwilligung" in ihr Heimathsland zurück transportirt werden sollten, die meisten jedoch unterwegs entsprungen sind. — Das mag eine schöne Einwilligung gewesen sein.

— Man hat das Privatvermögen des kürzlich verstorbenen ehemaligen Königs der Niederlande fabelhaft groß genannt; jetzt behauptet man an den Börsen, der „Graf von Nassau" habe nur etwa 40 Millionen Thaler hinterlassen und Rothschild soll geäußert haben: „Ich glaubte, er befände sich in besseren Umständen."

(Apologie des Hundes.) Ein Herr Blaze hat eine „Geschichte des Hundes in allen Zonen" herausgegeben, in welcher folgende Apologie des Hundes vorkommt. „Der Hund," sagt er, „besitzt unstreitig alle Eigenschaften eines gefühlvollen Menschen und leider besitzt der Mensch im Allgemeinen nicht die edlen Eigenschaften des Hundes. Wir machen eine Tugend aus der Dankbarkeit, die nichts als eine Pflicht ist; diese Pflicht ist dem Hunde angeboren. Der Hund kennt nicht das Wort Tugend, das, was wir mit diesem Titel ehren und als ein seltenes Ding bewundern, macht bei ihm den Normalzustand aus. Wo findet man einen Menschen, der nie undankbar, immer liebreich ist, der die Selbstverläugnung bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit treibt, der ohne Gewinn bis zum Tode ergeben ist, ohne Ehrgeiz jeden Dienst leistet, — kurz, der Beleidigungen vergißt und nur empfangener Wohlthaten sich erinnert? Suche ihn nicht, es wäre vergebens; aber nimm den ersten Hund, den Du triffst, und von dem Augenblick an, wo er Dich zu seinem Herrn adoptirt, wirst Du in ihm alle diese Eigenschaften finden. Er wird Dich ohne Eigennutz lieben; sein größtes Glück wird es sein, Dich zu umgehen, und solltest Du Dein Brod betteln müssen, so wird er Dich in diesem Geschäfte nicht blos unterstützen, sondern Dich nicht einmal verlassen, um einem König in seinen Palast zu folgen. Deine Freunde werden Dich im Unglück verlassen, — selbst Dein Weib wird ihre Gelübde vergessen; Dein Hund wird immer bei Dir bleiben, — er wird zu Deinen Füßen sterben, oder wenn Du vor ihm die große Reise antrittst, Dich in Dein letztes Haus begleiten."

(Alter schützt vor Thorheit nicht.) In Schottland ermordete kürzlich ein vierundachtzigjähriger Mann seine fünfundachtzigjährige Frau im Zanke über die Art, wie sie — ihre goldene Hochzeit feiern wollten!! —

(Poetisches Curiosum.) Der Schuhmacher Joseph Wieder zu Würzburg (ein Nachfolger von Hans Sachs) besingt jetzt in der Würzburger Zeitung den Tod seines Sohnes in folgenden Versen:

„Alles stürzt in's Grab — bum!
Der Tod mäht mit der Sichel 'rum
Und auch mein Franz wurde kalt,
O, er war kaum sechs Jahre alt."

— Den Nigritterinnen gebietet die Landessitte, stets eine gewisse Quantität Wasser im Munde zu führen, damit sie nicht — sprechen können.

— Eine Somnambule in Dresden macht dort Aufsehen. Am 23. v. M. wurde die fünfjährige Tochter eines Gärtners vermißt. Sie war ihren kindlichen Gespielen nachgegangen und diese waren ohne sie zurückgekommen; eines der Kinder sagte aus, das kleine Mädchen wäre ins Wasser gefallen. Vergebens waren alle Nachforschungen der Eltern; endlich am

Digitized by Google

dritten oder vierten Tage wendeten sie sich an Amalie Plunger, und diese sagte im hellsehenden Zustande aus, das Kind sei in die Weisseritz gefallen und durch den mit dem Teiche vor dem Zwinger in Verbindung stehenden unterirdischen Kanal vom Wasser in jenen Teich geführet worden; dort würde es zwischen den Schleusen liegen. Auf Antrag der Eltern stellte die Behörde Nachforschungen in dem Zwingerteiche an und — das ertrunkene Kind wurde in den Schleusen gefunden! Die Eltern sprechen im Dresdener Anzeiger vom 1ten ihren Dank der Somnambule aus, daß sie ihnen den Weg gezeigt, ihr todtes Kind noch wieder zu erlangen. Das kleine Mädchen ist merkwürdiger Weise das fünfundzwanzigste Kind der Gärtnerleute.

— Die Montrewuth nimmt in Berlin jetzt so überhand, daß sich die Geschäftsleute im Uebereifern zu den rasendsten Ausgaben versteigen. Namentlich wird mit großen Fensterscheiben geprunkt. In der Königsstraße z. B. befindet sich jetzt an einem Laden eine Glasscheibe, die 1400 fl. rhein. kostet.

— Ein Engländer entwirft in Bentley's Miscellany folgendes nicht sehr schmeichelhafte Bild von seinen Landsleuten. John Bull vergöttert das Weib in der Einheit und haßt es in der Mehrheit. John liebt, aber er ist kein Liebhaber. Das Weib ist der Gegenstand seiner Leidenschaft, selten seiner Achtung. Für ihn sind die Weiber eine Störung im Geschäft und im Vergnügen. Die Engländerinnen wissen, daß sie den Männern, mit denen sie sprechen, zum Ueberdruß sind, und daß diese auf die Gelegenheit harren, in ihre Clubs wegzuschleichen. Dadurch werden sie mürrisch und geistlos. Zu stolz, um gegen die Anziehungskraft des Rauchzimmers und des Whistisches anzukämpfen, und befürchtend, daß Alles, was sie sagen, durch die einem Clubmann zur andern Natur gewordene Spottsucht ins Lächerliche gezogen werde, verdammen sie sich zum Schweigen und lassen ihre Unterhaltungsgabe verrosten. Wir möchten nicht behaupten, daß das schöne Geschlecht in den Harems von Constantinopel geringere Achtung genießt, als in den Gesellschaftszimmern von London.

(Eine polnische Wolfsjagd.) Nach dem Frieden von Tilsit (so ist Herrn H. R. Addison die folgende Beschreibung einer eigenthümlichen Jagdart von einem französischen Officier mitgetheilt worden) kam das Armeecorps des Marschall Davoust in Polen zu stehen. Mein Regiment wurde bei Blonie unfern Warschau einquartirt und ich für meine Person erhielt mein Logis bei dem Grafen Lasseur in dem kleinen Dorfe Cozerki. Ich ging dann wie immer, wenn meine Pflichten mir dazu die Muße ließen, dem Waidmannsvergnügen nach. Auf einem meiner Streifzüge kam mir auch ein Wolf in den Schuß, den ich erlegte. Nicht wenig stolz auf die That, ließ ich denselben durch den Bauer, der ihn mir nach Hause brachte, zu meinem Wirth tragen, um damit zu prahlen.

„Ist das die ganze Frucht Ihrer heutigen Jagd?" fragte der Graf mich fast spöttisch; „wenn Sie daran Gefallen finden, so kann Ihnen gedient werden. Ich will Sie mit einem Verfahren bekannt machen, vermittelst dessen Sie den ersten besten Morgen, der Ihnen convenirt, zehn oder ein Dutzend Wölfe, größer als der da, schießen können, wenn Sie es der Mühe werth halten."

„Der Mühe werth halten? Ei, hundert Meilen weit reise ich um eine solche Jagd."

„Nun denn, paßt es Ihnen Morgen?"

„Ei freilich!" erwiederte ich und begab mich in mein Zimmer, um mich für die Partie des andern Tages einzurichten. Die Erde war hoch mit Schnee bedeckt und es herrschte eine strenge Kälte. Mit Tagesanbruch wurde ich geweckt und eingeladen, in einem mit vier Pferden bespannten Schlitten Platz zu nehmen, in welchem der Graf, warm in Pelzwerk eingehüllt, sich schon eingenistet hatte. Als wir abfuhren, warf der Diener unter unsere Füße noch ein Ferkel in den Schlitten, das so gellend quikte, daß ich es kaum ertragen konnte.

„Aber um's Himmels Willen!" rief ich aus, „was thun wir mit diesem schreienden Thiere?"

„Das sollen Sie schon erfahren, antwortete der Graf; „verhalten Sie sich nur ruhig und ich werde mein Versprechen erfüllen."

„Aha! ich weiß schon; es wird ein Frühstück für uns sein sollen; aber da wäre es doch eben so gut gewesen, es vorher zu schlachten," sagte ich.

„Auch ohne dies Ferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen," entgegnete mein Freund und dampfte aus seinem großen Meerschaumkopfe ruhig fort.

Als wir ohngefähr drei Meilen weit gefahren waren, jagten wir in vollem Gallopp in einen Wald hinein. Das Schweinchen war endlich des Schreiens müde und verhielt sich ganz ruhig. „Kneipen Sie ihm in's Ohr," sagte der Graf nun zu mir.

„Wem?" fragte ich.

„Nun, dem Ferkel!"

Ich that es und das arme Vieh schrie so erbärmlich, daß es durch den ganzen Wald ertönte. Da kamen in weniger als fünf Minuten drei große Wölfe zum Vorschein und rannten unserm Schlitten nach. Nun wurde es mir klar, daß unser kleiner Sänger der Lockvogel für die hungrigen Bestien sein sollte. Obwohl diese noch zu weit entfernt waren, um sie mit einiger Sicherheit auf's Korn nehmen zu können, wollte ich doch schon zum Schuß anschlagen, als der Jäger des Grafen eine mit Stroh ausgestopfte Schweinsfigur, die an einem Steicke von 20 bis 30 Ellen befestigt war, aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, als die gefräßigen Unthiere, in der Meinung, daß unser kleiner Schreihals herausgefallen sei, so wild herbeistürmten, daß sie sich beinahe einander über den Haufen rannten.

In einem Nu feuerten der Graf und ich mit einer Präcision, daß zwei der Wölfe stürzten.

„Welch köstliche Jagd!" rief ich entzückt aus.

„Nur noch ein wenig Geduld; das ist erst der Anfang vom Ende! wir kehren nicht eher heim, als bis ich mein Versprechen erfüllt und wir mindestens das Dutzend voll gemacht haben."

Der Schlitten glitt rasch vorwärts. Nach etwa einer Viertelstunde machten wir wieder von unserer tönenden Lockpfeife Gebrauch und brachten, dasselbe Manöver mit dem ausgestopften Schweinchen wiederholend, die hungrigen Waldbewohner auf's Neue in den Bereich unserer Büchsen. Durch dies Experiment, das wir auf einer Fahrt von etwa fünf Meilen mindestens ein Dutzend Mal wiederholten, hatten wir nicht weniger als vierzehn Wölfe erlegt und traten dann langsamer, als wir gekommen waren, den Rückweg an. Wir fanden von ihnen noch eilf vor und diesen zog der Jäger das Fell ab, eine Operation, die er jedesmal in drei Minuten zu Stande brachte.

Digitized by Google

Die fehlenden drei Wölfe waren von ihren hungrigen Cameraden gefressen worden.

— Ein Hauptrechenmeister hat herausgebracht, daß man aus den gesammten Jahresgagen aller jetzt lebenden Sänger und Sängerinnen einen silbernen Reif um die Erdkugel schlingen und noch ein paar Centner übrig behalten würde. Das klingt fabelhaft, ist aber nicht mehr als billig, denn man bedenke nur, welchen Vorschub ein einziger Triller der Civilisation eines ganzen Volkes leistet! Von den Gagen sämmtlicher Tänzer und Tänzerinnen könnte man wahrscheinlich alle Kinder der Proletarier ganz Europas erziehen und würde noch Geld genug für Pryptaneen übrig behalten.

— Was bedeuten die Ausdrücke Serviles und Liberales? Das sind, erklärte Jemand, die Namen zweier Parteien, worin sich deren Absicht ausspricht. Die Einen wollen sehr Vieles (Serviles), die Andern lieber Alles (Liberales).

(Weiberwuth.) Es muß vor Zeiten böse, bitterböse Frauen gegeben haben, die auch den bravsten Mann zur Verzweiflung brachten. Man findet z. B. im heiligen Fulgentius den bisher unbekannt gebliebenen Grund zur Himmelfahrt des Propheten Elias. Man weiß, welche Händel er mit der Gemahlin des Königs Ahab, mit dieser bösen Sieben hatte. „Nun denn," sagt der heilige Fulgentius, „es blieb dem Propheten nichts übrig. Er mußte sich mit lebendigem Leibe in den Himmel flüchten, um vor Isabell's Wuth sicher zu sein.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Sammet, Atlas und alle reicheren Stoffe sind jetzt fashionable; die Façon der Kleider ist sehr wenig verschieden. Noch trägt man viele hohe Kleider und zum Negligé sind die Ueberröcke beliebt. Für Halbtoiletten sind die Leibchen mehr ausgeschnitten und haben Revers-Berthen von gleichem Stoffe. Die neuen Sammetspitzen gefallen sehr, namentlich als Ausputz an Mänteln, Camails ꝛc. Auch spanische Knöpfe gelten für sehr fashionable; sie sehen aus wie Glöckchen, sind an Ketten befestigt und werden an Chemisettes, auf seidenen Ueberröcken und an dem Leibchen der Sammetkleider getragen. Man hat sie von Gold, von Email und Perlen.

Die Röcke sind noch immer sehr lang und sehr weit, oft ohne allen Ausputz; dagegen sind sie meist vorn schürzenartig ausgeputzt. Man trägt auch lange Gürtel von schottischem Band. Pelz ist sehr beliebt, ebenso sind es die Palletots, die Cazawaikas ꝛc., weniger die Camails.

Die Hüte sind an den Ohren etwas kürzer als bisher, und der Kopf ist etwas höher; unter dem Schleier trägt man mehr Band als Blumen und Schleier gelten für völlig unentbehrlich. Sammet und Atlas sind fast die einzigen Stoffe, die man verwendet, und die Farben Grün, Violet und Schwarz. Marabouts und lange Federn, die fast über den ganzen Schirm hinwegfliegen, Paradiesvögel oder auch nur ein Flügel davon, sind die beliebtesten Ausputze.

Die Morgenhäubchen sind klein, an den Ohren rund und im Boden oft mit durchschimmernder Gaze gefüttert; aller Ausputz, Schleifen ꝛc.; befindet sich büschelartig tief unten an den Wangen. Es gibt sich das bestimmte Bestreben kund, die Coiffüre mehr nach vorn zu tragen.

Da die Kälte sich fühlbar zu machen anfängt, so verschwinden die Cashemirshawls allmälig und werden durch höchst verschiedene mäntelartige Ueberwürfe ersetzt. Die beliebtesten sind von Sammet oder Atlas, fast ohne allen Ausputz. Sollen die Sammetmäntel eleganter sein, so putzt man sie mit Stickereien in Seide aus; die Atlasmäntel dagegen werden hübsch gesteppt, oder mit schwarzen Spitzen, oder einer leichten Posamentirarbeit besetzt. Das Pelzwerk, namentlich der Hermelin, erhält sich in der Gunst und man sieht es als Langshawl und große Pelerinenkragen sehr häufig in den Theatern.

Zu den Kleidern zum Ausgehen wählt man meist glattes oder aestichtes Tuch, Cashemir, Königsatlas, Pekin mit satinirten Streifen und schwarzen oder doch dunkelfarbigen Damast. Die Leibchen sind knapp und hoch, die Aermel eng, die Röcke ganz einfach und mit zwei hohen Volants besetzt. Auch garnirt man die Röcke mit gefälteltem Band von unten an bis an das Ende des Leibchens hinauf, und in der Mitte dieses Bandes wird oft ein etwas dunkelfarbigeres schmales Sammetband angesetzt.

Zu Soirée- oder Dinertanzügen trägt man vorzugsweise Sammet, aber auch glasirten Atlas, namentlich gestreiften, hellfarbigen Damast, Pekins mit kleinen Blumenbouquets auf den matten Streifen und eine Menge broschirter Stoffe. Ein sehr hübscher Anzug der Art ist z. B. ein Sammetkleid mit ausgeschnittenem Leibchen, kurzen engen Aermeln und einer Spitzenberthe. Vorn herunter sieht man zwei Reihen ausgeschnittener Vierecke, durch die man das weiße, oder doch hellfarbige Unterkleid erblickt. Diese etwas langen und offenen Vierecke sind mit einer seidenen Borte eingefaßt und haben an den Ecken kleine seidene Knöpfe oder Bandrosetten. Nach dem Gürtel zu werden diese Vierecke kleiner. Als Kopfputz eine Coiffüre mit Spitzen, oder ein Hütchen mit einer hängenden Feder.

Ballanzüge. Zu den Ballanzügen wird auch diesen Winter der Tarlatan verwendet werden; seine Durchsichtigkeit, Weichheit und Frische sichern ihm die Gunst der Damen. Es passen zu ihm, wie zu den Krepps, alle Arten Ausputz von Blumen und Band und selbst die Stickerei sieht sehr schön auf ihm aus.

Viele Ballkleider haben zwei Röcke, von denen der eine voll und rund, der andere eine an den Seiten offene Tunika ist. Die beiden Röcke erhalten unten an dem Ende eine leichte Stickerei in zwei oder drei Nüancen. Andere Kleider haben zwei oder drei Röcke übereinander, einer immer etwas kürzer als der andere. Sie endigen ebenfalls meist mit einer Stickerei, Auch können der erste und der zweite an der Seite durch ein Band aufgenommen werden.

Tarlatan und Krepp wird man diesen Winter häufig auf Unterkleidern von entgegengesetzter Farbe tragen.

Herren-Mode. Die Herren tragen Burnusse mit Capuzen, reich mit Schnuren benäht und unten herum, wie vorn herunter und an den geschlitzten Aermeln mit schmalen Sammetstreifen besetzt.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Ballanzug. Kleid mit kurzen Aermeln und weiten Spitzenärmeln. No. 2. Kaftan mit Hermelin besetzt. No. 3. Hut mit Schleier. Langshawl von Hermelin.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Eine Auction in Neu-Orleans.

(Beschluß.)

Ein mehr als sechs Fuß hoher Neger, ungefähr in den Dreißigern, mit so breiten Schultern und einer so gigantisch geformten Brust, daß er einer wandelnden, aus schwarzem Marmor gemeißelten Statue des Herkules gleich, folgte ihr auf dem Fuße; er führte einen etwa 12 Jahre alten Negerknaben an der Hand, der durch die Menge der Gaffer eingeschüchtert war und sich, wie zum Schutz, an den schwarzen Riesen anschmiegte: es schienen Vater und Sohn zu sein, denn der Auctionair bemerkte, daß man es gern sehen würde, wenn sie beide einen Herrn bekämen. Es meldete sich jedoch Niemand, der in diesen Wunsch eingehen wollte, und so kamen sie denn getrennt zum Verkauf.

Der große Neger bestieg zuerst einen vor der Tribune befindlichen Tisch; er starrte die Versammlung mit stumpfen nichtssagenden Blicken an, kreuzte sodann die muskulösen Arme über die Brust und starrte vor sich nieder.

— Meine Herren, redete der Auctionair sein Auditorium in französischer Sprache an, das ist der Neger Pompejus, geboren auf der Plantage des verstorbenen Monsieur Montard zu Baton-rouge; er ist 34 Jahre alt und ein ausgezeichneter Koch. — Ein Gebot auf Pompejus, meine Herren!

— Fünfhundert Dollars! ließ sich eine Stimme vernehmen.

Der Auctionair warf dem Bieter einen mitleidigen Blick zu und schwieg. Ein kleiner säbelbeiniger Creole, der wie eine Mohrrübe mit doppelten Ausläufern aussah, drängte sich durch die Menge und besah den Neger von allen Seiten: Garantirt? redete er den Händler an.

— Vollkommen! war die Antwort.

— Also gesund?

— Vollkommen, er müßte denn die Schwindsucht haben!

Hier brach die Versammlung in ein wieherndes Gelächter aus und Pompejus zog den Mund vor Wonne von einem Ohre bis zum andern.

— Lesen Sie hier das Zeugniß eines hiesigen Arztes, und nun, ein Gebot, meine Herren!

— Noch 50 mehr! ließ sich wieder Einer vernehmen.

— Aber meine Herren! Aus Rücksicht zu Pompejus bitte ich Sie, den Spaß nicht zu weit zu treiben! Der Aerger, sich so verschleudert zu sehen, macht den Burschen noch gelbsüchtig!

Digitized by Google

Unter diesen und ähnlichen Späßen ging die Versteigerung vor sich, bis Pompejus dem kleinen Creolen für 988 Piaster zugeschlagen wurde.

Jetzt bestieg der Negerknabe den Tisch.

"— Hier ist Hamlet, ein Sohn des Pompejus, aus demselben Nachlasse! Kerngesund, meine Herren, und erst 12 Jahre alt. — Das beste Stück „Ham," das ich jemals unter Händen hatte!*)

— Moralitäts-Zeugniß? fragte einer der Umstehenden.

— Tadellos — bis auf einen Hausdiebstahl! antwortete der Auctionair.

— Ein Dieb, ein Dieb! lief es durch die Versammlung; Viele wandten sich achselzuckend ab.

— Wenn der Neger seinen Herrn bestiehlt, was sich höchst selten ereignet, so geschieht dies aus Manie und er ist dann gewöhnlich unverbesserlich! flüsterte mein Begleiter mir zu.

— Du hast also Deinen Master bestohlen, Du kleiner Satan! He? rief ein Creole, sich zu dem Knaben wendend.

— Nur ein Mal! schluchzte der Schwarze. „Aber viel Prügel bekommen, nicht fehlen wieder!

— Der Henker traue einem Neger! Ich mag Dich nicht geschenkt! schrie der Creole.

— Monsieur Follain! Sie erzeigen mir vielleicht die Gewogenheit, gegen Vergütigung von einem Dollar, den Saal zu verlassen? rief der Auctionair, mit dunkelrothem Gesicht dem Creolen einen papiernen Piaster hinhaltend.

— Mit Vergnügen! erwiederte Monsieur Follain, einer der reichsten Bewohner der Stadt, steckte den Dollar in sein Taschenbuch und eilte lachend von dannen.

Der kleine Hamlet wurde einem deutschen Arzte, der einen Kutscher brauchte, für 200 Dollars zugeschlagen. Die Quadrone bestieg jetzt den Tisch.

— Dies, meine Herren, ist Aggy, 15 Jahre alt, wie Sie bemerken werden, von sehr gewinnendem Aeußern! Es ist auf ihre Ausbildung etwas gewandt worden, denn sie schreibt und spricht richtig französisch, versteht das Kleidermachen und ist in der feinen Wäscherei nicht ungeübt. Ein Gebot auf Aggy, meine Herren!

— Darf ich fragen, rief hier Jemand, ob diese Farbige zu demselben Nachlasse gehört?

— Im Gegentheil! Der Besitzer lebt und verkauft sie aus freier Hand.

*) Ham als Abkürzung von Hamlet, eine Anspielung auf das englische: ham — Schinken. — Aehnliche Abkürzungen werden mit allen Neger-Namen vorgenommen.

— Das dachte ich mir, da Sie so schnell über die Beschreibung der Vorzüge hinwegschlüpften; Sie erwähnten der amtlichen Certificate nicht. — Darf man den Namen des Verkäufers wissen?

Der Auctionair blickte verlegen nach der Gegend hin, wo der elegante Creole mit dem Zwickelbärtchen stand, und ihm folgten die Blicke der Anwesenden.

— Sie ist meine Sklavin, sprach der Creole, indem er näher trat.

— Und der Grund Ihres Mißvergnügens mit derselben?

Die Augen des jungen Despoten sprühten Blitze: — Sie sind zum Inquisiter wie geschaffen! rief er spöttisch, nur Schade, daß Sie sich an den Unrechten gewendet haben!

— Aber, bester Herr, wer wird denn gleich Feuer und Flamme sein! Es fällt mir nicht im Entferntesten ein, mich in Ihr Privatleben drängen zu wollen!

— Das will ich auch Keinem rathen!

— Mon Dieu! so lassen Sie mich doch ausreden! Das müssen Sie uns doch sagen, ob irgend ein Gedrehen Aggy's Sie zu dem Verkaufe bestimmt? — Habe ich Recht, oder nicht, meine Herren? wandte er sich appellirend an die Umstehenden, die seiner Behauptung durch Worte und Gebehrden Beifall zollten.

Der junge Creole ging haftig auf und ab, blieb dann vor Aggy stehen und betrachtete sie mit einem verächtlichen Blicke von oben bis unten, dann wandte er sich von ihr ab und murmelte die Worte: Sie schmollt!

— Sie schmollt! Sie schmollt! wiederholte die Versammlung unter bedeutendem Achselzucken.

Ich sah meinen Begleiter fragend an: — Die bringt nicht viel! flüsterte dieser. Ein Farbiger, der schmollt, ist keinen Cent werth! Das ist eine Gemüthskrankheit, die den Besitzer zur Verzweiflung bringen kann, denn ein schmollender Sklave gehorcht selbst der Peitsche nicht mehr, weder Güte noch Strenge bewegen ihn zu der geringsten Dienstleistung und das Ende vom Liede ist, daß er sich zu Tode hungert!

Es wollte sich anfangs kein Käufer finden, endlich drängte sich ein Neuangekommener hinzu; er schien sich im Laufen sehr erhitzt zu haben, den er trocknete sich den Schweiß, der durch seine Kleider drang, von der Stirn, nickte dem jungen Creolen zu und bot 300 Piaster.

Sobald Aggy den Ton dieser Stimme hörte, schien sie aus ihrer Lethargie zu erwachen, denn eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen: sie warf dem Kaufslustigen einen Blick zu, in dem ein ganzer Roman zu liegen schien; doch schwand dieses Zeichen der Theilnahme mit

Digitized by Google

Blitzesschnelle und die vorige Stumpfheit schien sich abermals ihrer zu bemächtigen.

Außer mir schienen noch Einige den Eifer des Fremden bemerkt zu haben, denn sie trieben das Gebot bis zu einer Höhe von 800 Piaster; sobald sie ihm für diesen Preis zugeschlagen war, stieg er mit Aggy in einen vor der Thür vorüberfahrenden, leeren Miethwagen.

— Besuchen Sie mich! rief der junge Creole, der ihm bis zur Thür gefolgt war. Ich habe mehrere Herren auf morgen zur Entenjagd eingeladen!

— Thut mir leid, danken zu müssen! Meine Geschäfte sind dringlich und ich kehre heut Abend nach Bourdeaux zurück.

— Meine Herren! fuhr der Auctionair, nachdem die Mulattin den Tisch bestiegen hatte, fort. Ein Gebot auf Charlotte Jacobs!

Es herrschte große Aufregung unter den Versammelten. Das erste Gebot war 2000 Dollars. Der Auctionair lachte höhnisch. Ein Anderer bot 500 Dollars mehr, ein Dritter 3000.

Mir schien die Versammlung von der Tarantel gestochen zu sein, denn die Gebote jagten sich, bis die häßliche Mulattin zuletzt dem Meistbietenden für 9400 Piaster zugeschlagen wurde. Dabei war es Keinem eingefallen, sich nach Certificaten und früherem Besitze zu erkundigen.

Mein Befremden weidete sich an meinem Erstaunen. — Ein sehr guter Kauf, sagte er endlich, mich auf die Straße ziehend; ein sehr guter Kauf! Ich will Ihnen das Räthsel erklären: Die Mulattin ist die beste und gesuchteste Friseuse in Neu-Orleans, die den elegantesten Damen die Köpfe zurecht setzt. Charlotte hat eigene Equipage, mit der sie zu ihren Kunden fährt, da sie sonst nicht alle bedienen könnte. Ihr früherer Besitzer, der unlängst verstarb, zog von ihr eine monatliche Rente von 100 Piastern; da sie nicht unter 5 Piaster monatlich frisiret, so wird es Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen versichere, daß sie sich, trotz dieser hohen Abgabe an den Master, noch so gut stand, daß sie ihren Mann, einen kohlschwarzen Neger, frei kaufen konnte, der sich denn auch von ihrem Ersparten bereits eine kleine Besitzung gekauft hat, was sie als Sklavin nichts vermag.

Die Warnerin.

Bonaparte's Ernennung zum ersten Consul auf Lebenszeit verlieh ihm die Macht und Gewalt eines Königs, und so ward denn seine Hofhaltung ebenfalls nach und nach zu einer wahrhaft königlichen umgewandelt. Ging man auch bei dieser Umgestaltung langsam zu Werke, ward sie doch unermüdet verfolgt und in obngefähr zwei Jahren vollendet. Man schlug alte Bücher und Vorschriften, die sich über das Ceremoniell verbreiteten, auf das Sorgfältigste nach, man zog alte Höflinge, alte Diener zu Rathe. Fragen: „Wie war das ehedem? Wie verhielt man sich ehedem in solchen Fällen?" waren im Innern des Palastes an der Tagesordnung, und mit einer Art von Aengstlichkeit ging man auf die Gebräuche und Gewohnheiten der Vergangenheit zurück. Mit Recht erklärte der erste Consul den Aufenthalt in den Tuilerien für einen traurigen, wo man weder ruhig noch frei athmen könne, und er brachte daher alle schönen Tage in Malmaison zu; allein Malmaison war zu entfernt von Paris, nur mit Schwierigkeiten konnten die, für eine Hofhaltung unentbehrlichen Umgebungen dahin geschafft werden; übrigens glich auch Malmaison mehr einer Bürgerwohnung, als einem Palaste, und war viel zu klein, um dort die Pracht und den Glanz eines Hofes entwickeln zu können. Bonaparte nahm daher aus eigener Machtvollkommenheit das Schloß von Saint-Cloud in Besitz, umgeachtet er einige Zeit vorher, als ihm dasselbe angeboten wurde, erklärt hatte: „Er würde weder während der Dauer seines Consulates, noch vor Ablauf eines Jahres nach der Niederlegung dieses Amtes irgend ein Geschenk von der Nation annehmen."

Der ehrgeizige Held vergaß schnell seine eigenen Worte, sobald er nur einmal einen Schritt auf dem Wege der Herrschaft gethan hatte.

Es wird erzählt: Der Finanzminister Gaudin sei der Erste gewesen, der bei einer Audienz in Saint-Cloud einen Haarbeutel und Spitzenmanschetten getragen habe; schnell fand sein Beispiel Nachahmer und der Galanterie-Degen und die seidenen Strümpfe verdrängten bald den Säbel und die Stiefeln. Bonaparte selbst trug im Jahre 10 der Republik bei dem Feste des 14. Juli ein in Lyon gesticktes rothseidenes Hoftleid, und man bemerkte, daß die Engländer, welche dem ersten Consul ihre Aufwartung machten, gepuderten Haar und einen Haarbeutel an ihren Kragen befestigt hatten, so wie denn auch einige Höflinge — und dergleichen gab es schon damals wieder in großer Anzahl — den Puder von Neuem hervorsuchten. All dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten hatten einen Anstrich von Wichtigkeit bekommen; die alten Perrückenmacher fingen an, mit den neuen Haarkünstlern zu kämpfen; jeden Morgen wurde der Kopf des ersten Consuls aufmerksam betrachtet, und hätte man ihn ein einziges Mal gepudert erblickt, so würde gepuder-

Digitized by Google

tes Haar sogleich für eine eben so gesunde als bequeme Mode der Revolution erklärt und das natürliche Haar gänzlich verbannt worden sein. Die alten Damen, die noch den Hof Ludwigs XIV. gekannt und sich bei dem neuen Gewalthaber eingeschlichen hatten, stellten sich an die Spitze der Bewegung, und die jungen Frauen zitterten vor dem Augenblicke, wo die Reifröcke und die Toupets wieder eingeführt werden würden; allein Madame Bonaparte schlug sich ganz entschieden auf die Seite der Opposition und ihr vielleicht allein verdanken es noch heute unsere jungen Damen, daß sie nicht genöthigt werden, ihre schönen Haare pudern zu müssen.

Während nun die Macht sogar jenem großen Manne die Kleinlichkeiten aufdrang, denen man an allen Höfen begegnet, während nach und nach der bonapartische Hof eine Nachbildung jenes zu Versailles wurde, war das tägliche für den größten Theil der Personen, welche ihre Pflicht nach Hofe rief, die Messe, die der Audienz jederzeit vorausging. Das war sehr natürlich, denn der Kirchenbesuch war ungemein selten geworden, und Einige von denen, die jetzt vor Bonaparte erschienen, hatten ehemals selbst mitgewirkt, um allen Gottesdienst völlig zu beseitigen. Uebrigens verfuhr man in dieser Messe ziemlich weltlich; die Sängerinnen der Oper ließen sich dort hören und diejenigen, welche an den Fenstern, die nach der Kapelle gingen, keinen Platz mehr fanden, schritten in den Galerien auf und nieder und schwatzten mit einander. Eines Tages wurde die Messe eine Stunde früher gehalten, als gewöhnlich.

„Dies geschieht," sagte der erste Consul, dem der Widerwille nicht entgangen war, den man gegen diesen Zwang empfand, „deshalb, um diejenigen zu entbinden, welche nicht in die Messe gehen wollen."

Indeß besuchte Bonaparte doch öfter die Messe, als es Madame Bonaparte angenehm war. Josephine war ihrem Gemahl ungemein ergeben, wünschte nichts als dessen Glück, und kein Opfer erschien ihr zu groß, das dahin führen konnte; aber eben diese Zuneigung und Ergebenheit der edlen Frau, die spaterhin doch ein Opfer des Ehrgeizes ihres Gatten wurde, und diesen sogar bis zur Ehescheidung trieb, machte sie ungemein eifersüchtig auf Alles, was nur irgend dahin führen konnte, sie Bonaparte entbehrlich werden zu lassen. In Folge dieser Wachsamkeit entging ihr nicht, daß während der Messe das Auge des ersten Consuls unverwandt auf ein und das nämliche Fenster der Galerie gerichtet war, in welchem jederzeit eine junge, ausgezeichnet schöne und mit wahrhaft ängstlicher Bescheidenheit gekleidete Person saß; sie hatte kastanienbraune Haare, blitzende Augen, die freilich in die Welt blickten, einen zierlichen Wuchs und zwei allerliebste weiße Hände, die ein Gebetbuch von rothem Maroquin hielten, dessen Blätter von den niedlichen Fingern umgewendet wurden, während die durch dringenden Augen des Mädchens über die geheiligten Blätter hinwegzuschlüpfen suchten, um den belebten Blicken des ersten Consuls zu begegnen. Das war eine Erscheinung, welche Josephine nothwendig beunruhigen mußte.

„Wer ist dieses junge Mädchen?" fragte die Gemahlin des ersten Consuls die Damen ihrer Umgebung, „sie hat es auf Bonaparte abgesehen! Als der erste Consul unter dem Fenster vorüberging, an welchem sie sitzt, ließ sie ein Briefchen herunterfallen, das Bonaparte aufhob; ich habe das mit meinen Augen gesehen!"

Niemand war im Stande, Josephinens Neugier befriedigen zu können; ein Theil behauptete, die junge Dame sei eine Engländerin, welche erst kürzlich nach Frankreich gekommen wäre; Andere meinten, sie sei eine ganz neuerdings von der Liste der Verbannten gestrichene Emigrantin, die der Vermittelung des ersten Consuls verdürfe.

Nach der Audienz, welche auf die eben erwähnte Messe folgte, wollte Bonaparte im Park spazieren fahren; seine Gemahlin, Joseph, Duroc, Hortense, die so eben Ludwig Bonaparte geheirathet hatte, und der Consul Cambaceres, stiegen in den Wagen. Der König von Preußen hatte kurz vorher Bonaparte einen kostbaren Postzug geschenkt und die vier edlen Rosse zerstampften ungeduldig den Boden. Dem ersten Consul fiel ein, selbst fahren zu wollen; er ließ daher den Kutscher absteigen und setzte sich auf den Bock. Die Fahrt begann, allein bei dem Gitter, welches den Garten von dem Park scheidet, fuhr er gegen einen Prellstein, verlor das Gleichgewicht und fiel vom Wagen; zwar wollte er sich wieder erheben, indeß er fiel abermals wieder und verlor die Besinnung. Die Pferde, ihres Führers beraubt, verfolgten die Straße, Duroc sprang aus dem Wagen, erfaßte glücklicher Weise die Zügel und brachte die ohnmächtig gewordene Josephine nach dem Gitter zurück. Bonaparte wurde nach seinen Zimmern gebracht; als er sich wieder erholt hatte, griff er maschinenmäßig in seine Westentasche und zog aus demselben das Papier hervor, welches in der Kapelle vor ihm niedergefallen war. Josephine, die ihm über die Schulter sah, las die mit Bleistift geschriebenen Worte, welche der Zettel enthielt; sie lauteten: „Besteigen Sie heute keinen Wagen!"

„Kein Mensch," bemerkte Bonaparte, „konnte vorher wissen, daß ich heute ein für mich ganz fremdartiges Geschäft vornehmen, noch daß ich so ungeschickt sein

Digitized by Google

würde, gegen einen Prellstein anzufahren. Durocl untersuchen Sie also sogleich den Wagen."

Duroc gehorchte, kam aber sehr bald blaß und verlegen zurück, zog Bonaparte aus dem Zimmer, wo sich Josephine noch befand, in ein anstoßendes Cabinet und sprach hier zu ihm: „Bürger-Consul, wären Sie nicht gegen den Prellstein gefahren und vom Bocke gefallen, so wären wir sämmtlich verloren gewesen; denn in dem Hintersitz des Wagens lag eine, mit Eisenstücken und Pulver gefüllte Bombe, und daneben eine brennende Lunte; jedenfalls würde diese Bombe, wäre sie geplatzt, uns Alle über die Bäume des Parks weit hinweg geschleudert haben. Nur noch wenige Minuten bedurfte es und das Feuer erreichte das Pulver! Man muß sogleich Fouché von der Sache benachrichtigen!"

„Schweigen Sie," entgegnete Bonaparte; „die Entdeckung des ersten Complots erzeugt sogleich ein zweites. — Josephine darf durchaus keine Ahnung von der Gefahr bekommen, in der sie schwebte, eben so wenig Hortense, Joseph und Cambacerès; es muß Alles vermieden werden, was diesen Vorfall zur Oeffentlichkeit bringen könnte; nicht einmal von meinem Unfall dürfen die Zeitungen sprechen. Lesen Sie!" und bei diesen Worten ergriff er ein Buch aus seiner Bibliothek, welches sich über Cromwells Leben verbreitete, schlug eine Stelle darin auf und Duroc las: „Cromwell hatte von einem deutschen Fürsten sechs herrliche Pferde geschenkt bekommen; mit Thurloe allein machte er in einem leichten Wagen, vor dem jene Pferde gespannt waren, eine Spazierfahrt im Hydepark und ihm fiel ein, selbst fahren zu wollen. Ohne Zweifel meinte er wohl, es könne nicht schwerer sein, sechs Pferde zu regieren, als drei Nationen. Allein die jungen raschen Pferde wurden unter der ungeschickten Hand ihres neuen Führers wild, gingen durch und bald wurde der Wagen umgeworfen. Bei dem Sturz ging ein Pistol los, welches Cromwell bei sich trug, jedoch ohne ihn zu beschädigen. Man hob den erschrockenen und zerquetschten Protector auf, der übrigens noch besser davon gekommen war, als Thurloe."

„Ich will nicht," sprach Bonaparte weiter, indem er das Buch wieder wegstellte, „daß man mich mit Cromwell vergleichen soll; jenem Heuchler! jenem Fanatiker! — Habe ich wohl einen König wie Karl I. ermordet? — Duroc, versäumen Sie nächsten Sonntag ja die Messe nicht; ich will Ihnen da eine junge Frauensperson bezeichnen, welche in dem vierten Fenster der Gallerie, mit rechts gegenüber, sitzen wird; betrachten Sie diese Person genau und folgen Sie ihr, wenn sie die Kapelle verläßt, oder schicken Sie ihr Jemand nach; aber jedenfalls schaffen Sie mir über ihren Namen, ihre Verhältnisse, ihre Wohnung Nachricht; ich habe meine Gründe, weshalb ich die Polizei nicht mit diesem Geschäfte beauftragen will. Sie haben doch den Wagen ganz genau untersucht und jenes Mord-Instrument sorgfältig den Augen der Neugierigen entzogen? In dieser Voraussetzung wollen wir noch jetzt im Park spazieren fahren."

Die Spazierfahrt ward wirklich von Neuem unternommen, weil Bonaparte darauf bestand, aber dies Mal ließ er den Kutscher auf dem Bocke.

Am nächsten Sonntage erschien die junge Frauensperson nicht in der Messe zu Saint-Cloud; vergeblich suchte die eifersüchtige Josephine jene zierliche Gestalt, während Bonaparte ungeduldig dem Hochaltar den Rücken zudrehte, um mit seinem durchdringenden Auge jeden, auch den entferntesten Winkel der Kapelle zu untersuchen.

Unterdeß hatte der Winter Saint-Cloud unbewohnbar gemacht. Man näherte sich dem Monate, welchen der republikanische Kalender wohl ganz richtig als den Schneemonat (Nivôse) bezeichnet; der erste Consul kehrte nach Paris zurück und die großen Säle in den Tuilerien wurden wieder geöffnet. Eines Abends — es war am 3. Nivôse — stieg Bonaparte, begleitet von Lauriston, Lannes und Berthier, in den Wagen. Eben sollte dieser abfahren, da lief eine Frau, deren Kopf durch einen schwarzen Mantel verhüllt war, auf dem Carousselplatze eiligst herbei, drängte sich durch das Piquet, welches Bonaparte zu begleiten hatte, hielt ein Papier in die Höhe und rief ängstlich: „Bürger-Consul! Bürger-Consul!"

Bonaparte grüßte sie mit jenem liebenswürdigen, einnehmenden Lächeln, das er so ganz in seiner Gewalt hatte, streckte gleichzeitig die Hand aus, nahm den Brief und sprach: „Eine Bittschrift, Madame? Beruhigen Sie sich, ich werde sie lesen und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Bürger-Consul!" rief die Frau nochmals und rang die Hände. „Um Gotteswillen!" Allein der Wagen, dessen Führer, wie man behauptet, an jenem Abend betrunken war, fuhr wie ein Blitz davon; Bonaparte warf das Papier, das er so eben empfangen, in seinen Hut und sagte zu seiner Umgebung: „Ich konnte ihre Gestalt nicht betrachten, aber der Stimme nach zu urtheilen, war das ein junges Weib.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Der Dieb als Liebhaber.) Kürzlich besuchte die Fürstin Bagration, erste Ehrendame der Großfürstin Helene in Rußland, einen der elegantesten Läden der Boulevards in Paris, als die Commis einen Industrieritter in dem Augenblick ertappten, wie er den an seidenen Schnuren am Arm der Fürstin hängenden Ridicule abschneiden und die mit Gold gefüllte Böese sich zueignen wollte. Als der gutgekleidete Dieb merkte, daß er nicht entkommen konnte, stürzte er der Fürstin zu Füßen und erklärte mit dem Feuer eines ersten Liebhabers, daß er zum Sterben verliebt in sie sei, und sich nur ihres Schnupftuches als eines Andenkens habe bemächtigen wollen, um es auf seinem Herzen zu tragen, bis er sterbe. Zum Unglück gab der inzwischen herbei gerufene Polizeicommissair nichts auf diese Liebeserklärung und ließ den unglücklichen Liebhabrr auf die Polizeipräfectur abführen.

— Der heiße Streit über das vertrauliche Wörtchen „Du" bei der preußischen Landwehr ist endlich definitiv entschieden und zwar durch folgende Anecdote. Ein Landwehrlieutenant, der Sohn eines vornehmen Schuhmachers, befiehlt bei der Uebung einem Landwehrmanne, dem Sohn eines Banquiers, mittelst dem Wörtchen „Du," fester aufzutreten. Landwehrmann: „Ich kann es nicht, Herr Lieutenant!" Lieutenant: „Ich befehle Dir nochmals, fester aufzutreten." Landwehrmann: Es ist mir nicht möglich, Herr Lieutenant." Lieutenant: „Warum nicht." Landwehrmann: „Sie haben mir die Stiefeln zu eng gemacht, Herr Lieutenant."

— Rußlands Erwerbungen von ehemals schwedischem Gebiet sind größer, als das ganze Königreich Schweden heutzutage ist. Seine Erwerbungen in Polen sind beinahe eben so groß, als das Kaiserthum Oesterreich. Seine Erwerbungen von der europäischen Türkei sind größer, als das gesammte Konigreich Preußen mit Ausschluß der Rheinproninzen. Seine Erwerbungen in der asiatischen Türkei gleichen an Ausdehnung fast dem Gebiete sämmtlicher kleineren deutschen Staaten. Seine Erwerbungen von Persien sind eben so groß als England. Seine Erwerbungen in der Tatarei bedecken eine Oberfläche, die nicht kleiner ist, als die der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zusammengenommen. Die Erwerbungen Rußlands während der letzten 64 Jahre gleichen sowohl an Ausdehnung als an Wichtigkeit der gesammten Gebiete, das es in Europa vor 64 Jahren besaß. Die russische Grenze hat sich Berlin, Dresden, München, Wien und Paris um 700 englische (100 deutsche) Meilen genähert, Constantinopel um 500, Stockholm um 630 und Teheran um 1000 (englische) Meilen. — Die russische Marine besteht gegenwärtig aus 46 Linienschiffen, 56 Fregatten und 319 kleinen Fahrzeugen. Das Ganze ist in zwei große Flotten getheilt, der einen ist die Ostsee, der andern ist das schwarze Meer zugewiesen.

— In Augsburg sind mehrere Fabrikbesitzer zusammengetreten, um eine eigene Bäckerei für ihre Arbeiter zu errichten, und denselben das Brot wohlfeiler zu liefern, als sie es bei den Bäckern bekommen. In der Stadt Nördlingen müssen sich die Bäcker wenigstens für ein Vierteljahr mit Getreide oder Mehl versehen, um nicht durch künstliche Steigerung der Preise in Verlegenheit gesetzt zu werden. Auch darf das Mehl erst acht Tage darauf, nachdem es aus der Mühle gekommen ist, verbacken werden.

— In einem der letzten Hefte des von Dr. Theod. Mundt herausgegebenen „Freihafen" theilt die bekannte Schriftstellerin Fanny Tarnow eine ergreifende Schilderung der Schicksale des Fürsten und der Fürstin Trubetzkoi mit, welche erstere in die bekannte Verschwörung verwickelt war, die nach dem Tode des Kaisers Alexander zum Ausbruch kam. Auf 15 Jahre in die Bleibergwerke des Ural verurtheilt, ward der Fürst im Jahr 1826 von seiner trefflichen Gattin, einer mit den ältesten fürstlichen Familien Rußlands nahe verwandten Frau, freiwillig ins Exil begleitet. Dort in dem furchtbaren Aufenthalte gebar sie ihm fünf Kinder, „Kinder eines Sträflings, die in Sibirien ebenfalls als Sträflinge angesehen werden, keinen Familiennamen führen dürfen, nur durch Nummern bezeichnet sind und keinen Unterricht erhalten dürfen!" Nach beendigter Strafzeit in den Bergwerken, so hofften die Freunde der edlen Fürstin, würde ihr und ihrer Kinder Loos ein besseres werden; aber ein Ukas verwies den Fürsten Trubetzkoi in eine der abgelegensten Gegenden von Sibiriens Eiswüste, wo er und seine Familie eine Colonie gründen sollten — eine Colonie auf einem Boden, dem es an allen Hilfsmitteln wie an der Nachbarschaft von Menschen gebricht. Vergebens hat die Fürstin um die Gunst, sie wenigstens in die Nähe von Tobolsk oder Orenburg zu versetzen, wo doch ein Arzt, eine Apotheke für ihre kranken Kinder wäre. Ihre Bitten scheinen bisher verhallt zu sein, und darum hat nun die deutsche Schriftstellerin den Ruf: „Gnade, Gnade hienieden für die Fürstin Trubetzkoi!" erschallen lassen; vielleicht daß dieser besser bis an das Ohr dessen dringt, dessen Wink hier entscheidet.

— Als 1802 im französischen Staatsrath über das neue Gesetzbuch in seinen einzelnen Theilen berathen wurde, und man an den Titel von der Ehe kam, sagte Bonaparte: „Wollt ihr nicht, daß die Frau vor dem Beamten Treue und Gehorsam ihrem Manne verspricht? Der bürgerliche Beamte traut ohne feierliche Worte. Dies ist zu trocken; es gehöre etwas Moralisches dazu. Man muß das Weib belehren, daß es, indem es aus der Vormundschaft seiner Familie heraustritt, unter die seines Mannes kommt." Cretet wandte ein, daß die bisherigen Gesetze nicht dergleichen enthielten. „Der Engel hat es zu Adam und Eva gesagt," versetzte der erste Consul. „Bei der priesterlichen Trauung wurde es ausgesprochen, aber lateinisch, so daß die Frau es nicht verstand. Dies Wort ist zumal für Paris gut, wo die Weiber sich einbilden, sie hätten das Recht, zu thun was sie wollen, und sich um nichts zu bekümmern, als um Putz und Vergnügungen. Ich sage nicht, daß es bei allen eine Wirkung hervorbringen wird, aber doch bei manchen."

— In Paris ist die amtliche Nachricht eingetroffen, daß der Dr. Petit, ein vom Pariser Museum nach Abyssinien gesandter Naturforscher, bei der Ueberfahrt über einen Arm des blauen Nils in der Gegend von Gondar durch ein Krokodil, welches ihn packte und sofort in die Tiefe riß, ums Leben gekommen ist.

Digitized by Google

(Sämmtliche deutsche Räthe.) In den Bl. für literar. Unterh. sind sämmtliche in Deutschland vorkommende Arten von Räthen aufgeführt, und man muß nach dieser stattlichen Reihe von Räthen sich wirklich wundern, wie man in Deutschland noch immer so häufig „rathlos" und wie ein „guter Rath" theuer sein kann. Wir haben: „Administrations-, Amts-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Bau-, Berg-, Botschafts-, Cabinets-, Canzlei-, Cassations-, Collegien-, Commerzien-, Commissions-, Conferenz-, Consistorial-, Criminal-, Directions-, Domainen-, Educations-, Etats-, Finanz-, Forst-Räthe, Geheime, geistliche, Gemeindes-, Gubernial-, Hof-, Hofgerichts-, Intendantur-, Justiz-, Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Kloster-, Kriegs-, Land-, Landgerichts-, Legations-Räthe, lustige Räthe, Manufactur-, Medicinal-, Ministerial-, Münz-, Oekonomie-, Polizei-, Post-, Pupillen-Räthe, Räthe schlechthin, Regierungs-, Rechnungs-, Reichs-, Revisions-, Salinen-, Sanitäts-, Schatz-, Schul-, Staats-, Stadt-, Stadtgerichts-, Statthalterei-, Steuer-, Studien-, Titular-, Tribunal-, Universitäts-, Verwaltungs-, Wirthschafts- und Zoll-Räthe." — Die besten Räthe, meinte ein Landmann, seien die Vorräthe.

(Teniers Gott der Ehe.) Ein Edelmann ersuchte den Maler Teniers, ihm den Gott der Ehe zu malen, und Teniers bot Alles auf, um den Herrn zufrieden zu stellen. Hymen wurde schöner als Adonis; um seine Lippen schwebte ein zauberisches Lächeln, und der Maler konnte mit Recht zum Edelmann sagen: „Es ist das Schönste und Liebenswürdigste, was meine Phantasie zu schaffen vermochte." Der Edelmann war verliebt, schüttelte bei dem Anblicke des Bildes mißvergnügt den Kopf und sagte: „Ich habe mir den Gott der Ehe freundlicher und fröhlicher vorgestellt und es fehlt dem Bilde etwas Zauberisches, das ich zwar fühle, aber nicht zu beschreiben vermag. — Teniers antwortete sofort: „Sie haben nicht Unrecht; aber das Bild ist noch nicht ganz trocken; meine Farben gewinnen mit der Zeit. Wünschen Sie, daß ich Ihnen das Bild nach einigen Wochen bringe? Sie vermählen sich jetzt und haben Besseres zu thun, als den gemalten Ehegott anzusehen. Wenn Sie dann noch immer mit dem Bilde unzufrieden sind, will ich keine Bezahlung verlangen." Der Edelmann feierte seine Hochzeit, und Teniers ließ ihm Zeit, die Ehe unter allen Gesichtspunkten zu betrachten. Nach drei oder vier Monaten endlich erschien er mit dem Gemälde in dem Hause des Edelmannes. „Sie hatten doch Recht," sagte dieser, nachdem er das Bild aufmerksam betrachtet; es ist auffallend schöner geworden. Ich erkenne es kaum wieder, und möchte nun fast behaupten, es habe zu viel gewonnen. Sie werden selbst gestehen müssen, daß man den Kopf des Ehegottes für den Kopf eines Liebesgottes halten könnte; das Auge ist zu lebhaft, um den Mund herum liegt zu viel neckischer Scherz. Der Gott der Ehe muß aber ernst und würdevoll sein." „Wie ich vorhergesehen," antwortete Teniers; „Sie sind aus einem Liebhaber ein Ehemann geworden, und Ihre Ansichten haben sich geändert, nicht mein Bild." Der Edelmann wollte das nicht zugeben, erbot sich aber, das Gemälde zu behalten und zu bezahlen. „Nein," entgegnete der Maler, „überlassen Sie mir es noch einige Tage." Teniers ging von Neuem an die Arbeit, und schuf mit Hülfe der Perspective ein Bild des Ehegottes, das von weitem äußerst reizend, in der Nähe aber ziemlich ernst, ja mürrisch aussah. Der Erzherzog Leopold, der die Geschichte dieses Bildes vernommen hatte, wünschte dasselbe in seiner Gallerie zu haben, und es wurde da allgemein bewundert. Der Erzherzog ließ es am Ende seiner Gallerie auf einer Erhöhung aufstellen; um auf die Erhöhung hinauf zu gelangen, mußte man über eine sehr abschüssige Stelle schreiten, wo man leicht fallen konnte. Vor dieser gefährlichen Stelle sah das Bild, wie erwähnt, äußerst reizend aus; war man dagegen über dieselbe hinausgegangen, so erblickte man den Gott der Ehe, wie er eigentlich war, finster und mürrisch.

(Ein verkannter Prinz.) Das berliner Stadtgespräch bildet jetzt einen sehr unangenehmen Vorfall, welcher vor Kurzem dem Prinzen B., einem jungen Offizier, passirte, der mit Extrapost nach einem nicht sehr entfernten Orte reiste, wo eine Pferdeauction abgehalten werden sollte. In dem Städtchen A. in der Neumark aber wurde der Prinz plötzlich vom Posthalter, der auch Bürgermeister in einer Person war, als Vagabund festgenommen und trotz aller Reclamation ins Gefängniß gesteckt. Die nähern Umstände dieses Vorfalles würden ungemein ergötzlich sein, wenn die Lage des Betheiligten nicht noch mehr zu beklagen wäre. Der Bürgermeister hatte die fixe Idee, der Reisende solle und müsse ein Vagabund der ersten Klasse sein, und weder das besonnene Verfahren des Betheiligten, noch die Zweifel und Vorstellungen seiner eigenen Untergebenen konnten ihn davon abbringen. Man machte sogar Anstalten, den Prinzen zu durchsuchen, und entriß ihm dabei seine Börse, welche zufällig wenig Baarschaft enthielt. Aha, Patron! schrie der Bürgermeister, jetzt haben wir ihn! Das will ein Prinz sein, ein Extrapostreisender mit einigen Groschen in der Tasche! Der Angegriffene bezog sich auf seine Casette im Wagen. Sie wurde geholt und ein bedeutender Geldvorrath gefunden. Jetzt aber wechselte die weise obrigkeitliche Person die Sprache. Wie kommen Sie zu solchem Geldvorrath, fragte er, wo ist die Legitimation, wem gehört das Geld u. s. w. Man weiß nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über diesen tollgewordenen Pflichteifer, oder über die ausgezeichnete Ruhe des Prinzen. Das Schlimmste war, daß derselbe keine Legitimation hatte, einen alten Paß sah der Bürgermeister nur als ein verstärkendes Judicium seiner Annahme an; aber wer reist im Inlande überhaupt mit einem Passe und wer kann denken, daß ein Reisender mit Extrapost und Bedienten solchen Calamitäten ausgesetzt sein kann. Der Prinz erhielt es endlich mit Mühe, daß er unter Gendarmenbegleitung nach dem Ort seiner Bestimmung fahren konnte. Seine Klage ist dem Minister des Innern übergeben und die Strafe für den Bürgermeister wird nicht ausbleiben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sieht reizende Atlastapoten in zarten Farben, die mit schwarzen Spitzen überzogen und mit einer großen, sehr leichten hängenden Maradoutfeder ausgeputzt sind; ferner Hüte von vollem schwarzen Sammet, die man rosa oder blau füttert und an der rechten Seite mit drei gedrehten Federn garnirt, die rosa oder blau sind, wie das Futter, und durch eine Bandrolle von derselben Farbe festgehalten werden. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Vereinigung von zwei entgegengesetzten Farben sehr gut aussieht. Der Hut muß übrigens, um für ganz elegant zu gelten, einen, namentlich oben, ziemlich langen Schirm haben, an den Wangen ganz heruntergehen; vor allem darf er nicht nach vorn geneigt sein. Die kleinschirmigen Hütchen, die man diesen Win-

Digitized by Google

tre steht, werden ganz auf dem Wirbel des Kopfes getragen: der Schirm à la Maria Stuart hat zwei Federn, von denen die eine von der rechten zur linken Seite geht und in der Nähe das Ohres rundlich wird, während die andere sich um sich selbst dreht und an der rechten Wange herunterfällt. Die eine Feder wird mit einer Diamantagrafe befestigt.

In dem italienischen Theater sieht man vorzugsweise zierlich, eleganten und bequemen Kleidungsstücke, welche man sorties de bal (Ueberwürfe) nennt. Die Mode verlangt, daß sie geragen werden, eine besondere Form ist aber nicht Mode; jede Dame läßt sie nach eigenem Geschmack machen.

Kaum dürfte es etwas Niedlicheres geben als die neuen fingerlosen Handschuhe von Sammet, welche die Hand bis an den Anfangspunkt der Finger bedecken und am Arme weiter hinaufgehen als die Oberhandschuhe. Unten werden sie durch eine Schnur von Seide und Gold geschnürt, die dann mehrmals um den Arm herumgeht und deren Enden mit einer hübschen Troddel in ungleicher Länge hinabhängen. Die sogenannten viertellangen Lederhandschuhe gehen sehr wenig über das Handgelenk hinaus und haben fast alle mehr oder minder elegante Garnirungen.

Die Pupkleider sind so lang, daß man behaupten kann, sie haben eine Schleppe. Nichts ist ausgezeichneter als ein Kleid von weißem Atlas mit Silberstickerei, einem sehr gestickten, tief ausgeschnittenen Leibchen und kleinen Aermeln, die von ebener Silberstickerei gehalten werden. Auch in den Spitzen sieht das Silber prachtvoll aus. Als Beispiel können wir ein Kleid von zartrosa Atlas anführen, das ebenfalls mit Silberstickerei garnirt war, Volants von Silberspitzen und ein gesticktes Leibchen mit einer drapirten Mantille von Silberspitzen hatte.

Man sieht Kleider von vollem, von ungerissenem, von gepreßtem und quillostickterem Sammet. Die letztere Art ist die neueste und macht sehr großen Effect. Die Aermel sind immer klein, meist bauschig, die Leibchen geteilt und entweder ganz glatt oder mit einer Spitzenmantille oder einer offenen Berthe von Spitzen garnirt. Auch die griechischen Leibchen werden noch viel getragen. Sehr geschmackvoll sind die vorn offenen und mit Bändern geschnürten Kleider von Atlas. Die Blumen werden nur in Zgruppen oder in kleinen einzelnen Bouquets auf den Ballkleidern verwendet und den Vorzug gibt man den natürlichen. Die neuen Pupkleider zum Ausgehen sind zwar hoch, das Leibchen aber ist fast immer herzförmig offen, bisweilen bis fast an den Gürtel hinunter, der rund ist. Man nennt diese Leibchen albanesische. Der Rand dieser Oeffnung ist entweder ganz glatt und einfach oder mit einem reichen Revers von Spitzen oder von schönem Sammet versehen. Je weiter dieses Revers nach dem Gürtel herunterkommt, um so schmaler wird er. Den unteren Theil der Oeffnung kann man auch zuschnüren. Die Aermel an solchen Kleidern sind eng und von unter dem Ellbogen an längs der Naht unterhalb mit einem Zabot garnirt, der dann um das Handgelenk herumgeht. Dieser Zabot oder diese Puffen bestehen aus Spitzen oder einem bauschigen Atlasstreifen. Man sieht auch sehr hübsche Tuchkleider, die ein sehr langes und sehr dabei leichtes haben; einige derselben sind, wie die oben erwähnten, offen und dann trägt man unter diesen Leibchen eine Battistchemisette mit dicken Falten oder Einsatzstreifen und einen kleinen Kragen mit Einsatzstreifen und einer schmalen Spitzengarnitur. Andere Tuchkleider nähern sich den sogenannten Amazonenkleidern und haben Anglaisen, Basquetten und einen kleinen Herrenkragen, auch werden die meisten dieser Kleider schnürbrüstig oder geschickt. Oberröcke von Sammet und von Popeline werden ebenfalls häufig getragen. Sie haben ein hohes Leibchen, das mit Schnuren, Troddeln oder, was noch schöner ist, mit Spitzen besetzt ist. Zum großen Staate trägt man die sogenannten historischen Kopfputze, Boreas von Sammet, der mit Spitzen umwunden ist, und Zuchaus von glattem Crepp oder von Gaze, mit arabischen Troddeln.

Herren-Mode. Ein neuer, sehr bequemer, aber noch wenig bekannter Artikel ist der Haus-Zwirne, der vielleicht den gewöhnlichen Schlaf- oder Hausrock verdrängt. Der letztere wurde früher nur von einer gewissen Classe von Herren getragen; wer hätte aber jetzt keinen Schlafrock? Wie bequem derselbe aber auch sein möge, so kann man ihn doch weder den ganzen Tag noch unter allen Umständen tragen; bei manchen Beschäftigungen behaft man einen Zwirne, der ungleich alle Bewegungen des Körpers gestattet, bequem und warm ist. Diese Bedingungen erfüllt der Haus-Zwirne vollkommen und seine Form ist von jener des gewöhnlichen Zwirne sehr verschieden. Er hat Taschenklappe wie ein Frauenmantel, ist buchaus wattirt, hat einen kleinen Kragen, der zu dem Futter paßt; die Brust ist bis oben hinauf und die Schößen sind hinten zu. Rundherum wirft er Falten, namentlich hinten und zwar mittelst eines doppelten Zuges. Die Taschen auf der Brust und an den Schößen sind beibehalten.

Im Freien sieht man noch einige Crispinmäntel, die leicht umzunehmen und abzulegen sind und alle einige Vorzüge haben. Meist sind sie mit schottischem Tartan gefüttert und der Kragen ist faß immer von Sammet. Auch leichte kurze Mäntel sieht man, die mit dünnem Pelz gefüttert sind, wie auch einige Zwirnes. Palletots, die so bequem sind, daß man sich nicht gern von ihnen trennen mag, sieht man noch immer, doch sind die Zwirnes eine gefährliche Concurrenz. Diese, ursprünglich eine leichte Sommertracht, sind nun auch für den Winter zu erhalten und so ist der Winter-Zwirne und der Palletot-Zwirne entstanden, die zwar durchaus wattirt, aber doch noch immer sehr bequem sind. Man hat sie von verschiedenen Stoffen, die eleganten Herren geben aber denen von Bärenfell den Vorzug. Dieser Stoff hat keine linke Seite und ist im meisten Grau am beliebtesten. Die Revers sind an diesem Kleidungsstücke immer sehr breit, wie auch der Kragen. Mehr noch als die Palletots und die Zwirnes werden die Ueberziehröcke getragen, und zwar hauptsächlich bei eleganterer Kleidung. Sie haben breite Revers, große Kragen und reichen bis über die Waden herunter. Die Aermel sind lang und haben Aufschläge von gleichem Stoffe, die man verschieben macht. Die Schößen sind mit Seide gefüttert und der ganze Rock ist wattirt, selbst die Anglaisen sind es, die man zierlich steppt. Kragen und Revers sind meist von Sammet, und der ganze Rock wird mit einer seidenen runden Schnur von mittler Dicke eingefaßt. Die Knöpfe sind groß und flach. Die Cylinderhüte haben eine außerordentlich lange Calotte, stehen auf der Stirn sehr weit offen und die Krapen scheinen wieder breiter werden zu wollen. Die Staatswesten sind von Atlas, von weißer Wolle, von schwarzem oder weißem Cassimir, von Bolevein, Gobelins, Atlas und Sammet und wie haben große, sehr reiche Stickereien; dann folgen die von einfachem Sammet, von gepreßtem oder quillostickterem Sammet, von afrikanischem Sammet und von seidenem Plüsch. Smaragdgrün, Zyanblau, Purpur- und Carmoisinroth sind die beliebtesten Farben. Die Knöpfe werden sind gerade, sehr lang, so daß sie die Hüften fassen, auf der Brust sehr weit offen und haben nicht selten Knöpfe die an den Kragen heraus.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Oberrock von Sammet mit Schnuren besetzt. No. 2. Frack mit schmalem Kragen und Revers, und breiten Aermeln. Enge Beinkleider. No. 3. Ueberzieher mit breitem Kragen und Revers. Carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Warnerin.

(Beschluß.)

Der Wagen flog über das Pflaster, daß die Funken stoben. Noch hatte derselbe die Straße Saint-Nicaise nicht verlassen, da entstand ein fürchterlicher Lärmen in der Gegend, an der sie eben vorüber gekommen waren; Menschen schrien, Häuser stürzten übereinander zusammen und in dem ganzen Viertel sprangen die Fensterscheiben klirrend entzwei. Schon war der erste Consul im Opernhause. Er trat in seine Loge mit jener Heiterkeit, jenem ruhigen und sichern Blicke, wie sie nur solchen glücklichen, bevorzugten Sterblichen eigen sind, von denen ein schützender Genius mit seinem undurchdringlichen Schilde jedes Unheil fern hält. Er grüßte die staunende Versammlung, kreuzte dann die Arme über die Brust und schien dem Oratorium von Haydn, „die Schöpfung," das eben aufgeführt wurde, die ungetheilteste Aufmerksamkeit zu widmen. Da besann er sich auf die Bittschrift, die er beim Herausfahren aus den Tuilerien erhalten hatte; er suchte sie in seinem Hute, öffnete sie und las folgende Zeilen: „Um Gotteswillen! Bürger-Consul! fahren Sie heute nicht nach dem Opernhause, oder fahren Sie mindestens nicht, um sich dahin zu begeben, durch die Straße Saint-Nicaise."

Der Rath kam zu spät!

Bonaparte blickte in die Höhe und sah jetzt in einer Loge dritten Ranges, der gegenüber, in welcher er sich befand, jene junge Dame, die ihm schon in der Kapelle von Saint-Cloud aufgefallen war; sie hatte die Hände gefalten und schien dem Himmel zu danken; ihre herrlichen braunen Haare waren der einzige Schmuck, der ihr Haupt zierte, und um ihre Schultern hing jener schwarze Mantel, in welchen sie sich verhüllt hatte, als sie einige Augenblicke früher bis zu dem Wagen des ersten Consuls vordrang.

„Lannes!" sprach Bonaparte zu diesem, „gehen Sie augenblicklich in den dritten Rang hinauf; dort, in der Loge uns gegenüber, werden Sie ein junges Mädchen finden, das einen schwarzen Mantel trägt; begleiten Sie dieselbe nach den Tuilerien, ich muß die Dame durchaus sprechen."

Bei diesen Worten ergriff er Lannes beim Arme und wollte ihm das Mädchen zeigen, welches er meinte. „Sehen Sie auf, Lannes! Jene ist's!"

Allein das Mädchen war nicht mehr in der bezeichneten Loge, der Mantel verschwunden; nirgends konnte

Digitized by Google

man die auffallend schönen braunen Haare erblicken, die das reizende Kind vor vielen Andern auszeichneten, und weder Fouché, noch dem diensteifrigen Dubois gelang es, sie auszukundschaften. Niemand in der Loge, wo sie gewesen, hatte sie gekannt und kaum war ihr Eintreten und Verschwinden bemerkt worden.

Es ist allgemein bekannt, was auf die Entdeckung der Höllenmaschine folgte; der erste Consul ließ sich nicht von der Meinung abbringen, daß das Verbrechen von den Republikanern verübt worden sei und unschuldige Bürger wurden wegen einer Unthat verbannt, die ihren Gegnern zur Last fielen.

Jahre verflossen seitdem; dem Consulate folgte das Kaiserreich, ein Sieg dem andern; endlich kam der Augenblick, wo ganz Europa Frankreich überzog und Napoleon zwang, die Krone niederzulegen. Kurze Zeit hindurch wurde die Insel Elba ein Glanzpunkt für die Welt, und es bedurfte nur eines Scheittes von dort nach Paris, um das alte Kaiserthum wieder herzustellen. Allein der Ausfall der Schlacht von Waterloo stürzte dieses Reich abermals; der Kaiser, dessen Adler sich nicht wieder aufrichten konnten, faßte den Entschluß, sich England zu vertrauen, in der Meinung, daß das Unglück heilige und der Sieg veredle. Er täuschte sich in dieser Berechnung und mußte den begangenen Irrthum theuer genug bezahlen.

In dem Augenblicke, wo er Frankreich verließ und die Barke bestieg, die ihn nach dem englischen Schiffe bringen sollte, hatten sich seine Freunde und Anhänger an dem Wege aufgestellt, um ihn noch ein Mal, zum letzten Male zu sehen. Er dankte mit der Hand, lächelte auch hier noch mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, und als ein alter Soldat ihm begegnete, reichte er ihm die Hand und nannte diesen bei seinem Namen. Jetzt stürzte aus der Menschenmenge, die den Kaiser umgab, eine Frau hervor, die sehr schön gewesen sein mußte, denn in jenem Augenblicke war sie, obgleich verblüht, noch immer reizend und erregte allgemeine Bewunderung und Theilnahme; tiefe Trauer sprach sich in ihren Zügen aus.

„Sire! Sire!" rief sie erschöpft, „lesen Sie!" — und bei diesen Worten überreichte sie ihm eine Bittschrift.

Der Kaiser ergriff die Scheift und betrachtete die Frau, welche sie ihm überreichte; da war es ihm, als zöge er die Blumendüfte des Parkes von Saint-Cloud ein, als sähe er die Schloßkapelle, das vierte Fenster in der Gallerie rechts; Josephine und Duroc standen vor seinem geistigen Auge; dann vernahm er die Töne des Haydn'schen Oratoriums. Diese angenehme, süße Täuschung ging schnell vorüber; er schütteite den Kopf und faßte sich; dann warf er einen Blick auf das ihm überreichte Schreiben, zerriß es in kleine Stücke, und gab solche dem Winde preis, der vom Ufer herüberwehte.

„Um Gotteswillen, Sire! Kehren Sie um, noch ist es Zeit!" schrie die Frau in voller Verzweiflung.

„Nein!" entgegnete der Kaiser; „was geschrieben steht, bleibt geschrieben." Dann zog er einen herrlichen, orientalischen Rubin, ein theures Andenken aus dem egyptischen Feldzuge, vom Finger und überreichte ihn jener Frau, welche die Hand küßte, die ihr dieses kostbare Geschenk darbot.

Nun wendete sich Napoleon ab und betrat das englische Boot.

Drei Warnungen hatte Bonaparte von diesem Weibe empfangen; zwei davon waren nutzlos gewesen, weil er zu spät Kenntniß von ihnen bekam, die dritte, die nichts als die Bitte enthielt, er möge sich nicht den Engländern anvertrauen, wurde von ihm zurückgewiesen!

„Aber wer war denn jenes Weib, Herr Herzog?"

Diese Frage wurde in Aix in der Provence an Fouché gerichtet, der sich, nachdem er bei Ludwig XVIII. in dessen Ministerium anfänglich eingetreten, dann in Ungnade gefallen war, dorthin zurückgezogen und verheirathet, und bei dem man in einer Gesellschaft die Anecdote, die wir eben vortrugen, erzählt hatte.

„In der That," antwortete Fouché, „ich kann darüber keine Auskunft geben und der Kaiser scheint das Geheimniß mit sich genommen zu haben. — Alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, besteht darin, daß eine Verwandte von einem der Haupt-Anstifter des Attentats vom 3. Nivose, im Jahre 1837 im Hotel-Dieu verstorben ist, und man bei ihr einen orientalischen Rubin gefunden hat, den sie an einer seidenen Schnur um ihren Hals trug."

Ein Tintenklecks und seine Folgen.

„Ein Tintenklecks ist immer eine Fatalität!"
Memoiren eines alten Copisten.

I.

Zur Seite des wärmenden Ofens in seinem Großvaterstuhle sitzend und im behaglichsten Gefühle schwelgend, hatte sich der reiche Gutsbesitzer und ehemalige Holzhändler, Herr Balthasar Habakuk Steinnegel, eben in die „Augsburger Allgemeine" vertieft,

Digitized by Google

manche ſolide Priſe genommen und über die neueſten politiſchen Ereigniſſe Spaniens nachdenkend, den Kopf geſchüttelt, während Pepi, ſeine Tochter, und Louiſe, ſeine Nichte, durch ihre Geſchäftigkeit beinahe das Zimmer umkehrten. Des Schwätzens, Lachens und Herumrennens war kein Ende, und eine Emſigkeit war bemerkbar, wie ſie ſonſt nur vor wichtigen Ereigniſſen in Herrn Steinriegels Hauſe Statt zu finden pflegte. Diesmal war es aber auch ein wichtiges Ereigniß; denn Herr Steinriegel hatte ſich bewogen gefunden, die beiden Mädchen einen öffentlichen Ball beſuchen zu laſſen, auf welchen ſie Herr Süßholz, einer der jüngſten und reichſten Gewürzkrämer der Vorſtadt, Freund des Hausherrn und reſpective Vaters, geleiten ſollte.

Herr Steinriegel war ſeit geraumer Zeit Witwer und ſchritt aus diverſen Gründen nicht mehr zu einer zweiten Ehe. Sein Hausweſen wurde durch Pepi und Louiſe verſehen, und da er, von jedem Geſchäfte zurückgezogen, auf ſeinen Lorbeeren — oder vielmehr auf ſeinen in edles Metall verwandelten Holzklötzen ausruhend, ein ſorgenfreies Leben führte, ſo war ſeine Hauptleidenſchaft die Pflege ſeines lieben Leichnams. Ein guter Schmaus ging ihm über Alles, und da ihm ſeine beiden Haushälterinnen am Weihnachtsabende mit einem köſtlich zubereiteten Fiſche überraſchten, ſo gerieth er hierüber in die roſigſte Laune, in welcher er die Licenz zum Beſuche eines Balles ertheilte. Dies die hiſtoriſche Einleitung zu dem großen Ereigniſſe.

Wer je in die fatale Lage kam, die Ballzurüſtungen junger Mädchen anſehen zu müſſen, wird es begreiflich finden, daß Hr. Steinriegel, welcher derlei volle vier Wochen geduldig anſehen mußte, oft im Geheimen ſeine Großmuth und die Folge derſelben, jene Balldeſuchs-Licenz, verwünſchte. Confuſionen auf Confuſionen ſah er volle vier Wochen; am Tage des Balles aber ſelbſt gings zu, wie beim Thurmbaue zu Babel. — Er gebot einige Mal Ruhe, um den Artikel über Spanien der gehörigen Würdigung unterziehen zu können; allein es war Alles umſonſt. Der Becher des Leidens war jedoch noch nicht geleert; es ſollte noch ein Bedeutendes ärger kommen.

Pepi hatte immer etwas in der Nähe des Ofens zu thun, und in aller Eile geſchah es, daß ſie dem alten Herrn die Doſe hinabwarf. Der köſtliche Tabak, eine ſinnreiche Miſchung von Galizier, Schwarzen, Rappé und Levante, der allmonatlich in der berühmten Tabaktrafik zum rothen Apfel in größerer Quantität gekauft wurde, und deſſen Reſt man heute erſt in die Doſe ſchüttete, melirte ſich durch dieſen Unfall mit den Sägeſpänen des Spuckkäſtchens! — Jetzt war es um Herrn Steinriegels Gelaſſenheit geſchehen; er fulminirte, tobte und verwünſchte alle Bälle. Der Gedanke ſchon, daß er einen anderen Tabak, als einen ſolchen, der beim rothen Apfel geholt wurde, wenigſtens mehrere Stunden ſchnupfen müſſe, war für ihn faſt tödtlich.

Noch hatte er ſeine Strafpredigt nicht geendigt, als Louiſe, die ſogleich fortgelaufen war, ſchon an ſeiner Seite ſtand, und ihm unter den liebreichſten Worten eine Düte, vier Loth jener Götter-Melange offerirte, wie er ſeine Tabakmiſchung zu nennen pflegte. Dies beſänftigte einigermaßen den aufgeregten Holzhändlergrimm; aber immer noch zuckten die mächtigen Augenbrauen wie Blitze.

Unter ähnlichen Fatalitäten war der Abend herangekommen. Beide Mädchen waren bereits glücklich in ihren weißen Ballkleidern, und nur noch die Kleinigkeiten waren zu ordnen. Plötzlich wurde gepocht; man glaubte, der Ballbegleiter ſei ſchon da, um die beiden Mädchen abzuholen, welche ſchnell in ein Seitenzimmer entſchlüpften.

Sie irrten. Es war blos eine alte Frau, und Zinspartei des Herrn Steinriegel, welche das Zeugniß zur hausherrlichen Unterfertigung brachte, daß deren Tochter, welche eben auf dem Punkte ſtand, ſich zu verehelichen, ſchon ſeit geraumer Zeit in dieſem Hauſe wohne, und eine wohlgeſittete Perſon ſei. —

„Heute kömmt ſchon Alles über mich, um mir das Leben ſauer zu machen," — ſeufzte Herr Steinriegel, erhob ſich aus dem Armſtuhle und ging zu ſeinem Schreibpulte. Die beiden Mädchen kamen endlich auch aus ihrem Verſteck hervor, und das Herumſchießen im Zimmer begann von Neuem. Herr Steinriegel probirte zehn Federn, und keine ſchrieb ſo, wie er es wünſchte. Im höchſten Unmuthe warf er eine derſelben hinter ſich; dieſe traf unglückſeliger Weiſe Louiſens weißes Kleid, und ein unmenſchlicher Klecks war fertig! —

Das Zetergeſchrei der beiden Mädchen, die peinliche Verlegenheit, welche der Mangel eines anderweiten convenablen Ballkleides verurſachte — mag ſchildern, wem es gefällig iſt. Ich glaube, der verehrliche Leſer wird mir Dank wiſſen, daß ich den argen Katzenjammer hier nicht wiederhole. Herr Steinriegel hätte ſelbſt eine namhafte Summe darum gegeben, wenn es nicht geſchehen wäre, allein es war nicht mehr zu ändern.

Louiſe war von Natur aus ein gutmüthiges Geſchöpf und glaubte auch in dieſem Falle durch ein Opfer von ihrer Seite der allgemeinen Verlegenheit ein Ende machen zu müſſen.

„Sei beruhigt, liebe Pepi," ſprach ſie beſänftigend. „Ich kann helfen. Wir beide haben einerlei Größe und

Digitized by Google

lange ist es Dir bekannt, daß meine Kleider auch Dir passen. Ich trete Dir mein Ballkleid ab und bleibe zu Hause. — Dem Vater will ich Gesellschaft leisten, und vielleicht ergibt sich ein andermal eine Gelegenheit zu einem Vergnügen, an welchem wir Beide Theil nehmen können. — Statt aller Antwort flog Pepi in ihre Arme und weinte vor Freuden.

Auch das Herz des alten Holzhändlers ward durch dieses Opfer gerührt und in seine Augen, die sonst nur Holzklötze mit Wohlgefallen zu mustern pflegten, traten ein Paar seltene Thränen. Wenn ein Holzhändler weint, so ist dies immer ein Zeichen von übernatürlicher Rührung.

„Du bist ein gutes Kind," sprach er bewegt; „aber der Lohn soll nicht ausbleiben. Du fährst mit mir dafür diesen Sommer per Eisenbahn nach Dresden! — Herr Steinriegel sah sich also abermals zu einem Versprechen bewogen, welches sonst seine Sache nicht war. O es gibt Augenblicke im Leben, wo sich selbst ein Holzhändler angeregt fühlt. —

Endlich war Pepi im vollen Ballstaate und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel, wie man dies im zwanzigsten Jahre und bei einem gefälligen Aeußern recht gerne thut.

Endlich fuhr ein Wagen vor, und bald darauf trat der Sordellen- und Zibeben-Verlags-Inhaber im vollen Glanze ein. Ein faustdicker Siegelring blitzte am Zeigefinger; die übrigen Finger waren mit Brillanten überstärt und um den Hals hing schwerfällig eine goldene Kette, mit welcher man einen ziemlichen Haushund an seine Hütte fesseln konnte. Eine brillantene Busennadel, im lieblichen Formate einer kleinen Cocosnuß, paradirte gewaltig, und aus jeder Rocktasche guckten einige Foulards heraus. Der gute Mann glaubte, Uebertadung und Geschmack sei einerlei; und diesem Umstande verdankte er es, daß man ihn füglich für den wandernden Auslagkasten eines reichen Tandlers halten konnte.

Herr Glühholz besuchte seit längerer Zeit das Haus des Herrn Steinriegel in der Absicht, sich daselbst für die gemischte Waarenhandlung seines Herzens einen Commis auf Lebenszeit zu engagiren. Seine Wahl schwankte zwischen Pepi und Louisen; endlich entschied er für Letztere. Der Ball sollte die Gelegenheit zu einer Erklärung geben; und es läßt sich daher das Gesicht unseres Handels- und Wandels-Bestissenen denken, als er erfuhr, daß Louise den Ball nicht besuchen werde. Er war so bornirt, in des Mädchens stillem Opfer eine Art von Zurückweisung seines merkantilischen Ansinnens zu erblicken, und entschied für Pepi. Sie begaben sich auf den Ball, und es legte sich der Sturm in Herrn Steinriegels friedlicher Clause.

II.

Herr Steinriegel hatte sich satt politisirt, und, nachdem es ruhig geworden war, rücksichtlich des Abendessens die gemessensten Befehle ertheilt. Bald hierauf erschien sein alter Special, der Tabakkrämer und Lotto-Collectant Zeiselberger, auf eine Piquet-Partie, welche alsbald begann und mit einem Eifer gespielt wurde, als ob es um die Schätze Peru's ginge.

Louise hatte sich in die Fenster-Vertiefung gestellt und blickte auf die Straße, auf welcher ein Fiaker nach dem andern die tanzlustige Menschheit nach dem Ballorte führte. — Plötzlich fuhren zwei solche Wagen zu gleicher Zeit in die Straße. Die numerirten Wagenlenker wollten es einer dem andern zuvorthun; einer wollte dem andern vorfahren. Die Wagen kamen in der engen Straße ziemlich nahe an einander und einer derselben fuhr in der Eile mit ganzer Kraft an einen Barrier-Pflock an, so daß die Achse brach und der hohe Glaskasten krachend auf das Pflaster fiel. — Ein durchdringender Schrei ertönte, und Louise, obgleich am ganzen Leibe zitternd, eilte hinab, um den Verunglückten zu helfen.

Der Hausmeister und sein Weib wurden in der Eile herbeigeholt. Als sie an den Wagen kam, sah sie außer dem Fiaker und einigen jungen Leuten, die müßig dastanden und gafften, einen jungen hübschen Mann, der eine Dame, die aus einer Ohnmacht in die andere sank, aus den Wagen heraushob. Der Schleier der Dame hatte große Blutflecken, und eine nicht unbedeutende Verwundung mußte dieselbe erzeugt haben.

Vom innigsten Mitleide ergriffen, bat Louise den Begleiter der jungen Dame sich sogleich mit der Verunglückten in das Haus ihres Ziehvaters zu begeben, wo es gewiß nicht an schleuniger Hilfe mangeln werde. Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen und bald lag die Verwundete in einem bequemen reinen Bette.

Der herbeigerufene Arzt erklärte die Stirnwunde zwar nicht für gefährlich, bemerkte aber, daß die Dame ohne Gefahr wenigstens diese Nacht nicht weiter gebracht werden könne.

Es blieb also nichts übrig, als von dem gastfreundlichen Anerbieten Louisens Gebrauch zu machen. Der junge Mann bat nun, auch dem Herrn des Hauses vorgestellt zu werden, um für die bewiesene Theilnahme zu danken und um die Begünstigung zu bitten, daß die verkrankte Dame im Hause bleiben könne.

Digitized by Google

Herr Steinriegel, obgleich zwischen dem Holz aufgewachsen, hatte auch Momente, wo er höflich zu sein pflegte; nur mußte man ihm zu imponiren wissen. Des jungen Mannes stattliches Aussehen, und die Art, mit welcher er sich benahm, wirkten sehr schnell auf ihn, und er zerfloß beinahe in Complimenten.

Im Laufe des Gespräches ergab es sich, daß der junge Mann der Referendar Liebenau und die erkrankte Dame die Kriegsräthin Lilienstern und zugleich seine Schwester sei. Der Kriegsrath war in Dienstesangelegenheiten abwesend, und die junge Frau, eine leidenschaftliche Verehrerin aller Bälle, bat ihren Bruder, sie auf einen Fortuna-Ball zu begleiten. Daß ihr Plan diesmal gräßlich scheiterte, wissen wir bereits und wollen sie lieber wieder in ihrem Krankenstübchen besuchen.

Die Kriegsräthin hatte sich erholt und dankte mit gerührtem Herzen ihrer liebenswürdigen Pflegerin. Alle erdenklichen Bequemlichkeiten wurden durch Louisen herbeigeschafft, und die Anordnungen des Arztes mit großer Gewissenhaftigkeit befolgt. Alsbald verfiel die Kriegsräthin in einen sanften Schlummer, und der Referendar fand nun Gelegenheit, die liebenswürdige Wärterin seiner Schwester aufmerksamer zu betrachten. Er fand ein äußerst interessantes Gesicht, welches im strengsten Sinne des Wortes der Spiegel der Seele war. — Gemeinschaftlich getragene Sorge um einen geliebten Gegenstand bringt die Menschen sehr leicht zur innigsten Vertraulichkeit. Um kurz zu sein, unser Referendarlein verliebte sich mit aller einem Canzleimenschen möglichen Wärme in Louisen und durfte, ohne eitel zu sein, sich schmeichlen, auch ihr nicht gleichgiltig geblieben zu sein.

Unter den interessantesten Erörterungen von beiden Seiten verstrich die Zeit schnell, und als die Mitternachtsstunde vom nahen Kirchthurme herüberschallte, erhob sich der Referendar, um sich nach Hause zu begeben. Er empfahl sich mit der schmeichelhaften Versicherung, daß er beruhigt scheide, weil er die Ueberzeugung hegte, daß seine kranke Schwester unter der Obhut eines Engels stehe.

III.

Mit zerrütteter Coiffure, blassen Wangen und brennenden Lippen — einer ermatteten Bacchantin nicht unähnlich, kehrte Pepi vor Tages-Anbruch mit ihrem Begleiter vom Balle zurück. Schlaftrunken hörte sie nur halb die Begebenheiten der vorigen Nacht, und eilte zur Ruhe. —

Gegen 11 Uhr erschien der Referendar mit einem Wagen, um seine Schwester abzuholen. Die junge Dame war von dem unangenehmen Vorfalle zwar sehr angegriffen, aber dennoch im Stande, sich nach Hause zu begeben. Mit thränenfeuchten Augen umarmte und küßte sie ihre liebenswürdige Wärterin, und bat dieselbe, ein prachtvolles Armband als Andenken hinzunehmen.

Papa Steinriegel war beim Abschiede der Fremden ganz Mann des Salons und zerfloß neuerdings in Complimenten. Die muntere Kriegsräthin vergaß auf Augenblicke ganz die Angst und schwatzte wieder von Bällen und derlei Unterhaltungen. Sie meinte, daß die erlittene Verletzung sie dennoch nicht abhalten werde, noch diesen Carnaval recht lustig zu sein. — „Ich werde mich wol hüten," so setzte sie hinzu, „einen öffentlichen Ball zu besuchen, denn ich fürchte jetzt das Fahren; aber ich werde in meinem Hause ein kleines Festin veranstalten, wo ich keinen Umwurf riskire. — Aber Apropos! liebenswürdiger Hauswirth — Ihre Nichte Louise muß die Königin dieses kleinen Festes sein — sie muß dabei erscheinen. mein Bruder holt sie ab. Sie sagen es mir doch zu? — Ich bitte! bitte!"

So liebenswürdiger Eloquenz widersteht selbst ein verhärtetes Holzhändler-Gemüth nicht, und die „Gäste wider Willen" schieden erst dann, als sie das Jawort des, durch dieses Ansinnen mehr als durch einen sibirischen Winter geschmeichelten Wärmestoff-Lieferanten hatten.

In den Nachmittagsstunden erschien Herr Süßholz, um sich nach Pepi's Befinden zu erkundigen. Hausherr und Papa Steinriegel war noch von vorhin und dato in der rosenfarbensten Laune und meinte, daß er, wenn er nicht so sehr die Ordnung liebte, doch einen Ball besuchen müßte, weil die Leute jetzt wie von der Tarantel gestochen, von nichts als von Bällen und dem neuen chinesischen Tanze, der Kwadrill heißen soll, sprechen.

Süßholz becomplimirte die unter Gähnen eintretende Pepi und ließ sich in ein langwelliges Gespräch mit Steinriegel ein. Er sprach von Handel und Wandel überhaupt; erzählte, daß das Bockshörndl vulgo Johannisbrod schlecht gerathen sei, daß die Zibeben mit einer Unzahl kleiner Steine gemengt, hier angekommen, daß er seine echten Veroneser-Salami aus dem Lerchenfelde beziehe, kam auf die Farbewaaren, später auf die Schnittwaren, zuletzt auf Häringe, und endigte damit, daß er Herrn Steinriegel um die Hand seiner Tochter Pepi bitte, welche er sich zur ehelichen Gesponsin erkiesen.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten

(Eigene Anschauung) Ein Pesther Blatt erzählt folgenden Vorfall eines nächtlichen Angriffes in Pesth. Ein junger Mann ging dieser Tage um halb 9 Uhr Abends langsamen Schrittes nach Hause, als er von einem auf ihn gradezu kommenden Unbekannten an der Brust gefaßt und um Geld angesprochen wird. Der Angegriffene hatte zum Glück seinen Spazierstock bei der Hand, welchen er auch, ohne sich lange zu besinnen, auf dem Arme seines Angreifers herumfahren ließ, bis dieser ihn mit den Worten: „Sie sind ein Grobian," losließ.

— Oeffentliche Blätter erzählen von dem verstorbenen Kaiser Franz folgende Anecdote: Eines Tages wohnte der Kaiser mit seiner Gemahlin der Aufführung eines Theaterstückes bei, das manche in politischer Hinsicht anstößige Stellen enthielt. „Seien wir froh," sagte der Monarch auf dem Heimwege zur Kaiserin, „daß wir es gesehen haben. Das Stück wird gewiß verboten."

— In Nürnberg will man den Frauen die Kaffeekränzchen außerhalb der Stadt verbieten, weil in diesen Tagen eine auf dem Heimweg in den Ludwigskanal gefallen und darin ertrunken ist.

(Peking.) Nach den neuesten Nachrichten umfaßt China 381,516,990 Hektaren und hat demnach einen 5 Mal größeren Flächenraum als Frankreich. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 361,793,879 Individuen. Die kaiserliche Armee zählt 2,291,641 Soldaten. Ganz China ist in 18 Provinzen getheilt, welche 155 Städte ersten Ranges, 312 zweiten Ranges und 2357 befestigte Plätze enthalten.

(Ehescheidungen.) Zur Zeit der Revolution in Frankreich, 1793, wurden die Ehen unter dem geringsten, auch ohne allen Vorwand getrennt. Vor den Thüren der Scheidungsbureaus machte man Queue, wie vor einem Bäckerladen oder vor dem Theater; die Leute mußten sich eine Woche vorher melden, wenn sie vorkommen wollten, und oftmals drangen sie auch da noch nicht durch die Menge der Harrenden durch. Ein Artikel des Scheidungsgesetzes namentlich war eine wahre Vorsehung für die scheidungslustigen Verheiratheten, der nämlich, welcher die Scheidung wegen Abneigung gestattete. Die Eheleute besprachen sich nicht selten darüber, gingen mit einander in die Mairie und erklärten, sie könnten einander nicht ausstehen, worauf sie sofort geschieden wurden. Man nannte diese Art Scheidung: „Scheidung aus Liebe." So geschah es nicht selten, daß Personen nach 6 Monaten sich 6 Mal verheirathet und 6 Mal wieder geschieden worden waren. Auch an pikanten Vorfällen konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen. So geschah es einmal, daß gleichzeitig zwei Paare sich scheiden ließen und sofort sich wieder verheiratheten, nur daß jeder Mann die Frau des andern nahm; die zwei Paare waren so einig unter einander, daß sie ihr Scheidungsfest und ihre neue Hochzeit gemeinschaftlich feierten. Noch seltener ist vielleicht der nachstehende Fall, der zu jener Zeit von allen Journalen erzählt wurde. Ein Sattler hatte sich von seiner Frau scheiden lassen und war dann Maire geworden. Eines Tages erschien seine ehemalige Frau bei ihm, um sich wieder zu verheirathen, und mit wem? Mit einem Abbé Hervier, dem Geistlichen, der ihn früher mit der Frau getraut hatte. So seltsam die Sache war, blieb der Sattler-Maire doch in der nöthigen Amtswürde und gab das Paar zusammen.

(Merkwürdiges Avancement eines Invaliden.) Ein gemeiner österreichischer Husar, Stephan Magyary, wurde 1744 wegen seiner gelähmten Hand als Invalide entlassen. Auf dem Marsche in seine Heimath stieß er in einem Wirthshause auf einen feindlichen Officier, der wichtige Depeschen mit sich führte. Unbewaffnet, wie Magyary war, nahm er so klug als entschlossen diesen Major gefangen und brachte ihn zum commandirenden österreichischen General, Prinzen Carl von Lothringen, in's Hauptquartier. Der Prinz trug ihm wieder Dienste an und machte ihn zum Lieutenant bei seinem eigenen Husarenregement. 1757 kam Magyary, der sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervorthat, schon als Rittmeister zu seinem ehemaligen Regimente zurück. 1759 wurde er Major im Regimente. So avancirte er weiter und wurde 1775 Oberst bei Rauendorf's Husaren, nachdem er in den Adelsstand erhoben worden war, mit dem Prädicat Nemoth. 1777 wurde er Generalmajor, erhielt bald darauf den Elisabethorden und starb 1790, nachdem er also nach seiner Entlassung als gemeiner Invalide noch 42 Jahre Officier durch alle Grade und zuletzt General gewesen war.

(Ein chinesisches Geschenk.) Die bremer Kaufleute haben seit länger denn zehn Jahren Schiffe nach China geschickt. Der Capitain eines solchen hatte sich bei den Hong-Kaufleuten so beliebt gemacht, daß diese sich vornahmen, ihn mit einem Geschenk zu erfreuen. Sie wählten dazu eine silberne Kiste mit Kaiserthee. — Allein sie waren jetzt um eine Inschrift, um ein Emblem verlegen und wandten sich deshalb an den Europäerkundigsten in ihrer Mitte. — „Den Europäern," versetzte dieser (und hatte gewiß in Bezug auf die Deutschen Recht) „geht nichts über ein Wappen. Jeder sucht ein solches geltend zu machen, ohne Zweifel wird der Capitain auch ein solches haben und man dasselbe in seinem Schiffe finden können." Ein Chinese, welcher noch an dem Tage den Schiffer am Bord besuchen sollte, erhielt nun die geheime Mission, nach dessen Wappen zu forschen. Vergebens schnüffelte er aber wie ein Demagogenriecher in der Cajüte und im ganzen Schiffsraume umher, endlich aber fand er das Gesuchte. Es war das Wappen, welches ein Bremer Hutmacher als Etiquette in den Hut des Capitains geklebt hatte. Schlau löste der Lu—lu—lo—lo das Papier vom Filz und brachte es hocherfreut den Landsleuten, welche das Wappen und die Buchstaben getreu auf dem Silber nachahmten und endlich ihr Geschenk überreichten. Auf dem Deckel las man die Worte: Heinrich Ahrens, Hutfabrikant in Bremen.

(Rechen-Exempel.) Ein müßiger englischer Kopf hat berechnet: die Stimme einer Grille hört man $^1/_{16}$ englische Meilen weit; ein Mensch wiegt so viel wie 32,900 solcher kleinen Schreier; stände die Stimmkraft des Menschen mit diesem also gleich, so müßte man sie 2000 englische Meilen weit hören können; bei einem solchen Schalle aber stürzten die Häuser ein und der Trompetenschall vor Jerichos Mauern wäre nichts dagegen. — Ein ander Bild. Gesetzt, ein Floh wiege einen

Digitized by Google

Gran und springt $1^1/_2$ Zoll weit, so müßte bei gleicher Springkraft ein Mensch von 150 Pfund Gewicht 12,800 englische Meilen weit springen, d. h. mit einem Satze von New-York nach Cochinchina und in zwei Sätzen — — um die Welt!

(Lesefrucht.) In der neuesten Aachener Zeitung befindet sich jetzt folgender, der Breslauer Zeitung entnommener Bericht aus Berlin vom 10. December. „Die angeblich beabsichtigte Verduzung der preußischen Landwehr ist nie ernste Absicht gewesen. Eine höhere Militairperson erzählte mir den wahrscheinlichen Ursprung dieses Gerüchts. Beim letzten Manöver habe der Chef einer Landwehrabtheilung sich mit einigen Soldaten unterhalten, er habe den ersten gefragt: „Wie heißt Du, mein Sohn? Wer bist Du?" — „R. R., Kreisjustizeath von R. R." — Den folgenden: „Wer ist Er denn, mein Lieber?" — „Ober-Landesgerichts-Assessor R. R." — Den dritten: „Und wer sind Sie?" — „Herrschaftlicher Kutscher R. R. bei R. R." — Dem Militairchef kam das selbst komisch vor und, lachend über diese umgekehrt angebrachten Titulaturen, soll er hingeworfen haben, man solle eine Anrede festsetzen, das trauliche Du wäre unter allen Personen singularis und pluralis die beste, Sie aber die allersinnloseste. In Folge dieses komischen Vorfalles kam die Sache im Kreise höchster Militairpersonen zur Sprache und sie stimmten für das trauliche Du. Weiter soll nichts Thatsache sein. Eine Cabinetsordre existirt darüber nicht, sondern nur ein Vorschlag, der durchaus nichts Befehlendes hat. Aus dem Umstande, daß ungeachtet der lebhaften Besprechung mündlich und in Zeitungen keine offizielle Erklärung erfolgt ist, geht schon deutlich hervor, daß man diese Sache hat fallen lassen."

(Ein Mord aus Liebe.) Seit ungefähr zwei Jahren hatte sich Dona Martha Arevedo, die Witwe eines reichen Kaufmanns, in Osuna niedergelassen. Ihre einzige Tochter Inesilla galt für das schönste Mädchen weit und breit, aber kein Mann hatte noch ihr Gesicht gesehen, denn sie entfernte sich nie von ihrer Mutter und wenn sie des Morgens andächtig in die Kirche ging, verhüllte die Mantille ihr Gesicht vollständig. Zu den eifrigsten Verehrern Inesillas gehörte Sancho Mosar, der Sohn eines Schneiders, der etwas schwach von Geist war und dem Hause Inesillas gegenüber wohnte. Den ganzen Tag stand er am Fenster und blickte nach der Wohnung der Schönen hinüber. Alle seine Versuche aber, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, schlugen fehl, selbst als er als Bettler an ihrer Thürr erschien — weil er sah, daß alle Bettler einen freundlichen Blick von Inesilla erhielten — wurde er kalt und spröde abgewiesen. Unterdeß rief das Vaterland alle Waffenfähigen zu den Fahnen, um dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, der das schöne Spanien verwüstete, und auch Sancho Mosar sollte Osuna verlassen. Er that dies sehr ungern, und zögerte so lange als möglich. Endlich kam der Tag, an welchem er aufbrechen mußte. In der Nacht vorher wurde Orsuna plötzlich durch Feuerlärm erschreckt; es brannte in geringer Entfernung von der Stadt das Wirthschaftsgebäude des Landgutes der Dona Martha Arevedo, die natürlich sofort mit ihren Leuten aufbrach, um selbst bei den Löschversuchen gegenwärtig zu sein. Es blieb in ihrem Hause in der Stadt nur Inesilla zurück. Als Dona Martha gegen Morgen hier wieder erschien, wunderte sie sich, daß ihre Tochter ihr nicht entgegen komme, und besorgt eilte sie die Treppe hinauf in das Zimmer Inesillas, die unbeweglich auf dem Bette lag. Die Mutter glaubte anfangs, das Mädchen schlafe, und wollte, ohne sie zu wecken, ihr einen Kuß auf die Stirn drücken. Da fühlte sie, daß Inesilla eiskalt und todt war. An der Seite hatte sie eine ungeheure Wunde und der Arzt, der sogleich gerufen wurde, erklärte, es sei ihr das Herz ausgeschnitten worden. Dieser gräßliche Mord machte das größte Aufsehen und man wußte lange nicht, wem man denselben zur Last legen sollte. Alles im Hause war sonst unverletzt; der Mörder war nicht des Raubens wegen gekommen. Allmälig wendete sich der Verdacht des Volkes auf Sancho Mosar, der in derselben Nacht die Stadt verlassen hatte; die Behörde glaubte den Angeschuldigten festnehmen zu müssen und so wurde Mosar in Ecija verhaftet. In seinem Tornister fand man ein Blechkästchen und darin ein menschliches Herz, das in Salz gelegt war. Nachdem er lange geläugnet, gestand er endlich den Mord ein und erzählte, er habe sich von Inesilla nicht trennen können, ohne ihres Herzen sicher zu sein. Er habe, um die Mutter der Geliebten zu entfernen und die Aufmerksamkeit der Stadt abzulenken, das Landgut in Brand gesteckt und sei dann in die Stadt zurückgeeilt. Nachdem er sich überzeugt, daß Dona Martha sich entfernt, sei er über die Gartenmauer gestiegen und so in das Haus hineingekommen. Was weiter geschehen, wisse er kaum selbst, er erinnere sich nur, Inesilla gebeten zu haben, ihm ihr Herz zu schenken. Er habe durchaus nicht die Absicht gehabt, ihr irgendwie ein Leid zuzufügen, und sei nur seiner Sicherheit wegen bewaffnet gewesen. Sie habe ihn mit Verachtung von sich gewiesen und ihn endlich gar mit dem Fächer geschlagen; da sei er von eifersüchtiger Wuth übermannt worden, habe ihr den Dolch in die Brust gestoßen und ihr das Herz herausgeschnitten. Er wurde zum Tode verurtheilt und erlitt zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Sevilla die wohlverdiente Strafe.

(Ein Frauendorf.) Das Dorf Serada in Indien, das ganz in der Nähe von Goa liegt, wird ausschließlich von Frauen bewohnt, welche sich durch ihre in ganz Indien hochgerühmte Schönheit und durch die außerordentliche Weiße ihres Teints auszeichnen. Sie sind Hindus, aber doch von diesen ganz verschieden. Sie dürfen keine Ehe auf Lebenszeit eingehen und nur Priester haben das Recht, in ihrem Dorfe sich aufzuhalten. Auch dürfen sie nicht jedem Manne ihr Herz schenken, sondern nur einem, der weiß und schön ist. Welches Schicksal die männlichen Kinder trifft, ist unbekannt, man glaubt aber, daß sie zu Priestern erzogen werden; von den Mädchen scheint man nur die schönsten am Leben zu lassen, denn alte Bewohnerinnen dieses wirklichen Amazonendorfes kennt man nicht. Die Amazonen zeichnen sich durch die schönsten Augen in der Welt aus, sie haben majestätischere Formen als die Hindus, tragen ein weites weißes Gewand, das durch einen silbernen Gürtel zusammen gehalten wird, und in dem einfach geflochteten Haar, mit einer goldenen Nadel am Hinterkopfe, eine Guirlande von wildem Jasmin. Ihre ideale Schönheit werde noch durch ihr züchtiges Wesen erhöhet.

— In Berlin hat sich eine Gesellschaft zur Versicherung gegen Beschädigung der Reisenden auf Eisenbahnen gebildet. Die Taxe richtet sich nach den verschiedenen Wagenklassen. Bei einem Todesfall erhalten die Hinterbliebenen mehrere tausend Thaler, aber auch jedes verlorene Glied und jede Verletzung wird anständig bezahlt.

Digitized by Google

(Venus und Juno.) Venus, eine schöne, gutmüthige Dame, war Göttin der Liebe; Juno, eine Vogelscheuche, Göttin der Ehe, und Beide waren unversöhnliche Feindinnen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Da der Carneval dieses Jahres von nur kurzer Dauer ist, so haben wir bereits mehrere bals masqués und bals travestis gehabt. Die historischen Costüms und die Nationaltrachten herrschten da vor.

Auch die längst erwarteten Staatsanzüge kommen nun zum Vorschein und es ist entschieden, daß die Kleider Schleppen haben, d. h. so lang sind, daß sie immer den Boden berühren, aber doch nicht so lang, daß sie lästig werden könnten. Sie sehen sehr prächtig aus, namentlich, wenn das Oberkleid sich über einem Unterkleide von Atlas öffnet, der reich mit Spitzen und Bandschleifen garnirt ist. Unter den leichten Kleidern, namentlich den Ballkleidern, sind diejenigen hervorzuheben, auf denen sich zarte Blumen zeigen, z. B. Centifolien mit durchschimmernden Blumenblättern und biegsamen Stengel. Schmuck wird sehr viel getragen und wir müssen gestehen, daß man sehr viel falschen sieht, der freilich jetzt dem ächten so täuschend ähnlich nachgemacht wird, daß er von demselben nur durch Kenneraugen unterschieden werden kann. Den Vortheil hat dieser nachgemachte Schmuck, daß die Damen denselben häufig wechseln können. Bei den Vorstellungen am Hofe bemerkte man ziemlich viele Turbane und kleinschirmige Hütchen. Die meisten Damen erschienen aber in bloßem Haar, das mit Diamanten, Federn oder Blumen geschmückt war. Das Haar war meist ziemlich hoch gesteckt. Die Locken scheinen wieder sehr in Gunst zu kommen und werden von mittlerer Länge getragen. Auch etwas aufgebauschte glatte Scheitel trägt man gern.

Die neuesten, schönsten Staatsroben, die wir gesehen haben, wurden nach Petersburg versandt. Sie waren von blauem Brocat und Silber, das obere Kleid tunikaähnlich, die Enden mit Juwelenagrafen aufgenommen. Die Toque, welche dazu getragen werden sollte, war von himmelblauem Sammet, mit silbernen Kettchen geschmückt. Ein anderer Anzug war von Tülle, an den Seiten offen und da mit einer Schnur von Gold und kirschrother Seide eingefaßt. Diese Schnur endigte sich an jeder Spitze in einer Schleife mit Trodden. Die Coiffüre bestand aus einem mit Gold broschirten Stoffe mit Trodden von kirschrother Seide und Gold. Ein anderer sehr schöner Anzug war ein Kleid von Spitzen, das auf einem Unterkleide von weißem Atlas durch zwei Rosenzweige aufgenommen wurde.

Einen sehr schönen Hut haben wir in den letzten Tagen bewundert. Er bestand aus schwarzem Tülle, der mit Gold gestickt war und eine goldne Franse an der Seite hatte.

Die Mode der Häubchen ist vielleicht nie so allgemein gewesen, als in diesem Augenblicke. Man hat sie tausendfach verschieden und paßt sie jeder Toilette, allen Umständen an; weder junge noch alte Damen wollen sie entbehren, und die Putzmacherinnen bieten ihren Erfindungsgeist auf, um immer neues zu haben. Sonst wurden die Häubchen fast nur von Witwen und von Kranken getragen, und ihre Form änderte sich wenig; jetzt, da sie von den eleganten Damen in besondern Schutz genommen worden sind, müssen sie ins Unendliche vermannigfaltigt werden. Anfangs waren sie nur von Spitzen mit einigen Bändern; dann fügte man Blumen und Sammet hinzu; jetzt reicht auch das nicht mehr aus, und die Kunst, Häubchen zu verfertigen, ist so groß und wichtig geworden, wie die, Hüte zu schaffen. Die größte Aufmerksamkeit erfordern nämlich die Soiree-Häubchen, bei denen die Wirkung des Lichtes auf diese oder jene Farbe zu berechnen ist. Sie sind so verschiedenartig und haben mitunter so wenig Aehnlichkeit mit eigentlichen Häubchen, daß man am besten thut, wenn man den Namen Häubchen fallen läßt und nur Coiffüre sagt. Man trägt diese Coiffüre so einfach und so kostbar, als man will; Alles ist erlaubt und von dem einfachen Atlasstreifen mit Rosetten an den Seiten, bis zu der mit Diamanten bedeckten Gaze. Deshalb ist es auch fast unmöglich, alle diese Coiffüren zu beschreiben, welche man in den Salons bemerkt; man sieht dergleichen, die aus einer doppelten Rolle von Sammet mit einem Paradiesvogelschweife bestehen, mehrere Ellen Schnure von Seide oder Perlen haben, die um das Haar geschlungen sind, und die an der Seite herabfallen; ferner turbanähnliche Coiffüren von Spitzen, die auf der Stirn durch zwei Schnuren von Brillanten gehalten werden; das spanische Häubchen von schwarzen Spitzen mit einer einfachen Rose; die algierische Coiffüre mit Stickereien und Fransen von Gold; lange gothische Barben, die blos durch einen Kamm gehalten werden: auch blos eine einfache Guirlande mit einer Blondenschleife; kleinschirmige Hütchen von schwarzem Sammet, die durch vier kostbare Nadeln festgehalten werden ꝛc. Diese Verschiedenartigkeit gibt einer Gesellschaft von Damen einen ganz besonderen Reiz. Noch müssen wir hinzufügen, daß die schon früher von uns erwähnte Rosine-Coiffüre sehr gefällt; sie wird bald von weißem Glasfluß und rosa oder kirschrothem Sammet gemacht, wenn die Dame, die sie trägt, schwarzes Haar hat, bald von schwarzem Glasfluß und schwarzen Spitzen, wenn die Dame blond ist.

Herren-Mode. Wir haben die Ueberzeugung, daß die Twins und die langen Oberröcke die Saison beschließen werden, wie sie dieselbe begannen, ohne irgend eine Art von Concurrenz, wenn nicht etwa im Laufe dieses Monats Mäntel zum Vorschein kommen und die Gunst wieder zu erlangen suchen, die sie früher in so hohem Maaße besaßen. Es läßt sich indeß kaum annehmen, da die Jahreszeit doch schon weit vorgerückt ist, und man noch gar keine Vorbereitungen bemerkt. Die wenigen Mäntel, die man sieht, sind durchaus nicht neu. Am sichersten halten sich die Twins, die von den verschiedensten Stoffen getragen werden; die Oberröcke, die man mit denselben zu verschmelzen versucht, können, wie es scheint, noch gar nicht durchdringen. Zu der Zeit, wenn die Bälle beginnen, kommen stets eine große Menge Westen zum Vorschein, die mehr oder weniger kostbar, mit Gold und Silber gestickt oder eingefaßt sind. So war es auch diesmal, aber wenn man sagen wollte, diese Westen wären sehr beliebt und würden stark getragen, so entspräche man der Wahrheit nicht. Beliebt sind die Westen von Sammet und von façonirtem Seidenzeuge, auch die von einem geringeren Stoffe werden stark getragen, Westen nämlich von einer Art Wollensammet, der ziemlich geschmacklos ist, nämlich einen grünen Grund und darauf sehr große Carreaux hat. In Bezug auf die Beinkleider läßt sich gar nichts neues melden.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kleinschirmiges Hütchen. Mantel mit langem Kragen und Hermelin besetzt. Gestreiftes Kleid. No. 2. Aufsatz von Spitze mit langen Locken. Oberrockkleid, oben und unten geschnürt, das Leibchen und vorn herunter mit Sammet besetzt. No. 3. Burnuß mit griechischen Aermeln, reich mit Schnuren besetzt und Capuchon-Kragen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. N. Büchner, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die unschuldig Gedenkte.

Eine wahre Begebenheit.

Es war im Jahre 1764, da ereignete sich in Paris der Fall, daß ein edles, tugendhaftes und schönes Mädchen, ungeachtet ihrer Tugend und Schönheit gehangen wurde. Ihr Brodherr, ein angesehener Wüstling, hatte Alles angewendet, und kein Mittel unversucht gelassen, um sie zu verführen. Sie widerstand heldenmüthig und setzte seinen schnöden Lockungen jene edle Festigkeit und Würde entgegen, die nur die Tugend zu geben im Stande ist. Seine Leidenschaft, der die gehoffte Befriedigung so nicht werden konnte, verwandelte sich nun in Rache, und zwar in die schwärzeste, abscheulichste Rache, wie sie nur der schmutzigste Auswurf der Menschheit auszubrüten im Stande ist. Er erklärte sich nämlich für bestohlen, und wußte es dabei so teuflisch und fein einzurichten, daß die Polizei, bei der auf seinen Antrag veranstalteten Haussuchung, die beschriebenen und vermißten Sachen in dem Schranke und dem Behältniß des Mädchens vorfinden mußte. Sie wurde nun sofort gefänglich eingezogen, und obgleich sie ihre Unschuld auf das Feierlichste betheuerte, obgleich alle Nachrichten, die man über sie einzog, nur zu ihrem Vortheile sich aussprachen, und obgleich ihr Brodherr als ein schnöder Wüstling allenthalben bekannt war, so mußte dennoch der Buchstabe des Gesetzes erfüllt werden, denn die Aermste hatte ja keine anderen Beweise ihrer Unschuld, als ihre Thränen. So wurde sie denn ohne Erbarmen hinausgeführet nach dem Richtplatze, und, nach damaliger Sitte, mit zusammengebundenen Röcken dem Nachrichter überantwortet. Schon auf der Leiter stehend betheuerte sie nochmals ihre Unschuld, aber vergebens, — der Sohn des Henkers hatte ihr schon den tödtenden Halsschmuck umgeworfen, denn er machte an ihr sein Probestück, und nach wenigen Augenblicken hatte die Unglückliche vollendet. Ein bedeutender Arzt erkaufte sich den Leichnam, und ließ ihn noch am selbigen Abend nach seiner Wohnung bringen, um ihn des andern Tags im Beisein seiner Schüler zu secziren. Schon wollte er die nöthigen Zubereitungen treffen, da fand er noch Lebenswärme an der Todten, schnell bedeckte er daher den Leichnam mit warmen Decken, eilte zu einem in der Nähe wohnenden Geistlichen, auf dessen Verschwiegenheit er bauen konnte, und bat ihn, sich schleunigst zu ihm zu verfügen, um ihm hilfreiche Hand zu leisten, denn es gelte nichts weniger als die Rettung eines Menschenlebens. Gern erklärte sich der würdige Gottesmann dazu bereit, und sie thaten nun mit vereinten Kräften Alles,

Digitized by Google

was die Kunſt des Arztes nur vermochte, um die Scheintodte wieder ins Leben zurückzurufen. Und ihre Bemühungen blieben nicht unbelohnt, denn ſchon nach zwei Stunden ſchlug die unſchuldig Gemordete ihre Augen wieder auf. Der erſte Gegenſtand, den ſie erſchaute, war der ehrwürdige Geiſtliche. Sie glaubte, es ſei Gott, denn ſo mochte ſich die Unbefangene in ihrer Beſchränktheit den lieben Himmelsvater gedacht haben. Hinknieend faltete ſie daher die Hände und flehte unter Thränen: „Ewiger Gott, Du weißt, daß ich unſchuldig bin, erbarme Du Dich meiner, denn die Menſchen ſind unbarmherzig!“ Der Geiſtliche bedurfte einer geraumen Zeit, bevor er der Unglücklichen begreiflich machen konnte, daß er nur ein Menſch und der Freund deſſen ſei, dem ſie nächſt Gott ihre Rettung verdanke. Nach Verlauf weniger Tage war die ſo wunderbar Gerettete wieder gänzlich geneſen; allein das war den braven Männern noch nicht genug; durch ihre Verwendung bewirkten ſie bei dem Könige vollkommene Begnadigung für die Neubelebte, und die Proceßacten wurden aufs Neue hervorgeſucht und der genaueſten und ſorgfältigſten Prüfung unterworfen. Es kam nun freilich Alles darauf an, den Böſewicht zum Geſtändniſſe ſeiner Schuld zu bewegen, indeſſen auch dafür wußte der wackere Geiſtliche Rath. Er lud nämlich den Betheiligten eines Tages zu ſich, angeblich um wichtige Dinge mit ihm zu beſprechen. Hier redete er mit ernſten, tief in die Seele dringenden Worten zu dem verſtockten Sünder, und da er geendet, öffnete er plötzlich die Gardine eines Schrankes, in welchem das Mädchen verborgen geweſen. „Sprich Du denn ſelbſt mit dieſem Elenden, da er ſeine Schandthat nicht frei bekennen will,“ rief er der regungslos Daſtehenden zu, „warſt Du ſchuldig oder unſchuldig?“ — „Ich war unſchuldig, das betheure ich bei Gott und bei ſeinen Heiligen!“ antwortete die Gefragte, und, wie vom Donner niedergeſchmettert, ſtürzte ſchon bei ihren erſten Worten der entſetzte Wüſtling zu Boden, denn er hatte auch nicht die leiſeſte Ahnung davon, daß die Erhenkte wieder ins Leben zurückgerufen worden war, und wähnte, im Bewußtſein ſeiner Schuld, daß der Geiſt der unſchuldig Gemordeten ihm gegenüber ſtehe. Er bekannte hierauf vor Gericht ſeine ſchändliche That, der gerechten Strafe entgegenſehend; das Mädchen aber wurde nach Jahresfriſt eine glückliche Frau, und ihre Ausſtattung übernahm der König.

Ein Tintenkleck und ſeine Folgen.

(Beſchluß.)

Herr Steinriegel ſah dies längſt kommen, aber er ſchwieg. Wußte es doch der gute Mann ſchon zur Herbſtzeit durch ſeine zahlreichen Hühneraugen, ob der nächſte Winter ein ſtrenger ſein werde; wie ſollte er es nicht ahnen, daß ein junger Mann, der zwei Jahre ſein Haus beſucht, wahrſcheinlich eine der beiden Mädchen zu heirathen gedenke!

Das Jawort war bald ertheilt, und die Sache wie ein gewöhnliches Holz- oder Zibeben- und Weinbeer-Geſchäft ganz im gewöhnlichen Geſchäftsſtyle geſchlichtet. Pepi war entzückt, als ihr Herr Süßholz bei dieſer Gelegenheit einen koſtbaren Brillantring offerirte. — Sie ſah ſich ſchon im Geiſte als Gebieterin über Kaffee und Zucker, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ſie aus dem Holzhändleriſchen ins Merkantiliſche überſetzt werden ſolle.

Die Kriegsräthin hatte ſich von ihrem Unfalle bald gänzlich erholt. Ihre erſte Sorge ging daher nur dahin, das häusliche Feſtin ſo ſchnell als möglich ins Leben zu rufen. Ganz unvermuthet erſchien eines Nachmittags der Referendar Liebenau, und überraſchte Louiſen mit der Nachricht, daß er ſie ſchon den folgenden Tag zu dem Balle abholen werde. — Auch Pepi wurde geladen, doch entſchuldigte ſie ſich mit dem Umſtande, daß ſie Braut ſei, und dieſer Umſtand mußte reſpectirt werden. — Papa und reſpective Onkel Steinriegel war die Freundlichkeit ſelbſt, und bemerkte, als der Referendar wieder fort war, daß er es ſich doch angewöhnen müſſe, ſeine goldene Doſe zu führen, weil ſein Haus jetzt von ſo angeſehenen Leuten beſucht wird.

Nun ging es an die Herrichtung des Ballſtaates; und alle jene Scenen, welche ich bei dem erſten Balle aufzuzählen genöthigt war, gingen mit Ausnahme des Tintenkleckſes neuerdings vorüber.

Steinriegel ſah Alles mit der wunderbarſten Gelaſſenheit an; ja er wäre im Stande geweſen, in Ermangelung eines Dienſtboten in ein Gewölbe um Stecknadeln zu gehen. Ihm ahnete ein ſehr günſtiger Erfolg dieſes Balles, und Ahnungen ſind bei einem Holzhändler immer von Gewicht.

Um die beſtimmte Stunde erſchien Referendar Liebenau, ganz ballmäßig coſtümirt, um Louiſen abzuholen. Einfach und geſchmackvoll war Louiſens Anzug, und wer ſie ſo an der Seite des ſtattlichen Referendars einherſchreiten ſah, mußte unwillkürlich ſagen: „Fürwahr ein nettes Pärchen!“

Digitized by Google

Daß Louise von der Kriegsräthin auf das Liebevollste empfangen und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde, daß sie ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war — darüber will ich mit wenigen Worten hinwegeilen. Auch will ich nicht viel Auffallendes von dem Umstande machen, daß sie sich in diesem glänzenden, gebildeten Cirkel mehr unterhielt, als auf einem Balle, wo die haute volée aus Bierwirthen, Holzhändlern und Vorstadtkrämern bestand, und den sie mit ihrem Pflegevater einmal besuchte; daß ihr aber Referendar Liebenau seine Liebe gestand und um ihre Hand warb, daß sie zwar schüchtern, aber mit Vergnügen „Ja" sagte — davon will ich lieber ganz schweigen. — Die verehrlichen Leser sahen dies ohnehin kommen, denn die meisten haben dergleichen entweder an sich selbst oder an Anderen erlebt! — Ich sage weiter nichts, als „Sapienti sat!" — damit man wisse, daß ich auch Latein gelernt habe, wie jener Hausherr, welcher in einer Gesellschaft mit großem Pathos erzählte, sein Keller sei der tiefste in der ganzen Gegend, weil er mit einer Ascension von 65 Stufen versehen ist.

„Potz, Schwemm-Ausschuß und weißbuchene Scheiter!" rief Herr Steinriegel enthusiasmirt, als zwei Tage nach dem Balle bei der Kriegsräthin, der Referendar Liebenau um Louisens Hand förmlich anhielt. — „Das nenn' ich ein gutes Geschäft; nach jedem Balle bringe ich eine Tochter oder dergleichen an den Mann! — Ich begreife nur nicht, wie Familienväter, die reichlich mit Töchtern gesegnet sind, nicht um eine Verlängerung des Faschings einkommen, und warum nicht täglich irgendwo ein glänzender Ball gegeben wird!" —

Unter dergleichen witzüberthünchten Aeußerungen erfolgte alsbald auch Herrn Steinriegels Jawort, welches zwei gute Menschen vereinigte. — „So hatte der fatale Tintenklecks doch auch sein Gutes," sagte Steinriegel in einem Anfluge von Bonhommie, und trocknete sich eine Thräne ab.

Der Gedanke, daß er der Schwiegervater zweier angesehenen Männer sei, wirkte sonderbar auf seine ganze Lebensweise. Er fühlte sich durch die Verwandtschaft mit Süßholz dem merkantilischen Gremio näher gerückt, und dadurch, daß Liebenau sein künftiger Quasi-Schwiegersohn werden sollte, zählte er sich gewissermaßen zur gebildeten Classe. Er besuchte die Oper, Concerte, und sah jede neue Posse an; ja er überzahlte einen Sperrsitz, um nur bei der ersten Vorstellung zugegen zu sein. Seine Sitznachbarn unterhielt er gewöhnlich mit Meditationen über den Holzhandel — aber er wurde dennoch bald als Kunst-Mäcen bekannt. Kurz, der alte Mann studirte noch in seinen alten Tagen eine Wissenschaft, zu der man eigentlich geboren sein soll, nämlich die Wissenschaft sich nobel zu benehmen. Daß er trotz aller Anstrengung dennoch ein Stümper blieb, wird Niemand bezweifeln. Vier Wochen später standen in einer Vorstadtkirche unter beispiellosem Andrange der neugierigen Menge zwei Brautpaare am Traualtare. Wer die Leute waren, läßt sich leicht errathen.

Zehn Jahre darauf sprach ich im Theater mit einem alten, dem Anscheine nach sehr noblen Sitznachbar. Er wurde bald zutraulich und warf so ganz unversehens hin, daß seine Schwiegersöhne der Kriegsrath, welcher auf dem Sprunge steht, Präsident zu werden, und der reiche Banquier Süßholz mit ihren Familien bereits auf dem Lande wären und daß er ihnen bald dahin folgen werde. — „Sehen Sie," sagte er zu mir, als ich mich ihm zu erkennen gab, und ihm vertraute, daß ich die Geschichte dieser Familie kenne, „das sind die Folgen eines Tintenkleckses!"

Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß bei den geehrten Lesern dieses Blattes, die sich zeitweise auch mit dem leidigen Schreiben befassen müssen, jeder Kleck solche Folgen bringen möge! —

Ein Sonderling.

Die Gazette des Tribunaux berichtet aus Troyes vom 16. December: „In der Umgegend von Troyes, in dem Dorfe Saint-Pouange befindet sich ein ziemlich beträchtliches Besitzthum, das unter dem Namen das kleine Schloß von Saint-Pouange bekannt ist. Hier wohnt seit ungefähr 25 Jahren ein Herr Garnier, ein ehemaliger Buchdrucker, in gänzlicher Abgeschiedenheit. Sein Wohnsitz, wahrhaft einem detachirten Fort gleich, ist von einer dreifachen Umfassung von Hecken, von Gräben und Gattern umgeben. Auf der Eingangspforte liest man mit Ueberraschung die Inschrift: Freiheit durch Naturrecht; und wenn irgend ein Wanderer sich zeigt, der diese Wohnung besuchen will, so hebt sich plötzlich die Zugbrücke, und eine starke Stimme läßt die Worte hören: „Halt Bürger! Achte mein Besitzthum! Wer bist Du und was willst Du?" Diese Stimme ist die des Herrn Garnier, eines 76jährigen Greises, den eine Ueberspannung eigenthümlicher Ideen in Allem, was Religion, Politik, Gerechtigkeit und gesellschaftliche Beziehungen betrifft, wahnsinnig gemacht hat. Als treuer Anbeter der Sonne, zu welcher er dreimal des Tages sein Gebet an einem Altar aus Rasen verrichtet, den er

Digitized by Google

mit eigenen Händen mitten in seinem Eigenthum erbaut hat, geräth er in Wuth, wenn die Glocke des Dorfes die Gläubigen zum heiligen Meßopfer ruft. So oft ein heftiger Wind weht, steht er in dem Wahne, der Priester des Dorfes schicke ihm denselben, damit er ihm schade. Er ißt nicht nur niemals Fleisch, sondern hat auch einen Abscheu vor allen Kleidungsstücken, die aus Thierwolle gewebt sind. Sommer und Winter trägt er als Kleidung nur eine Hose und eine Leinwandweste. An seiner Seite hängt ein Säbel, bereit, seine eingebildeten Feinde zu verjagen. Er läßt Niemanden zu sich, als seine Kinder und die zur Bewirthschaftung nöthigen Arbeiter, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie alle seine Verirrungen zu billigen scheinen, und ihn immer „Bürger" oder „Einsiedler" nennen. Letzteren Namen liebt er besonders. Sein Enkel genießt allein das Vorrecht, sein Schlafzimmer zu betreten. Hier besteht die ganze Einrichtung in einem einfachen Bett, einigen schlechten Möbeln, und der Einsiedler bedient sich statt jedes andern Sitzes nur einiger kostbarer polyglotten Bibelausgaben. Genau zu sagen, welche die Ausdehnung des Besitzthums des Herrn Garnier ist, wäre eine Unmöglichkeit; die Katasterbeamten konnten noch niemals zu ihm eindringen. Denn im Namen des Gesetzes in seine Wohnung eindringen, hieße dem alten Manne den Todesstoß geben. Da der Einsiedler für reich galt, was er nicht ist, und da er von jeder Art Hilfe ganz entfernt lebt, so reizte dies einige Uebelthäter an, ihn zu überfallen und zu berauben. Am 23. August d. J. drangen die vier Individuen, von denen zwei entlassene Galeerensträflinge waren, Nachts in seine Wohnung, knebelten ihn nach hartnäckigem Widerstande und raubten, was sie von Werth fanden. Die Polizei von Troyes erfuhr bald von dem Verbrechen, und die Thäter wurden verhaftet. Aber auch jetzt zeigte Herr Garnier ein auffallendes Benehmen. Er weigerte sich, die Polizeibeamten, die den Thatbestand an Ort und Stelle untersuchen wollten, einzulassen, zog die Zugbrücke auf, und drohte mit Gewalt, wenn man mit Gewalt einzudringen versuche. Er habe nichts anzugeben; er sei bestohlen und geschlagen worden; aber er werde seine Brüder nicht verrathen, die unter dem Gesetze stünden; seine Religion und seine Grundsätze verböten ihm, sie anzuzeigen. Was ihm widerfahren sei, werde man durch das Journal erfahren. In der That schickte er auch bald darauf an das Journal de l'Aube einen Artikel zur Insertion, in welchem er den nächtlichen Ueberfall schilderte, doch ohne die Thäter näher zu beschreiben, deren Zahl er (wie Falstaff durch den Scheerkin getäuscht) auf das zwei- bis dreifache höher angab, als sie war. Die vier Angeklagten wurden von den Geschwornen für schuldig erklärt, und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit mit Ausstellung verurtheilt."

Sultan Mahmud als Musiker.

Sultan Mahmud liebte leidenschaftlich die Musik, und ließ sich aus einem Palast in den andern durch Musikbanden begleiten. Auf Veranstaltung von Donizetti's Bruder, der sich lange der Gunst des Sultans erfreute, hatten die Europäer das Vergnügen, die schönsten Stellen aus den Opern Schuberts, Bellini's und Aubers zu hören, und was bisher ohne Beispiel gewesen, fränkische Musiker wurden in Constantinopel gesucht. Eine junge Spanierin, welche eine große Fertigkeit im Klavierspielen besaß, wurde auf einige Tage in die Frauengemächer Sr. Hoheit eingeladen. Die Spanierin, neugierig auf die Sultaninen und Odalisken, keineswegs aber auf den Sultan, den sie schon oft genug gesehen hatte, beeilte sich, diese Einladung Folge zu leisten. In einem hübschen, fast ganz auf europäische Art eingerichteten Salon eingeführt, war sie einigermaßen betroffen, sich plötzlich dem Sultan gegenüber zu finden, welcher eine Drehorgel spielen ließ. Die Melodie, welche Se. Hoheit durch Drehung der Kurbel hervorbrachte, schien dieselbe so zu bezaubern, daß sie das Eintreten der Zuhörerin lange nicht bemerkte. Frau B. benutzte diesen Umstand, um den Sultan in seiner eigenthümlichen Lage mit Muße zu betrachten. Er lag halb, und halb saß er auf einem sehr niedrigen Divan, und vor ihm stand seine Orgel. Er trug einen schlechten grünen, halb zugeknöpften Ueberrock. Seine nackten Füße und sein struppiger Bart vervollständigten sein nicht sehr verführerisches Negligé. Endlich geruhte die Hoheit ihre Besucherin zu bemerken, erhob sich bald von ihrem Divan und gab der Spanierin ein Zeichen, sich geschwind an einen herrlichen Flügel von Erard zu setzen, welcher in einiger Entfernung von dem Divan stand. Nachdem Frau B. einige Stücke aus Robert der Teufel gespielt, rief der Sultan ihr zu: „Assez! assez!" Die Spanierin hörte auf zu spielen, und der Sultan, die zuletzt gehörte Melodie summend, begann, seine Drehorgel wieder in Bewegung zu setzen. Er wollte augenscheinlich eben diese Melodie aus seinem Leierkasten hervorbringen. Allein die Drehorgel spielte ihre alte Leier fort, und der Sultan gerieth in solchen Zorn über diese Unfügsamkeit gegen seinen allerhöchsten Willen, daß er dem störrigen Instrument ein

Digitized by Google

halbes Dutzend Faustschläge beibrachte, welche es sofort dienstuntauglich machten. Während dieses Manövers warf er fragende Blicke auf die vor ihm stehende Spanierin. Als diese musikalische Wuth aufs Höchste gestiegen war, erschienen die Sklaven, welche sie eingeführt hatten, um sie wieder hinaus zu geleiten. Frau B. schätzte sich glücklich, auf diese Weise aus der beglückenden Gegenwart des Beherrschers der Gläubigen entfernt zu werden, denn es hatte ihr eine peinliche Anstrengung gekostet, das Lachen zu verbeißen.

Iwan der Grausame.

Adam Mickiewicz gibt in seinen Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände (deutsch Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius) schaudererregende Details aus dem Leben Iwans des Grausamen. Nachdem er, heißt es daselbst, auf verschiedene Weise eine Menge Leute jedweden Standes gemordet hatte, befahl er, auf dem Markte einen Galgen zu bauen und einen Kessel mit Wasser hinzustellen, anfangend, daß er seine Feinde hängen und lebendig kochen würde. Schrecken ergriff die ganze Hauptstadt; die Einwohner, des unentrinnbaren Verderbens gewiß, liefen aus der Stadt oder verschlossen sich in den Häusern. Der Großfürst, erzürnt, daß Niemand auf den Straßen zu sehen war, ging mit seiner Schaar von Haus zu Haus, ließ die Thüren einschlagen und trieb Alle auf den öffentlichen Platz, damit sie seinen Grausamkeiten zusehen möchten. Nachdem er beinahe alle die mächtigsten und reichsten Bojaren umgebracht und fast die Hälfte der Einwohner vernichtet hatte, setzte er sich hin, um gleichsam mit den menschlichen Leiden zu spielen. Er erfann mit seinen beliebten Rathgebern (der eine war ein Deutscher, der andere ein Livländer) immer wieder neue und schmerzlichere Mittel, die unglücklichen Opfer zu quälen. Endlich machte er sich an das Vernichten seiner grausamen Legion, der Oprytschen (Henkershelfer). Die Tyrannei muß zuletzt immer ihre eigenen Werkzeuge zermalmen. Bekannt ist es, daß die römischen Dictatoren ihre Mordknechte den Soldaten zum Abschlachten preis gaben, und die französische Revolution hat ebenfalls fast alle ihre Bürkel aufgefressen. Iwan der Grausame, die Nothwendigkeit fühlend, das ganze Heer an sich zu fesseln, rottete allmälig die ihm am nächsten stehenden Schmeichler aus, ötters die Strafen mit höllischem Scharfsinn erschwerend. Einmal z. B. befahl er, vor dem Todesgange zuerst den Vater mit eigener Hand zu tödten. Diese Epoche der Verfolgungen begann mit dem Tode des Fürsten Wersjatynski, eines durch Thaten berühmten Kriegers, des neuen Besiegers der Tataren. Der Großfürst befahl, ihn langsam mit Feuer zu verbrennen, und rückte selbst mit dem Stabe die Kohlen heran, sich erkundigend, wo er seine Schätze verwahrt habe. Dessen ungeachtet drangen sich die Bojaren und das Volk blindlings vor Iwan. Einer der gleichzeitigen Schriftsteller führt folgendes Beispiel an: „Als der Großfürst einen der angesehensten Bojaren auf die Folter spannen ließ, ladte dieser Unglückliche 24 Stunden in Qualen; er sprach mit der Gattin und den Kindern, die neben ihm standen, und während dieses Gespräches wiederholte er alle Augenblicke: Herr Gott, errette den Tyrannen!" — Sogar Iwans Spiele waren immer grausam. Er hatte Bären, die ausdrücklich für die Jagd auf Menschen erzogen und eingeübt waren. Mit diesen an irgend einem Thore des Kremlin versteckt, wartete er, bis sich ein größerer Haufe der Vorbeigehenden gesammelt hatte. Besonders freute er sich, wenn es ihm auf diese Weise gelang, ein Häuflein Landleute oder Städter, die fröhlich aus der Schenke zurückkehren, zu erwischen. Alsdann ließ er seine reißenden Bestien auf sie los, und aus vollem Halse lachend, sah er zu, wie diese die vor Schreck Erstarrten zerfleischten. Gelang es jedoch einem der Ueberfallenen, dem Tode zu entrinnen, so gab er ihm einige Goldstücke als Belohnung seiner Gewandtheit. Zuweilen ließ er auch Leute in Bärenhäute nähen und hetzte sie mit Hunden.

Miscellen und Anecdoten.

— Wer es nicht gelesen, wird es schwerlich errathen, womit die peruanische Regierung jetzt die Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen angefangen hat, nämlich — Mist, d. h. mit dem auf einer zu Peru gehörenden Insel in ungeheurer Menge aufgesammelten Vogelmiste, genannt Guano, welcher schon als vortreffliches Düngmittel in Europa bekannt ist. Sie hat vor Kurzem 8000 Tonnen (à 20 Centner) nach England geschickt, wo die Tonne mit 10 Pfd. Sterl. (gegen 70 Thlr.) bezahlt wurde. Die peruanischen Obligationen haben sich in Folge dessen auch wirklich um 8 bis 9 Procent gehoben.

— Ein Viehhändler von Arpyon, Louis Martin, hatte auf seiner Reise durch das Korn-Departement durch seine Heerden mehrere Felder abweiden lassen und wurde dafür zu 15 Tagen Gefängniß verurtheilt. Einige Zeit darauf meldete sich in dem zur Detention des Verurtheilten bestimmten Gefängnisse ein junger Mann und trat unter dem Namen Louis Martin den Arrest an. So weit ging die Sache ganz gut; aber ein dienst-

Digitized by Google

fertiger Freund benachrichtigte den königlichen Procurator sehr bald davon, daß der Gefangene Niemand anders sei, als der Knecht des Verurtheilten. Ein Strafverfahren wurde gegen Herrn und Knecht wegen Fälschung durch Unterstellung von Personen eingeleitet, sie wurden vor den Assisenhof von Tarn gebracht, aber die Herren Geschwornen sprachen, wahrscheinlich in Anbetracht der edelmüthigen Aufopferung des Knechtes, Beide frei. — Etwas Aehnliches ist vor einigen Jahren auf einer preußischen Festung vorgekommen. Daselbst saßen vier Studenten, und langweilten sind, wie das zuweilen auf Festungen geschieht, trotz ihrer milden Haft und beim herrlichsten Sommerwetter. Eines Tages empfangen die vier Studenten von vier Freunden Besuch. Man freut sich, fragt sich, wie es geht, erzählt sich von den Gebräuchen des Ortes; beiläufig kommt dabei in Erwähnung, wie die wachthabenden Offiziere, die immer nur 24 Stunden auf Wache sind, natürlich nicht alle Gefangene persönlich kennen, und sich daher bei der Revision begnügen, wenn die Stückzahl in jeder Kasematte voll ist. Nichts lag den Besuchern näher, als der Wunsch, ihren vier Freunden einmal eine kleine Zerstreuung zu machen. Die Besucher entschließen sich daher, einstweilen die Stelle ihrer Freunde zu vertreten; die Gefangenen entfernen sich in den Kleidern der Besucher von der Citadelle, machen eine vierzehntägige Harzreise und lösen dann nach genossener Freiheit und erschöpfter Börse ihre aufopfernden Stellvertreter wieder ab, ohne daß der Herr Commandant unter der Zeit etwas davon gemerkt.

— Auf derselben Festung passirte folgende Geschichte, welche einen Beweis von der Schwäche der Tugendhaften und dem Edelmuthe der Verbrecher gibt. Die dortigen Kettengefangenen werden häufig in der Stadt zu Arbeiten verwandt, und erhalten dabei, wie auf der Citadelle selbst, Soldaten mit geladenem Gewehr versehen, gewöhnlich Patrouilleure genannt, zur Aufsicht. Ein Baugefangener begab sich eines Tages, erhaltener Anweisung zufolge, mit seinem Patrouilleur nach der Stadt auf Arbeit. Es kommt häufig vor, daß mitleidige Seelen oder auch Seelenverwandte den Gefangenen, die auf der Festung keinen Branntwein bekommen, von dem berauschenden Getränke zuzustecken wissen, wenn sie auf Arbeit sind. Dieser Gefangene war eine gutmüthige Natur und Menschenkenner dazu. Er wußte, daß sein Patrouilleur es ihm nicht abschlagen würde, wenn er ihm ein Paar Schluck von der Gottesgabe anbiete. Er täuschte sich darin so wenig, daß er sehe bald seinen Aufseher und Saubegarde mit Vergnügen in eine schwankende, zweifelhafte Lage versetzt sah. Nicht blos hatte der Soldat kein Talent zur Aufsicht mehr, sondern verlor auch gänzlich die Fähigkeit des Stehens. Als die Zustände zu diesem Aeußersten gediehen waren, faßte der brave Verbrecher, der wohl wußte, daß er sich selbst nicht trauen dürfe, wenn er ohne Aufsicht sei, einen tugendhaften Entschluß. Er nahm seinem Aufseher Seitengewehr und Patrontasche, da ihn beides in einer liegenden Stellung hindern mußte, hing sich selbst dasselbe über seine mit grauem und gelbem Tuche bekleidete Schultern, nahm außerdem das geladene Gewehr, mit dem der Trunkene hätte Unglück anrichten können, demselben aus der Hand, und marschirte in so sonderbarem Aufzuge fröhlich nach der Citadelle. Dort trat er militairisch grüßend vor den Lieutenant der Wache, und meldete: „Herr Lieutenant, mein Patrouilleur ist besoffen, ich bitte mir einen andern aus!" — In Frankreich hätte dieses Muster von einem Verbrecher vielleicht den Monthyonsche Tugendpreis erhalten, in Preußen aber wurde er bestraft, der Soldat ohnehin.

— Fanny Elßler hat in Hamburg gastgetanzt und der Direction einen Gewinn von 36,000 Mark Cour. eingebracht. Natürlich erregte sie auch wieder den gewöhnlichen rasenden Enthusiasmus, der aber diesmal auf eine sehr spaßhafte Weise abgekühlt wurde. Nach der letzten Vorstellung wollten ihre Verehrer die Pferde ausspannen und die „Göttliche" nach ihrer Wohnung ziehen; der Kutscher aber, ein derber Droschkenführer, der von dieser Art Huldigung keinen Begriff hatte, glaubte, man wolle ihm die Pferde nehmen, und hieb die Enthusiasten so nachdrücklich um die Ohren, daß sie ganz verblüfft ihr Vorhaben aufgaben und nach Hause schlichen.

— Der Pfarrer von Mantes in Frankreich hält strenge Ordnung. Er hat seinen Gottesacker in vier Theile getheilt; in die eerste Abtheilung kommt die Geistlichkeit und der Adel, in die zweite das Volk, in die dritte die Selbstmörder und in die vierte und letzte die Protestanten.

(Statistische Angaben über Nordamerika.) Nach einem Neu-Yorker Blatte sollen alle 26 vereinigte Freistaaten eine Bevölkerung von 17,815,000 Seelen haben, worunter 2,462,000 Neger sind. Die meisten, nämlich 450,000, kommen auf Virginien, die wenigsten, nämlich 2600, auf Delaware. Dreizehn Staaten halten gar keine Neger. Unter den einzelnen Staaten hat Neu-York die stärkste Bevölkerung, nämlich 2,550,000 Seelen, Delaware die kleinste, nämlich 78,000. Sieben Staaten haben keine öffentliche Schuld, dagegen beläuft sich die Schuld der übrigen 19 auf ungefähr 204,000,000 Dollars. Doch sind sie so fruchtbar, daß ihre Gläubiger schon durch diese außerordentliche Fruchtbarkeit gedeckt sind. Allein die Kornernte dieser Staaten betrug im vorigen Jahre 713,000,000 Scheffel, was beinahe jedem lebenden Menschen auf der ganzen bewohnten Erde einen Scheffel Korn geben würde. Außerdem erzeugten diese 19 Staaten an Baumwolle gegen 900,000,000 Pfund, welche, verarbeitet, so ziemlich das ganze Menschengeschlecht mit Kleidern versorgen würde. An Tabak betrug die Ernte 2,550,000 Centner, wol genug, um alle Schnupfer und Raucher der ganzen Erde vollkommen zu befriedigen.

(Vertheilung der Armen in Europa.) Ein Franzose, Villeneuve-Bargemont, hat neulich ein statistisches Werk veröffentlicht, wonach man in Europa, bei einer Bevölkerung von 223,446,200 Seelen, nicht weniger als 10,907,333 Arme zählt, die von Andern ernährt werden müssen. Von dieser Zahl sollen auf England allein 3,900,000, auf Deutschland (mit Ausschluß der österreichischen Staaten) 650,000, auf Oesterreich 1,283,000, auf Spanien 450,000, auf Frankreich 1,600,000, auf Italien 750,000, auf Rußland 525,000, auf Portugal 141,000, auf die Schweiz 62,000 Arme kommen.

— Ein berliner Correspondent des Morgenblattes erzählt in einem Berichte über die Aufführung des Sommernachtstraumes" in Potsdam folgendes Geschichtchen von den Elfen, die vortrefflich spielten, als wäre es kein Frohndienst, sondern recht eigentlich ihre Lust und ihr Kinderspiel. Die kleinen Dinger wurden aus freundlicher Vorsorge schon am Tage vor der ersten Vorstellung im neuen Palais in Potsdam, durch die Ei-

Digitized by Google

senbahn nach Sanssouci transportirt, dort gut bewirthet und in eines der freundlichen Nebenhäuser des Schlosses einquartirt. Die Kleinen, wie man das denken kann, unter sich, allein, und wie Elfen sind, neckisch, dachten an alles Andere eher, als an das Schlafen. Der Mond schien hell in die Fenster hinein und zeigte ihnen die Weinreben, welche, mit vielen Trauben prangend, sich um die Fenster rankten. Wer verdenkt ihnen nun, wenn sie ihrer Natur lebten? Bald kletterten, schwebten und hingen die Elfen an dem Spalier und putzten die Trauben daran fast rein weg. Nun aber sind die Weintrauben in Potsdam nicht reifer geworden, als in Bingen und Rüdesheim, und die traurigsten Folgen traten ein. Alle Elfen waren am Morgen, was man nennt, todtsterbenskrank, zur Bestürzung Tiecks, der Regisseure und des ganzen Hofes; indem sie an dem Uebel litten, das sich nicht gut aussprechen läßt, das aber Xenophon in der Anabasis mit so lebendigen Farben schildert. Warme Umschläge, Glühwein und wohl auch einige neue Rekruten, die schnell exercirt wurden, kamen noch zur rechten Zeit, um den Sommernachtstraum zu retten.

— Herr von S. hatte einen sehr trägen Diener. Einst des Abends spät, wo der Erstere schon im Bette lag, hörte er in dem Nebenzimmer, in welchem jener schlief, ihn mehrmals laut seufzen und endlich ganz deutlich die Worte: „Ach! wenn ich doch nur einen Tropfen Wasser hätte." Da diese Worte öfter unter Stöhnen wiederholt wurden, zog Herr von S. die Klingel. Der Diener zog auf das Zeichen sich schnell an, ging zu seinem Herrn und fragte, was er befehle. „Hol' mir ein Glas frisches Wasser vom Brunnen." Der Diener gehorchte, und als er es seinem Herrn brachte, sagte dieser zu ihm: „Nun trink', wenn Du durstig bist."

— In China kann ein Mann aus folgenden Gründen die Ehescheidung von seinem Weibe verlangen: 1) wegen Unfruchtbarkeit, 2) wegen Ehebruchs, 3) wegen Ungehorsams, 4) wegen Klatscherei und Verleumdung, 5) wegen Diebstahls, 6) wegen Eifersucht, 7) wegen Aussatzes. Wären die chinesischen Gesetze bei uns giltig — man berücksichtige nur die Artikel: Ungehorsam, Klatscherei, Verleumdung, Eifersucht! — unsere Gerichte würden nicht Papier genug zu Acten herbeischaffen können.

— In Dresden ist jetzt einmal wieder die Sitte des Hutabnehmens öffentlich in die Scheere genommen worden, die bekanntlich vor einigen Jahren auch bei uns, jedoch vergeblich, angefochten wurde. Der Dresdner Bestreiter gegen die Sitte, Dr. H., nennt sie eine lästige, kostspielige und der Gesundheit nachtheilige Sitte und giebt ihr hauptsächlich das so häufige Ausfallen und Grauwerden der Haare, die Platten der jungen Männer schuld, weil der Kopf, der unter seiner Bedeckung immer transpirire, plötzlich und oft im ärgsten Zugwinde entblößt und dadurch erkältet werde. — Also daher kommen die Platten?

(Die Begünstigung.) In einer kleinen Stadt war auf dem Rathhause ein schöner geräumiger Wäschboden, auf welchen den gesammten Bürgern erlaubt war, ihre Wäsche zu trocknen. Es verging aber keine Woche, wo nicht etwa einige Fensterscheiben zerbrochen, oder sonst etwas ruinirt worden wäre und stets wollte es Niemand gethan haben und zum Schadenersatz sich herbeilassen. Der Gerichtsdiener meldete dergleichen Vorfälle dem Herrn Bürgermeister, bis dieser endlich höchst erzürnt ausrief: „Ei, da soll das Donnerwetter d'rein schlagen! von nun an lasse ich keinen Menschen aus der ganzen Stadt aufhängen, als: unsere lieben Herren Vettern und Frau Muhmen.

— Eine etwas durstige Frau ward von ihrem Manne beschuldigt, daß sie nicht wirthschaftlich sei. „Was," schrie sie, „ich nicht wirthschaftlich! Bei dem kleinsten Stümmelchen Licht trinke ich meine drei Mäßchen, während du Beeschwender ein ganzes Licht dazu brauchst."

— Eine junge Dame, die mit Recht nicht im besten Rufe stand, gewann einen Proceß und ging zu ihrem noch unverheiratheten Anwald, demselben ihren Dank zu bringen. Sie that es auf die verbindlichste Weise und schloß mit den Worten: „Da ich Sie nicht würdig genug belohnen kann, so biete ich Ihnen mein Herz an." Rasch erwiederte der junge Advocat: „Verzeihen Sie, die Sporteln gehören in der Regel meinem Schreiber," worauf sie sich beschämt entfernte.

— An der Grenze von Baiern wird der Reisende mit der Frage bewillkommt, ob er Geld bei sich habe. Auch ein reisender Maler erhält vom Grenzwächter die Weisung, sein Geld vorzuzeigen, da er schwerlich bald Arbeit finden werde und das Betteln verboten sei. Der Maler holt darauf eine volle Börse vor, die der Grenzwächter nun mit dem Wunsche beliebäugelt, es könne wohl für ihn ein Seidel Wein abfallen. Jener aber steckt die Börse lachend wieder ein, und erinnert den Wächter, daß das Betteln verboten sei.

— Bei dem Verein gegen den Kleiderluxus, welcher sich in Nürnberg gebildet hat, sollen in der ersten öffentlichen Versammlung gegen zweihundert Personen erschienen sein, und zwar alle — wie es heißt — im größten Staate.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die reichen Seidenstoffe sind diesen Winter sehr gesucht; wir haben einige von braunem Grunde mit Guirlanden gesehen, die mit orange Seite broschirt waren und aussahen, als wären sie mit Gold gestickt. Auch der Blümchen-Pekin sieht sehr gut aus; man denke sich auf einem hellen Grunde Tausende von Rosenknospen zwischen himmelblauen oder frühlingsgrauen Streifen oder Säulchen. Die Façon der Kleider hat sich seit dem letzten Jahre nicht sehr geändert; die Leibchen sind noch immer glatt, gesteift und haben eine Schneppe. Man trägt aber auch viel Schmuckfachen, Agrafen, Perlen, Diamanten, welche diese Leibchen zusammenzuhalten scheinen. Bisweilen sind sie auch wirklich offen und eine reiche goldene Schnur geht im Zickzack unter der Berthe hin. Die Aermel sind an den Morgenkleidern eng und glatt, an den Kleidern zum Abend sehr kurz. Auch dieses Jahr liebt man die Bandschleifen mit lang hängenden Enden, welche die Schleifen der ehemaligen Pagen Ludwigs XIV. nachahmen. Der Cashemir scheint zu Hauskleidern nicht mehr warm genug zu sein, wenn er nicht mit Seide gefüttert wird. Wir sahen kürzlich zwei solche sehr schöne Kleider; das eine war von himmelblauem Cashemir, das andere flachsblüthenfarbig; beide wattirt und gesteppt, mit Nonnenärmeln, d. h. sehr weiten geradefallenden Aermeln, mit engen seidenen Aermeln darunter. Zu diesen Kleidern trägt man kleine wattirte und gesteppte Schuhe, die bis

Digitized by Google

zum Knöchel gehen und auf der Fußseite fünf kleine Rosetten haben. Die Morgenhäubchen sind jetzt so höchst niedlich wie die, welch man Abends trägt, und die jetzigen Damenhüten in dieser Hinsicht wie in manchen andern ihre Gegenstücke weit übertreffen. Selbst das Nachthäubchen, das die Dame eine oder ein paar Stunden früh nach dem Aufstehen aufbehält, ist von feinem Batist und so niedlich, so schön gearbeitet, als wenn er in einem Salon gesehen werden sollte. Die Ballkleider sind sehr leicht und die meisten haben zwei Röcke. Ein sehr schöner Ballanzug besteht in einem Kleide von weißem Tarlatan, meist gefüttert, mit einem sehr kurzen Rock von weißem Faye de Soie darüber, der rundherum mit einer Rüsche von gleichem Stoffe aufgeputzt ist. Das Leibchen ist tief ausgeschnitten, mit einer Rüsche umgeben und die kurzen Aermel haben dieselbe Garnitur. An dem Leibchen befinden sich vorn an jeder Seite drei fächerartige Falten, die bis zu dem Gürtel hinablaufen. In diesem ganz weißen Anzuge gehören auch weiße Handschuhe, ein kleines Diamantkreuz am Halse und eine Diamantschnalle am Gürtel. Die neuesten Guirlanden, die man im Haar trägt, sind von Disteln und blühendem Klee. Sie haben, was man Charakter nennt, stehen nicht jeder Dame und gehören viel edle Haltung, ein ausdrucksvolles Gesicht und eine gewisse originelle Kleidung dazu, wenn sie gut aussehen sollen.

Die Kleider mit prononcirter Schleppe, so nennt man sie allgemein, werden bei Staatsanlässen fast ausschließlich getragen, welche von den Ballkleidern im Ganzen verschieden sind. Die ersteren bestehen aus reichen Stoffen und kostbaren Spitzen, die letzteren haben einen eigenthümlichen Schnitt, sind bisweilen auch prächtig, im Allgemeinen bestehen sie aber aus weit leichteren Stoffen. Die ersteren werden häufig mit Blumen und Marabouts, die letzteren mit Bändern und schöner Posamentierarbeit reich aufgeputzt. Das Leibchen ist stets glatt und geschlossen, mit einer Schärpe drapirt und hat kleine Aermel, die in einem Blonden- oder Spitzenaufsatz endigen. Das Kleid, das im Korpenicht einen so guten Effect macht, wird in diesem Jahre häufig angewendet, und zwar in Tüllfest, Krinolin, in Gaze auf Moire, Sammet, Atlas und selbst in seidenen Spitzen. Mit Recht gelten vorzugsweise die Gitterkleider. Als Muster erwähnen wir ein Kleid von rosa oder blauem Atlas, vorn offen über einem andern Kleide von Silbermoiree; an den offenen Seiten Revers, die durch einen Silberschmuck gehalten werden, die Oeffnung selbst durch gleiche Schnur zusammengezogen, die dann mit Troddeln hinabhängt. Ein anderes ähnliches Kleid von Seidenmoire war nur an einer Seite offen und mit einer kostbaren Silberblonde garnirt; ein anderes von rosa Atlas war in der Mitte offen über einem Unterkleide von weißem Atlas; die Revers des letzteren waren mit Spitzenvolants. Von den Besatzkleidern dürfte eins von Haar de Soie zu erwähnen sein, das breit hinauf ging, und an dem Leibchen von oben bis unten mit Schleifen Posten von derselben Farbe besetzt war. Diese an der Taille schmalen Posten werden nach obenzu breiter, setzen sich dann auf dem Rocke hinunter fort und werden auch da wieder allmählig breiter. Die Putzkleider zum Ausgehen haben ein herzförmig offenes Leibchen, das eine elegante Garnitur von Batist oder indischem Musselin trägt, die reich verziert ist und einen kleinen Umschlagkragen hat. Diese auf dem Rücken boten, vorn wenig offenen Leibchen werden auch Besatzen mit sehr schmalen Posten, die nur einen Sammetstreifen besetzt, der allmählig schmäler werdend, am Gürtel aufhört. An dieser Stelle schließt dann eine einzige Agrafe diese Oeffnung, die vorn mit Sammetband geschnürt wird. Dann heißt das Leibchen ein arbanesisches. Dieser Schnitt, der viel Aehnliches mit den Leibchen der Amazonenkleider hat, und Revers und Batavatassen und Anglaisen zeigt, paßt vollkommen zu den Kleidern von Taffentmirtuch. Alle Kopfputze, die wir sahen, wie die kleinschleimigen Hütchen, die kleinen sehr leichten Aurbane, die offenen Coiffuren und selbst die Barisanden à la Norma, die griechischen Kopfputze und die Guirlanden à la Zéppsika sind so eingerichtet, daß das Haar ziemlich hoch getragen werden kann. Als Blütenbuket gesiel uns recht wohl ein Buk von weißem Crepp, der mit einer hängenden Feder ausgeputzt war und unter dem Schirme einen Aufputz von Crepp hatte; sodann ein anderer von rosa Atlas mit zwei glatt angebrachten Strauspfedern und Bandschleifen unter dem Schirme. Die Damen, welche nicht langen, tragen Federn im Haar mit Diamantenbefestigung. Auch Perlenschnüre sahen wir, man sah einige Paradiesvogel, aber man will dieselben jetzt weit kleiner haben als sonst.

Herren-Mode. Der Paletot-Twine, wie er in Abbildung gegeben, ist sehr beliebt. Er ist kein Ueberzieher, sondern wird wie ein Gehrock über der Weste getragen. Der Gehrock oder kurze Ueberrock bleibt immer der kleidsamste Herrenanzug. Er hat durchaus keine Veränderung des Schnittes erfahren. Die Hauptsache ist, daß er außerordentlich gut sitzt und sorglam gearbeitet ist. Junge Männer tragen ihn mit sehr kurzem, jedoch ziemlich weitem Rock; die Taille ist sehr lang, oben schaut einschnürend; die Brustklappen sind hohlsteben und sind in die Taille umklappend; die Aermel kurz und halbweit. Das Ganze muß den Stempel moderner Eleganz haben. Aeltere Männer lieben den Gehrock in allen Verhältnissen bequemer, obgleich er auch bei ihnen dieselben Formen hat; sie knöpfen ihn oft bis oben hinauf zu. Der neueste Fracksinnit hat keine wesentliche Aenderung. Die Schößen haben Mittelfalten, sind aber im Verhältniß unten breiter als oben in der Taille. Die sehr breiten Brustklappen, sowie der Kragen müssen glatt anliegen und sehr dünn sein, alle unter dem Tuche nur eine dünne und nicht steife Unterlage haben. Das Schoßfutter besteben ist weißer oder schwarzer Atlas. Für Gesellschaften ist der Frack meist ganz schwarz, schwarzdraun und schwarzgrün. Die Knöpfe darauf sind von gleichfarbiger Seide übersponnen. Heller Frackstoff wählt man wohl zu Besuchen und unter den Ueberzieher; um garnirt ist dann mit Metallknöpfen. Ganz neu ist aber die oben geschilderte Weste unter dem Gesellschaftsrock. Außer diesen breit gekragten Westen mit großen Brustklappen, die man auch breit offen trägt, sind die Schawlformen am Häufigsten; ob man sie mehr oder minder schließt, ändt ihr den Grad der Eleganz. Offen ist stets gepuhter. Aller Westenschnitt ist sehr lang, besonders vorn, doch wird die Spitze wieder abgerundet. Das Beinkleid zum Gehrock ist halbanliegend von weißem oder schwarzem Cassimir am elegantesten. Unten hat es einen Schlitz, ungefähr 7, Elle lang, den 4 bis 5 Knöpfe von gleichem Zeuge übernähen, schließen. Er deckt das Fußblatt sehr wenig, der Fußriemen ist von Seide und sitt und den durchbrochenen Strumpf im Schuh. Das Beinkleid zum gewöhnlichen Anzug ist halbweit und grade in den Beinen, auch hat es Taschen auf den Hüften und Patten darauf, ganz glatte, einfarbige Stoffe, hellgrau, grün und blaumelirte sind dazu viel verwendet, auch schwarz gestreifte oder klein gepletterte, wollene Atlas-Bongeons, sind beliebt.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Paletot-Twine, wie er im Modenbericht beschrieben. **No. 2.** Kleinschleimiges Sommerhütchen. Oberrockkleid mit Schneppenteil und aufgeknöpft. Weite kurze Aermel und darunter Musselinaermel. Vorn breit dreifach mit Garnituren besetzt. **No. 3.** Ballanzug. Tunika von blauem Atlas und weiß gestickt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Das weibliche Geschlecht und die ehelichen Verhältnisse in Amerika.

Vom zartesten Alter an widmet sich der Amerikaner den Geschäften, denn kaum kann er lesen und schreiben, so wird er Kaufmann. Der erste Klang, der zu seinen Ohren dringt, ist der des Geldes. Die erste Stimme, die er vernimmt, ist die des Interesses. Mit der Geburt schon athmet er gewissermaßen eine industrielle Luft ein. Die ersten Eindrücke, die er empfängt, überzeugen ihn, das Geschäftsleben sei das Einzige, welches für ihn paßt. — Ganz anders gestaltet sich das Loos des Mädchens aus gebildeter Familie; seine moralische Erziehung währt bis zu dem Tage, an welchem es sich verheirathet. Es erwirbt sich Kenntnisse in der Literatur und Geschichte; im Allgemeinen erlernt es eine fremde Sprache, meist Französisch, und versteht etwas von Musik. — Diese so unähnlichen jungen Leute beider Geschlechter vereinigen sich dereinst durch eine Heirath. Der Mann folgt dem Laufe seiner Gewohnheiten und bringt seine Zeit entweder auf der Börse oder in seinem Magazine zu. Die Frau, welche von dem Tage ihrer Vermählung an vereinzelt dasteht, vergleicht das reelle Leben, welches ihr zu Theil wird, mit der Existenz, von der sie träumte, und da von dieser neuen Welt, welche sich ihr öffnet, nichts zu ihrem Herzen spricht, so nährt sie sich von Luftbildern und liest Romane. Es lächelt ihr wenig Glück, sie wird fromm und liest Predigten. Hat sie Kinder, so lebt sie unter diesen, pflegt und liebkoset sie. Auf solche Weise fließen ihre Tage dahin. — Am Abend kommt ihr Mann nach Hause; er ist sorgenvoll, unruhig, von Anstrengungen erschöpft und träumt von Speculationen des folgenden Tages. Er setzt sich zum Essen und gibt kein Wort von sich, die Frau weiß nichts von den Geschäften, welche seine Seele ausfüllen, und so kommt es denn, daß sie selbst in Gegenwart des Mannes noch vereinzelt dasteht. — Der Anblick seines Weibes, seiner Kinder, vermag den Amerikaner nicht der Geschäftswelt zu entreißen, und so selten gibt er denselben ein Zeichen seiner Liebe und seiner Zärtlichkeit, daß man demjenigen Familienvater, wo dieses mitunter vorkommt, und der Mann seine Frau und Kinder bei der Heimkehr umarmt, den Spottnamen: „küssende Familie" beilegt. — In den Augen des Mannes ist die Frau keine Gefährtin, sondern eine Handelsgenossin, die das von ihm durch Handel oder sonstige Speculationen gewonnene Geld für seine Wohlfahrt theilweise wieder ausgibt. — Aus der sitzenden und zurückgezogenen Lebensweise der amerikanischen Frauen und aus

Digitized by Google

den klimatischen Verhältnissen erklärt sich die Schwäche ihres Geschlechts; sie verlassen das Haus selten oder nie, machen sich keine Leidesbewegungen, leben von leichter Nahrung und haben meist viele Kinder. Es darf also nicht verwundern, wenn sie vor der Zeit altern und jung sterben. — Solche Gegensätze bildet das Leben beider Geschlechter in der vornehmen reichen Volksklasse; das der Männer ist bewegt, das der Weiber traurig und einförmig. Gleichförmig verfließt es bis zu dem Tage, wo der Mann seiner Frau ankündigt, daß er — banquerott gemacht habe. Dann wird aufgebrochen, und dieselbe Existenz anderswo aufs Neue begonnen. — Die Lebensweise der amerikanischen Frauen aus den Mittelständen hat Vieles gemein mit dem Leben der vornehmen Volksklassen, doch schließt es sich schon mehr den deutschen Sitten an; dabei unterlassen sie aber nicht, öfters ihre Ueberlegenheit, wozu sie das Gesetz erhebt und beschützt, den armen Männern fühlbar zu machen. — Bei Führung der Haushaltung suchen die Frauen möglichst wenig Arbeit selbst zu übernehmen, und wenn die Domestiken fehlen, so muß die liebe Ehehälfte, der gute Mann, außer den sonstigen häuslichen Verrichtungen, auch noch für die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel sorgen. Im niedrigsten Stande sucht die Frau, gleichwie bei uns, mit ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen, um es dann wieder in Gemeinschaft des Mannes zu vertrinken. — In ihrer Jugend sind die amerikanischen Frauenzimmer meist sehr hübsch, aber mit dem Kindbette verlieren sie ihre Schönheit, und mit zunehmender Familie schwindet ihr blühendes Ansehen ganz. Die Zähne fangen an, schlecht zu werden, und mit wenig Ausnahmen sind im dreißigsten Jahre keine Spuren der frühern Reize mehr vorhanden. — Bei der Verheirathung findet nicht, wie es bei uns Sitte ist, ein kirchliches Aufgebot oder eine sonst gerichtliche Bekanntmachung des Vorhabens statt, sondern der Pfarrer vollzieht, wenn die Gebühren entrichtet worden sind, die Trauung zu jeder Zeit und an jedem beliebigen Orte, ohne weiter darnach zu fragen, ob die Verbindung mit oder ohne Einwilligung der Eltern geschieht, oder ob sonst Jemand Etwas einzuwenden hat. Daher kommt es auch, daß in Amerika Vielweiberei nichts Ungewöhnliches ist und Fälle vorgekommen sind, daß, dem Gesetze zum Hohne, welches solches verbietet, Männer sich 6 und mehr Weiber haben antrauen lassen. In wilder Ehe leben Tausende von Menschen, und nach der neuen Vernunftlehre paßt es gar nicht mehr in jetzige Zeit, bei Vereinigung der Geschlechter einen Geistlichen oder irgend eine weltliche Macht zuzuziehen. — Viele der neugeborenen Kinder bleiben nach solchen Grundsätzen ungetauft, und die Eltern legen ihnen selbst einen beliebigen Namen bei, weshalb auch keine Kirchenbücher zum Einzeichnen des Tages der Geburt und des Namens vorhanden sind. Weder über die Geburten, noch über die Sterbefälle werden authentischr Register geführt, wodurch die bürgerlichen Rechter, welchr aus der Geburt und der Ehe erwachsen, sehr gefährdet werden, und je älter das junge Amerika wird, um so nachtheiliger für die Nachkommen muß dieses Verfahren sich herausstellen, und Anlaß zu einer Unzahl der verwickeltsten Processe abgeben.

Merkwürdige Witwenverbrennung in Indien.

Die meisten indischen Journale berichten über einen schrecklichen Fall, der in Folge des blutigen Aberglaubens der Hindu in der Nähe von Madras vor Kurzem sich ereignete. Den 17. September 1843 war nämlich ein Brahmine mit Hinterlassung einer 17jährigen kinderlosen Wittwe und mehrerer Seitenverwandten gestorben; drei Tage darauf äußerte dieselbe, sich auf einem Scheiterhaufen mit den Ueberresten ihres Gatten verbrennen zu wollen, wozu ein reicher Hindu augenblicklich erklärte, die Unkosten der Ceremonie aus Eigenem bestreiten zu wollen. Man wählte zum schauerlichen Acte eine Ebene, auf welcher vier hohe Pfähle in die Erde gesteckt und dann anfänglich leicht brennbare Stoffe und später dürres Holz gitterförmig eingeflochten ward. Man legte zuletzt die Leiche des Brahminen sammt einer Quantität Stroh auf den Scheiterhaufen, benetzte sie mit Oel, und forderte dann die Wittwe auf, sich hinaufzulegen. Diese, von einer zahlreichen Schaar von Brahminen beiderlei Geschlechts umrungen, umschritt drei Mal den Holzstoß, worauf sie zitternd und mit sichtbarem Widerwillen hinaufstieg, sich zur Rechten des Entseelten lagerte, ihn umhalste und ihre Haare und Kleider in Unordnung brachte. Eine bedeutende Menge Holz wurde nun auf das Brahminenpaar gelegt, und dann unter dem betäubenden Jauchzen der Umstehenden der Holzstoß mit brennenden Fackeln angezündet. So wie aber die ersten Flammen und Rauchsäulen das unglückliche Weib erreichten, erwachte in ihr der Selbsterhaltungstrieb in fast riesiger Weise; sie überwand das auf ihr lastende Holzgewicht und fiel heulend einige Schritte davon zusammen, die Umstehenden bittend, sie doch vom Tode zu retten. Nun forderten die Brahminen sie auf, dasjenige, was sie einmal freiwillig wählte, zu vollziehen, und da sie sich dazu

Digitized by Google

weigerte, ſo hieben ſie dieſelbe zuſammen und warfen ſie ins Feuer. Mehrere eben anweſende Muſelmänner aus dem Alligotſtamme gaben laut ihre Entrüſtung darüber zu erkennen, und als ſich ein Wortwechſel darüber entſpann, entblößten jene ihre Säbel und tödteten einen Huzuriah, ſo wie ſie mehrere derſelben verwundeten, worauf die Menge, von Schrecken ergriffen, zerſtob. Da es einmal der feſte Vorſatz der brittiſchen Behörden iſt, ſich in die Religionsgebräuche der Hindus nicht einzumengen, ſo blieb der Mord unbeſtraft, wiewohl diesmal die meiſten Blätter von Madras um die endliche Abſtellung ſolcher Unmenſchlichkeiten den Gouverneur auffordern.

Bruchſtück aus einer humoriſtiſchen Vorleſung von Saphir.

Der Menſch wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftſteller!

Das Echo zeigt dem Menſchen, wie die Frauenzimmer ſind, man mag reden oder ſchreien, wie man will, das letzte Wort haben ſie; der Schatten zeigt, wie die Freunde ſind; wenn unſere Sonne ſcheint, ſind ſie immer vor, um und neben uns, wenn unſere Sonne ſinkt, machen ſie lange Beine und verſchwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menſchen überhaupt ſind, ſie ſpiegeln ſich nur da gerne, wo was herausſchaut; die Affen zeigen uns, daß Menſchen ohne Verſtand und Sprache Affen darſtellen, und die Schriftſteller wollen uns Affen mit Verſtand und Sprache als Menſchen darſtellen!

Mit dem Menſchen iſt's oft wie mit dem Echo! an falſchen Menſchen und an flache Gegenden ſoll man kein Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Es iſt traurig, daß nur der Schatten des Menſchen das treueſte Bild von ihm liefert! In unſeren Geſellſchaften werden lauter Schattenriſſe gemacht, die Schatten der Abweſenden werden herunter geriſſen. Es iſt charakteriſtiſch, daß auch dieſe Schattenriſſe nur im Profil gemacht werden, man ſieht ſeinen Gegenſtand nie gerade ins Angeſicht, ſondern wirft nur Seitenblicke auf ihn; die Männer machen Schattenriſſe aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenſchnabel!

Die Hauptbeſchäftigung iſt jetzt in den meiſten Geſellſchaften: Portraitiren, aber der Gegenſtand braucht nicht zu ſitzen, im Gegentheil, je entfernter die Perſon iſt, deſto ähnlicher malt man ſie, ja man hat dieſe Converſationsmalerei ſo weit gebracht, daß man ſeine Leute nicht en profil, auch nicht en face nimmt, ſondern vom hintern Rücken ſchneidet man die beſten Geſichter. Zu dieſer Malerei gibt es in der Geſellſchaft jetzt bewunderswerthe Pinſel!

Die modernen Schriftſteller malen meiſt mit ſtarken Schatten in ſchwarzer Kreide, allein ſie machen's wie die Wirthe, ſie tragen ſtark auf und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen ſtatt eines Portraits einen Steckbrief.

Die Menſchen malen die Menſchen alle in Oel, aber in ſiedendem Oel!

Der dritte Nachahmer des Menſchen iſt der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geſchliffene und polirte Oberflächlichkeit dem Menſchen ſtets und zu jeder Zeit den Geſichtspunkt auffaßt und erwiedert, der ihm mitgetheilt wird.

Die Männer ſind die Thurmuhren, ſie zeigen die Zeit brummend an, ſie zeigen aber blos Sturm, Ungewitter, Feuer u. ſ. w. an, die Frauen hingegen ſind die Blumenuhren, ſie zeigen durch Oeffnen und Zuſchließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es ſind Sonnenuhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten-Muſik-Uhren, das reine Glockenſpiel ihres Gemüthes ertönt mild und wehmüthig, wenn die Hand des Schickſals daran drückt!

Viele unſerer jetzigen Mädchen ſind Tanzſaal-Uhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es ſind Walzenuhren! Jetzt iſt es mit den Mädchen curios! Sie werden 18 Jahre lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, ob der erſte Menſch auf ſeinen Hausfreund, den Affen, nicht eiferſüchtig war! Man denke ſich nur ganz in die Situation hinein; in der ganzen Schöpfung Niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erſcheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin ſich der Bau des Affen von dem des Menſchen unterſcheidet, der Affe nämlich, ſagt er, hat keine Waden!

Salomo, hilf!

Bei der Berathung über die Grundzüge der neuen Geſetzgebung des Großherzogthums Heſſen (19. September 1833) bemerkte der damalige Abgeordnete Emmerling in der zweiten Kammer: In dem früher zweiherriſchen Orte Großzimmern habe man die merkwürdige Er-

Digitized by Google

ſcheidung, daß in der einen Gaſſe das Pfälzer, in der andern Gaſſe das Kazenellenboger Landrecht in Gültigkeit ſei. Knüpft man an dieſe unwiderſprochene Bemerkung die Möglichkeit, daß ein Haus in beiden Gaſſen ſteht und in dieſem Hauſe Acte der Familie, eingegangener Verbindlichkeiten ſich ergeben, ſo können gar leicht privatrechtliche Streitigkeiten entſtehen, wie K. A. Mayer im neueſten Hefte der Europa von ſtaatsrechtlichen, auf den Grund eines ähnlichen Umſtandes im Norden Deutſchlands vorgekommenen erzählt. Er ſagt da: „Von den neunzig Quadratmeilen des Großherzogthums Oldenburg kommen ſiebenunddreißig auf Münſterland. Die Grenzregulirungen zwiſchen Münſterland und Hannover ſind noch immer nicht zu Ende; wenigſtens haben die Grenzſtreitigkeiten aufgehört, die vor 1817, in welchem Jahre eine Territorial-Ausgleichung zwiſchen Hannover und Oldenburg vollzogen wurde, zu häufigen Exceſſen führten. Mehrere Kirchſpiele hatten vorher theils zu dieſem, theils zu jenem Lande gehört und es iſt noch nicht ſehr lange her, daß der Osnabrücker Vogt zu Vörke und der Münſterſche zu Damme wegen Bevormundung eines elternlos gewordenen Mädchens mit aufgebotener Mannſchaft gegen einander zu Felde zogen. Allerdings war es ſchwer zu entſcheiden, wem die Bevormundung zuſtehe, denn die Grenzlinie ging mitten durch das elterliche Haus des Mädchens. Der Osnabrücker Vogt führte zu Gunſten ſeiner Sache an, daß die eigentliche Wohn- und Schlafſtelle der Eltern ſich auf hannoverſchem Gebiet befunden habe; dagegen machte der Münſterſche Vogt geltend, daß der ſogenannte Mannſiedel, wo die Mahlzeiten ſtattfinden, und das Feuer auf oldenburger Grund belegen ſeien. Auf welchem Territorium das Mädchen geboren war, ließ ſich nicht mehr ermitteln, ſo viel war aber gewiß, daß ſie abwechſelnd in beiden Ländern geſchlafen hatte."

Die Königin der Sandwichinſeln.

„Als ich zwanzig Jahre alt war," erzählte ein Amerikaner, „ſetzte ich mir in den Kopf, zur See zu gehen. Der Vater brachte mich als Supercargo auf einen Wallfiſchfahrer zu New-Bedford. Nach der Ernte ging er unter Segel. Es war eine hölliſch lange Reiſe, denn wir brachten beinahe drei Jahre auf derſelben zu. Auf den Sandwichinſeln nahmen wir Proviant ein; da ſagte der Capitain, ich ſchlage vor, wir gehen zur Königin und machen ihr unſere Aufwartung. Die ganze Cajüten-Geſellſchaft ging alſo hin. Wir putzten uns auf's Beſte heraus und wurden in gehöriger Form bei der Königin vorgeführt. Sie war ein hübſches Frauenzimmer von ſchöner Haltung, zweifelsohne; dabei ſchön gekleidet und von angenehmem Betragen, und hatte einen helleren Teint, als manche von unſern weißen Leuten; denn ſie badete ſich beinahe jeden Tag. Daß ſie uns ein tüchtiges Diner gab, war ſicher; unſere Sippſchaft war mehr als angeriſſen, und der Glühwein machte, daß ich mir ganz und gar wie ein Prinz vorkam. — Meine rothen Backen und meine Jugend gefielen ihr ſo, daß ſie ungemein freundlich gegen mich war, und beinahe mit Niemand weiter, als mit mir ein Wort ſprach. Als wir von der Tafel aufgeſtanden waren (ſie blieb ſo lange ſitzen, bis der Wein ihre Augen trübe gemacht hatte), ſagte ſie, indem ſie mich bei der Hand ergriff und mit ihrem kleinen boshaften Mund ziemlich nah in die Nachbarſchaft meines Geſichtes kam — und ſie ſah recht hübſch aus, war die Holdſeligkeit und Anmuth ſelbſt —: „Wollen Sie haben einen Schampu?" — „Einen Schampu?" ſagte ich, „o gewiß, ich bin Ihnen ſehr verbunden; Sie ſind gerade das Mädchen, das ich ſchampuen möchte!" und dabei ſchlang ich die Arme um ihren Hals, und gab ihr 'nen Schmatz, daß es rund wiederhallte. — „Was, zum Teufel, machen Sie?" ſagte der Capitain und ergriff mich bei der Weſte, und zog mich fort. „Wollen Sie Hansnarr Ihren Kopf einbüßen?" ſagte er; „Sie haben ſchon vorher den Spaß zu weit getrieben, auch ohne dieſen tollen Streich — fort an Bord! — Es war ein Glück für mich, daß ſie etwas im Kopfe hatte — denn nach dem erſten Schrei lachte ſie laut auf und ſagte: „Nit küſſen, nit küſſen — Schampu iſt Schampu, aber küſſen was anders iſt." — Der Lärm zog die Dienerſchaft herbei und die Königin deutete auf mich und ſagte: „Schampuet ihn!" — und ſie ſtürzten auf mich und brachten mich in ein anderes Zimmer, und bevor ich rufen konnte: Jack Robinſon, waren meine Kleider vom Leibe und ich wurde in allem Ernſt geſchampuet. Es iſt dies ein angenehmes Streichen mit der Hand über den ganzen Körper — es iſt wirklich höchſt angenehm — das iſt ein Faktum. Bald war ich eingeſchlummert, und blieb ziemlich duſelig den Nachmittag über, aber ich wußte doch nun, was Schampuen war."

Was die Damen in der Hand tragen.

Ein biegſames leichtes Stöckchen ſcheint das erſte geweſen zu ſein, was die Damen zur Unterhaltung, als

Digitized by Google

letztes Zubehör ihrer Toilette in die Hand nahmen; wenigstens sagt die Geschichte, Constanzia, die zweite Gemahlin des Königs Robert, habe ihrem Kammerdiener die Augen mit dem „Stocke" ausgeschlagen, den die Damen damals in der Hand zu tragen pflegten. — Die Damen am Hofe Ludwig XV. und XVI. trugen Stöcke, um sich darauf zu stützen, da ihnen das Gehen durch ihre schwere Kleidung, und die Höhe ihrer Absätze schwer wuede. Diese Mode erschien auf kurze Zeit wieder, im Anfange des Kaiserreiches, und jetzt hat man so reiche und schöne Stöckchen, daß auf dem Lande, manche Stutzerinnen sich derselben bedienen. — Die Fächer sind seit undenklichen Zeiten und in allen Ländern in Gebrauch gewesen. Indien, China, die römische Welt, haben wie das moderne Europa Damen mit dem Fächer in der Hand gesehen. Auch dient er zu ungemein vielen Zwecken. Die ersten Fächer wurden aus Vogelfedern gemacht, wie die, welche man jetzt wieder in die Mode zu bringen sucht. — Unter Ludwig XIV. trugen die Damen im Wagen und selbst zu Fuße einen kleinen Spiegel mit Griff in der Hand. Diese Mode, die sich nicht lange hielt, war ohne Zweifel eine Folge der Wichtigkeit, welche man damals dem Kopfpuße beilegte, und der Nothwendigkeit, ihn in jedem Augenblicke wieder in Ordnung zu bringen. — Die Mode der Müffe ist sehr alt, früher und bis zur Revolution, wurden sie auch von den Herren getragen, aber nur Männer vom höchsten Range hatten das Recht, Müffe von Marder, Hermelin ic. zu tragen. — In der letzten Zeit des alten Regimes hatte man für den Sommer Müffe von Seide, die auf tausenderlei Weise gestickt und verziert waren. Oft sah damals aus dem Muffe einer Dame der Kopf eines schwarzen kleinen Hundes heraus. Von Franz I. bis Ludwig XVI. trugen die Damen oft die schwarze Sammetmaske, welche sie im Freien über das Gesicht zu legen pflegten, in der Hand. — Der Sonnenschirm war sonst wenig gebräuchlich, ob er gleich nach alten Gemälden zur Zeit Karl V. bekannt war. Damals gab es nur Frauen, welche fahren konnten, und solche, welche die Sonne nicht zu fürchten brauchten; der Sonnenschirm ist der Ausdruck und das Symbol der jetzt so zahlreichen und mächtigen Mittelclasse. — Zur Zeit der Erfindung des Luftballons kamen die Täschchen auf, denen man die Form der Luftballons gab. Am längsten hat sich der Gebrauch erhalten, das Taschentuch in der Hand zu tragen, und man hat es deshalb auch immer gern auf verschiedene Weise verziert; wenn man jetzt Taschentücher zu vierhundert Thaler das Stück hat, so bezahlte schon Gabriele d'Estrees eines mit 1900 Thaler. Es vertritt einigermaßen die Stelle des Fächers und erhöhet die Grazie mancher Bewegungen. Eine der ältesten und schönsten Sitten, die sich durch alle Zeiten erhalten hat, ist die, ein Bouquet in der Hand zu tragen. Eine Zeit lang war es allgemein üblich, Joujour, Dirdles und andere Spielereien in der Hand zu tragen.

Miscellen und Anecdoten.

— Als neulich ein Engländer mit einer Beschwerde vor die Königin Victoria trat und ihr darlegte: daß ihm ein Unrecht geschehen sei, erwiederte sie achselzuckend: „Ich bin nur die Königin!"

— In einer großen Stadt kaufte neulich ein vornehmer Herr einen kostbaren Schleier, bezahlte ihn, schrieb den Namen einer gefeierten Sängerin auf einen Zettel, und bat, den Schleier am folgenden Morgen der Adresse zu überschicken. Kaum hatte der Herr den Rücken gewendet und noch lag der Schleier auf der Tafel, als von einer anderen Seite eine Dame hereintrat, den Schleier bewunderte und zu kaufen wünschte. „Dieser ist verkauft," sagte der eheliche Diener, „doch ein anderer, genau derselbe, steht zu Befehl." — Die Dame sah ihn, nannte ihren Namen, vor welchem der Diener sich tief verbeugte, und bat, ihr den Schleier in einer Stunde zuzuschicken. Sie erhielt ihn. Bald nachher trat der Gemahl ein. „Ein Unbekannter, wenigstens Jemand, der sich nicht genannt," sagte sie lächelnd, „hat mich mit einem wunderherrlichen Geschenk überrascht." Dabei zeigte sie den Schleier. Der Gemahl stand einigermaßen verblüfft. Dann versetzte er: „Geschenke überhaupt, meine Liebe, und ein so zartes, ich vermuthe, theueres Geschenk insbesondere, macht Niemand für nichts und wieder nichts. Du hättest den Schleier nicht annehmen sollen." — „Ich war aus, als der Schleier abgegeben wurde," entgegnete die Dame, den Schleier mit Wohlgefallen betrachtend. „Doch wie schön er auch ist, ich bin ganz der Meinung, ich darf ihn nur annehmen, wenn er von Jemand kommt, dem ich dafür blos einen Dank schuldig werde." Dann nannte sie die Handlung, die ihn geschickt, und bat den Gemahl, sich doch wegen des Näheren dort selbst zu erkundigen. Er versprach und that es, erfuhr, was ihm hinreichend bewies, daß er entdeckt worden, machte gute Miene zum bösen Spiel, und um einen Schleier über die Geschichte zu werfen, bezahlte er ihn.

— König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen kam einst nach Amsterdam. Einige Tage beobachtete er das strengste Incognito. Er wünschte seinen Banquier, der beträchtliche Zahlungen an ihn zu liefern hatte, selbst zu sprechen. Er war nicht zu Hause, als der König hinkam, und dieser mußte sich also an dessen Gattin wenden, der er sich aber nicht zu erkennen gab. Sie versicherte dem König, ihr Mann werde bald zurückkommen und er könne ihn in einem Zimmer, das sie ihm öffnen wolle, erwaeten. Der König nahm es an, aber er erwartete nicht das nachfolgende Compliment. Die Dame vom Hause bat ihn höflich, die Schuhe auszuziehen. Vergebens steifte er

Digitized by Google

sie an dem Teppiche ab, der sich am Eingange fand, er mußte sich der vorgeschriebenen Ceremonie unterwerfen. Seine Begleiterin verließ ihn hierauf in dem Heiligthum, das sie ihm geöffnet hatte. Einige Augenblicke später erschien ihr Gatte. Er erstaunte, den König bei sich zu finden, aber noch mehr, als er ihn unbeschuhet sah. Er warf sich ihm zu Füßen und bat um Verzeihung für seine Frau. „Warum," sprach er zum Könige, „warum haben Ew. Majestät sich nicht zu erkennen gegeben?" — „Mich zu erkennen geben?" erwiederte der Monarch, „das hätte mich wahrlich nicht geschützt," und er hatte Recht. Man rief die Gattin des Banquiers. „Was hast Du gemacht?" rief er ihr zu, indem er ihr den König zeigte. „Wirf Dich Sr. Majestät zu Füßen und erflehe Verzeihung für Deine Unhöflichkeit!" — „König hin, König her," erwiederte sie, „zieh' ich doch selbst die Schuhe aus, wenn ich dies Zimmer betrete, ich, die Hausfrau!" — „Sie haben recht, Madam," erwiederte der König. „Nun, mein Herr," er wendete sich zum Banquier, „wußt' ich nicht, daß ich nur durch Gehorsam und Verbergung meines Ranges dem Könige von Preußen eine Beleidigung erspaeen konnte?"

— Frankfurt, Mainz und Wiesbaden sind durch die Eisenbahn dermalen fast wie eine Stadt. Man schläft in Mainz, trinkt sein Wasser in Wiesbaden, frühstückt am Rhein in Bibrich, kauft in Frankfurt ein und ißt zu Mittag vortrefflich im Weidenbusch, trinkt den Kaffee in der neuen Anlage zu Mainz, hält sein Mittagsschläfchen oder verspielt sein Geld in dem splendiden Cursaal in Wiesbaden, besucht die Städel'sche Gemäldegallerie in Frankfurt und überlegt dann, ob man in Wiesbaden ein Lustspiel, in Mainz ein Schauspiel oder in Frankfuet eine Oper sehen, und wo man zu Abend essen will.

(Die Kiaams.) Sie sind ein eingebornee Stamm von Ava, der durch den Einfall der Tataren in die Berge getrieben wurde und jetzt unter der birmanischen Herrschaft steht. Die Religion dieses Volkes ist ganz eigenthümlich und praktisch. Ihre Glaubensartikel sind sehr einfach. Die Leute haben keine Idee von einem höchsten Wesen und keine Sage von der Schöpfung. Sie sind die Kinder der Berge und nur die Natur hat Anspruch auf ihre Gefühle. Hiernach meinen sie denn, Alles was ihnen nützlich sei oder ihnen einen Genuß verschaffe, müsse hochverehrt werden. Die höchste Verehrung erweisen sie einem dicken buschigen Baume, der kleine Beeren trägt und Sabri heißt. Ihre Ideen von Gut und Böse laufen dahin aus, daß die, welche ihre Eltern achten und ehren, für ihre Kinder und ihe Vieh sorgen, sehr viel Fleisch essen und soviel als möglich geistige Getränke zu sich nehmen, in Zukunft besonders wohl versorgt und in Ochsen und Schweine verwandelt werden, während jene, deren Appetit nicht so groß ist, und die alles Gute, was die Natur bietet, nicht im größten Umfange genießen, einer künftigen Belohnung unwürdig gehalten und über die Achsel angesehen werden.

— Ein Arzt wurde zu einer Dame gerufen, die sehr ängstlich war und jede Kleinigkeit für Lebensgefahe hielt. In der Vorstube, wo der Arzt einige Augenblicke warten mußte, standen einige Kaufleute, die von Eisenbahn-Actien sprachen, und deren Einer versicherte, daß sie immer schlechter würden. Das alterirte den Doctor, weil er selbst viele Eisenbahn-Actien hatte, so daß er im Augenblick Alles vergaß und in seinem Kopf sich weiter nichts herumtrieb, als die sollenden Eisenbahn-Actien. Er lief wie verwirrt im Zimmer auf und ab, und wiederholte öfters für sich die Worte: „immer schlechter!" Jetzt öffnet sich die Thüre und er wird aufgefordert, zur kranken Dame herein zu kommen. Er geht hinein, stammelt ein Compliment, setzt sich ängstlich und bestürzt an's Bette und greift mechanisch nach dem Pulse, wohl eine halbe Viertelstunde und sagt unaufhörlich vor sich hin: „Immer schlechter! immer schlechter!" Die Dame verstand das natürlich von ihrem Pulse und fing endlich an kläglich zu schreien: „Ach, ich muß sterben! Der Doctor fühlt meinen Puls schon lange, und seufzt beständig, daß er immer schlechter wird. Ach! mein Tod ist unvermeidlich!" Dieses Geschrei weckte endlich den verstörten Arzt, der es eingestand, er habe an seine Eisenbahn-Actien gedacht, und ihr Puls zeige die festeste Gesundheit an. So ward endlich die geängstete Dame wieder getröstet.

— Das bedeutendste Leseeabinet im Palais-Royal in Paris, der Salon Montpensier, sollte am 15. November wegen rückständigen Miethzinses geschlossen werden. Die Gerichtsdiener hatten bereits Alles zusammengepackt und inventirt, als ein alter Engländer, der alle Tage dort die „Times" las, daher kam. Man will ihn nicht hineinlassen, sondern die Siegel an die Thüre legen; er will sein Journal lesen, die Gerichtsdiener protestiren und erklären ihm die Lage der Dinge. — „God dam!" sagt er ruhig, „warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" und er zieht sein Portefeuille und zahlt den ganzen schuldigen Miethzins in guten englischen Banknoten; dann geht er hinein, läßt sich die Times geben und liest; das Cabinet aber ist gerettet und in vollem Gange.

— Der Kurfürst August von Sachsen bat am 25. October 1569 zur Taufe seines siebenten Kindes, des Prinzen August, den damaligen Superintendenten Daniel Gräser zum Taufzeugen und fügte der Einladungsschrift die Worte bei: „Mache Er sich keine Unangelegenheiten und binde Er nicht über einen rheinischen Goldgulden ein."

— Ein Fremder besah ein möblirtes Zimmer in der Kaiserstraße in Berlin. Er fand alles recht gut, nur meinte er, wäre die Kaiserstraße doch gar zu todt. — Die Kaiserstraße eine todte Straße! rief die Zimmervermietherin, da sollten Sie mal sehen, was hier für Leben ist, wenn der russische Kaiser nach Berlin kommt, und die große Frankfurterstraße gerade gepflastert wird, und der Kaiser durch unsere Straße fahren muß!

— Der alte Hauptmann P., sonst ein ziemlich trockener Mann, hat oft die bizarrsten Einfälle. Einst ließ er nach dem Exerciren seiner Compagnie — es war gerade äußerst schlecht gegangen — einen der Corporale, der besonders ungeschickt gewesen, vortreten und als dieser dicht vor ihm Front machte, herrschte er ihn an: „Corporal, nenn' er mich einen Esel." — Corporal (ganz erschrocken): Herr Hauptmann, wie könnte ich ... Hauptmann: Ich befehle ihm, mich sogleich laut und deutlich einen Esel zu nennen. Corporal (ganz verdutzt): Aber ich bitte: ich ... Hauptmann (wüthend): Aber ich befehle ihm zum letzten Mal, zu thun, wie ich gesagt. Der Corporal (mit bebender Stimme): Herr Hauptmann, Sie sind, wie Sie es so befehlen, ein Esel. Haupt-

Digitized by Google

mann: Recht so! Weiß er auch warum? Weil ich ihn zum Corporal gemacht habe. Rechtsum! Marsch!

(Napoleons Herz.) Als Bonaparte auf St. Helena gestorben war, erzählen jetzt die englischen Zeitungen, wurde bekanntlich sein Herz aus der Brust genommen, weil es aufbewahrt werden sollte. Der englische Arzt, dem dieses merkwürdigste Herz der neueren Zeit anvertraut worden war, hatte es in ein großes silbernes Becken mit Wasser gelegt, zwei brennende Kerzen neben dasselbe gestellt, und ging dann zur Ruhe. Oftmals hat er seitdem seinen Freunden erzählt, er sei außerordentlich unruhig gewesen und habe lange nicht einschlafen können, weil er wohl fühlte, welcher wichtige Gegenstand ihm anvertraut worden. Während er in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen im Bett lag, hörte er in der Stille der Nacht ein leises Geräusch, das nach einiger Zeit wie Plätschern im Wasser klang, und endlich war es ihm, als springe etwas an den Boden herunter. Der Doktor stand sogleich aus dem Bette auf und erkannte die Ursache dieses Geräusches; es war eine Ratte, welche das Herz Napoleons aus dem Wasser in der Schüssel geholt hatte und in ihr Loch zu schleppen suchte. Noch einige Augenblicke und das Herz, das sich mit der Herrschaft über das Festland Europas nicht begnügt hatte, wäre die Beute einer Ratte geworden.

(Wie ein Chorist in den Geist seiner Rolle eindringt.). Vor einigen Jahren sang die Sabine Heinefetter auch in B. die Rosine im „Barbier von Sevilla." Nach den Theaterstunden pflegte damals in einem Restaurationslocale unweit des Theaters eine geistreiche fröhliche Gesellschaft, darunter auch einige Bühnenmitglieder, zusammenzukommen. An jenem Abend drehte sich auch wieder das Gespräch um die eben beendete Opernvorstellung, als F., der damalige Choeführer, eintrat, welcher den Anführer der Wache gemacht hatte. Bald entspann sich folgendes Gespräch. Ein Gast. Aber liebster F. Sie sind heute doch gar nicht in den Geist Ihrer Rolle eingedrungen. Wenn nach Ihrer Stelle: „Fort Herr Wilhsang, ins Gefängniß ꝛc." Almaviva ausgerufen hat: „Wie, ich in's Gefängniß? Nein, nimmermehr!" so sagt er Ihnen doch noch etwas in's Ohr. Sie blieben dabei ganz ruhig stehen, als wenn es gar nichts wäre, während Sie doch überrascht zurücktreten, sich ehrerbietig verneigen und dann dem Chore der Wache etwas mittheilen sollen, worüber auch diese ihr Erstaunen ausdrücken. — F. Aber warum soll ich denn dies Alles thun? — Gast. Du lieber Himmel! Begreifen Sie denn nicht? Almaviva gibt sich Ihnen ja zu erkennen, indem er Ihnen heimlich sagt: er sei der Graf Almaviva. — F. (sehr klug und weise lächelnd): Was Sie mir da sagen, wäre Alles ganz gut und recht, wenn er mir nur auch wirklich gesagt hätte, daß er der Graf Almaviva sei, aber ich werde mich doch nicht verbeugen und es gar noch mit Erstaunen meinen Collegen zuflüstern, da er mir nur sagte: F. Sie sind ein blitzdummer Schafkopf!

(Doppelte Ueberraschung.) In Paris ist es Sitte, sich am Neujahrstage zu beschenken (wie bei uns am Weihnachtsabend.) Herr Lefèbre, Organist an der Madelainenkirche, hatte beschlossen, seine Ehehälfte mit einem Geschenk zu überraschen, bestehend aus einer kleinen ganz flachen goldenen Uhr. Damit die Ueberraschung aber recht groß sei, packte er die Uhr vierfach ein und übergab das Päckchen dem Portier mit der Weisung, es nach einer Stunde zu Madame Lefèbre hinauf zu bringen. Dies geschah. Madame Lefèbre erstaunte über eine Zuschickung von fremder Hand und öffnete die Hülle. Erste Ueberraschung, dachte der Ehemann. Die Frau nahm die zweite Hülle weg — zweite Ueberraschung — eine dritte Hülle — dritte Ueberraschung. — „Welch dummer Witz, länger lasse ich mich nicht zum Narren halten," sagte nun ärgerlich Madame Lefèbre und warf rasch den Rest zum Fenster hinaus. Vierte Ueberraschung, aber ganz auf Seiten des Ehemannes, dessen selbstzufriedenes Lächeln in einem Schrei des Entsetzens endete.

(Die Mädchen in Mexico.) Madame Calderon de la Barca sagt in ihrer Reisebeschreibung: Unter den jungen Mädchen dieses Landes fand ich nirgends jenen Drang nach den Sorgen und Kümmernissen des Ehrstandes, der in so vielen andern Ländern auffallend ist, und das verfängliche und alberner Weise fast als Vorwurf gebrauchte Beiwort „alte Jungfer" kommt hier niemals vor. Ein Mädchen verliert ihre Verehrer auch dann noch nicht, wenn sie zehn oder mehr Jahre unvermählt in der Gesellschaft sich zeigte; höchstens macht man die Aeußerung: es sei schwer, dieser Dame zu gefallen. (Bei uns ist es umgekehrt: da gefällt man den sogenannten alten Jungfern am Leichtesten.) Keiner nennt sie „verblüht," oder sieht sich zu der ihm nöthigen Bewunderung nach einem andern Gesichte um. Auch habe ich niemals wahrgenommen, daß junge Männer merkbar den Hof machen; weder den Müttern, noch den Töchtern geschieht dies. Es gibt keine kuppelnden Mamas, keine Töchter, die vortheilhafte Heirathen anfädeln wollen. Den jungen Leuten mangeln auch die Gelegenheiten, öfter zusammen zu kommen, und mexicanische Ehen müssen wirklich im Himmel geschlossen werden, denn auf Erden fehlen Mittel und Wege zur Einleitung. Die jungen Herren erscheinen in der Gesellschaft, sind sie jungen Mädchen gegenüber, sehr scheu und unterwürfig. Was nun aber die wahrheits- oder sittenlosen Tändeleien der Liebe betrifft, so sind Sache und Namen unbekannt.

— Die Schrift des Dr. Price in London über die englische Nationalschuld hatte in England großes Aufsehen gemacht. Kurz nach ihrer Erscheinung begegnete der Herzog von Cumberland dem Verfasser in Gesellschaft des Dr. Dumming, auf einem Spaziergang. Der Herzog wollte Price etwas Verbindliches über seine Schrift sagen; er versicherte also: „daß er sie ununterbrochen gelesen und daß er beinahe davon blind geworden sei." — „Sonderbar," sagte Dumming, „da hat sie auf Ew. Königl. Hoheit eine ganz andere Wirkung gemacht, als auf alle andern Leser; diesen hat sie die Augen geöffnet."

(Eine Anweisung.) In einigen Gegenden Schwedens, vorzüglich auf den Gütern eines Herrn von G..., nahmen die Ratten und Mäuse so überhand, daß dieser einen Preis auf jede todte Ratte oder Maus setzte, die man ihm entweder ganz oder deren Schweif man abliefern würde. Der Assessor B..., der eine bizarre Idee oft sehr standhaft verfolgte, beschäftigte sich eine geraume Zeit recht eifrig, Ratten und Mäuse zu fangen. Er schnitt ihnen die Schweife ab, wickelte sie sorgfältig in Tüten, von denen er einige immer in der Tasche trug. Wurde er nun von einem Bettler um Almosen angesprochen, so zog er eine solche Tüte aus der Tasche hervor und reichte sie dem Bettler oder der Bettlerin mit den Worten dar: „Baares Geld habe ich nicht, aber nehmt hier eine Anweisung auf den Herrn von G..."

Digitized by Google

Pariſer Modenbericht.

Damen-Mode. Bei dem letzten Concerte am Hofe bemerkte man viele Atlaskleider, die faſt über und über mit glattaufgeſetzten ſchwarzen oder weißen Spitzen bedeckt waren. Eins hatte fünf Reihen Rüchen von Crepp, die mit Band untermiſcht waren, was ſehr gut ausſah. Eine bejahrte Dame trug ein Kleid von perlengrauem Atlas mit zwei großen Revers, die mit einer reichen Stickerei bedeckt waren. Dieſe beiden Revers wurden durch Bandroſetten von der Farbe des Kleides verbunden. Ueber dem Kleide trug die Dame eine Spitzenpelerine, die auf den Achſeln rund fiel, und vorne auf der Bruſt gefältelt war, wie ein Fichu à la paisanne, und zwei lange geknöpfte Enden hatte. Zu Ballkleidern kommt der Seidenkrepp wieder in Gunſt, theils als Auspuz, theils zu Kleidern. Für junge Damen gibt ein Unterkleid von Geos de Naples oder Moire mit einem weißen Crepprocke darüber, der entweder kürzer, oder durch Blumen oder Bandſchleifen aufgenommen iſt, einen ſehr geſchmackvollen Anzug, z. B. roſaſeidenes Unterkleid mit einem kürzeren grünen Crepprocke, der vorn in einem Drittel der Höhe, an beiden Seiten offen iſt. Dieſe Seiten ſind ſo umgeſchlagen, daß ſie Revers bilden; an den beiden Enden befindet ſich ein Blumenbouquet mit zwei Guirlanden bis an die Taille. Das Leibchen iſt drapirt und hat ein Bouquet in der Mitte. Die Aermel ſind ſehr kurz. Einige Kleider zum Putz oder Halbputz ſind vorn am Leibchen offen und geſchnürt, ſo daß man einen ſehr ſchönen Fichu ſieht. Die Aermel ſind ein wenig kürzer, um geſtickte oder Spitzenvorderärmel an dieſelben anſchließen zu können. Andere Kleider haben zwei Revers am Leibchen, d. h. die Oeffnung vorn ſchlägt ſich um und bildet ſo zwei Revers, welche durch fünf Bändchen von dem Kleidſtoffe oder durch fünf Schnuren gehalten werden. Die Leibchenform läßt den ganzen Vordertheil eines gefältelten oder reich geſtickten Fichus ſehen. Die ausgezeichnetſten und neueſten Hauskleider ſind von Caſhemir, geſtickt oder mit Band garnirt. Eins dieſer Kleider, das wir ſahen, war von grauem Caſhemir, mit roſa Marceline gefüttert und hatte einen unten auf dem Rocke ziemlich breiten, nach der Taille ſchmäler werdenden und von unten nach oben an dem Leibchen ſich wieder erweiternden Revers. Dieſe Revers ſind mit gefälteltem roſa Band garnirt. Der Gürtel iſt ein Band mit langen Enden und die Aermel, die ebenfalls Revers haben, ſind ſo weit, daß man Batiſtärmel darunter ſieht. Ein anderes Hauskleid, für eine vornehme Dame beſtimmt, war von weißem Caſhemir, und mit weißer Seide gefüttert, ganz ſo gemacht wie das vorher erwähnte, nur noch mit einer reichen Stickerei geſchmückt. Die Kleider zum Ausgehen werden nicht mehr mit Poſamentirarbeit ausgeputzt, ſondern mit Band garnirt, oder mit einer hübſchen Stickerei vorn auf dem Rocke und am Leibchen geſchmückt. Oft erhalten ſie auch zwei breite Sammetſtreifen, wie die Leibchen-Revers. Die Kleider zum Ausgehen ſind von Levantine oder Pour de Soie von der Farbe abgeſtorbener Blätter; die erſteren haben einen Rock ohne Auspuz, ein glattes Leibchen, einfache enge Aermel und ſind rund an der Taille; die letzteren haben zwei ausgezackte breite Falbeln, und über der erſteren läuft eine ſchmale ähnlich gezackte Rüche hin; das Leibchen iſt glatt und hoch, aber mit Schneppe und mit drei kleinen Rüchen auf den Nähten beſetzt. Die Aermel ſind ohne weiteren Auspuz als Jockeys auf den Achſeln. Pelzwerk wird jetzt ſehr häufig zu Beſetzung und zu Futter benutzt; das beliebteſte iſt Grauwerk und Kolinski. Zum Negligée ſieht man meiſt runde Pelerinen, ſo wie andere mit langen vorn herunterfallenden Enden, die Aehnlichkeit mit einem Langſhawl haben.

Die neueſten und bemerkenswertheſten Hüte ſind von ſchwarzem Sammet, mit Atlas gefüttert, oder von eiſengrauem Königsſammet mit Band an beiden Seiten ausgeputzt und mit Federn von gleicher Farbe; man ſieht indeß auch viele Hüte von grünem oder blauem ungeriſſenen Sammet, die mit Marabouts von der Hutfarbe ausgeputzt ſind, und unter dem Schirme Bandgarnirungen haben. Andere Hüte ſind von roſa Atlas und zwar auf dem Schirme meiſt dreifach mit Spitzen ausgeputzt, die durch Atlasrollen getrennt werden; zwei andere Spitzenreihen fallen hinten hinab und bedecken den Nackenauspuz. An der linken Seite iſt meiſt ein ſchönes Roſenbouquet angebracht. Die Puzhüte ſind vorzugsweiſe von weißem, roſa, blauem oder lilas Atlas, ganz mit einem Spitzenſchleier überzogen und mit einer Feder geſchmückt. Die roſa, blauen und lilas Hüte dieſer Art ſehen ſehr hübſch aus, wenn ſie mit ſchwarzen Spitzen überzogen ſind. Die Barets und Turbane haben einen ganz orientaliſchen Charakter. Auch wenn die Damen in bloßem Haarputze erſcheinen, tragen ſie einen kleinen perſiſchen Shawl, der zweimal um den Kopf gewunden wird, und deſſen beide Enden an den Seiten des Geſichtes durch dicke Nadeln mit goldenem Knopfe feſtgehalten werden. Ferner trägt man viele Spitzenbarben, von denen einige wie Hütchen gedreht ſind, und in deren Mitte man dann ein Blumenbouquet oder eine ſchöne Feder andringt. Dieſes Spitzenhütchen wird etwas auf die Seite geſetzt und der übrige Theil der Barbe über dem Kopfe an der andern Seite durch eine Blume, eine Bandſchleife oder eine Diamantenagraſe gehalten. Dieſelben Barben legt man bisweilen auch glatt auf den Kopf und an jeder Seite befindet ſich dann ein ſehr kleiner Blumenkranz, aus welchem eine Schleife der Barbe heraus ſieht, deren Enden herabhängen. Die kleine Veränderung, welche man in der Form der Häubchen bemerkt, iſt blos die, daß ſie etwas kleiner ſind. Als Morgenhäubchen zieht man dergleichen von einfachem Muslin ohne Bänder vor. Der Kopf iſt ſehr klein und hat breite Muslinbarben, die an jeder Seite hinter den Ohren herabfallen. In einer etwas anderen und nach beſſer kleidenden Art ſind die von einfachem indiſchem Muslin, welche einen doppelten Auspuz von Spitzen und ein breites blaues ſeidenes Band haben, das über die Stirn geht und von einer zweiten Spitzengarnitur verhüllt wird. Recht viele Häubchen trägt man auch von Illuſionstülle, und ſie haben drei Falten von gleichem Stoffe, die durch Band getrennt ſind.

Mäntel. Der walachiſche Mantel gewinnt ſehr ſchnell faſt allgemeine Gunſt. Dieſer elegante Ueberwurf iſt weder Mantel, noch Pelerine, noch Langshawl, ſondern eine Verbindung von allen dieſen drei Gegenſtänden. In der letztern Zeit hat man ihm ein elegantes Ausſehen dadurch gegeben, daß man ihn mit Pelz verbrämte. Die von ſchwarzem Sammet ſind meiſt mit weißem Atlas gefüttert und mit Grauwerk oder Hermelin verbrämt. Die von Caſhemir beſetzt man dagegen mit Spitzen. Ein ſehr hübſcher Auspuz für dieſe Mäntelart iſt ein doppelter Sammetſtreifen, der rund herum geht.

Farben. Die faſhionablen Farben ſind noch dieſelben wie im vorigen Monate, nämlich ſmaragdgrün, granatfarbig, blau, ſaphirblau, maisgelb und zu Abendtoiletten weiß, roſa und blau.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Paletot-Twine mit großen Knöpfen, breiten Revers, Patten an den Seiten. Hinten ohne Taillennaht und ſehr langer Taille. No. 2. Ballanzug. Aufſatz mit Blumen. Weißes Kleid, an beiden Seiten offen, mit Bandauspuz und oben zu beiden Seiten ein Roſenbouquet. No. 3. Aufſatz mit Locken und Blumen. Grünes Atlaskleid, mit dreifachen Ueberwürfen von Tüll mit Roſenbouquets.

Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holſtein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

1. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Herren Kleidermacher

erlaube ich mir andurch in Kenntniß zu setzen, daß ich durch ein neues von **Paris** bezogenes, ausschließlich für Herren erscheinendes Mode-Journal (Le Tailleur), schon von dieser Nummer an in Stand gesetzt bin, eben so wie seither die Damen-, auch die Herren-Modekupfer früher zu bringen, als andere Modezeitungen, und regelmäßig mit den Herren- und Damen-Modekupfern, nach dem früher angekündigten Plane, in der Weise wöchentlich abwechseln zu können, daß auf zwei Damen und einen Herrn, zwei Herren und eine Dame folgen. Die Herren Kleidermacher erhalten auf diese Weise vierteljährlich 19—20 Herrenmoden. Das ist mehr, als ihnen die ausschließlich für Herrenschneider bestimmten Journale, die nur monatlich erscheinen, bieten können, dabei noch mit dem Unterschiede, daß ihnen hier die Kupfer unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Paris einzeln gebracht, während sie in den Monats-Journalen von einer Woche zur andern gesammelt werden. Dabei werden die Wohllöblichen Putzhandlungen nicht beeinträchtigt, indem ihnen eine gleiche Anzahl Damen-Modekupfer, und noch extra diverse Hut- und Häubchen-Façons geboten werden.

Der Redacteur.

Lamode, die Ewige.

Ironisches Genrebild von W. Bachmann.

Das Pereat des Nürnberger Vereins gegen den Kleiderluxus hört man in ganz Deutschland wiederhallen. Das sanfte Licht des „Morgensternes" verkündet, daß man selbst in Berlin eine solche Association beabsichtige, meint aber, das Beispiel müsse dann vom Hof ausgehen. Aber der Hof verdirbt es nicht gern mit der einnehmenden Lamode. Denn wenn selbst der Hof in Kleidern sparen will, so müssen alle Kleiderkünstler und Modistinnen verhungern. Leichter wäre es, sagt der „Gemüthliche," unter den Südseeinsulanerinnen einen solchen Verein zu gründen. Dies möchte noch für manche Dame ein Trost sein. Als ich kürzlich hier eine Dame von dem Entstehen des Vereines, dessen Absicht es sei, „Tod dem Flitter" zu schwören, benachrichtigte, erröthete sie tief. „Was hat uns der Nürnberger Verein zu befehlen?" seufzte sie. — „Allerdings nichts! aber es kann sich hier auch ein solcher Verein bilden?" — „Und was kann

Digitized by Google

uns der anhaben?" — „Bedenken Sie, die Regierung tritt mit ins Spiel!" — „Hm! die Regierung hat nichts gegen die Frauen." —

Mancher Ehemann, dem die Kasse zu leicht wird, der über das, von der eitein und gefallsüchtigen Pandore unter die schöne Welt gegossene Gift der Modesucht schilt, foigt mit Freuden dem Panier der Nürnberger Luxusreformatoren. Der Eine möchte, wenn er die an hohen Träumeaux, oder die, an spiegelnden Gewölben der Marchands und Marchandes des Modes angeklebten Mode-Journale erblickt, vor Aerger Spiegel und Fenster einschlagen und die Pariser Papierstutzer und Bellincoqueteren in tausend Stücke zerreißen. Ein Anderer schimpft hrillos über die Franzosen, daß sie durch ihre Anbetung der Lamode, der Kokette der Koketten, welche sie als die Königin ihres Lebens verehren, ihr jährlich ein großes Fest feierend, das unter dem Namen Longs-Champs bekannt, den Geist der Modesucht und der Koketterie durch die Welt blasen, und dadurch großes Unheil über die Ehewelt bringen; — daß des Ehemannes Kasse nicht nur durch die Flitterfucht betrogen, sondern der Ehemann am Ende auch; daß eine Flotsylphe den liebedugeinden Operngucker mehr entzücke und ein Costüm à la Pompadour mehr anziehe, als die einfache, beschiedene und verschleierte Nonnenrobe. Ein Dritter sagt: ich begreife, warum die Damen dem Vereine nicht beitreten. In den Worten „Töfels" findet man die Auflösung ihrer Antipathie gegen die Maßregeln der Statuten:

> Und Lottchen in der Küche formlos und alt
> Wurde im Putz jung und schlank von Gestalt.
> Auch das menschliche Gesicht unter allen Zonen,
> Erleidet viele Variationen,
> So, daß uns Manche, die wir gekannt,
> In kurzer Zeit wurde undekannt.

Ein Narr kann auch manchmal die Wahrheit sagen. Sophie sagt sogar: „Narren reden die Wahrheit, das ist klug, daß sie die Wahrheit reden, weil sie Narren sind; ein Kluger aber wird sich hüten, so ein Narr zu sein, und die Wahrheit zu reden." Verlorne schöne Züge jugendlicher Fülle ersetzt die Parfümerikunst, und die unproportionirte Taille die menschenfaconmachende, gefällige Lamode. Sie hat das Privilegium des ästhetischen Geschmacks bei Hoch und Nieder, nur Schade, daß sie kein Mensch, wie die alte Schrift und der Franzose sagt, d. h. kein Mann, oder wie die moderne Zeit sich auszudrücken beliebt, kein Herr ist! In diesem Falle könnte sie Vorlesungen über Aesthetik halten. In Deutschland würde die Modeästhetikerin freilich bei den Naturschönen weniger Anklang finden, wenn leider gleich einige Unvollständen mit dem verrückten Weibe freundlich conversiren. In Frankreich jedoch hat sie viele Freunde und Agenten, die sich Mode-Professoren titulliren, und Unterricht im Kleiderschnitte geben. Auf deutsch heißen sie Kleiderkünstler, Schneiderlehrer. Ein solcher Schneiderprofessor brachte es in Paris so weit, daß er mit einem Engländer die Wette einging: jedesmal um einen Ducaten aus freier Hand einen regelmäßigen Kreis mit der Kreide auf dem Tisch zu beschreiben und den Mittelpunkt hineinzusetzen. Das Ganze war ein Werk des Augenblicks. Und nahm man bei der Probe den Zirkel zu Hilfe, so wich die Peripherie selten auch nur ein Haar breit in ihrer Regelmäßigkeit ab.

Wer etwa meint, Frankreich sei das Land, wo Lamode geboren, der ist irre! nicht das Land der Franzosen ist es, sondern das — Paradies.

Wenn gleich der Franzose unter allen Nationen Europas der lebhafteste und beweglichste ist, und einen ungeheuern Hang hat, alles Neue begierig aufzufassen, was auch seine Veränderlichkeit in der Mode hervorbringt, so ist Frankreich doch nicht das ursprüngliche Vaterland der Lamode; nein! ihre Mutter war die erste Sünde, vom ersten Weibe geboren, und ihr Geburtstag ist — der Menschenfall.

Dies will ich beweisen.

I.

Lamode von Adam und Eva bis zur Sündfluth.

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sich ein Männlein und ein Fräulein." Die ersten Menschen, die Gott erschuf, und nach seinem Bilde waren, mußten doch die vortheilhafteste, schönste, idealischste und natürlichste Mode haben: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämeten sich nicht." — Das schwache, durch eine Rippe zu wenig geharnischte Herz der lüsternen Eva, konnte sich nicht mehr enthalten, in den Apfel zu beißen, und der tölpische Adam ließ sich auch dazu verleiten, dessen Schwäche noch heutzutage die Männer grollen; er aß auch davon — und mit dem ersten Biß in den goldnen Apfel des irdischen Paradieses war Lamode erschaffen: Adam und Eva wurden beschaamet, — „da wurden beider Augen aufgethan und wurden gewahr, daß sie nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten ihnen Schürzen."

Anfang der Kleidermode.

Eva trug die erste Schürze, vervollkommete sie immer mehr, und das konnte sie auch, denn sie wurde

Digitized by Google

800 Jahre alt. Als der liebe Gott sah, daß die beiden Menschenkinder noch zu wenig ästhetischen Modegeist besaßen und noch zu ungeschickt waren, sich anzukleiden, so hatte er Mitleiden mit ihnen, und „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen, und zog sie ihnen an.“ Hier, meine Herren, ist das göttlichste Mode-Journal. Welche Façon dieselben hatten? darauf läßt sich unser ältester Geschichtsschreiber Moses freilich nicht ein, obgleich es nun von Interesse sein dürfte.

Und weil das erste Menschenpaar zu lüstern wurde und nicht gehorchte, so jagte sie der Herr mit ihren neuen Röcken aus dem Paradiese und sie mußten in denselben im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen. So ist es auch schon manchem Fürsten und manchem Minister ergangen, und so wird es auch noch manchem ergehen. — Aber dessen ungeachtet schickten sich Adam und Eva in ihr Schicksal und sie machten sich keine Vorwürfe, denn sie hatten ja mit einander gegessen; und zeugten zwei Buben, Cain und Abel. Als Jungen gingen diese wahrscheinlich nackt, und als Männer trugen sie Thierfelle: Cain ein Bärenfell und Abel ein Schaffell. Die Schürzen vervollkommneten sich immer. Adam wurde wie seine Eva über achthundert Jahre alt, und so mußten sie manchen Rock mit einander zerrissen haben und deshalb schon in der Kleidermacherkunst eine ordentliche Uebung bekommen haben. Ihr Ur-Ur-Urenkel Methusalah wurde 960 Jahre alt und zeugte einen Sohn, Lamech.

Und von diesem an beginnt schon die Kunst und der Luxus. Dieser zeugte Noah, den ersten Schiffscapitain und den größten Van der Haagen.

Lamechs erste fidele und lebenslustige Frau, Ada, gebar Jubal, den ersten Geiger und Pfeifer; seine zweite Frau, Zilla, gebar Thubalkain, den ersten Meister in Erz und Eisen; und von Jabal, dem Bruder Jubals, kamen die ersten Menschen, die in Hütten wohnten und Vieh zogen.

Anfang der Musikkunst und der Musikmode; Anfang der Eisenfabrikation, der Architektur und der Möbelmode; Anfang der Schiffsbaukunst.

Es regte sich aber schon damals eine Gefall- und Modesucht unter den Weibern, welche die Herren Söhne der ehrwürdigen Patriarchen einnahm und an sich zog. Mit Einem Wort, es schien etwas liederlich zu werden. Das gefiel dem Herrn nicht mehr, daß das Menschengeschlecht so eitel und so beshaft wurde: „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten.“

Das ging nun einmal nicht an.

Die Jungen wurden Bruder Liederlich und die Mägdleins leichtfertige Waare. Es war nur noch Ein Mann da, der ein göttliches Leben führte zu seinen Zeiten und dieser und seine Familie fanden Gnade vor dem Herrn. Eitelkeit und Willkür sollten nicht einreißen. Und Alles mußte untergehen. Noah segelte mit seiner Universal-Naturgeschichte auf der Sündfluth, bis sich das Wasser senkte und er auf dem Gebirge Ararat Halt machte. Dort stieg er mit seiner Familie aus und dankte Gott für seine Rettung. Die Vögel flogen heraus und sangen, die Störche klapperten vor Freude über den ungeheuern Schlamm, die Affen zeigten die weißen Zähne und machten Freudensprünge, Elephanten, Ratten, Mäuse, Tiger, Löwen, Lämmer, Esel, Ochsen, Hirsche, Hunde, Hasen freuten sich der weiten Welt und liefen nach allen Weltgegenden und keines dieser Thiere sah das Andere mehr an. Der Elephant aber hängte die langen Ohren mit seinem Weiblein, denn er mußte während der 150 Tage langen Fahrt auf dem Sündfluthmeer einen schmalen Bauch bekommen haben, da er gewöhnt war, täglich zwei bis drei Centner Reis zu fressen. Denn diese zwei allein hätten während der genannten Frist 600 Centner gefressen. Der Büffel und die amerikanischen Vierfüßler hatten noch den Hunger im Leibe, den ihnen ihr Dauerlauf verursacht hatte, als sie vor der Sündfluth zu der Arche flohen. Welche Route sie von Amerika nach Asien eingeschlagen? weiß bis jetzt noch Niemand. Wo das große Futtermagazin Noahs in der Arche Raum hatte? weiß auch selbst der größte Schiffsbaukünstler nicht. Das Schiff war zwar so groß, als das größte Kriegsschiff, 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch.

Lamode hatte sich auch in die Cajüte einzuschleichen gewußt und rettete sich in das neue Leben.

Das große Schiff, Arche genannt, brauchte man natürlich auf dem Berge nicht mehr, und was damit geschehen, weiß man auch nicht. Schade, daß es nicht erhalten wurde! Hätten sich doch die Phönicier nicht so den Kopf zerbrechen dürfen, und ihr Model nachahmen können.

Der größte Theil der von der Lamode erfundenen Künste und Wissenschaften gingen in der Sündfluth unter. Die Menschen sanken sammt den Kleidern, die Pfeifen Jubals verstopften sich mit Schlamm und kamen nicht mehr ans Tageslicht, das Eisen blieb ohnedies nicht oben, die Häuser und Möbeln zerschellten an den Felsen in tausend Splitter und von dem geretteten Schiffe hörte man nachher gar nichts mehr.

Nur der schlichte und gottesfürchtige Noah mit den Seinen, und das gute Vieh blieben übrig.

Digitized by Google

Lamode befreundete sich aber nach und nach wieder mit den Enkeln Noahs.

Dies ist der erste Abschnitt der Lebensgeschichte der Lamode.

II.

Lamode von der Sündfluth bis auf unsere Zeit.

„Alles, was ist, das war. Es gibt nichts Neues unter der Sonne." Lamode heißt übersetzt: das Vergessene wieder in Erinnerung bringen.

Nach Noah vermehrte sich schnell die Menschheit. Herrschsucht wurde Mode, und einer wollte über den andern wegsehen. In Babel versuchten sie sogar einen Thurm bis an den Himmel zu bauen, da verwirrte Gott der Herr ihre Sprachen und sie begannen in fremden Zungen zu sprechen. Der Goldschmuck gefiel auch schon bald. Der älteste Knecht Abrahams wurde mit zehn beladenen Kameelen ausgeschickt, um eine Frau für Isaak zu suchen. Als er Rebekka gefunden, nahm er eine goldene Spange hervor und zween Armringe an ihre Hände, und gab sie ihr. Als er aber das elterliche Jawort hatte, öffnete er seine Säcke und zog hervor silberne und goldene Kleinodien und Kleider und gab sie Rebekka; ihren Verwandten gab er Würze.

Die Probe der Standhaftigkeit der Männer löste schon Joseph.

Die ältesten Figuren, welche uns aus der Vorzeit geblieben, sind von den Egyptern. Die Mannspersonen trugen einen leinenen Rock, der bis auf die Füße herabging, und einen überschlagenen weißen, tuchenen Mantel. Das Haupt bedeckten sie nicht, oder mit einer zugespitzten Mütze. — Dem Herodot zufolge hatten die Weiber nur ein einziges Kleid. Da man aber an den egyptischen Figuren zwei Unterkleider erblickt, so ist wohl wahrscheinlich, daß Herodot nur den Rock oder das Oberkleid meine. An einem der ältesten weiblichen Köpfe ist ein Aufsatz von falschen Haaren angebracht.

Also gab es damals schon Haarkräusler.

Die Frauen betrieben die auswärtigen Geschäfte und den Handel, und die Herren Ehemänner kochten und spannen. Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen.

Zu den Zeiten Salomons spielte Lamode eine bedeutende Rolle. Man spricht von einem ewigen Juden, aber es gibt auch eine ewige Dame, eine ewige Jüdin, welche die größte Feindin des Messias der Einfachheit und Schamhaftigkeit ist, sie heißt — Lamode. Ihre intimste und älteste Freundin ist Pandora, eine Griechin. Prometheus trug man diese Griechin zur Gemahlin an, welche durch ihre Schönheit bekannt war, aber er schlug ihre Hand aus. Sein Bruder Epimetheus jedoch hätte gern gewußt, was in der Büchse sich befinde, welche die Schöne als Geschenk vom Jupiter erhalten. Er öffnete sie und herausströmte: Arglist, Heuchelei, Hochmuth, Eifersucht und alle andere Arten von Uebeln, die sich von jener Zeit an unter den Menschen immer mehr ausbreiteten. Zu den Zeiten Salomons spannen und woben schon die Frauen und verfertigten ihre Kleider. Anfangs trugen sie die aus Egypten mitgebrachten Geschmeide, und diese Mode erhielt sich lange, als aber die Ueppigkeit einriß, vervielfältigten sich nach und nach die Eitelkeiten, und der Durst nach der Kleiderpracht wurde unersättlich. Das ist wahr! denn der Prophet Ezechiel und Esaias redeten von den Zierrathen, mit welchen sich das Frauenzimmer brüstete, und strafen die Eitelkeit. Dies war ein Glanzpunkt im Leben der Lamode.

Merkt Euch das Beispiel dieser Propheten ihr Luxusreformatoren in Nürnberg!

Als aber der größte Prophet seine göttliche Moral dieser Losen in die Ohren blies, wurde sie auf einige Jahrhunderte eingeschüchtert. Vom Orient floh sie nach Rom, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurde, aber durch ihr schleichendes Gift eine ganze Weltmonarchie verdarb und zusammenstürzte. Kaum hatte sie Hoffnung, wieder ein bedeutendes Ansehen bei den Liebsten der Minnesänger zu erlangen, als schon wieder die Hälfte davon in Klöster lief, sich lebenslang hinter düstere Mauern vergrub und mit einer einfachen, grobhärigen Kutte bekleidete. Das waren abscheuliche Zeiten für sie. Wenn die großen Turniere und Feste an Höfen nicht gewesen wären, sie wäre ganz vergessen worden. Die Junker mit ihren vielen Krausen und bunten aufgeschlitzten Wämsern gingen noch an, und brachten einige Veränderlichkeit in die Welt. Ein gottesfürchtiger, ihr zum Tode verhaßter, alter Geck schrieb gar Folgendes:

Contrefey einer ehr- und tugendsamen Jungfrau.

Zum ersten soll eine Jungfrau sein,
Wie die Glocken am Charfreitag sein:
Was maßen, das ist ein seltsam Spiel,
Soll ein Weib sich nit lassen hören viel.

Zum andern soll eine Jungfrau sein,
Wie 'ne Glocke in der Kirche sein:
Was maßen man solche gar leidlich berührt,
Alsbald sie ein mächtig Geschrei verführt.

Zum dritten soll eine Jungfrau sein
Auch fürder wie 'ne Spitalsuppe sein,
Die reizet eins Theils nit zu sündigem Spiel,
Und hat darneben der Augen nicht viel.

Digitized by Google

Zum vierten soll eine Jungfrau sein
Gar wie 'ne finstre Nachteule sein,
So freilich fast absonderlich klingt,
Ich mein', weil die nimmer an's Tageslicht dringt.]

Aber bald brach der Morgen einer glorreichen Periode an, der sie unter Ludwig XIV. krönen sollte. — Pompadour! Dubarry!

Die Marquise von Pompadour, Maitresse Ludwig des Vierzehnten, die neue Pandore, war die intimste Freundin der Lamode. Jene hatte 600 Kleider, 322 Fichüs, für 20,000 Francs Parfümerien und Gold- und Silberschmuck für 600,000 Francs; ein neuerer Schriftsteller will gar wissen, daß sie blos ein Paar Strümpfe gehabt habe. Die Gräfin Dubarry haudirte wie eine Kaiserin. Sie soll vom König verlangt haben, er möchte ihre Pferde mit goldnen Hufeisen beschlagen lassen. Ein einziges Ballkleid kostete sie — nein den König 30,000 Francs. Sie stürzte das Land in ungeheure Schulden. Ludwig XV. glaubte auch, daß er blos König sei, um königlich schmausen und schwelgen zu können, daß der Bürger um seinetwillen vorhanden sei, seine Wünsche und Befehle blindlings zu erfüllen. Unter Ludwig XVI. wollte es im Staatshaushalte nicht mehr reichen; aber war es ein Wunder, wenn man ein Jahrhundert lang so greulich und zügellos wirthschaftete? — nnd die Franzosen machten sich mit dessen Kopfe bezahlt.

Beim Königsmord verzog Lamode doch ein wenig das Gesicht und dachte: das darf nicht einreißen, sonst kommt es am Ende auch an mich. Doch an dessen Statt trat ein schleichenderes Gift, die Einschläferung des Guten durch neumodische Grundsätze, das Sinken der Moral. Lamode bekam wieder mehr Oberhand; die capote en englaise und die robe de Pompadour kamen wieder in Ansehen.

Die superkluge Politika und die kokette Romantika sind ebenfalls zwei Freundinnen der Lamode. Sie gehen Hand in Hand mit ihr durch die Welt. Die Jugendzeit der Romantik war im Mittelalter: die abenteuerliche Zeit der Kreuzzüge, die Ritter der Tafelrunde, die schöne Magelone, die gottesfürchtigen Eroberer von Palästina, das edle Minnethum mit seinen Troubadouren, die Mönche, die Drachen, die Burgfehden und Raubzüge u. s. w. Diese Romantik blieb ihrer Freundin getreu bis zur Zeit der Zigeuner und des Karrikaturisten Callot, aber unter Napoleon traf die Zigeunerromantik der Schlag, denn Napoleon war nicht nur der Erfinder einer neuen Civilisation, einer neuen Religion, sondern auch einer neuen Romantik. Seine Romantik bestand hauptsächlich darin, daß sie alle anderen Romantiken ausrottete.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert ist Lamode höchst zufrieden.

Der große Mann hat den alten Ministern die Perücken ausgeklopft, und jene aus ihrem langen Schlafe geweckt, die Diplomaten haben das Blei von ihren Füßen gelöst bekommen, und feinere politische Geruchsorgane, die denen der Witterenase eines Spürhundes wenig nachstehen, erhalten. Die Damenwelt macht vor ihr den tiefsten Knix und der Zeitgeist ist ihr Favori. Die Eisenbahnen sind die trefflichen Merkure der sich, wie die Natur, ewig neuverjüngenden und neuschaffenden — Lamode.

Der neue Lazarus.

An einem Sommerabend fand ein Landmann im Staate Jowa auf seiner Schwelle einen Mann von anständigem Aeußern, der ihn um ein Nachtlager ansprach. Der Landmann gewährte ihm nicht nur dies, sondern ließ ihn auch an seinem reichlichen Abendmahl Theil nehmen und suchte ihm die Zeit vor dem Schlafengehen durch heitere Gespräche zu verkürzen. Der Gast ließ sich das Essen schmecken; während des Gesprächs aber gab er durch Seufzer zu erkennen, daß er große Schmerzen leide, und bat bald, ihm sein Nachtlager anzuweisen. Gegen Mitternacht ward der Landmann durch Stöhnen und Winseln aufgeweckt, welches aus dem Zimmer des Gastes kam. Er eilte hin und fand seinen Gast in Zuckungen und bald darauf regungslos. Etwa eine Stunde später hörte er an seine Hausthür klopfen. Zwei Wanderer baten um Aufnahme. „Gern würd' ich Euch aufnehmen," sagte der Bauer; „aber mein ganzes Haus ist in Verwirrung, weil eben ein Gast bei uns gestorben ist." Die beiden Wanderer drückten ihr Bedauern aus und baten um Erlaubniß, den Todten sehen zu dürfen. Der Bauer führte sie ein. Sie betrachteten einige Minuten lang andächtig den Todten, und endlich wandte sich der Aeltere zu dem Bauer und sprach: „Wir sind die Aeltesten der Kirche Christi, die Heiligen der letzten Tage. Wir haben von Gott die Kraft empfangen, Wunder zu thun. Wir können diesen Todten erwecken. Der Herr hat uns diese Kraft verliehen, auf daß wir von der Göttlichkeit der Lehren unsers Meisters Joseph Smith Zeugniß geben. Laßt Eure Nachbarn hierher kommen, auf daß sie Zeugen des Wunders seien." Der Landmann beschickte seine Nachbarn und bald war das Zimmer zum Erdrücken voll. Die beiden Wanderer knieten nieder und beteten mit lauter Stimme. Während ihres Gebets ging

Digitized by Google

der Eigenthümer des Hauses auf einige Augenblicke weg und nahm dann wieder seinen Platz zu Häupten des Bettes ein. Als das Gebet beendigt war, nahm er das Wort und sagte: „Ehe Ihr zur Auferweckung schreitet, sagt mir, worauf gründet sich Eure Zuversicht, diesen Menschen wieder zu beleben?" — Auf eine Offenbarung des Herrn," antwortete der Eine. — „Hängt Euer Vermögen, den Todten wieder zu beleben, von der Krankheit ab, welcher er unterlegen hat? oder könnt Ihr jeden Todten auferwecken, welches auch die Ursache seines Todes sein mag?" — „Die Ursache macht keinen Unterschied," erwiederte der Beter. — „Ihr könntet ihn also auch wiederbeleben, selbst wenn ihm der Kopf abgeschlagen wäre?" fragte der Bauer weiter. „Ohne Zweifel," antwortete der Wundermann. „Gut," sagte der Bauer. „Um jeden Verdacht des Betrugs zu entfernen, will ich ihn enthaupten." Und damit zog er ein Beil unter seinem Rock hervor. Plötzlich sprang der Todte auf und rief: „Hol' Euch der Teufel! Köpfen laß ich mich nicht." — Die beiden Heiligen, deren Mühe jetzt überflüssig war, wollten sich mit dem Auferstandenen entfernen. Allein der Hausherr hielt sie als Störer seiner Nachtruhe fest und ließ sie nicht eher los, als bis er jeden von ihnen tüchtig durchgebläut hatte. Diese Genugthuung, welche der Bauer sich nahm, war zugleich eine Tortur, um den Namen des Heiligen zu erfahren. Der Wortführer gestand, daß er Joseph Smith, Prophet der Mormons, sei.

Miscellen und Anecdoten.

(Mann und Frau.) „Die Romantik," sagt W. Menzel, „gestattet wohl, daß das Weib dem Manne seine Untreue vergebe, niemals aber umgekehrt. Ein Weib verliert nichts von seinem Werthe, das ihrem Manne auf diese Weise verzeiht; denn ihr Beruf ist Liebe, Sanftmuth, Duldung. Darum ist Griseldis eine echt-romantische Erscheinung. Ganz anders der Mann, der vergibt, bei ihm wird sogleich zur unverzeihlichen Schwäche, was beim Weibe reine, edle Aufopferung ist. Kotzebue's Menschenhasser kann nie und nimmer als eine Schöpfung echter Romantik angesehen werden. Diese Regel stimmt mit einer andern überein. Es ist und bleibt nämlich immer ganz romantisch, wenn ein junges Weib dem alten Manne treu bleibt; z. B. Genovefa ihrem alten Herrn. Ein solches Weib kann die Phantasie zur Heiligen machen und es lächelt gewiß Niemand darüber. Nun denke man sich aber einen jungen Mann, der einem alten Weibe auf ähnliche Weise, trotz aller Verführung, treu bliebe. Man würde von ihm sagen, er sei ein rechtschaffener junger Mann, aber romantisch wäre seine Handlungsweise nicht und ein poetischer Enthusiasmus läßt sich nicht daran knüpfen. Solche Helden erregen nur ein mehr oder weniger ironisches Lächeln. — Daher haben hundert Dichter die treue Anhänglichkeit junger Frauen an ältere Männer, mit hohem romantischem Reiz in ernsten und tragischen Dichtungen geschildert, während doch nicht ein Einziger darauf verfallen ist, die Treue eines Ganymeds etwa gegen eine Hekuba zum Gegenstand der Poesie zu machen. Würde nun auch das schöne Geschlecht in der Wirklichkeit auf alle Weise emancipirt und in Rechten dem häßlichen Geschlechte vollkommen gleichgestellt, so würde doch diese Ausdehnung der Rechte auf die romantische Poesie keine Anwendung finden. Hier sind dem Weibe die Rechte des Mannes, aber auch dem Manne — die Tugenden des Weibes für immer entsagt."

(Was ist absurd?) Darauf antwortet ein Ungenannter: absurd ist, Geld im Spiel verlieren, und sich darüber erboßen — den Verleger einer neuen Zeitschrift nach der Zahl der Abonnenten fragen — erwarten, daß ein Redacteur mit umgehender Post antworte — einen Gastwirth fragen, ob er guten Wein habe — im October zu Hause vor Kälte klappern, weil man erst im November einheizen will — annehmen, daß Recensenten von den Büchern, die sie loben oder tadeln, mehr als das Titelblatt gelesen haben — Jemand für fromm halten, weil er jeden Sonntag in die Kirche geht — todtmüde sich nicht zu Bett legen, weil es noch nicht Zeit zum Schlafengehen ist — seine eigenen Geheimnisse ausplaudern und vermuthen, daß Andere sie bewahren werden — Jemand gefällig sein und auf Dankbarkeit rechnen — Etwas für wohlfeil halten, weil es wenig kostet — Jemand öffentlich schlecht machen, um ihn zu bessern — gegen seine Geliebte die Schönheit ihrer Freundin rühmen — Funfzig Jahr alt sein und zweifeln, daß alle diese und viel mehr absurde Dinge geschehen.

(Kirchliches.) Der Bischof von Trier will den Gläubigen im nächsten Jahre den Rock Christi, ein wunderherrliches Habit ohne Naht, wieder zeigen, und verlangt dafür blos die Kleinigkeit von 10,000 Thaler zur Ausstattung einer Kapelle. Aber er verspricht bei dieser Gelegenheit auch reichlichen Ablaß. Seit 34 Jahren hat der Katholicismus die Comödie mit dem Rocke nicht mehr gewagt, daß er sie jetzt wagt, ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit.

(Glück als Ursache eines Unglücks.) Ein Bauer aus der Umgegend Mailands, Vater von mehreren Kindern, gewann in der letzten Ziehung zu Mailand eine Terne mit 244 Zwanziger; freudig verkündete er diesen Gewinnst seinen Freunden, holte den Geldbetrag ab, aber sein Glück war sein Unglück. Abends, auf dem Rückwege nach Hause, fand man ihn, 2 Miglien von der Stadt entfernt, erschlagen und des Geldes beraubt.

(Ein Rabenvater.) Aus Schwäbisch-Hall schreibt man: Eine eben so unnatürliche als schauderhafte Grausamkeit empört seit einigen Tagen die Gemüther in unserer so ruhigen Stadt. Der hiesige Messerschmied Wurm, der im Begriff stand, zur dritten Ehe zu schreiten, und in seiner einzigen 17jährigen Tochter aus erster Ehe, deren mütterliches Vermögen er verwaltete, ein Hinderniß erblickt zu haben scheint, führte den gräßlichen Entschluß aus, das Mädchen in eine Art von kurzem engen Kasten zu sperren und diesen im sogenannten Spähnekämmerchen versteckt zu halten. In diesem schauerlichen Kerker befand sich das unglückliche Geschöpf seit 4 Wochen in dem

Digitized by Google

Zustande einer Lebendigbegrabenen und erhielt täglich von ihrem unmenschlichen Vater zwei bis drei Kartoffeln zur Nahrung, welche schmale Kost allerdings zur Erhaltung ihres Daseins mehr beitrug, als der Rabenvater beabsichtigt haben mochte, da sie in diesem Gefängnisse bei einer nahrhafteren Kost unfehlbar das Leben eingebüßt haben würde. Endlich im Laufe der vorigen Woche faßten die Nachbarn Verdacht und die Behörde schritt ein. Man zog die Unglückliche, im wörtlichen Sinne, aus dem Unrath hervor, von Fäulniß und Ungeziefer angefressen, völlig zusammengekrümmt und unfähig, sich wieder aufzurichten. Wurm, so wie dessen Verlobte, wurden sofort verhaftet, und im ersten Verhör über seine schändliche That zur Rede gestellt, erklärte er: „Wenn er unrecht gehandelt habe, so werde ihn Gott schon in der künftigen Welt bestrafen; die Sache gehe daher keiner weltlichen Behörde was an.“ In gleichem Sinne äußerte er, vielleicht in der Absicht, für wahnsinnig gehalten zu werden, noch seiner: „Es geht Euch nichts an: vor dem ewigen Gerichte werde ich schon wissen, mich zu verantworten.“ Als physiologische Merkwürdigkeit ist noch hinzuzufügen, daß die Wurmsche Tochter in ihrer 4wöchentlichen Abgeschiedenheit die Sprache gänzlich verloren oder verlernt hat — wenigstens hat sie seit ihrer Befreiung bis zur Stunde noch keine artikulirten Worte vernehmen lassen.

(Wieder ein Leichen-Quiproquo.) In der Gemeinde St. les Bruges in Belgien, wo es Gebrauch ist, daß nach einem Begräbnisse die Familie, Freunde u. s. w. des Verstorbenen sich in einem Wirthshause bei einem Trauermahle versammeln, ereignete sich kürzlich Folgendes: Man fand in dem Kanal bei Bruges eine bereits in Fäulniß übergegangene Leiche. Der Zufall wollte, daß etwa seit 14 Tagen ein Eingesessener der Gemeinde aus seiner Wohnung verschwunden war, und daß die Kleider des Todten vollkommen jenen, welche der Verschwundene gewöhnlich trug, glichen. Die Blutsverwandten des Letzteren tragen kein Bedenken, die Leiche anzuerkennen, und nach vollbrachter, gerichtlicher Todtenschau das Begräbniß anzuordnen. Nach dem Begräbnisse versammelten sie sich zu einem Mittagsmahle, und schon hatten die Trauernden aus dem Glase einigen Wein geschlürft, als plötzlich der vermeinte Todte ins Zimmer trat. Alles gerieth in Schrecken und Bestürzung. Die Frauenzimmer heulten und nahmen die Flucht; die etwas muthigern Männer wagten es, einige Fragen an den Wiedergekehrten zu richten, aus deren Beantwortung hervorging, daß er seine Heimath verlassen hatte, um anderwärts Arbeit zu suchen und daß er ohne diese zu finden zurückgekehrt sei. Der Schrecken machte nun der Freude Platz. Der Zurückgekehrte, dessen Appetit durch eine lange Fußreise geschärft war, nahm Platz an der Tafel und Alles lief in Freude ab. Nur eine Frage blieb übrig: Wer soll die Kosten des Begräbnisses und des Mahles zahlen? Der vermeinte Todte weigert sich dessen; die Familie ihrerseits will auch nicht zahlen; sie behauptet, im guten Glauben gehandelt zu haben.

— In Berlin bricht die Morgenröthe eines goldenen Zeitalters an; eine neue Aussicht, reich zu werden, ist erschienen. Wir haben jetzt Prämiendroschken, wo man für seine Fuhrmarke, die nur 5 Silbergroschen kostet, 3, 4, 5, 10, 50, 100 ja alle Prämien zusammen gewinnen kann. Es ist die Möglichkeit, was die speculativen Berliner nicht Alles zum Wohle ihrer Mitbürger und zum Heil des eigenen Geldbeutels ersinnen. Jetzt hat man, um zu Geld zu kommen, weder Müh noch Arbeit nöthig, sondern man steigt am letzten Tage des Monats in eine Droschke, läßt sich in dem weltbekannten, vielbeliebten, langsamen Schnelltritt ein wenig umherfahren, und meldet sich dann am folgenden Tage (am ersten jeden Monats werden die Prämien gezogen) mit seiner Fuhrmarke an dem gehörigen Orte, um seinen Gewinnst einzustreichen. Das Zeichen einer solchen Prämiendroschke, in der Fortuna als blinder Passagier immer mitfährt, ist eine eiserne zum ewigen Stillstand kondemnirte Welterstange, und daher gleicht eine solche Glücksbehausung in Etwas den Wagen, in welchen man wilde Thiere zur Schau umherfährt, aber diese arglose Aus- oder Ansicht vermehrt ja nur den reellen Werth des Bescheidenen.

— Es ist bekannt, daß in Nürnberg sich ein Verein gebildet hat, um dem Luxus zu steuern; nicht bekannt ist bis jetzt, wie dies geschehen soll. Die Frauen meinen, vor Allem werde man das Tabakrauchen abschaffen, namentlich das jetzt so allgemein gewordene Cigarrenrauchen. Einige wollen wissen, es koste den Männern weit mehr als ihnen jährlich ihr Kopfputz, andere behaupten sogar, mehr als ihr ganzer Kleiderluxus. Wenn die letzteren Recht haben, so solle ihrem Luxus nicht weiter gesteuert werden.

— Die vor einiger Zeit in London anwesenden persischen Prinzen haben von der Eisenbahn folgende Beschreibung gemacht: „Die Wege, auf denen die Kutschen gehen, sind Eisenstangen. Was sie zu ziehen scheint, ist ein eiserner Kasten, in welchen sie Wasser gießen, daß es darin koche. Unter diesem Eisenkasten ist ein Ding, wie ein Topf. Aus diesem steigt der Dampf auf, welcher die wunderbare Kraft gibt. Wenn der Dampf aufsteigt, fangen die Räder an sich zu bewegen, die Kutsche breitet ihre Flügel aus, und die Reisenden werden wie Vögel.“

— Die Zahl sämmtlicher Feuersbrünste in Rußland im Jahr 1842 beträgt 6410; kein bedeutendes Quantum: denn wenn man annimmt, daß von den 54 Mill. Einwohnern in Rußland vier Personen eine Familie bilden, und zu zwei Familien durchschnittlich auf ein Haus kommen, so kommt nur eine Feuersbrunst auf beinahe 1054 Häuser oder 2108 Familien. In Bezug auf die Zeit, kommen im Durchschnitte auf jeden Tag im Jahre 18 Feuersbrünste, was ebenfalls nicht viel ist.

— In Baiern ist das frühere Eintreten der Wirthshaus-Polizeistunde abermals angeordnet worden, und müssen demzufolge die Bauern um 9 Uhr, die Bürger in den Mittelstädten um 10 Uhr und die Großstädter um 11 Uhr die öffentlichen Locale verlassen, wenn sie nicht fünf Gulden Strafe an die Ortsbehörde bezahlen wollen. — Manchem sind solche Maaßregeln recht gesund, aber Manchem sind sie auch wieder sehr fatal, vorzüglich den Weinhändlern und Gastwirthen, denn je später in der Nacht, desto schöner blüht ihr Weizen!

Digitized by Google

Pariſer Modenbericht.

Die Mode iſt jetzt überall und nirgends und nimmt alle Formen an; die kleinſchirmigen Hütchen ſind Mode, die Häubchen ſind es und die griechiſchen Toques ſind es ebenfalls; es iſt eben ſo gut mode, im einfachen Haarputze als in dem reichſten Kopfputze zu erſcheinen. Wenn aber die Mode gegenwärtig durchaus nicht exeluſio iſt, ſo gibt es doch gewiſſe Punkte, von denen ſie ſich nicht entfernt; ſo gehören z. B. ſchwarze und weiße Spitzen durchaus zum Ausputze der reichen Anzüge. In jeder eleganten Geſellſchafe wird man bemeeken können, daß die mit Spitzen garnirten Kleider die große Mehrheit bilden. Man ſieht auf dem Atlas, auf dem Moire, auf dem einfachen und glaſirten Damaſt bis drei Spitzen-Volants, welche faſt drei Viertheile des Rockes bedecken. Dieſe Spitzen werden ganz glatt aufgeſetzt, um nicht zu ſehr bauſchig zu erſcheinen und da die Röcke außeeordentlich weit ſind, ſo ſehen die ſo aufgeſetzten Spitzen minder ſchwerfällig aus, da ſie dem Faltenwurfe immer folgen.

Die kurzen Aermel, die man bisher ſo kurz trug, daß man ſie kaum bemerkte, ſind von einigen wahrhaft eleganten Damen aufgegeben worden, welche bis an den Ellbogen reichende Aermel vorziehen.

Die Hüte ſind faſt alle mit einer Feder ausgeputzt, ja man trägt zwei und ſelbſt drei Federn darauf. Bereits erwähnten wir die Hüte von ſehr dunklem Sammet, die mit Atlas in heller Farbe gefüttert ſind; man ſieht täglich mehrere der Art zum Vorſchein kommen. Diejenigen, welche von reichen Spitzen umhüllt ſind, gelten für die elegantſten. Die Häubchen, die man zu Hauſe trägt, ſind höchſt einfach und von geſticktem Muslin. Der Boden derſelben iſt ziemlich groß und weit, und rundherum am Kopfe hinten mit einer Beſetzung von geſticktem Muslin verſehen, in der ſich ein farbiges Band befindet; voen reiche die Garnitur bis an die Stelle, wo das Haar beginnt, an den Wangen herab fällt aber eine ziemlich breite Spitze, die an jeder Seite eine Art Schleife bildet, in der ſich auch Bänder befinden. Man ſieht auch viele Negligéhäubchen von dünnem Muslin mit matter Stickerei, die mit faebiger Seide gefuttert ſind. Sie ſehen oft recht gut aus und ſind warm. Im Theater trägt man gern kleine Häubchen; man ſieht dergleichen, die ganz mit ſchmalen Seidenblonden bedeckt ſind, gar kein Band, aber viele kleine Blumen haben.

Die Ballhüllen zeichnen ſich dieſes Jahr hauptſächlich durch den Capuchon aus. Die elegantеſten haben eine hübſche Stickerei.

Die Spitzenkragen haben doppelte Buſenſtreifen, die man bei den offenen Kleidern trägt, aber ſelbſt auch bei nicht offenen und hochhinaufgehenden; in dieſem Falle iſt der Streifen beweglich und wird unter dem Halſe am Knopfe des Fichu und am andern Ende unter dem Gürtel des Kleides befeſtigt. Die beiden Spitzenſtreifen ſind an einem ſchmalen Tülle oder Muslin ſo angenähet, daß ſie ſich reversartig umſchlagen laſſen. Die Stickerei der Muslinkragen zieht ſich oft auch auf den Fichu in kleinen Guirlanden zwiſchen den Falten oder fächerartig herab, ſo daß man ſie unter dem offenen geſchnürten Leibchen ſehen kann. Die Kleider wenden ſich jetzt mehr und mehr der Schleppe zu. Auch ſind die Gold- und Silberbroeate als Unterkleider unter offene oder aufgeraffte Moor- und Atlaskleider ſehr viel verwendet. Ein ſchöner Anzug dieſer Art beſtand aus einem weißen Atlaskleide, zu beiden Seiten breit offen und mit ſpiralförmig garnirten Blonden die Schlitze herauf beſetzt. Das Unterkleid, welches ſich zwiſchen den offenen Seitenblättern zeigte, war von lichtblauem Silbermoor. Der Leib ſolcher Putzkleider iſt meiſt eine ſehr geſteifte Schneppentaille mit einer Draperie über der Bruſt und mit ſehr kurzen, reich verzierten Aermeln. Sehr unzweckmäßig iſt es, daß ſich die Mode der Halbſchleppe immer mehr in den täglichen und gewöhnlichen Anzug einführt. Zum Beiſpiel müſſen jetzt die Frühröcke und Tuchhauskleider hinten ſehr lang ſchleppen. Letztere haben immer die offene Peignoirform, ſind meiſt mit ſehr abſtechendem Seidenzeug gefüttert, und von dem bunten Futter werden vorn herunter und unten herum breite Aufſchläge gemacht. Ein weißes Unterkleid iſt dazu nothwendig, wenn man ihn nicht vorn herauf mit Bandſchleifen oder Zeugagraffen ſchließe. Bei den Stadtkleidern oder Mitteltoiletten ſind die latzförmig vorn offenen Taillen ſehr modern, man ſieht dann das weiße gefältelte und geſtickte Batiſt- oder Mullchemiſette mit kleinem Ueberſchlagkragen: Auch ſchnürt man die offenen Taillen über der Bruſt mit paßlichen Lützen. Auch die Röcke der Kleider putzt man vorn in Schürzenform oder zu beiden Seiten mit ſolcher Lützenſchnürerei und Knöpfen aus, jedoch ohne den Rock zu öffnen oder zu ſchlitzen. Die Schürzen ſind nicht mehr allgemeine Hausmode, wie frühee, ſondern ſind nur noch eine Koketterie junger Mädchen. Das Neueſte daein iſt in Moor mit bunter Stickeeei umrändert oder mit Bandrüchen garnirt, und an beiden Seiten geſchlitzt und wieder zuſammengefaßt. Ein ſehr reiches Modell dieſer Art war von granatfaedigem Sammet mit breiten Franſen beſetzt, zu beiden Seiten bis in die Taille geſchlitzt, die Schlitze mit Poſamentirarbeit beſetzt und hin und wieder mit einer Schnurenagraffe mit Quaſte zuſammengefaßt.

Herren-Mode. Als Straßen-Toilette trägt man immer noch den über Kreuz liegenden Oberrock; der Kragen hat 5 Centimètre in der Höhe des Fußes und 7 in der Breite des Ueberfalles; die Taille iſt breit nach unten, der Rock kurz und weit, die Anglaiſen ſind breit und ſchlagen bis nach unten über, indeſſen können ſie auch bis oben zugeknöpft werden, ſie ſind, wie auch der Kragen, leicht gewölbt; die Aermel ſind lang und halb anſchließend; die Aufſchläge niedrig und an den Enden gerundet; die Knöpfe ſind von gedrehter Seide, etwas groß und halb gewölbt. Die Oberröcke ſteppt man in den erſten Häuſern mit offenen Rändern; vermöge der wenigen Garnituren, die man daran anbringt, ſind ſie weich und leicht. Im Allgemeinen werden die Ballkleidungen ſehr wenig garnirt, was ihnen eben ſo viel Anmuth wie Grazie verleiht. Unter den beliebteſten Farben nennen wir: dragonergrün, die braunen und Bronzefarben, ſchwarz und melirt-ſchwarz, und myrthengrün. Die meiſten der zu den Straßen-Toiletten beſtimmten Gilets macht man mit Shawls, vorn lang, nach unten in einer Spitze ausgehend, und nur mit 5 Knöpfen zugeknöpft. Diejenigen Stoffe, denen man zu dieſem Behufe den Vorzug gibt, ſind die Sammete mit Streifen, mit Carreaux, und in einfachem, verſchiedenartigem Grunde; die Pantalons macht man immer von Satin Bonjean, mit kleinen Carreaux, mit ſchmalen Streifen und glatt, in hellgeauen und grünen melirten Farben. Der Schnitt iſt noch immer derſelbe, d. h. ſie ſind weit auf den Beinen, fallen gerade auf den Stiefel, und bedecken einen Theil der Fußbiege. Die Pardeſſus-Oberröcke trägt man noch immer gern; ihre Form hat ſich nicht verändeet; man macht ſie nach wie voe mit breitem Kragen, langen Taillen, breiten Revers und langen und weiten Röcken, gänzlich mit Seide gefüttert, wattirt und in kleinen Carreaux durchgeſteppt.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Ueberzieher in Paletotform, mit breiten Revers. Geſtreifte Beinkleider. No. 2. Ein franzöſiſches Bauermädchen des 17. Jahrhunderts. No. 3. Paletot bis oben hinauf zum Zuknöpfen.

Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holſtein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Reuethräne.

Legende.

Unter allen Völkern der Erde scheint es als ausgemacht betrachtet zu werden, daß nichts dem Himmel so wohlgefällig sei, als wahrhafte Reue. Die Bibel spricht dies zu wiederholten Malen aus, und wer kennt nicht die schöne Sage der Inder von der Peri, welche Robert Schumann neuerdings zum Gegenstand einer genialen musikalischen Composition genommen hat. Auch die Deutschen haben eine Legende, welcher dieselbe Idee zum Grunde liegt, und da sie weniger bekannt ist, als sie es verdient, so theilen wir sie nach den Worten eines französischen Erzählers unsern Lesern mit.

In der alten Stadt Straßburg, so berichtet unser Gewährsmann, lebte einmal ein Böttcher, Namens Rudolph, welcher ein großes Vermögen zusammengeschaart hatte. Demungeachtet setzte er sein Handwerk immer fort und oft sah man ihn mitten unter seinen Gesellen arbeiten, denen er so ein Vorbild des emsigsten Fleißes war. Doch diese unausgesetzte Thätigkeit hatte bei ihm keinen andern Beweggrund, als das Verlangen, immer mehr zu erwerben und es, wie er sich ausdrückte, zu etwas zu bringen.

Rudolph war unersättlich habsüchtig, geizig und hart gegen die Armen.

Eines Tages, als er eben ein Faß vor der Thür seiner Werkstätte zu beendigen im Begriffe stand, kam eine Frau des Wegs daher gegangen, sie war noch jung, aber so bleich und abgefallen, daß man hätte glauben können, sie sei schon funfzig bis fünfundfunfzig Jahre alt. Ihre Füße waren wund von den spitzen Steinen der Straße, ihre Haut durch die heißen Strahlen der Sonne verbrannt, und vor Müdigkeit zitterte sie am ganzen Leibe.

„Mein guter Herr," sprach sie zu Rudolph, „habt Erbarmen mit mir armen Pilgerin; gebt mir nur ein Glas Wasser; ich bin so durstig."

„Fort, unten ist der Fluß," antwortete der Böttcher rauh. „Soll ich etwa meine Arbeit verlassen, um dem ersten besten Bettelweibe Erfrischung zu reichen?"

„Ach, Ihr braucht Euch ja nicht stören zu lassen; ruft blos einen von Euren Leuten herbei."

„Fort," rief Rudolph. „Wenn ich mich vertelten ließe, nur einem Landstreicher willfährig zu sein, so würd' es bald heißen: der Böttcher Rudolph gibt umsonst zu essen und zu trinken! und mein Haus würde dann bald einer Herberge ähnlich sein. Fort, geht Eures Wegs und laßt mich in Ruhe."

Digitized by Google

„Hartherziger Reicher,“ sagte die Fremde, indem sie einen Blick voll Unwillen auf Rudolph warf. „Ich danke dem Himmel, daß er mir die Fähigkeit gegeben, Wunder zu verrichten, um Dir anzuthun, was Du verdienst. Ich bedarf nur eines Zeichens, und Du windest Dich auf dem Boden in Gestalt einer Schlange, oder fliegst als Uhu durch die Lüfte. Aber ich wünsche, daß Deine Strafe Dir und Deinesgleichen von Nutzen sei und daß sie Dich zur Erkenntniß Deines Fehlers führt. Du hast mir einen Tropfen Wasser verweigert, wohlan, so verdamme ich Dich dazu, diese Tonne, die Du eben beendigt hast, bis zum Rand mit Wasser zu füllen.“

Bei diesen Worten verschwand die Unbekannte, ohne daß man sagen konnte, wohin? Rudolph hätte wohl gern die ihm auferlegte Buße unerfüllt gelassen; aber eine unwiderstehliche Macht nöthigte ihn dazu. Er nahm daher sein Faß auf seine Schultern und wandrete nach dem Rhein. Hier tauchte er sein Faß unter; aber wie erschrak und erstaunte er, als er es wieder herauszog und sah, daß es kein Wasser gefaßt habe. „Was soll das bedeuten?“ rief er, vor Verwunderung erbleichend. Zu wiederholten Malen tauchte er sein Faß in den Strom, doch die Wogen schäumten umher, ohne hinein zu fließen. In Verzweiflung kehrte Rudolph jetzt nach Hause zurück, nahm einiges Geld zu sich, und ohne seiner Frau etwas zu sagen, ohne von seinen Kindern Abschied zu nehmen, ging er nach einem Flusse suchen, wo es ihm möglich sein würde, Wasser zu schöpfen. Der arme böse Mann aber fand keinen. Unter den Wogen aller Bäche, Flüsse und Ströme blieb sein Faß immer leer und trocken.

Da wurde Rudolph tief ergriffen von dem Gefühl seines Unwerthes, und sich auf die Brust schlagend, rief er aus:

„Mein Gott, ich muß schwer gegen Dich gesündigt haben! Durch Thränen ohne Unterlaß will ich für die Leiden der Unglücklichen, denen zu helfen und beizustehen ich mich geweigert habe, büßen! Hab' ich auch oft ihr Flehen mit Härte und Erbarmungslosigkeit vergolten, sei Du nicht taub gegen das meinige, Gott im Himmel! Richte mich nach meinem zukünftigen Leben, nicht nach meinem vergangenen. Nimm mich in Gnaden an, und höre mein Gelübde: von diesem Augenblicke will ich erbarmungsvoll sein gegen Nothleidende!“

Als Rudolph so betete, vergoß er eine Thräne, eine einzige Thräne aufrichtiger Reue. Und kaum fiel diese Thräne in das Faß, so war es voll bis zum Rande.

Ein Fest im Jahr 1760.

Die meisten der berühmten Finanzminister des achtzehnten Jahrhunderts zeichneten sich durch ihren großartigen Aufwand und durch den freigebigen Schutz aus, welchen sie den Künstlern und Gelehrten angedeihen ließen, und in diesen Beziehungen standen sie den fürstlichen und hochadeligen Personen nicht nach, ja sie überstrahlten dieselben häufig. Besonders waren es die damaligen französischen Generalpächter, die außerordentliches Vermögen besaßen und ungeheuren Luxus entfalteten. Unter ihnen muß der Name Bouret in den ersten Reihen genannt werden, denn er hatte 1,200,000 Liv. Renten zu beziehen, was für jene Zeit unerhört ist. Sein Hôtel war ein Feenpalast und vereinigte Alles in sich, was damals Glänzendes und Kostbares vorhanden war. Die Phantasie der Architecten und der Decorateurs hatten gewetteifert und der Sieg war unentschieden geblieben. Die herrlichen Räume waren durch die feinste Gesellschaft würdig belebt, und die schönsten Frauen, die berühmtesten Schriftsteller und Künstler, die angesehensten Staatsmänner konnte man mehrmals in jeder Woche hier beisammen finden. Bouret war unerschöpflich in Erfindung von stets neuen Festen und neuen Genüssen, und Niemand konnte ihm seinen feinen Geschmack in dieser Beziehung streitig machen. In Paris und Versailles sprach Jedermann von diesen Festen, und da die Höflinge sie so sehr rühmten, so wurde Ludwig XV. begierig, einem solchen einmal beizuwohnen. Man kann sich leicht denken, daß der Wunsch des Herrschers für den Unterthan zum Befehl wurde und nicht unbeachtet blieb. Bouret erbat sich nur vierzehn Tage, um den Monarchen würdig empfangen zu können, und zwar im Pavillon Croix-Fontaine auf einer schönen Domaine unfern von Mantes.

An dem bestimmten Tage näherte sich der König in Begleitung seines ganzen Hofes. Durch die bereits eingebrochene Dämmerung wurden die Kommenden bald wunderbar überrascht. Sie befanden sich ganz gegen ihre Erwartung in einer öden Gegend und vor einem kleinen See, wo ein alter, bärtiger und rauher Fährmann als Charon sie erwartete, um sie überzusetzen. Man landete unter kahlen Felsen an einer geheimnißvollen und düstern Insel. Wesen von monstruöser Gestalt, schwebende Phantome und gespenstische Figuren schwankten wie Schatten unter den letzten Dämmerungsstrahlen dahin und führten groteske Tänze auf, während eine infernalische Musik und ein verworrenes Geheul und Getöse vernommen wurde. Die Höflinge flugten und schienen ängstlich, aber

Digitized by Google

der König schritt ruhig an den Spukgestalten vorüber, welche vor ihm zurückwichen und in Nebel und Dämmerung verschwanden. Plötzlich zertheilte sich der Dämmerungsschleier und ein Meer von Licht strahlte dem König und seinen Begleitern entgegen. Alles war wie durch Zauber umgewandelt, und sie traten in elysäische Gefilde, von Blumendüften umwogt, lieblich und reizend, voll Glanz und Herrlichkeit. Der Anblick war entzückend und sie glaubten sich wirklich in das Land der Seligen versetzt, oder auch in die reizenden Gärten der Armida; so war es, denn bald erschien Armida, strahlend von Schönheit und umgeben von ihren Nymphen. Die Einen ließen die herrlichsten Gesänge ertönen, während die Anderen kunstreiche Tänze aufführten. Armida selber hatte, um den König angenehm zu überraschen, die Gestalt und die Züge der Frau von Pompadour angenommen, und diese Ueberraschung verfehlte ihren Zweck nicht; denn der hohe Gast drückte seine volle Zufriedenheit in höchst schmeichelhaften Worten aus. Bald begann das glänzendste Fest, welches die reizende Armida gab, ganz in der Art, wie solches Tasso in seinem berühmten Heldengedicht beschrieben hat. Das Orchester bestand aus 130 Musikern, und alle berühmten Virtuosen, welche sich damals in Paris befanden, wirkten mit, indem sie die beliebtesten und neuesten Compositionen, welche zum Theil für diesen Zweck angefertigt worden waren, namentlich von Gluck und Sacchini, exerutirten.

Schon zwei Stunden hatte der königliche Gast sich an dem köstlichen Schauspiel und an dessen Pracht und Eleganz erzötzt, als Armida sich plötzlich erhob und mit ihrem Zauberstab an eine Pforte schlug, welche sich alsbald öffnete. Man erblickte nun einen kleinen See, und in dessen Mitte die magische Insel mit dem Pavillon, in dessen Mitte das Festmahl für den König in Bereitschaft stand. Die auserwähltesten Leckerbissen und feinsten Speisen der vier Welttheile und vier Jahreszeiten waren vereinigt, und die berühmtesten Köche hatten mit einander gewetteifert. Die jugendliche Hebe und der schöne Ganymed kredenzten die seltensten Weine, die in goldenen Pokalen dufteten, während Nymphen, Grazien und Amoretten das Göttermahl durch Gesang und Tanz verherrlichten und ein unsichtbares Orchester harmonische Klänge ertönen ließ. Tausende von buntfarbigen Kerzen verbreiteten eine das Tageslicht fast überstrahlende Helle. Unter Genüssen und Zerstreungen aller Art verging die Nacht und der Morgen begann zu dämmern, ehe die Gäste an denselben gedacht hatten. Die reizende Armida war Niemand anders gewesen, als Frau von Pompadour, und noch nie hatte sie dem König so sehr gefallen, als bei diesem Feste. Beim Abschiede sagte sie lächelnd zum Generalpächter: „Sie wissen, Herr Bourett, daß ich nach Frauenart immer sehr neugierig gewesen bin, und darum erlauben Sie mir die Frage, wie viel diese Nacht Sie wohl gekostet haben mag?" Bourett antwortete: „Nicht so viel, als mir die Gunst meines königlichen Herrn und die Ehre, ihn bei mir gesehen zu haben, werth sind.

Der Schneesturm in einer russischen Steppe.

Der Winter ist ein harter Mann
In seinem weißen Kleide.

Das weiß ein Jeder, besonders der Arme, der weder Holz, noch warme Kleidung, noch genügende Nahrung hat. Allein so arg er sich auch in unsern Gegenden zeigen mag, so ist er doch immer nur ein schwaches Abbild von dem in den nördlichen und östlichen Gegenden Rußlands:

Wo der Sturm der Winternacht
Nie bezwungne Herrn schlägt!

Man erinnere sich nur an die Expedition, welche der General Petrowski vor 4 Jahren von Orenburg nach Chiva führen sollte und von der, ob sie schon wol 15,000 Mann zählte, kaum der General zurück kam; man denke sich nur, daß einige Monate lang die mittlere Temperatur immer 20 und mehr Grad unter Null ist! Besonders ist in den Steppengegenden Rußlands aber der Schneesturm, ein Buran, wie er heißt, eine so furchtbare Erscheinung, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Die Wuth von dergleichen kann man nur dort kennen lernen; mögen sie aus Süden oder Norden, von unten oder oben kommen, so werden doch Menschen und Thiere meist ihre Beute. Kommt der Sturm von unten, so ist der Himmel heiter, aber der Sturm treibt den Schnee der Steppe empor; es bildet sich dieser zu dichten Wolken, daß kein Strahl des Mondes oder der Sonne zu sehen ist: vier und zwanzig Stunden lang tobt das Unwetter vielleicht in einem Zuge fort. Kommt er von oben, so scheint sich der ganze Himmel in Schnee aufgelöst zu haben; oft verbinden sich beide Arten und dann ist das Entsetzlichste: Niemand vermag ein Auge zu öffnen, und wenn er es vermag, doch nicht über drei Schritte weit zu sehen. Man kann dann oft mitten in einer Straße von Orenburg z. B. öfters nicht den Weg nach seinem

Digitized by Google

Hause finden, und Mancher wird auf dem Markte ohne Rettung ein Kind des Todes;

Hilf Himmel! o hilf! o welch ein Graus!
Kaum hundert Schritte noch in mein Haus!

Jetzt denke man sich nun vollends den Reisenden in der öden Steppe, wo überhaupt kaum die Spur einer Landstraße und Tagereisen weit kaum ein Dorf zu finden ist! Gewöhnlich bleibt nichts übrig, als sich flach unter den Schlitten hinzulegen und die Pferde anzubinden oder diese selbst gehen zu lassen, wie und wohin sie wollen; denn meistens jagen sie der nächsten Post-Station zu. Doch öfters wehrt auch die Heftigkeit des Sturmes dies Rettungsmittel; er treibt sie vor sich her, daß sie wüthend laufen, und dann wol in einen Abgrund stürzen. Solches Geschick haben öfters große Viehheerden; ein ganzes Dorf büßt bisweilen seinen Viehstand mit einem Male ein, und reiche Kirgiesen- oder Kalmucken- und Tatarenhorden kommen an den Bettelstab. 1827 traf solches Geschick eine Horde zwischen der Wolga und dem untern Uralfluß; es gingen durch den Orkan weit über 10,000 Kameele, über 280,000 Pferde, über 30,000 Rinder und mehr als eine Million Schafe zu Grunde, so daß man den Verlust auf 13½ Mill. R. B. berechnete *). Die Kinder und Enkel der so mit einem Male arm gewordenen Nomaden laufen in Orenburg zu Hunderten im Winter herum und bitten nur um Brod, oder es kommen ihre Eltern und flehen, daß sie die Armen kaufen sollen, damit sie, die Eltern und die Kinder, vor dem Hungertode gesichert werden. Gewöhnlich werden für einen solchen Knaben 6—12 Thlr., und für ein Mädchen kaum halb so viel gegeben, und wenn sie 25 Jahr alt sind, haben sie die Freiheit wieder, die ihnen freilich nicht die Armuth abnimmt! Ganze Schaaren Kinder durchziehen oft die Straßen Orenburgs mit ihrem Jammergeschrei, in Lumpen gehüllt bei so schrecklicher Kälte, die meist fünf Monate anhält!

Nordamerika und die Wilden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Es ist die Bestimmung aller wilden Völkerstämme, äußerte der englische Minister der Colonien, von der Civilisation allmälig aufgezehrt und von der Erde vertilgt zu werden. So sprach der edle Lord, als ihm ein aus Neuseeland zurückgekehrter Reisender (Dr. med. Ernst Dieffenbach aus Gießen), den die Naturforschung beschäftigt hatte, durch eine Deputation der naturforschenden Gesellschaft zu London vorgestellt wurde, und als der Wunsch geäußert worden war, daß die englische Regierung sich die Erhaltung und Veredlung des so kräftigen und schönen Menschenschlags von Neuseeland angelegen lassen sein möge.

Der englische Colonialminister hatte nur zu wahr gesprochen; sein Ausspruch hatte Vernunft und Erfahrung für sich und war durch unzweifelhafte Thatsachen der Geschichte der letzten Jahrhunderte vollkommen gerechtfertigt.

Die Wilden in ihrem Naturstande und unsteten Leben, welches nur der Jagd und der Fischerei gewidmet ist, können auf die Dauer neben einem ackerbautreibenden, an feste Wohnsitze gewöhnten Volke unmöglich bestehen und sich behaupten, wie dies die Geschichte der Vereinigten Staaten zu Genüge gelehrt hat. Je mehr die Colonisten gegen Westen vorrückten und die herrlichen Prairien der Herrschaft der Pflugschaar unterwarfen, desto mehr wurden die indianischen Völkerstämme von Sioux, der Winnebages, der Ojchibbewäs, der Schwarzfuß-Indianer ꝛc. ꝛc. nach den westlichen Gegenden zurückgedrängt, wo sie ihr armseliges Leben in gewohnter Weise fortsetzten, ohne von der Bewegung der in den Nordamerikanischen Freistaaten so rasch voranschreitenden Civilisation nur im Geringsten angeregt und ergriffen zu werden.

Unter diesen Umständen sind die wilden indianischen Völkerstämme, oder die Rothhäute, wie sie auch heißen, eine Last für die gewerbthätige ansässige Bevölkerung, welche sie gleichsam zu dem Wildstande zählt, der überall für den Ackerbau ein großes Uebel ist. Wirklich betrachtet der freie Amerikaner die rothen Leute nicht viel besser, als jagdbare Thiere und pflegt in vorkommenden Fällen mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit auf sie zu schießen.

Diese Stellung der wilden Indianerstämme, den Weißen gegenüber, ist auf die Dauer eine gänzlich unhaltbare und muß entweder in der Bezähmung der Wilden, d. h. in der Gewinnung für die Civilisation, oder in ihrer gänzlichen Ausrottung enden. Das Letztere scheint ihr unvermeidliches Loos zu sein, wie aus dem Gange der Ansiedelungen in Nordamerika klar hervorgeht. Ueberall sind sie vor dem Anbau des Landes zurückgewichen und haben nirgends das Beispiel der Weißen nachgeahmt, welches sie doch hätte lehren können, wie groß die gesellschaftlichen Vortheile sind, die der Ackerbau im Gefolge hat, wenn er mit Fleiß und Sachkenntniß betrieben wird

*) S. Dahl über den Buran; in der Petersburger Zeitung. März 1839, S. 302.

Digitized by Google

Aus diesem Grunde hat die Uebevölkerung von Nordamerika, die rothen Indianerstämme nämlich, nie sehr zahlreich werden können. Ohne Ackerbau ist ein Volk stets Entbehrungen und öfter auch dem Hunger bloßgestellt, der bekanntlich der größte Feind der Zunahme der Bevölkerung ist.

Der Hunger, dieser stete Verfolger der rothen Leute, ihre Kriege mit den Weißen, die durch Vertrag oder Gewalt herbeigeführte Verlegung ihrer Wohnsitze nach den westlicheren Gegenden, die Annahme schlechter Sitten von den Weißen, wohin hauptsächlich das Branntweintrinken zu zählen, und endlich die verheerenden Blattern haben unter der wilden Bevölkerung von Nordamerika große Verwüstungen angerichtet, so daß sie ihrem gänzlichen Untergange mit beschleunigten Schritten entgegen geht.

Im Jahre 1837 waren, amtlichen Berichten zufolge, die indianischen Völkerstämme schon so weit gegen Westen vorgerückt, daß sich bereits 332,000 Indianer jenseits des Mississippi befanden, diesseits aber, d. h. an der Ostseite dieses Stromes nicht mehr als 49,000 zurückgeblieben waren. In demselben Jahre (im Sommer 1837 brachen die Blattern unter ihnen mit verheerender Wuth aus und zeigten einen so bösartigen Charakter, daß die Erkrankten gewöhnlich schon in wenigen Stunden daran starben. Die schreckliche Seuche decimirte die indianische Bevölkerung in einem vorher nie erhörten Grade, so daß die Zahl der Opfer, welche sie kostete, auf nicht weniger als 60,000 angegeben wird.

Dies ist der heutige Zustand der Wilden an der Westgrenze von Nordamerika, nach langen fruchtlosen Kämpfen mit ihren weißen Nachbarn, welche nicht müde werden, ihre rothen Feinde von Jahr zu Jahr in engere Grenzen einzuschränken.

Die Hussiten vor Naumburg.

Eine historische Skizze von F. Schrader.

Es war im Sommer des verhängnißvollen Jahres 1432, als aus dem Schlosse Böhmens ein mächtiges Hussitencorps unter der Anführung des durch seine in Böhmen, Sachsen und dem Osterlande verübten Gräuelthaten furchtbar gewordenen Procopius sich Naumburg's Mauern näherte, um dasselbe mit dem genauesten Vorsatze zu belagern: in der Stadt keinen Stein auf einander zu lassen, selbst das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, sondern ein Blutbad anzurichten, das dem bei der Zerstörung Jerusalems gleichkommen sollte. Die Ursache dieses schauderhaften Vorsatzes war folgende: Eine Menge rechtlicher Katholiken in Böhmen fand es für ungerecht, daß der Priester das Brod und den Kelch in dem Abendmahle allein genießen und der Laie nichts, als das geweihte Brod und den nicht geweihten Kelch bekommen sollte, und verlangte deswegen mit dem Priester hierin gleiches Recht. Diese Beschwerde sollte auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz im Jahre 1415 ausgemacht werden, und jener berühmte Mann und Priester, Johannes Huß, deswegen von den böhmischen Katholiken, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen wünschten, Vollmacht, und zugleich auch von dem Kaiser freies Geleite. Es wurde aber dieses Geleite nicht gehalten, vielmehr Huß eingezogen und verbrannt. Zu der Verurtheilung soll besonders der bei jener Kirchenversammlung mit anwesende Naumburger Bischof, Namens Gerhard von Joch, das Meiste beigetragen haben.

Dies war es hauptsächlich, was die treuen Anhänger des durch den Flammentod umgekommenen Mannes empörte und ihre Gemüther mit der fürchterlichsten Rache erfüllte. Zu Tausenden rotteten sie sich zusammen und stürzten so auf den Flügeln des Sturmes Thüringens lachenden Gefilden zu, um durch Morden, Verheeren, Sengen und Brennen das Blut ihrer Rache zu kühlen.

Mittlerweile hatte jedoch Bischof Gerhard det zum Opfer ihrer Rache auserkorene Gegenstand, das Irdische gesegnet, und seine sterbliche Hülle umschloß schon seit mehreren Jahren das düstere Grab, welches die riesigen Mauern der Naumburgischen Domkirche umschattet*).

Unbekannt damit, drangen die barbarischen Feinde desselben dennoch unaufhaltsam vorwärts, bis die über die Mauern der Stadt emporragenden Thürme der Kirchen sie mahnten, Halt zu machen.

Angekommen daselbst, schlugen sie auf einem der schönsten südlich gelegenen Berge der Stadt ihr Lager auf. Von hier aus sandte Procopius, der Führer des Heeres, einen bejahrten Cantor aus seinem Gefolge an den Rath der Stadt Naumburg, und ließ ihm die Belagerung und den Untergang der Stadt verkündigen. Dieser war wie vom Donner gerührt bei dieser unerwarteten Nachricht und ließ in möglichster Eile die Bürger der Stadt zusammenrufen, um ihnen das die Stadt bedrohende Unglück mitzutheilen. Diese, ihr und der Ihr-

*) Bischof Gerhard von Joch, mit fast königlicher Pracht 1409 in der Domkirche zu Naumburg vom Erzbischof zu Magdeburg geweiht, starb 1422 und wurde nicht weit von dem Altare St. Johannes Baptista begraben. Sein Monument mit seinem Bildniß ist noch daselbst zu sehen.

Digitized by Google

rigen Leben in so großer Gefahr wissend, versuchten in der Angst ihres Herzens das ihnen drohende Unheil durch Geschenke von sich abzuwenden, und kauften zu diesem Zwecke einen werthvollen, hoffnungsfarbigen Smaragdring, fügten diesem noch die Summe von 20 Gülden bei, und sandten, mit diesen Geschenken beladen und begleitet mit den demuthsvollsten Worten, den Boten an den Heerführer zurück.

Doch schon nach Verlauf von einer Stunde wurden diese Geschenke von Procopius unter den fürchterlichsten Drohungen wieder zurückgeschickt. Dabei ließ er ihnen zu wissen thun: daß er, nur noch mehr aufgebracht über das hündische Benehmen der Bewohner, Jedem, der in seine Hände fallen würde, Hände und Füße mit stumpfen Instrumenten abschneiden, die Wunden mit Pulver bestreuen und so verharschen lassen wolle, damit er an den qualvollen Zuckungen sich weidlich ergötzen könne.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Napoleons Feldzugs-Equipage.) Als Napoleon im Jahre 1812 Rußland mit Krieg überzog, war seine Feldzugs-Equipage wie folgt zusammengesetzt: Eine leichte Equipage von 76 Pferden und eine Expeditions-Equipage von 160 Pferden. 240 Pferde waren zum Transport des schweren Gepäcks bestimmt. Außerdem bestand auch ein Depot von 24 Pferden. Die Gesammtzahl der Pferde war demnach 500 und die der Wagen 64. Der Oberstallmeister hatte 400,000 Francs zu seiner Verfügung, um den Unterhalt und die Ausbesserung des Fuhrwerkes und Geschirres zu bestreiten, außer 300,000 Francs für die Fütterung der Pferde ꝛc. Das gewöhnliche Budget des Marstalles belief sich auf 3 Millionen. Die Wagen des Kaisers waren in drei Classen abgetheilt. Zwei derselben blieben seinem Privatgebrauche vorbehalten; zwei Berlinen und nöthigenfalls noch vier Kaleschen dienten seinen Adjutanten, und andere drei Wagen standen zur Disposition des Staatssecretairs und des Cabinettes. Die Wagen, auf welchen sich die Papiere von Werth befanden, fuhren stets inmitten der alten Garde und standen unter der Obhut eines starken Detachements Grenadiere. Im Felde ritt Napoleon fast immer nur arabische Pferde, mit einem französischen, carmoisinrothen Sammetsattel. Der Piqueur, der ihm mit seinem Fernrohr folgte, mußte stets auch ein gebratenes Huhn, eine Flasche Bordeaux-Wein, Brod und einen Becher in seinen Halftern bei sich führen. Im Bivouac legte sich Napoleon fast niemals schlafen, obgleich stets ein Zelt für ihn aufgeschlagen wurde. Er pflegte der Ruhe dann in der Weise, daß er sich rittlings auf einen Stuhl setzte, und den Kopf auf dessen Lehne, mit untergelegten Armen ruhen ließ.

— In London gibt es eigentliche Erziehungsanstalten und Pflanzschulen für Diebe. Alte, ausgediente Gauner und Beutelschneider, die sich in Ruhe gesetzt haben, bilden aus Knaben eine Bande, denen sie Morgens und Abends Anleitung zum Stehlen geben. Diese müssen unter ihrer Aufsicht sich üben; der wechselseitige Unterricht ist eingeführt, und wer seine Sache am geschicktesten macht, erhält eine Belohnung vom Meister. Nachdem der würdige Zögling entlassen ist, beginnt er damit, Fleisch, Obst oder Brod wegzustipitzen. Allmählig wird er zuversichtlicher; er stiehlt nun Kurzwaaren, welche die Hehlerinnen in St. Giles ihm für einige Pfennige abnehmen, wofür er sich Leckereien kauft, oder in die kleinen Theater geht. Er findet gewöhnlich einen älteren Dieb, der ihn zum Gehülfen nimmt und ganz an sich kettet. Das bewirkt er auch dadurch, daß er dem Jungen gut zu essen und viel Punsch oder Branntwein zu trinken gibt, auch schafft er ihm ein „Bräutchen," mit welchem der, seinen Aeltern entlaufene Bube bei Tag und Nacht zusammen ist, und das ihn in alle Mysterien der Ausschweifung einweiht. Es ist entsetzlich, aber amtlich beglaubigt, daß bei Weitem die Mehrzahl der Knaben von 12 Jahren, die in Newgate eingesperrt sind, schon unzüchtigen Umgang mit Weibern gehabt haben. Sehr nachtheilig auf die Jugend der ärmeren Klassen wirken auch die alten Weiber, welche Naschwerk feil haben und die Kinder an sich locken, ihnen borgen und sie zu allerlei Nichtswürdigkeiten aufmuntern. Und wenn diese verderbten Kinder gefänglich eingezogen werden, so sperrt man sie in London mit den alten abgefeimten Taugenichtsen in denselben Kerker. Sind sie noch nicht ganz verdorben, so werden sie es nun für immer und ewig. Der Pariser Gamin ist nur erst ein leichtsinniger Lotterbube und der Besserung noch fähig, der Londoner Verbrecher von zwölf Jahren aber ist schon ein vollendeter Bösewicht, der alle Ausschweifungen der Sinnlichkeit bereits erschöpft hat, und jeder Besserung unfähig ist, weil seine Verstocktheit schon zu tief wurzelte.

— Im Münsterbergischen hat ein Dieb, weil er gestohlen, einen Orden bekommen. Er hat nämlich den Orden auch mit gestohlen.

— Eine grobe Betrügerei, deren Opfer der Bey von Tunis geworden, erregt in Paris eben so viel Indignation als Aufsehen. Man hatte dem Bey weiß gemacht, der Herzog von Aumale wollte ihm einen Besuch abstatten; wie es scheint, ging dieses Gerücht von italienischen Gaunern aus, die zu gleicher Zeit Anstalt getroffen hatten, dem Bey die nöthigen Gegenstände zum würdigen Empfang seines Gastes zu verkaufen. Es soll ihnen gelungen sein, ihm auf diese Weise für 325,000 Frs. an Luxusgegenständen anzuschwatzen.

— Als dem witzigen Saphir neulich, während einer Probe auf dem Theater zu ***, unter andern Mitgliedern der Bühne, auch der Souffleur vorgestellt wurde, ging er freudig auf diesen zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört!" „Von mir?!" erwiederte etwas verdutzt der sonst zungengewandte, doch eben nicht berühmte Mann. „Ja," entgegnete Saphir, „ich war gestern im Theater!"

— Nachstehendes Schreiben der Gräfin Barbara von Oettingen an ihren Vetter, Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, aus

Digitized by Google

dem Jahre 1608, ist vor Kurzem unter anderen alten Papieren auf dem Schlesse zu Oettingen-Spielberg vorgefunden worden Es lautet wörtlich wie folgt: „E. L. Schreiben vom 1. August ist mir den 2' dies behändigt worden, daraus ich vernommen, daß E. L. Her Vetter sich zu derselbigen Zeit nicht eigentlich resolviren hat können, wan S. L. wieder zu Rottenburg aufbrechen werde. Dieweil aber die Zeit als fort flüßt, bitt ich E. L. noch einmal ganz freundlich, wöllen mich nur so weit Vorher berichten, wann E. L. beyd kommen werden, daß man zuvor eine alte Kuh kann schlachten und ein althaches Brott im Hauß kann haben, da uns E. L. und auch mein H. Bruder oft so zeitlich zu wissen thun, daß wir oft kein Brott im Hauß haben u. s. w. . . . .

— Einen neuen Beitrag zur Abschreckungstheorie lieferte vor einigen Wochen in Stockholm eine öffentliche Hinrichtung. Unter der Menge, die von dem blutigen Schauspiel zurückkehrte, gingen auch ein Ladendiener und ein Zimmergeselle Arm in Arm. Da erhebt sich plötzlich ein Streit zwischen ihnen, der Zimmergeselle gibt seinem Begleiter eine Ohrfeige und dieser entreißt ihm die Art, die er in der Hand hält, und spaltet ihm damit den Kopf. Im Verhör erklärte er zu wiederholten Malen, er habe sich eine Genugthuung verschafft, wie sie ihm die Hinrichtung eingegeben, er habe sich auf dieselbe Weise rächen wollen, wie sich die Justiz an jenem Verbrecher gerächt. Sein früheres Leben ist untadelhaft und er hat nie Spuren von Wahnsinn gezeigt.

— Hirschberg, den 19. December. Zu Kupferberg ist das Verbrechen einer Leichenberaubung entdeckt worden. Der dasige Todtengräber, beschuldigt, Leichen im Grabe ihre letzte Hülle, Kleidung und Sarg, entwendet zu haben, befindet sich in gerichtlicher Haft und Untersuchung. Die Särge sollen durch einen Tischler, der ein kleines Sargmagazin hielt, immer wieder verkauft und aus den leinenen Hüllen Puppen und dergleichen gefertigt worden sein.

— In Preßburg haben vor Kurzem zwei Wasserbändiger großes Aufsehen erregt, indem sie, ohne einen Fuß naß zu machen, die Donau zu zwei verschiedenen Malen überschritten. Balchen Tönnes, ein Norweger, und Kyellberg Robert, ein Schwede, waren die Verwegenen, welche sicher und kühn — nicht wie weiland Petrus — auf dem Wasserspiegel promenirten. Einer von ihnen zog sogar einen mit dreizehn Personen beladenen Kahn hinter sich her, und nicht einmal der Dreizehnte ist bei dieser seltsamen Spazierfahrt verunglückt; das will viel sagen. — Das Gehen der Herren Tönnes und Robert auf dem Wasser gleicht beinahe einem Schleifen, und in der That haben sie sich auch zwei 4 Ellen lange Schlittschuhe, oder kleine hohle Blechkähne unter die Füße geschnallt, deren kleine Ruder sie mittelst zweier Schnürchen recht geschickt zu regieren verstehen. — Das wird ein Hallo geben unter den armen Auswanderern, wenn ihnen diese Reiseart bekannt wird. Vorwärts! Bald geht's zu Fuße nach Amerika. Glückliche Reise!

— In Amerika werden widerspenstige Sträflinge nicht mehr mit Prügeln bestraft, sondern mit — Wasser begossen, was bessere Wirkung thun soll als Peitschen- oder Stockhiebe. So eine kleine Wasserkur wäre wohl Manchem recht zuträglich.

— In eine Destillation zu Berlin trat vor Kurzem ein wohlgekleideter Mann und wandte sich an die Schenkerin mit folgenden Worten: J, Mamsellken! jeben Sie misch rasch mal een kleen Kümmelken, denn ick habe man nich lange Zeit, ick muß in den Mäßigkeitsverein.

(Das Schachspiel.) Das Schachspiel ist eines der merkwürdigsten Resultate menschlicher Geistesthätigkeit und erregt in doppelter Hinsicht unsere Bewunderung. Das Schachspiel ist nämlich die einzige Erfindung, die keiner Vervollkommnung mehr fähig. Sie sprang wie Pallas Athene fix und ferkig aus dem Haupte des Erfinders. Zu bewundern ist es aber auch, daß dieses Spiel, in welchem der König eine solche erbärmliche Rolle spielt, gerade im Orient erfunden worden. Die Königin ist die gewaltigste Figur und kann nach allen Seiten und von einem Ende bis zum andern gehen, während der König, von allen Seiten bedroht, nur einen einzigen Schritt wagen darf und sich meistens genöthigt sieht, im Winkel zu bleiben. Aber so gewaltig auch die Königin ist, so kann sie doch von einem Bauern geschlagen werden, wenn sie sich auf ein gefährliches Feld begibt, und ein Bauer, der seinen Vortheil zu benutzen weiß, kann sich sogar in eine Königin verwandeln. In diesem Spiel ist aber auch der König die einzige Figur, welche nicht geschlagen werden kann. Man will hier den König nur matt, aber nicht todt haben. Das überaus sinnreiche Spiel veranlaßt uns noch zu andern tiefern Reflexionen, die aber nur dem Kenner verständlich sind. Daß übrigens der Erfinder eine Symbolik in das Spiel hineingelegt, unterliegt keinem Zweifel.

(Briefmuster aus dem sechszehnten Jahrhundert.) Kaum war Michael von Kürnburg, Domherr zu Salzburg und Passau, zum Erzbischof von Salzburg ernannt, so bot er seinem Bruder, Hans von Küenburg zu Kürnegg, Pfleger zu Moßheim, einen der ersten Hofdienste an, und erließ hierüber an ihn folgendes, den Geist jener Zeit bezeichnendes, Schreiben:

Meinen Grueß zuvor,
lieber Bruder!

Das ich aus Gottes Gnaden, Erzbischove zue Salzburg worden bin wird dir woll bekannt seyn, und weil ich einen Haushofmaister brauch so magst du mein Haushofmaister werden, womit ich dich sammt mich der göttlichen Vorsicht befelche.

Dein Bruder
Michl, Erzbischove.

Ritter Hans von Küenburg antwortete dem Erzbischof in einem echt brüderlichen Tone:

Meinen Grueß zuvor,

Hochwürdiger Her Bruder das du aus Gottes Gnaden Erzbischov zu Salzburg geworden bist, ist mir wohl bekannt, regier Land und Leit woll, daß du es dir beim strengen Gericht Gottes zu verantworten traust, ich bleib Pfleger zu Moßheim, und du magst dir um einen andern Haushofmaistr schauge, womit ich dich sammt mich der göttlichen Vorsicht befilchr.

Hans von Küenburg.*)

*) Aus der Registratur des ehemaligen Pfleggerichts Moßheim.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zum Ausgehen trägt man allgemein Pelzmanschetten; sie sind stets von Marder oder Hermelin. Auch in diesem Winter stehen die Phantasie-Armbänder von Gold sehr in Gunst, ihre Form ist unendlich verschieden. Die Mode der alten Schmucksachen greift immer weiter um sich; Armbänder, Nadeln, Uhren, alles folgt dieser Mode.

Die Salons sind mit den neuesten und reichsten Toiletten gefüllt und es wird dem Beobachter unmöglich, sie alle zu beschreiben; er muß sich nur an die hervorstechendsten halten. Zu diesen rechnen wir ein Kleid von schwarzem Sammet, das an jeder Seite auf einem Blatte von Atlas offen war und auf dem Sammete als Revers eine glatt aufgesetzte Spitze hatte. Ein anderes Kleid war von Pekin mit breiten Atlasstreifen in ganz neuer Form. Es hatte zwei Röcke und der zweite kürzere fünf Oeffnungen, die mit Schnuren und Trodeln garnirt waren. Dieselbe Ausputz befand sich an der Berthe und an den Aermeln. Dieser rund herum offene Rock erinnerte einigermaßen an die spanische Basquina. Die Creppkleider haben meist zwei und selbst drei Röcke; eins dieser Kleider mit zwei Röcken gefiel uns vorzugsweise; der zweite, offene und runde Rock war an jeder Seite durch Gazebandschleifen aufgenommen, die nach der Taille zu immer kleiner wurden. Als Concertkleid bemerkten wir ein Kleid von nacaratfarbigem Sammet, das auf schürzenartigem weißem Atlas sehr reich mit glatt aufgesetzten Spitzen garnirt war. Als Kleid zum Ausgehen bewunderten wir ein Kleid von satinirtem Pekin mit einer hübschen schürzenartigen Besetzung von Posamentirarbeit, das an beiden Seiten offen und da mit gefälteltem Bande garnirt war.

Die wallachischen Mäntel, ein Mittelding zwischen Mantel, Pelerine und Langshawl haben in letzter Zeit durch die Verbrämung mit Pelz an Eleganz sehr gewonnen. Die von schwarzem Sammet sind meist mit weißem Atlas gefüttert und mit Hermelin oder Grauwerk verbrämt, die von Cashemir dagegen mit Spitzen besetzt. Ein rund herum laufender doppelter Sammetstreifen kann ebenfalls als eleganter Ausputz dieser Mäntel gelten.

Man sieht viele kleinschirmige Hütchen mit geknüpften Marabouts und Federn, auch kleine Herrnhütchen von Sammet, sehr weit nach vorne gesetzt, von wo aus eine lange Feder über die Schulter herabfällt. Dies ist eine ganz neue Erfindung. Wir sahen folgende Kleider: Zwei Roben von rosa Atlas, rings herum mit einem Bouillon gleichfalls von rosa Gaze. Eine Robe von kirschrothem Sammet, an den Seiten offen, mit Posamentirarbeit von Silber und eine hohe Berthe von Silberspitze. Eine Robe von dunkelgrünem Sammet, mit einem Volant von Guipure, welcher in einer Höhe von 60 Centimetres glatt aufgesetzt ist. Drei Kleider von weißem Tarlatan, aufgenommen mit drei weißen Rosenkränzen ohne Blätterwerk, eben so auf dem Leibchen. Rosa Gazekleider mit drei kleinen Blondenschäepen, welche vom Gürtel ausgingen und unten am Rocke mit Blumenbüscheln befestigt waren. Die Haare umhüllt mit einer größeren Schärpe, welche von beiden Seiten unter einer Guirlande herabfiel. Eine Robe von citronengelbem Lappas mit zwei hohen Volants von englischer Spitze, das Leibchen glatt und mit Schneppe, die Nähte mit Diamanten bezeichnet. Man macht viele drapirte Kleider, zum Tanz kurz, außerdem sehr lang, im allgemeinen weniger ausgeschnitten, als früher.

Herren-Mode. Eine neue Art Hauröcke von rothem Sammet unterscheidet sich von dem bisher gesehenen dadurch, daß sie vorn gerade wie ein Sack-Palletot und auf der Brust, an den Taschen und an andern Theilen bunt besetzt und rund herum mit einer bunten kleinen Franse garnirt sind. Die Gürtelschnur ist von Gold und rother Seide. Eine neue Rock-Façon zeichnet sich durch sehr breiten Kragen, sehr breite Revers und lange Taille aus; der Rock reicht bis etwas über die Knie; die Aermel sind eng und kurz. Hierzu passen halbanliegende Beinkleider von dem jetzt beliebtesten Stoffe mit kleinen schottischen Carreaux und eine Weste von Atlas und gerade geschnitten. Hinsichtlich der Westen herrscht jetzt vorzüglicher Luxus. Anzug: Frack mit breitem Kragen, breiten Revers, die sich bis zum letzten Knopfe unten umschlagen, engen kurzen Aermeln und breiten Schößen; bunte Cravate; Weste mit Stehkragen; schwarze, ziemlich lange Beinkleider; durchbrochene Strümpfe und Schuhe mit Goldschnällchen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Ballfrack mit breitem Kragen und bis unten herab überschlagenden Revers. Schöße breit. Beinkleider halbeng, unten anliegend. No. 2. Kleinschirmiges Hütchen mit Federn. Rosaatlaskleid an der Seite durch eine Quaste aufgenommen. Ganz kurze Aermel mit kleineren Quasten. No. 3. Häubchen mit Blumen. Kleid zu beiden Seiten vorne umgeschlagen und mit Bandschleifen ausgeputzt. Darunter ein Spitzenkleid.

Nicht zu übersehen!

Die Wohllöblichen Postämter, Buchhandlungen und ein Geehrtes Publikum erlaube ich mir andurch in Kenntniß zu setzen, daß sich von dato ab die Auflage meiner **Modenzeitung** vergriffen hat; indeß habe ich die Einrichtung getroffen, daß noch ein Abonnement von No. 7 an, also

auf das halbe Quartal

(7 Nummern) zu dem Preis von 9 Neugroschen stattfindet, und bitte ich davon gefälligst Notiz zu nehmen.

N. Büchner, Herausgeber.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Hussiten vor Naumburg.

Eine historische Skizze von F. Schrader.

(Beschluß.)

Unter solchen Umständen, immerwährend zwischen Angst und Furcht schwebend, ermannte sich ein treuer Bürger und Familienvater, Namens Wolff, und sprach zum Rathe: „Edle Herren! Wenn Worte und Geschenke nichts vermögen, so hilft mein Kopf!" Nach diesen Worten eilte er hinaus in das Lager der Barbaren, um für Naumburg und seine Bewohner Gnade und Erbarmen zu erflehen, oder nie wieder zurückzukehren. Im Angesichte des Feldherrn stürzte er nieder auf seine Knie und bat mit den flehendlichsten Worten, die kaum eine menschliche Zunge hervorgebracht haben mag, um Gnade und Verschonung der Stadt. Doch vergebens. „Noch einen Tag," sprach Procopius, „will ich Euch Frist gönnen, auf daß Ihr Euch würdig als Schlachtopfer vorbereiten könnet, und damit Basta!"

Trostlos kehrte er, besorgt um sein und seiner Mitbürger Leben, zurück und brachte den schattenähnlichen Bewohnern, die längst schon seiner warteten, diese unglückliche Botschaft.

Da erhob der biedere und für jene Zeit kluge Bürgermeister Hildebrand, welcher von seinen Stadtkindern väterlich geliebt wurde, seine Stimme und sprach: „Geliebte Bürger und Bürgerinnen! Da uns einmal, wie es scheint, das Schicksal bestimmt hat, unser Leben unter den mörderischen Werkzeugen nichtswürdiger Barbaren auszuhauchen, so will ich Euch noch einen Vorschlag thun, er ist vielleicht noch das einzige Mittel, uns aus den Klauen der Mörder zu retten. Höret an! wie wäre es, wenn wir sämmtliche Kinder der Stadt, mit Kleidern der Trauer angethan und geführt von den Lehrern und Geistlichen, hinaussendeten in das Lager unserer Feinde, vor ihnen auf die Knie stürzten und nochmals um Gnade und Verschonung der Stadt flehten. Sollte dieser einem Leichenzuge ähnliche, schauerliche Anblick von sechshundert unschuldsvollen Kindern nicht im Stande sein, das eisenfeste Herz des Procopius zu erweichen und zu Thränen des Mitleids zu rühren? Gewiß, er wird uns erhören, um so eher, da der Gegenstand seines unerbittlichen Hasses nicht mehr in unserer Mitte weilt!"

Diese Worte waren Balsam für die mit Todesangst kämpfenden Herzen, und Alle, außer den Frauen, nickten ihm vertrauensvoll ihren Beifall zu. Doch auch die Mütter suchte man zu überreden und willfährig zu machen,

Digitized by Google

daß ſie bei der dringenden Gefahr die Kinder nicht zurückhalten oder abſchrecken möchten von dem Zuge. Und als ſie ſich's überlegt und ihre Zuſtimmung ertheilt hatten, da eilten Alle, weil die Dämmerung des Abends ſchon hereinbrach, in ihre Wohnungen zurück, um die dazu paſſenden Kleider zu bereiten, die ſie die Kleider des Todes nannten.

Unter Weinen, Seufzen und Beten wurde die darauf folgende Nacht ſchlaflos verbracht. Die Kinder aber wurden mit dem Auswendiglernen religiöſer Lieder beſchäftigt, welche von ihnen auf dem Hingange zum Tode geſungen werden ſollten.

Da brach unter ängſtlichem Harren über die Dinge, die da kommen ſollten, der Morgen des erwartungsvollen Tages herein, des Tages, welcher über Tod oder Leben, Rettung oder Verderben entſcheiden ſollte. Die ganze Jugend, welche das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, ſtrömte dem Tempel des Herrn zu, um das heilige Abendmahl zu empfangen, und von Gott die Erhaltung ihres und ihrer Eltern Leben und die Rettung ihrer Vaterſtadt zu erflehen. Nachdem die heilige Handlung verrichtet, ſtellten ſich die Kinder — deren ſonſt roſige Wangen heute mit Leichenblüſſe bedeckt waren — je Paar und Paar zuſammen, und eefaßten ihre Hände ſo krampfhaft feſt unter einander, als ob eins des andern Leben bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollte. Jetzt vertheilte man noch Citronen und Rosmarinſtengel unter die Lieben, und fort wankten ſie, gleich einem Leichenzuge, dem ungewiſſen Ziele entgegen, um entweder den Ausſpruch des Lebens, oder das Urtheil des Todes zu empfangen.

Die Knaben, den aus jugendlichen Schlachtopfern gebildeten Zug eröffnend, angeführt von dem Rathe der Stadt und begleitet von den Lehrern und Geiſtlichen ihrer Schulen, erreichten unter Abſingen von troſtreichen Liedern zuerſt das Lager der Krieger. Als ſie des Huſſiten-Generals, welcher vor einem prachtvollen Zelte verweilte, anſichtig wurden, warfen ſie ſich wie auf Kommandoruf nieder auf die Erde, und riefen laut, wie aus einem Munde: „Gnade! Gnade und Barmherzigkeit erflehen wir für uns und unſere Stadt!" Dieſe Worte ſchallten ſchauerlich an das Ohr des Procopius und der Anblick einer Schaar unſchuldiger Geſchöpfe in Trauerkleidern ſchien nicht ganz ohne Eindruck auf ſein Herz geblieben zu ſein.

Umringt von der Schaar ſeiner Krieger, ſtand er da, der Mann der Furcht, ſeine Hand auf ſein Schwert geſtützt, traurig und in Gedanken verſunken, bis ihn der wiederholte Gnadenruf der Menge in ſeinen Betrachtungen ſtörte. Wie aus einem fürchterlichen Traume aufgeſchreckt, ſchweifte ſein kriegeriſcher Blick über die in einem Halbkreis um ihn auf den Knien liegenden Kinder hinweg, bei deſſen Anblick ſein Gemüth abermals mächtig erſchüttert werden mußte. Denn augenblicklich wurden Spuren von Veränderung in ſeinen Zügen ſichtbar; ſein ſtarres Antlitz klärte ſich auf, wie das eines Engels, und die düſteren Falten, welche bisher wie trübe Wolken ſeine hochgewölbte Stirn umlagert hatten, verſchwanden, wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne. Ein Strom von Thränen rann über ſeine von der Sonne gebräunten Wangen herab, und ſanftes Lächeln bewegte ſeinen mit einem ſchwarzen Barte umkreiſelten Mund.

Immer verſuchte er ihn zu öffnen, um vielleicht das Wort: „Gnade!" erſchallen zu laſſen, aber immer wieder erſtickten Thränen ſeine Stimme, bis er ſich endlich ermannte und ſeinem bedrängten Herzen durch einen tiefen Seufzer Luft machte. Da löſte ſich endlich das Band ſeiner bisher gefeſſelt geweſenen Zunge, und er ſprach: „Als Mann, als racheſchnaubender Krieger mit dem unerſchütterlichen Vorſatze, unſern durch den martervollen Flammentod dahin geopferten Freund auf das Grauſamſte zu rächen, zog ich zu Euch, aber mit dem Herzen eines furchtſamen Kindes kehre ich nach meiner Heimath zurück; denn wiſſet, der Anblick dieſer flehenden Kinderſchaar hat meinen Vorſatz beſiegt und mich zu kriegeriſchen Thaten gegen Euch unfähig gemacht. Deshalb ziehet hin in Frieden und laßt Euch dieſen Tag, an welchem Ihr Procopius beſiegtet, deſſen Racheſchwert auf ſeinem Zuge Städte und Dörfer verwüſtete, in Zukunft unvergeßlich ſein. Ihr, Eure Stadt und Alle, die darin wohnen, haben Gnade gefunden vor mir, dem Führer der Huſſiten, und das Schwert an meiner Seite ſoll Euch ſchützen, daß nicht ein Haar auf Eurem Haupte Euch gekrümmt werde!" Bei dieſen Worten ſtürzte er auf ein ihm nahe ſtehendes Mädchen (von der Chronik Jungfer Niednerin, als ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, genannt), zog es an ſeine Bruſt und bedeckte ihren Mund mit den glühendſten Küſſen.

Da erhob ſich ein unzufriedenes Gemurmel unter den ihn umgebenden Kriegern, und einzelne Stimmen ſchrieen: „Schande dem fluchwürdigen Biſchof Gerhard von Joch! Tod und Verderben Naumburgs Stadt!" Denn ſie waren Willens, die Gebeine des Erſteren dem Innern der Erde zu entreißen, und durch die Gluth des Feuers in Aſche zu verwandeln. Doch ein einziges Wort, mit dem Flammenblick von Procopius begleitet, reichte hin, das Murren der Krieger verſtummen zu machen.

Verwunderung und Freude über dieſe merkwürdige

Digitized by Google

Scene strahlte aus den Augen aller Anwesenden, und wie durch einen Zauberspruch schienen Trübsinn nnd Traurigkeit verschwunden zu sein. — Procopius wies nun den Kindern in der Nähe liegende, mit den schönsten Zuckerschoten bepflanzte Aecker an, und Bäume, belastet mit trefflichen Kirschen, um die ausgestandene Todesangst im Genusse dieser labenden Früchte gänzlich zu vergessen.

Während dieses Vorganges waren auch die Mütter, eingehüllt in weiße Tücher, auf einen Platz vor das Jakobsthor hinausgeeilt, von wo aus sie das Lager der Hussiten deutlich überschauen konnten. Hier warfen sie sich auf die Knie, beugten ihre Häupter zur Erde und flehten mit den brünstigsten Gebeten den Allmächtigen zur Rettung und Erhaltung ihrer Kinder an.

Und siehe da, der Allmächtige hatte ihr heißes Flehen erhört! — Bepackt mit Kirschen und Schoten kehrte die Kinderschaar freudetrunkenen Blickes unter dem Rufe: Heisa! Victoria! zurück, und eilten an die Herzen ihrer geliebten Eltern, welche wünschten, daß niemals ein ähnliches Ereigniß weder sie, noch ihre Nachkommen wieder heimsuchen möchte.

Von diesem Tage an erhielt jener Ort, wo die Mütter für das Glück ihrer Kinder gebetet und den die Thränen von beinahe achthundert Frauen benetzt hatten, den Namen „Frauenplatz." Er besteht heutiges Tages noch und keine Pflugschaar durfte von jener Zeit an sein ihm von der Natur verliehenes grünes Kleid verletzen; er wurde vielmehr später mit Linden bepflanzt, deren weit ausgebreitete grüne Lauddächer den Rasenteppich gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützt. Und

Gesetzt ward nun beim Rathe fest:
Für alle künft'ge Zeiten
An diesem Tag ein großes Fest
Den Kindern zu bereiten,
Mit Herzens Dank, Gebet und Fleh'n,
Das Alles wieder zu begeh'n,
Wie damals es gewesen.

Seitdem wird nun jedes Jahr, wenn die Sensen und Sicheln der Schnitter und Schnitterinnen im höchsten Glanze der Sonne blitzen, das Angedenken an die Errettung der Stadt durch die Kinder festlich begangen.

In den ersten Zeiten, nachdem jenes Ereigniß sich zugetragen, wurden jedesmal im zurückkehrenden Frühjahre die von Procopius den Kindern angewiesenen Aecker mit Erbsen besäet, und auch die in der Nähe gepflanzten Kirschbäume zu diesem Zwecke sorglich gepflegt, um den Kindern in diesen Tagen das Andenken an jene Begebenheiten durch ein Fest in's Gedächtniß zurückzurufen. Vieles hat sich aber im Laufe der Zeit geändert; denn die Kinder können weder Kirschen, noch Schoten mehr pflücken, nur Geld ist das Losungswort des jetzigen Festes.

In Folge eines Brandunglücks am Petri-Pauli-tage des Jahres 1714, welches Naumburg durch die Explosion des Pulverthurmes zum Theil verwüstete, wurden auch die auf dem Rathhause niedergelegten Urkunden — die Errettung dieser Stadt durch die Kinder betreffend — ein Raub der Flammen. Nun erwähnen zwar alle Chroniken aus jener Zeit dieses Ereigniß, allein in Bezug darauf wird die Glaubwürdigkeit in Zweifel gestellt, ja mehrfach ist schon gegen die historische Grundlage jenes Festes angekämpft und behauptet worden, daß die Hussiten unter Procopius niemals bis nach Thüringen vorgedrungen wären, weshalb er auch Naumburg nicht habe belagern und mit Verwüstung bedrohen können. Glücklicherweise aber gibt es noch bis auf den heutigen Tag authentische Quellen, aus denen man die Wahrheit dieser Thatsache nicht in Zweifel stellen, sondern jede irrige Behauptung auf das Bestimmteste widerlegen kann. So mußte vor einiger Zeit in dem nahe bei Naumburg gelegenen Dorfe Flemmingen eines nöthig gewordenen Kirchenthurmbaues wegen der Knopf heruntergenommen werden, weil sich die schlanke Thurmspitze von seiner Last gebogen hatte. Seltsamer Weise fand man in ihm ein von der Zeit vergilbtes Pergament, auf welchem der ganze Hergang jener Begebenheit von dem damaligen Geistlichen des Ortes niedergeschrieben und in den Thurmknopf des Ortes mit einigen böhmischen Münzen niedergelegt worden war. Irren wir nicht, so wurde dieses Document nach seiner Auffindung auch auszugsweise im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" mitgetheilt, und dies ist doch wohl ein triftiger Beweis, daß Naumburg von den Hussiten wirklich belagert worden ist. Wie sollte sich auch ein Fest Jahrhunderte lang erhalten können, wenn keine historische Grundlage vorhanden wäre?

Ja, so lange Trümmern noch von Naumburg sind zu seh'n,
Wird dieses schöne Fest nie untergeh'n!

Das theuere Andenken.

Am 11. dieses Monats, bei dem Hinausgehen aus dem Théâtre italien, bemerkte die Frau Baronesse von B., daß sie ein Armband verloren habe. Alle Nachforschungen deshalb waren fruchtlos, das Armband fand sich nicht. Die Baronesse ist eine sehr schöne Frau, welche in der vornehmen Welt ein bedeutendes Aufsehen erregt; es hat sich gewissermaßen um sie ein Hof gebildet, und

Digitized by Google

sie zählt unter ihre feurigsten Anbeter den Herrn von S., der durch seine Gestalt, seine Tournure und sein Benehmen für die unglückliche Liebe bestimmt scheint. Es gibt in Paris keinen jungen Mann, den man hinsichtlich der Sentimentalität mit ihm vergleichen könnte. Er ist empfindsam von dem Scheitel bis zur Zehe. Werther allein würde ihn begriffen haben — Werther aber ist aus der Mode gekommen.

Herr von S. hatte der schönen Baronin in ihrer Loge einen Besuch abgestattet — er war ihr beim Hinausgehen gefolgt. Er hatte ebenfalls das Armband gesucht, doch aber dabei eine gewisse Verlegenheit geäußert. Als er kurze Zeit darauf der Baronin einen Besuch abstattete und das Gespräch auf das verlorne Armband kam, sprachen seine Augen so beredt, daß die Baronin leicht seine Gedanken errieth.

„Sie haben es gefunden, gestehen Sie es nur," sprach sie.

„Ich war der Glückliche," antwortete schmachtend Herr von S.

„Oh, so geben Sie es mir schnell; wie verlangt mir darnach, es wieder zu haben!"

„Es soll mich nie und nimmermehr wieder verlassen," versetzte der verliebte Herr von S. im schmelzendsten Tone. —

Anfangs glaubte die schöne Frau, er scherze; bald aber überzeugte sie der ihr eigenthümliche Scharfsinn, daß er im Ernste rede; nun bat sie dringender, ernster und mit großer Bestimmtheit, vergebens; der junge Schwärmer erklärte unumwunden, daß er sich nie von einem Gegenstande trennen würde, den sein Idol besessen habe. Nach einer langen süßen Tirade entfernte sich endlich der Empfindsame und trug den Schatz mit sich hinweg, den der Zufall ihm in die Hände geliefert hatte.

Werther der Zweite bedurfte einer Lehre und sie wurde ihm auch. Am folgenden Morgen erschien ein stattlicher Herr in der Wohnung des Herrn von S. Es war der Baron von B. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen erklärte er, wie seine Gattin ihm die Geschichte mit dem Armbande mitgetheilt habe.

„Und da kommen Sie ohne Zweifel, Rechenschaft von mir zu fordern, mein Herr," sprach der Empfindsame mit kaltem Blute, „Sie sehen mich bereit."

„Ich komme nur, um das Armband zu fordern," versetzte ruhig der Baron. „Ich weiß bereits, wie Sie sich über die Zurückgabe desselben geäußert haben. Meine gute Frau scheint Sie indeß davon nicht in Kenntniß gesetzt zu haben, daß das Armband 6000 Francs kostet. Ich muß das am Besten wissen, denn ich habe es bezahlt. Nun werden Sie mir gewiß zugeben, daß der Werth dieser Gabe die Grenzen überschreitet, die man dem Gefühl einräumt. — Ich meinerseits sehe jedoch ein, daß es grausam wäre, Sie Ihres Schatzes zu berauben, und da stelle ich Ihnen denn die Wahl, sich unter Gegenständen, welche meine Gattin ebenfalls getragen, etwas auszusuchen. Sehen Sie hier ein halbverwelktes Bouquet, ein Taschentuch, einen Fächer, wählen Sie eins von den Dreien, und Ihre Delicatesse wird durch den geringen Werth derselben gewiß zufrieden gestellt sein."

Nie noch wurde die allzugroße Empfindsamkeit ärger persiflirt. Herr von S. händigte dem Gemahl seiner Angebeteten sogleich das Armband ein, und zog es bald darauf vor, die Seinestadt zu verlassen, um nach Italien zu reisen, auf Aneathen der Aerzte, welche den Aufenthalt in Italien für seinen schwächlichen Gesundheitszustand zuträglich erachteten.

Weshalb wurde Algier von Frankreich erobert?

Der eigentliche, d. h. der ursprüngliche Grund dieser wichtigen Eroberung Frankreichs dürfte wohl nur Wenigen bekannt sein, weshalb wir ihn hier erzählen wollen.

Einst, zwar schon vor langer Zeit, denn es war unter der Regierung Napoleons, hatte der Bey von Tunis in seinem Haeem eine Favorite, der er einen schönen und reichen Sarmah schenken wollte, wie noch keine Frau eines Bey einen gesehen hatte. Der Saemah ist eine Art länglichen Kopfputzes aus Gold, Silber oder Kupfer und in Filigran gearbeitet.

Der Bey wendete sich, um den Sarmah so schön und reich zu erhalten, als er ihn verlangte, an einen Juden in Algier, und dieser übernahm den Auftrag. Da er sich aber das Talent zu der kunstvollen Arbeit nicht zutraute, wendete er sich an einen Kunstgenossen in Paris und dieser übertrug die Arbeit wieder einem Goldschmied in Versailles. Dieser Letztere fertigte den Schmuck für 12,000 Francs an. Dieser Saemah vom feinsten Golde auf das Künstlichste in durchbrochener Arbeit ausgeführt und mit Edelsteinen besetzt, kam endlich nach Algier, von wo er für den Preis von 30,000 Francs nach Tunis expedirt wurde. Der Bey fand ihn sehr schön, auch den Preis nicht zu hoch, allein da er in seinen

Digitized by Google

Finanzen eben genirt war, traf er ein Abkommen mit dem Juden in Algier, übergab ihm eine Quantität Korn und die Erlaubniß, eine andere Quantität ohne Zahlung der gewöhnlichen Abgabe ausführen zu dürfen. Um eben diese Zeit herrschte Kornmangel an den Küsten der Provence, ja sogar eine halbe Hungersnoth. Der Jude verkaufte daher sein Korn an die Lieferanten der französischen Armee und wußte so gut zu speculiren, daß er für mehr als eine Million Francs Gläubiger der französischen Regierung wurde.

Bis hierher hatte er wahrlich mit dem Bey von Tunis einen glänzenden Handel gemacht; aber das Glück verließ ihn; die Restauration trat in Frankreich ein, und seine Forderung wurde nicht anerkannt. Ausdauernd, wie alle Juden sind, gelang es ihm indeß, den Dey von Algier für seine Forderung zu interessiren. Auf dessen Vermittelung wurden dem französischen Generalconsul in Algier, Hrn. Deval, die energischsten Vorstellungen gemacht. Dieser Letztere verfaßte an seine Regierung darüber zu berichten, und die erhaltene Antwort so bald als möglich bekannt zu geben.

Im Jahre 1829, bei Gelegenheit der Feier des Ramadan oder Beiram, wurden alle in Algier residirenden Consule zu der Ehre gelassen, ihre Huldigungen dem Dey darzubringen, welcher bei dieser Gelegenheit Hrn. Deval um die versprochene Antwort fragte, und sich über die Langsamkeit Carls X. in der Ordnung dieser Angelegenheit seines Unterthanen beschwerte.

Der Consul machte einige Einwendungen über die zudringliche und unpassende Forderung des Juden. Er bediente sich keines Dolmetschers, und so mag es denn gekommen sein, daß er aus Unkenntniß des genauen Werthes der arabischen Wörter sich einiger unehrerbietigen Ausdrücke bediente; vielleicht reizte auch die von ihm mitgetheilte Entscheidung der französischen Minister den Zorn des Dey, genug — dieser versetzte dem Generalconsul einen Schlag mit dem Fächer. Diese Beschimpfung forderte eine auffallende Genugthuung, und so improvisirte denn die französische Regierung die Expedition gegen Algier.

Am 5. Juli 1830 wehete die französische Fahne von der Kasabah herab. — Die Ehre Frankreichs war gerächt, die Seeräuberei im Mittelmeere vernichtet.

Was aus der Forderung des Juden geworden ist, vermögen wir nicht zu sagen, und eben so wenig wissen wir etwas von dem Schicksal des schönen Sarmah, der als die eigentliche Veranlassung zu der Eroberung Algiers betrachtet werden kann.

Der letzte Bei von Constantine.

Achmed Bei, der Bei von Constantine war, als diese Stadt von den Franzosen erobert wurde, gehört zu den grausamsten Menschen, welche jemals gelebt haben. Der französische Schriftsteller Felix Mornand hat kürzlich eine Lebensbeschreibung desselben geliefert und grünenerregende Thatsachen darin mitgetheilt. Seine erste Frau, die er wegen einer jungen Negerin vernachlässigte, ertrat er, weil sie ihn einst aus Eifersucht den „Mann einer Schwarzen" nannte. Seine eigene Mutter mißhandelte er dermaßen, daß sie an den Folgen davon beinahe gestorben wäre. Drei Negerinnen in seinem Harem wurden einst bei ihm verklagt, sie hätten gewünscht, er möge sterben, damit sie ihre Freiheit erhielten. Er ließ sie sofort gebunden vor sich bringen, zog den Säbel und hieb alle drei mit eigener Hand buchstäblich in Stücke. Er wußte so gut, daß er allgemein verhaßt sei, daß nie zwei seiner Frauen heimlich mit einander sprechen durften, weil er glaubte, sie sprächen Böses von ihm. Gehorchten sie nicht auf der Stelle und trennten sich, so ließ er ihnen die Zunge ausreißen. Später durften seine Frauen, die sich auf 200 beliefen, gar nicht zusammenkommen, wenn er nicht selbst zugegen war. Abends berief er sie gewöhnlich sämmtlich in den Garten an seinem Palaste zusammen, und sie mußten dann sich bemühen, ihn, vor dem sie sich alle fürchteten, aufzuheitern. Er lachte auch bisweilen und tändelte mit ihnen, etwa wie eine Katze, die eine Zeit lang mit einem gefangenen Mäuschen spielt. Diejenigen, welchen er seine Gunst zuwendete, überhäufte er mit den reichsten und kostbarsten Geschenken, aber sie waren nicht glücklicher als die anderen, denn sobald sie ihm auch nur im Geringsten mißfielen, wurden sie aufs Grausamste gezüchtigt. — Da Alles sich seinem Willen biegen und ihm schmeicheln mußte, so wurden sogar seine Pferde abgerichtet, ihm Complimente zu machen. Er hatte stets zwei bis dreihundert der kostbarsten Pferde in den Ställen. Sein ganzes Stallpersonal mit den gesammten Pferden mußte ihm folgen, wenn er einen Ausflug machte, und jeden Morgen wurde folgendes Manöver ausgeführt. Seine Leute, die seine Pferde ritten, stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber auf. Der Bei setzte sich dann selbst zu Pferde, ritt, gefolgt von seinen Officieren und seiner Musik, zwischen den Reihen hindurch und ließ durch zwei riesengroße Diener rechts oder links den gewöhnlichen Gruß aussprechen, während er selbst die Hand abwechselnd rechts oder links zum Gruße bewegte. Die Pferde waren nun so abgerichtet, daß sie diese Bewegung

Digitized by Google

ihres Herrn nachmachten; wenn er die Hand zum Gruße auf die Brust legte, neigten die klugen Thiere den Kopf und hoben den rechten oder linken Vorderfuß auf, je nachdem Achmed selbst die rechte oder linke Hand bewegt hatte. — Seine größte Freude nach diesem Manöver bestand darin, daß er seinen alten Minister oder seinen graubärtigen General in einem kleinen Kinderwagen, den er nebst vier großen Neufundländer Hunden aus England hatte kommen lassen, in dem Gaeten spazieren fahren ließ.

Miscellen und Anecdoten.

(Gutes Mittel gegen Krämpfe.) Breslau, 25. Jan. Am gestrigen Tage lag ein anscheinend armer Mann, von den heftigsten Krämpfen befallen, am Ringe auf dem Straßenpflaster. Wie gewöhnlich umstanden eine Menge Neugieriger und auch wohl Mitleidiger den Kranken und sprachen laut ihr Bedauern mit demselben aus. Der Paroxismus war wirklich schrecklich anzusehen; die festgeschlossenen Hände und Augen, convulsivische Zuckungen durch den ganzen Körper, der manchmal durch die Gewalt der Krämpfe in die Höhe geworfen wurde, ließ keinen Zweifel darüber, daß ein äußerst heftiger Anfall der Krankheit stattfand. Als diese letztere beinahe den höchsten Grad erreicht zu haben schien und laut aus Aller Munde dem völlig Bewußtlosen Beileidsbezeigungen gespendet wurden, kam eine Dame des Weges gegangen, mit ihr ein kleines Wachtelhündchen. Auch dieses nahm Theil an dem Unfalle, beschnüffelte den Kranken und bemerkte bald, daß derselbe in der einen krampfhaft zusammengeballten Hand eine Semmel, in der andern eine Wurst hielt, womit der Arme wahrscheinlich seinen Hunger hatte stillen wollen. Der Hund aber hatte seiner Seits ebenfalls Appetit, und nahm dem Manne die Wurst aus der Hand. Urplötzlich waren die Krämpfe verschwunden, Besinnung und körperliche Kräfte wieder da, Sprache und Beine im besten Zustande. Auf, und dem Hunde nachspringen war das Werk eines Augenblickes; „ach, der verfluchte Hund! Meine Wurst, meine Wurst!" mit diesen Worten wurde das Thier eiligst von dem plötzlich Genesenen unter allgemeinem Jubel der lieben Gassenjugend verfolgt, und ihm der Raub wieder abgejagt. Wahrscheinlich hat bisher kein Arzt dergleichen Krampfanfälle so schnell geheilt, als hier der Hund. Leider war ein Polizei-Beamter nicht in der Nähe, um den unverschämten Menschen zu verhaften, der durch seinen simulirten epileptischen Anfall das Mitleiden des Publicums auszubeuten offenbar beabsichtigt hatte.

(Neue Art von Duell.) Man erzählt sich in Paris die Geschichte eines komischen Duells. M. läßt Herrn v. C. einer angeblichen Beleidigung wegen fordern und zwar auf Pistolen auf funfzehn Schritt Entfernung. Die Secundanten des Geforderten machen Einwendungen und man kommt endlich überein, daß die Entfernung zwanzig Schritte betragen soll. Darüber entrüstet sich nun Hr. M. und hält folgendes Gespräch mit seinen Cartelträgern: „Es wäre mir lieber gewesen, daß Ihr auf funfzehn, ja auf zehn Schritt bestanden hättet." — „Wir verlangten funfzehn Schritte, aber die Zeugen C's behaarten auf ihrer Forderung." — „Und Ihr gewährtet sie?" — „Ja!" — „Sehr wohl, aber dabei bleibt's auch, — ich bestehe auf meinem Recht als Beleidigter." — „Es ist hier nichts mehr zu ändern." — „Ich habe die Wahl der Waffen und wähle den Degen." — „Wie — was — auf zwanzig Schritte?" — „Nun ja, ich genehmige die zwanzig Schritte, aber nicht die Pistolen, ich bin nicht zu Befehl dieses Herrn, — ich habe eine Concession gemacht, aber nichts weiter, — zwanzig Schritte, wenn man will, — ich bin's zufriedrn, nicht ich habe sie verlangt, — zwanzig Schritte also, — abee mit dem Degen! — Der tapfere M. konnte nicht von seinem Entschlusse gebracht werden und der Zweikampf hattee durchaus keine blutigen Folgen.

(Familie Napoleons.) Die Schicksalsausgänge der Familie Napoleons sind eben so mannigfach, als wunderbar. Der Kaiser starb 1000 Meilen von Frankreich in einem englischen Gefängnisse, denn St. Helena ist nichts Besseres, als ein Kerker und noch dazu ein sehr ungesunder. Ein Bruder Napoleons ist ein berühmter Naturforscher. Ein Neffe Staatsgefangener Louis Philipps in Ham. Der eine Angehörige des berühmtesten Geschlechts Europas, der Bonapartes, ward Bürger der vereinigten Staaten Nordamerikas, andere deutsche und italienische Fürsten, Einer Schwiegersohn des Czaaren. In Rom lebt eine Tochter Lucian Bonapartes, eine durch seltene Liebenswürdigkeit und hohe Schönheit ausgezeichnete Dame. Sie ist unlängst in das französische Nonnenkloster du sacre coeur de notre Dame auf Monte Pincio getreten. Wegen ihrer außerordentlichen Fähigkeiten haben sie ihre Oberen bestimmt, in einiger Zeit ein Ordensfilial mit einigen wesentlichen Modificationen in Polen, vermuthlich in Warschau selbst, zu begründen. Wahrscheinlich wird sie noch in diesem Sommer dahin abreisen. Die Prinzessin Constanza ist zur Zeit in einem Alter von ungefähr 24 Jahren. Von andern Kindern Lucians lebt in Rom noch der Principe di Musignano in bürgerlicher Sphäre, denn seine Mittel sind mittelmäßig. Schon sein Vater Lucian hatte die meisten seiner römischen Villen und Paläste an den Meistbietenden verkauft. Zwei Brüder des Principe di Musignano halten sich in Toscana auf.

(Napoleons Schulzeugniß.) Als Napoleon die Militairschule von Brienne verließ und nach jener von Paris ging, brachte er folgendes Zeugniß mit: „Note vom Jahre 1784 extrahirt aus dem Standbuch der Zöglinge des Königs, welche nach ihrem Alter für den Dienst fähig, aber noch nach der Schule zu Paris zu bringen sind: Buonaparte, Napoleon, geb. den 15. August 1769, 4 Fuß, 10 Zoll, 10 Linien groß, hat sein viertes Schuljahr zurückgelegt, besitzt gute Leibesconstitution, vortreffliche Gesundheit, bescheidenen Character, ist ehrbar und erkenntlich. Derselbe hat sich immer in den mathematischen Wissenschaften befleißigt und ausgezeichnet. In Geschichte und Geographie ist er ziemlich bewandert; doch ist derselbe in den Uebungen des Angenehmen (?) und im Latein nicht stark, wenn er blos die vierte Klasse gemacht hat. — Wird ein trefflicher Seemann werden."

(Der todte Musikant.) Während der großen Pest,

Digitized by Google

die zu London im Jahre 1665 wüthete, fuhren Nachts immer mehrere Wagen durch die Stadt, um die Leichen der an der Epidemie Gestorbenen, die in den Straßen aufgehäuft lagen, zum Thore hinauszuschaffen. Um diese Zeit berauschte sich ein armer Mensch, der mit Flötenspiel seinen Lebensunterhalt gewann, und wahrscheinlich am Tage gerade eine gute Einnahme gehabt hatte, Abends gar sehr und schlief am Eckstein vor einem Hause fest ein, die Flöte in der Tasche, seinen treuen Hund zur Seite. Der schwarze Todtenwagen kam auch durch die Straße, wo er lag, die Arbeiter packten auch ihn an, ohne ihn aufzuwecken, und warfen ihn auf den Wagen, mitten unter die übrigen Cadavers. Ihm folgte sein treuer Hund, und dessen unablässiges Geheul weckte den Herrn, der, noch immer nicht wissend, wo er war, mechanisch seine Flöte aus der Tasche zog und ein einfaches Klagelied anstimmte. Es war die höchste Zeit; denn wenige Minuten später wäre er dort hingeworfen worden, wo das Talent eines Orpheus ihn nicht würde haben erretten können. Aber man stelle sich das Entsetzen der Siechknechte vor, als sie den Todtgeglaubten sich aufrichten sahen, als dieser durch das öde Reich des Schweigens den Laut des Lebens aushauchte. Man stelle sich das gräßliche Erwachen des Unglücklichen vor, als er im Spielen um sich blickte und das furchtbare Bild der Verwesung, die Leichen der Verpesteten sah.

— Die Eitelkeit und Putzsucht seiner Zeitgenossen straft ein Sittenprediger des 17. Jahrhunderts in folgenden Worten: „Also ist unsere Veränderlichkeit, daß man sich heute spanisch trägt, morgen französisch stolzirt; bald ist nichts so hübsch und lustig als die deutsche Tracht; dann wirds zur Abwechslung auf türkisch beliebet, dann gefällt der mohrische Rock, die barbarischen Aermel und die kurzen fränkischen Hosen. Was soll ich von euren Köpfen sagen, die bald geschoren, bald gelockt sind, bald tragt ihr die Haare lang, wie es die Frauen thun, bald sind sie kurz über oder unter den Ohren abgestumpft, als wär's über einer hölzernen Banklehne geschehen. Wie soll ich eurer Bärte erwähnen? Bald sind sie ganz kahl geschoren, wie eine Reibebürste, oder mit einer Spitze varn, dann und wann läßt man sie auch ganz lang wachsen. Die Barbiere sind so künstlich, wie die Schneider. Hat einer ein langes und schmales Gesicht, so machts der Schnitt von des Markgrafen Otto Gesicht breit, ists platschig wie eine Schüssel, so gibt ein langer schlanker Bart einen schmalen Schein; ists eingefallen wie ein Wieselrücken, so machen viele Haare auf den Backen das Antlitz schier geschwollen, wie eine gefüllte Henne ꝛc.

(Patrizierstolz.) Die Lercari in Genua gehörten von jeher zu den stolzesten Familien der stolzen Republik. Einer derselben erlernte schon als Kind das Schachspiel und erlangte in demselben eine ungewöhnliche Fertigkeit. Der Pascha von Trapezunt, der sich damals in Genua befand, um eine Streitsache der ottomannischen Pforte und der Republik auszugleichen, spielte auch sehr gut Schach, und eines Abends bei dem Dogen suchte man einen ihm gewachsenen Gegner. Da trat der kleine Lercaro auf. Der Pascha, der mit dem Knaben leichtes Spiel zu haben glaubte, erlaubte sich beleidigende Scherze gegen denselben. Er verlor die erste Partie und scherzte noch bitterer; er verlor die zweite und wurde ärgerlich, und als er auch die dritte verlor, gab er dem Sieger eine Ohrfeige. Der Knabe stand auf und sagte ernst zu dem Pascha:

„Da ich alt genug war, um mit Euch spielen zu können, so werdet Ihr mir auch morgen Genugthuung für die Beleidigung geben."

Die Gesellschaft lachte; der kleine Lercaro blieb aber bei seinem Verlangen. Der Doge mußte ihn endlich fortbringen lassen. Nach sechs Jahren war der junge Patrizier mündig geworden und in Besitz seines ungeheuern Vermögens gekommen. Er rüstete 40 Galeeren aus und kreuzte mit denselben im schwarzem Meere, Trapezunt gegenüber. Alle türkischen Schiffe, die vorüber kamen, wurden angehalten und in den Grund gebohrt, und der Pascha erhielt zu Ende jeder Woche ein Fäßchen voll türkischer Ohren. Die Handelsleute von Trapezunt in Constantinopel klagten und beschwerten sich laut. Man schickte gegen die genuesischen Corsaren eine Flotte, die geschlagen wurde, und der Sultan selbst erhielt eine Ladung Ohren, die seinen Unterthanen abgeschnitten waren. Sobald der Sultan von der Veranlassung des Kriegs unterrichtet worden war, ersuchte er den jungen Lercaro, an seinen Hof zu kommen, und versprach ihm, Genugthuung zu geben. Der Pascha von Trapezunt wurde ebenfalls nach Constantinopel beschieden und mußte da seinen Gegner demüthig um Verzeihung bitten.

„Vergesset nie," sagte Lercaro zu ihm, „daß ein Patrizier Genuas einer Beleidigung stets gedenkt, und hätte er sie erfahren, als er noch in den Windeln lag, und daß der, welcher ihn geschlagen hat, sich selbst schlägt."

Jetzt ist die Familie Lercaro ausgestorben und ihr Palast in Genua ein Casino geworden, in welchem der reiche Adel der Stadt bisweilen auf gemeinschaftliche Kosten einen Ball gibt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Form der Damenhüte bleibt sich gleich, nur die Garnirungen unter dem Schirme, die so wesentlich zur Kleidsamkeit beitragen, erleiden Veränderungen nach dem Gesichte, für welches der Hut bestimmt ist. Bald sind es Blumen, Bänder oder Spitzen, und das muß nach der Gesichtsfarbe oder der Farbe der Haare gewählt werden. Dunkle Sammethüte mit einem kleidsamen Futter, wo möglich von zarter Farbe, mit drei Federn, von welchen die hinterste leicht gebogen zur Seite fällt, sind beliebt. Atlastapoten mit breiten Zügen werden nur mit Spitzen besetzt. Jüngere Damen tragen weiße oder rosafarbene Sammethüte mit einem Spitzenschleier, den ein Blumenbusch befestigt, oder Crepphüte mit gefranzten Blonden und einem leichten, gefleckten Macabout. Zu Ballkleidern trägt man zwei bis drei Röcke übereinander, bald schattirt, bald von gleicher Farbe. Zum Beispiel drei Röcke von Rosacrepp, an der Seite offen und mit weißen Rosen besetzt. Oder ein weißes Crepekleid mit Atlasblättern und Vergißmeinnichtsträußchen besetzt, die vorn eine Schürze bilden und auch die Creppmantille umgeben. Ein prächtiger Anzug besteht aus einem Kleide von incarnatem Sammet, vorn offen, darunter ein Atlasrock von gleicher Farbe, der mit drei Reihen englischer Spitzen besetzt ist. Der Leib glatt, von den Schultern, die Aermel sehr kurz und ganz mit Spitzen bedeckt. Der Besatz des Rockes wie der Aermel wird von Buffen aus Spitzen unterbrochen, in deren Mitte gute Steine angebracht sind. Ein Rosaatlaskleid, mit hohen Spitzen besetzt, ist von einer zarten Wirkung.

Die beliebtesten Stoffe sind nach wie vor die glatten oder brochirten Tuche, die Cachemirs, die Satins, Duchesse, die Pekins mit satinirten Streifen, die glatten, wie die glacées seidenen Stoffe, die zweifarbigen Damaste ꝛc.

Auf der Straße trägt man die Röcke im Allgemeinen glatt, obgleich die Mode einen doppelten Volant von mittlerer Breite, oder auch ein Plissé von Bändern, welches die ganze Höhe des Rockes einnimmt, duldet; man trägt dazu hohe sehr anschlie-

Digitized by Google

fende Leibchen, eben so die Aermel. Die seidenen Glacées oder glatten Stoffe, eignen sich zu den vorn offenen Leibchen, mit übergefallenen Kragen und Revers, welche durch schmale Spitzen oder durch kleine Patten von Posamentierarbeit gehalten werden. In diesen verschiedenen Genres haben wir bei Mad. Mercier sehr brillantes Merveille gesehen. Man weiß, mit welchem Beifall die elegante Welt ihre Amazonen-Roben von Tuch, mit kleinem Kragen und Anglaisen aufgenommen; ihre Oberröcke von Popeline, mit hohem glatten Leibchen, mit Brandebourgs und Troddeln verziert, ihre Roben von Atlas, mit hohem glatten Leibchen, mit offenen Revers, engen, auf dem Ober-Arm aufgeschürzten Aermeln, mit gebrochtem Jere-Rock mit einer dreifachen Reihe einer zu der Farbe passenden Sammetspitze garnirt; ihre Roben von Velours épingle, mit offenem Rock, über einer Breite von Atlas, die offenstehenden Seiten durch eine über Kreuz gezogene Garnitur von Band gehalten; ihre Putz-Roben von Sammet, mit drapirten Aermeln, mit dreifachen Säumen und mit dreifachen Volants von reichen Spitzen, mit glattem und à la grecque ausgeschnittenem Leibchen; und endlich zu den Bällen ihre auf zwei Roben bestehenden Roben, der erste ziemlich lang, mit einem Schlitz auf der Seite, welcher mit einer Spitzengarnitur besetzt ist, das lange Leibchen halb hoch und glatt, Aermel mit Ellenbogen, auf der Schulter mit Verzierungen von Spitzen garnirt. Was die Ball- und Soiréen-Toiletten besonders charakterisirt, ist, daß die Aermel im Allgemeinen kürzer, die Schultern und die Brust minder entblößt sind. — Die Ball- und Theatermäntelchen sind in diesem Jahre von einer seltenen Coquetterie. Mit vollem Rechte finden die Pelisses von Atlas, mit einer dreifachen schwarzen Spitze in Volants verziert, und die Pelisses von Sammet, mit einer Stickerei von gedrehter Seide und mit kleinen Dessins, großen Beifall.

Eine der hübschesten Neuigkeiten dieses Winters ist andrerseits ein Langshawl von Seide, dicht aber weich, fest und leicht zu gleicher Zeit, ein Stoff, den nur die Orientalen zu verfertigen verstehen. Dieser Langshawl ist schwarz und in der Quer mit schreienden bellen Farben, purpurrothe, grün, goldgelb, gestreift, und diese Streifen sind durch mehrere Fäden und grellabstechender Farbe getrennt. An den Enden des Langshawls befinden sich Fransen in der Farbe der Querstreifen. Er ist so schmiegsam und weich, daß er alle Linien der Körpers erkennen läßt und die breiten Farbenstreifen geben ihm etwas Ausgezeichnetes.

Die Kleider zum Ausgehen haben etwas Ernstes in Folge der dunklen Farben der Stoffe, doch vernachlässigt man nichts, sie so auszupuzen, daß man erkennt, man wende einen bisyllen Sorgfalt zu wie früher; die hohen glatten Leibchen, die einige Aehnlichkeit mit den Amazonenleibchen haben, die Verwendung von Tuch und Castemir zu gewissen Kleidern haben den Gebrauch der Posamentierarbeit und selbst der Stickerei gewissermaßen nöthig gemacht. Manche Hausoberröcke haben Revers, welche eine Chemisette mit Einfaßstreifen und Stickereien sehen lassen; der Rock hat ebenfalls verzierte Revers und wenn sie auseinanderstehen, ohne zusammengeknöpft zu sein, sieht man dazwischen ein garnirtes Unterkleid. Man hat einen Versuch mit neuen Aermeln an Kleidern zum Ausgehen gemacht. Diese Aermel sind durchaus weit und in der Mitte, vom Vorderarm bis zum Handgelenk, durch drei gleichartige Armbänder zusammengenommen; oder diese Aermel gehen nur bis in die Mitte des Armes, wo sie aus einem Unterärmel von Musselin oder Batist bauschig bis an das Handgelenk reicht. Wir haben erwähnt, daß man sehr hübsche Chemisetten hat, die in Kleidern zum Ausgehen mit halboffenem Leibchen getragen werden sollen; diese Chemisetten bestehen fast ganz aus Einfaßstreifen von Brüsseler Spitzen.

Die eleganten Damen mögen die verzierten Kämme zum Halten des Haars nicht mehr; die nachgemachten haben sie bald verdrängt; sie ziehen jetzt kleine einfärmige Kämme von Schildkrot vor. Aechtes Schildkrot ist bekanntlich unnachahmlich. Wie schon erwähnt, sieht man einige Damen, die wieder Federn oder einen Paradiesvogel im Haar tragen; dazu, sowie zum Ausputze der kleinschirmigen Hütchen und der Turbane hat man eine neue Art hängende Marabouts, nämlich schimmernde Silberfäden, welche die Marabouthspitzen tragen und bei Licht einen herrlichen Effect machen. Zu Visiten und Promenaden trägt man gern Crepphüte mit Federn und geknüpften Marabouts, früh dagegen Hüte von Atlas oder Sammet, sowie mit Band aufgezogene Capoten.

Herren-Mode. Seit kurzer sieht man in großer Anzahl den schon in letzter Nummer erwähnten schwarzen Oberrock, mit zwei Reihen Knöpfen von geprehter Seide. Es wäre Zeit, daß die Bälle und Soiréen einige Veränderungen in unsere Moden brächten und der Einförmigkeit in unsern Gesellschaftstoiletten ein Ende machten. Dies letztere Gener ist von Natur so arm, daß selbst das Talent des geschicktesten Kleidermachers sich nur zwischen eng gezogenen Grenzen darin bewegen kann. Für die Soiréen-Toiletten gibt es eine größere Sphäre interessanter Schattirungen, kurz ein weiteres, ausgedehnteres Feld der Eleganz, das der Phantasie einer Kleider-Künstlerin einen freieren Spielraum läßt. Die Engländer, es ist ärgerlich, es eingestehen zu müssen, haben in der Erfindungskunst den Sieg über uns errungen. Nächst ersteren übertreffen sie, nicht prächtiger, nichts königlicher, als die Bälle der englischen Gesandtschaft; freilich herrscht dort auch die allerstrengste Etiquette. — Auf den meisten Bällen bleiben die schwarzen Frocks mit flach auf der Brust liegenden Revers und engen Aermeln der Art in Gunst, und man sieht sie in so großer Anzahl, daß man wohl sagen kann, sie sind zu den eleganten Toiletten die allein getragenen. Nur zu den kleinen Soiréen und Converten verfertigen unsere ersten Häuser bisweilen farbige Fracks mit Metallknöpfen; zu jener Halbtoilette, wie auch zu der vorher erwähnten sind schwarze Beinkleider und ein Gilet von weißem Piqué durchaus erforderlich. — Als Morgentoilette trägt man gern dahliange Oberröcke; sie sind die nur Mitte der Brust zugeknöpft, am gern wählt man dazu Beinkleider mit schmalen Streifen, oder von elastischem Tricot. Die Gilets von Cachemire, oder von schottischem Sammet, macht man in der Regel mit zwei Reihen Knöpfen. Die weiße Cravate ist in den meisten Salons wieder Modular geworden.

Die Taillen der Röcke und Fracks sind noch immer sehr lang und die Westen gehen sehr weit auf den Hüften herunter; vorn bilden sie eine Schneppe. Die Paletots sind fast ganz zu Arbeitsröcken ꝛc. geworden; deshalb werden sie auch sehr einfach getragen und sie wollen blos bequem sein. Man verwendet fast ausschließlich dicke starke Stoffe zu solchen Kleidungsstücken. Nachwittags sieht man einige recht hübsche Ueberziehröcke, die von röthlichdunklem, englisch-grünem Tuche sind, einen halbhohen Kragen und sehr breite Revers haben. Sie sind durchaus wattirt und gefüttert. Die Ballrocks haben außerordentlich breite Anglaisen und dieselben geschmettene volle Schöße. Die weißen Westen gelten unbestritten für die geschmackvollsten, sie müssen aber sehr reich gestickt sein. Zum Negligée sind die Westen von Wollenatlas mit großen schottischen Mustern sehr beliebt; sie haben große Revers und zwei Reihen Knöpfe. Die Westen zur Halbtoilette haben einen Shawlkragen, sind sehr weit offen und von einfarbigem Calmet mit der Sammet. Die Mäntel, wie man die und da sieht, sind sogenannte Crispinenmäntel mit kleinen Kragen und schottischem Futter.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Schwarzer Frack und Beinkleider. No. 2. Balltoilette. Kleid von schurzenartig zwei Mal aufgenommen. No. 3. Halbtoilette für Herren.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburger-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24½ Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Sgr.

Expedition

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Allen Freunden heiterer Lectüre

empfehle ich die zweite von mir unter dem Titel: **Leipzig-Dresdner Eisenbahn** herausgegebene Zeitschrift, deren Tendenz ist, alle komischen Gestaltungen der Zeit und die Thorheiten der Menschheit wie in einem Spiegel aufzufangen, und sie in humoristischer Beleuchtung, sowohl in **Bild** als **Wort** fixirt, zurückstrahlen zu lassen, und zu deren Illustrirung die mit großem Beifall aufgenommenen

Komischen Bilder aus dem öffentlichen und Familienleben

dienen, deren alle vierzehn Tage eines, gewöhnlich die ganze letztere Seite des Bogens einnehmend, in den Text eingedruckt, erfolgt.

Von dieser billigsten aller **illustrirten Zeitschriften** kostet das Quartal, wöchentlich 1 Bogen, (Format und Papier ganz das nämliche wie vorliegendes) nur **11½ Ngr.** und ist dieselbe durch alle Wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Leipzig, im März 1844. ***N. Büchner***, Redacteur und Herausgeber.
Expedition Petersstraße No. 31/58, 1. Etage.

Digitized by Google

Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn *).

(Bruchstück aus einer humoristischen Vorlesung von M. G. Saphir.)

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen; es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es kommt Alles darauf an, wie die kleine Glückskugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun und der Allergeschickteste trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird jeder Mensch bald seine Eisenbahn haben müssen. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig wie jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht so wohl sagen, die Menschen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menschen, denn in unseren Schwindelzeiten, wird die Laufbahn nicht von den Menschen, sondern der Mensch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht des Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder zu sehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder los zu werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine Herren und Damen, ist im Grunde nichts als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden, man wird viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man Büsching's Erdbeschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docirt werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankirten Menschen in's Haus bringen; wir werden den Menschen lesen und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas anderes als Briefe? — Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellert'schen Briefe; die Kleinen, die spartanischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten sind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichen Wechsel, an den Wechsel aller Dinge zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen sind blos die Frachtbriefe, mit welchem die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht in die Welt sendet. — Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die Verheiratheten sind schon an ihre Adresse gekommen! Die Ledigen sind die Poste restanten, die noch abgeholt werden müssen, die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Witwen, das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser Gnadenbriefe kommt etwas hoch und auch bei ihnen kosten wie bei Briefen die einfachsten am wenigsten. — Diese Gnadenbriefe besiegeln ihr Wort mit Küssen und Schwüren und diese Küsse und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß sie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden.

Durch die Errichtung der Eisenbahnen, meine Herren und Damen, wird die ganze Romanenschriftstellerei hoffentlich aufhören, denn aus was bestehen die Romane? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahnen werden wir ganz um alle Abschiedsthränen kommen und die Romane werden ganz mager wer-

*) Einen ähnlichen Artikel, gleichfalls von Saphir, haben wir schon früher einmal in der Leipzig-Dresdner Eisenbahn mitgetheilt; manche Stellen sind die nämlichen.

Digitized by Google

den. Wenn Anton ſich in Leipzig von ſeiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände ſchrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände ſchrieb Anton an Amalie, einen halben Band Briefe auf der Rückreiſe von Anton zu Amalie und die vier Bände ſind voll. Wenn einmal zwiſchen Leipzig und Hamburg eine Eiſenbahn ſein würde, warum werden Anton und Amalie ſolche Narren ſein und werden ſich vier Bände ſchreiben? — Anton und Amalie ſehen ſich im erſten Bande Seite 67 auf die Eiſenbahn und Seite 68 ſind ſchon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes.

Die Hälfte der menſchlichen Thränen und gerade die ſchönſten, die Thränen des Wiederſehens, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die werden auf der Eiſenbahn ganz eintrocknen. Die Eiſenbahnen werden nicht nur das äußerſt Erſprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, ſondern ſie verbinden auch die Menſchen, ſie ſchlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Actienband, um viele Individuen, und Actienverwandte halten beſſer zuſammen wie Blutsverwandte.

Eine Eiſenbahn, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nichts als eine Charakteriſtik unſeres Jahrhunderts; denn in unſerem Jahrhundert entfernen wir uns von nichts ſo ſehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts ſo nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Unſer jetziges Leben gleicht einer Eiſenbahn, wir ſind bald am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft ſchrumpfen auch auf unſerer ſchnellen Lebensbahn zuſammen. Kaum, daß man uns am Anfang der Lebenseiſenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe!“ hören wir den Tod am Ende: „Freuet mich ihre glückliche Ankunft!“ Der Menſch macht ſich aber ſeine Lebenseiſenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! ſondern um ſich wie einem Pferde noch mehr Laſten aufladen zu können. Unſer Jahrhundert entwickelte eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unſere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu erſparen oder zu erhöhen. Wie viel übermenſchliche oder nicht menſchliche Kräfte brauchen wir zu den Menſchen? um ſie zu ernähren, Dampfeskraft; um ſie fortzubringen, Pferdekraft, und um ſie zu ertragen, Rieſenkraft.

Durch die Eiſenbahn wird Jemand ein ſehr geiſtiger Mann ſein und man wird doch von ihm ſagen können: „Er iſt nicht weit her!“

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reiſe um die Welt, welche man ſonſt in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen; allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird ſeinen Sohn zur Ausbildung eine Reiſe durch Europa machen laſſen, eine ſolche Reiſe dauerte ſonſt zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von ſeiner Reiſe durch Europa zurückkommen, er wird ſich auf dieſer Reiſe mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird: „Was haben Sie denn z. B. in Holland geſehen?“ ſo wird er ſagen: „Entſchuldigen Sie, Holland habe ich gerade verſchlafen!“

Auf allen Wegen werden Eiſenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man ſollte einmal auf dem Proceßwege eine Eiſenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verſchiedenartige Canäle man haben muß, um auf dieſem Wege fortzukommen, um ſo mehr, da man, um auf dem Proceßwege fortzukommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Proceß iſt ja wie eine Eiſenbahn ſelbſt, nichts, als die Kunſt, ſeine Sachen fortzuſchaffen. Mit einem Proceß iſt's, wie mit einer Bouteille Wein; die Anwälte, das ſind die Pfropfenzieher, ſie wollen oder können nur oft auf krummen oder gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Proceß hat, iſt der Pfropfen ſelbſt, der dabei ſo lange angebohrt wird, bis er ruinirt iſt, und die Summe des Proceſſes iſt der Wein, der gar nicht getrunken wird, ſondern blos in Koſten aufgeht. Ein juriſtiſcher Proceß und ein chemiſcher Proceß ſind ganz gleich. Ein chemiſcher Proceß beſteht in Deſtilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederſchlagen und Auflöſen; ein juridiſcher Proceß beſteht ebenfalls in Deſtilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederſchlagen und Auflöſen. Die beiderſeitigen Beweisgründe werden deſtillirt und ſublimirt, die Proceßkoſten verdampfen, die Geduld ſchmilzt, die Clienten werden niedergeſchlagen, und bis der Proceß zu Ende geht, ſind beide Parteien ihrer irdiſchen Auflöſung nahe.

Früher waren Diligencen; das dauerte lange, man bekam Rippenſtöße, aber man hatte Zeit, ſich ein Bischen umzuſehen. Dann kamen die Eilwagen. Alles in Eile. Die Menſchen und ihre Reiſen kommen mir vor wie Frauenzimmerbriefe, wenn ſie noch ſo lang und breit ſind, heißt es doch immer: „In Eile!“ Leider ſchreiben ſie blos zuletzt in Eile, wenn ſie im Anfange gleich oben ſchrieben: „In Eile!“ würde man gleich wiſſen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuſcript von den Schriftſtellerinnen ſehen könnten, am Ende des ſiebenten Bandes ſteht gewiß: „In Eile.“

Digitized by Google

Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beistrich, keinen Punkt; das ist Verleumdung. Sie geben Comma's, Beistriche und Punkte blos en gros aus, sie machen gleich anfangs einen Klecks; so ein Klecks ist nichts Anderes als zusammengespaete Comma's und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen vertheilen kann.

Der Rococogeschmack.

Wer unsere Moden-Journale ansieht, der kann sich der Besorgniß kaum erwehren, daß dieser Rococogeschmack, diese lächerliche Rückkehr der Trachten zu dem Costüme der Siebenziger und Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Vorläufer noch ganz anderer Rückschritte zu sein scheint. Zum Glück ist eine solche totale Wiedererweckung der alten Moden, wie sie unsere Schneider träumen, eben so wenig möglich, als das Heraufbeschwören der abgestandenen politischen und staatlichen Formen des vergangenen Jahrhunderts, und die Rococobestrebungen unserer modernen Elegants, wie unserer rückwärtsschauenden Politiker werden sich wohl mit jener faden Rococo-Carricatur begnügen müssen, die von der kolossalen Abgeschmacktheit der Siebenziger Jahre noch immer so weit entfernt ist und ewig entfernt bleiben wird, als nur immer der Zeitgeist selbst von den ohnmächtigen Entwürfen selbstsüchtiger Reactionaire. — Wir haben oftmals in diesen Blättern zu schildern versucht, wie es zu jener Zeit in der politischen und geistigen Welt aussah; heute wollen wir zur Ergötzlichkeit unserer Leser ihnen malen, wie es damals in der Modewelt aussah, und sie mögen selbst daraus abnehmen, ob auch uns hierin das Alte wieder in seinem ganzen Umfange neu werden könne, eine Betrachtung, die nichts weniger als unwichtig erscheint, wenn man bedenkt, daß, wie Jean Paul sagt, das Kleid des Menschen ein halber ausgebälgter Mensch selbst sei. So sieh Dir denn, lieber Leser, einmal eine junge, zum Ball geschmückte Dame von Anno 70 an: Welch' wunderbares Wesen! — Ein ungeheurer, mit Drathgestell und Roßhaaren unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm auf dem Kopfe setzte der Länge wenigstens eine Elle zu; die weißen mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen halfen der Gestalt von unten nach, so daß die weibliche Gestalt auf den Fußspitzen schwebte. Ein aus dicht an einander gefügten Fischbeinstädchen zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus, und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Der eiserne Bügel im Corset schirmte die Brust, hemmte aber jede unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenschaft. Ueber dem Reifrocke saß das seidene Gewand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu schildern vermöchten. Ueber dem seidenen Rock von gleichem Stoff das schleppenbehangene Oberkleid, vorn auseinander fallend, zu beiden Seiten unsagbar reich besetzt. Hals und Brust wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachsen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und versagend in raffinirtem Gemisch. Daß das Gesicht mit Schminke und Schönpflästerchen noch belegt wurde, bedarf erst nicht der Erwähnung. Außerdem trug jede Dame ein längliches glattes Perlmutterdöschen bei sich, das zum tragbaren Necessaire der eleganten Damenwelt gehörte. Es enthielt die aus schwarzem englischen Pflaster geschlagenen, winzig kleinen, vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Musche ihren Platz, so ward die Lücke schnell aus dem Vorrathe der Dose gefüllt. Diese schwarzen Punkte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenspiels im Angesicht. Eine Reihe der kleinsten, aber leise anwachsenden, mondförmig gestalteten Tüpfchen saß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken und die Wirkungen ihres Glanzes, ihres Farbenspiels zu unterstützen. Ein Paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippen den Zauber der schalkhaften List. Die Musche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amorosen Grübchens. Auch Muschen in größerem Format waren üblich für Personen, die sich stark unterstützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beispeingen wollten. Solche größere Muschen hießen Sonnen, Täubchen, sogar Liebesgötterchen. Diese hießen vorzugsweise assassins, um ihrer mörderischen Wirkung willen, die sie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hatte der Sinn des zeichnenden Talents dieselbe Aufmerksamkeit. Als die jungen Elegants anfingen, den Perrücken den Abschied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert en aile de pigeon frisirt zu tragen, kam der gute Haarbeutel in kleineren Dimensionen und ohne postillons d'amour auf. Pantalons, Gilets und Fracks waren noch nicht erfun-

Digitized by Google

den. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug sie in allen Farben, sogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu passende gestickte seidene Westen. Aeltere Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weste von Gologlacée. Manschetten und Jabots von Brüsseler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen sich Niemand, der zur höheren Bürgerklasse gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefeln wurden nur bei üblem Wetter getragen, selbst die ältesten Männer gingen täglich, ohne Besorgniß, sich zu erkälten, in Schuhen und seidenen Strümpfen einher; in einer Gesellschaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erscheinen, wäre höchst ungezogen gewesen. So wollte es die vom höhern Bürgerstande stillschweigend als Gesetz anerkannte Sitte.

Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu sein, hätte sich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe selbst zu besorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl ins Haus zu schicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erscheinen, galt für unschicklich; da aber Männer vom Geschäft gefesselt waren, so erhielt sich für die Frauen die Nothwendigkeit einer streng häuslichen Lebensweise.

Ergötzlich war der phantastische Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte sich mit weniger Aenderung der herrschenden Mode, die Knaben liefen bis ins siebente Jahr wie zum Carnevalsscherz costümirt herum. Die Kleidung der Männer wollte sich nicht in Duodezausgaben herausstellen lassen, also mußte man erfinderisch sein, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man sah kleine Husaren, Chinesen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbusch und hölzernem Dolch im Gürtel.

Seltsame Figuren gaben die Aerzte ab. Ihr Haupt bedeckte eine schneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongeperücke, einer dieser Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden andern wiegten sich auf den Schultern; ein goldbesetzter, scharlachrother Rock, sehr breite Spitzenmanschetten und Jabot, weiße oder schwarzseidene Strümpfe, Knie-Schuhschnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von schwarzer Seide unter dem Arme, chapeaubas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette. Dazu nehme man noch das starke spanische Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künstlich geschnitzten Meerfrau als Krückenkopf darauf, um in schweren, bedenklichen Fällen Kinn und Nase zu stützen, und die Figur, die uns die komische Oper noch liefert, tritt fertig ins Leben. Und dergleichen sollte wieder auf's Neue geboren werden können? Nimmermehr!

Der letzte Hexenproceß in England.

Sir John Holt, 1709 Lordoberrichter an dem Gerichtshofe Kings Bench in London, hatte in seiner Jugend viele tolle Streiche gemacht und unter anderem einst mit mehreren gleichgesinnten Freunden einen Ausflug unternommen, bei dem sie ihr Geld gänzlich ausgaben, so daß sie sich zuletzt trennen mußten, um sich einzeln, wie es eben gehen wollte, nach der Hauptstadt wieder durchzuschlagen. Holt kam in ein Wirthshaus am Ende eines Dorfes und bestellte sich da ein Abendessen und ein Bett. Dann ging er in die Küche, wo er ein kleines Mädchen sah, das vom Fieberfrost geschüttelt wurde. Auf seine Frage erzählte ihm die Wirthin, das Mädchen sei ihr einziges Kind, habe fast ein Jahr lang am Fieber gelitten und kein Arzt sei im Stande gewesen, sie davon zu befreien. Holt schüttelte gravitätisch den Kopf und sagte, man möge sich beruhigen, das Kind solle keinen Fieberanfall wieder bekommen. Er schrieb einige unsinnige Worte auf ein Pergamentstückchen, rollte dasselbe zusammen, und sagte, man möge es dem Kinde an das Handgelenk binden und da lassen, bis das Fieber gewichen sei. Das Fieber kam nicht wieder, und als Holt nach einigen Tagen seine Reise fortsetzen wollte und seine Rechnung verlangte, sagte die Wirthin: „Gott segne Sie, Herr; Sie sind mir nichts schuldig. Wären Sie vor zehn Monaten zu uns gekommen, würde ich 40 Pfund Sterling erspart haben, die ich an die Aerzte bezahlt habe. Ich bleibe Ihnen ewig dankbar.“ Holt ritt vergnügt von dannen. Es vergingen viele Jahre, Holt war Richter geworden, und hatte als solcher jene Gegend zu besuchen, wo unter den Verbrechern auch eine alte Frau ihm vorgeführt wurde, die der Hexerei beschuldigt war. Mehrere Zeugen schwuren, die Angeklagte besitze ein Zaubermittel, mit dem sie krankes Vieh gesund und gesundes krank machen könne, man habe sie bei der Anwendung dieses Zaubermittels ergriffen und dasselbe könne vorgelegt werden. Der Richter verlangte dieses Zaubermittel zu sehen, und es wurde ihm übergeben. Es war ein schmutziger mit Bindfaden umwundener Ball von Lumpen. Die Lumpen wurden sorgfältig weggenommen und zuletzt kam ein Stückchen Pergament zum Vorschein,

Digitized by Google

in welchem Holz sogleich sein Fabrikat erkannte. Einige Augenblicke schwieg er, dann redete er die Geschworenen mit den Worten an: „Ich sehe mich genöthigt, etwas aus meinem Leben zu berichten, was sich freilich für meine jetzige Stellung wenig ziemt; wenn ich es aber verschweigen wollte, würde ich den thörichten Streich, den ich in meiner Jugend begangen, nur verschlimmern, die Unschuld gefährden und den Aberglauben stützen. Dieses Pergament, welches Macht über Leben und Tod haben soll, ist zum Scherz von mir beschrieben und der Frau gegeben worden, die deshalb als Zauberin angeklagt ist." Er erzählte dann den ganzen Vorfall, und seine Rede machte einen so tiefen Eindruck auf die Leute, daß jene Wirthin die letzte war, welche der Zauberei wegen in dem Lande angeklagt wurde.

Miscellen und Anecdoten.

(General Bertrand.) Vor einigen Tagen starb der General Bertrand, einer der vertrautesten Freunde Napoleons. Er war Bataillonschef bei der Belagerung von Saint Jean d'Acre und erwarb sich da die Liebe des Generals Bonaparte durch seine Unerschrockenheit, seine Ruhe und seine Kenntnisse. Er kehrte nicht mit Bonaparte nach Frankreich zurück und saß in dem Kriegsgericht, das den Mörder des Generals Kleber richtete. Nach der Schlacht bei Austerlitz nahm ihn der Kaiser unter seine Adjutanten auf. Als die Brücken, welche die französische Armee nach Eßlingen tragen sollten, zusammenbrachen und beinahe den Verlust von 30,000 Mann herbeiführten, die über die Donau gegangen waren, erhielt Bertrand den Befehl, neue Brücken zu schlagen. Im Jahr 1812 trat der General Bertrand aus dem Geniecorps, dem er eigentlich angehörte, und übernahm ein Commando über ein Armeecorps. Im Jahr 1813 trat er als Großmarschall des Palastes an die Stelle des bei Bautzen gefallenen Duroc. Seit dem Feldzuge in Aegypten war er nach Duroc der vertrauteste Freund Napoleons und man kennt seine heldenmüthige Aufopferung für den gefallenen Kaiser. Las Cases, der diese Aufopferung theilte, hat sich ein Denkmal in der „Denkschrift von St. Helena" gesetzt; das Denkmal Bertrands wird „der Feldzug in Aegypten" sein, die Schrift, die ihm Napoleon widmete und die er herausgeben wollte, als der Tod ihn ereilte. Wahrscheinlich wird Bertrands Leiche im Invalidendome neben dem Kaiser, dem er im Leben so treu war, beigesetzt werden.

(Lange Haft.) In den letzten Tagen des Januars starb in Lisieux ein Wahnsinniger, Peter Lemoigne, im 81. Lebensjahre. Im Anfange der französischen Revolution wurde er so überspannt, daß man sich genöthigt sah, ihn in Sicherheit zu bringen; aber dies machte ihn völlig wüthend und 1793 kam er, damals 30 Jahre alt, in das Gefängniß des Spitales. Seit dieser Zeit hat er eine Zelle von 2½ Quadratmeter bewohnt, welche Luft und Licht nur durch zwei kleine vergitterte Oeffnungen erhielt, und dieselbe nie verlassen. Alle seine Geisteskräfte schwanden, und es blieb ihm zuletzt nur der thierische Instinkt; er litt keine Kleidung auf dem Leibe, auch im strengsten Winter, und seine Gesundheit litt nicht dadurch. Mit den Jahren minderte sich seine Todsucht und vor einiger Zeit konnte man ihm die Ketten von den Füßen nehmen. Eine barmherzige Schwester, die ihn pflegte, hatte so viel Herrschaft über ihn gewonnen, daß er sie warnte, wenn er fühlte, daß ein Anfall von Todsucht eintrat; er sagte dann zu ihr: „geh' fort! geh' fort!" Sie mußte dann fliehen und die Thür der Zelle verriegeln. In der letzten Zeit hatte sie ihn gewöhnt, das Bett zu schonen und in demselben zu schlafen. Der Unglückliche hat 51 Jahre in der Haft, in dem engen Raume seiner Zelle zugebracht.

(Curiose Eigenthümlichkeit der Zahl 9.) Multiplicire 9 mit sich selbst oder mit einer andern einfachen Zahl, und die zwei das Product bildenden Zahlen zusammen addirt, geben 9. Also 9 mal 9 ist 81, und 8 und 1 sind 9; 2 mal 9 ist 18, und 1 und 8 sind 9, und so fort. Addire die 9 Zahlen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 zusammen, so hast du 45, und 4 und 5 ist 9. Die einzelnen Producte oder Multiplicationen der 9, nämlich 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72, 81 machen zusammen 405, und die entweder den Divisor oder den Quotient bildenden Zahlen zusammengerechnet, geben 9. Multiplicire eine beliebige Reihe Zahlen, sei es mit 9 oder mit einem durch Multiplication mit einer einfachen Zahl erhaltenen Producte der 9, also mit 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72 oder 81, und die zusammenaddirten Zahlen des Productes lassen sich mit 9 dividiren. Multiplicire die 9 Einheiten 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 mit 9 oder mit einem der vorerwähnten Producte der 9, und sämmtliche Producte werden, mit Ausnahme der Zehner, die eine 0 sind, auf Eine Zahl hinauskommen und dies die Zahl sein, die in 9 multiplicirt den Multiplicanten gibt. Nimm z. B. 9 als Multiplicanten, so erhältst du als Product, mit Ausnahme der Zehner, blos Einer. Nimm 18, und du erhältst nur Zweien. Nimm 27, nur Dreien, und so weiter.

— Zu Bahia (Brasilien) ward am 4. November v. J. einer der gefährlichsten Raubmörder, Januario, seit Jahren schon ein Schrecken jener Gegenden, von den Assisen zum Tode durch den Strang verurtheilt. Seine letzte Unthat war die gewesen: er überfiel nahe bei Bahia den würdigen Greis Correa und dessen Tochter, in Abwesenheit des Sohnes der Familie und unterwarf ihn manchen Qualen, um den Versteck des Geldes und der Kostbarkeiten offenbart zu erhalten. Da sich der Greis standhaft hielt, so ward er von Januario und seiner Bande rasch unter die Walzen einer Zuckerrohrmühle geschoben und auf das fürchterlichste umgebracht. Schon warf man die Tochter auch in die Mühle, als sie um Schonung schrie und den Versteck der Baarschaften den Räubern zeigte. — Zur Vollstreckung der Hinrichtung meldete sich ein Freiwilliger... der Sohn Correa! Vom Richter anfänglich zurückgewiesen, setzte der gebildete und sonst geachtete junge Mann doch endlich seinen glühenden Wunsch durch, den Mord des Vaters rächen zu dürfen, indem er zum ersten und zum letztenmal in seinem Leben den Henker machen sollte. Der bram-

Digitized by Google

tete Scharfrichter aber ward zur Aushülfe commandirt. Nach dem langen Gange vom Gefängnisse verlor der Mörder seine wilde Geistesgegenwart beim Anblicke des Schaffots, er kämpfte noch lebendig zu wiederholten Malen mit der Agonie. Correa bemächtigt sich des Deliquenten, legt ihm die Schlinge um, stößt ihn hinab und um ihn rasch zu tödten, springt er nun rittlings auf des Gehenkten Schultern. Da — reißt der mürbe Strick, der Vollstrecker wie der Gerichtete stürzen die Höhe herab in den Sand und rollen übereinander hin. Correa ist rasch auf den Beinen — Januario erhebt sich spät und spirkt dann den Todten. Da traten die Geistlichen herzu, ermahnten ihn, nun stand er auf, und flehete inbrünstig, man möge die erlittene Steafe des Hängens ihm als die Buße anrechnen und ihn — wenn es sein müßte — auf Zeitlebens in Ketten legen!! — Der Richter winkt, und der wahre Scharfrichter stößt wenige Minuten nachher den zweimal Hingerichten von dem Gerüste weit in die Luft hinaus, ausrufend: „dergleichen macht man so." Die Zuschauer (bei deren Manchem Neugier, Schreck, rohes Gelächter und tiefstes Grauen gewechselt hatten) redete der eine Geistliche dann oben von der Plattform an, wies auf die fürchterliche Vergeltung ausgesuchter Unthaten hin — die Zuschauer entfernten sich, nachdem er geendigt, still und ernst von der schrecklichen Scene.

(Curiosum.) Es existiren von komischen Bittschriften aller Art die verschiedensten Proben, zu denen die nachstehende, welche neuerdings, wie sie hier steht, von einem Invaliden eingereicht wurde, ein Beitrag sein mag, da sie sich durch Naivetät und Verwickelung der Verhältnisse als höchst eigenthümlich darstellt.

„Als Landwehr-Cavallerist gestanden bei der ersten Esquadron des II. Regiments in demselben, habe ich die Gnade gehabt, die Feldzüge 1813, 1814 und 1815 als ein Soldat mitgemacht. Nach diesen vollzogenen dreijährigen Feldzügen, wurde ich bei Vollendung derselben auf dem Rückmarsche von einem Pferdeschlag auf der Brust so verletzt, daß ich zu meiner Ausbesserung des Lazareths in Anspruch zu nehmen die Folge war und dadurch die gleiche Folge meiner Entlassung vom Militair die Veranlassung beiführte, begab ich mich auf dem Dorfe W. bei meine Mutter, um das von mir erlernte Webergeschäft zu betreiben, hierauf mich verheirathete (aber Leider) hat dieses Geschäft obgleich dasselbe schon sehr gesunken durch deren Maschinerien den letzten Stoß erhalten, wodurch ich nur nicht durch meiner Hände Arbeit brodlos dastand, sondern auch selbst durch den erhaltenen Pferdeschlag, bei meinen vorrückenden Jahren, als Tagelöhner mein Brod zu verdienen sehr schmerzhaft wird, indem mein Körper durch Körperliche Arbeit sich nicht mehr qualifizieret, wohl aber durch einen Posten mit Laufen genügen würde" u. s. w.

(Anwendung der Wasserkur am Aetna und Vesuv.) Das englische Scherzblatt „The punch" verspottet die tollen Actienunternehmungen unserer Zeit, indem es anzeigt, es habe sich in England eine Actiengesellschaft gebildet, „um ein allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen," nämlich die feuerspeienden Berge Aetna und Vesuv auszulöschen. Das umliegende Land sei höchst fruchtbar, bringe aber der gefährlichen Nachbarn wegen jetzt nichts ein und das Capital, das man auf das riesenhafte Unternehmen zu verwenden gedenke, müsse mit der Zeit wenigstens 50 Pct. abwerfen. Zuerst solle der Vesuv vorgenommen werden; vermittelst einer ungeheuern Wassepumpe werde man das mittelländische Meer in den Krater des Vulcans pumpen, was sich mit Hilfe einer ungeheueren Dampfmaschine sehr leicht werde ausführen lassen. — Dies Unternehmen wäre jedenfalls nicht toller als die Speculation, welche vor einiger Zeit in England ein Mann in allem Ernst ankündigte, indem er anzeigte, er habe die wichtige Entdeckung gemacht, aus Sägespänen wieder Breter und Balken zu machen und zur Bildung einer Actiengesellschaft aufforderte. Es fanden sich wirklich einige Thoren, welche von dem frechen Betrüger Actien nahmen, der mit dem erhaltenen Gelde durchging.

(London.) Es sind schon oft Berechnungen und Vergleichungen aufgestellt worden, um die ungeheure Größe Londons recht anschaulich zu machen; kaum dürfte dies aber schlagender bewirkt worden sein, als durch folgende Berechnung: Wenn die Einwohner von Liverpool, Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Bristol, Newcastle, Cambridge, York und noch 60 der bedeutendsten Städte Englands (die namentlich aufgeführt weeden) zusammen vereinigt würden, so bildeten sie noch immer kein London; denn diese 69 Städte würden nur eine Bevölkerung von 1,873,180 Seelen haben, während London noch 487 mehr enthält. Sechzig Städte so groß als Exeter würden dazu gehören, um den Raum und die Ausdehnung Londons zu erreichen, und diese Riesenstadt wächst fortwährend so bedeutend, daß alle drei Viertel Jahre eine Einwohnerzahl gleich jener der Stadt Exeter neu dazu kommt, aber London ist auch bereits so groß, daß man diese fortwährende Vergrößerung eben so wenig bemerkt, als ein Eimer voll Wasser bemerkt wird, den man in das Meer schüttet.

Pariser Modenbericht.

Einfarbige Merinos, mit Seide in abstechender Farbe gefüttert, Cashemir und englischer Plüsch machen einander die Gunst streitig, zu den elegantesten Schlafröcken verwendet zu werd n. Nach dem Schlafrock legt man das Oberreckkleid mit gesteiftem Leibchen und engen Aermeln von Reps, Pekin, Gros de Naples ꝛc. an und zu diesen Kleidern trägt man den Camail von schwarzem Cashemir oder von Sammet, den mit Pelz verbrämten Mantel mit Aermeln, oder die Pelerine von Hermelin. So fehlt nur noch der Hut, der meist von dunkelgrünem oder blauem, oder noch besser von schwarzem Sammet ist. Auf diesem sind Bänder, die eine Halbguirlande von Schalen bilden, ein einfacher und geschmackvoller Ausputz. Der schönste Ausputz dagegen auf farbigem Sammet ist ein Bouquet von gefleckten Macabouls oder eine hängende Feder; auch Büschel von hohen Federn haben wir gesehen. — Man möge ein Kleid von Atlas, von Sammet, Moire oder Reps zu einem Concert, einer Soirée ꝛc., oder ein Kleid von schwarzem Crepp, oder ein Kleid von leichter Gaze tragen, die Façon ist immer so ziemlich dieselbe, d. h. das Kleid hat ein glattes, gesteiftes, mehr oder minder ausgeschnittenes Leibchen, je nachdem die Aermel lang und eng, oder außerordentlich kurz und mit Schleifen à la Ludwig XIV. verziert sind. Wie oft schon erwähnt, werden häufig algierische Quasten getragen; sie sind vermischt von Perlen und Gold, Gold und Blau, Gold und Kirschroth, Gold und Smalte, Gold und Smaragdgrün,

Digitized by Google

welch, lang, und tragen Nadeln gleich denen, welche sich die römischen Frauen bedienten, und die man mit Recht einmal — Lucretia-Nadeln nannte. Wir sahen ein Kleid von schwarzem Sammet, das vorn mit zwei breiten, mit Atlas eingefaßten Streifen besetzt war, welche vom Gürtel an auseinanderliefen, so daß sie eine schürzenartige Besetzung bildeten; auf dem Unterkleide von citronengelbem Atlas bilden schwarze Schnuren eine Doppelreihe von länglichen Carreaux, deren Ende auf dem Streifen durch schwarzes Atlasband befestigt war; das Leibchen war gesteift und herzförmig offen, so daß man eine Chemisette von kostbaren Spitzen mit ähnlichem Ausputz sah.

Es ist die Zeit der Bälle, Soiréen und Concerte; man tanzt überall, und wir haben viele Gelegenheiten, reizende Toiletten zu schildern. Zuerst erwähnen wir die reiche Toilette der schönen Madame W. Ihr Kleid von braunem Sammet war bis in die Mitte des Rockes herauf mit einer glatt angenähten schwarzen Spitze mit gothischen Mustern bedeckt und die Chatelaine-Aermel, so wie eine breite Berthe von denselben Spitzen durch prachtvolle große Diamantenagraffen gehalten. Ein orientalischer Turban mit Goldflittern vervollständigte diesen reichen, wahrhaft ausgezeichneten Anzug. Auch der folgende Anzug einer jungen Frau erschien uns der Auszeichnung werth; Kleid von himmelblauem Königssammet, vorn offen über einem Rocke von weißem Atlas; zwei Streifen englischer Spitzen als Garnitur auf den Revers des Kleides, die fächerartig auf das Leibchen hinaufging, dessen Vordertheil von weißem Atlas war, um Aehnlichkeit mit einem offenen Oberrocke zu erhalten. Gleiche Spitzen an den Aermeln und als Coiffüre eine Resille-Toque in Blau und Silber mit langen englischen Locken. Ein anderer Anzug bestand in einem weißen Crepp-kleide mit doppeltem Tunikarocke, dessen Säume eine leichte Stickerei von ponceaucother Chenille hatten; und einer Berthe, die bis zur Taille herabreichte und in kurzen Aermeln mit derselben Stickerei; italienisch geflechtenes Haar, mit natürlichen rothen Nelken ausgeputzt. Ein Kleid von rosa italienischem Taffent hatte zwei Volants von rosa Crepp und am Leibchen eine Draperie, den Kopfputz bildete eine Guirlande von verschiedenen natürlichen Blumen. Zur Vervollständigung dieser verschiedenen Anzüge erwähnen wir noch einen, der durch guten Geschmack sich auszeichnete. Das weiße Atlaskleid war mit vier Streifen Schwan besetzt und diese Besetzung wiederholte sich an den Aermeln und an dem Leibchen, das keine Berthe hatte. Den Kopfputz bildete eine Halbscharpe von leichtem weißem Tülle mit Silberfransen, die anmuthig oben auf dem Kopfe angebracht war und an jeder Seite von einem Brillanten gehalten wurde.

Man sieht allmählig Kleider von Crepp mit Gold- oder Silberkahn. Für junge Mädchen mögen hier noch einige Moredetails folgen:

Bei einem Balle sind die Kleider immer sehr leicht und einfach, von welcher Farbe sie auch sein mögen; meist haben diese Kleider einen doppelten Rock, von dem der eine durch ein Blumenbouquet (Vergißmeinnicht, wenn das Kleid weiß ist) aufgenommen wird; das Leibchen und die Aermel sind gerüscht, die Locken sind englisch lang und mit einem Blumenzweige an der Seite. Dieselbe Toilette in Rosa mit natürlichen weißen Haideblümchen.

Von den Hüten ist jetzt eigentlich gar nicht mehr die Rede; alles beschäftigt sich nur mit Putzanzügen und man sieht deshalb nur kleinschiemige Hütchen, Haubchen, Coiffüren von Spitzen oder Sammet, aber alle diese Kopfputze sind so leicht und so geordnet, daß sie das Gesicht ganz frei lassen. Die Hüte zum Ausgehen müssen immer die Farbe des Kleides haben.

Die modischsten Schuhe sind ziemlich hoch und mit Spitzen und Püffchen besetzt. Es werden sehr viele Chatelaine-Ketten getragen, die man in der Mitte des Leibchens befestigt und die von da ziemlich weit herunterreichen. Einige bestehen aus einer großen Brillantenagrafe, von welcher eine große Anzahl Kettchen von Perlen und Brillanten ausgeht, die sich sodann wieder in einem Ringe vereinigen, an welchem irgend ein Schmuck hängt, meist ein Kreuz oder ein „Sentiment."

Herren-Mode. Die Herrnmoden sind, sobald es sich um Ball- und Soirée-Toiletten handelt, mit einer so außerordentlichen Sorgfalt gearbeitet, welche erwähnt zu werden verdient. Nicht daß die Costüme glänzend und dem Luxus unserer Vorältern würdig wären, durchaus nicht, selbst der Sammet wird zu den Putz-Fracks nicht mehr gesucht. Das Cachemir-Tuch ist das Einzige, welches man dazu benutzt, und die distinguirtesten Knöpfe sind weder ciselirt, noch fein gravirt, noch mit guten Steinen ausgelegt; im Gegentheil sind die Knöpfe vom besten und neuesten Geschmack, von einfacher gedrehter Seide, mit der Farbe des Fracks übereinstimmend; Roolf, welcher sich so gut auf die männliche Eleganz versteht, Roolf, welcher die elegantesten unserer Cavaliere kleidet, setzt an die hubschesten Fracks, welche er ihnen liefert, nicht mehr Metallknöpfe, er begnügt sich damit, die Fracks mit schwarzer Seide zu füttern, sobald sie von dunkler Farbe sind, oder mit einem weißseidenen Steff, sobald sie von einer hellen Farbe sind. Fracks nach jener Art macht man etwas anschließend, besonders in den Aermeln, die Taille ist sehr lang, die Schöße weit, die Anglaisen sehr groß, der Kragen weit überfallend. Die Straßen-Fracks sind jenen ähnlich, indessen sind sie leichter, haben weitere Aermel und Patten auf den Hüften. In gleichem Grade wie die Fracks verdienen die von Roolf verfertigten Pantalons, vermöge der Sauberkeit ihres Schnittes, beachtet zu werden, die Straßen-Pantalons trägt man jetzt eher weit als eng, besonders über den Hüften. Die dazu benutzten Steffe sind: die Satins, Bonjean, Cassimirs, und einige warme, aber weiche wollene Steffe. Die Soirée-Beinkleider sind fast anschließend, und lassen die Fußbiege unbedeckt, oder von weißem und schwarzem Cassimir. Sie haben Sprungriemen von einer seidenen Passementrie. Man trägt sie im Innern der Schuhe. Sie sind über dem Knöchel offen und mit 4 Knöpfen versehen, welche bisweilen von guten Steinen sind. Den Hauptluxus verwendet man noch immer auf die Westen; Roolf arbeitet deren ganz reizende, von weißem Atlas gestickt, mit Gold oder Silber durchwirkt, von Velours d'entille, von Velours d'amassé, mit Gold im Innern der Blumen, andere von Valencias und hellen Farben, oder von glattem gesticktem Cachemir. Jene Westen sind sehr offen, sind gerade, und haben nur einen sehr kleinen geraden Kragen, die Straßengilets macht man mit Shawls, oder sie kreuzen sich mit Anglaisen; Cassimir, gepreßter Sammet, schottischer Sammet und seidener Plüsch, sind die dazu beliebtesten Steffe.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kleinschirmiges Hütchen mit langer Feder. Rosakleid, auf dem Leibchen und vorne am Kleid herab mit schwarzen Spitzen besetzt. No. 2. Ballanzug. Spitzenfichü, vorne von drei Rosen zusammengehalten. Kleid mit geschmackvollem Spitzenausputz. No. 3. Soirée-Toilette. Wattirter und mit Seide gefütterter Ueberrock; Kragen und Aufschläge von Sammet; die Taschen sind unter den Schößen; der Rücken hat die Form eines Paletot, das heißt mit langer Taille und oberhalb jeder Falte befindet sich ein Knopf, und die Schöße des Rückens stehen in der Mitte offen. Der Frack steht unten vorn auseinander; der Ausschnitt des Kragens ist ein wenig groß, um die Weste sehen zu lassen; die Revers werden durch zwei Knöpfe gehalten, welche man Zwillingsknöpfe nennt. Die Weste ist gerade, steht unten auseinander, so auch oben der Kragen. Die Beinkleider sind oben und unten eng.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Von den Moden.

August Lewalds Europa, welche gleichfalls Modebeilagen bringt, sagt in einer ihrer neuesten Nummern über ihr seitheriges Bestreben Folgendes:

„Wir gaben weder gelehrte Abhandlungen, noch breite Compilationen, weder tiefsinnige Betrachtungen, noch hohle Verbesserungen, wir blieben bei dem Practischen stehen, wozu uns eben die Bilder des

Petit Courrier des Dames

am Besten dienten, **welches vorzugsweise dasjenige Moden-Journal ist, das die Trachten gibt, wie sie wirklich sind und die man nachahmen kann,** ohne in den Fall der ehemaligen Meerveilleusen und Incroyables zu gerathen; **es sind Moden, die wirklich von gutem Ton zeigen, und von anständigen und feinen Leuten getragen werden können, ohne sich — gerade heraus gesagt — lächerlich zu machen.**"

Wir führen hier diese Stelle aus dem Grunde an, um unsern Abonnenten zu zeigen, daß wir gleichfalls jene praktische Richtung eingeschlagen und unsere **Damenmoden** sowohl, wie einen Theil der **Herrenmoden** (den andern Theil entlehnen wir aus dem in Herrenmoden ebenso vorzüglichen Journal des Tailleurs) einzig und allein aus oben angeführtem Pariser Moden-Journal Petit Courrier des Dames entlehnen, welches anerkannt dasjenige ist, welches unter allen die **geschmackvollsten** und **gefälligsten Moden** bringt, wie oben gesagt ist, und daß alle diejenigen deutschen Moden-Journale, welche aus irgend einem Grunde eine andere Pariser Modenzeitung als Quelle benutzen, unserem Moden-Journal an **Eleganz** und **Geschmack** der Modetrachten aus oben angeführtem Grunde **nachstehen.** Zugleich erlauben wir uns,

unsere geehrten Abonnenten

in Kenntniß zu setzen, daß mit **No. 13** das erste Quartal schließt. Die geehrten Abnehmer bei den Wohllöblichen

Digitized by Google

Postämtern und Buchhandlungen werden daher ergebenst ersucht, ihre Bestellungen vor Quartalschluß zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zusendung stattfindet. Die geehrten Leser, welche das Blatt durch die Boten beziehen, sind gebeten, bei **No. 13** sich zu bestimmen, ob sie das Journal aufgeben oder forthalten wollen, indem die Annahme von **No. 1** des II. Quartals auch zur **Abnahme** des genannten ganzen Quartals verpflichtet. Uebrigens bitten wir, bei **No. 13** an die **Boten** gegen Aushändigung einer **gedruckten Quittung** auch Zahlung zu leisten, wobei für dieses Quartal die geschehene Anzahlung in Abzug und von nun an auch in **Wegfall** kommt, so daß mit dem jedesmaligen künftigen Quartalschluß der ganze Betrag von 15 Ngr. zu entrichten ist.

Die Redaction.

Eines Kriegers Glück und Ende *).

Alles, was dem Wesen der Liebe nicht zuspricht, ist Sünde, und Alles, was Sünde ist, spricht dem Wesen der Liebe nicht zu. Bettina.

Es war am 4. December des Jahres 1808, als Napoleon seinen siegreichen Einzug in Madrid hielt.

Ein denkwürdiger Tag! Nachdem ihm bereits aus den bedeutendsten Residenzen Europas die Schlüssel entgegen getragen wurden, schlug endlich auch für Madrid die verhängnißvolle Stunde.

Die dürftige December-Sonne senkte ihre frostigen Strahlen rings auf die sandigen Ebenen Madrids, und spiegelte sich nur matt in den Zinnen alterthümlicher Paläste und in den öden Fluthen des Manzanares — fast so wie die halb umwölkten Blicke des Eroberers nur auf düstere Mienen und kalte Herzen fielen.

Karl IV. und sein Sohn Ferdinand waren von dem Throne ihrer Väter verdrängt. Napoleon gab das Scepter der schönen Halbinsel in die kraftlose Hand seines Bruders Joseph. Alle Spanier fühlten sich in ihrem Oberhaupte compromittirt. Sie konnten kein Herz fassen zu dem fremden König, so gut es dieser auch mit ihnen meinen mochte.

Der Einzug war in militairischer Hinsicht höchst festlich, so viel er auch in andern Hinsichten zu wünschen übrig ließ. Der Mann des Jahrhunderts an der Spitze seiner unüberwindlichen Armee, das Gefolge von Herzögen und kandidirten Königen, die den Kaiser umgaben, und die ruhmgekrönten Marschälle, die übrige glänzende Generalität, die stolze und imposante Haltung der Garden, die sich in so vielen Schlachten mit Ruhm bedeckt, die blinkenden Waffen, die geschwungenen Adler, das Glockengeläute, dazwischen Trommelwirbel und Kanonendonner — das Alles trug wohl bei, das schaulustige Volk herbei zu locken; aber nirgends zeigte sich lebhafte Theilnahme oder Anhänglichkeit, nirgends wollte das Feuer des Enthusiasmus in die Höhe lodern; und selbst der matte Zuruf, der sich hier und da hören ließ, war nicht aufrichtig, gleichwie den Waisen der Jubel nicht recht von Herzen geht, wenn der fremde Stiefvater einzieht, Hochzeit zu halten. — Kurz, es war der Einzug des Siegers in eine eroberte Stadt, keineswegs aber der Einzug eines Königs in seine Residenz.

Unter denjenigen, welche mit schwellendem Siegesgefühl in die Hauptstadt des stolzesten Volkes der Welt einzogen, befand sich auch Capitain Bertrand de Lasalles. Bertrand stammte aus einem altadeligen Geschlechte in Frankreich; sein Vater hatte jedoch das Unglück, in den Augen der Schreckensmänner der Neunziger Jahre als ein Verdächtiger zu erscheinen, weil er zu einer Zeit, wo der Adel schon in Frankreich abgeschafft war, seinem Namen in einem Briefe, den ein Maratist unglücklicher Weise auffing, das adelige de vorzusetzen, die Unvorsichtigkeit hatte. Diese zwei Buchstaben kosteten ihm nicht mehr und nicht weniger, als den Kopf.

Die Familie Bertrands glaubte hierauf die Bande, welche sie an das Vaterland knüpften, zerreißen zu müssen. Sie wanderte aus, und es gesellte sich nun für Bertrand zum Verluste des Vaters auch den des Vaterlandes. Bertrand war damals noch ein Knabe; als er zum Jüngling heranwuchs, boten die Seinigen Alles auf, ihn dahin zu vermögen, daß er sich den Heeren der auswärtigen Mächte einverleibe und gegen Frankreich kämpfe. Aber Bertrand bebte zurück vor dem Gedanken, das Schwert gegen sein Vaterland zu ziehen, ihm war, als hübe er gegen seine eigene Mutter die verbrecherische Hand auf. Nicht nur, daß er schon früher die Betrübniß der Seinigen über den ruhmlosen Ausgang des Emigranten-Feldzuges unter Condé nicht theilte, freute er sich vielmehr heimlich des Sieges, den Napoleon Bonaparte an die Fahnen der republikanische Heere gefesselt zu haben schien.

Napoleon Bonaparte hatte damals das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie in Frankreich wie Hercules die

*) Aus dem Humoristen.

Digitized by Google

Hydra, bereits zu Boden geschmettert und sich ganz allein, aber mit allgewaltiger Hand, des Steuerruders bemächtigt. Alle Welt erfüllte der Ruhm seines Namens. Der Glanz dieses Ruhmes strahlte verblendend auf die französische Nation zurück.

Bertrand folgte vom Anbeginn mit bewundernden Blicken dem Aufschwunge dieses außerordentlichen Genius, wie man das Schauspiel der aufgehenden Sonne bewundert. Enthusiastische Gemüther aber, wie die der Franzosen, lieben auch das, was sie hoch bewundern; er bedauerte es jetzt um so mehr, aus Frankreich, diesem Kanaan des Ruhmes, verbannt zu sein, er betrachtete sich außerhalb dieses magischen Kreises wie in düstere Dämmerung versetzt. Er war auch einer der Ersten, welche auf den Flügeln fränkischer Begeisterung nach Frankreich eilten, als es dem ersten Consul beliebte, einer bestimmten Klasse von Emigranten die Rückkehr in ihr Vaterland zu gestatten. Er trat sogleich unter die Fahnen und widmete sich mit unermüdetem Eifer seinem Berufe als Militair nicht ohne rühmlichen Erfolg, denn in der kurzen Frist von 5 Jahren hatte er sich bereits zu dem Range eines Capitains in einem kaiserlichen Garde-Regimente emporgearbeitet.

Er zog nun, wie wir wissen, in die Hauptstadt Spaniens mit seinem Regimente ein, und freute sich der soldatischen Glorie des Tages, von der auch ihm, als einem der muthigsten Kämpfer, sein gebührender Theil zukam.

* * *

In seinen freien Stunden erging sich Bertrand gern in den weitläufigen Straßen Madrids, um seine Phantasie mit neuen großartigen Formen und Bildern, sein Tagebuch aber mit interessanten Notizen zu bereichern. Bertrand führte nicht nur einen guten Degen, sondern als ein echter Ritter des 19. Jahrhunderts auch eine gute Feder. Er wollte den Eindrücken wichtiger Augenblicke gerne Dauer verleihen, um das Merkwürdigste seiner Erlebnisse auch in späteren Tagen noch ein Mal durchzuleben; denn der Mensch, der flüchtige Sohn der flüchtigen Stunde, träumt von Zukunft und langer Fortdauer. Er besichtigte unter andern Merkwürdigkeiten auch die Puerta del Sol, ein Platz, berühmt und berüchtigt zugleich; ersteres vermöge seines Umfanges und der stattlichen dort befindlichen Gebäude, letzteres wegen der Frequenz vielen verworfenen Gesindels, welches hier am liebsten sein Wesen treibt, Gaunerstreiche aller Art waren hier immer, vorzüglich aber in neuester Zeit, wo die Anarchie im Lande täglich mehr einriß, an der Tagesordnung.

Bertrand ward gewarnt, sich auf dem Platze Puerta del Sol absonderlich zur Zeit der Dämmerung nicht viel zu schaffen zu machen; er aber, ein Chevalier sans peur et sans reproche, ließ sich darüber kein graues Haar wachsen. Er hatte jedoch von dem Treiben auf diesem Platze bald einen kleinen Vorgeschmack bekommen. Die Sonne neigte sich zum Untergange und die Natur seufzte einer langen Decembernacht entgegen. Der Capitain wollte eben in die San Geronimostraße einbiegen, als er hinter einer Hütte, hart an einem Bassin, ein sonderbares Geräusch vernahm. Er sah sich um, und eine Scene schreckhafter Art stellte sich seinen Augen dar. Zwei Kerle waren hier so eben in einem räuberischen Anfall auf zwei, wie es schien, vornehme Damen begriffen. Ein Bedienter (seine harlekinartige Kleidung ließ ihn für einen solchen gelten) schwamm in seinem Blute; die eine Dame lag gebunden am Boden und einer von den Banditen war so eben bemüht, ihr einen Knebel in den Mund zu drehen; die andere Dame reichte dem zweiten Räuber ihre Ringe und eine Perlenschnur dar, und fürchtete, noch eines höheren Geschmeides, als das von Gold und Perlen beraubt zu werden. Der erste Bandit, als er den Capitain mit blankem Degen auf sich eindringen sah, glaubte, es sei hier das Beste, ohne Weiteres Reißaus zu nehmen — er entfloh und verlor sich schnell in dem Labyrinthe sich mannigfach kreuzender Straßen. Sein Kamerad erachtete es aber für chevaleresker, vom Leder zu ziehen. Es war dies eine stämmige, baumhohe Gestalt. Ein pechschwarzer Backenbart, welchen Satan selbst gefärbt zu haben schien, umgab das gespensterbleiche Gesicht, wie schwarzes Wettergewölk die blasse Mondscheibe; daraus lugten Augen hervor, wie zwei Funken aus der Hölle.

Bertrand, der ausgezeichnetste Fechter im Regiment, würde bei besserer Muße mit seinem Gegner, wie der Kater mit der Maus, eine Weile gespielt haben; da aber keine Zeit zu verlieren war, schlug er ihm die Furchel aus der Hand und spießte den rechten Arm des Räubers an einen Laden der Hütte. Der Räuber hatte aber noch einen gesunden, nervigen linken Arm, und obgleich sich dieser über das Unglück seines Bruders zur Rechten entsetzte, faßte er sich doch schnell, und wollte den Capitain mit einem Dolche auf leichtere Weise über den Acheron fördern; dieser aber erfaßte den Arm des Räubers und wußte ihn so zu regieren, daß dieser sich den Dolch mit der eigenen Hand in die Brust stieß und so gleichsam einen unfreiwilligen Selbstmord beging. Mit einem gräßlichen Fluch über die Feigheit seines Spießgesellen trat er an den Richterstuhl Gottes.

Jetzt erst hatte Bertrand Zeit, sich nach den Damen umzusehen. Die von dem getödteten Räuber angefallene

Digitized by Google

Dame war auf eine steinerne Bank niedergesunken und konnte sich vor Schreck nicht von der Stelle bewegen. Bertrand trat hin zu ihr, um sie aufzurichten, Sie stammelte einige Worte heißen Dankes und bat den Capitain in gutem Französisch, ihrer Gouvernante und dem armen Bedienten beizuspringen.

Der Bediente hatte einen tödtlichen Stoß erhalten — ein armer Narr weniger in der Welt, dem großen Narrenhause. Ruhig und schmerzlos lag er da. Nicht so behaglich war der Zustand der Gouvernante: sie war gebunden und in dieser trostlosen Lage noch dazu um den Gebrauch ihrer Zunge gebracht. Bertrand zerschnitt ihre Bande und nahm ihr den entsetzlichen Knebel aus dem Munde. Wie ein angeschwollener Bach, wenn man den hemmenden Damm wegzieht, sich schäumend überstürzt, so brach jetzt die entfesselte Zunge der Gouvernante in einem endlosen Schwall von Worten aus. Sie stürzte bald auf das Fräulein, bald auf den Capitain zu.

Dem Letztern gab sie in langen Perioden kund, daß das Fräulein, welches er gerettet, Donna Isabella de la Rosa, die Tochter eines reichen Marquis, die einzige Tochter desselben und das edelste liebenswürdigste Fräulein der Welt sei; sie sagte ferner, daß sie eine plötzlich erkrankte Tante noch ein Mal zu sehen wünschte, daher sie in der Eile nicht einmal anspannen lassen wollte u. s. w.

Der Capitain nahm indeß den Dolch des Räubers als eine Trophäe seines Sieges mit sich, ließ die Leichname durch herbeieilende Polizeidiener wegschaffen, und miethete für die Damen ein von den eben herbeirasselnden zweirädrigen Caleschen. Der Capitain bot den Damen sein Geleit an, und Donna Isabella bat ihn, sie zu der erwähnten Tante in der Straße del Carmen führen zu lassen. Man stieg ein. Donna Isabella erbat sich hierauf den Namen ihres Retters, und nachdem sie ihn erfahren, sagte sie: „Ich und mein Vater werden den Aufenthalt des edlen Mannes zu finden wissen, dem ich unter allen Sterblichen nach meinem Vater am meisten verpflichtet bin."

Bertrand verwünschte die Dunkelheit, welche verhinderte, daß er die Dame, deren Organ und Ausdruck sein Ohr entzückte, nicht auch mit den Augen deutlich sehen konnte; er antwortete: „Ich erfüllte nur eine heilige Pflicht, mit deren Erfüllung ich mich durch jenen Bedienten, der eines ritterlichen Todes gestorben, nicht beschämen lassen durfte. — Eine kleine Bitte aber möchte ich doch noch gerne vortragen dürfen, bevor ich von Ihnen scheide, Sennora; wir Krieger lieben nun einmal Trophaen aller Art, dürfte ich mir nun zur Erinnerung an diese Stunde irgend ein Andenken erbitten, sei es auch nur ein Handschuh, oder ein Tuch, oder sonst etwas dergleichen."

Der Wagen war indeß vor dem Hause der Tante angelangt — mehrere Bedienten mit Fackeln sprangen herbei. Der willkommene Schein dieser Fackeln überzeugte den Capitain jetzt völlig von der seltenen Schönheit seiner Geretteten. Donna Isabella stieg aus dem Wagen, reichte dem Capitain ihre Schleife hin und sprach mit einem Blicke, mild wie der Glanz des Abendsternes, der als die schönste Zierde, auf der funkelnden Himmelsdecke prangte:

„Ich werde das Vergnügen haben, meinem Retter noch ein Mal und vollständiger zu danken." Sie eilte hierauf in das Innere des Hauses und entschwand seinen Blicken.

Die Gouvernante glaubte hierauf ihrem Befreier, wenn auch unaufgefordert, gleichfalls ein Andenken verehren zu müssen; dieses war einer frommen Spanierin nicht unwürdig; sie gab ihm einen — Rosenkranz, welchen sie zu Santa Maria de Nieva, allwo das wunderthätigste Gnadenbild in Spanien, kaufte und weihen ließ.

„Lächeln Sie nicht," sprach sie zu Bertrand, „ein Soldat kann sich nicht genug daran erinnern, daß er ein Christ ist, eben weil er das unchristlichste Handwerk treibt." — Jetzt aber flog der frommen Gouvernante noch eine schreckliche Bedenklichkeit durch den Kopf. „Ums Himmels willen, Capitain, Sie sind doch kein Ketzer!" rief sie aus.

„Nein," antwortete Bertrand, „ich bin ein Rechtgläubiger."

„Gottlob, Gottlob," sprach hierauf die Gouvernante, „er ist ein Rechtgläubiger!" und eilte dem Fräulein nach. Der Capitain aber fuhr in demselben Wagen mit seinen seltsamen Trophäen nach seiner Wohnung in der Straße de las Pretiosas.

* * *

Des andern Morgens erdröhnten ungeheure Trommelwirbel in den Straßen Madrids. Napoleon wollte große Heerschau halten. Sämmtliche Truppen in und um Madrid zogen aus, sich in den Ebenen unterhalb des Segoviathores aufzustellen. Es verbreitete sich der Ruf, der Kaiser werde Denjenigen, welche sich bei der Erstürmung der Defileen an die Somosierra vorzüglich hervorgethan, Ehrenkreuze austheilen.

Bertrand langte an der Spitze seiner Compagnie bei dem versammelten Heere an. Dieses stellte sich Behufs der großen Revue auf und erwartete seinen erlauchten Führer. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Bald stieg in der Ferne eine große Staubwolke, den Staub durchschimmerte Gold wie Sonnenstrahlen. Es

Digitized by Google

war der Kaiser mit seiner Generalität. Der Ruf: „l'Empereur!“ flog wie ein elektrischer Funke durch die Reihen der Soldaten, die Wachposten riefen in das Gewehr, alle Tambours rührten sich, die Adler wurden geschwenkt, die Artillerie gab eine Salve von 3 Kanonenschüssen. Das Kommando erscholl, alle Gewehre wurden präsentirt. Jeder Soldat gab sich den möglichsten Anstand; das Feuer kriegerischen Muthes glänzte in allen Blicken. Als der gewaltige Imperator anlangte: erscholl der begeisterte Ruf: „Vive l'Empereur!“ aus den Tausenden von Kehlen weithin durch das unabsehbare Gefilde. Die Luft erzitterte und die Herzen patriotischer Spanier, welche dem Spectakel in der Ferne zusahen, erbebten. Aller Augen waren jetzt starr auf diesen Großmeister der Kriegskunst gerichtet. Ein Planeten-Chor von sieben goldflotzenden Marschällen umgab den Kaiser; Generäle niederen Ranges umgaben wieder die Marschälle wie Monde, welche sich wie den Planeten gleichfalls um die kaiserliche Sonne drehten. Napoleon trug wie immer dieselbe einfache stereotype Uniform, die heute jedes Kind kennt. Da war ewig derselbe grüne Frack, das weiße Beinkleid, die hohen gepornten Stiefeln, dasselbe weltshistorische Hütchen, wie es Heine nennt, das dämonische, graue Oberröckchen nahm er heute nicht, da sehr gelindes Wetter war. Ein herrlicher Schimmel, stolz auf seinen Reiter und auf sich selbst, sprengte leichtfüßig mit dem Manne dahin, der dem Atlas die Bürde abnahm, um die Welt auf seinen Schultern zu tragen.

Mit einem nur ihm eigenen Scharfblicke musterte hierauf Napoleon seine wohldisciplinirten Truppen, auch nicht das Mindeste entging ihm, was zum Wesen des Soldaten gehört. So musterte einst Cäsar die unüberwindlichen römischen Legionen.

Der Kaiser war mit der Haltung seiner Truppen zufrieden. Ueber einige Commandeurs der Bataillone, welche des kaiserlichen Anblicks weniger gewohnt waren und den Kopf verloren, schien er eher zu lächeln als zu grollen. Uebrigens war er doch nicht ganz feel und heiter, denn er war mit dem Gang der Ereignisse in Spanien nicht wohl zufrieden. Seine Stirn bedeckten Wolken. All' sein Ruhm, all' seine Macht, all' seine Herrlichkeit schien sein Herz nicht erfreuen zu können; aber freilich, Seelenheiterkeit ist nicht das Attribut der höchsten irdischen Macht, sondern der höchsten Tugend!

Jetzt schritt der Kaiser, der das Verdienst gern exclamirt belohnte, zur Ertheilung der Kreuze an jene Tapferen, welche sich in der oben bezeichneten Affaire hervorgethan. Die Spanier wollten den Paß von Somosierra (den Schlüssel zur Hauptstadt des Königreichs) zu einem zweiten Thermopyla adeln. General Don Benito San Juan vertheidigte den Paß zwar heldenmüthig, aber doch nicht mit dem Ruhm des Leonidas. Hier zeichneten sich vorzüglich die polnischen Lanziers und das Garde-Regiment aus, bei welchem Bertrand als Capitain diente. Bertrand erstürmte mit seiner Compagnie vor den Augen des Kaisers einen wichtigen und von dem Feinde mit fanatischer Hartnäckigkeit vertheidigten Posten.

Der Kaiser zog jetzt eine Liste hervor und ließ durch einen Officier, welcher ihm und seinem Gefolge folgte, die Kreuze vertheilen. Tiefe, feierliche Stille herrschte bei diesem Act. Manche bescheidene Hoffnung wurde mit herrlichem Erfolge gekrönt, manche unberechtigte bittere getäuscht. Auch unserm Capitain flüsterte die Hoffnung schmeichlerisch zu: „Freue Dich, Dein Glücksstern ist aufgedämmert!“ Vergebens hieß Furcht und Bescheidenheit diese Stimme schweigen; übrigens ahnte er, daß, wenn bei dieser außerordentlichen, vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit die Stunde seines Glückes nicht schlägt, sie wohl nie schlagen dürfte. Indeß kam der Kaiser und sein Gefolge dem Capitain näher. Röthe und Blässe wechselten auf den Gesichtern der Krieger, vor welchem der Kaiser vorüberritt, und laut pochten ihm ihre Herzen entgegen. In einer Entfernung von ungefähr 40 Schritten vor dem Capitain hielt der Kaiser abermals und machte einen Glücklichen, oder wenigstens einen, der sich's einbildete zu sein. Jetzt kam der Kaiser dem Capitain immer näher, und Bertrand gerieth nochmal zwischen Hoffnung und Verzagniß, ins Gedrängniß einer peinliche Folter! — Wird der Kaiser anhalten oder flüchtig und gleichgiltig an ihm vorüberziehen?

Der Kaiser hielt mit seinem ganzen Gefolge stille vor dem Capitain. Diesem war es in dem dichtesten Gewühle der Schlacht nicht so heiß als jetzt.

„Sie sind der Capitain Lasalles,“ redete ihn der Kaiser an. — „Ich kenne Sie, Sie haben bei Somosierra vor meinen Augen gefochten. Capitain, ich bin mit Ihnen zufrieden; ich verlange zwar viel von einem Officier der Garde. Sie aber haben im entscheidenden Augenblicke Muth, Einsicht und Geistesgegenwart bewiesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Es wird unseren deutschen Studenten, namentlich von Ausländern, der Vorwurf gemacht, daß sie so übermäßig viel Bier tränken, die englischen Studenten scheinen indeß in der

Digitized by Google

Kunst, eine große Menge Gerstensaft zu vertilgen, ebenfalls keine Neulinge zu sein; denn wir lesen in einer Broschüre über die Universität Oxford, daß in Cambridge die Trunksucht der Studenten in dem letzten Jahre sich bedeutend verringert habe, weil sie im Jahre 1843 in dem St. Johanns College nur 822,000 Quart Bier getrunken, während sonst jährlich 1,644,000 Pinten Bier verzehrt worden wären.

— In England macht man jetzt eine neue Art bereits modische Knöpfe durch das Zusammenpressen eines trockenen Pulvers. Man nennt sie Agatknöpfe, und sie bestehen aus Granitpulver von St. Austalt in Cromwell. Sie sehen sehr hübsch aus, sind glänzend und sehr hart und kosten ungefähr nur ein Drittel so viel als Perlmutterknöpfe.

(Wie sich doch Vieles ändert.) Im elften und zwölften Jahrhundert lastete so tiefe Unwissenheit auf Europa, daß man in Frankreich, Deutschland und England peinliche Verbrecher begnadigte, wenn sie zu schreiben verstanden. Selbst Kaiser Carl der Große kannte nicht schreiben. — Der Leipziger Schöppenstuhl verurtheilte zu Carpzow's Zeiten einen Dieb zum Staupbesen, teug aber gleich auf Erlaß desselben an, weil der Verbrecher — gut schreiben könne und die spanische wie die portugiesische Sprache verstehe.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts erklärte Tertullian, ein großer Gelehrter, die Bildhauerkunst und Malerei für eine Erfindung des Satans und einem seiner Gegner warf er unter anderen Lastern auch die Ausübung der Malerei vor.

Die ersten deutschen Buchdrucker, welche Bücher nach Paris brachten, wueden von dem Parlament verurtheilt, lebendig als Zauberer verbrannt zu werden, und sie entgingen der Vollziehung des Urtheils nur durch die Flucht.

Die Gemahlin König Carl's VII. in Frankreich war damals die einzige Persan im ganzen Königreiche, die zwei Hemden hatte, und zu Jakob's I. Zeiten in England gingen nur Geäsinnen im Hemde zu Bette. Vor Altees legte man sich ahne Hemde in's Bett. Königin Isabelle von Baiern, Gattin Carl's II., war die erste, die leinene Hemden trug.

Die Königin Elisabeth trug in England die ersten gestrickten Strümpfe, welche ihr der spanische Gesandte zum Geschenk gemacht hatte; die Strümpfe waren sanst von Tuch. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe, die man in Frankreich sah, sind vom Jahre 1509; Heinrich II. trug sie bei der Hochzeit seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog von Savoyen.

(Pietät.) Ein reicher Brauer ließ einen Maler, der für einen vorzüglichen Künstler galt, zu sich bescheiden. Als dieser zu ihm kam, zeigte er ihm ein altes, von der Zeit sehr verdorbenes, fast unkenntliches Oelgemälde mit dem Wunsche, er möge es ihm restauriren. Der Künstler ließ es herunternehmen; es wurde mit einem feuchten Schwamme gereinigt und er sah nun, daß das schlechte Gemälde nichts als ein fettes Schwein, umgeben von einigen Ferkeln, darstellte. „Warum wollen Sie ein so werthloses altes Bild auffrischen lassen?" fragte der Maler, „an Ihrer Stelle würf' ich's auf den Kehricht!" — „Gott bewahre!" rief der Brauer aus. „Wo denken Sie hin? Es ist ein altes Familienstück."

(Die Ehe.) Büffan sagt, die Ehe sei der wahre Naturstand des Menschen. Nach Voltaire's Behauptung ist die Mehrzahl der Selbstmörder unverheirathet. Nach einem Gesetze Lykurg's durften die Hagestalzen den öffentlichen Spielen nicht beiwohnen und mußten nackt vor Gericht erscheinen, ja bei den Spartanern findet man außer thätlichen Mißhandlungen der Hagestolzen nicht nur Strafen gegen den ehelosen Stand, sondern auch gegen das Spätheirathen. In Lübeck war nach in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Rangeordnung unter den Frauen, nicht nach dem Stande ihrer Männer, sondern nach dem Alter ihrer Verheirathung. Julius Cäsar verbot Jungfrauen über 40 Jahren den Kopfputz von Perlen und Edelsteinen und den Gebrauch von Tragsesseln. In Athen mußten diejenigen verehelicht sein, die gewisse Staatsämter bekleideten, z. B. Befehlshaber, Staatsredner u. s. w. Hippel ist in seinem Buche über die Ehe der feurigste Lobredner derselben, blieb aber sein ganzes Leben ledig.

(Literarisches.) Wie weit die Gottesverehrung durch ihre eigenen Anhänger verunglimpft werde, kann man aus einem „Anmuthungen einer bußfertigen und Gott liebenden Seele bei verschiedenen Anlässen während des Tages" betitelten, schon in der zweiten Auflage in Stadtamthof bei Joseph Mayr erschienenen Gebetbuche ersehen. Die Ueberschriften einiger der darin enthaltenen Gebete mögen selbst sprechen, man wird ahne Erläuterungen den darin das Heilige in den Staub ziehenden Geist erkennen: „Beim Waschen der Hände und des Gesichts. Beim Abtrocknen. Beim Reinigen der Zähne und der Zunge. Beim Kämmen der Haare. Beim Zurechtmachen des Bettes. Beim Uhraufziehen. Uebung beim Stundenschlag. Während des Haarschneidens. Während des Bartscheerens. Beim Abschneidrn der Nägel. Bei Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse." Man sollte es nicht glauben und doch ist es wahr und das Buch trägt die Jahrzahl 1843!

— Ein junger Taugenichts hatte eine alte, sehr reiche Witwe geheirathet und genoß auf ihre Kosten des Lebens in vollem Maße. Mehr noch als die Nichtachtung, mit welcher ihr Mann sie behandelte, beunruhigte die alte Dame der Gedanke, er möchte sich ihrer zu entledigen suchen. Eines Tages, als sie den Träumen mehr als gewöhnlich nachhing und sich nach einer Speise etwas unpäßlich befand, rief sie aus: „Ich bin verloren, ich bin vergiftet!" — „Vergiftet!" fragte ihr liederlicher Gemahl erstaunt; „wer glaubst Du, daß das gewesen sein könnte?" — „Du!" rief die Alte mit zerstörten Zügen. „Du! Kein Anderer!" — „Was?" fuhr dieser entsetzt auf. „Ich ein Mörder! Sogleich gehe ich zum Doctar. Du mußt augenblicklich geöffnet werdrn."

(Madame Wilhelm Tell.) Eine der reichsten Pariser Löwinnen, die seit mehren Jahren im Witwenstandr lebte, hat neulich ihren zahlreichen Prätendenten angekündigt, daß sie eine zweite Ehe abzuschließen gedenke. Diese Erklärung wurde bei Lepage, wo man sich mit Pistalenschießen übt, gemacht, wohin sich diese Dame jeden Tag in einem mit Knöpfen besetzten Kleide begibt, um einige Schüsse abzufeuern. Sogleich stellte sich ein jeder der Liebhaber in Reih' und Glied, um den Vorzug zu erhalten; aber der Eifer derselben schien etwas zu erkalten, als die junge Witwe erklärte, daß sie ihre Hand nur demjenigen geben werde, der seine Uhr in einer Entfernung von dreißig Schritten in die Höhe heben würde, um sie durch einen Pistolenschuß zerschmettert zu sehen. Hr. v. B...., der Unerschrockenste oder der Verliebteste, war der Einzige,

Digitized by Google

welcher den Vorschlag annahm. Er entfernte sich dreißig Schritte von der Dame, hob seine Uhr in die Luft und hielt das Feuer aus; die Uhr ward zerschmettert und die Ehe mit der Witwe abgeschlassen, die man heute nicht mehr anders als Madame Wilhelm Tell nennt.

— Ein Pachter wollte seiner Gutsherrin den jährlichen Pacht abliefern, blieb aber beim Eintritt in die Stube wie versteinert an der Thüre stehen. Die alte Frau sah ganz anders aus, hatte rothe Wangen, frische Zähne und jugendliche Locken und das wars, was ihn verblüfft machte. Bin ich denn etwas Neues, fragte endlich die gnädige Frau, daß Er mich so anstaunt? Neu nicht, entgegnete er, aber gut reparirt.

— Bekanntlich gaben die Franzosen den Monaten neue Namen, als sie mit der Gründung der Republik (21. September 1792) eine neue Zeitrechnung begannen. Diese Namen waren: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire; Nivose, Pluviose, Ventose; Germinal, Floréal, Prairial! Messidor, Thermidor, Fructidor. Wer nun wissen will, was sie bedeuten, der findet es in Leo's Geschichte (oder richtiger Verdrehung der Geschichte) der französischen Revolution, der sie folgender barocker Gestalt übersetzt hat: Weinleserich, Heebstdunsterich, Frosterich; Schneeulf, Regenulf, Winduif; Keimbar, Blühbar, Grasbar; Erntegiebig, Hitzegiebig, Früchtegiebig.

(Zur Beachtung für junge Mädchen.) Das Rasen auf den Bällen führt bald unter den Rasen des Grabes.

— Neulich hat man durch Zufall den Grund erfahren, warum irgendwo irgend eine Frau eine fleißige Kirchengängerin geworden. Dieselbe wird nämlich von ihrem Manne gar arg gedrangsalt. Als sie nun vor einiger Zeit von ihrem Seelsoeger wegen ihres regelmäßigen Kiechenbesuchs beiobt wurde, erwiederte sie: „Ja sehen Se, Herr Pastor, wenn ich nich noch das Bischen Kirchenschlaf hätte, da hätte ich ja gar keine Ruhe mehr auf der Welt." — —

— Zu Hueśca in Spanien soll man noch jetzt den Katheder vorzeigen, auf welchem Pontius Pilatus die Rechte lehrte. Das mögen schöne Rechte gewesen sein! Indessen als Curiosität bleibt jener Katheder immer wichtig und so wundert es uns auch gar nicht, daß die Göttinger Juristenfacultät eine Deputation nach Spanien gesandt hat, um den Lehrstuhl käuflich an sich zu bringen.

— Hudson Lowe, der Wächter Napoleons auf St. Helena, ist jetzt in London gestorben. Er hinterläßt eine Denkschrift, worin er sagt, daß seine strenge Obhut Napoleon's, worüber man ihm so heftige Vorwürfe gemacht habe, blos die Folge gemessenster Befehle aus England gewesen sei.

— Kaiser Carl V., der elf Sprachen gesprochen hat, soll gesagt haben, man müsse mit seinen Pferden englisch, mit seinen Freunden französisch, mit seiner Geliebten italienisch, mit seinen Gläubigern deutsch und mit dem lieben Herrgott spanisch sprechen.

— „Können Sie mit denselben Worten ein Compliment und eine Grobheit sagen?" — fragte Jemand einen Bekannten. — „O ja," entgegnete dieser. „Sie verdienen mehr, als Sie verdienen."

— Mehrere Damen in Hamburg wollen einen Anti-Mieterverein gründen. Die Todtengräber beabsichtigen, gegen diese Emancipation der Frauen beim Bundestage zu protestiren.

— Der verewigte König von Holland hatte täglich 8000 holländische Gulden zu verzehren.

(Bremen.) Vor Kurzem wurde ein Sträfling wegen ungebührlichen Betragens zur Strafe in den dunkeln Keller des Zuchthauses gesperrt. Am andern Morgen war er aus demselben verschwunden. Von einer im gedachten Keller gestandenen Bettstelle hatte derselbe nämlich ein Stück Holz abgebrochen, mit demselben einige Steine im Fußboden des Kellers losgebrochen und dann unter der Mauer des Zuchthauses durchzuwühlen angefangen. Was menschliche Kräfte zu leisten vermögen, hat dieser Sträfling in einer Nacht vollbracht; mit keinem anderen Handwerksgeräth, als einem Stückchen Holz, hattte er in einer Nacht in seinem Gefängniß 2 Fuß tief, dann unter dem Fundamente eine circa 3 Fuß dicke Mauer durch und dann wieder circa 6 Fuß in die Höhe gewühlt und sämmtliche losgebrochene Erde in sein Gefängniß geschleppt. Hätte er noch circa 1 Fuß höher gewühlt, so wäre er auf dem Hofe des Armenhauses und vielleicht in Freiheit gewesen, allein er sollte die Früchte seiner Arbeit nicht genießen, und büßte seine Kühnheit mit dem Leben, denn die Erde war hinter ihm eingeschossen, und dadurch der Luft beraubt, mußte er ersticken. Am Morgen, als er fehlte, wurde auf dem Armenhaushofe ein Loch gegraben, und der Sträfling aus seinem unterirdischen Wege hervorgezogen; er war aber bereits entseelt, und blieben auch alle sofort angewandten Versuche zur Wiederbelebung ohne Erfolg.

(Ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Lebens.) Die Polizei zu Madrid wußte früher das Leben der Fußgänger auf eine wirksame Weise zu beschützen. Jeder Kutscher, der einen Menschen umfuhr, mochte er ihn beschädigen oder nicht, ward festgehalten und erhielt auf der Stelle 300 Peitschenhiebe. Kutscher und Pferde, mochten sie gehören, wem sie wollten, worden in Beschlag genommen, um für die Folgen des Unfalls als Entschädigung zu dienen. Waren die Fois tödtlich, so kam der Herr mit der Confiscation von Kutsche und Pferden noch nicht davon, und der Kutscher ward lebenslänglich auf die Galeeren nach Afrika geschickt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das größte Aufsehen erregte der Ball der Fürstin Czartoryska in dem neu decorirten Hotel Lambert. Die Fürstin selbst war schwarz gekleidet mit einem Diamantendiadem im Haar. Im Uebrigen habe ich da ungefähr Folgendes bemerkt: Kleider mit einem Rocke waren ungemein selten, man trägt wenigstens zwei, wenn nicht gar drei. Die Blumen werden sämmtlich in Kränze geordnet. Einige junge Damen erschienen gepudert, und ich muß gestehen, daß sie reizend aussahen. Die Kleider mit offenem Leibchen mit einem scheinbaren Unterkleide bildeten die große Mehrheit, sie haben aber eine Veränderung erlitten. Sonst stellte ein ganzes Blatt Ar-

Digitized by Google

las, Moire, Gold- oder Silbermoire das Unterkleid vor; jetzt ist das Blatt nur ein länglicher schmaler Streifen, eben schmäler als unten, der sich zwischen den beiden Revers des Kleides zeigt. Da diese Revers, so nahe an einander, nicht wohl einen Ausputz vertragen würden, so bringt man in einiger Entfernung von ihnen noch eine Art Revers an. Die Aermel sind so eng, so klein, daß man sie kaum mit Spitzen garniren kann, die mit Blumen- und Juwelenagrafen gehalten werden. Mehrere Anzüge sind: Kleider von Atlas in verschiedenen Farben waren mit Gazepuffen besetzt, die auch um das Leibchen herumliefen. Drei Röcke von weißem Tarlatan, mit Kränzen von weißen Rosen ohne Blätter aufgenommen, und ein eben solcher Kranz im Haar. Ein Kleid von citronenfarbigem Lampas mit zwei Spitzenvolants; glattes Schneppenleibchen mit einer dreifachen Diamantenreihe auf den drei Nähten. Einige junge Mädchen trugen zwei Röcke von himmelblauer Gaze mit Goldlahn, mit einer Goldborte besetzt und mit zwei Rosenguirlanden garnirt, die von der Leibchenschneppe ausgingen und unten rund herumliefen, um die beiden Röcke an der Seite aufzunehmen; als Coiffüre ein kleinschirmiges himmelblaues Hütchen mit Silberlahn und einer einzigen großen Rose, auf die Seite gesetzt. Auch ein wichtiges Geheimniß kann ich nicht bei mir behalten. Man versichert, unsere eleganten Damen hätten den Mantillen, Mäntelchen, Camails, so wie den Gaenituren à la vieille und den ausgezackten den Krieg erklärt, und es würde in den ersten Tagen des Frühlings ein Langshawl in ganz neuer Form in seinem fashionablen Glanze erscheinen, man speicht davon, wie von einer völligen Revolution. Die Coiffüren bildeten unbestritten die Mehrheit, doch sah man weniger kleinschirmige Hütchen und Turbane als Phantasie-Coiffüren. Die hübschesten waren von farbigem Sammet und mit silbergesticktem Tülle mit Silberfranzen bedeckt.

Man findet die mit Cashemirwolle gestickten Kleider von Tarlatan sehr schön. Die Aermel sind etwas länger geworden; sie reichen bis in die Mitte des Armes. Die neuesten Fichus zu Kleidern zum Ausgehen sind von gesticktem Muslin oder von Spitzen; sie gehen hoch hinauf, verhüllen den Hals ganz und werden auf dem Rücken zusammengemacht. Die Stickerei, welche Streifen bildet, ist so eingerichtet, daß sie vorn auf der Brust ein V ausmacht. Oben endigen diese Fichus in einem kleinen Kragen, der gestickt und mit Spitzen garnirt ist. Man sieht auch solche Fichus von dem feinsten Batist mit Einsatzstreifen von Spitzen. Im Hause werden häufig hübsche Häubchen von Muslin getragen, die mit farbigem Taffent gefüttert sind.

So leicht und luftig die Anzüge für den Abend diesen Winter sind, so ernst und streng sehen sie zum Ausgehen aus; das Schwarz, das in den Anzügen so sehr vorherrscht, ist fast das einzige, was man zu Mänteln, Paletots, Oberröcken ꝛc. wählt. Sogar viele Soiréekleider sind von schwarzem Tülle und von der Taille an bis hinunter an den Saum mit breiten schwarzen Spitzen-Volants besetzt. Auch schwarzen Schmelz benutzt man sehr häufig und mit großem Erfolge auf den schwarzen Sammet- oder Atlaskleidern.

Selbst im Theater und bei Soiréen ist es erlaubt, Handschuhe ohne Finger zu tragen, so elegant sind dieselben jetzt geworden, seit sie von Sammet, Atlas und gesticktem Moire gemacht werden. Sie sind so schön geschnitten, daß sie die Hand wirklich putzen. Wenn diese Handschuhe reicher aussehen sollen, so fügen die Frauen von gutem Geschmacke Knöpfe von Perlen oder Diamanten in der ganzen Ausdehnung des Handschuhes am Arme hinzu. Diejenigen, welche nicht zusammengeknöpft werden, haben kleine Schnuren von Perlen oder Glasfluß, oder auch kleine Schleifen.

Auf dem letzten Hofballe sahen wir viele Crepykleider mit doppeltem oder dreifachem Rocke und Agrafen von Blumen oder Edelsteinen; man bemerkte auch, daß die Tunikas wieder in Gunst kommen. Eine solche Tunika, wie man sie jetzt trägt, ist von grellabstechender Farbe, fast immer mit Spitzen garnirt, und mit Juwelenagrafen oder Bandschleifen auf dem Unterleibe festgehalten. Dieses Unterkleid hat einen breiten Spitzenvolant. Als Kleiderausputz scheinen die kleinen Federbouquets entschieden in Gunst zu kommen; eben so ist es mit den Federn im Haarputz. Die sogenannte scheutaschirte Stickerei (Stickerei mit Schnürchen) soll bereits wieder durch eine andere Stickerei verdrängt werden, von der wir nächstens sprechen.

Herren-Mode. Die immer noch einfache und anspruchslose Straßen-Toilette vereinigt mehr als jemals die Bequemlichkeit mit dem Comfort; so verbindet der Oberrock, welcher der Hauptbestandtheil einer Straßentoilette ist, jene beiden Vorzüge der Eleganz: die Leichtigkeit und die Weichheit. Es gibt für das Auge nichts Anziehenderes, als die Oberröcke, wie man sie gegenwärtig verfertigt. Die Kragen haben einen niedrigen Fuß, und fallen breit über. Die langen Taillen übersteigen die Hüften um einen oder zwei Centimetres, sind breit nach unten gebogen, die Röcke reichen nicht bis zu den Knieen und haben viel Weite, die breiten Anglaisen können bis nach oben zugeknöpft werden, oder schlagen ganz nach Willkür bis nach unten über. Die Aermel sind kurz und anschließend, die Aufschläge niedrig, die Knöpfe von glattem Zeuge, oder von gedrehter Seide façonirt, mit der Nähnadel gearbeitet, und von der nämlichen Farbe wie der Oberrock; letzterer ist mit offenem Rande gesteppt; indessen haben wir deren auch in einigen Häusern ersten Ranges bemerkt, welche mit einer dünnen, runden Litze besetzt waren. Letztere sieht man jedoch nur in geringer Anzahl, und den Oberröcken mit offenen Rändern gibt man immer vor jenen den Vorzug; was die Art, die Röcke zu fütteren betrifft, so hängt dies von dem Geschmack des Kleidermachers, oder desjenigen, welcher den Rock trägt, ab. Im Allgemeinen fütteret man sie mit Seidenzeug von einer der des Oberzeuges abweichenden Farbe, dennoch wählt man dazu die dunklen Farben; die Sammetkragen an den Oberröcken werden schon seit langer Zeit von der eleganten Welt nicht mehr getragen, da man gefunden, daß sie niemals so graziös erschienen, wie die von Tuch, indem sie nicht wie die letztern gedrückt werden können. Die Kragen an den Oberröcken bedeckt man daher immer mit Tuch; die zu solchen Bekleidungen vorherrschenden Farben sind: schwarz, nachtgrün, irländisch grau, Algierblau, bronze aimnre, schwedisch braun, fumée de Londres, amadine, Gebirgsveilchengrau, englisch schwarz, und catalonisch braun. Zur Straßenteilette trägt man das Gilet mit geradem Kragen und auch mit Shawlkragen, Eines wie das Andere verfertigt man lang, mit einer Spitze nach unten, nicht sehr hoch zugeknöpft; die zu Gilets bevorzugten Stoffe sind: Sammete, Cachemires und seidene Plüsches mit Dessins von verschiedenen Farben; die Pantalons zu den Straßen-Toiletten trägt man sehr weit auf den Beinen nach unten gerundet und mit befestigten Sprungriemen; die dazu gewählten Stoffe sind noch immer die bisher getragenen; die beliebtesten Dessins sind die großen Carreaux, und die hellfarbigen Streifen auf dunkeln Grundfarben.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Straßen-Toilette. Gekreuzter Oberrock mit einem Kragen von mittlerer Breite, mit glatten und breiteren Revers als der Kragen, auf jeder Seite vorn 5 Knöpfe; am Handgelenk die Aermel eng, mit drei kleinen Knöpfchen geschlossen, die Taille des Rockes ist ein wenig geschweift, die Falten liegen glatt auf und bedecken falsche Falten, welche ein wenig vergehen. Das Beinkleid ist weit und ist unten nicht ausgeschweift. No. 2. Ballteilette. Kleid von grünem Tarlatan mit Schneppenleib. Drei weiße Spitzenvolants vorn durch eine Rose mit Blättern etwas aufgenommen. No. 3. Burnuß mit Capuchon, mit Schnuren benähet; bunte Cravate.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Spaßhafte Carnevals-Anecdote.

In der eleganten Welt spricht man viel von einem Abenteuer, welches die Folge von einem der letzten Maskenbälle gewesen ist.

Der Held der Geschichte ist ein junger Gentleman, der außer andern Vorzügen auch noch den eines prächtigen Bartes besaß. Es war dies, wie man sagte, der schönste Bart in Paris; deshalb war unser Gentleman auch stolzer auf denselben, wie auf alle seine andern Verdienste. Auf dem Maskenballe spann man eine Intrigue mit ihm an, man verlockte ihn; ein Rendezvous war die Folge dieser reizenden Begegnung; aber sich dazu einfindend und im Begriffe, sich zu erklären gegen die reizende Dame, sieht der dortige Don Juan plötzlich drei drohende Gesichter vor sich, welche sich als den Mann und die beiden Brüder der Heroine darstellen. Einige Augenblicke herrschte Todesgefahr für den Gentleman bei dem Auftritte; aber endlich geruhten die drei Betheiligten eine minder wüthende Handlung gegen ihn anzunehmen. Der Gefügigste unter den Dreien überreichte dem Gentleman ein englisches Rasirzeug, und forderte ihn auf, sofort seinen stolzen Bart herunterzuschneiden, der das ganze Unglück verursacht habe, denn nur durch ihn sei ein unschuldiges Herz gefangen genommen und verführt worden. Da indeß dem Abenteuer noch bei Zeiten zuvorgekommen und die Präliminarien gleich von Anfang an unnütz gemacht worden seien, so wollten die Brüder und der Mann sich mit einer so leichten Rache begnügen. Der Gentleman war zu sehr im Unrecht, und hatte es mit drei zu kräftig scheinenden Leuten zu thun, als daß er hätte widerstreben können. Er rasirte sich.

Als man ihn aus diesem Hinterhalte herausließ, berechnete unser Held die Zeit, welche sein Kinn gebrauchen würde, um wieder in voller Pracht zu prangen, und fragte sich, ob er nicht wohl daran thäte, in vollkommener Zurückgezogenheit zu leben, denn allerdings mußte es ein Verlust für ihn sein, wenn er sich seines schönen Schmuckes beraubt zeigte. Zwei Tage hindurch blieb er unsichtbar; am dritten wollte er eben nach einem seiner Güter reisen, um sich durch die Jagd zu zerstreuen und in der Hoffnung, daß die freie Luft die Vegetation seines Kinnes befördern werde, als zwei von seinen Freunden sich bei ihm einstellten. Er wollte sie nicht annehmen, aber die Herren drangen dennoch, die Bedienten bei Seite schiebend, in die Zimmer ein.

„Was wollen Sie von mir?" fragte unser Pariser Gentleman sie in ziemlich schlechter Laune.

Digitized by Google

„Jetzt weiter nichts," antworteten sie, „unser Auftrag ist schon vollzogen."

„Erklären Sie sich deutlicher, ich bitte Sie!"

Die beiden Besucher gaben dieser Bitte, welche mit gebieterischem Tone gemacht war und weder Weigerung, noch Ausflüchte zuließ, nach. Sie erklärten also, daß sie kämen, um den Zustand des Kinnes unseres Gentlemans zu constatiren, und zwar aus dem Grunde, weil sehr starke Wetten über diesen Zustand eingegangen worden seien.

Man weiß, wie sehr die Wetten bei den Pariser Dandys jetzt in der Mode sind, denn in Paris wird es Sitte, alle Thorheiten der Engländer nachzuahmen. Es gibt keine so tolle Propositiön, die nicht angenommen würde; die allerseltsamste Idee findet sofort ihre Vertheidiger und Gegner, die aus ihrer Meinung ein Spiel machen und für dieselbe starke Summen auf den Teppich werfen. So hatte Jemand wetten wollen, daß binnen drei Tagen unser Gentleman seinen Bart nicht mehr haben würde; die Partie kam zu Stande und das Abenteuer auf dem Maskenballe war zu Gunsten dieser Wette herbeigeführt worden. Als der rasirte Gentleman erfahren hatte, daß er seinen Bart einer Mystification geopfert, rächte er sich durch zwei Säbelhiebe, welche er im Duell den beiden Hauptverbrechern seines Mißgeschicks beibrachte. Als dies geschehen war, begab er sich auf seine Jagd.

Ueber die Wahl einer Frau.

Auszug eines Briefes von Jung in der Magdeburger Damenzeitung.

Sie verlangen meine Gedanken über die Wahl einer Frau? — Eine Wahl, bei der ein vernünftiger Mann nach meinem Erachten mit mehr Behutsamkeit zu Werke gehen sollte, als ein freies Volk bei der Wahl eines Königs.

Fürs Erste wählen Sie nie eine häßliche Frau, wenn Sie glücklich sein wollen. Ein schöner Leib verspricht allemal eine schöne Seele, wofern die letztere nicht durch Erziehung vernachlässigt worden ist. Ganz natürlich ist es, daß ein häßliches weibliches Geschöpf von Jugend auf diejenigen beneidet, welche hübsch sind; aus dem Neide selbst folgt die Sucht, zu verläumden, die Schadenfreude, die Bosheit, die Rache, der Zorn und eine ganze Reihe dieser höllischen Laster.

Auch wenden Sie keine Kokette heirathen, wenn Sie das Glück zur Mitgabe haben wollen. Eine Frau, welche Allen gefallen will, muß jeden Augenblick eine andere Gestalt annehmen, sie muß Empfindungen lügen, welche sie nicht hat, sie muß die Natur verleugnen, sie muß sich auf Nichts, als Grimassen üben. Und soll dieser Endzweck erreicht werden, so müssen öfters Diners und Bälle gegeben, Concerte und das Schauspiel besucht werden, die Mode verlangt ihren Zoll, und alle diese Zeitvertreibe sind für des Mannes Geldbeutel eben so gefährlich, als für sein Glück.

Sie müssen aber auch, wenn Sie die Ruhe Ihres Lebens lieben, keine ganz dumme, alberne Dame wählen. Ich weiß wohl, daß es Philosophen gibt, welche sich über diesen Punkt wegsetzen. Allein diese haben ihre Frauen auch nicht geheirathet, sondern nur gemiethet; sie betrachten sie als einen Acker, worauf der Himmel dem Mann zum Pachter gesetzt hat; doch da man seine Empfindungen oft wohl gern einem denkenden, theilnehmenden Wesen mittheilt, da man die ewigen Wörter Ja und Nein zuletzt eben so überdrüssig wird, als das musikalische Geschrei eines Esels, so dächte ich doch, daß man auch bei der schönsten aller Frauen auf einen gesunden Menschenverstand nicht ganz Verzicht leisten dürfe.

Der gelehrten Frauenzimmer sind so wenig, daß ich wohl nicht nöthig habe, Sie davor zu warnen. Unter Tausenden wird kaum eine sein, die mit Ihnen einen gelehrten Discours anspinnt und weiter führt. Ueberhaupt ist die Gelehrsamkeit für die meisten Frauenzimmer nur ein Stück ihres Putzes. Sie legen es an, wenn sie irgend einem Gelehrten um sein dischen Verstand bringen, oder einen poetischen Dorfjungen unter die Thiere versetzen wollen. Ist die Eroberung vorbei, so wird der Putz wieder ausgezogen.

Ein weiblicher Wildfang ist eben so wenig wünschenswerth. So wie ein männlicher Windbeutel keiner dauernden Freundschaft fähig ist, so ist auch ein solcher weiblicher Charakter keiner anhaltenden Liebe fähig. Die Frau, welche mit Jedem, der ihr in den Wurf kommt, eine Galoppade tanzt, an keinem öffentlichen Platze, bei keiner lärmenden Lustbarkeit sich vermissen läßt, eine solche Frau kann nie das Glück eines Mannes schaffen.

Auch vor einer sogenannten Amazone will ich Sie von Herzen warnen; meine Frau soll sich nicht wie eine Portia verwunden, um mir Beweise ihrer Standhaftigkeit zu geben; nein, meine Frau soll Frau sein, sie soll die Empfindungen eines Weibes und nicht eines Kosaken haben.

Endlich behüte Sie auch der Himmel vor einer gar zu zärtlichen, immer schmachtenden und von zu vielem Temperamente beseelten Frau. Die allzu schwär-

Digitized by Google

merischen Liebkosungen einer solchen Frau werden Ihnen zuletzt eben so zuwider, als der Anblick eines Löffels voll Rhabarber, bei dem der erste Gedanke ist: ach, wenn er doch schon hinunter wäre! Die Frau muß den Mann nicht überhäufen und ihm mitten in einer Meditation über Lebensfragen und Weltsysteme durch einen zur Unzeit kommenden Kuß beschwerlich fallen.

Geben Sie einem Mädchen, die dies Alles nicht ist, noch eine glückliche Mischung von fröhlicher Laune und angenehmer Schwermuth, setzen Sie die Sittsamkeit auf ihre Stirne, die schönste der Grazien, die holde Scham auf ihre Wangen, erfüllen Sie ihr Herz mit Wohlwollen und Religion, lassen Sie eine Thräne von ihren Wangen herabzittern, wenn sie einen Unglücklichen sieht und seiner Noth nicht abhelfen kann, lassen Sie diesen Engel mit der Morgenröthe zugleich das Bett verlassen und den herrlichen Aufgang der Sonne auf dem Gipfel eines Berges erwarten: lassen Sie dieses Mädchen auch eine Heloise gewesen sein, lassen Sie dieselbe alle Verirrungen begangen haben, und nehmen Sie sich keine andere Frau, als diese!

Aber wo soll ich sie finden, werden Sie wieder fragen? — Vielleicht in dem Heiligthum der Einsamkeit, in der Wohnung eines Philosophen, der die Welt kennt und deswegen sie flieht: der fern von dem Schimmer der Paläste mit eigenen Händen ein Paradies sich baut und diese Göttin darin als Königin walten läßt. Hier und nicht in Palästen, die Heiducken und Schweizer bewachen, — hier werden Sie diesen Schatz finden!

Der Revolutionsfabrikant.

Es ist bekanntlich vor Kurzem wieder einmal ein kleiner Militairaufstand in Portugal ausgebrochen; die Revolutionen, die dort so häufig sind, haben aber durchaus nichts Gefährliches, denn die portugisischen Soldaten vergießen nicht gern das Blut ihrer Landsleute und stellen Revolutionen nur zum Zeitvertreibe an. — Ein französischer Officier, der in der portugisischen Armee diente, erzählt von einem Major Garces, bei dem das Revolutionsmachen zur Leidenschaft geworden und der deshalb allgemein unter dem Namen: „Revolutionsfabrikant" bekannt war. Er stand mit seinem Regimente zur Zeit Joans VI. in Rio Janeiro und das erste, mit dem er früh in dem Kaffeehause die Freunde anzureden pflegte, war die Frage: „Wollen wir heute nicht eine kleine Revolution machen? Auch dem erwähnten Franzosen machte er einmal einen solchen Antrag und da dieser keine Lust hatte, darauf einzugehen, antwortete ihm Garces, er verschmähe sein Glück und werde nicht vorwärts kommen. Garces rettete, wie er sich auszudrücken pflegte, wenigstens wöchentlich drei Mal das Vaterland und war sehr stolz darauf. Ein ander Mal vereinigte er sich mit einem Artilleriecapitain zu einer solchen Vaterlandsrettung und eine halbe Stunde später erschien er mit seinen Soldaten. Souza mit seiner Batterie, begleitet von einem Schwarm von Gassenjungen, mit voller Musik in den Straßen Rio Janeiros. Die Kaufleute schlossen sogleich die Läden und die Soldaten zogen in Sturmschritt vor den königlichen Palast. Hier wurde Halt gemacht und der gute König erschien auf dem Balcon, um die Soldaten zu fragen, ob sie etwas von ihm wünschten.

Nun erst beriethen die Führer sich unter einander, was sie verlangen sollten, und zogen ihre Officiere zu dieser wichtigen Berathung. Jeder wünschte etwas anders, und einer immer etwas Ungereimteres als der andere. Der König wartete unterdeß geduldig auf dem Balcon. Konnten sich in solchen Fällen die Soldaten nicht vereinigen, so loseten sie, und meist bestand dann ihr Verlangen darin, daß der oder jener Minister entlassen werden möge. Der König versprach, die Bitte seiner lieben Kinder so viel als möglich zu berücksichtigen und die Soldaten riefen jubelnd: „Es lebe der König!" Der Major stellte sich wieder an die Spitze seiner Truppen, die Gassenjugend schrie: „Es lebe Garces!" und die Militairmusik fiel wieder ein. Die Kaufleute öffneten ihre Läden so schnell wieder, als sie dieselben geschlossen hatten; alles erhielt ein festliches Aussehen; auf den Balcons und an den Fenstern zeigten sich geschmückte Damen und die „Retter des Vaterlandes" wurden auf ihrem ganzen Wege mit Jubel begrüßt und mit Jubel und Lorbeerkränzen bestreut. Abends war die Stadt erleuchtet; das Portrait des Major Garces hing überall bekränzt und den andern Morgen erschien Garces in dem Kaffeehause, um seinen Freunden stolz zu sagen: „Gestern war ein schöner Tag; das Vaterland ist gerettet worden."

„Camerad," sagte der französische Officier eines Tages zu ihm, „nehmen Sie sich in Acht, daß Sie Ihre häufige Rettung des Vaterlandes nicht endlich an den Galgen bringt."

Als der König Don Joan VI. nach Portugal zurückgekehrt war und Don Pedro den Thron von Brasilien bestiegen hatte, glaubte Garces in Rio Janeiro seine wöchentlichen Revolutionen noch immer fortsetzen zu können, aber der Kaiser machte kurzen Proceß und schickte den Obersten mit seinen Leuten nach Portugal zurück.

Digitized by Google

Der ehemalige Oberst Garces führt jetzt einen stolzen Adelsnamen, hat sich durch sein Revolutionsmachen wirklich vorwärts gebracht und ist heute einer der geachtetsten, aber immer noch unruhigsten Generale der portugisischen Armee.

Eines Kriegers Glück und Ende.

(Fortsetzung.)

„Ueberreichen Sie," sprach er zu dem Offizier, welcher die Kreuze trug, „überreichen Sie diesem Braven das Kreuz." Der Officier that, wie ihm befohlen ward.

„Es legt Ihnen große Pflichten auf," fuhr Napoleon fort, „denn die Legionairs müssen der großen Nation in Allem als Muster voranleuchten: So oft Sie mit diesem Kreuze vor ihrem Kaiser erscheinen, werden Sie ihm willkommen sein."

Diese Worte aus dem eigenen Munde des Kaisers Napoleon, vor einer unsterblichen Generalität, vernehmbar seinen kleinlichen Neidern und Verkleinerern — das war zu viel für einen fünfundzwanzigjährigen Capitain. Umsonst versuchte er, eine Thräne der wollüstigsten Rührung mit Gewalt zurückzudrängen; wie edler, junger Traubensaft im Momente heftigster Gährung oft auch das dichteste Gefäß zerreißt, sich Luft zu machen, so brach sich diese männliche Thräne gewaltsam Bahn zum Durchbruch; — hatten doch selbst die alten Veteranen neben ihm nasse Augen, als ihnen der Kaiser zurief: „Ihr habt Euch wacker gehalten, meine Kinder, der Kaiser, Euer Vater, ist mit Euch zufrieden!"

Bertrand faßte sich jetzt schnell wieder und hatte noch vor dem Abzug Napoleons Zeit, ihm zu erwiedern: „Der Tag soll mein schönster sein, an welchem es mir vergönnt ist, für Eure Majestät zu sterben!"

Glück des Lebens, was bist Du? worin besteht Du? Alle Nachforschungen über diese Frage laufen auf das trostlose Resultat hinaus, daß es für den Menschen eigentlich gar kein Glück des Lebens gibt; denn in was Andern könnte dieses bestehen, als in dem ungestört fortdauernden harmonischen Einklang angenehmer Empfindungen. Wo ist aber der Sterbliche, der sich eines solchen rühmen könnte? Dem Menschen sind von dem großen Ganzen, welches der Begriff „Lebensglück" umfaßt, nur kleine, dürftige Fragmente beschieden. Wir haben nur glückliche Augenblicke, vielleicht glückliche Stunden, aber gewiß keine glücklichen Tage aufzuweisen; denn schwerlich hat auch nur ein einziger Mensch (unsern erlauchten Ahnherrn im Paradies etwa ausgenommen) gelebt, bei dem der eben erwähnte harmonische Einklang angenehmer Empfindungen während vierundzwanzig Stunden nicht auch durch den Mißton einer unangenehmen wäre unterbrochen worden.

Als unser Capitain nach beendigter Heerschau freudetrunken zu Hause anlangte, erblickte er wieder die Schleife der schönen Geretteten. Dieser Anblick brachte sogleich einen kleinen Mißton in die nachklingenden Vibrationen einer eben erlebten großen Freude. Es erwachte in ihm ein neuer Wunsch, welcher nach Erfüllung, eine neue Sehnsucht, welche nach Befriedigung schmachtete.

Bertrand hatte eben sein 25. Jahr zurückgelegt; ein Alter, um welches noch alle schönen Blüthen des Jugendlenzes hergereift sind, in welches aber auch schon die reifende Sommersonne der Mannheit ihre ersten Strahlen wirft. Daß in dem Herzen eines fünfundzwanzigjährigen Capitains außer dem kriegerischen Ehrgeiz auch noch für andere Empfindungen Raum genug ist, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen. Bertrand gedachte eben der letzten Worte Isabella's: „Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen noch einmal und vollständiger zu danken," und bedauerte, daß sie es nicht sehen und hören konnte, wie der Kaiser Napoleon ihn ausgezeichnet; als es an seiner Thüre pochte. Herein trat ein ehrwürdiger Greis von hoher, imponirender Gestalt an der Seite eines Mädchens, welches Bertrand sogleich für Donna Isabella erkannte. Was ihn neulich der düstere Schein der Fackeln von ihrer Schönheit nur flüchtig unterscheiden ließ, das bekräftigte ihm jetzt vollends das helle Tageslicht. Donna Isabella de la Rosa schien etwa achtzehn Frühlinge die schöne Halbinsel verherrlichen zu sehen. Ihr hoher und schlanker Wuchs ließ keinen Tadel zu. In ihren Augen funkelte jene romantische Gluth des Südens, welche der kalte Norden den Schönen versagt; zugleich verlieh ihr aber die Natur auch den blendend weißen Teint, welchen sie in der Regel nur den Schönen des Nordens verleiht. Mit diesen Vorzügen verband sie noch jene zarte Fülle von Ueppigkeit, welche die Frauen des Orients vor allen andern auszeichnet. Mit der französischen Sprache schien sie sich auch die Anmuth und Grazie der Französinnen angeeignet zu haben, was den stolzen Ernst der spanischen Grandezza angenehm milderte.

Da Isabella's Vater kein Französisch, Bertrand aber kein Spanisch verstand, so übernahm Isabella die Rolle eines Dollmetschers.

Der Spanier trug seine lange Dankrede in dem bekannten schwülstigen und hochtönenden altcastilischen Style

Digitized by Google

vor. Donna Isabella übersetzte sie dem durch diese Erscheinungen äußerst angenehm überraschten Capitain in das zierlichste Französisch.

Donna Isaella fügte hinzu, daß auch sie nicht unterlassen werde, ihren Befreier aus einer so schrecklichen Gefahr in ihr tägliches Gebet einzuschließen.

Bertrand ließ dem Vater erwiedern: „Es sei ihm leid, daß ihm seine That nicht mehr Mühe und Opfer gekostet habe, und daß er nicht würdig wäre, ein Officier in der Armee des großen Kaisers Napoleon zu sein, wenn er anders gehandelt hätte." Isabellen aber sagte er: „Ich fühle mich schon dadurch für meine geringe That überschwenglich belohnt, daß ich jetzt das Glück habe, Sie noch einmal zu sehen, Sennora, und noch einmal den Laut ihrer Stimme zu vernehmen."

Von dieser Rede verdollmetschte Donna Isabella nur den ersten Theil; bei den Worten: „Ich fühle mich unüberschwenglich belohnt," gerieth die Uebersetzung plötzlich ins Stocken.

Bertrand, sich an den Marquis wendend, fuhr fort: „Er hoffe, daß fortan Franzosen und Spanier ein festes Band der Freundschaft umschlingen werde, und daß sein erhabener Monarch die Spanier zu einem eben so großen und siegreichen Volke machen wolle, als die Franzosen durch ihn geworden." Dann sprach er zu Isabellen: Dieser Tag scheint bestimmt zu sein, mich zu dem Glücklichsten aller Sterblichen zu machen, denn so eben hat mir mein großer Kaiser dieses Kreuz, das höchste Ziel fränkischer Ruhmbegierde, überreicht, und jetzt kann ich sagen, meiner Behausung ist Heil wiederfahren, denn das liebenswürdigste Wesen, welches ich unter allen Völkern und Ländern je gesehen — gönnt mir die Wonne ihrer Gegenwart!"

Von dieser Rede übertrug Isabella wieder die ersten Sätze, welche von der künftigen Freundschaft zwischen den beiden Nationen und dem Wohlwollen Napoleons für die spanische Nation handelten, zu welchem der Alte sehr bedenklich und ungläubig den Kopf schüttelte — alles Uebrige blieb in der Uebersetzung ganz weg.

Und Bertrand nahm wieder das Wort und sprach zu Isabellen: „Wenn Sie aus einem Glücklichen nicht sogleich einen Unglücklichen machen wollen, so scheiden Sie nicht, ohne mir die Hoffnung zurückzulassen, daß ich Sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen darf!"

Donna Isabella, welche sich aus Besorgniß jetzt nicht mehr viel Worte zu machen getraute, obgleich sie sich von der leidenschaftlichen Beredtsamkeit des Capitains ergriffen und hingerissen fühlte, erwiederte blos:

„Ich bin zur nächsten Tertullia, welche bei Hof veranstaltet wird, geladen."

„Der Himmel sei gepriesen," rief Bertrand, „ich hoffe es auch zu werden!"

Bei dieser bedenklichsten Phase der Conversation verzichtete Donna Isabella de la Rosa ganz und gar auf das Amt eines Dollmetschers — und übersetzte gar nichts mehr. Der Marquis aber, obgleich er kein Französisch verstand, war alt genug, um den Lauf der Welt zu kennen. Er nahm seine Tochter unter dem Arm, dankte dem Capitain noch einmal bestens und entrückte Isabella seinen allzubegeisterten Blicken.

Die erwähnte Tertullia ward angesagt auf den Tag, an welchem Napoleon die Spanier seinem Bruder Joseph, als König von Spanien, den Huldigungseid leisten ließ. Dem neuen Könige huldigte Alles, was sich dicht von französischen Waffen umzingelt sah. Derjenigen Spanier, welche es mit König Joseph aufrichtig meinten, waren in der That Wenige. Alle südlichen Provinzen, welche durch die glorreiche Schlacht von Baylen ihr Gebiet von Feinden säuberten, loderten hoch auf von den Flammen der Empörung.

Die oberste Junta von Sevilla, welche die Hilfe der Engländer anrief und erhielt, war der Flammenherd der Insurrektion, von welchem sich der furchtbare Brand bald im ganzen Lande verbreitete. Diese oberste Junta erließ alle ihre Decrete im Namen Ferdinands VII. und wollte nichts wissen von dem neuen Könige, welcher, selbst ein Fremdling, unter der Aegide eines fremden Eroberers die Souverainität über ein energisches und hochherziges Volk antreten zu können glaubte.

Die Oberjunta von Sevilla hatte in Madrid zahlreiche Anhänger, darunter auch der Vater Isabella's. Er hielt sich zwar jetzt noch zurück, und beobachtete mit verdächtigem Stillschweigen den Lauf der Dinge. Sein bester Freund und Vertrauter, ein heimlicher Agent der Junta, war Don Pascual de Gasco, zugleich ein eifriger Bewerber um Isabellens Hand. Es war ein Mann von 30 Jahren, von imponirendem Aeußern und außerordentlicher physischer Kraft. Eifriger Anhänger der vertriebenen königlichen Dynastie, las er am liebsten die Poesias patrioticas, Dichtungen von Arriaza y Superviela, die damals gerade en vogue war. Der Franzosenhaß Don Pascuals kannte keine Grenzen, und er rühmte sich, in der Schlacht von Baylen zwölf Franzosen eigenhändig massacrirt zu haben. In den Stiergefechten figurirte er stets als Matador erster Größe, und manches gehörnte Ungeheuer verröchelte unter seiner kräf-

Digitized by Google

tigen, kampfgeübten Hand. Man durfte ihn nur ansehen, und man traute ihm sogleich zu, daß er, gleich Simson dem Starken, tausend Philister mit dem Kinnbacken eines Esels niederzuschlagen vermochte. Er glaubte, eine Weile den Anhänger des neuen Königs spielen zu müssen.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Daß der 29. Februar ein ganz besonders nützlicher Tag ist, hat sich vor Kurzem in B. gezeigt. Einer der dortigen Stutzer, der viel Geld brauchte, aber wenig besaß, wendete sich an einen der menschenfreundlichen Männer, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, mit ihrem Geld Andern aus Verlegenheiten zu helfen. Der Menschenfreund willigte auch sofort in das Gesuch, zählte die tausend Thaler hin und erwartete dafür einen Wechsel. Man kam überein, daß das Darlehn auf ein Jahr gelten und daß der Stutzer statt 1000, 1500 Thaler verschreiben sollte, um alle weitläufige Zinsenberechnung abzuschneiden. Der junge Herr fragte, den wievielten Tag im Monat man habe und schrieb: „Am nächsten 29. Februar zahle ich an Herrn oder dessen Oedre die Summe von 1500 Thalern. Werth empfangen." Dann überreichte er das Papier dem Darleihee, steckte das Geld ein und lachte sich ins Fäustchen. Erst später bemeekte der Darleiher die Schlinge, in welche seine Thaler gefallen waren, und wollte Einwendungen machen. Der junge Herr hörte aber auf keine Vorstellungen.

(Ein Schilda'scher Streich in Irland.) Alle komischen Dummheiten, die wie nach Schilda, Flachsenfingen, Krähwinkel und dergleichen berühmten Orten verlegen, werden in England den Irländern aufgebürdet, von denen man eine große Anzahl dergleichen erzählt, unter andern auch folgende: In der Stadt, welche der berühmte Curran bewohnte und die nicht weit von der Hauptstadt Irlands liegt, pflegten alle Personen, die wohlhabend genug waren, um Schuhe tragen zu können, diesen Luxusaetikel aus Dublin zu beziehen, weshalb ein Jeder seinen Leisten besaß, der seinen Fuß bei dem Fußbekleidungskünstler vertrat, welcher das Schuhwerk zu liefern hatte. Einmal, als Curran seinen Diener zu diesem Zwecke nach Dublin schickte, erhielt derselbe den Auftrag, auch die Leisten mehrerer Freunde Currans mitzunehmen. Die Schuhe des armen Teufels selbst befanden sich in sehr traurigen Umständen und Curran befahl ihm deshalb, bei Strafe seiner Ungnade, auch für sich selbst ein Paar neue Schuhe mitzubringen. Der Diener versprach, dem Befehle nachzukommen und machte sich auf den Weg. Abends als er mit den Schuhen für seinen Herrn und dessen Freunde zurückkam, sagte Curran zu ihm: „Nun, ich hoffe, daß Du Dir auch Schuhe gekauft hast, wie ich Dir befahl." — „Ach gnädiger Herr, antwortete der arme Schelm, nehmen Sie mirs nicht übel; ich hätte Ihren Befehl gern befolgt, aber ich hatte vergessen, — einen Leisten für mich mitzunehmen."

— Folgende Uebersicht gibt einen genauen Begriff von der Länge der Nächte an einigen Punkten der Erdkugel, vom Aequator bis zur Insel Melville. Die längste Nacht ist zu Cayenne und Pondichery 12 Stunden, San Domingo 13 Stunden; Ispahan 14 Stunden; Paris, Dijon 15 Stunden; Prag, Wien, Dublin 16 Stunden; Kopenhagen, Riga 17 Stunden; Stockholm 18 Stunden; Drontheim, Archangel 19 Stunden; Uleo in Bothnien, 20 Stunden; Tornea 22 Stunden. Zu Enaretekias dauert die fortwährende Abwesenheit der Sonne 43 Tage; zu Wardhous 66 Tage, am Nordpol 74 Tage, auf der Insel Melville 102 Tage.

— Nach den Lehren des Lamaismus erreichten die ersten Menschen ein Lebensalter von 80,000 Jahren und eine riesenmäßige Größe; nach und nach verringerte sich Dauer und Größe bis zur heutigen; bald aber wird sich Größe und Lebensdauer aller Geschöpfe in dem Maaße verringern, daß die Pferde nicht größer als Hasen, wir nur eine Elle hoch sein und nur zehn Jahr leben, aber dafür schon im fünften Monate nach der Geburt zur Ehe schreiten werden.

(Englisches Duell.) Neulich Sonntags begegneten sich zwei gut gekleidete Leute, von verschiedenen Seiten kommend, auf dem Pont-Neuf, stießen an einander an und wechselten einige lebhafte Reden aus; darauf sah man sie zusammen den Quai des Orfévres hinabgehehen und sich nach dem Sande begeben, welcher das Ufer eines Armes der Seine bildet. Dort legten sie Beide die Kleidee ab, und es begann unter ihnen ein Duell auf Leben und Tod. Von beiden Seiten wurden furchtbare Stöße ausgetheilt, und schon floß Blut, als der größere der beiden Kämpfer von einem heftigen Schlag auf die Brust hintenüber fiel. Sein Gegner wartete redlich, bis er sich wieder aufgerichtet hatte, dann begann der Kampf wieder, bei welchem nun auch der kleinere hinfiel, nachdem er mit so großer Kraft an der linken Schläfe getroffen war, daß der Schall des Schlages von den zahlreichen Zuschaueen, die auf der Brüstung des rechten Ufers standen, gehört werden konnte. Er stand bald wieder auf und nahm die Vorerstellung an. Indessen hatten mehrere Stadtsergeanten gehört, was vorging, und kamen in aller Eile herbei. Aber da das Wasser gerade sehr hoch war, mußten sie einen großen Umweg machen, um auf den Kampfplatz zu gelangen. Die beide Vorer, durch dit Zuschauer von der bevoestehenden Intervention benachrichtigt, verdoppelten ihre Bestrebungen, um den Kampf sodald als möglich zu beenden; sie umschlangen sich Körpee an Körper, fielen Beide in dem Besteeben, Jeder den Andern niederzuwerfen, um, ohne sich loszulassen, und da an diesem Orte der Abhang des Ufers sehr steil ist, kugelten sie zusammen in den Fluß, und verschwanden in dem Augenblicke untee dem Wassee, wo die Stadtsergeanten im Begeiff gewesen, sich iheer zu bemächtigen. Glücklicherweise war schnelle Hilfe möglich und die beiden unerschrockenen Vorer, die sich nicht losgelassen hatten, wurden ans Ufer gebracht und darauf sogleich nach der Polizeipräfectur befördert.

— Ein Municipalrath in der Commune von Villemotier ist neulich von einem Wildwächter beim Wilddieben getroffen woeden. Dieser nahm darüber sein Protokoll auf. Der Wildwächter war mit einer Flinte bewaffnet; einen Augenblick darauf trifft er Rebhühner an, die Versuchung ist zu stark

Digitized by Google

er gibt ihr nach. Es waren Zeugen dabei gegenwärtig und auf ihre Aussage nimmt nun der erst eben von dem Wildwächter wegen Jagdvergehens abgefaßte Municipalrath seinerseits auch ein Protokoll gegen den in flagranti betroffenen Wildwächter auf. Alle Beide erschienen vor dem Tribunal der Polizei von Bourg, und dieses verurtheilte den Wächter zu 60 Francs, dem Maximum der Strafe, den Rath zu 30 Francs.

— Ein Reisender, der 2 Mal die Inseln der Südsee besuchte, schildert auch die Königin Pomare Wahine von Taïti, welche von dem französischen Contre-Admiral Dupetit-Thouars eigenmächtig abgesetzt wurde. Sie ist jetzt ungefähr 30 Jahre alt, hat vollkommen regelmäßige Züge, große schöne funkelnde Augen, prächtiges Haar und die herrlichsten Zähne, die man sehen kann. Auch hat sie sich in einem Lande, wo der Frühling der Frauen so kurz ist, sehr gut conservirt und ihre Schönheit litt in der letzten Zeit nur dadurch, daß sie zu stark wurde. Um die Regierung bekümmerte sie sich am allerwenigsten, denn sie war immer sehr lebenslustig. Den größten Theil ihrer Zeit nahmen Liebesabenteuer in Anspruch, bei denen sie ohne alle Scheu zu Werke ging. Sonst beschäftigte sie sich mit ihren zahlreichen Kindern, die sie sehr liebt, plauderte mit ihren „Hofdamen," einigen Cousinen nämlich, und zwar fast ausschließlich über Herzensangelegenheiten, unterhielt sich mit dem Spiele eines Brummeisens und noch öfterer mit einem Leierkasten, den ihr Dupetit-Thouars früher geschenkt hatte und dessen Besitz ihr größter Stolz war. Täglich badete sie sich mehrere Male in dem ersten besten Bache. Ihr gewöhnlicher Anzug besteht nur in einem leichten baumwollenen Ueberwurfe; Strümpfe trägt sie selten und die Schuhe haßt sie. Nur bei feierlichen Gelegenheiten putzt sie sich und zwar in der grotesksten Weise mit Gegenständen, die erstens durchaus nicht zusammenpassen und dann seit wenigstens 20 Jahren aus der Mode sind. Wer sie so sieht, kann unmöglich das Lachen unterdrücken. Sie nimmt ein solches Lachen aber auch nicht übel, sondern hält es für ein Compliment und verbeugt sich graziös vor Damen, die über sie spotten.

(Reliquien in Oviedo.) Diese berühmte Kathedrale wurde zur Zeit der großen Frömmigkeit besonders wichtig durch ihre camera santa, eine kleine Zelle mit mehreren Thüren, die sich nur dem Reisenden öffneten, welcher von zwei Kapitelsherrn begleitet war. Hier werden eine Menge der seltensten Reliquien aufbewahrt, z. B. ein Brot von der Tafel, an welcher Jesus zum letzten Male mit seinen Jüngern speisete, als er das Abendmahl einsetzte; etwas von der Manna, die in der Wüste herabfiel; Milch von der Jungfrau Maria, einer von den 30 Silberlingen, für welche Jesus verkauft wurde, ein Stück von dem Mantel des Elias, eine Locke von dem Haar der Maria Magdalena, ein Stück von dem Stab, mit welchem Moses das Wasser des rothen Meeres theilte; eine Sandale des heiligen Petrus, ein Taschenbuch von Maroquin, das demselben Apostel gehörte, ein anderes von Juchten, das der heilige Andreas hinterließ, ein goldenes Kreuz mit (unächten) Steinen, welches die Engel ausdrücklich für die Kathedrale von Oviedo verfertigten ꝛc.

(Die Frauen in der Moldau.) Das weibliche Geschlecht scheint in der Moldau fast gar nicht unter dem Gesetze zu stehen; die härteste Strafe, welche gegen Weiber, die ihre Männer oder Kinder auf die grausamste Weise ermordet hatten, bis jetzt verhängt wurde, bestand in mehrjähriger Einsperrung in einem Nonnenkloster, wo sie als Aufwärterinnen dienen mußten. Dem alten Herkommen gemäß, sollen sie dort in ein grobes härenes Gewand eingenäht werden, das ihnen zugleich als Hemd und Oberkleid dient, und nicht eher gewechselt wird, als bis es die Blöße des Körpers nicht mehr deckt oder die Gefangene die Strafzeit überstanden hat. Geringere Verbrechen werden an Weibern gar nicht geahndet, und dies ist nur dadurch zu erklären, daß nach den Rechtsgrundsätzen der Türken die Weiber sich in einem hohen Grade von Unzurechnungsfähigkeit befinden.

— Im pariser Invalidenhause nehmen die Selbstmorde auf überraschende Weise zu. Man bringt bei diesem Anlaß einen Tagesbefehl Napoleons an seine Garde in Erinnerung, der die Worte enthält: „der Selbstmord ist Feigheit," und hofft, daß dieses bei den alten Knasterbärten Wirkung machen wird.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wenn man am Tage vom vorigen Abende ermüdet ist, mag man nichts, das drückt oder sonst belästiget, deshalb hüllt sich eine elegante Dame beim Frühstück in einen weiten reichen Schlafrock von Cashemir, der mit Seide gefüttert ist. Ein Spitzenhäubchen, eine seidene Schnur als Gürtel und orientalische Babuschen vervollständigen einen solchen Anzug. Zu Morgenvisiten sieht ein hochhinaufgehendes Kleid von Pour de Soie recht gut aus, das etwas in Amazonenfaçon ist, d. h. von oben am Leibchen an bis hinunter auf den Saum eine Reihe von Knöpfen hat. Auf dem Leibchen laufen die beiden Knopfreihen von der Taille nach oben auseinander, so daß sie ein V bilden. Die dunkeln Farben, wie Dunkelgrün, Dunkelblau sind für den Augenblick die beliebtesten. Die länglichen Pelerinen sehen zu diesen Kleidern sehr gut; am besten und schönsten sind die von Sammet. Die Kleider zu Diners sind von Atlas, von Pekin und von Geos de Naples und zwar in hellen Farben, oft gestreift und geblümt. Die Spitzenvolants, die man darauf trägt, passen vollkommen dazu und sehen überdies sehr gut aus. Alle diese Kleider sind ziemlich tief ausgeschnitten, und damit es nicht heiße, man schneide sie so tief aus, um etwas an dem Zeuge zu ersparen, macht man den Rock um so länger, so daß derselbe eine vollkommene Schleppe bildet. Die Hüte, welche die Damen zu den erwähnten Kleidern zum Ausgehen tragen, sind einfach, meist von Sammet oder von sehr dickem Atlas. Der Ausputz an denselben fällt nicht sehr ins Auge und besteht in einer liegenden Feder oder in einer Bandschleife mit hängenden Enden, die an der linken Seite herabfallen. Die Coiffuren zu Diners sind entweder armenische Toques oder Turbane von Gaze oder Cashemir, mit Gold- oder Silberlahn durchwirkt. An jeder Seite fällt ein Theil dieses Stoffes auf den Hals herunter und endigt da in langen glänzenden Fransen. Wir haben auch auf solchen Turbanen eine Trauerweidenartige rosa Feder gesehen, die großen Effect machte. Für die jungen Mädchen sind die Moden dieses Winters sehr einfach und deshalb sehr geschmackvoll gewesen. Der Luxus wurde den Müttern überlassen. Die jungen Mädchen tragen auf den Bällen Kleider von weißem Crepp oder von Organdi in einer zarten Farbe; dazu einen Bandgürtel und Kränze von Blumen. Im Allgemeinen machen die glatten Scheitel den Locken Platz, die meist sehr lang sind und tief auf die Schultern herabfallen. Die Scheitel widerstanden allerdings der Hitze in einem Ballsaale besser, und das Licht, das sich auf dem glatten glänzenden Haar spiegelte, hob dasselbe sehr; aber die Mode verlangt Locken, lange Locken und so werden Locken getragen.

Der Caftan concurrirt mit dem russischen Paletot, welcher

Digitized by Google

letztere im vergangenen Jahre in die Mode gekommen und so außerordentlichen Beifall gefunden hat, daß er noch immer getragen wird. Der Caftan ist bei den Türken eine Robe von Distinction, hat aber natürlich unter den französischen Händen wesentliche Veränderungen erlitten und erst jenen Schnitt von Anmuth erhalten müssen, bevor er sich zu einer französischen Mode qualificiren konnte. Jetzt ist er zu einem allerliebsten Ueberwurf gemacht, welcher leicht, comfortable, anmuthig ist. Hauptsächlich wird der Caftan von kleinen Damen getragen werden, während die Damen von größerem Wuchse dem russischen Paletot treugeblieben sind. Die Leibchen an den Oberröcken sind nach wie vor glatt, und hochhinaufgehend; ein allerliebstes Modell führt den Namen: à la Valentine; man verziert ihn von geköpertem Tuche und verziert ihn mit seidenen Borten, mit Knöpfen und Troddeln, auf dem Leibchen, und auf den Aermeln in ihrer ganzen Länge.

Die Kleider zum Ausgehen garnirt man mit zwei großgezackten Volants; die Leibchen haben bisweilen eine shawlartige Besetzung, die auf dem Rücken eine Pelerine bildet und sich an der Taille spitz endiget. Die Oberröcke werden mit mehreren sehr schmalen Sammetstreifen von der Farbe des Rockes besetzt. Die Hüte haben sämmtlich schwarze oder weiße Spitzenschleier, die Putzhüte werden nur mit Federn ausgeputzt und man sieht gar keine mit Blumen. Die Blumen scheinen ausschließlich für die Häubchen bestimmt zu sein, die man damit überladet.

Kaum ist der Carneval zu Ende und schon denkt man an Longchamps, schon bereitet man tausend Modelle für diese so wichtige und entscheidende Zeit vor. Wir sahen namentlich kleinschirmige Hütchen von Crepp, Coiffüren mit einem Boden von Sammet und gesticktem Tülle und mit Borten und Fransen von Silber in ganz neuem Style, Häubchen von Blonden mit Oleanderblüthen und sehr viele Coiffüren mit weißem und schwarzem Schmelz zu großen Soiréen und Concerten. Auch die Hüte zum Frühjahre sind schon fertig und wir können vor der Hand so viel sagen, daß sie nicht sehr groß sind.

Die Kleider zum Ausgehen, mit denen man sich jetzt beschäftigt, sind sehr einfach und lassen nur wenig Ausputz zu; den Vorzug scheint man den länglichen Leibchen zu geben, die ein wenig herzförmig offen sind, und die man mit Sammetband schnüret. Andere Kleider haben schmale Revers und einen kleinen umgeschlagenen Kragen, der sehr hübsch aussieht. Die Stickerei, sowohl die weiße als die bunte, kommt unbestritten allgemein wieder in Gunst; man geht damit um, die Kleider Farbe auf Farbe, oder auch in grellabstechender Farbe zu sticken. Für die Lang- und die Sommercashwls gedenkt man die chinesische Stickerei, d. h. die ohne linke Seite, einzuführen und endlich will man die ganz leichte Posamentirarbeit, die man Spinnewebe nennt, durch die Camäleon-Stickerei ersetzen, die aus dreierlei nuancirter Seide besteht, und zu dem Grunde der Seidenstoffe paßt, auf welchem diese schöne Stickerei ausgeführt werden soll. Die Luxuskleider haben meist eine völlige Schleppe, d. h. sie sind nicht blos sehr lang, so daß sie auf dem Boden schleppen und deshalb schwer und plump aussehen, sondern sie sind förmlich so geschnitten, daß sie eine regelmäßige Schleppe bilden. Die Concertkleider sind etwas weniger ausgeschnitten, als die Ballkleider, haben aber eben so kleine Aermel und fast immer ein gesteiftes Leibchen. Auf Sammetkleidern bringt man gern alte Spitzen an, die man glatt aufsetzt, und der Ausputz des Leibchens besteht häufig in einer offenen Berthe mit einer emaillirten Brosche, oder in einer geschlossenen Berthe ohne sichtbare Naht; auf den Aermeln eine gleiche ebenfalls platt angesetzte Spitze. Der Rock dagegen erhält gewöhnlich einen sehr breiten Volant.

Herren-Mode. Einen Hauptbestandtheil der Morgen-Toilette macht noch immer der Paletot-Twine, der Kragen an ihm ist breit, die Taille lang, und breit nach unten, der Rock kurz und hinten geschlossen; auf der Mitte des Rockes, in der Höhe der Hände, befindet sich eine schräg in dem Stoffe geschnittene Tasche mit einer breiten Patte bedeckt, eine andere, viel kleinere, doch in dem nämlichen Genre gemachte Tasche befindet sich auf der Brust; die Revers sind sehr breit, sie sind ein jeder mit Knopflöchern verziert, welche weit getrennt von einander sind, denn das unterste befindet sich auf der Mitte des Rockes; die Aermel sind lang und ziemlich weit, der Art, daß eine andere Bekleidung darunter getragen werden kann; die Länge des Aermels bildet den Aufschlag; die Aufschläge wie der Kragen sind mit der Farbe des Tuches übereinstimmenden Sammet bedeckt; auch das Futter muß dazu passen. Die Knöpfe sind dick und von dem nämlichen Stoffe. Die zu jenen Bekleidungen beliebtesten Farben sind: hell, kastanienfarbig, grüngrau, myrthengrün, dunkelblau und schwarz. Die Gilets zur Morgentoilette macht man mit breiten Revers sich kreuzend; man trägt sie sehr lang und bis zum untersten Knopfe zugeknöpft; die Stoffe, denen man für dies Genre von Gilets den Vorzug gibt, sind die schottischen Sammete, wie auch die seidenen Plüsche, entweder glatt, oder mit großen Carreaux, welche einen allerliebsten Effect machen, denn dem Plüsch ist ein Gepräge von Eleganz eigen, welches der Sammet, ungeachtet seines reichen Stoffes, niemals hat. Die Pantalons zu den Morgentoiletten macht man auf den Beinen sehr weit, Viele haben selbst nicht einmal Sprungriemen und sind unten rund; die Satins, welche man für dies Genre von Pantalons benutzt, sind dunkelfarbig, glatt, oder mit kleinen Carreaux.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Fantasie-Frack mit viereckigen Revers und Kragen ohne Einschnitt. Der Ausschnitt der Schöße beträgt 10 Centimetres an jeder Seite, die Anglaise mit inbegriffen. Unten sind die Schöße rundgeschnitten und oben eine ziemlich breite Patte. Das Gilet geht unter dem Frack hervor und ist mit Shawlkragen. Das Beinkleid ist gerade auf den Beinen und auf der Fußdiege eng, ohne Schlitz an der Seite. No. 2. Coiffüre von Crepp mit Feder. Robe von Velours epinglé, vorn offen und mit Schleifen wie geschnürt. No. 3. Turban von Spitze. Oberrock von gefüttertem Crepp, die offenen griechischen Aermel mit Spitzen besetzt.

Das

Knopf- und Posamentir-Waarenlager

von **G. Ettler & Comp.** in **Leipzig.**

Markt No. 11,

erlaubt sich hiermit zum herannahenden Frühjahr ihr vollständig assortirtes Lager sauber gefertigter

Borten, Schnuren und **Knöpfe** zu hellmodefarbigen Sommerröcken für Herren;

Elastische Brust- und Schooßwattirungen (Erfindung von Oudinot-Lutel in Paris) von Crinoline gefertigt à Paar 25 Ngr.;

Westenknöpfe in Gold, Silber und bunter Emaille, das Groß (nach Wunsch 1—3 verschiedene Dessins enthaltend) 1 Thlr. 5 Ngr., in Seide 1 Thlr.;

Frackknöpfe in 32 ausgezeichnet schönen und den neuesten Dessins, in Gold, Silber und Emaille, die Garnitur von 16—25 Ngr.; desgleichen zu billigern Preisen in Perlmutter, Avanturin, Girasol, Stein, Papiermaché, Horn, Glas, Knochen, Cokosnuß u. s. w.

Ferner **Westenborten** und **Schnuren** in reichster Auswahl, sowie alle in dieses Fach einschlagende Artikel für Schneider, zu empfehlen; wir führen darin stets das neueste pariser sowie deutsche Fabrikat zu sehr billigen, aber festen Preisen; erbitten uns geehrte Aufträge franco und bewilligen bei Entnahme über 20 Thlr. gegen Baarzahlung unsern geehrten Abnehmern 10 % sconto.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

I. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Nicht zu übersehen!

Auf mehrere von auswärts an mich ergangene Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfangs dieser Zeitschrift diene hiermit zur Nachricht, daß die Schuld nicht an der **Expedition,** sondern an dem **unregelmäßigen Erscheinen** der betreffenden **Boten** liegt. In solchen Städten, deren Boten unregelmäßig nach Leipzig kommen, ist es daher am gerathensten, wenn sich die Herren Abonnenten mit ihren Bestellungen an

ihr dortiges Postamt oder eine dort befindliche Buchhandlung

wenden, durch welche, ohne **Erhöhung des Preises** das Blatt bezogen wird. **Außerhalb Sachsen** beträgt bei den Wohllöblichen Postämtern der Porto-Aufschlag nur eine Wenigkeit, dagegen durch die **Wohllöblichen Buchhandlungen** bezogen der Preis **überall** derselbe bleibt.

Die Expedition.

Digitized by Google

Eines Kriegers Glück und Ende.

(Beſchluß.)

Dies war der Mann, welcher nach dem Beſitze Iſabella's ſtrebte, und in ſeinen Bewerbungen von dem Vater auf das Kräftigſte unterſtützt wurde. Umſonſt erklärte Donna Iſabella ihrem Bewerber zum wiederholten Male, daß ſie ſeiner Vaterlandsliebe und ſeiner Tapferkeit gern Achtung zolle, daß es aber kein unglückſeligeres Geſchöpf auf Erden geben würde, als ſie, wenn man ſie zwingen ſollte, ſeine Gattin zu werden. Don Pascual hielt dies für Grillen und konnte nichts davon begreifen. Ganz im Sinne Guido's „fragt man die Roſe, ob ſie nur dem, der Geruch hat, duften will?" hielt er die Schönheit für den natürlichen Preis der Tapferkeit. Daß neulich nicht er es war, der Iſabellen aus den Händen der Banditen befreite, das gereichte ihm zu unſäglichem Verdruß. Er hätte jetzt gerne eine ganze Rotte von Banditen über ſie geſchickt, um den Ruhm davon zu tragen, ſie aus einer noch gräßlicheren Gefahr befreit zu haben.

Von dem Tage an, als Donna Iſabella den Capitain ſah, ſteigerte ſich ihr Widerwille gegen Don Pascual noch mehr. Der Capitain machte ihr in der That ſchon viel zu ſchaffen; und was feuchtete der Beſchluß des Vaters, keinem franzöſiſchen Officier den Zutritt in ſein Haus zu geſtatten, da Bertrand bereits in dem Herzen ſeiner Tochter einquartiet war?

Da übrigens eine Zuſammenkunft nicht ſo leicht zu ermitteln war, ſo verſprachen ſich Bertrand und Iſabella ſehr viel, ja Alles von der nächſten Tertullia im königlichen Palaſte. Auch dieſer Tag wurde erhofft und erharrt. Es war der Huldigungstag, und als der Abend herankam, eilte was geladen war, dem neuen, königlichen Palaſte zu. In dem glänzend erhellten Saale verſammelte ſich die ſpaniſche Grandezza mit Frauen und Töchtern, viele amneſtirte ſpaniſche Militairs und franzöſiſche Officiere, unter welchen auch Bertrand. Seine Augen ſuchten und fanden ſchnell; die Schönſte unter den Schönen konnte auch einem Beobachter eben ſo wenig entgehen, als Einem, der den Sternenhimmel überſchaut, der Sterne hellſter, die Venus, entgehen kann. Auch Donna Iſabella's ſehnſüchtiger Blick fand ſchnell den Mann heraus, der an ſchönem, ſchlankem Wuchſe und edler Haltung Alles übertraf, was von Officieren zugegen war. In der Nähe Bertrand's ſtand in ſtolzer, trotziger Haltung Don Pascual, einer ſtämmigen, knottigen Zerreiche neben einer hohen, ſchlanken Tanne vergleichbar. Die Verſammelten waren in einem Halbmond aufgeſtellt, und harrten der allerhöchſten Häupter, deren Erſcheinen von Augenblick zu Augenblick erwartet wurde. Es herrſchte immer tiefere Stille im Saale. Stumm und regungslos, wie eine Baumgruppe in lauen Sommerabenden, wenn auch nicht der leiſeſte Hauch Zephyrs in den Blättern ſäuſelt, ſtanden ſie da. Endlich öffnen ſich die weiten Flügelthüren, und Napoleon, König Joſeph und das obligate Marſchalls-Gefolge erſcheint. Trompetenſtöße mit Paukenwirbel erſchallen; und wie die erwähnte regungsloſe Baumgruppe, wenn jäh ein gewaltiger Sturm in ſie fährt, ihre Wipfel plötzlich zur Erde neigt, ſo neigten ſich alle Anweſenden tief vor dem Kaiſer und ſeinem Gefolge. Der Kaiſer ging im Halbkreis herum und ſprach mit Vielen. Er war hier ein anderer, als an der Spitze ſeiner Armee. Der Zauber jenes Lächelns, von welchem man in Lascaſes und vielen andern lieſt, ſchwebte auf ſeinen Lippen und milderte den Ernſt dieſer antik-erhabenen Phyſiognomie. Jedweder, mit dem er ſprach, war entzückt über ſeine herablaſſende Freundlichkeit, vorzüglich aber waren die ſpaniſchen Damen erſtaunt über die ſinnreichen und chevalereſken Artigkeiten eines Mannes, der ihnen in ſo fürchterlichem Lichte dargeſtellt wurde. Auch Donna Iſabella wurde von ihm angeſprochen, und ihre Fertigkeit des franzöſiſchen Ausdruckes ſchien dem Kaiſer viel Vergnügen zu machen; er unterhielt ſich mit ihr und ſie hatte zuletzt ſogar die Ehre, von dem titaniſchen Sohn des Schickſals ſanft in die Wangen gekneipt zu werden.

Hierauf löſte ſich der Kreis auf und es wurde zum Tanze geſchritten.

Der Kaiſer wünſchte die ſpaniſchen Nationaltänze zu ſehen. Nach der einleitenden Seguidilla wurde mit dem Fandango begonnen. Dieſer Tanz verliert bei den höheren Ständen zwar viel von jenem leidenſchaftlichen und wolluſtathmenden Character, wie er im Volke üblich, bleibt aber nichts deſtoweniger ſchlüpfrig und verführeriſch.

Ihm folgte der gemäßigtere Bolero, welchen Donna Iſabella und ein junger Spanier vor dem Kaiſer ausführeten. Alles bewunderte die Leichtigkeit, Grazie und kunſtvolle Fertigkeit der ſchönen Tänzerin. Daß Bertrand nicht der Letzte unter den Bewunderern, verſteht ſich von ſelbſt.

Jetzt trat Don Pascual vor, den ernſten und männlichen Quaracca ſolo zu tanzen. Der ſpaniſche National-Character drückt ſich in dieſem ſeriöſen Tanze ganz vorzüglich aus. Don Pascual trat ſo nahe als thunlich vor dem Kaiſer hin. Seine Haltung wurde ſtolzer und trotziger als je, ſeine Miene ernſt und feierlich. Er wollte

Digitized by Google

dem Eroberer ein Bild jenes unbeugſamen Nationalſtolzes vorhalten, den dieſer ſo übermüthig beleidigte.

Und in der That konnte Napoleon die Wahrheit nur mehr ſymboliſch beigebracht werden; denn wer hätte ſich unterwinden dürfen, zu ihm hinzutreten und zu ſagen: „Laß ab, Du ſpielſt ein arges, vergebliches Spiel; erkenne die Standhaftigkeit, den Heldenmuth, ja die Starrſinnigkeit dieſes Volkes. Der Wille der ſpaniſchen Nation, unabhängig zu bleiben, iſt noch ſtärker, als der Deinige, ſie zu knechten!"

Was keine Stimme zu verlauten, keine Zunge auszuſprechen gewagt haben würde, das that jetzt dem unnahbaren Gewalthaber ſymboliſch eine Kunſt zu wiſſen — auf welche mancher Pedant in kurzſichtlicher Verächtlichkeit herab ſieht — die Tanzkunſt.

Napoleon, obgleich ſein eiſernes Herz keinerlei Poeſie empfand, erfaßte ſie doch mit ſeinem hellen und ſcharfen Verſtande und würdigte ſie. Er wandte kein Auge von dem ſtolzen und unerſchrockenenen Tänzer, und auf ſeiner Herrſcherſtirne lagerten ſich allmälig Wolken ernſten Tiefſinnes. Er faßte ſich jedoch und wurde wieder ganz der Vorige, als jetzt die heiteren, franzöſiſchen Contre-Tänze begannen. Die franzöſiſchen Officiere brachten alsbald mehr Leben und Bewegung in die transpyrenäiſche Steifheit.

Bertrand erbat ſich Donna Iſabella als Tänzerin aus, welche ihm auch nicht wohl verweigert werden konnte. Er wollte dieſe nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit raſch ergreifen, ſich gegen ſeine Geliebte auszuſprechen.

„Ich habe Ihnen ſo Vieles zu ſagen," flüſterte ihr Bertrand bei der erſten Pauſe des Tanzes zu, „und habe, ach, keine Zeit, Sie darauf vorzubereiten."

„Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo reden Sie, denn die Augenblicke ſind in der That koſtbar."

Als für ihn abermal eine Pauſe im Tanze eintrat, ſagte Bertrand ferner: „Wenn der Wunſch, Sie ewig zu beſitzen, mich nie von Ihnen zu trennen, Liebe iſt, dann ſind Sie unausſprechlich geliebt, Sennora!"

„Wenn das Vertrauen, welches ich in Sie ſetze, daß unter allen Männern der Erde nur Sie mich beglücken können, Gegenliebe iſt, ſo ſind auch Sie geliebt, mein Freund!" erwiederte Donna Iſabella de la Roſa.

Jetzt folgten wieder einige läſtige Tanzfiguren, welche der trunkene Tänzer bald verſäumt hätte; nach deren Beendigung fuhr Bertrand leiſe fort: „Faſt wird mir die Bruſt für ſoviel Glück zu enge. Ich fürchte, ich fürchte, die Götter überhäufen mich jetzt nur darum mit ſo viel Huld, um mir bald das ganze Schwergewicht ihres Grimmes um ſo ſchrecklicher empfinden zu laſſen! — Iſt es menſchenmöglich, Sie zu erringen, Sennora?"

„Ja es iſt, — aber meinem Vater wird dabei das Herz brechen —"

„Wir werden ausziehen, die Engländer zu ſchlagen, und dann muß der Friede eintreten, ich kehre dann heim nach Frankreich. — Iſt Ihre Liebe ſo groß, Iſabella — daß Sie Vater und Vaterland verlaſſen, und als meine Gattin mir folgen?"

„Ich bin bereit, Ihnen überall zu folgen; aber die Trauung muß noch hier heimlich in Spanien vor ſich gehen."

„Wird es Ihnen jedoch gelingen, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen?"

„Es wird mir gelingen, wenn ich auch nicht ſagen kann, unter dem Schutze des Himmels!"

„Der Himmel beſchützt die Liebenden, weil er ſie zu Liebende macht," erwiederte Bertrand; „doch ach!" fuhr er fort, „ich habe noch in fürchterlichen Schlachten zu kämpfen, und viel Blut wird fließen, eh' der Sieg uns lächelt. Könnte ich Sie eher nur ein einziges Mal an dieſes Herz drücken, für welches die Kugel vielleicht ſchon gegoſſen iſt, die es durchbohrt!"

„Ich würde den Himmel gerne bitten, daß er ſie im Gefechte beſchirme, aber ich fürchte, der Himmel weiſt die Gebete einer Sünderin zurück!"

„Der Himmel kann nicht taub ſein zu den Bitten ſeines herrlichſten Geſchöpfes. Habe ich keinen gefährlichen Nebenbuhler?" fragte Bertrand weiter.

„Sehen Sie dort Don Pascual! dem bin ich verheißen; doch auch er zieht ins Feld mit den Britten, und die Trauung iſt verſchoben."

„Nun Gottlob!" rief Bertrand, „das Schickſal gönnt uns alſo Zeit. — Aber, ach, Iſabella," fuhr er fort, „die Tanzpartie iſt ſogleich zu Ende; die Muſik rauſcht dem Finale zu. In dieſer Stunde lag Wonne für Ewigkeiten! Mit welchen Hoffnungen ſollte ich ſcheiden, und doch iſt es mir, als nähme mich der Tod bei der Hand, da ich die Ihrige laſſen muß!"

„Zeigen Sie, was ein männlicher Entſchluß iſt," ſagte Donna Iſabella, „Sie ſollen ſehen, was weibliche Treue vermag." Dies waren ihre letzten Worte. Die Muſik ſchwieg. Bertrand ſchied mit einem krampfhaften Händedruck, welcher in gleicher Weiſe erwiedert wurde.

Des andern Morgens erhielt Bertrand ein Billet folgenden Inhalts:

„Herr Capitain!

Sie haben geſtern mit meiner Verlobten, Donna

Digitized by Google

Isabella de la Rosa, getanzt, und mit ihr ein endloses Geflüster unterhalten. Was der Feind des Vaterlandes meiner Geliebten zuflüstert, kann nichts Gutes sein. Ich erwarte Sie daher heute Mittag 12 Uhr im Parke des Buen Retiro mit Secundantengefolge.

Don Pascual de Gasco."

Bertrand konnte dieser Herausforderung nicht Genüge leisten, denn sein Regiment erhielt die Ordre, sogleich auszumarschiren und in das Feld zu ziehen.

Nach den Niederlagen der spanischen Heere bei Tudela und Somosierra, und nach der Einnahme Madrids war es Napoleons vorzüglichste Sorge, das englische Hülfsheer zu vernichten, und den scheußlichen Leoparden (er degradirte den Löwen in Englands Wappen zu einem Leoparden, wie weiland irgend Jemand den Schwan in Graf Orfords Wappen zu einer Gans) aus der schönen Halbinsel zu vertreiben. Sein taktikgeübter Geist entwarf hiezu einen großartigen, meisterhaften Plan. Zuerst sollten die Engländer, welche sich wie wilde Gänseschaaren am Liebsten in der Nähe der Meeresküsten aufhielten, um sich im Falle eines Unfalles sogleich auf das Meer, ihr heimisches Element, zu retten, sicher gemacht werden. Demzufolge ließ er ausstreuen, sein nächster Feldzug gelte den südlichen Provinzen Spaniens. Sodann schickte er den Engländern schwache Detachements entgegen, welche sie durch rückgängige Bewegungen von den Küstenländern weiter herablocken sollte; gingen sie in diese Falle, dann wolle er sich mit überlegener Macht von den Höhen der Guadarama wie ein brausender, Alles mit sich fortreißender Strom herabstürzen, mittelst einer ungeheuern Schwenkung die englischen Heere umgehen, sie von ihren Berührungspunkten mit dem Meere abschneiden, dann über sie herfallen, und so gänzlich vernichten. Thomas Moore, der Anführer der Engländer, schon nahe daran, sich in der Schlinge, die ihm der kleine Corporal gelegt, zu verfangen, erfuhr jedoch noch zeitig genug dessen Aufbruch von Madrid. Er durchschaute die ganze Größe der Gefahr, und gab die Ordre zum schleunigsten Rückzug; dessenungeachtet wäre er doch verloren gewesen, hätten die trotzigen Elemente den tief durchdachten Manövern des großen Kriegsmeisters die Ausführung erlaubt. Anhaltender Regen und Schneegestöber ruinirten alle Straßen, und thaten den wohlcombinirten Schnellmärschen der Franzosen Einhalt. So gewann der englische Heerführer Zeit, seinen Rückzug nach Corunna, wo er seine ganze Armee einschiffen wollte, zu bewerkstelligen. Napoleon verfolgte ihn bis Astorga, und hatte bei Benavente das Vergnügen, die Engländer, seine grimmigsten Feinde in vollster Flucht zu erblicken. Die französischen Officiere nannten diese Flucht „das Wettrennen von Benavente." Zu Astorga übertrug Napoleon dem Marschall Soult das, wie Walter Scott sagt, ehrenvolle Amt, die Engländer weiter zu verfolgen, und sie vollends aus dem Lande hinaus zu schlagen. Er aber kehrte nach Frankreich zurück.

Marschall Soult verfolgte die Britten bis nach Corunna, wo sie sich einzuschiffen trachteten. Viele Gefechte fanden auf diesem Rückzuge statt, in welchen sich Bertrand so hervorthat, daß er zum Bataillons-Commandanten vorrückte. So mörderisch auch alle diese Gefechte waren, so blieb er bisher doch unverwundet.

Als die Engländer Corunna erreichten, konnten sie sich aber nicht mehr unbehelligt einschiffen, denn Soult war ihnen hart an den Fersen. Sie mußten sich noch einmal zur Annahme einer Schlacht entscheiden.

Am 16. Januar 1809 wurde die schreckliche Schlacht bei Corunna geschlagen. Nie standen sich zwei ehrgeizigere und erbittertere Heere gegenüber. Nachmittag gegen 3 Uhr stellten sie sich in Schlachtordnung auf. In den Reihen beider Heere herrschte eine Weile jene ominöse und grauenvolle Stille, welche furchtbaren Ereignissen überhaupt voranzugehen pflegt. Die ältesten Veteranen athmeten tiefer und schwerer auf, die Rekruten zitterten laut, die Schauer des sogenannten Kanonenfiebers durchbebten alle Herzen.

Auch Bertrand, welcher sonst mit großer Zuversicht zu seinem Glückssterne focht, fühlte sich das Herz mit bangen Todesahnungen zusammengeschnürt. Jetzt gab Marschall Soult das Zeichen zum Angriff. Er ließ die erste Brigade der Division Mermet, bei welcher auch Bertrand, einen stürmenden Angriff auf das von den Engländern besetzte Dorf Elvinna machen. Der fürchterliche Commandoruf: „Croisez les Bajonnettes!" erscholl. Da verwandelte sich die Bangigkeit der Krieger mit eins in begeisterten Muth und heldenmüthige Todesverachtung. Mit gefälltem Bajonett, die liebste und wirksamste Kampfart der Franzosen, stürzte sich die Brigade auf die englischen Scharfschützen, warf sie, und drang unaufhaltsam gegen das Dorf vor, wo ihr ein Wald von britischen Bajonetten entgegenstarrte.

Ein zahlreicher Artillerie-Train unterstützte die Angreifer. Fürchterlicher und verderblicher als der Donner des Himmels spieen die mörderischen Schlünde der Kanonen Tod und Verderben in die dichten, feindlichen Massen. Ungeheure Rauch- und Staubwolken stiegen in die Höhe. Bald wurde die Schlacht allgemein, und auf das Geschmetter des Kleingewehrfeuers begann dazwischen chaotisch durcheinander lärmender Trommelwirbel, dumpf-

Digitized by Google

verhallende Commando-Rufe, Wuthgeschrei der Stürmer, Säbelgeklirr, Pferdegestampf, Wehklagen der Verwundeten und Geächze der Sterbenden! Weithin erdröhnten die Lüfte von dem schrecklichen Schlachtgetümmel.

Bertrand, welcher im dichtesten Gewühle der Schlacht an der Spitze seines Bataillons mit gewohnter Tapferkeit focht, sah plötzlich in den feindlichen Reihen einen Officier ungestüm auf sich eindringen. Er erkannte ihn sogleich; es war Don Pascual.

Beide Gegner, zweifache Feinde, stürmten mit hochgeschwungenen Säbeln, welche wie Macbeths Schwert vom warmen Blut der Feinde rauchten, auf einander. Mann gegen Mann, entstand jetzt ein echt mittelalterlicher Zweikampf. Lange schwankte des Kampfes Wage zwischen physischer Kraft und kunstgeübter Fertigkeit; endlich aber gelang es dem flinken Franzosen, seinem Gegner, der eben den Säbel zu einem fürchterlichen Hiebe schwang, einen tödtlichen Stich in die Brust beizubringen. Aber trotz seiner Todeswunde behielt Don Pascual auf einen Augenblick noch seine ganze Kraft; und dieses kürzeste Zeitmaß war hinreichend, seinem Feinde den Untergang zu bereiten. Noch während Bertrands Waffe in seiner Brust steckte, vollführte auch Don Pascual seinen Hieb und spaltete Bertrand den Kopf. Hierauf sank er, mit dem Ausrufe: „Spanien, mein Vaterland!" todt zur Erde.

Aber auch Bertrand hatte genug für immer; es wurde Nacht vor seinen Blicken, der Anblick des Himmels und der Erde verging ihm, und gleich darauf gab er seinen Geist auf. Die letzten Worte des sterbenden Kriegers waren: „Napoleon — Isabella!"

Bald darauf ereilte auch den tapfern, brittischen Heerführer sein Loos. Es traf ihn eine Kanonenkugel, als er eben das weichende 42. Regiment zu einem Bajonetten-Angriff aufs Neue ins Feuer führte. Er starb auf dem Felde der Ehre, und wurde mit vielen seiner Kampfgenossen auch auf demselben begraben. Hier ruhen sie, bis einstens die Posaune des Weltgerichts sie vom langen Schlummer erwecken wird.

Die Schlacht wüthete fort, bis die einbrechende Nacht dem Kämpfen ein Ziel setzte. Unter dem Schutze der Dunkelheit bewerkstelligten die Engländer ihre Einschiffung.

Isabellens Schmerz über den Tod ihres Geliebten war eben so groß, als ihre Reue über das Vorhaben, ihren Vater heimlich zu verlassen. Dieser erfuhr zwar nichts davon; er starb bald; der Kummer über das Unglück seines Vaterlandes drückte ihn ins Grab. Isabella aber fühlte sich schuldig vor Gott, sie wußte, daß dem Himmel sündigen wollen auch sündigen ist. Daher entsagte sie für immer den Freuden dieser Welt und trat in ein Frauenkloster, welches den edlen Beruf hatte, die im Kampfe für das Vaterland Verwundeten zu pflegen. Mit heiligem Eifer oblag sie ihren beschwerlichen Pflichten, und Alles, was sie den verwundeten Kriegern that, glaubte sie dem verblutenden Bertrand zu thun.

Zu Bertrands Todtenfeier.

Die Salve kracht: die schwere Pforte schließt
Sich über einem frischen Heldengrabe,
Darauf ein Schatz von heißen Perlen fließt,
Der grauen Krieger letzte Scheidegabe;
Ein Heer, Ein Schmerz! Denn diese Gruft umschließt
Den treusten Stab vom alten Heeresstabe,
Den Stab durch Sturmesnacht und Sonnenstrahl:
Des großen Kaisers treu'sten General!

Ja, von Egyptens Pyramiden an
Hat keiner Ihn so gut vermocht zu stützen,
In Seiner Hand blieb er ein Talisman,
Sein Blitzableiter von den Mordgeschützen
Der neuen Alexanders-Siegesbahn;
Bei Austerlitz, in Spandau, Aspern, Lützen,
In Bautzen, Leipzig, Hanau glänzt sein Mal:
Des großen Kaisers treu'ster General!

Sein Genius war's, der jene Brücken schlug,
Die zu dem Sieg von Znaim und Wagram führten;
Er hing am kaiserlichen Adlersflug,
Ob Eis ihn lähmte, Flammen ihn umschürten;
An ihm, als ihn das Schiff nach Elba trug,
Bis sie der Rückkehr Trommelwillkomm rührten,
Und als der letzte Freund sich von ihm stahl, —
Er blieb des Kaisers treu'ster General!

Treu blieb er ihm auf sturmgepeitschter See,
Wie auf des Glückes sonnengold'ner Firne;
Treu blieb er ihm, als ihn die Meeresfee,
Britannia's kriechend-schmeichlerische Dirne,
Hohnlächelnd riß in der Verbannung Weh,
Auf jenes Felseneilands Gluthenstirne;
Bekämpfen half er ihm ein Heer von Quat,
Bis in den Tod sein treu'ster General! —

Und als der Ruf scholl: „Auf, nach Helena!
„Wir müssen unsers Kaisers Asche holen!"
Gleich stand der greise Held am Steuer da,
Umblüht von seinen Siegeslaureolen;
„Dem Himmel Dank! noch einmal hat er ja
Mir das Geleit des hohen Freunds empfohlen!" —
Und im Triumphe bringt zum letzten Mal
Den Kaiser sein getreu'ster General!

Jetzt schloß er gren die müden Augen zu,
Sie, jener Sonne treuste Trabanten;

Digitized by Google

Jetzt bietet ja das Grab ihm süße Ruh,
Weil es so nah liegt seinem herzverwandten;
O Frankreich! Schon viel Thränen weintest du,
Doch diese, deine reinsten Diamanten,
Zum schönsten Waffenschmuck im Arsenal,
Des großen Kaisers treu'stem General!

Miscellen und Anecdoten.

— Man schreibt aus Bamberg: Eine artige Anecdote läuft jetzt von Mund zu Mund. Vor einigen Tagen fuhr die Kronprinzessin am Pulverhause vorüber. Der wachthabende Soldat ruft dem Kutscher zu, langsamer zu fahren. Dieser erwiedert ihm, er möge schweigen, und das Gewehr präsentiren, es sei die Kronprinzessin. Der Soldat präsentirt, ruft aber nichtsdestoweniger in den Wagen hinein: „Langsamer fahren!" was denn auch auf Befehl Ihrer königl. Hoheit geschieht. Am andern Tage wurde dem pflichttreuen Krieger ein Geschenk von 3 Ducaten aus dem Schlosse zugesendet.

— Aus Böhmen schreibt man: Einige Kreise unseres Königreichs sind unlängst durch die sich mehrenden Raubanfälle beunruhigt worden. Namentlich war dies in Budweis der Fall, wo weniger, als vielleicht anderwärts die Noth Ursache davon ist, vielmehr die Entsittlichung des Volks in der Wilddieberei und dem Schmuggel Nahrung findet, wozu auch der an Baiern grenzende Böhmerwald viele Gelegenheiten gibt. Neuerlich gewann ein Raubmörder, der sogenannte Schleifer Hysel (er war Schleifer in einer Glasfabrik) eine Art romanhafter Berühmtheit in der Umgegend von Krumau, und die abergläubische Furcht des Landvolks lieh ihm außerordentliche Kräfte. Man glaubte fast, von dem Hause, der Ortschaft, wo der Räuber-Anführer in Gefangenschaft käme, würde kein Stein auf dem andern bleiben und keine lebende Seele entkommen. Dieser Hysel war früher bei der Budweiser Eisenbahn im Dienst, ist aber wegen übler Aufführung entlassen worden. An einem Bahnwächter, welcher einen Schienen-Diebstahl angezeigt hatte, verübte er den ersten Mord, indem er ihn in dem Wächterhäuschen durch das Fenster erschoß. Die Eisenbahn-Direction setzte nun einen Preis von 50 Ducaten auf seine Habhaftmachung. Dies erweckte den Groll Hysels gegen den Betriebspächter, Lona, welchem er durch einen nach Budweis fahrenden Postillon einschärfen ließ, ihm würde das Lebenslicht demnächst ohne Prämie zuverlässig ausgeblasen werden. Inzwischen war die öffentliche Sicherheit, wiewohl zwei Brüder und Raubgenossen des Räubers bereits in die Hände der Justiz gefallen waren, so sehr gefährdet, daß mehrere Kreisämter der Umgegend den Transport der Steuergelder in ihre Kasse zu suspendiren für gut fanden. Theils der obrigkeitliche Eifer, theils die zugesicherten 50 Ducaten veranlaßten nun mehrere Männer der Schwarzenbergschen sogenannten Schloßgarde von Krumau zur Gefangnehmung des Räubers, den sie auch in einer Bauernschenke antrafen. Zufälligerweise lagerte daselbst aber auch eine zahlreiche Schleichhändlerbande, an welche sich Hysel, seine Gefahr bemerkend, wandte und sie, indem er den Anführer der Garde niederschoß, auch ihre bedrohte Sicherheit zu vertheidigen aufforderte, so daß die Häscher mit blutigen Köpfen zerstreut wurden. Nun wurden gegen den gefährlichen Menschen auch Militairstreifzüge aufgeboten. Einige der benannten Schloßgarde verkleideten sich als Bauern, gingen in eine Schenke, wo man Hysels Anwesenheit wußte, und so ward er, während das Militair rings die Ausgänge besetzt hielt, von ihnen überrumpelt und dem Budweiser Magistrate zur Bestrafung seiner mehrfachen Verbrechen überliefert.

— Dr. Barrow, ein berühmter Arzt in London, hat die Erfahrung gemacht, daß großer Geldverlust oder fehlgeschlagene Hoffnung nicht so oft den Wahnsinn erzeuge, als ein unerwartet großes Glück, außerordentlicher Geldgewinn, Erbschaft und dergleichen. Im Winter von 1835—36, wo ein Bankerott auf den andern folgte, gab es in London wenige Verrückte, als zu anderen Zeiten. — Man sollte schon deshalb alle Lotterien abschaffen.

— Seht dort die Werke Quenaud's in Holz gebunden!" rief Boileau aus, als man eben den Sarg eines Kranken, welchen jener ärztlich behandelt hatte, unter seinem Fenster vorübertrug.

— König Mathias Corvinus von Ungarn sah eines Tages, als er bei Bihar vorüberfuhr, einen Müllerjungen, Namens Paul, der ganz gemächlich einen Mühlstein auf dem Kopfe nach Hause trug. Der König erstaunte über die Kraft des jungen Mannes, der bei einer andern Gelegenheit sogar einem wilden Viergespanne im vollen Rennen sich entgegenwarf und es aufhielt. Mathias nahm ihn in seine Leibwache und legte ihm von seinem Geburtsdorfe Kinisy den Namen bei. Paul von Kinisy wuede ein berühmter Feldherr, der den Spielberg von Brünn einnahm und vor dem selbst Constantinopel zitterte. In der Schlacht focht Kinisy gewöhnlich mit zwei Schwertern und als ee einst seinen verwundeten und unterliegenden Freund Stephan Bathory in der höchsten Noth gerettet und als dabei 30,000 Türken umgekommen waeen, hielt er einen erschlagenen Pascha mit den Zähnen am Halskragen fest und tanzte beim Siegesfeste einen fröhlichen ungarischen Tanz auf den Rücken der gebliebenen Türken.

— Wie Thuberg erzählt, so darf in Japan Niemand den Namen des regierenden Kaisers aussprechen; dieser wird als ein großes Geheimniß betrachtet. Nur mit außerordentlicher Mühe konnte ee in der Hauptstadt erfahren, daß Se. geheiligte Majestät Mina montono ie Fara Koo heißen. Nach den dort und auch in China (?) herrschenden Gesetzen soll Niemand bei Todesstrafe den wirklichen Namen des Kaisees nennen, so lange dieser noch am Leben ist.

(Stimmwechsel der Vögel.) Aus Barrington's Beobachtungen eefahren wir, daß einem Vogel selbst die Stimme seiner Gattung abgehen kann, wenn man ihn aus dem Neste nimmt, bevor er 2 Tage alt geworden. Die Nestlinge können vor dem siebenten Tage nicht sehen, aber gleich im ersten Augenblicke ihres Lebens schon hören, denn die Stimme der Eltern verkündet ihnen die Ankunft des Futters. Werden sie nun, bevor sie den Gesang von ihren Eltern lernen konnten, in die Nähe anderer Vögel gebracht, so nehmen sie die Gesangsweise deeselben an. So entsteht bei den Vögeln, wie bei den Menschen die Frage, wer den Erstgeschaffenen ihre Sprache ge-

Digitized by Google

lehrt? Das muß der erste wechselseitige Unterricht aus Instinkt gewesen sein!

— Die Zeitungen malen wieder einen neuen Teufel an die Wand. Man denkt nämlich darüber nach, daß es Rußland einmal einfallen könnte, Mitglied des deutschen Bundes werden zu wollen. Herrscht es doch in den deutschen Ostseeprovinzen! Hat es doch Aussicht, einst in Holstein seine Feldjäger reiten zu lassen und gute Deutsch-Dänen „zur Ansiedelung" nach Sibirien zu schicken! Und die deutschen Fürsten werden doch nichts dagegen haben, mit einer Dynastie sich zu berathen, mit der sie täglich als Schwager, Onkel, Tanten, Schwiegerväter und Schwiegermütter ꝛc. in die innigste Verbindung treten?

— In China gehört der Schauspielerstand zu den verachtetsten Classen der Gesellschaft. Der Umgang mit Schauspielerinnen ist den Dienern des Staates streng untersagt. Wenn ein Beamter im Civil- oder Militairdienst eine Musikantin oder Comödiantin heirathet, sei es als Frau ersten oder zweiten Ranges, so erhält er funfzig Hiebe, die Heirath wird für nichtig erklärt und das Frauenzimmer von Staatswegen den Eltern zurückgeschickt. (In Europa ist man, den Schauspielerinnen gegenüber, etwas toleranter.)

(Emancipationssüchtige Jungfrauen.) In Berlin hat sich kürzlich etwas gar Seltsames zugetragen, dessen Erwähnung noch allen berliner Männern das Blut starren macht. In einer der letzten mondhellen Nächte versammelte sich nämlich auf der Treppe des Museums ein Schaar muthiger, emancipationssüchtiger Jungfrauen und leitete eine schreckliche Verschwörung gegen Alles, was männlich heißt, ein. Eine der Verschworenen bestieg sogar als Tribüne die große Vase und hielt eine feurige Rede, in der sie vorzüglich an die Amazonen erinnerte und diese ihren Zuhörerinnen als Vorbild aufstellte. Alles ist ob dieser erschrecklichen Begebenheit in Bewegung, so daß nichts Anderes jetzt dort Interesse erweckt. Den Berlinern aber ists schon ganz recht; warum haben sie so ein heidnisches Wesen, wie die Amazone ist, sich aufgestellt!

(Gewaltsame Kur.) Beim Beginnen der Schlacht von Fontenoy begrüßten sich, wie bekannt, die französischen und englischen Offizlere aufs höflichste und jene riefen diesen zu, sie möchten gefälligst zuerst schießen. Die Engländer gehorchten, und eine gute Anzahl Franzosen ward durch die erste Slave der Engländer niedergestreckt. Unter andern erhielt der Graf von Auteroche nicht weniger als 7 Kugeln in den Leib. Er wurde geheilt. Früher war er der schwächlichste unter den Grenadierhauptleuten gewesen. Seit der Heilung von seinen 7 Wunden erstarkte er so, daß er sein Leben auf 80 Jahre brachte, ohne je wieder krank zu werden. Ein ähnlicher Fall war mit einem Knaben, welcher auf der Jagd eine Ladung Schrot in die Brust erhielt. Die Wunde schien anfangs tödtlich. Der Arzt untersuchte dieselbe, fand, daß eine Menge Eiter herausfloß und erklärte, der Schuß habe dem Jungen das Leben gerettet, welches durch ein Geschwür in der Brust bedroht war. Die Schußwunde heilte, und der Knabe, von seinem Geschwüre befreit, war gesunder als je zuvor.

(Grausame Behandlung von Kriegsgefangenen.) Die Behandlung der russischen Soldaten, die das Unglück haben, in die Hände der von ihnen bekriegten Bergvölker, namentlich der Tschentschenzen zu fallen, die jetzt eine Hauptrolle unter ihnen zu spielen scheinen — ist wahrhaft grausam. Nicht nur werden die Kriegsgefangenen zu den niedrigsten Arbeiten, wozu man bei civilisirten Völkern nur Zug- und Lastthiere gebraucht, verwendet, sondern die Mittel, deren man sich bedient, um ihr Entweichen zu verhindern, empören jedes Menschengefühl. Den Gefangenen nämlich werden zu dem Ende die Fußsohlen durchschnitten, sodann streut man Häckerling in die Wunden, die man zuheilen läßt. In Folge dieser Operation, wobei sehr systematisch verfahren wird, verursacht den Unglücklichen jeder Tritt Schmerzen, und weite Strecken zu Fuß zurückzulegen, ist ihnen ganz unmöglich. Der russische Soldat weiß, daß ihm diese Behandlung in der Gefangenschaft bevorsteht, weshalb er sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt, derselben zu entgehen.

— Der Marschall von Montmoreney, Herzog von Luxemburg, ein Mann von mißgestaltetem Aeußern, aber von außerordentlicher Tapferkeit, ward nie mit dem Prinzen von Oranien handgemein, ohne einen vollkommenen Sieg über ihn davon zu tragen. Dieser Prinz ließ sich am Tage nach einer erlittenen Niederlage, umgeben von seinem Generalstabe und unwillig über sein Geschick, den Ausdruck entschlüpfen: Ist es denn gar nicht möglich, daß es mir einmal gelinge, den Buckligten zu schlagen! Der Marschall, dem dies hinterbracht wurde, sagte: Wie weiß denn der Prinz, daß ich bucklig sei, da er mich nie im Rücken gesehen.

— Die Zahl der geisteskranken Frauen — behauptet A. Esquirol in einer Abhandlung über die Geisteskrankheiten — ist um ein Drittel größer als die der Männer. Als Ursache der Geisteskrankheiten walten bei den Frauen unglückliche Liebe und Eifersucht, bei den Männern Vermögensunfälle und getäuschter Ehegeiz unverhältnißmäßig vor. Unter den Männern liefern die Ehelosen die meisten Irren, unter den Frauen dagegen die Verheiratheten, — eine Beobachtung, die für die Männer nicht sehr schmeichelhaft ist.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Gegenwärtig finden die Festlichkeiten in der großen und vornehmen Welt, wie die Concerte, in so großer Anzahl statt, daß man in Versuchung kommt, zu glauben, unsere Modekünstler würden sich ausschließlich nur mit solchen Toiletten beschäftigen, welche jene anmuthigen Feste erfordern, und es würde ihnen nicht die Zeit bleiben, an die Straßen-Toiletten für den Frühling, dem wir mit starken Schritten entgegengehen, zu denken. Dem ist jedoch nicht so, die Veilchen, der Flieder, Blumen, welche wir bereits in unsern ersten Mode-Magazinen auf einigen hellfarbigen Capoten bemerken, beweisen hinlänglich, daß man auf das Erscheinen der ersten schönen Tage bereits vorbereitet ist.

Man fängt an, sich ernstlich mit den Kleidern zum Ausgehen zu beschäftigen, und wir können als ein Muster des jetzigen Geschmacks in dieser Art den nachstehenden Anzug empfehlen: Kleid von Gros d'Orient mit hohem halbgestelftem Leibchen ohne Gürtel und mit engen Aermeln mit einem Ausputz von kleinen Puffen an der Achsel. Andere Kleiden von königl. Atlas, von Pekin mit Atlasstreifen, haben ein glattes

Digitized by Google

hohes Leibchen und enge Aermel. Die Röcke sind alle entweder glatt, d. h. ohne Ausputz, oder sie haben zwei breite Volants, oder auch ein gefälteltes Band, das unten von dem Saum bis hinauf zu dem Leibchen geht. Ein eben so gefälteltes Band umgibt den Obertheil der Aermel etwas unterhalb der Achsel. Die Chemisetten sind hochhinaufgehend und haben dicke Falten und Einsatzstreifen, wenn sie selbst sichtbar sein sollen, wie bei den Kleidern, die umgeschlagene Revers haben; bei gewöhnlichen Oberröcken bestehe die Chemisette, deren Mittelstück von keinem besonderen Nutzen ist, in gewöhnlichem Muslin oder Batist und man wendet die ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit am Kragen, weshalb denn wahre Kunstwerke in dieser Art sichtbar werden. Die Mode verlangt, daß diese Kragen klein sind. Die Enden können spitz oder abgerundet sein, je nach Belieben. Die schönsten sind reich gestickt und von einer weichvollen Spitze eingefaßt, welche die Eleganz derselben vollendet. Man trägt noch Fichus und auch einige Cannezous, zieht aber die Antoinetten vor, deren Form sehr verschieden ist und die aus einem schiefgeschnittenen Streifen Muslin, Tülle oder Tarlatan bestehen; die neuesten haben einen Revers. Diese Art Fichu hat den doppelten Vorzug, daß sie den Hals freiläßt und der Taille vortheilhaft ist, weil sie die Achseln breiter macht und den Gürtel nicht verdickt.

Die Form der Hüte kann in diesem Augenblicke sich nicht sehr ändern. Im Allgemeinen ist der Nackenschirm ziemlich groß und der Schirm an den Wangen etwas weit heruntergehend. Die Hüte zu Visiten, die von Crepp oder Blonden gemacht und mit Federn ausgeputzt werden, sind im Allgemeinen etwas kleiner.

In Bezug auf die bevorstehenden Sommermoden werden vielfache Verhandlungen gepflogen. Jedenfalls werden sehr viele knappe Leibchen getragen, die länglich herzförmig offen sind, so ziemlich wie die Westen der Herren, die sie zu großem Staate tragen; diese Leibchen werden ganz glatt bleiben, ohne Schnürung und ohne Revers, wenigstens behalten sie gewiß nur schmale Revers, die einen kleinen Shawl bilden, oder sie bekommen Anglaisen und einen kleinen Kragen, der mit den Anglaisen ein V bildet. Die Anglaisen werden nicht sehr breit sein, denn wenn sie sich breit nach den Seiten umschlügen und eine Spitze nach der Achsel zu bildeten, würden sie Bavaraisen werden, welche die Mode nicht mehr duldet. Noch eine vierte Garnitur wird für diese Leibchenart vorgeschlagen, nämlich den oberen Theil der Brust bis auf die Achseln frei zu lassen, das Leibchen also oben fast so offen zu machen, wie das sogenannte à la vierge, aber auch dabei die Oeffnung bis an den Gürtel beizubehalten. Zu einem solchen Leibchen, das man Anfangs im Concert und bei kleinen Soiréen und später, wenn es die Witterung erlaubt, auf der Promenade tragen wird, gehört ein Fichu von ähnlicher Form, wie sie schon jetzt in den großen Modehandlungen vorräthig gehalten werden. Ueber die Art, wie man diese Kleider ausputzen wird, ist man getheilter Meinung, oder man schlägt vielmehr verschiedene Arten des Ausputzes vor, unter denen die Damen wählen können. Die Schnuren sind schwer. Die sogenannte Spinnewebe-Posamentirarbeit kam uns noch vor Kurzem sehr leicht und zierlich vor, aber jetzt ist man auch davon abgekommen und hat sich zu der sogenannten Camäleon-Stickerei gewendet. Diese Stickerei, welche mit vier Seidenstoffen gemacht wird, schillert nach allen Seiten hin, und sie kann deshalb nur auf besonderen Stoffen in Anwendung kommen. Um nun für andere Kleider etwas Aehnliches zu haben, hat Rion, der bereits die Sammetspitzen und den Chenille-Schmuck erfand, sogenannte Byrinth-Posamentirarbeit erfunden, die tausend Mal leichter ist, als die Schnürchen, und so elegant wie venetianische Spitzen, und die sich sehr wohl auf Kleidern mit offenem Leibchen an dem Kragen, auf den Revers und den Anglaisen ausnehmen werden.

Die Kleider von schweren Stoffen, wenn sie nicht über einem reich garnirten Unterkleid geöffnet, besetzt man größtentheils mit zwei Reihen sehr breiter und kostbarer Spitze, die platt aufliegt und oft den Rock fast überzieht. Sind hingegen die Kleider mit Blonden ausgeputzt, so nimmt man sie schmäler als die Spitzen und setzt sie gekraust auf. Die Anzüge für Concerte, Diners und Theatres werden mehr ernst gehalten und sind überwiegend in schwarz gewählt. Der schwarze Schmelz ist daher immer häufiger verwendet. So schildert man einen eleganten Dinersanzug aus einem schwarzen Sammetkleid bestehend, welches einen langen schleppenden Rock hatte, der zu beiden Seiten zwei Mal geschlitzt und wieder mit kreuzweis geschnürten Schmelz zusammengehalten war.

Herren-Mode. Der wattirte, halblange Gehrock ist im Augenblick das Zweckmäßigste und Neueste. Die Sammetkragen sind daran wie überall verworfen. Die Kragen und Brustklappen der Gehröcke sind viel schmäler, als am Ueberzieherock und dem veralteten Twine. Auch kehrt die Taille mehr zur natürlichen Länge zurück. Die Phantasie-Fracks mit den sehr breiten Schößen den Uebergang zum Gehrock bildend, zeigen sich schon auf den Spaziergängen. Die Weste zum Ausgehen ist gerade, mit einer Reihe Knöpfe und einem kleinen Steh- oder Shawlkragen gemacht, sie schließt sich hoch hinauf zu. Kleine Schöße unten angebracht, ist wieder neu. Die bunten Stoffe sind ganz verschwunden und die einfarbigen Piqués sind das Eleganteste dafür. Auch die Beinkleiderstoffe sind alle von milden Farben und ganz glatt oder fein gestreift. Die Gattern sind größtes Negligée und nur unter einem mit Sammet gefütterten Hausrock gestattet. Zu hellfarbigen oder weißen Piquéwesten ist die lange schwarze Halsbinde am kleidsamsten, mitunter ist sie auch sehr klein bunt gemustert oder gestreift. Man steckt die Enden der Halsbinde mit schönen Nadeln fest, und eine artige Spielerei dieser Art ist eine Nadel, deren Knopf ein angelsächsischer Krieger, mit Schwert, Helm und Schild bewaffnet, von Gold und Email gemacht, bildet.

Die Pardessus, eine eben so reiche wie elegante Bekleidung, sind in der fashionablen Welt noch immer en vogue; ihr Schnitt hat sich noch nicht verändert: man macht sie noch mit breitem Kragen, langen Taillen, Röcken, welche bis auf die Mitte der Waden reichen, und viel Weite haben, die Taschen auf der Mitte des Rockes sind mit einer ungeheueren Patte bedeckt, die breiten und nach oben viereckigen Anglaisen, schlagen weit über, eben so die Enden des Kragens; die Aermel sind lang, und ziemlich weit, die Aufschläge haben eine runde Form und steigen etwas hoch auf den Aermel; die Aufschläge sind wie der Kragen von Sammet in der Farbe des Tuches. Man fährt fort, die Paedessus gänzlich mit seidenem Zeuge zu füttern, ebenfalls passend zum Oberzeuge; oben auf ist das seidene Zeug wattirt, und durchgängig in kleinen Careaux durchgesteppt, ausgenommen die Länge der Anglaisen, wo es in schmalen Streifen gesteppt ist; die Paedessus sind ringsherum mit einer runden Litze von mittlerer Stärke besetzt; die Knöpfe sind dick, und von englischem Zeuge in der nämlichen Farbe. Die beliebtesten Farben haben wir schon neulich angegeben. Uebrigens trägt man alle unbestimmte Farben zu den Pardessus.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Häubchen von mit Band und Rosen ausgeputzt. Oberrock von gefüttertem Crepp mit langem Bandgürtel und kurzen offenen Aermeln. No. 2. Rock mit geradem Schnitt, kleidsam für junge schöngewachsene Herren, aber nicht für dicke und Herren von vorgerücktem Alter. No. 3. Englischer Frack, welcher für die schöne Jahreszeit den Vortheil hat, daß er die Brust frei läßt und einer Negligée-Toilette ein nobles Ansehen gibt. Weste mit Stehkragen, unten offen stehend, und bis oben herauf zum Zuknöpfen. Gestreifte und carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Eine Räubergeschichte.

Zu Anfang Februars trat der Hoßureter Fuhrmann, Michel H—y, nachdem er seine Ladung, bestehend in mehreren Centnern Eisenstangen, in Pesth an die Ordre abgeliefert hatte und dort als Rückfracht Fische lud, glücklich und wohlgemuth seine Rückreise an. In dem unheimlichen und schon durch manche Raubthaten beeüchtigten Göder Akazienwäldchen begegnet dem Fuhrmann ein hochstämmiges Weibsbild, das um Aufnahme in den fast leeren Wagen bat und als Fahrgeld sogleich sieben Gulden zu zahlen sich anheischig machte. Der frohe und arglose Bauer schloß den vortheilhaft scheinenden Vertrag ohne Widerrede ab und schob seinen neu acquirirten Reisekumpan in den Rüstwagen hinein, wobei aber den Eestern eine ziemliche Furcht beschlich, indem er nur zu gut wahenahm, daß die seinsollende Dame tüchtige Juchtenstiefel, wie auch Ledeehosen trug und überhaupt nicht viel Weiblichkeit vereieth. Aus Allem diesen sah nun der eingeschüchterte Rosselenker, daß seine pseudoweibliche Gesellschaft nicht ganz geheuer sei und es Noth thue, alle seine Klugheit und etwaigen Mutterwitz zusammen zu nehmen, um den ihm gelegten Schlingen mit heiler Haut zu entgehen.

Unser guter Oberländer Michel, in dessen Ledergurt ein paar tausend Gulden in Verwahr staken, ermannte sich daher gänzlich und wußte den inquisitorischen Querfragen des vermummten Straßenindusteiellen so täuschend zu begegnen, daß dieser endlich meinen mochte, an dem Frachter einen unerquicklichen Fang gethan zu haben: deshalb stieg er auch vom Wagen schon herab und wollte sich eben entfernen und lohnendere Abenteuer aufsuchen, als in demselben Augenblicke der Radhemmkettenhaken um seine Ohren schwirrte und ihm einen so derben Schlag veesetzte, daß die Schädelknochen brachen und der Strauchdieb, tödtlich getroffen, zusammensank, um nie wieder aufzustehen. Nach so heroisch vollbrachter That verließ den geängstigten H—y auch dann die Fassung nicht; denn anstatt in wehmüthige Lamentationen und unnützes Hilfegeschrei auszubeechen, packte er den noch zuckenden Leichnam zu den Fischen, ließ keäftig in seine munteren Klepper einhauen und flog im sausenden Galopp der fernen Stadt Waizen zu, welche übermäßige Eile ihm allein volle Rettung brachte, da sonst eine acht Mann starke Truppe — die Spießgesellen des Eeschlagenen — die dem rasch dahin fliegenden Fuhrwerke von weitem nachsetzte und dasselbe mit Flintenkugeln beschoß, den kühnen Vertheidiger eines fremden ihm anvertrauten Gu-

Digitized by Google

tes leicht beraubt und vielleicht ermordet haben würde. Im ſichern Port angekommen, wurde die Leiche dem betreffenden Gericht überantwortet. Die Unterſuchenden fanden an dem Getödteten einen kräftigen ſtarkgliedrigen Burſchen von 20 Jahren; unter deſſen adoptirtem Weiberrocke prangte eine hübſche Sammlung von Schieß- und Stichgewehren; auch entdeckte man eine von Banknoten ſtrotzende Brieftaſche, angeblich mit 18,000 fl., unter denen ganz beſcheidentlich mehrere — wahrſcheinlich von einer kunſtgeübten Hand nachgeahmte — Schulzeugniſſe verſchämt hervorguckten.

Napoleons Traum*).

I.

„Buh, das iſt verdammt kalt!" ſprach Vater Martin, vormals Grenadier der Kaiſergarde, und nunmehr ehrſamer Pachter eines kleines Bauerngutes unfern Cannes, an einem hellen Februar-Morgen in ſein Zimmer tretend und ſich die Hände reibend.

„Was gibt es denn Neues, Vater?" fragte ein freundliches im Zimmer mit häuslicher Arbeit beſchäftigtes Mütterchen.

„Was ſoll's Neues geben, Mutter," erwiederte der Alte. „Daß ſie den Kaiſer einmal wieder von Elba abſegeln laſſen, iſt nichts Neues mehr: denn das Mährchen hat man uns ſchon zum hundertſten, oder vielmehr zum tauſendſten Male aufgetiſcht."

„Mährchen?" ſprach wie fragend die Frau. „Wer weiß? Er hält doch nicht Ruhe!"

„Mir ſoll's auch Recht ſein," meinte der Alte, „wenn's wahr iſt; ich mache gleich noch einmal mit."

„Wie?" rief ſcheltend die Frau, „ich ſollte denken, Blaiſe, Du könnteſt nachgerade auch wohl genug haben!"

„Höre, Mutter," ſagte ganz begeiſtert der alte Krieger, und die Augen leuchteten ihm ordentlich vor Freude bei der Erinnerung an ſein ehemaliges Kriegerleben; „ich ſage Dir, es iſt eine gar herrliche Sache, Soldat zu ſein. Da war ich Dir einmal vor vielen Jahren in Paris in der Oper, in der eine ſchöne geputzte Dame — eine Prinzeß oder Königin, oder was ſie ſonſt vorſtellen mochte — auftrat, und einen langen Sing-Sang von der großen Luſt machte, die das Reiſen gewähren ſollte. Ja, wer's nicht beſſer wüßte! dachte ich da in meinem Sinne. Denn ſieh, Frau, wenn wir Soldaten ſo, das Gewehr auf der Achſel, in eine Stadt einrückten und dort blieben, da ſpielten wir gleich den Herrn im Orte. Man muß uns, wohl oder übel, gehörig bedienen, um uns bei guter Laune zu erhalten; man muß —"

„Vater! Vater!" unterbrach hier ein athemlos zum Zimmer hereinſtürmender junger Burſche den in der Erinnerung ſchwelgenden Alten. „Der Kaiſer iſt da! Er iſt mit einem großen Heere gelandet, und wird bald in Grenoble ſein!"

„Es hätte auch wohl noch Zeit gehabt mit Deinem einfältigen Geträtſch!" bemerkte ganz unwillig über die Unterbrechung Vater Martin; „ſage mir nur um Gottes Willen, wer hat Dir das Mährchen aufgebunden?"

„Kein Mährchen, Vater," betheuerte ganz eifrig der junge Menſch; „heute Morgen zwiſchen 3 und 4 Uhr iſt der Kaiſer im Golf von Juan gelandet."

Vater Martin ſchüttelte noch immer ungläubig mit dem Kopfe. Als aber jetzt erſt der eine und der andere Nachbar, und dann wieder einer und noch einer kamen und die von ſeinem Sohne gebrachte Nachricht von der Landung des Kaiſers beſtätigten, ja als endlich ſogar einer ein Exemplar der von dem Kaiſer bei ſeiner Landung ausgeſtreuten Proclamationen mitbrachte, da mußte ſich freilich Vater Martin für überwunden erklären.

„Ich muß ihn ſehen, der uns ſo oft zum Siege geführt hat!" rief, ganz Feuer und Flamme, der alte Krieger und griff nach ſeiner Mütze.

„Du willſt doch wohl nicht gar ſelbſt wieder mitgehen, Vater?" fragte ängſtlich die Frau, indem ſie glücklich noch den bereits im Fortgehen begriffenen Mann beim Rocke erwiſchte.

„Kann ich denn wohl unſern kleinen Corporal jetzt, wo es gilt, im Stiche laſſen? Sag' einmal ſelbſt, Mutter," fragte ganz unwillig der Alte zurück, indem er ſich von ſeiner Frau losmachte, „hat er mich nicht auch manches Mal, wenn ich, wie die Andern, über das unaufhörliche Hin- und Hermarſchiren vom Ebro nach der Weichſel und von der Weichſel nach der Donau, brummte, am Schnauzbart gezauſt, und „alter Brummbär Du" geheißen, und zum Lohne ſoll ich ihn wohl gar verlaſſen, und thun, als ob es keinen kleinen Corporal in der Welt gäbe?"

„Komm, Napoleon," hob der Alte wieder nach einigem Schweigen, zu ſeinem Sohne gewendet, an, „wir wollen nach Grenoble zum Kaiſer. Kann er uns gebrauchen, ſo ſind wir da. Kann er uns nicht gebrauchen, auch gut, ſo gehen wir wieder hin, wo wir hergekom-

*) Geſellſchafter.

Digitized by Google

men ſind!" — und damit zog er von dannen mit ſeinem Sohne.

II.

Die Nachricht von Napoleons Landung zu Cannes hatte ſich mit Blitzesſchnelle über ganz Frankreich verbreitet. Anfangs von den Meiſten beſtritten und von den Wenigſten geglaubt, erregte ſie, als ſie ſich nicht länger mehr bezweifeln ließ, ein allgemeines, unbeſchreibliches Erſtaunen. Man ſchüttelte den Kopf und prophezeihte dem verwegenen Unternehmen ein baldiges Ende mit Schrecken.

Inzwiſchen war die ganze Stellung der Dinge, ſo wie die herrſchende Stimmung in Frankreich dem kühnen Unternehmen des „verwegenen Abenteuers," wie Napoleon bei mitleidigem Achſelzucken von der großen Mehrzahl genannt ward, günſtig. König Ludwig XVIII. hatte, nach einer mehr denn zwanzigjährigen Verbannung, den Thron ſeiner Väter unter ſehr kritiſchen Verhältniſſen beſtiegen, und denſelben auf dem neu gelegten Fundamente einer Verfaſſung zu begründen geſucht. Allein dies Aktenſtück konnte die im innerſten Staatsleben Frankreichs feindlich gährenden und brauſenden Elemente nicht gewältigen. Es würde dazu eines weit ſtärkeren Armes bedurft haben, als es der Arm des übrigens verſtändigen und wohlgeſinnten Königs war. Daß ihn hauptſächlich fremde Waffen auf Frankreichs Thron zurückgeführt, hatte ſchon die herrſchende Volksſtimmung wider ihn aufgereizt, und durch ſeine erſten von der Hof- und Prieſterpartei geleiteten Schritte war dieſelbe allmälig bis zur gährenden Unzufriedenheit geſteigert, wozu die entſtandenen verſchiedenartigen, feindlich einander gegenüber ſtehenden und ſich bekämpfenden Parteien das Ihrige beitrugen.

Aber ſo zuverſichtlich auch Napoleon bei ſeinem Unternehmen auf die Stimmung des franzöſiſchen Volkes und noch mehr auf die Stimmung des franzöſiſchen Heeres rechnen mochte, ſo kam doch zuletzt Alles, wie er klar einſah, auf die Macht *des erſten Beiſpiels* an, das gegeben ward. Denn in einem ſolchen Falle und bei einem ſo gefährlichen Unternehmen will ſich Niemand leicht *zuerſt* mit einer entſchiedenen That, in der ſogleich ſeine wahre Geſinnung und ſeine geheimſten Wünſche offenbar werden mußten, hervorwagen. Da wartet vielleicht Jeder gern auf den Andern, und ſucht ſich gleichſam mit ſeiner *Einzelthat* um ſo lieber in einer *Maſſe* von Mitſchuldigen zu verbergen und zu verlieren, je verwegener und ſtraffälliger das Unternehmen iſt, an dem er Theil nehmen ſoll, eben um durch die Maſſe von Mitſchuldigen als minder ſtrafbar zu erſcheinen, als er nothwendig erſcheinen müßte, ſofern er der *allein* Handelnde wäre.

In letzter Inſtanz entſcheidet aber eigentlich in ſolchen kritiſchen Fällen das Beiſpiel, mit dem ein geliebter und geachteter Anführer vorangeht. Gab der Anführer des erſten Regimentes oder Bataillons, mit dem Napoleon auf ſeinem Zuge zuſammentraf, das Beiſpiel *ſtandhafter Treue* für die Sache des Königs, ſo wäre Napoleons Unternehmen wahrſcheinlich raſch mißglückt, und nur in dem Lichte eines lächerlichen und unſinnigen Abenteuers erſchienen. Gab dagegen ein ſolcher Anführer das Beiſpiel des *Abfalls*, ſo konnte Napoleon mit großer Zuverſicht auf das Gelingen ſeines Unternehmens rechnen, weil ein ſolches Beiſpiel, wie ſich mit Gewißheit vorausſehen ließ, unfehlbar anſteckend auf die Menge wirken und einen *allgemeinen Abfall* von der Sache des Königs zur Folge haben konnte.

Napoleon wußte bereits, daß eine anſehnliche Truppenabtheilung von Grenoble her, unter Anführung des Obriſten Labedoyère, gegen ihn im Anzuge war. Dieſer Offizier, dem er früher ſehr viel Gunſt erwieſen, war ihm nun wohl, wie er wußte, bis zum Fanatismus ergeben geweſen, dennoch blieb der Kaiſer zweifelhaft bei ſich, ob in dem entſcheidenden Augenblick dies Gefühl der alten perſönlichen Anhänglichkeit und Ergebenheit für ihn über das Ehr- und Pflichtgefühl in dem Obriſten, oder dieſes über jenes ſiegen werde? Ob er auf deſſen vorangehendes Beiſpiel *rechnen* könne, oder es zu *fürchten* habe?

Napoleon wußte jedoch ſeine Beſorgniß, die er dieſerhalb im Stillen hegte, gegen ſeine Gefährten geſchickt unter der Maske der höchſten Zuverſicht, die er ihnen zeigte, zu verbergen, und befahl, der ſich nahenden Colonne entgegenzurücken.

III.

Eine unzählbare Menſchenmenge war von nah und fern aus allen Städten und Dörfern auf der nach Grenoble führenden Heerſtraße zuſammengeſtrömt, um den Kaiſer an der Spitze ſeiner Grenadiere von Elba, einem auserleſenen Häuflein von etwa 1000 Mann, vorüberziehen zu ſehen. Der weit hinſchallende, laut jauchzende Jubelruf „Vive l'Empereur!" ertönte, als die Maſſen nun des Kaiſers, auf ſeinem Schimmel reitend, und mit ſeinem grauen Rock, wie gewöhnlich, angethan, anſichtig wurden. Er war ungemein gut gelaunt, was ſich an dem heiteren und zufriedenen Ausdruck ſeines Geſichts deutlich zeigte.

Mehrere Offiziere kamen nach einander herbeigeſprengt und brachten dem Kaiſer die Meldung von dem Anrücken der Colonne des Obriſten Labedoyère, die von dem

Digitized by Google

in der Ferne ſchon aufſteigenden dichtem Staube beſtätigt ward.

Napoleon ſtieg, nachdem er ſein kleines Heer hatte Halt machen und in Schlacht-Ordnung aufmarſchiren laſſen, vom Pferde, und wandelte vor deſſen Front, ſcheinbar ruhig, auf und ab. — Endlich hatten ſich die aufwirbelnden Staubwolken verzogen, und man ſah eine ziemlich anſehnliche Infanterie-Colonne in zwei Treffen quer über der nach Grenoble führenden Straße aufmarſchirt.

„Am Beſten iſt's wohl," ſagte beſorgt General Bertrand, an den Kaiſer herantretend, „Ew. Majeſtät befehlen ſogleich den Angriff, ehe noch unſere Leute zur Beſinnung über das große Mißverhältniß der beiderſeitigen Streitkräfte haben kommen können."

„Nicht doch," erwiederte Napoleon; „es darf kein Schuß fallen!" — und ging ſo gelaſſen auf die feindliche Colonne zu, als ob er, wie ſonſt, Muſterung über ſie halten wolle.

„Soldaten!" rief er mit ſtarker Stimme, ſobald er nahe genug herangekommen war, um von ihnen gehört zu werden, und indem er ſich zugleich den Ueberrock aufriß; „ſchießt nun auf Euren Kaiſer, wenn Ihr mögt!"

„Es lebe der Kaiſer!" rief, wie elektriſch getroffen von dieſen Worten, Labedoyère, vom Pferde ſpringend, mit offenen Armen auf den Kaiſer zueilend, und entſchieden war in dieſem verhängnißvollen Moment ſein und Frankreichs künftiges Geſchick. Jauchzend, ihre Waffen in die Lüfte ſchwenkend, umringten die von dem Beiſpiele ihres Obriſten hingeriſſenen Krieger den Kaiſer, ihn faſt mit ihren ungeſtümen Liebkoſungen erdrückend, und miſchten ſich unter ihre Kameraden von Elba, ſie freudig willkommen heißend und auch von ihnen freudig willkommen geheißen. So zogen nun vereint mit einander nach Grenoble, die ſich zu bekämpfen gekommen waren.

Höchlich erfreut über dieſen Erfolg und ein Liedchen vor ſich hinträllernd, hielt Napoleon ſeinen Einzug in Grenoble, aber nachdenklich ritt ihm zur Seite Labedoyère. Das Gefühl, Eid und Pflicht gebrochen zu haben, nicht mehr rückwärts zu können, ſondern vorwärts zu müſſen, lag, gleich einer erdrückenden Bergeslaſt, auf ihm. Hatte er auch ſeine That nicht *gewollt*, ſondern war er vielmehr unwillkürlich und unwiderſtehlich von der Macht des Augenblicks dazu hingeriſſen worden, doch fühlte er ſehr wohl, daß dies nichts in den Augen *menſchlicher* Richter wiegen könne. Die alte Freudigkeit war von ihm gewichen, und er hätte ſich gleich jetzt in die feindlichen Kugeln ſtürzen mögen, um ſich ſelbſt zu entfliehen. Zwar jauchzte die Menge ſeiner That Beifall zu, aber dieſer Beifall klang ihm wie Spott. Er hätte eine Welt darum geben mögen, das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Und doch, wenn er nun wieder auf die Perſon des Kaiſers hinblickte, war ihm, als ob er gar nicht anders hätte handeln können, als ob er, wär's auch noch einmal in ſeine Macht gegeben, gerade eben ſo handeln würde, als er wirklich gehandelt hatte.

So in ſich ſelbſt zwiſchen quälender Reue und Selbſtvorwurf und zwiſchen trotziger Selbſtbeſchönigung ſeiner That geſpalten, und in dieſem inneren Zwieſpalt ſich unglücklich fühlend, war der Obriſt gleichſam das perſönliche Bild jener unheilvoll in ſich zerriſſenen und zwieſpaltigen Zeit.

(*Beſchluß folgt.*)

Die Bekehrten.

(Lebensbild in drei Capiteln.)

I.

Da finden d' Leut' d'ran ein Vergnügen —
Ich, offen geſagt, nicht, — ich müßt's lügen! —
J. Neſtroy.

Wenn ich bisweilen ſo glücklich bin, die Zeit in einem dolce far niente hinbringen zu können, und unter meinen alten Schriften muſternd, mich von den Lüften vergangener Zeiten umwehen laſſe, wenn das Archiv der Erinnerung an eine fröhlich durchlebte Jugend ſich erſchließt, ſo bilden gewiß meine Univerſitäts-Jahre jenen Acten-Fascikel, bei dem ich mich am liebſten und längſten aufhalte. Wer ſollte ihrer auch nicht gedenken, der ſchönen Zeit, wo die dummen Streiche an der Tagesordnung waren, wo es keinen andern Kummer gab, als den, welchen allenfalls die Nähe der Prüfungen veranlaßte, und wo jeder Monat wenigſtens 8 vergnügte, im Beſitze eines guten Taſchengeldes verlebte Tage, jedes Jahr zwei ganze in dulci jubilo zugebrachte Ferien-Monate brachte! — Später wird der Schulſtaub abgeſchüttelt, und es bleibt nichts übrig, als im Staube des Berufes ſo lange herum zu wühlen, bis man ſelbſt Staub wird, bis man endlich ſelbſt eingeht in die große Regiſtratur der Erde, wo der Index auf Stein geſchrieben iſt. Man lebt zuletzt nur von der Erinnerung, dieſem großen Capitale, welches man im Frühlinge des Lebens anlegt, und welches uns die Winterbedürfniſſe decken muß, wenn ſich der Schnee des Alters auf unſer Haar gelegt hat, wenn wir nicht mehr fähig ſind, uns derlei Capitalien

Digitized by Google

zu ſammeln. Ich glaube von der Wahrheit dieſer Behauptung keinen ſchlagenderen Beweis führen zu können, als wenn ich dieſes hier nachfolgende Lebensbild ſkizzire, welches auch ein Theil von jenen heiteren Zinſen iſt, die mir die Erinnerung an meine Univerſitätsjahre brachte.

Als ich jüngſt in meinen alten Schriften wieder einmal herumſtöberte, fiel mir auch mein Album in die Hände, worin ich viele meiner Freunde mit ihren Handſchriften verewigt fand. Einige derſelben haben den groſſen Schauplatz dieſer Welt mit einem beſſeren Jenſeits vertauſcht, einige ſind bedeutende Männer, andere höchſt arme Teufel — wie ſchon die launige Glücksgöttin mit uns Menſchenkindern zu verfahren pflegt. Der Anblick dieſes Albums erweckte die mannichfachſten Erinnerungen in mir, wovon einige ſehr komiſcher Natur ſind. Die komiſchen Erinnerungen dieſes Albums knüpfen ſich an drei originelle Menſchen, welche die Helden dieſes Lebensbildes abgeben ſollen. —

In der Univerſitätsſtadt zu X. lebten zu meiner Zeit 3 Studirende, welche man allenthalben das Sonderlings-Trifolium nannte, und die nicht ſelten Anlaß zu Bonmots gaben. Dieſe waren der Philoſoph Seicht, der Juriſt Rechtner und der Mediciner Krampf. Alle drei bewohnten in einem entfernten Winkel der Stadt ein Dachſtübchen, und waren durch langes Beiſammenwohnen einander unentbehrlich geworden. Man ſah ſie nie einzeln auf der Straße gehen, ſie waren immer ganz gleich gekleidet, und ihre Freundſchaft wurde gleich jener, zwiſchen Oreſt und Pylades zum Sprüchworte. Gleiches Alter, gleiche Schickſale, gleiche Geſinnungen, ja ſelbſt lächerliche Eigenſchaften ganz gleicher Art, ſchloſſen ihren Freundſchaftsbund immer feſter, und ich glaube, wenn der Tod einen derſelben unverhofft hinweggerafft hätte — es wären ihm die beiden Anderen bald nachgefolgt. Man ſah daher unſer Trifolium entweder zugleich heiter, ernſt oder traurig; denn ſelbſt die Gemüthsſtimmungen hatten ſie miteinander gemein. An Unterhaltungsorten waren ſie nie zu ſehen, ſondern lebten nur der Wiſſenſchaft. Auch hatten ſie mit keinem ihrer Collegen Umgang, und ſprachen wenig mit Fremden. Anfangs der Ferien ſah man ſie alle drei aus dem Thore wandern, und mit Beginn des Jahres wieder drei Mann hoch anrücken. Sie führten ihre kleine Hauswirthſchaft gröſtentheils ſelbſt, und es war höchſt drollig, wenn man manchmal in den Morgenſtunden den Juriſten kleines Holz machen ſah, während der Mediciner an der Kaffeemühle manipulirte, und der Philoſoph nach Sahne und Semmeln ging. Ein alter Stiefelputzer reinigte ihr Zimmer, richtete die Betten in Ordnung, und holte die Mittagskoſt herbei. Das Abendbrod wurde durch Handeinkauf und in eigener Regie beſorgt. Die Wäſche holte der alte Stiefelputzer ab, und brachte ſie im gereinigten Zuſtande wieder. Auf dieſe Weiſe hatten ſie ſich jede weibliche Hilfeleiſtung oder Bedienung entbehrlich gemacht, und durch volle zehn Jahre hatte das Aſyl der drei Gelehrten kein weiblicher Fuß betreten.

Unſere drei Freunde waren — was ich hier nothwendig nicht vergeſſen darf — als die ausgemachteſten Weiberfeinde bekannt, und ſchworen einander zu, ſich unter keinem Verhältniſſe zu trennen, aber auch nie zu heirathen; ja ſie legten ein förmliches Gelübde ab, jeden Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte zu vermeiden, ſelbſt wenn es ihr Beruf und ihre künftige Stellung dereinſt noch ſo dringend erforderte.

Die Urſache dieſes keineswegs angeborenen Weiberhaſſes war nur Wenigen bekannt, und unſer Teifolium mußte dieſelbe ſo gut als möglich zu verheimlichen ſuchen, um ſich nicht noch mehr dem Spotte und den Witzeleien der Stadt preiszugeben. — Wie mir ein bewährter Mann erzählte, war dieſer Weiberhaß die Folge eines Balles, den unſere drei Gelehrten einmal in corpore beſuchten, und ſich daſelbſt auch in corpore verliebten. An den Wiegen unſerer drei Helden hatten aber nicht die Grazien gelächelt; denn Rechtner ſchielte, Krampf hatte einen merklichen Höcker, und Seicht hatte ſchiefe Beine. Natürlich mußten ſie mit ſo unliebſamen Attributen den übrigen Burſchen weit nachſtehen, und bekamen an einem Tage, an welchen ſie ihre ſchriftlichen Bewerbungen abſendeten, drei äußerſt ſolide Körbe. Dieſe Bosheit konnten ſie dem ſchönen Geſchlechte nicht mehr verzeihen. Sie ſchworen zur Fahne des Weiberhaſſes, und ſetzten die Bedingung feſt, daß, wenn ſich einer von ihnen verlieben ſollte, er ſich von den beiden Uebrigen nicht Verliebten für immerwährende Zeiten trennen müſſe.

Auf dieſe Weiſe entſtand ein neues Hageſtolzen-Teifolium, welches, was ſich auch einige lebensluſtige Collegen abmüheten, durch nichts in ſeinen Grundſätzen zu erſchüttern war. Zehn Jahre verſtrichen unter dieſen Verhältniſſen. Unſere drei Muſenſöhne hatten lange ſchon den Schulſtand abgeſchüttelt und waren ins praktiſche Leben getreten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Bei den Ballcostümen unserer heutigen Damen könnte man oftmals fragen: „Wer hat sie entkleidet?" statt: „Wer hat sie angekleidet?" — „Sie sehen aus wie irgend ein Kleinod, das man zu weit aus dem Futteral gezogen hat." Einer sagte jüngst: „Sie geizen so sehr mit dem Zeuge."

— Von Eylert's Werke: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., ist des zweiten Theiles erste Abtheilung erschienen. Wir theilen Folgendes daraus mit: „Der König pflegte jeden Morgen nach gehaltnem Vortrage im Cabinet, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wohnzimmer der Königin sich aufzuhalten und mit ihr, am liebsten frisches Obst, zu frühstücken. Beim Hereintreten bemerkte er einmal auf ihrem Nähtischchen eine hübsche Haube, die ihm neu schien. Lächelnd fragte er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut," erwiedert scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht und finden dann Alles zu theuer." — „Aber du kannst mir doch wohl sagen, was die Haube kostet, möchte es gerne wissen!" „O ja, ich habe eine wohlfeile gewählt, sie kostet nur vier Thaler." — „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!" Und indem der König am Fenster stehend fatorisirt, bemerkt er einen vorübergehenden Gardeinvaliden, dem er winkt und ihn heraufruft. Wie derselbe eingetreten, sagt der König zu ihm: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld, was meinst Du wohl, alter Kamerad, was sie für die Mütze gegeben, die da auf dem Tische liegt? Darfst Dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande." Der alte Kriegsmann, unerfahren in solchen Dingen, zuckt mit den Achseln und spricht endlich lakonisch: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!" — „Da, hörst Du's," fährt der König fort, „ja was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nu, geh mal hin und laß Dir von der schönen Frau eben so viel geben." Lächelnd den König ansehend, öffnete sie flugs ihre Börse und legte dem sachte herangetretenen Soldaten in die vorgehaltene Hand vier blanke Thaler. „Aber," fügte sie dann mit schalkhaftem Blick hinzu, „sieh mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld, als ich; Alles, was ich besitze, habe ich nur allein von ihm, und er gibt gern. Nun gehe auch zu ihm hin und laß Dir das Doppelte, acht Thaler, geben." Mit fröhlichem Auflachen sieht die Königin auch diese Spende aus den zum Geben immer offenen Händen des jetzt freilich achselzuckenden, skeptisch lächelnden, langsam zahlenden Königs erfolgen und wünscht dem vergnügten Veteran Glück. Dieser hat das glücklichste Ehepaar gesehen und hört noch, wie er schon das fürstliche Zimmer verlassen, den lauten, fröhlichen Scherz. Der Invalide, der mir diese liebliche Anecdote in origineller Manier selbst mündlich erzählte, hieß Christian Brandes und wurde sehr alt. Der König hatte die Gesichtszüge und den Namen des Mannes, aber auch diese Scene behalten, und wenn er seiner nach dem Tode der Königin zu Potsdam ansichtig wurde, beschenkte er ihn und hat dabei wohl im Schmerzenston gefragt: „Brandes, weißt Du noch?"

(Findelkinder in der Moldau.) In Jassy besteht eine aus alter Zeit herrührende Gewohnheit, daß neugeborne Kinder an der Thüre der Metropolitankirche zur Nachtzeit ausgesetzt werden. Diese läßt der Erzbischof (das Oberhaupt der griechischen Kirche in der Moldau) bis zum Alter von acht oder zehn Jahren auf seine Kosten erziehen; dann findet sich leicht Jemand, der ein solches elternloses Kind aufnimmt. Wird aber Derjenige, welcher ein solches Kind an der Metropolie niederlegt, auf der That betroffen, so ergreift man ihn, befestigt ein eisernes Gewicht von bedeutender Schwere, das die Gestalt eines Kindes hat, in seinen Armen und zwingt ihn, dies so lange im Metropoliehofe umherzutragen, bis er die Mutter des Kindes anzeigt, welche dann herbeigeholt, auf dieselbe Weise bestraft und genöthigt wird, ihr Kind wieder zu sich zu nehmen. Dies geschieht indeß nur, wenn Leute gemeinen Standes dabei betheiligt sind; im entgegengesetzten Falle wird das Kind unweigerlich in Pflege genommen und man stellt keine weitern Nachforschungen an.

— Bekanntlich war vor Kurzem in dem Schloßgarten von Sanssouci eine Lieblingsstatue des Königs beschädigt, und auf die Entdeckung des Thäters eine Prämie von 500 Thalern gesetzt worden. Es war (wie jetzt ein Schreiben aus Berlin in der Neuen Würzb. Ztg. berichtet) ein Schlosserlehrling, der in seiner Einfalt mit einem Hammer auf die Statue geschlagen hatte, um zu erforschen, welcher Ton dadurch hervorgebracht würde. Der Meister, dem der geängstigte Lehrling sein Vergehen entdeckte, zeigte es sogleich mit der Bitte an, den sonst sehr braven Burschen begnadigen zu wollen, indem er auf die Prämie gern verzichten wolle. Der König erließ nicht nur dem Burschen seine Strafe, sondern ließ auch dem Meister die Prämie von 500 Thalern auszahlen.

(Die Knute.) Man spricht im Auslande so oft von der Knute als dem gewöhnlichen russischen Strafinstrumente, schreibt ein Deutscher vom schwarzen Meere, dies ist grundfalsch. Die Knute bekommen nur die zum Transport nach Sibirien Verurtheilten, Militairs wie Civilisten ohne Unterschied. Jeder der die Zwangsreise dorthin unternimmt, erhält, wenn er nicht von Adel ist oder einen Rang hat, vor dem Aufbruche zum Abschiedsangedenken eine Anzahl Knutenhiebe, doch nie über 35. Nur schwere Verbrecher werden zu mehr als 25 Hieben verurtheilt; oft folgt der Tod schon vor dem 20sten. Das fürchterliche Peinigungsinstrument ist eine Peitsche mit einem breiten schweren zweischneidigen Lederriemen von 7 Fuß Länge. Der Knutenriemer ist ein begnadigter Verbrecher, der immer eingesperrt gehalten wird. Man wählt die Candidaten zu diesem Amte unter den allerkräftigsten Personen aus und schreckliche Eide binden den Mann, die Strafe gegen Niemanden zu mildern, wäre es auch sein leiblicher Vater. Die Wirkung dieser schweren Lederpeitsche auf den entblößten Rücken ist fürchterlich und gleich auf den ersten Hieb bricht der Verurtheilte in ein Schmerzgeheul von entsetzlicher Art aus. Bei dem 10. oder 12. Hiebe hört das Geheul gewöhnlich auf und nur das dumpfe Stöhnen des Ohnmächtigen am Pfahle hört man noch.

(Pariser Faschings-Anecdote. Die großen Subscriptionsbälle haben die große Unannehmlichkeit, daß die Theilnehmer in ihren Wagen oft sehr lange warten müssen, ehe sie aussteigen können. Hunderte von Wagen halten nicht selten hinter einander und können nur nach und nach vorrücken. Die

Digitized by Google

letzten Ballgäste müssen sich glücklich schätzen, wenn sie vor dem Ende des Balles aussteigen und noch ein paar Quadrillen tanzen, soupiren und wieder nach Hause fahren können. Ein pariser Dandy hatte auf einem der letzten Faschings-Bälle ein sehr sinnreiches Mittel ersonnen, dieser Unannehmlichkeit überhoben zu sein. Er hatte von schöner Hand eine Einladung erhalten, sich frühzeitig auf dem Balle einzufinden; aber zu Fuß sich durch den Gassenkoth zu winden, war unmöglich, und es hielten bereits zwei unabsehbare Wagenreihen in der Straße. Er beschloß also weder zu Fuß noch zu Wagen sich auf den Ball zu begeben, sondern in einer bedeckten Tragbahre, wie die Kranken, welche ins Spital gebracht werden. Er hatte sich nicht getäuscht. Die Municipalgarden, welche zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung aufgestellt waren, machten den Trägern Platz und alle Vorübergehenden betrachteten die Tragbahre, welche den Dandy im vollen Ball-Anzuge barg, mit theilnehmenden Blicken. Die Träger erreichten ungehindert die Vorhalle des Casino; die Umstehenden glaubten ohne Zweifel, es sollr ein beim Decoriren des Ball-Saales verunglückter Arbeiter abgeholt werden. Aber wie groß war das Erstaunen der Anwesenden, als die Vorhänge der Tragbahre sich aufthaten, und ein Stutzer im elegantesten Ball-Costüm herausprang! Man vermuthet, daß künftig die Tragbahren von Tänzern, welche pünktlich auf dem Ball erscheinen wollen, häufig benutzt werden.

— A. stürzte zu B. ins Zimmer: Freund, Bruder! ich bin ein geschlagener Mann, ich halt es nicht aus, ich muß fort! — B. Warum denn? — A. Sie hat mich hintergangen, getäuscht, betrogen, verrathen! — B. Glaub' es ja nicht, sie liebt Dich wahnsinnig. — A. Weißt Du das gewiß? — B. Mein Ehrenwort zum Pfande; sie hat mirs gestern gestanden. O beneidenswerther Sterblicher! — A. Dann muß ich um so mehr fort. — B. Aber warum? — A. Siehst Du, dann könnte sie mir auf dem Halse bleiben!

— Ein alter Offizier wurde geadelt. Ein guter Freund von ihm meinte bei dieser Gelegenheit, dem Krieger sei Unrecht geschehen, man hätte ihm eigentlich den Freiherrnstand ertheilen sollen. Befragt warum, fügte er hinzu, daß der Held diese Auszeichnung nach den Statuten des hohen Theresien-Ordens mit Recht anzusprechen habe, da er das Theresienkreuz schon 30 Jahre trage. (Die Frau des Offiziers hieß nämlich Therese.)

— Es möchte interessant sein, eine Zusammenstellung aller jetzt fertigen und im Bau begriffenen deutschen Eisenbahnen zu erhalten, weshalb wir solche hier folgen lassen. Berlin-Potsdam, Berlin-Anhalt, Berlin-Stettin, Berlin-Frankfurt a. d. O., Magdeburg-Leipzig, Magdeburg-Halberstadt Wolfenbüttel, Oberschlesische, Breslau-Freiburg,, Rheinische, Düsseldorf-Elberfeld, Bonn-Cöln, Kaiser Ferdinands-Norddahn, Wien-Gloggnitz, Budweis-Linz-Gemünden, Prag-Lund, Olmütz-Prag, Augsburg-Baierische Nordgrenze, Nürnberg-Fürth, München-Augsburg, Sächsisch-Baierische, Leipzig-Dresden, Badensche Eisendahn, Darmstadt-Heidelberg, Taunus-Bahn, Hannover-Braunschweigische Grenze, Braunschweig-Harzburg, Hamburg-Bergedorf, Altona-Kiel; zusammen 28 Eisendahnen. Belgien hat 6 Eisendahnen, welche nach verschiedenen Richtungen hin das Land durchschneiden; Frankreich besitzt bereits 15, England 32, Schottland 4, Irland 4, Holland 3, Italien 4, Polen 1, Rußland 3, Ungarn 1, Amerika (Vereinigte Staaten) aber 176 Eisenbahnen.

— Der König Laku von Siam wurde einmal im Kriege durch das Geschrei eines Esels aus dem Schlafe geweckt und dadurch vor dem Feind gewarnt, der ihn überfallen wollte. Zum Dank für diese Rettung befahl er, daß von nun an der Esel ein geheiligtes Thier und sein Name eine besondere Auszeichnung für angesehene Menschen sein sollte. — Als bald darauf ein Gesandter aus China an den siamesischen Hof kam, ward er von dem Oberhofmeister und ersten Kammerherrn folgendermaßen angekündigt: „Großmächtiger Laku, Beherrscher der Gläubigen und des Weltalls, König des weißen Elephanten und Besitzer des heiligen Zahnes! Ein ungeheurer Esel aus China ist angekommen und wünscht vor dem Antlitz Deiner Erhabenheit sich in den Staub zu werfen!

— Jemand, der immer anders dachte, als er sprach, rühmte einst gegen einen seiner Bekannten mit vieler Heuchelei seinen geraden, freimüthigen Sinn und schloß mit den Worten: „Das Herz sitzt mir immer auf der Zunge." — „Ich habe es längst gemerkt," erwiederte der Andere, „daß es nicht auf dem rechten Flecke sitzt."

(Die musikalische Magdeburgerin.) In einem kürzlich in Madeburg stattgefundenen Gesellschaftsconcerte, nach welchem gespeist werorn sollte, wurde unter Anderm auch Beethoven's Ouverture zur Leonore aufgeführet. Bekanntlich hat das ganze Orchester in der Mitte dieser Ouverture eine große Generalpause, die durch eine Trompetenfanfare plötzlich unterbrochen wird; und um den Effect zu erhöhen, hatte man den Trompeter in den anstoßenden Saal postirt. Als nun die Instrumente schließen und nach der Pause die Trompetenfanfare aus dem andern Saale schmettert, sagte eine junge Dame gutmüthig bedauernd zu ihrer Nachbarin: „Ach Gott, da spielen nun die armen Leute noch und es wird schon zur Tafel geblasen."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das in voriger Woche erwähnte mit Schmelz verzierte Sammetkleid hatte einen halbhohen, glatten Leib, der über der Brust offen und eben so kreuzweis mit Schmelz geschnürt war, mit langen gleichartig ausgeputzten Amadisärmeln. Auch bei Trauer ist drr Schmelz zulässig und dafür besonders zu einem Kopfnetz mit händenden Quasten oder zu einem Diadem ums Haarnest zu legen sehr kleidsam angewendet. Ein eleganter Traueranzug bestand neulich aus einem schwarzen Creppkleid, mit zwei Spitzenfalbeln besetzt und über ein matt seidenes schwarzes Unterkleid gezogen. Der Leib war vorn herauf mit drei Schmelzgehängen verziert, die Spitzenberthe schloß eng um die Schultern; Schnuren und Troddeln von Schmelz umschlangen das Haar und vermengten sich mit den halblangen, dicken Locken. — Die Schneppentaillen der Putzkleider verziert man vorn auf der Mitte sehr häufig mit mehreren Agrafen von Blumen, von Bond- oder Spitzenborten, von ächten Steinen oder Perlen geformt. Auch bringt man Gehänge von altem Schmuck da an, oder Brillantenagrafen mit Kettchen verbunden ꝛc.

Die leichteren Seidenkleider, z. B. von Taffet, Poult de Soie ꝛc. sieht man häufig mit doppelten Röcken angefertigt, und so ist wohl dieser kleidsame Schnitt für die nächsten Frühlingsmoden gesichert. Eben so scheinen die glatt anliegen-

Digitized by Google

den hohen Taillen, die über der Brust zwar nicht sehr breit, aber dafür sehr tief nach dem Gürtel zu offen stehen, sehr zu gewinnen. Nur für den Besatz der Stadtanzüge erwartet man Neues, obgleich die Vorliebe für die Stickerei auch dafür sich zunächst entschieden hat. Der Besatz von entsprechendem Sammet auf hohen Cashemir- und Seidenkleideen wird noch viel gemacht, doch gibt man meist die bisherige Form von breiten Aufschlägen auf Rock und Leib auf. Man arrangirt neuerdings die Kleider dieser Art mit mehreren schmalen Sammetstreifen, die vorn auf dem Rock von unten in Schürzenform aufsteigen. Der abgerundete hohe Schneppenleib dieser Kleider ist auch gern in der Mitte mit solchem schmalen Striche Sammet besetzt, welche sich in einem Stück um den Halsausschnitt als Shawlkragen fortsetzen. Ein zweiter solcher Sammetstrich läuft vom Gürtel aus über die Brust nach der Achsel und bildet eine Art Ueberärmel über den langen engen Aermeln. — Die schwarzen Tuchkleider im Amazonenschnitt, die meist auch Schöße rings um den Gürtel zeigen, sind für das Frühjahr sehr gesucht. Sie sind entweder mit einer platten Posamentirarbeit ausgeputzt oder mit gewundener Seidenschnur gestickt. Eine große Peterine oder eine Echarpe von gleichem Tuche und mit gleichem Ausputz vollenden dann den Promenadenanzug.

Die Hüte bleiben mittelgroß und ziemlich kurz in den Backen. Ein schwarzer oder weißer Schleier ist dazu jetzt unentbehrlich. Crepp- und Seidencapoten deckt man oft oben auf dem Schirme mit einer sehr breiten glatt gesetzten Spitze. Doch sieht man auch schon viel Blumenzweige für Frühlingshüte bestimmt, z. B. arabische Jasminzweige und Phantasieblumen ꝛc., mit Federn vermischt. — Wie die Spitzenecharpen bei der großen Toilette sich behaupten, so werden sie in Wolle und in Seide und in buntesten Farbenmustern für das Frühjahr erscheinen. Doch wird neben dem Langshawl auch das Tuch oder der viereckige Shawl viel gekauft. — Die sehr kurzen Aermel verschwinden mehr und mehr, ohne eine Manchette, die bis zum Ellenbogen fällt, oder einen Spitzen-Ueberärmel sieht man sie gar nicht mehr. Die halblangen, rund geschnittenen Aermel sind das Neueste. Die langen engen Aermel macht man an den Ausgehkleidern mit sehr hoher Kugel und also den Leib in der Achsel sehr schmal. — Die Halbhandschuhe sind sehr modisch; sie sind meist von Sammet oder Moor, ja selbst von zum Kleide paßlicher bunter Farbe. Man schnürt sie in der Länge des Armes mit Goldlitzen oder Schmelzketten, die mit Quasten endigen, oder man schneidet den Halbhandschuh etwas eng und faßt ihn im Schlitz einige Mal mit Knöpfen von Diamanten oder Perlen zusammen. Das Geschnürte am Arm gefällt so sehr, daß man auch weiße lange Handschuhe damit verziert.

Herren-Mode. Die einzelnen schönen Tage, welche wir bereits gehabt, ließen für den kommenden Frühling uns schon vielen Phantasie-Toiletten begegnen, und man kann demnach auf die Mode der vorn ausgeschnittenen Fracks rechnen, welche zugleich breite Schöße und breite Taillen haben werden. Ohne im Voraus über die Longchamps-Mode etwas verrathen zu wollen, können wir gegenwärtig dies Genre von Fracks als geschmackvoll und von der eleganten Welt getragen erwähnen. Um uns genau an die getragenen Moden jetziger Saison zu halten, bemerken wir, daß der Morgen-Anzug aus einem über Kreuz liegenden Oberrocke besteht, mit einem Kragen von mittlerer Breite, flachen und viel breiteren Revers als der Kragen ist, die Taille etwas ausgeschweift. Jene Oberröcke füttert man mit Sammet; eine leichte Sammetbande, welche auf das Tuch überschlägt, umgibt rings die Revers. Die Knöpfe sind groß und einfach. Die dazu getragenen Pantalons verfertigt man weit, nicht ausgebogen nach unten. Die Soirée-Fracks, d. h. diejenigen im besten Styl und nach neuester Mode sind vorn nach unten ungezwungen und mit sehr breiten Revers. Das Gilet ist gerade, es trennt sich unten und läßt oben einen Theil der Brust unbedeckt; das Gilet von weißem Piqué ist noch immer en vogue! Die lange Cravate von glattem schwarzem Atlas, oder mit kleinen Dessins drosschirt oder gestreift, eignet sich vorzugsweise für dies Genre von Gilets. Die Hüte verändern sich wenig in den Formen. Man würde gegenwärtig keine ausschließliche Form angeben können; man pflegt diejenige Form, welche für das Gesicht am kleidendsten erscheint, zu wählen.

Allem Anscheine nach wird die Farbe der Tuche zu Fracks und Röcken dieses Jahr nicht sehr verschieden sein; man wird fortwährend vorzugsweise die verschiedenen Nüancen in Braun tragen. Was den Schnitt der Fracks betrifft, so glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die Fracks eine sehr bedeutende Veränderung in diesem Jahre erfahren werden; sie werden, so schwer und dick sie jetzt sind, sehr leicht werden und die Schößen, die Revers und die Kragen werden viel von ihrer Breite verlieren. In Bezug auf die Beinkleider haben wir noch keine bemerkenswerthe Veränderung ermitteln können und auch die Westen werden sich jedenfalls ganz in der bisherigen Art erhalten. Die Twines stehen noch immer in Gunst und man bereitet bereits neue Formen für den Sommer vor.

Zur ceremoniellen Toilette trägt man noch immer den Frack mit niedrigem Kragen, ziemlich breit überfallend, er ist nach unten 5 Centimetres breit, und in diesem Theile leicht gebogen, die Seiten sind gerade; die Schöße reichen bis in die Kniekehlen und sind nach unten viereckig, und nicht mehr so breit, wie man sie im vergangenen Monate machte; sie sind längs des Schenkels gerade geschnitten, und sind in dem Theile über der Hüfte etwas schmal; der Zwischenraum von dem untersten Theile des Revers bis zum Schooß ist gerade geschnitten; die Anglaisen trägt man fortwährend sehr breit, sie schlagen weit über, und lassen einen großen Theil der Brust unbedeckt. Die Kragen sind den Revers angepaßt; in einigen Häusern gibt man den Enden des Kragens die Form eines etwas geschlossenen V, Andere machen sie mit M. Eine wie die andere Art werden gleich gern getragen, die Aermel sind kurz, anschließend und die Aufschläge sehr niedrig. Man steppt im Allgemeinen die Fracks mit offenen Rändern, man füttert sie gänzlich mit schwarzem, weißem, blauem, grünem Atlas, nachdem die Farbe oder die Eleganz desjenigen ist, welcher den Frack trägt; die Knöpfe benutzt man nach wie vor platt und flach. Die zu den Ball- und Soiréefracks vorherrschendsten Farben sind schwarz, französisch Blau, Nachtgrün, smaragdgrün, dunkel-granatfarbig und dunkelolivenfarbig. Die Soiréegilets trägt man im Allgemeinen mit geradem Kragen, nach unten lang, und nicht sehr hoch zugeknöpft, die beliebtesten Stoffe dazu sind: die gestickten weißen Piqués, die gestickten chamois Casimirs, die Velours d'enfelle und die weißen Atlasse. Die Pantalons macht man halb anschließend und auf dem Stiefel müssen sie knapp anliegen, die dazu benutzten Stoffe sind immer noch: schwarzer Satin-Cachemire und weißer Casimir.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Häubchen mit Bandschleife. Oberrock mit offenen Aermeln, der Leib und unten herum mit mehreren von unten nach oben zu immer schmäler werdenden Sammetstreifen besetzt. No. 2. Frühlingshüte von Crepp mit Blumen und Spitzen ausgeputzt. Oberrock mit Posamentirarbeit verziert. No. 3. Staatstoilette für einen Herrn. Frack nach dem neuesten Schnitte, Revers und Kragen mit Seidenzeug überzogen. Die Revers schlagen bis nach unten um; Schöße ausgeschweift und unten etwas enger als oben. Die Weste steht unten etwas auseinander und nur bis zur Hälfte zum Zuknöpfen. Halbenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. N. Büchner, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Bekehrten.

(Lebensbild in drei Capiteln.)

(Fortsetzung.)

Rechtner nahm den Gradum Juris utriusque, und arbeitete bei einem öffentlichen Notar, sich zu seinem künftigen Advocatenstande vorbereitend; Krampf war Medicinae et Chirurgiae Doctor, Seicht war lucens Philosophiae et artium liberalium Magister, und supplirte die Lehrkanzel der Mathematik. Alle drei hatten ein für ihre Begriffe und ihre Lebensweise überreiches Einkommen und glaubten den Culminationspunkt irdischer Glückseligkeit erreicht zu haben. Oft, wenn sie so nach den Mühen des Tages in ihrer Wohnung beisammen saßen, und sich glücklich priesen, kamen sie zuletzt darin überein, daß sie den größten Theil ihrer Glückseligkeit und ihres so sorgenfreien Lebens ihrem Hagestolziat zu danken haben, und behaupteten, an der Seite eines Weibes, besitze sie auch alle irdischen Vorzüge, sei an Geistesruhe nicht zu denken. — Seicht arbeitete sogar seit längererer Zeit an einem Werke, worin er die Vorzüge des ehelosen Lebens durch die spitzfindigsten Sophismen zu beweisen suchte; kurz, sie priesen den Zufall, der ihnen einst drei solide Körbe zudachte, und behaupteten, über ein ehelosses Leben gehe nichts. Darüber herrschen aber bis zur heutigen Stunde die mannigfachsten Ansichten, mitunter finden unsere drei Gelehrten auch ihre lebhaften Vertheidiger. Ich, für meinen Theil, spreche mit Nestroy:

Da finden d' Leut' d'ran ein Vergnügen —
Ich, offen gesagt, nicht, — ich müßt's lügen! —

II.

D' Leut' wundern sich d'über, und sagen: Oho!
Ich kann's ja nicht ändern, es ist halt schon so!
Friedr. Hopp.

Unter den erwähnten Umständen und Verhältnissen hatten unsere drei Helden neuerlich fünf Jahre verlebt, und jeder von ihnen das 40. Lebensjahr überschritten. Ihren Grundsätzen und ihrer bisherigen einfachen Lebensweise getreu, hatten sie sich bereits ein nettes Sümmchen erworben, und selbes auf sichere Hypothek angelegt. Sie genossen bei ihrer einfachen Lebensweise einer dauerhaften Gesundheit und waren überglücklich. Nichts vermochte sie zu trennen; und da jede menschliche Machination sich vergebens bemüht hätte, den Freundschaftsbund zu zerstören, so machte das Schicksal den Versuch; doch auch diesem gelang es nicht. Eines Morgens, da sie gerade an der Besorgung des Frühstückes auf die gewohnte Weise

Digitized by Google

manipulirten, trat ein Gerichtsdiener in ihr Zimmer, und übergab eine, an Magiſter Seicht adreſſirte gerichtliche Vorladung ab, nach welcher er um 11 Uhr beim Stadtgerichte zu erſcheinen hatte. Seicht hatte dergleichen nie erlebt, und wußte nicht, was er davon denken ſollte. Rechtner meinte, es müſſe dies ein Mißverſtändniß ſein, und Krampf rieth an, zur Beſchwichtigung des aufgeregten Nervenſyſtems etwas Magneſia mit Waſſer zu nehmen. Alles half nichts. Seicht ging in den Hörſaal und docirte ſo zerſtreut, daß ſeine Zuhörer laut zu lachen anfingen. Endlich war dieſe martervolle Stunde auch zu Ende, und mit pochendem Herzen ging er zu Gerichte. Er erſtaunte aber höchlich, als man ihn mit aller Höflichkeit willkommen hieß, und nicht wie einen Angeklagten behandelte. — Der Bureau-Chef ließ ihn bald vor und eröffnete ihm, das Gericht ſei beauftragt, ihm die Summe von 60,000 fl. C.-M. auszubezahlen, welche aus der Verlaſſenſchaft ſeines vor drei Monaten verſtorbenen Vetters, eines reichen kinderloſen Gewürzkrämers, dem Herrn Magiſter Seicht zufielen. — Das Magiſterlein ſtand einen Augenblick ſo verblüfft da, als wenn es ſich um die Quadratur des Zirkels handelte; endlich aber ſammelten ſich die Lebensgeiſter. Er nahm das nette Sümmchen in Empfang und ging ſeelenvergnügt nach Hauſe.

„Das Schickſal mochte wohl den Plan gehabt haben, durch dieſes unerwartete Ereigniß unſer Triumvirat zu trennen," ſprach er, bei ſeinen Freunden eintretend, und Alles erzählend, — „aber ſo wahr ich Seicht heiße, und Magiſter der Philoſophie und der freien Künſte bin — Fraternitas nostra manet in aeternum! — Wir bleiben beiſammen, und wenn mir die Schätze des Kaiſers von Peru zu Gebote ſtänden, wir müßten beiſammen bleiben!" Man umarmte ſich feierlichſt, und jubelte auf eine decente Weiſe, wie es Gelehrten geziemt.

„Gewiß wirſt Du unſern Plänen nicht entgegen ſein," nahm nun Rechtner das Wort. „Ich habe während Deiner Abweſenheit mit Krampf beſchloſſen, zu der morgen ſtattfindenden Ziehung der großen Lotterie ein Loos zu nehmen. Tentare licet! ſagt ein altes Proverbium, und da wir dieſe wenige Gulden nicht ſcheuen dürfen, die ein Loos koſtet, ſo wollen wir uns den Scherz machen.

„Topp! — ich bin dabei!" — rief Seicht mit mathematiſchem Ernſte.

„Da Du heute ſchon ſo glücklich warſt," wendete Krampf ein, ſo dürfte es gut ſein, wenn Du, lieber Seicht, den Ankauf des Looſes beſorgen wollteſt!"

Man ſchoß gewiſſenhaft den Betrag zuſammen und Seicht verfügte ſich in der liebenswürdigſten Laune, die je ein Mathematiker beſaß, zu einem Collecteur, um ein Loos zu kaufen.

Während Krampf und Rechtner die vielen ſchönen Bankbillets in Augenſchein nahmen, die Freund Seicht nach Hauſe gebracht hatte, trat der Poſtbote ein, und überbrachte ein ſchwarz geſiegeltes Packet an Dr. Rechtner.

Schnell war das Packet erbrochen. „Per Deos immortales!" — rief Rechtner aus — „ſieh her, Freund! — Ecce die Teſtamentsabſchrift meines in Frieden dahingeſchiedenen Oheims, des Doctors Klecks! Beim unſterblichen Hugo Grotius — ich bin der Univerſalerbe — eines Vermögens von 200,000 Thalern, welche ſich der gute alte Herr in praxi juridica auf eine höchſt intereſſante Weiſe erworben hat! — Ich erſtarre!"

„Eine Venaesection" — ſchrie Krampf — „iſt in dergleichen casibus von ſehr erſprießlichen Folgen!"

„Hier iſt die Glücks-Anweiſung!" jubilirte Seicht im Eintreten, indem er das angekaufte Loos vorwies.

Bald ward auch er von dem neuerlichen Ereigniß in Kenntniß geſetzt. Neuerlicher, höchſt derenter Gelehrten-Jubel — neuerliche Umarmungen — neuerliches Verſprechen, beiſammen zu bleiben!

Unter dem ſeltſamſten Gemiſch von Empfindungen ging der Tag vorüber, auf welchen eine Nacht voll der ſüßeſten Träume folgte. Des andern Morgens ging jeder ſeinem Berufe zu, nicht ahnend, daß ſich die Auftritte des vergangenenen Tages zum Theile wiederholen ſollten.

Der Stiefelputzer, das Factotum unſerer Gelehrten, wurde beauftragt, diesmal ein ſplendides Mahl zu beſorgen; man beſtellte ſogar Kalbsbraten und Salat. Das Trifolium ſaß eben bei Tiſche und ſpeiſete mit Decenz, als der Lotterie-Collecteur, bei welchem Seicht das Loos gekauft hatte, unter tauſend Bücklingen eintrat. Nach einer kurzen Einleitung eröffnete er, daß er der glückliche Collecteur ſei, in deſſen Boutique das Loos verkauft worden ſei, welches den Haupttreffer mit 90,000 Thalern gewann, und er komme zu gratuliren, indem Herr Magiſter Seicht dieſes Loos gekauft habe! —

„Beim Galenus und Aesculap," — rief Krampf, „das iſt ſtark!"

„Iſt's mathematiſch gewiß?" fragte Seicht.

Bei den zwölf Tafelgeſetzen Roms — ein ſeltener casus!" meinte Rechtner.

Alsbald war die Gewißheit hergeſtellt. Nun folgten wieder alle freundſchaftlichen Formalitäten, wie wir ſelbe bereits zwei Mal laſen.

Die Nachricht von dem immenſen Glücke unſerer drei Gelehrten war bald das Stadtgeſpräch. Mütter-

Digitized by Google

welche heirathsmäßige Töchter hatten, fanden es unbegreiflich, warum dieſe drei liebenswürdigen, muſterhaft eingezogenen Männer bisher noch an keine Heirath dachten. Tauſend Pläne wurden entworfen, einen reichen Schwiegerſohn zu kapern. — Wenn Seicht aus dem Collegio ging, flogen ihm tauſend zärtliche Blicke der ſchönſten Augen zu, aber ein Mann, der das Quadrat der Hypothenuſe höher ſchätzt, als die Venus vom Belvedere, war gegen dergleichen Angeiffe ſchußfeſt. — Krampf bekam eine noch ausgebreitetere Praxis, als er ohnehin ſchon hatte, und wurde hauptſächlich zu Damen gerufen. Auch er blieb ſtandhaft. — Rechtner bekam Viſiten von alten Damen, die Proceſſe führten, und dieſe Damen brachten immer einige Töchter mit. Aber der Mann der Pandecten blieb ſtandhaft und erwog nur das quid juris.

Unſere Gelehrten wurden in ihrer Wohnung förmlich belagert; Einladungskarten kamen von allen Seiten, wurden aber immer refuſirt. Conſequenz war eine ihrer Haupttugenden.

Als ſie eines Abends wieder ſo im traulichen Geſpräche beiſammen ſaßen und über die zudringliche Menſchheit meditirten, ſprach Seicht die Bemerkung aus, daß es das beſte Mittel wäre, ſich allen dieſen Gefahren zu entwinden und ein Leben procul negotiis zu ſuchen, welches ſich mit dem vielen Gelde, das ſie beſäßen, leicht finden ließe. „Qui non vitat periculum, peribit in illo,“ ſetzte er hinzu, und Rechtner ſowohl als Krampf legten die Falten ihrer Geſichter zum Nachdenken zuſammen. Die Folge dieſer Unterredung mit Nachdenken vermiſcht, war, daß man den Beſchluß faßte, die bisherige Beſchäftigung aufzugeben, die Stadt zu verlaſſen, und ſich eine bedeutende Herrſchaft zu kaufen, um dann ein Leben procul negotiis und ohne Verſuchung führen zu können.

Viele unſerer geehrten Leſer werden ausrufen: „Dieſen drei Sonderlingen war doch Frau Fortuna ein wenig gar zu hold; große Treffer und Erbſchaften werden da fauſtdick ſervirt!“ — Aber ich muß der Wahrheit getreu bleiben und kann nur mit unſerem Hopp ausrufen:

D' Leut' wundern ſich d'rüber und ſagen: Oho!
Ich kann's ja nicht ändern, es iſt halt ſchon ſo!

III.

Es kommt bei Allem in der Welt
Nur auf eine Auslegung an.
Joſ. Schick.

Der Ankauf wurde dem Doctor Rechtner, als in ſein Fach gehörend, übertragen. Bald waren unſere drei Gelehrten Erb- und Grundherren auf Föhrenthal, einem äußerſt romantiſch gelegenen prächtigen Landgute, mit großen Meyerein, Teichen, Waldungen und einer großen Jagddarkeit. Das Schloß Föhrenthal glich einem Feenſitze und war nur ſieben Stunden von der Stadt entlegen. — Rechtner hatte es gekauft, und die drei Gelehrten erſchienen im Kaufcontracte mit ganz gleichen Rechten und Anſprüchen.

Bald hatten unſere Gelehrten ihre bisherige Beſchäftigung aufgegeben, und der 1. Mai war dazu beſtimmt, in ihrer neuen Beſitzung einzurücken. Sie trennten ſich ſehr leicht von einer Stadt, in welcher ſie nichts als die Hörſäle, die Bureaux und die Krankenzimmer kennen lernten; und wenn ſie um einen Menſchen Thränen vergoſſen, ſo war es ihr Factotum, der alte Stiefelputzer Schnapps. Der gute Mann war hoch in den Funfzigern und ein Hageſtolz in optima forma; taugte alſo ganz zu unſerem Kleeblatte. Nach langem Deliberiren kam man darin überein, ihm die Stelle eines Caſtellans auf Föhrenthal zu verleihen, welche der Alte nach einigem Nachdenken annahm.

Am 1. Mai um 2 Uhr Morgens fuhr eine ſchwerfällige Landkutſche zum Thore hinaus. Auf dem Kutſcherſitze ſaß neben dem Roſſebändiger der alte Stiefelputzer in Reiſekleidern und das Innere des Wagens umſchloß die drei Facultäten: die Heilkunde, Rechtsgelehrtheit und Weltweisheit. Dieſem Wagen folgte ein gewöhnlicher Leiterwagen, ſchwer bepackt mit Büchern und den Utenſilien der Gelehrten. Das Ganze ſah einer Auswanderung gleich, und würde bei Tage eine Menge Schauluſtiger herbeigezogen haben, weshalb unſere Gelehrten ſchon eine Stunde zur Abfahrt erwählten, wo in der ganzen Stadt noch Alles in Morpheus Armen lag. —

Ich will die Empfangsfeſtivitäten auf Föhrenthal mit Stillſchweigen übergehen und hier blos unſere Helden in ihrer neuen Sphäre betrachten.

Die guten Leutchen, welche einen ſchönen Frühlingsmorgen nur aus poetiſchen Schilderungen kannten, welche die Abendröthe nur von ihrem Bodenkämmerlein zu betrachten pflegten, waren ſelig, alle dieſe Herrlichkeiten nun in natura zu ſehen. Wie ſehr der Genuß der reinen Landluft, die Schönheiten der unerreichbaren Natur auf das Gemüth des Menſchen wirken, haben ſchon andere zu ſchildern geſtrebt, und ich unterziehe mich aus Liebe zu dem Leſer nicht mehr dieſer undankbaren Mühe.

Das Leben procul negotiis war erreicht und die neuen Gutsherren konnten ſich eine Beſchäftigung wählen, welche ihnen beliebte. Die Adminiſtration des Gutes lag allen Dreien ob; doch erwählte jeder einen beſonderen Zweig. Seicht inſpicirte den Feld-, Wieſen- und

Digitized by Google

Weinbau nebſt den Schüttkäſten. — Rechtner beſorgte mit dem Amtmanne die Juſtizpflege und führte die Bücher; und Krampf's Obliegenheit war, die Waldungen, Meyereien, die Teiche und die Jagdbarkeit zu überwachen.

In berufsfreien Stunden ſchlichtete Rechtner die häuslichen Streitigkeiten ſeiner Bauern; Seicht bemühte ſich, den alten ſtupiden Schulmeiſter und der bornirten jungen Generation von Föhrenthal Sinn für höhere Mathematik beizubringen, und Krampf tractirte die Bauern mit Purganzen, Vomitiven, Venäſectionen und Schröpfköpfen oder Sinapismen.

An ſtrenge Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt, verſah Jeder ſeine Obliegenheiten auf das Gewiſſenhafteſte, und ſchon nach zwei Jahren war das nette Sümmchen von 30,000 Thalern erwirthſchaftet.

Außer dem Schulmeiſter, dem Amtmanne und dem Stiefelputzer empfingen unſere Gelehrten keine Beſuche. Die Schulmeiſterin, eine ziemlich betagte Frau, und ehemalige Köchin auf dem Schloße Föhrenthal, ſorgte für einen guten Tiſch, auf den unſere neuen Gutsherren beſonders viel zu halten ſchienen. Rechtner war zugleich der Verwalter der innern häuslichen Angelegenheiten und gab der alten Frau das Zeugniß, daß ſie treu und ſparſam ſei. Unſere Gelehrten waren in jeder Beziehung gut gepflegt und befanden ſich ſehr wohl. Sie prieſen ihr Geſchick und wenn ſie ſo des Abends beiſammen ſaßen und ſich des Lebens freuten, ſo kamen ſie zuletzt doch immer auf die Folgerung, daß ſie den größten Theil ihres Wohlſtandes und ihres vergnügten Lebens ihrem Hageſtolziate verdanken.

Die alte Schulmeiſterin erkrankte und ſegnete nach kurzem Krankenlager das Zeitliche. Unſer Trifolium, das ſchon ſeit einiger Zeit einen ſchlechten Tiſch führen mußte, war untröſtlich. Die Bäuerinnen der ganzen Concurrenz waren in der Kochkunſt nicht weiter, als bis zu dem Capitel über Klöſe und geräucherte Fleiſch gekommen, und es drohte ſchon der Trübſinn unſeren lebensfrohen Herren.

In der höchſten Noth mußte man in einen ſauern Apfel beißen, und eine Wirthſchafterin aus der Stadt nehmen. Caſtellan-Stiefelputzer wurde abgeſendet und ihm eingeſchärft, eine ziemlich betagte Frau für die Küche zu acquiriren.

Dieſer entledigte ſich auch ſeines Auftrages auf's Gewiſſenhafteſte und kehrte des Abends mit einem äußerſt geſchwätzigen, alten, tabakoſchnupfenden Weibe zurück, welches ſchon prima vista nicht den Beifall der Herren für ſich hatte. — Bald ſahen die guten Herren, daß ſie noch ſchlechter daran waren, als früher. Die Alte war beiſpiellos langſam, unſauber, und verdarb die Speiſen ſammt und ſonders. Nebſtbei bemerkte Rechtner, daß ſie bedeutend unwirthſchaftlich ſei, fleißig auf ihren Säckel ſchaue und zeitweiſe einen Trunk Branntweins nicht verſchmähe. Auch lagen ſich in kurzer Zeit, von der alten Küchen-Megäre aufgehetzt, die Bauernweiber in den Haaren, ſo daß Rechtner nichts als Proceſſe zu ſchlichten hatte.

(Beſchluß folgt.)

Ein indiſcher Fürſt und ſeine europäiſche Frau.

In dieſem Augenblicke macht in Paris ein indiſcher Fürſt mit franzöſiſchem Namen, Sombre, der Sohn eines franzöſiſchen Abenteurers und einer indiſchen Fürſtin, großes Aufſehen. Er ſah ſich veranlaßt, mit einem ungeheuern Vermögen ſich nach England zu begeben, und er wurde in London auf das Zuvorkommendſte aufgenommen. Die ariſtocratiſchen Salons öffneten ſich ihm; er legte allmälig die indiſche Kleidung ab, die Damen machten ihm den Hof und die jungen Mädchen, die ſich anfangs vor ſeiner dunklen Farbe, ſeinem Othello-Ausſehen gefürchtet hatten, legten ihre Aengſtlichkeit ab, ſobald ſie von ſeinen Millionen hörten und vernahmen, daß er noch unverheirathet und nicht abgeneigt ſei, ſich mit einer Europäerin zu verbinden. Wie hätte er auch widerſtehen können? Er entſchied ſich endlich für die ſchöne Tochter des Lord ... — Die Verbindung wurde durch die glänzendſten Feſte gefeiert, und da der Fürſt mit den engliſchen Geſetzen nicht bekannt war, ſo überließ er ſich gänzlich der Leitung der Advocaten, die man ihm empfahl. Dieſe ſagten ihm, daß er ſeiner Frau 200,000 Pfund Sterling ausſetzen müſſe; er fand dies ganz in der Ordnung, und der Ehecontract, der die junge Frau bereicherte, wurde unterzeichnet. Im Anfange ging Alles ganz gut; die Millionen und der junge Mann waren gleich gern angenommen worden, aber dieſe gleiche Beliebtheit dauerte nicht lange. Die Frau fand, daß der Mann noch zu ſehr Indier ſei, noch zu viel Aſiatiſches an ſich habe; er wollte ſich in die Sitten und Gebräuche der engliſchen Geſellſchaft nicht finden, und namentlich war er für ein civiliſirtes Land viel zu eiferſüchtig. Die Feindſeligkeiten begannen deshalb bald nach den Flitterwochen, und die Familie der jungen Frau benutzte ſeine Seltſamkeiten, um ihn für — verrückt zu erklären, und ſein Zorn darüber mußte als Beweis ſeiner Geiſteskrank-

Digitized by Google

heit dienen. Zwei Aerzte untersuchten ihn und stellten ein Zeugniß aus, daß er wahnsinnig sei, und in Folge davon sollte er eingesperrt werden. Der Fürst Sombre vertheidigte sich wie ein Löwe, aber er unterlag und wurde in ein Irrenhaus gebracht. Sein Vermögen kam unter Sequestration und seine Frau erhielt die ihr contractlich zugesicherten 200,000 Pfund Sterling (über eine Million Thaler). Dieser Zustand hätte sehr lange, vielleicht das ganze Leben des unglücklichen Fürsten hindurch dauern können, wenn es demselben nicht gelungen wäre, die Wachsamkeit seiner Wächter zu täuschen. Mit Hilfe eines treuen Dieners entkam er aus dem Irrenhause, in welches man ihn eingesperrt hatte; er gelangte auf ein Schiff, und kam auf demselben, zwar frei, aber ohne Geld, in Havre an. Ein Mann, der mehrere Millionen in der englischen Bank liegen hat, findet Credit; der Fürst begab sich nach Paris, macht dort ein großes Haus und bereitet sich zu einem Processe gegen seine Frau vor. Viele französischen Aerzte haben ihm bezeugt, daß er nicht verrückt sei, und man sieht mit Spannung diesem merkwürdigen Rechtsfalle entgegen.

Tres faciunt collegium

oder

Das Consilium der kranken Liebe.

Ein humoral-pathologischer Scherz von Saphir*).

Allopathie.

Verehrte Collegen! Um ein Conseil zu halten,
Beschied man heut' uns allzumal hierher,
Es ist auch darin grad noch so beim Alten,
Wenn man drei Aerzte ruft, so nützt 's nichts mehr;
Und überflüssig sind die beiden Andern,
Der Kranke war ja so schon nah' am Wandern!

Homöopathie.

So lange Leib und Seel' zusammenhält noch, offen,
So lang' gibt man die Hoffnung noch nicht auf;
Denn ist auch für den Kranken nichts zu hoffen,
Ist Hoffnung für den Doctor noch vollauf;
Viel' Aerzte sind ein Trost doch für die Erben,
Sie machen den Patienten leicht das Sterben!

Hydropathie.

Drei Aerzte, so, das heißt auf Tod und Leben!
Das ist bewiesen mit Rezepten-Schrift,
Denn können sie die Krankheit auch nicht heben,
So machen sie sie wenigstens verblüfft!
Sie fährt vor Schrecken in die Erd', und in Gedanken
Nimmt sie gar oft auch mit hinab den — Kranken!

Allopathie.

Die Kranke, die uns heute ruft, heißt: „Liebe,"
Es fühlt sich unsere Liebe jetzt so schwach!
Ihr fehlt der Appetit zum edlen Triebe,
Sie lüstelt nur manchmal nach „Oh!" und „Ach!"
Sie fühlet sich so matt und abgeschlagen,
Ich glaub', es liegt der Liebe was im Magen!

Homöopathie.

Ist Liebe krank? Daher mag es wohl kommen,
Daß man sie jetzt gar nirgends sieht,
Doch sagt, was hat sie für Arznei genommen?
Nur nicht zu viel, wie das so oft geschieht!
Für kranke Lieb' sind keine Mittel nöthig,
Man heilt am Besten sie durch — Diätetik.

Hydropathie.

Was wird's viel sein? Was kann der Liebe fehlen?
Freund Hain ist ferne noch mit seiner Hipp',
Sie geht zu leicht gekleid't in unsern Sälen,
Dann kömmt sie oft in Zug — und kriegt die Gripp.
Nur Wasser! Wasser! Wasser! Tausend Flaschen!
Mit kaltem Wasser ihr den Kopf gewaschen!

Allopathie.

Ich glaub', die kranke Liebe zu kuriren,
Ist's nöthig, daß man allopathisch bleibt;
Die schwächste Lieb' wird neue Kraft verspüren,
Wenn man recht viel ihr nur — verschreibt!
Und ist die Liebe auch schon halb verkommen,
Durch viele Mittel wird sie zu sich kommen!

Homöopathie.

Der Liebe Uebel gar zu oft entstehen
Aus einem „Nichts," wie Jeder wissen muß;
Man muß sie wieder d'rum mit Nichts versehen,
Nach dem System: „Similia similibus!"
Will d'rum ein Mann zur Lieb' ein Herz entfachen,
Kann er mit Nichts süperb die Kur jetzt machen!

Hydropathie.

Der Zustand unsrer Liebe ist gar kritisch,
Ihr Alter kömmt dann leider auch dazu,
Quia senectus ipsa! Ist arthritisch!
Da drückt die Liebe eigentlich der Schuh!
Da wird das Sturzbad wohl mit Glück genossen,
Denn alte Lieb' ist immer wie begossen!

Allopathie.

Ich glaube so nach meiner Diagnosis,
Es hat die Liebe Splitter im Gehirn',
Da ist es gleich, ob groß, ob klein die Dosis,
Da nützet gar nichts sonst, als — Trepaniren!
Denn sicher ists, bei einem offnen Kopfe
Wird Lieb' geheilet selbst beim größten Tropfe!

Homöopathie.

Dasselbe Mittel macht gesund die Kranken,
Das krank auch die gesunden Menschen macht,
Die Lieb' macht krank schon der Gedanken,
Hat sie auf Nebenbuhler nur Verdacht,
Drum muß man kranke Lieb' damit kurieen,
Sich zwei Liebschaften stets zu reserviren!

Hydropathie.

Daß man die Krankheit erst so recht ergründe,
Dünkt mir ein überflüssiger Versuch,

*) Vorgetragen in der am 10. v. M. im Josephstädter Theater (Wien) abgehaltenen „Akademie- und humoristischen Vorlesung." (Aus dem Humor sten.)

Mir ist Alles Eins! Ich findt,
Die Kranken gleichen einem Stücke Tuch.
Man wirft ins Wasser sie, so wird man sehen,
Ein Theil der Krankheit wird schon ein dann gehen!
Allopathie.
Die alte Heilart bleibt doch stets die beste,
Sie heißt: „Contraria Contrariis!"
Nicht „Gleich mit Gleich" kurirt Hygea's Gäste,
Das Gegenmittel doch kurirt gewiß!
Ich sag', das letzte Mittel für die Liebe
Heißt: „Man behandle sie mit Gegenliebe!
Homöopathie.
Die Liebe hat den Ausschlag uns gegeben,
Sie spricht für Homöopathie.
Man braucht nicht Unz' und Drachme ihr zu geben,
Der kleinste Skrupel wirket schon auf sie.
Noch ein Beweis, mit dem ich überrasche,
Die Liebesapothek' steckt jetzt — in der Tasche.
Hydropathie.
Die Liebe, ihre Leiden, Qual und Sehnen,
Behandele glücklich oft Hydropathie!
Das Wasser, das sie heilt, es sind — die Thränen,
Des Abends spät und auch des Morgens früh;
Denn Liebe lebt, das sehn auch unsre Hasser,
Bei Tod und Trennung nur vom — Scheidewasser!
Allopathie.
Beschließen wir das „multa" oder „multum,"
Sonst stirbt sie ohne unsere Hilfe noch!
Homöopathie.
Nun gut! Wir sagen endlich: „Est consultum!"
Und mit der Kranken bleibt's beim Alten doch!
Hydropathie.
Ja, ja! im Hauptpunkt sind wir Alle einig:
Stirbt sie nicht langsam, nun, so stirbt sie schleunig!
Alle drei (zum Publikum).
Und nun empfehlen sich die Herren Doctoren,
Wenn sie heute Ihr Vertrauen nicht verloren.
Beim Herausrufen spricht die Allopathie.
Wie, Sie verlangen noch ein Consilium?
Fürwahr, wir kommen gerne und sagen's ehrlich,
Doch unser Dank, der macht uns völlig stumm,
Und dieser Dank ist bei Aerzten nicht gesäbelich!

Miscellen und Anecdoten.

— Herr X. ist ein großer Verehrer Mozarts. Kürzlich war sein Geburtstag; womit konnte ihn seine Gattin mehr erfreuen, als durch die Aufführung einer der wundervollen Dichtungen Mozarts? Sie kleidete ihre drei Töchter als die drei Damen aus der „Zauberflöte," schickte sie am Morgen des Geburtstages in das Zimmer des noch schlummernden Vaters, leise traten die Töchter an dessen Bett, und als er erwachte, sangen sie: „Stirb, Ungeheuer!" (Mit diesen Worten beginnt das Terzett der drei Damen, welche die Schlange ödten, von welcher Tamino verfolgt wird. Die Gattin küßte ihren aufs Tiefste gerührten Gemahl und sagte: „Nimm unser Aller herzlichen Wunsch freudig hin!"

— Potsdam, 18. März. Hier bildet eine Vergiftungsgeschichte gegenwärtig das Tagesgespräch. Die Frau eines hiesigen Conditorgehilfen lebte mit ihrem viel älteren Manne, von dem sie 3 Stiefkinder noch zu erziehen hatte, in sehr unglücklicher Ehe. Sie selbst war kinderlos. Mehrmals hatte sie es versucht, ihren Mann zu einem Scheidungsantrage zu bewegen; doch dieser gab ihrem Ansinnen niemals Gehör. Ihr eigener späterer Antrag auf Scheidung blieb ebenfalls erfolglos, da gegen den Mann kein gesetzlicher Scheidungsgrund festgestellt werden konnte. Sie hatte also im Wege des Gesetzes keine Befriedigung ihres Wunsches zu erwarten. Am 10. d. M. nun setzte sie ihrem Manne, der nur alle vierzehn Tage in seine Wohnung kam, Kaffee vor, nach dessen Genusse derselbe, obgleich vorher ganz gesund, augenblicklich heftig erkrankte und schon nach einer halben Stunde den Geist aufgab. Kaum war die Kunde von seinem erfolgten Ableben zu der zahlreichen Nachbarschaft gedrungen, als sich auch sogleich von vielen Seiten Verdacht gegen die Frau erhob, der durch mehrere andere vorangegangene Umstände sich noch erhöhte. Die Nachbarn machten der Polizei schleunigst von dem Vorfall Anzeige. Diese griff sofort ein und übergab den Leichnam dem Lazareth, in welchem die Obduction vorgenommen wurde. Da sich aber bei derselben die Spuren einer Vergiftung nicht zeigten, so wurden der Magen und einige andere mit demselben in nächster Verbindung stehende Körpertheile einem hiesigen kenntnißreichen Hofapotheker überwiesen, welcher sämmtliche Theile in Gegenwart des Herrn Stadtphysikus einer abermaligen strengen und gewissenhaften Untersuchung unterwarf, deren Resultat den Verdacht der Vergiftung als begründet ergab. Es bleibt nun Sache der Richter, zu ermitteln, ob die Frau, oder der bei ihr wohnende und mit ihr in Gewahrsam gebrachte Mann (Schlafbursche) diese Frevelthat begangen, oder ob der Verstorbene vielleicht selbst sich vergiftet habe.

— Eine Speculantin ganz eigener Art ist in Amerika aufgestanden, eine gewisse Serena Purnell. Sie wurde bei dem Gerichtshofe zu Boston klagbar gegen den Schiffscapitain Lamberson, weil dieser das ihr gegebene Eheversprechen nicht halten wollte, und das Gericht verurtheilte ihn auch wirklich zu einer Entschädigung von 5000 Dollars. Ob diese Summe ein hinlänglicher Ersatz für einen verloren gegangenen Ehemann ist, mögen heirathslustige Mädchen entscheiden; Serena Purnell aber war mit dem Tausche des Geldes gegen den Mann sehr zufrieden, denn sie speculirt, wie man bei uns in Eisenbahnactien speculirt, „in Eheversprechungen." Dies ist nämlich schon der dritte Mann, den sie durch die größte Liebenswürdigkeit zu einem Eheversprechen bewog. Kaum aber hat sie dieses empfangen, so ändert sie ihr Benehmen auf eine solche Weise, daß die Männer einsehen, sie könnten mit ihr nur unglücklich werden, ihr Versprechen zurücknehmen, und dann mit Freuden eine Entschädigung zahlen, froh, auf so wohlfeile Weise von dem liebenswürdigen Satan loszukommen.

— Es ist unglaublich, schreibt Herr Cyprien Roberts in seinem schätzbaren Werke über die Türkei — wie schnell sich der Orient nach jedem noch so beträchtlichen Verluste wieder regenerirt. Man erwäge nur, daß jedes größere Pestübel in

Digitized by Google

der Türkei mindestens eine Million Menschenleben würgt! Das Jahr 1838 kann, vielfältigen Beobachtungen zufolge, so ziemlich das mittlere Verhältniß der Sterbefälle darstellen, und in diesem genannten Jahr hat die mörderische Seuche über eine Million Menschen, in Bulgarien allein 86,000, in den Städten Soplica und Philippopel je 29,000 und in Selvi die ganze Bevölkerung von 8000 Seelen, bis auf wenige Individuen, hingerafft — und doch wimmeln alle Städte, Flecken und Dörfer von Menschen, als hätte unter ihnen nie die Sense des Todes gemäht!

(Stoff zu einem Romane.) In einem alten Schlosse an den Grenzen der drei Departements Loire und Cher, Indre und Loire, und Sarthe, hat man unter dem Pflaster eines Thurmes das Gerippe eines jugendlichen weiblichen Körpers gefunden. Um den Hals hatte derselbe einen Rosenkranz von emaillirten Glasperlen, an zwei Fingern je einen Ring. Auf dem einen Ringe steht die Chiffre C. D. B., in dem zweiten ist eine auf dem Rücken liegende Schildkröte (das Sinnbild der Unmöglichkeit in der alten Emblemensprache) und das Wort impossibile eingegraben. Der Leichnam füllte gerade den für einen mittelmäßig großen und schmächtigen Körper erforderlichen Raum aus und war augenscheinlich in keinen Sarg eingeschlossen. Diese Umstände und das Begräbniß im Erdgeschosse eines Thurmes unter dem Pflaster deuten jene Uebereilung bei der Beerdigung an, womit man ein Verbrechen zu verbergen sucht. Die Zähne des Skelette sind vollzählig und sehr weiß, die Fingergelenke dünn und zart. Vor zweihundert Jahren lebte in diesem Schlosse (von dem benachbarten Dorfe „de la Chapelle-Gaugain" genannt) ein Kammerherr Ludwigs XIII., Jacques de Loges mit Namen, der dasselbe zur Zahlung seiner Schulden verkaufen mußte. Im Kaufbriefe leistete er Bürgschaft für die Einwilligung seiner abwesenden Frau und versprach, die Ratification von ihrer Seite binnen 6 Wochen nachzubringen. Die Ratificationsurkunde fehlt aber in den sonst sehr vollständigen Acten. Jacques des Loges Frau hieß Catharine de Broc (C. D. B.). Enthalten diese Andeutungen nicht alle Ingredienzien eines Trauerspiels oder Romans?

(Putz einer Lappländerin.) Der Engländer Laing gibt in seiner mehrerwähnten interessanten Reise in Norwegen folgendes Bild von einem hübschen Lappenmädchen: „Sie war sehr geputzt; eine Mütze von blauem und rothem Tuche, mit einer Goldschnur eingefaßt, ein rothes wollenes Tuch um den Hals, ein Rennthierpelz, der bis auf die Kniee reichte, und eine wollene Schärpe als Gürtel. Ihre Brinkleider waren von Rennthierhaut, ihre Schuhe hatten Sohlen, die rings über den Fuß hervorstanden und oben zierlich ausgenäht waren; über der einen Schulter trug sie wie eine Hochländerin einen grünen Ueberwurf. Sie war sehr munter und lebhaft in ihren Bewegungen."

(Chinesische Merkwürdigkeiten.) Es gibt in Peking einen Hofpinselmacher und einen Hofschlafmützenfabrikanten. Eine Papageienfeder auf der Mandarinenmütze wird für ausgezeichnete Militairdienste verliehen. Ein seidenes Bändchen auf der Schulter oder ein gestickter Vogel auf der Brust sind Zeichen kaiserlicher Gunst. Den Wachtposten vor dem Palast des Kaisers ist es erlaubt, zu sitzen und Tabak zu rauchen. Braut und Bräutigam wechseln bei der Trauung nicht Ringe, sondern Porcellantassen. Trotz der Zerbrechlichkeit dieses Symbols sollen die Ehen sehr fest und heilig gehalten werden. Ein Altar mit einem kleinen Drachen darauf ist zur häuslichen Andacht des jungen Ehepaares bestimmt. Nur der Kaiser von China darf ein gelbes Dach auf seinem Hause haben, seine Unterthanen müssen sich mit rothen und blauen, die Handwerktreibenden mit grauen begnügen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man verkündet in den heutigen Moden die einander widersprechendsten Farben; es herrscht in dieser Hinsicht eine Freiheit, die in Unordnung ausartet. Jede Person bildet sich eine eigene Regel. Namentlich gilt diese Bemerkung von den farbigen Stickereien, die man wieder in die Mode zu bringen versucht.

Ganz bestimmt wird man Langshawls von Cashemir und Seide tragen; die Mantille muß entschieden weichen. Der Langshawl ist demnach zur Herrschaft berufen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er zum Zeichen seiner unbestreitbaren Neuheit irgend eine Stickerei in hellen, glänzenden, schneidenden Farben habe.

In Bezug auf die neuen Stoffe, die allmälig in den Modehandlungen zum Vorschein kommen, ist durchaus noch nichts entschieden; man bemerkt blos, daß die gestreiften in großer Anzahl und Mannichfaltigkeit vorhanden sind, und tausenderlei Säulchenbildungen darstellen; doch hat man auch einige geblümte Zeuge gesehen. Auch über die changirenden Seidenstoffe ist noch nichts entschieden.

Was die eigentlichen Moden betrifft, so haben wir vor einigen Tagen einzelne Modelle gesehen, z. B. einen paille Crepphut, der mit einer einzigen großen hängenden Feder in Paille und Dunkelblau ausgeputzt, und an dem das Band wie die Feder schattirt war; ein anderer Hut war von Gros de Naples, mit Application überdeckt und mit einem Zweig Rosen und Johannisbeeren ausgeputzt. Spitzen scheinen auch diesen Sommer auf den Hüten getragen zu werden; wir sahen wenigstens einen Frühjahrshut von grünem Gros de Naples, der einen Halbschleier von Spitzen hatte, und dazu ein Bouquet von Federblumen. Auch einige italienische Strohhüte haben sich gezeigt. In Gesellschaften und im Theater sieht man viele Putzhäubchen, und man kann sich allerdings auch kaum etwas Reizenderes denken, als ein Häubchen mit Blondenbarben und einem Zweige von Blumen, namentlich Flieder, an jeder Seite.

Wenn wir recht unterrichtet sind, werden unter den Neuigkeiten diesmal die einfarbigen Barèges, namentlich die nußbraunen, grauen, grünen und weißen, den ersten Rang einnehmen. Aus diesen Barèges, die man mit weißer Seide fätteet, welche Farbe sie auch haben mögen, wird man die schönsten Kleider machen, und wir haben bereits mehrere gesehen, an denen der reinste Geschmack nichts zu tadeln finden wird. Eins derselben von weißem Barège hatte einen Volant, der bis über die Kniee reichte. Dieser Volant ist seiner Seits wieder mit Zäckchen von weißer Seide ausgeputzt und zeigt in der Mitte jeder dieser Zacken eine mit Seide gestickte große Bohne. Die Aermel daran sind ganz eng und haben oben auf der Achsel einen Ausputz, welcher dem auf dem Rocke entspricht. Die Aermel sind überdies mit Puffen verziert. Das Leibchen ist gerade geschnitten, und eine Berthe, die dem Volant auf dem Rocke entspricht, diene ihm als Ausputz. Zu diesem Kleide sollte ein Lanashawl von kohlgrünem Taffet getragen werden, der mit Zacken von gleichem Stoffe ausgeputzt war. Der Hut war von weißem Crepp und der Rand bestand aus einem vierfachen

Digitized by Google

Creppstreifen. Auf dem Schirme sah man ein Bouquet von Frühlingsblumen in leichtem Federbüschel, während unter dem zartrosa gefütterten Schirme zwei blühende zierliche Mandelbüschel sich befanden. Auf den Kleidern von Popeline wie auf denen von Barège werden die Damen, welche sich gut zu kleiden verstehen, Langshawls von dem Kleidstoffe tragen, die ebenfalls mit weißer Seide gefüttert sind. Diese Langshawls werden doppelt und mit Posamentirarbeit von weißer Seide, oder mit Spitzen garnirt sein. Auch die Kleider von toile de soie, einem Stoffe aus Flachs und Seide, werden wegen ihrer Festigkeit sehr beliebt sein.

Nach dem, was wir in den ersten Modehandlungen sahen, werden die Zughüte von weißem oder hellfarbigem Crepp einen hohen Rang unter den Frühlingsmoden dieses Jahres einnehmen. Wir haben z. B. einen sehr schönen Hut von rosa Moire bewundert, der unter dem Schirme eine Spitzengarnitur hatte, während auf dem Schirme eine lange weiße Feder lag. Ein anderer von paille Moire hatte auf dem Schirme drei Reihen glatt angelegter Spitzen, die sich an jeder Seite vereinigten, um ein Blumenbouquet zu umfassen.

Die changirenden Seidenstoffe werden auch dieses Jahr sich in allgemeiner Gunst erhalten, und kann man sich auch einen reizenderen Stoff denken? Auch spricht man von vielen Arten schottischer keingemusterter Foulards, welche einfach und schmiegsam sind, und vortreffliche Haus- und Promenadekleider geben. Wir sahen bereits ein fertiges Kleid von vielfarbig schillernder Seide, das zwei große Volants mit Zackenauspuz darüber und mit einer kleinen Stickerei hatte; das hohe Leibchen war herzförmig ausgeschnitten und hatte Revers, die wie die Volants gestickt waren und spitz nach dem Gürtel zu liefen. Die Aermel waren ganz eng und hatten gestickte Jokeys. Die Oberröcke besetzt man häufig an der Seite mit zwei Reihen gefälteten Bandes, die etwa einen Finger breit von einander entfernt sind. Die Wintermode der breiten Volants von Spitzen wird sich auch auf den Frühlingskleidern halten, denn die schwarzen Spitzen sehen zu jeder Zeit und auf jedem Seidenstoffe gut aus.

Von den neuen Stoffen, die wir gesehen haben, erwähnen wir einige, welche uns vorzugsweise gefielen: Das dunkelgrüne und lilas Camäleen mit glasirtem Grunde und bewunderungswürdig frischen Blumenguirlanden. Die beiden Farben, die trefflich für einander passen, eignen sich besonders zu Morgenkleidern; es gibt aber auch hellfarbigere, die man recht wohl zu Abendbesuchen wird tragen können. Der brochirte Lampas wird zu dem höchsten Puze verwendet werden; wir haben namentlich bereits junge Damen gesehen, welche ihre Brautversuche in solchen Kleidern machten. Die Façon der Kleider hat sich wenig verändert. Sie sind noch immer außerordentlich weit; die Aermel sind sehr kurz, die Garnirung ist sehr breit und sie werden noch immer sehr bedeutend ausgeschnitten.

Die Blumen, die man alle Jahre als vollendet schön bewundert hat, werden noch immer mehr vervollkommt; sie finden aber auch eine immer allgemeinere Verwendung. Sonst waren die Gürtel z. B. von Band, von Crepp, von Atlas, oder Taffet, jetzt macht man sie von Blumen. Wir sahen kürzlich auf einer rosa Tunica eine Guirlande von kleinen weißen Maasliebchen, die vorn zusammengebunden war, und dann so leichte und biegsame Enden herabhängen ließ, daß sie sich bei dem Tanze bewegten wie Gazebänder.

Herren-Mode. Seit ein paar Wochen sind die Magazine mit neuen Mode-Artikeln angefüllt, und der Frühling, das Herannahen der Longchamps-Saison, die Eröffnung der Ausstellung, dies Alles spornt unsere Fabeiken zum Wetteifer an! unsere neuen Erscheinungen zeugen alle vom besten Geschmack, und ihre Zusammenstellungen bieten eine große Mannichfaltigkeit dar. Die neuen Stoffe zu den Pantalons sind alles Artikel in Wolle. Für Paris wählt man darunter vorzugsweise solche mit ganz kleinen Carreaux versehen, welche nur zwei Farben enthalten; einige bestehen aus Blau und weißen Streifen, welche sich abwechselnd durchkreuzen, es gibt auch quadrillirte Stoffe, in grün und weiß; Andere in grün und hellblau. Gleichzeitig liebt man aber auch die großen schottischen Carreaux, ähnlich den Artikeln zu Gilets, welche im vergangenen Herbste so en vogue waren; nur ist das Gewebe viel stärker, der Fond der großen Carreaux ist melirt. Die Streifen, welche die Carreaux bezeichnen, haben in der Quere nicht die nämlichen Farben, wie in der Länge. Zu den Pantalons gibt es auch Stoffe, mit außerordentlich großen Carreaux, welche eigentlich eine einzige Grundfaebe haben, die mit zwei oder drei Fäden durchzogen ist. Eine Qualität dieser Art ist ein schmal gestreifter Satin; die beiden Fäden, welche ihn durchziehen, sind um ein Centimetre von einander geteennt; der Eine ist nußbraun, der Andere weißgrau; dieselbe Zusammenstellung ist auf verschiedenen, aber immer hellen Farben angewandt. Als einen laufenden Artikel gedenken wir der Satins mit Streifen, von einem rothgrau, 2 Centimetres breit, durch einen blauen Faden getrennt. Das Gewebe jenes Satins ist eine Nachahmung des seidenen Stoffes, Armüre genannt. In einer andern Zusammenstellung sind die breiten Streifen melirt, und durch zwei granatfarbige Seiten getrennt. Die großen Streifen sind graugrün, mit gelb gesprenkelt. In einer dritten Zusammenstellung sind die Streifen nur einen Centimetre breit, die schmalen Seiten-Reihen, welche dieselben trennen, sind abwechselnd braun und grau. Der Grund ist gleichfalls grau, aber in einem andern Ton, als die Seiten. Gehen wir jetzt zu den quadrillirten, marmorirten, gestreiften, melirten ꝛc. Stoffen über. Die meisten jener Zusammenstellungen stellen eine Folge von Streifen, welche den Grund ausfüllen, dar, welche jedoch durch die Verschiedenheit der Faden, in einer bestimmten Serie von Faden, breite Streifen zu enthalten scheinen; man setzt z. B. zehn Fäden von der nämlichen Farbe beisammen, dann zehn Andere von einer davon abweichenden Farbe, dann 5—6 Farben in der Zusammenstellung des Gewebes, was durch jene Mischung einen unerklärlichen Stoff darbietet. Die vorherrschende Farbe ist hellbraun, was man Tabac d'Reosse, um nicht ganz kurz tabakfarbig zu sagen, nennt. Um den Artikel über die Pantalons zu beschließen, sprechen wir noch von einem Stoffe, Mosaique genannt, eine der merkwürdigsten neuen Erscheinungen gegenwärtiger Saison: es ist ein glattes, aber dichtes Gewebe von zwei Farben. Das Dessin ist zum Theil nrzartig, theils aus unterbrochenen Reihen gebildet, eine Art Ebiner. Alles was wir darüber sagen können, ist, daß jener Artikel sehr distinguirt ist. Der Stoff hat wenig Elasticität, und er macht hierdurch eine Ausnahme von den übrigen Stoffen zu den Pantalons, welche elastisch sein sollen, was Veranlassung geben wird, daß man die Pantalons nicht mehr, wie man es vorgeschlagen hat, ohne Sprungriemen, daß man sie wenigstens weit anfertigen wird. Zu den Gilets gibt es wenigstens zehn Stoffe von einer verschiedenen Arbeit, was uns viel hoffen läßt, da man aus einer einzigen Zusammenstellung bisweilen 20 verschiedene Dessins, die man in den Farben verändert, herstellt. Unter den bemerkenswerthesten Artikeln erwähnen wir einen sehr geschmackvollen Stoff, Satinette genannt, von Cachemir-Wolle marmorirt und durch seidene Streifen getheilt, welche den Stoff in der Länge durchziehen; jene Stoffe sind immer in hellen geschmackvoll gewählten Farben.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Tweed von engegestreiftem Stoff; weite Beinkleider und über Kreuz liegende Weste. No. 2. Uebereinandergehender Oberrock, Beinkleider von getigertem Stoff und gestreifte Weste. No. 3. Hut mit Federn, Langshawl von gestreiftem Zeug. Kleid mit griechischen und darunter engen Aermeln.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31:

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Napoleons Traum*).

(Beschluß.)

IV.

„Draußen steht ein Landmann, der Ew. Majestät zu sprechen wünscht, und sich durchaus nicht abweisen lassen will!" meldete, in das Zimmer des Kaisers tretend, Marchand.

„Laß ihn eintreten!" befahl Napoleon, dem in seiner damaligen noch immer äußerst kritischen Lage — denn er war so eben erst in Grenoble eingezogen — freilich sehr daran gelegen sein mußte, sich eine große Popularität zu erwerben.

„Nur immer herein!" rief Marchand, die Thür öffnend, und Vater Martin, unser alter Bekannter, trat mit der sichern und zuversichtlichen Haltung eines alten Kriegers ein.

„Was willst Du?" fragte der Kaiser.

„Ew. Majestät erinnern sich meiner wohl nicht mehr?" entgegnete der Pachter.

Stutzend betrachtete Napoleon den ehrlichen Martin von Oben bis Unten, schien sich jedoch nicht auf die von ihm gerühmte Bekanntschaft erinnern zu können, wie Martin seinen halb fragend, halb verwundert auf ihn gerichteten Blicken leicht anmerken konnte. „Ich muß Ew. Majestät Gedächtniß schon ein wenig zu Hilfe kommen!" hob er lächelnd wieder an. „Erinnern Sich Ew. Majestät noch, wie Sie in der Schlacht bei Arcole die Vorposten-Linie zu untersuchen kamen?"

„Allerdings," erwiederte Napoleon, „aber was weiter?"

„Nun," fuhr der überglückliche Martin fort, in der Erinnerung an seine Jugendzeit schwelgend: „ich war eben kurz zuvor als ein blutjunges Bürschchen zum Regiment gekommen, und hatte mein militairisches Noviziat angetreten. „Martin," befahl mein Corporal, „Du wirst heute Nacht den Posten bei der Brücke beziehen. Daß Du Niemanden, und wäre es selbst der kleine Corporal, passiren läßt!" — „Wer ist der kleine Corporal? fragte ich neugierig. „Tropf!" erwiederte der Corporal, „bist schon acht Tage bei uns, und weißt das noch nicht? Na, wirst's bald erfahren!" und damit ging er und ließ mich ganz verblüfft stehen. Mir kann's auch recht sein, dachte ich und bezog meinen Posten. Als ich nun so, ein Liedchen pfeifend, auf- und niedertrabe, sehe ich mit einmal durch den dicken November-Nebel einen Mann mit einem dreieckigen Hut und einem grauen Ueberrock daher kommen, und gerade auf die Brücke losgehen, als

Digitized by Google

ob er eben ein Recht hätte, darüber zu gehen. „Halt, guter Freund!“ ruf ich ihm zu. Er jedoch, ohne sich im Mindesten daran zu kehren, geht immer darauf los. „Halt! zurück da!“ schrie ich nochmals. Aber als ob er es gar nicht gehört hätte, geht er immer weiter. Da lief mir denn die Galle über; ich springe also vor ihn hin, und mein Gewehr ungestüm auf den Boden stauchend und ihm quer vorhaltend, donnerte ich ihn an: „Zurück da, sage ich Euch! Hier passirt Niemand, und wäret ihr der kleine Corporal!“ — „Kennst Du denn den kleinen Corporal?“ lächelte mich fragend der kleine Graurock so ganz eigen an, und schien gar nicht böse über meinen Ungestüm zu sein. — „Das werden Sie wohl sein!“ antwortete ich, getroffen von seinem Ton, Blick und Wesen, und Ew. Majestät waren es wirklich, und lobten mich gar sehr, daß ich so aufmerksam in meinem Dienste wäre.“

„Und bist Du nur gekommen,“ lächelte Napoleon, „mir dies zu erzählen?“

„Nein,“ erwiederte der Alte; „ich bin eigentlich gekommen, Sie um eine Gunst zu bitten, Sire!“

„Und welche wäre diese nun eigentlich?“ fragte Napoleon.

„In die Reihen der Grenadiere von Elba treten zu dürfen!“ sprach der Alte.

„Du bist nicht mehr jung,“ erwiederte, wie ablehnend auf diese Bitte, der Kaiser.

„Freilich nicht,“ sagte der Alte, „aber noch rüstig, und treue Arme, sollt' ich denken, werden Ew. Majestät immer noch brauchen können. Es ist eine ernste Zeit! Und wer weiß, wie viele bei Ew. Majestät treu aushalten werden, wenn nun die Stunde der Gefahr naht.“

Der Kaiser schwieg, getroffen von der Rede des Alten.

„Habt Ihr mich nicht auch,“ hob dieser von Neuem an, „als wir damals Anno 1806 vor der Schlacht bei Pultusk brummend durch den Koth patschten, am Barte gezaust und „Du alter Brummbär“ geheißen? Das bin ich noch, so gut wie die von Elba; ja noch viel mehr als die: denn ich habe die Meisten von ihnen noch ungeboren gekannt. Erlauben also Ew. Majestät immerhin, daß ich noch einmal unter ihnen mitbrummen kann.“

„So magst Du denn meinetwegen immerhin noch einmal unter ihnen mitbrummen!“ entschied lachend der Kaiser, und entließ mit einer gnädigen Handbewegung den über diese Gunstbezeugung hoch erfreuten Alten.

V.

Obgleich ein kalter mit Schnee untermischter Regen fiel, strömte doch ganz Paris dem Thore zu, durch das Napoleon an der Spitze seiner Grenadiere von Elba seinen Einzug hielt. Die gedankenlose Menge empfing den Zurückkehrenden mit eben demselben lauten und stürmischen Freudenjubel, mit dem sie wenige Monate zuvor die verbündeten Monarchen und Ludwig XVIII. empfangen hatte. Auf Napoleons ernstem Gesichte spielte bei diesem Freudenjauchzen das ihm eigenthümliche verächtliche Lächeln: denn er wußte wohl, daß er auf diesen schnell verrauchenden Enthusiasmus in der Stunde der Gefahr nicht rechnen könne.

„Da wären wir wieder!“ rief er, in sein altes Arbeits-Cabinet in den Tuilerien tretend.

„Was?“ sprach er, sich nach allen Seiten kopfschüttelnd umsehend, „nichts als Gebetbücher! Schafft sie fort, und bringt mir meine Charten her!“ gebot er; „das Cabinet eines Herrschers von Frankreich muß nicht einem Betzimmer, sondern dem Zelte eines Feldherrn gleichen.“

Die Diener beeilten sich, seine Befehle auszuführen, als plötzlich die Thür aufging und Hortense mit offenen Armen auf ihren Stiefvater zueilte. Schluchzend hing sie an seinem Halse und vermochte lange kein Wort hervorzubringen. Liebkosend suchte Napoleon die heftig Weinende zu beruhigen, was ihm endlich auch gelang.

„War Dir denn, ma petite,“ fragte Napoleon, indem er seiner Stieftochter freundlich auf die Backen klopfte, „mein Kommen so unerwartet, daß Du so außer Dir bist vor Freude?“

„Freude und namenlose Bangniß, Entzücken und Furcht ringen zu gleicher Zeit in meiner Seele!“ entgegnete die Königin.

„Besorgniß! Furcht! Wovor?“ gab ihr Napoleon verwundert fragend zurück.

„Kann ich es denn selbst sagen!“ antwortete Hortense; „aber mir ist, als ob ein großer Unstern über Dir schwebe, — als ob Dein altes Glück nicht mehr mit Dir sei! als ob Du auf einem unterhöhlten Boden stündest, der jeden Augenblick unter Dir zusammmenzubrechen drohe.“

„Einbildungen, meine Liebe!“ suchte Napoleon die Aengstliche zu beruhigen, und sprach nun von verschiedenen andern Gegenständen, über die er Auskunft und Belehrung von ihr wünschte. Hortense, ziemlich genau mit Allem bekannt, gab ihm einen befriedigenden Aufschluß über die wahre Lage der Dinge, über die herrschende Stimmung und die Stellung der verschiedenen Parteien zu einander.

„Du kannst hier,“ schloß sie ihren Bericht, dem der Kaiser aufmerksam zugehört hatte, „durchaus auf

Digitized by Google

Niemands Treue und Ergebenheit rechnen. Alle mißtrauen Dir und fürchten Dich; Keiner liebt Dich, wie ich. Alle Welt fürchtet den Krieg und wünscht den Frieden. Du bist von geheimen und offenen Feinden und Gegnern umringt. Das Volk, der ewigen Unruhen und Veränderungen, besonders aber des Krieges müde, sehnt sich nach Ruhe und Frieden, und es wird, ist der erste Taumel, den Deine fast wunderbare Rückkehr erregt hat, vorüber, erschrocken über den Krieg, mit dem es durch Deine Rückkehr bedroht wird, von Dir zurückweichen und Dich fallen lassen, wenn's gilt. Dein gefährlichster Feind ist aber Fouché. Wie in aller Welt ist es nur möglich gewesen, daß Du ihn zum Polizei-Minister ernennen konntest?"

„Sei nur ganz ruhig, mein kleiner Minister!" sagte heiter Napoleon; „der erste Sieg wird mich von diesem Ueberlästigen befreien und meinen Thron hier neu befestigen."

„Ist Dir denn der Sieg so unfehlbar?" fragte bedenklich die Königin.

„Was verstehst Du davon!" wich Napoleon einer bestimmten Antwort aus; „geh' nur jetzt und laß mich. Du siehst ja, was man Dir da zugemuthet hat!" — er deutete dabei auf einen Berg von Papieren, der auf seinem Arbeitstische lag. Seufzend und eben nicht sonderlich beruhigt verließ Hortense das Zimmer.

Auch Napoleon war weit entfernt, auf den Sieg ganz die Zuversicht zu haben, die er scheinbar gegen seine Stieftochter gezeigt hatte. Denn daß er wirklich auf einem unterhöhlten Boden stehe, daß ihm das Glück nicht mehr mit der alten Willigkeit gehorche, wie sonst, fühlte er nur allzu sehr. Aber es schien ihm um so mehr nothwendig, den Seinen und dem Volke das alte Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seines Glücks zu zeigen, als er erkannt hatte, daß die große Mehrzahl nicht sowohl mit seiner Person, als vielmehr nur mit seinem Glücke den Bund geschlossen hatte.

VI.

Stromweis floß der Regen die ganze Nacht hindurch auf die Bivouaks der Franzosen herineder. Flüche und Verwünschungen wurden von allen Seiten gehört, und vergeblich suchten sich die ermüdeten Krieger vor dem niederströmenden Regen zu schützen und die Wachtfeuer zu erhalten.

„Hättet Ihr nur, wie ich," suchte Sergeant Martin die fluchenden Kameraden zu beschwichtigen, „bei Pultusk in einer angenehmen December-Nacht und in dem schönsten Schlackenwetter, das sich nur denken läßt, im Kothe gelegen, so würdet Ihr Euch nicht so ungeberdig haben."

„Als ob wir nicht auch dabei gewesen wären, so gut wie Er!" brummten verdrießlich einige von den alten Knasterbärten.

„Ich muß noch lachen," hob der sprechlustige Martin abermals an, „wie unser kleiner Corporal gestern bei Ligny die Preußen geschüttelt hat, und gebt nur Acht, er wird morgen den Rothröcken auch gehörig aufspielen."

„Wir wollen sie schon auf ihre Schiffe zurückschicken!" riefen viele der Krieger, ganz entzückt bei der Aussicht, daß sie sich endlich mit den verhaßten Engländern messen sollten. Der lebhaft erwachende Nationalhaß ließ sie ihren gegenwärtigen Nothstand vergessen, und sie schwelgten schon im Voraus in der freudigen Hoffnung, Rache an den verhaßten Erbfeinden Frankreichs nehmen zu dürfen.

Indeß ging Napoleon, ohne sich von dem strömenden Regen abschrecken zu lassen, von Wachtfeuer zu Wachtfeuer, überall von dem lebhaftesten Freudenruf empfangen. Mit einigen kraftigen Worten erinnerte er die alten Krieger an ihre ruhmvolle Vergangenheit, an die vielen glorreichen von ihnen erfochtenen Siege, sie zugleich ermahnend, sich morgen ihres alten Ruhmes würdig zu zeigen. Unbeschreiblich war gewöhnlich die Wirkung solcher Worte auf die Gemüther der alten Krieger; ihre Hüte und Mützen schwenkend, gelobten sie, ihm bis in den Tod zu folgen.

„Was habt Ihr da, Kinder?" sprach er jetzt, zu dem Feuer tretend, um das Martin mit seinem Kameraden gelagert war.

„Kartoffeln!" erwiederte Martin. „Beliebt Ew. Majestät davon?" fragte er lustig, indem er dem Kaiser eine dampfende Kartoffel, die er so eben aus dem Kessel gelangt hatte, auf seiner Gabel hinhielt.

„Laß einmal sehen," sagte der Kaiser, „was Deine Kochkunst vermag, Alter!" indem er zugleich dem hocherfreuten alten Krieger die Gabel aus der Hand nahm und die rauchende Kartoffel damit zum Munde führte.

„Man kann dabei," sprach er mit einem schwermüthigen Lächeln, nachdem er einige Bissen davon gegessen, und dem alten Krieger die Gabel zurückgereicht hatte, „oft glücklicher sein, als bei Pasteten. — „Wer weiß," sagte er, schon im Fortgehen begriffen, „was uns morgen bestimmt ist!"

Ganz durchnäßt war endlich der Kaiser, nachdem er seine Runde bei den Wachtfeuern gemacht, in sein Zelt zurückgekehrt. Gedankenvoll, mit aufgestütztem Ell-

Digitized by Google

bogen, ſaß er einſam an ſeinem Feldtiſch. Zum erſten Male vielleicht in ſeinem Leben mochte ſich in Napoleons ehernet Bruſt das ſchmerzliche Gefühl regen, daß er ſein Leben im Grunde nur an zerſtörende Entwürfe verloren habe, und daß ihn von allen ſeinen gewaltigen und rieſenhaften Unternehmungen nichts überdauern werde als ein leerer, hohler Schall, Nachruhm genannt. Indem er ſich in dies ſchwermüthige träumeriſche Sinnen immer mehr verloren hatte, dünkte ihn zuweilen, als träte eine Schattengeſtalt bald mehr, bald minder deutlich aus dem dnnkeln Hintergrunde ſeines Zelts hervor, die aus vielen klaffenden Wunden blutete, und ihn mit erhobenem Finger warnen oder gar bedrohen zu wollen ſchien.

„Cäſar!" rief Napoleon, auf das blutige Schattenbild hinſtarrend, überlaut aus, und unwillkürlich über ſeinen lauten Ausruf ſelbſt erſchreckend. Da zerrann die Schattengeſtalt, noch einmal auf ihre klaffenden Wunden deutend und den Finger wie drohend erhebend, indem zugleich der erſte Morgenſchimmer durch die Zelt-Vorhänge hereinbrach und er, völlig wach, ſich erhob.

Napoleon hatte bald dtn letzten Reſt von Grauen, das ihn unwillkürlich bei dem Anblick der blutigen Schattengeſtalt erfaßt hatte, überwunden, und ertheilte mit der vollſten Klarheit und Ruhe ſeinen jetzt nach und nach eintretenden Generalen die nöthigen Befehle und Inſtructionen zur Schlacht.

„Ich hatte einen wunderlichen Traum!" — mit dieſen Worten hielt er, nachdem die Uebrigen ſich entfernt hatten, Labedoyère zurück, als dieſer ſich gleichfalls entfernen wollte, und erzählte ihm von ſeinem in der verwichenen Nacht gehabten Geſichte.

„Traum" — erwiederte, wie fragend, Labedoyère; „wer weiß?"

„Nun, Sie werden es doch wohl nicht gar für ein wirkliches Geſpenſt halten wollen?" lachte Napoleon.

„Wir ſtehen im Begriff, ſagte Labedoyère, ohne hierauf einzugehen, „ein Seitenſtück zur Schlacht bei Actium zu liefern; der Sieg gibt Ew. Majeſtät die verlorene Herrſchaft über Europa zurück, die Niederlage muß und wird Ihren Thron in Frankreich ſtürzen."

„Die Niederlage denke ich wenigſtens nicht zu überleben!" rief Napoleon lebhaft.

„Glücklich wären wir zu preiſen, wenn wir den Tod auf dem Felde der Ehre finden könnten; aber ein ſolcher iſt uns Beiden, wie ich fürchte, nicht aufbehalten!" ſprach Labedoyère mit ſchwermüthigem Ton und ging.

Sinnend ſtand Napoleon noch eine Zeit lang mit über einander geſchlagenenen Armen; dann ſchellte er lebhaft und befahl dem eintretenden Diener, ſein Pferd vorzuführen.

VII.

Mächtig ſtürmten in gewaltigem Angriff die franzöſiſchen Colonnen gegen das engliſche Heer an, das lange unerſchütterlich, gleich einem Granitfelſen, auf den Höhen von Mont St. Jean ſtand, endlich aber doch vor den gewaltiger und immer gewaltiger anſtürmenden Franzoſen zurückzuweichen anfing. Schon triumphirte Napoleon, der auf ſeinem Schimmel vor ſeinen Garden unbeweglich, gleich einer ehernen Säule hielt, über den nahen Sieg; ſchon fertigte er voreilig Eilboten mit der Siegesbotſchaft nach Paris ab, und ſah ſich bereits im Geiſte triumphirend in Brüſſel ſeinen Einzug halten, als ein Ordonnanz-Officier im vollen Jagen herbeigeſprengt kam, athemlos meldend: „Die Preußen! Die Preußen!" — „Wo kämen die Preußen her?" lachte Napoleon ungläubig; „es wird Grouchy ſein!"

Als aber dieſe Meldung durch einen zweiten und dann durch einen dritten Officier beſtätigt ward, ritt Napoleon ſelbſt vor, um ſich Ueberzeugung zu verſchaffen, und ſein Fernrohr ans Auge haltend, ſah er zu ſeiner Verwunderung die preußiſchen Colonnen aus dem nahen Walde hervorbrechen. Sollte ihm der Sieg noch im letzten Augenblicke, da er faſt ſchon ſein war, entriſſen werden? Mit zornig funkelnden Augen ertheilte er der nächſten Diviſion Befehl, ſich den Preußen entgegenzuwerfen, und ließ zu gleicher Zeit ſeine Garden, die er bisher in Reſerve zurückgehalten hatte, gegen die auf den Höhen aufgeſtellten brittiſchen Quarre's, unterſtützt von einem mörderiſchen Geſchützfeuer, anſtürmen. Er wollte den Sieg, von dem, wie er wohl fühlte, ſeine Exiſtenz abhing, an ſich reißen, koſte es, was es wolle. Fürchterlich entbrannte und tobte jetzt der Kampf. Denn während die erprobten Schaaren der franzöſiſchen Garden von der Gegenwart ihres Kaiſers befeuert, mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit und der dem franzöſiſchen Soldaten beim Angriff eigenen Furie gegen die brittiſchen Quarre's anſtürmten, ſtanden dieſe gleich den Felſen. Wellington, nicht minder das ganze, ungeheure Gewicht dieſes Tages fühlend, hatte ſich inmitten eines Quarre auf einem Feldſtuhl niedergelaſſen, kaltblütig erklärend: „Hier werde er bis zur Ankunft der Preußen ſitzen bleiben."

Dennoch wankten bereits die britiſchen Truppen und vermochten kaum mehr dem ungeheuern Stoß des ſtürmiſchen Angriffs der Franzoſen zu widerſtehen. Schon löſten ſich viele geſchloſſene Linien auf, und die Straße nach Brüſſel war mit Fliehenden bedeckt.

Digitized by Google

„Kommen denn die Preußen noch immer nicht?“ rief verzweiflungsvoll bei diesem Anblick Wellington.

Und gerade in diesem verhängnißvoll entscheidenden Augenblick brachen die preußischen Colonnen aus dem nahen Walde hervor, überwältigten nach einem kurzen, aber hitzigen Gefechte, die ihnen gegenüber stehende französische Division, und drangen mit Macht in Rücken und Flanken des französischen Heeres vor, das bei diesem unerwarteten Angriff zu stutzen und zu wanken anfing. Da sprang Wellington von seinem Sitze auf, schwang sich auf sein Pferd und befahl, mit gefälltem Bajonette anzugreifen. Mit einem laut jubelnden „Huzza!“ griffen die tapfern Bergschotten die Franzosen so ungestüm an, daß sie von den steilen Höhen heradgestürzt wurden. Unordnung, Schrecken und Verwirrung verbreitete sich durch die Reihen der Franzosen. Das furchtbare „Sauve, qui peut!“ ward gehört, und Alles stürzte, auf kein Commando mehr hörend, in wilder Auflösung und Flucht durcheinander.

Napoleon aber starrte von seinem Pferde herab, gleichsam zu Stein geworden, in dies furchtbare Chaos hinein. Todtenbleich, mit den krampfhaft zusammengebissenen Lippen, der grimmig geballten Faust, dem weit aus ihren Höhlen hervorgetretenen stieren Augen, glich er eher einem Dämon, als einem Menschen. Wohl mochte in diesem furchtbaren Augenblick nur der eine Gedanke: „Alles ist verloren!“ in seiner Seele wiederklingen. Plötzlich fuhr er, wie von einer Eingebung erfaßt, mit der Rechten nach seiner linken Seite, riß den Degen aus der Scheide, gab seinem Pferde die Sporen, und sprengte in das dichteste Kampfgewühl hinein, da, wo von den Kampfeswogen umbraust noch unerschüttert die Colonne von Marengo stand. Eben als Napoleon im Begriff war, sich in das dickste Kampfgewühl hineinzustürzen, um den Tod zu suchen und zu finden, erhob sich mit einmal vom Boden die lange, blutige Gestalt eines verwundeten Kriegers, und rief, indem er dem Pferde in die Zügel fiel: „Zurück, Sire! hier ist nicht Ihr Platz!“

„Laß mich!“ schrie Napoleon, heftig vorwärts drängend.

„Hier passirt Niemand, Sire!“ sagte lachend der verwundete Krieger, in welchem wir den ehrlichen Martin wiedererkennen, der das vorwärts strebende Pferd gewaltsam am Zügel zurück zwängte; „unsere Sache ist, hier zu sterben: Ihre, sich für Frankreich zu erhalten. — General!“ rief er dem eben jetzt herbeisprengenden General Bandamme zu, „bringen Sie den Kaiser in Sicherheit!“

Bandamme griff in die Zügel des Pferdes und sprengte in vollem Galopp davon, dem sich vergeblich sträubenden Kaiser mit sich aus dem Schlachtgewühl fortziehend.

„Er ist gerettet!“ rief freudig der ehrliche Martin, sobald der Kaiser seinen Blicken entschwunden war, und kehrte aus einer tiefen Stirnwunde blutend, zu der noch immer kämpfenden Heldenschaar zurück. Er fand unter den Streichen der englischen Reiterei den Heldentod, da die französischen Kämpfer so großartig wahr machten, was sie der englischen Reiterei auf deren Zuruf: „Ergebt Euch!“ entgegen gerufen hatten: „Die Gardé stirbt, aber ergibt sich nicht!“

Solch ein glorienhafter Heldentod war aber weder Napoleon noch Ney und Labedoyère beschieden, wie sehr sie ihn auch gesucht hatten: jenem nicht, weil er die ihm von der göttlichen Welt-Regierung anvertraute Mission freventlich verkannt und übertreten hatte, indem er, statt der Gründer eines neuen politischen Aufschwungs für Europa zu werden, nur auf die Errichtung seiner selbstsüchtig ehrgeizigen Zwecke bedacht gewesen war; diesen nicht, weil sie, ihren Eid und ihre Pflicht verletzend, Schuld auf sich geladen hatten und der rächenden Nemesis verfallen waren:

„Denn dies Eine erkenne ich klar,
Der Uebel größtes ist die Schuld.“

E. Braun.

Cagliostro.

Als Cagliostro lebte, waren die aus 90 Nummern bestehenden Zahlenlotterien noch überall in Flor.

Er galt allgemein für einen Wunderthäter, mithin mußte er auch zuvor wissen, welche 5 Nummern bei jeder Ziehung mit dem Lotterade gezogen werden würden. In dieser Ueberzeugung wandte sich ein Mann in Paris an ihn, und bat ihn um ein Mittel, wie man in dieser Zahlenlotterie immer gewinnen müsse. Nach vielem Sträuben verstand sich der Graf endlich dazu, ihn in dies Geheimniß einzuweihen, jedoch, wie es sich von selbst versteht, gegen eine immer nur kumpige Belohnung im Verhältniß des daraus erwachsenden Vortheils. Dieses Mittel bestand darin, daß eine Mannsperson mit zwei Damen, nachdem sie zuvor mit einander gespeist, sich einem kleinen Abertasse unterwarfen. Der Chapeur mußte nämlich auf ein Kissen niederknien, um von den beiden Damen mit 6 eigends dazu bereiteten Ruthen von je-

Digitized by Google

der 300, mithin zusammen 600 Streiche auf den bloßen Rücken zu erhalten. Diese mußten aber so derb gegeben werden, daß hinlänglich Blut quoll, um damit die 90 Nummeen auf einzelne kleine Zettel zu schreiben. Einer gleichen Procedur müssen sich die beiden Damen unterwerfen, damit die mit Blut geschriebenen 90 Nummern mit dem Blute überfahren werden können. Sind diese Nummern mit dreifachem Blute geschrieben, werden sie, zusammengerollt, in ein Gefäß gethan. Man zieht daraus 5 Nummern. Diese gewinnen unfehlbar eine Quinterne.

Cagliostro ließ sich für dieses Geheimniß 100 Louisd'or bezahlen; er machte daher, ohne Blutvergießen von seiner Seite, einen sichern Gewinn.

Bei dem festen Glauben an diese Charlatanerie ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß der Käufer dieses Geheimnisses mit einem Paar Damen von gleicher Starkgläubigkeit den Versuch mit diesem Mittel gemacht haben wird. Alle drei haben wahrlich diese 600 Ruthenstreiche verdient von Rechtswegen, bliebe es nicht ein pium desiderium, das bekanntlich höchst selten in Erfüllung geht, so müßte man wünschen, daß Alle, welche dergleichen abergläubische Thorheiten glauben, auf eine ähnliche Weise zur Vernunft gebracht würden.

Miscellen und Anecdoten.

— Der „Wandelstern" No. 32 enthält Folgendes: „Ein Pfaffe. — Man schreibt uns aus Thüringen: In dem Dorfe Dorla (in der sogenannten Vogtei) ist ein Mensch als Pfarrer angestellt, der seinen Confirmanden das Christenthum mit der Bibel einbläut. Früher als Rector und Nachmittagsprediger in Suhl angestellt, wurde er wegen seines Jähzornes, der so oft zu Excessen führte, als Pastor nach Dorla versetzt. — Neulich hat er ein Kind während der Vorbereitung zur Confirmation mit der Bibel auf den Kopf geschlagen, — es starb an den Folgen des Schlages. Eine Untersuchung war unausbleiblich, der Pfarrer ist aber wegen seiner mystischen Richtung hoch angeschrieben, und der Kreisphysikus erklärte bei der Section, das Kind sei nicht durch den Schlag, sondern durch ein Scharlachfieber, das im Anzuge gewesen sei, getödtet worden.*) Die Sache wurde niedergeschlagen! — Jetzt hat der gute Hirte wieder eins seiner Schafe mit seinem sanften Hirtenstabe vulgo Bibel, so unvernünftig geschlagen, daß es gestorben ist; zwei andere Kinder liegen in Folge gleicher Mißhandlung auf den Tod darnieder, und alle Welt ist neugierig, ob das Scharlachfieber wieder herhalten muß. — Die Vogteier lassen bereits seit langer Zeit die Kirche leer und pilgern Sonntags nach dem nahe gelegenen Oppershausen, ob in Folge der Prügel, oder in Folge der mystischen Richtung ihres Pfarrers, ist unbekannt."

*) Ein Kreisphysikus scheint in Thüringen eine furchtbare Macht zu haben, er kann zum Mörder stempeln oder freisprechen. Oder war der Kreisphysikus selbst gestempelt?

(Bilderdienst, Titel und Orden.) Alle Zeitalter und Völker, selbst die, welche sich höchsteigenmündig für allerhöchstgebildet halten, haben in ihrer Art zu leben und zu denken einige hergebrachte, abergläubische Gewohnheiten, von denen sie sich trotz aller Mühe und allen Widerspruches eines reiferen, helleren Bewußtseins nicht losmachen konnten. So ist es z. B. eine bekannte und in dem auf Bildung und Aufklärung keck Anspruch machenden 19. Jahrhundert ironische Thatsache, daß die katholische Christenheit, indem sie an der Verehrung der Bilder und sogenannter Reliquien hängt, solchen todten Ueberresten die wunderlichsten Wirkungen zuschreibt. Aber auch die Protestanten dürfen nicht etwa glauben, sie hätten alle den Bilderdienst aufgegeben, denn sie sind zum Theil ganz arg hinter Orden her, die man noch heutzutage gewissen Personen auf die Brust oder ins Knopfloch zu hängen pflegt. Mancher beugt sich vor Einem, der ein solches Bildwerk an an sich trägt, wohl tiefer zur Erde, als vor einem kirchlichen Symbol. Viele theilen darüber freilich jetzt die Ansicht eines der geachtetsten Schriftsteller, der viel über Titel und Orden gesagt hat: „Titel sind nur Spottnamen, und jeder Spottname ist ein Titel." Die Sache ist an sich selbst vollkommen unschuldig, aber sie bringt eine Art von Kinderei in den menschlichen Charakter, die ihn herabsetzt; sie machet gern den Anhängsel des Mannes zum Manne selbst und setzt an die Stelle des wahrhaft Ehrenhaften etwas Weibisches, Eitles und Kleinliches.

— In einer Münchener Zeitung lesen wir die Nachricht, daß eine Gesellschaft von Bürgern demnächst im baierischen Hof einen glänzenden Ball verunstalten werde. Daran ist ein u schuld, das statt a der Setzer erwischt hatte. — Eben so setzte er neulich ein Concert von Jammermusikern — statt Kammermusikern. — In Augsburg sind die öffentlichen Todesanzeigen sehr allgemein, und wir lesen so eben eine solche von einer Sackträgermeistersgattin.

(Hört! Hört!) Der Regent in Java hat sich der Veränderung wegen ein weibliches Ministerium gewählt und ist so zufrieden damit, daß er allen Fürsten den Rath gibt, ihm es nach zu thun; die besten und geschicktesten Diplomaten von der Welt wären die Weiber.

— Die Ballkleidermode in Paris, deren weiblicher Lykurg Madame Vidault ist, hat in diesem Winter das Undenkbarste geleistet. Besonders aber erschienen die Damen auf dem letzten Balle beim englischen Gesandten in einer Nacktheit, welche von den Blättern jetzt im Interesse der Schicklichkeit und des Anstandes derb gegeißelt wird. Der Corsaire erzählt unter Anderm von jenem Balle des englischen Gesandten, daß Merimers gefragt worden sei: „Haben Sie in Ihrem Leben schon so etwas gesehen?" — „Seit ich von der Brust entwöhnt bin, nicht!" antwortete der geistreiche Schriftsteller.

— In der französischen Gemeinde Mouy lebte ein Mann, Namens Massé, der übel berüchtigt war. Die Volksstimme nannte ihn Vergifter seiner ersten — und Erwürger seiner

Digitized by Google

zweiten Frau. Dieser Mann hat sich auf großartige Weise den Tod gegeben. Er verbarrikadirte sein Haus und zündete es an vielen Stellen an, dann erhing er sich auf dem Kornboden. — In diesem Akt liegt doch wohl ein Eingeständniß!

(Astronomisches Problem für die am 29. Febr. Gebornen.) Vor einigen Tagen sagte einr Damr in einer Abendgesellschaft: Meine Tochtee hat erst vier Geburtstagr eelebt und ist schon größer als ich. — Nicht möglich! scheien alle Anweseude. — Und doch ist es so, erpieberte die Dame. Meine Tochter ist am 29. Febr. 1824 geboeen, und wir haben ihren Geburtstag zum erstеn Malr am 29. Febr. 1828, ihren zweiten erst am 29. Febr. 1832, ihren dritten 1836 und ihren vierten 1840 feirn können, und den 29. dieses Monats wird sie doch schon 20 Jahre alt srin.

Indessen können auch die am 29. Febr. in Schaltjahren gebornen ihren Geburtstag mit astronomischer Bestimmtheit feiern. Die Lösung dieses Peoblems ist von der Bestimmung abhängig, zu welcher Stunde des 29. Februars das Kind das Tageslicht erblickte. Es wieb genau ein Jahr alt sein, wenn im nächstfolgenden Jahre die Sonnr in demselben Punkte des Steenenhimmels oder der Ekliptik steht, in welchem sie ein Jahr vorhee im Augenblick der Geburt-stand. Der bürgerliche Tag, welcher nämlich um Mittternacht anfängt, (im Gesetze des um Mittag anfangenden astronomischen Tages) ist der wirkliche Geburtstag. Wenn bie Geburtsstunde nicht genau bekannt ist, so muß man einen bestimmten Tagesabschnitt annehmen, z. B. 6 Uhr Morgens oder Abends. Dann sucht man in einem astronomischen Kalender den Ort auf, wo die Sonne im Gebuetsjahr zu dieser Stunde stand, oder ihre sogenannte Länge. Ferner suche man im Kalendee bes laufenden Jahres den Tag auf, an welchem die Sonne genau diese Länge hat. Dieser ist der gesuchte Geburtstag für das laufende Jahr. Dieser Tag kann rntweder der 28. oder der 29. Febr. oder auch der 1. März sein, weil das Jahr aus 365 Tagen und beiläufig 6 Stunden' besteht; daher in jedem folgenden Jahre die Geburtsstunde um 6 Stunden später erfolgt als im nächst vorher gegangenen. Wenn also das Kind um 12 Uhr Mittags grboren ist, so fällt im folgenden Jahre sein Geburtstag am 28. Febr. und zwar um 6 Uhr Abends. Im zweiten Jahre fällt er am 28. Febr. um Mitternacht oder am 1. Mäez; das deitte Jahr am 1. März um 6 Uhr Morgens, und das 4. Jahr, welches ein Schaltjahr ist, am 29. Febr. um 12 Uhr Moegens oder Mittags.

— „Das Leben in unserer Haupt- und Residenzstadt wird immer bunter und scheckiger," wied der Breslauer Zeitung aus Berlin geschrieben. „Das Alteethum, die mittlere und neue Zeit wandern auf den Straßen herum, gehrn ins Theater, in die Kirchen und Collegien. Aristophanes Frösche, Ritterhelme, gestiefelter Katee, Kirchenzeitung, Schelling'sche Philosophie, golddetreßte Liveeen aus der Zopfzeit, Sommernachtstraum, moderne Röcke, weiße Filzmützen und Nationalkokarden — das wimmelt Alles durch einander, verwirrt Einem den Kopf und Verstand, daß man alle Augendlicke drn Kalender zur Hand haben muß, um sich von seintm Dasein im Jahre des Heils 1844 zu überzeugen."

Pariser Modenbericht.

Besondere Aufmerksamkeit nehmen jetzt die Hüte in Anspruch. Sie sind mittelgroß im Schirm und kurz in den Backen. Der Schirm hat meist Kiepenform und schließt eng, aber rund um das Gesicht. Der Kopfdeckel dieser Hüte ist zwar, wie bei den Wintерhüten, gewölbt herausgearbeitet, hat aber oft einen scharfkantigen Rand statt des feuher rund gebogenen Deckeleinfaßes. Die Bärte hinten sind lang an den Frühlingshüten, aber sehr leicht geformt. Ueber den Ausputz läßt sich nichts bestimmen, als daß er im Allgemeinen weniger überladen ist, als vor einem Jahre, und daß mie einem bewunderungswürdigen Raffinement die harmonische Farben- und Musterzusammenstellung durchgeführt wird. Das Abschattiren der Farben in Bändern, Federn, Zeugen, Stickeeeien, Blumenbouquets, Crepp- und Tüllvelours ist vorherrschender Geschmack. Ebenso beliebt ist der Boefstoß zum Ausputz der Hüte, seien die Röllchen nur in abstechender Farbe oder in abstechendem Stoffe ausgeführt. Man sieht auch Hüte von strohgelbem Atlas mit gleichfarbigem Crepp überzogen; das Band strohgeld mit kirschfarbigen Streifen; unter der Scheide Geronium und spanischer Jasmin (geld). Andere Hüte sind von weißem Atlas mit Spitzen, unter dem Rande einr dreifache Krause von Tüll. Mädchen und jungr Fraurn wählen einen Capot von Rosacrepp mit Besätzen von Atlas und Rosenknöspchen. Geld und Rosa ist sowohl jedes als einzelne Farbe, sowie beide zusammengestellt sehr modisch. Nur Louisenblau und Französischblau macht ihnen den Modevorrang streitig. Lila und Grün, jedoch nicht zu hell, sieht man auch oft. Lichtblau ist aber fast gar nicht gewählt. Die gezogenen Crepphüte hatten stets den Uebelstand, von feuchtem Wetter sehr rasch zu leiden und dar her bald ihrr so graziöse Frische zu verlieren. Diesem Nachtheil abzuhelfen, drsetzt man den Schirm neuerdings querüber entweder mit Schrägen von Seidenzeug, denen man durch dazwischen garnirte schmale Blonden ein leichteres Ansehen gibt, oder mit dicht gezogenem Bande. Untee diesem Ausputz, der sich mehrere Male auf dem Schirm wiederholt, biegt ein Bastband oder eine sonstige Streife, die der rasch eintretenden Formenlosigkeit des Hutes vorbeugt. Auch gibt man ihnen diesen Halt durch weißr Bastbügel, was z. B. zu einem rosa Creppbut, der obenauf ganz mit weißem Blondentüll überzogen ist, sehr hübsch aussieht. Der Schnitt der Basthüte ist dir früher angegebene Foem, nur daß die Barte ganz wrgfallen, und daß sie oft am Rande des Schirmes einen schmalen Ausschlag haben, oder einen doppelten Bastrand, der das Ausseben zwei in einander stehender Schirme gibt. Auch sind die Backen der Schirme nicht immer rund zulaufend, sondern sind oft ganz gerade geschnitten, so daß sie vorn eine scharfe Ecke bilden. Die Basthüte putzt man mit Federn und Blumen aller Art, insbesondere auch mit traubenartigen Früchten aus. Sehr durchbrochene Blondr, die aber keine Kanten, sondern bloßes Grundmuster hat und am Rande mit einer schmalen Franse endigt, ist sehr modisch für Hüte. Bandbesätze verschieden gezogen und gebrochen weeden auch noch angewendet. Die Bänder sind immer schattirt, oder quer gemustert, und auch oft am Rande mit einem halben Zoll breiten, sehr dunkeln oder schwarzen Strich gezeichnet. Sehr spitzenartige und groß durchbrochene Posamentirarbeit wird an den Hüten auch oft angebracht. Sehr gut sehen auch dir getigerten Federn aus, z. B. blaue mit braunen Spitzen getigeet, oder gelb mit braunen und dazu Bajaderenbänder. Eine neue Art Bänder sind so gewebt, daß die eine Seite Sammet ist und die andrr Seite Atlas, sie sind allerdings etwas schwer, aber auf Stroh- und Basthüte ganz paßlich. Die Strohhüte sind besonders von grobem, gemusterten Strohgeflecht sehr modisch. Man macht oann meist einen weichen Kopf von gestreiftem oder schattirtem Seidenzeug, füttert ebenso den Schirm unb besetzt den Rand des Schirmes obenauf mit einer schmalrn Schräge desselben Seidnzeugs, mit einem Strohbändchen eingefaßt. Diese Hütr sind rinfacher, nur mit Bandgekraus ausgeputzt oder reichrr mit Blumen und Früchten odee Federn veeziert. Selbst zur Garnirung am Gesicht sind Früchte angebracht.

Digitized by Google

Alle Zeuge sind fast ohne Unterschied schottisch. Für das Frühjahr prophezeit man dem Pyrenäen-Barège die Gunst der Damen. Echarpen von einfachigem Cashemir, mit der gleichen Seide festonnirt, werden häufig getragen. Als Sommerhüllen sind Ueberwürfe (Pardessus) sehr modisch, ganz einfach von schwarzem Moor, ohne alles Futter. Der Mosesmantel ist ein ganz neuer Sommermantel von schwarzem Moor mit schottischem Futter, der wie mehrere übereinander fallende Gewänder aussieht. Die Mantillen haben vorn alle Langshawlschnitt, hinten sind sie abgerundet, über den Armen sind sie etwas aufgezogen und decken die Armlöcher oder bilden Aermel. Auch die Mantillen sind viel schwarz getragen oder von mobefarbigem Camäleon gemacht. Sie sind mit Fransen besetzt, mit Zeuggekraus, glatt gesetzten schwarzen Spitzen oder mit dunt ausgenähten weißen Spitzen, gestickten Falbeln und Posamentirarbeit ausgeputzt.

Man hat ganz moderne seidene Shawls in der Größe und mit den bunten Mustern der türkischen Shawls gedruckt. Man trägt sie viereckig oder lang.

Der neue Schnitt, das neue Aussehen der Kleider, deren Leibchen vorn offen ist, macht sie zu verschiedenen Verwendungen fähig und wird dazu beitragen, die Zahl der Oberrockkleider zu verringern. Denn was bezweckte man mit der Annahme dieser Form? Man wollte die Eleganz des Kleides mit dem Bequemen des Kleides verbinden. Das Kleid mit dem offenen Leibchen, welche Form dieses auch sonst haben mag, sei es glatt, geschnürt oder mit Revers, das Leezinska-Leibchen mit einem Worte, gewährt dies, und man wird deshalb das Oberrockkleid, das im Ganzen doch nur eine Vermischung war, entbehren können. Was die Aermel betrifft, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Mode der halblangen weiten Aermel mit großen Aufschlägen, welche mehr oder minder verzierte Unterärmel nöthig machen, auch den Sommer hindurch bestehen wird, nur mit dem Vorbehalten, daß sie auf tausend verschiedene Weise garnirt, daß die Unterärmel von Tartatan noch zierlicher gemacht, vielleicht später ganz beseitiget werden, um unter dem Halbdunkel der weiten halblangen Aermel einen schönen Arm sehen zu lassen, dessen Weiße durch die abstechende Farbe der fingerlosen Handschuhe von Moire oder Sammet mit vier oder fünf Knöpfen noch mehr herausgehoben werden wird. Es ist von Neuem zur Sprache gekommen, diese weiten Aermel zu schlitzen und diesen langen Schlitz durch Agraffen, Schnurenschleifen und selbst einfache Bandschleifen zusammenzuhalten, ihn mit Puffen und Gros de Naples oder Muslin zu unterlegen, oder aber auch unter gewissen Umständen gar nichts unterzulegen, so daß man den schönen Arm durch den Schlitz hindurch sehen könnte. Wenn man diese Oberärmel jetzt noch nicht öffnet, so sieht man doch bereits einige Unterärmel, die von dem Ellenbogen bis vorn an das Handgelenk geschlitzt sind.

Herren-Mode. Der Augenblick naht, wo wir eine neue Saison, die uns die schönen Tage zurückbringt, beginnen werden, eine Saison, in welcher die eleganten, leichten und graziösen Moden, mit der Frühlingssonne harmoniren werden.

Als Straßen-Toilette trägt man noch den über Kreuz liegenden Oberrock, die Taille macht man lang, breit und nach unten gebogen; die Seiten sind leicht gerundet, ebenso die Achselstücke; der Rock reicht kaum bis zu den Knieen, man macht ihn so weit, daß er rings herum in Tollen fällt; die Aermel sind kurz und anschließend, und die Aufschläge sehr niedrig; die Anglaisen macht man immer breit und nach oben viereckig; sie schlagen bis nach unten sich umwendend, viel über, indessen können sie auch, ohne der Art ihrer Anfertigung zu schaden, zugeknöpft werden; jeder Revers ist mit 6 Knopflöchern versehen, welche auf dem Theile, welcher umschlägt, angebracht sind, die Zipfel des Kragens sind virreckig, und ebenfalls breit, wie der obere Theil der Anglaisen. Die Knöpfe wählt man von glattem Stoffe, ihre Form ist flach und von gewöhnlicher Größe. Bisweilen ersetzt man sie durch façonnirte Knöpfe von gedrehter Seide. Alle Oberröcke steppt man mit offenen Nähten, die Röcke füttert man gänzlich mit Seide, verschieden von der Farbe des Tuches. Die beliebtesten Farben sind: schwarz, dunkelblau, bronze de Suede, noir irlandais, vert algerien, brun d'Ueville, bronze riche, amandine, Smaragdgrün, brun Isabelle, noir anglais und granatfarbig. Zur Straßentoilette trägt man das mit breiten Revers sich kreuzende Gilet, und das Gilet mit etwas offenem Shawl. Diejenigen Stoffe, welche man vorzugsweise dazu benutzt, sind die gestickten Cachemire, Stoffe, in glattem Grunde, oder mit doppelten Carreaux, Farbe auf Farbe. Die Gilets mit Shawls macht man zum Theil von chamois Casimir und von Cachemire, mit schmalen grünen Streifen auf einem silbergrauen Grunde. Die zu jenen Toiletten getragnen Pantalons haben weite Beine, welche gerade auf den Stiefel fallen und mit befestigten Sprungriemen versehen sind. Den Stoffen: Satin Bonjean, Montagnac und Cunin-Gridaine gibt man zu den Pantalons noch immer den Vorzug. Die beliebtesten Farben sind: hell, nußbraun, grün und roth melirt, hell eichelfarbig carrirte Dessins und Viele gestreift von verschiednen Farben.

Die Röcke werden sehr ausgeschnitten, d. h. sie lassen die Weste sehen, während diese die Cravate oder das Hemd sehen läßt; ihre Länge ist die mittlere, d. h. sie reichen nicht ganz bis an die Kniee. Die Schößen sind etwas weniger voll als im vorigen Jahre; die Taille ist sehr lang; die Revers gehen shawlförmig sehr weit nach unten und reichen bis an die Achsel hinüber; der Kragen ist von mittlerer Breite. Die Mode der Shawlkragen an den Westen scheint definitiv beseitigt zu sein; alle haben jetzt einen Stehkragen; doch hat man zwei Arten von Westen dieser Art; einige bedecken die Brust fast, können aber nicht bis oben zugeknöpft werden, während dies bei der andern geschehen kann. Die Fracks lassen die Brust auch sehr weit offen, doch dürfen die Revers nicht sehr breit sein; die Schößen sind unten etwas schmäler als bisher. Die sogenannten Phantasiefracks scheinen ausschließlich zum Reiten bestimmt zu sein, und man trägt sie deshalb auch ganz zugeknöpft; sie haben nur eine Knopfreihe und der Kragen ist weit weniger breit, als bei den anderen; meist haben sie gelbe Knöpfe und breite Patten auf den Hüften; ihre Schößen sind noch schmäler, namentlich unten. In den Twines haben wir die bedeutende Veränderung anzugeben, daß sie weniger übereinander gehen, was sich übrigens bei der Annäherung des Sommers begreift; viele haben nur eine Reihe von Knöpfen und sind also fast Sack-Paletots. Uebrigens wird dieses Kleidungsstück im Sommer nur von den Handlungsgehilfen und von einigen reichen Herren auf dem Lande getragen; in den Straßen der Hauptstadt ist es sehr selten und wird durch eine Menge neuer Phantasiefracks ersetzt, von denen einer immer eleganter ist als der andere. Seit einigen Jahren gibt es zwei sehr verschiedene Moden in den Pantalons; die erste und verbreitetste ist am Gurt sehr knapp und hat Zuckerhutförmige, d. h. nach unten enger werdende Beine. Die Beinkleider in dieser Form sind meist aus einfarbigen Stoffen. Die der zweiten Mode haben meist Falten vorn, und die Beine laufen weniger eng zu; sie haben sogar oft noch einen kleinen Schlitz unten an der Seite. Diese letztere Mode paßt vollkommen zu Promenadenanzügen, wie die erstere zu Staatsanzügen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Gradgeschnittner Oberrock, der bis unten überschlägt und auch ganz bis oben zugeknöpft werden kann. Weste mit einer Reihe Knöpfe und die beiden Vordertheile laufen unten spitzig zu. Gestreifte Beinkleider. No. 2. Hut mit Feder. Oberrockkleid mit geschnürtem Leibchen, und unten mit Streifen besetzt. Langshawl. No. 3. Brautanzug.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Sgr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Alten statt der Jungen*).

— Johann, was hat es geschlagen?

— So eben die Mitternachtsstunde, gnädiger Herr.

— Schön — hast Du angespannt?

— Angespannt, ich? für wen?

— Laß die Verstellung! — Das Cabriolet meines Sohnes, ist es etwa nicht gegen Mitternacht, wo Du vorsichtig aus dem Hause schleichest und im Einverständniß mit dem Portier Sorge trägst, daß der Thorweg ohne Geräusch geöffnet wird? Du siehst, daß ich von Allem unterrichtet bin; gehe jetzt, spanne an, und fahre mich nach dem Hause, wohin Du heute Abend meinen Sohn geleiten solltest, ich werde statt seiner mich einfinden.

Johann wagte keine Einwendungen zu machen, und mußte diesem Befehle sich fügen; Herr von Dollard wußte Alles, die Geschichte seines Sohnes war die der meisten jungen Männer von 20 Jahren.

Herr von Dollard stand noch im kräftigen Mannesalter; schon seit vielen Jahren Witwer, hatte er nur einen Sohn, den er vergötterte. Gustav war in der That, bei vielen lobenswerthen Eigenschaften seines Charakters, ein liebenswürdiger junger Mann; außerdem galt er für den schönsten Garde-Offizier der Residenz. Seinem Vater entging es bald nicht mehr, daß der junge Lieutenant am späten Abend das Haus verließ, und erst gegen Morgen wieder zurückzukehren pflegte. Herr von Dollard ward aufmerksam, ließ die Schritte und Wege seines Sohnes ausspähen und bald brachte er in Erfahrung, daß in der Vorstadt ein Häuschen von einem Garten umgeben stehe, welches eine Witwe mit ihrer Tochter bewohne. Noch niemals hatte Herr von Dollard jene Damen in der großen Welt bemerkt, selbst ihr Name war ihm gänzlich fremd. Indessen den Augen seines Sohnes waren die Reize des Fräuleins Cäcilie nicht entgangen, er verliebte sich sterblich in das junge Mädchen, suchte dessen Aufmerksamkeit zu erregen, dann eine nähere Bekanntschaft einzuleiten. Was bliebe den Späherblicken der Welt geborgen! Herr von Dollard hatte einen Wink von den Liebesabenteuern seines Sohnes bekommen, und stellte nun, als ein vorsichtiger, sorgsamer Vater, im Stillen Betrachtungen über dieses Thema an: die Mutter des jungen Mädchens war entweder eine achtungswerthe Frau, die nichts von den Liebesintriguen ihres Kindes wußte, in diesem Falle hielt er es für seine

*) Berliner Modenspiegel.

Digitized by Google

Pflicht, ihr die Augen zu öffnen und sie vor einer drohenden Gefahr zu warnen, oder sie war im Einverständniß mit der Tochter, wo denn leicht durch eine Bekanntschaft so zweideutiger Art der Ruf seines Sohnes compromittirt werden konnte. Herr von Dollard entschloß sich, selbst zu sehen und zu prüfen. Ein Mittel war bald gefunden, Gustav zu verhindern, sich zu dem Rendezvous, welches zwischen den Liebenden verabredet worden, zu stellen, und statt seiner erschien der Vater.

Er gelangte zu dem bezeichneten Hause, und mit der Leichtigkeit eines Jünglings schwang er sich über das niedrige Gitter, welches den Garten umzäunte. Herr von Dollard war noch immer ein schöner Mann, er hatte bei einem jugendlichen Aeußern zugleich viel Sinn und Geschmack an den Freuden des Lebens bewahrt.

Dies nächtliche Rendezvous hatte etwas ungemein Pikantes für ihn, und erweckte in seinem Herzen süße Erinnerungen.

Langsam schritt er durch die Gänge des Gartens. Indem er in eine Seiten-Allee einbog, glaubte er ein weißes Kleid, und einen mit einem Schleier bedeckten Strohhut zu sehen.

— Pst! — Pst! — Sind Sie es? — Ja! —

Hierauf näherte sich Herr von Dollard der Dame und ergriff ihre Hand, welche man ihm entgegenstreckte; sie war zierlich und weich.

— Wissen Sie wohl, daß ich mir Vorwürfe mache, Ihren Wünschen und Bitten nachgegeben zu haben, sagte man zu ihm mit stockender Stimme. Sie haben mich lange warten lassen —

— Mein Vater hat mich zurückgehalten — und —

— Himmel! Sie sind nicht Gustav! Das ist ein schändlicher Verrath! —

— Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich kam in bester Absicht zu Ihnen. — Mein Sohn hat keinen Verrath an Ihnen begangen.

— Ihr Sohn? mein Herr!

— Allerdings, Gustav ist mein Sohn — doch fassen Sie sich, liebes Fräulein, weinen Sie nicht, Sie sind bei dem Vater des Mannes, der Sie liebt.

— O! mein Herr.

— Ich wollte Sie sehen, Sie kennen lernen: ich war besorgt für Ihr Schicksal, ich zitterte für Ihre Zukunft — denn Gustav ist noch ein halbes Kind — ich hielt es für meine Pflicht, Sie mit der Stellung meines Sohnes bekannt zu machen.

— Ich bitte Sie, entfernen Sie sich — er möchte uns überraschen!

— Nein, mein Fräulein. Sie können unbesorgt sein, heute wird er nicht kommen.

Herr von Dollard unterläßt nicht, dem jungen Mädchen Schmeicheleien zu sagen; er beruhigte sie, sie ward unbefangener, vertrauungsvoller und bald hatte sie ihm mitgetheilt, daß ihre Mutter die Witwe eines geachteten Mannes sei und ein kleines Vermögen besitze, von dessen Renten Beide lebten.

Herr von Dollard hörte aufmerksam diese Mittheilungen an; die junge Dame schien ihm voller Geist und Anmuth zu sein; sie hatte mit leiser Stimme gesprochen, und dabei den Schleier etwas zurückgeworfen; der Mond, welcher durch das Laub schimmerte, ließ ihr schwarzes, glänzendes Haar, eine weiße Stirn, und eine schlanke, schöne Gestalt unterscheiden. Tausend verworrene Ideen durchkreuzten seinen Kopf; zuerst mußte er sich eingestehen, daß er selbst die Wahl seines Sohnes billige; dann begann er sein Alter und beinahe seine Würde als Vater zu vergessen; nach und nach hielt er sich noch für 25 Jahre; wider seinen Willen ward seine Unterhaltung belebter, galanter, überredender; er sprach von seinem Vermögen und unterließ nicht, hinzuzufügen, daß er sich niemals wieder verheirathen wolle, und immer sprach er bei Erwähnung Gustavs die Ueberzeugung aus, daß dieser noch zu jung sei, und erst eine Stellung in der Welt sich gründen müsse, bevor er ans Heirathen denken könnte.

Diese Erklärung schien keine ungünstige Wirkung hervorzubringen; die Schritte des jungen Mädchens wurden langsamer, und endlich legte sie sogar ihren Arm in den des Herrn von Dollard. — Es entstand eine Pause — während welcher Gustav's Vater gar wunderliche Betrachtungen anstellte. — Das junge Mädchen erschien ihm jetzt als eine passende, annehmbare Parthie, allein Gustav konnte unter 7 bis 8 Jahren noch nicht heirathen; Cäcilie würde so lange nicht warten, es blieb ihm jetzt nur noch zu entscheiden, ob er nicht zu alt für die Kleine sei.

War es eine Folge dieser kühnen Betrachtungen, oder um ein peinliches Stillschweigen zu unterbrechen, das junge Mädchen zog plötzlich ihren Arm zurück. — Sie öffnen mir die Augen, sagte sie — ich erkenne mein Unrecht. — Ich werde zu meiner Mutter eilen, mich zu ihren Füßen werfen, und ihr gestehen, daß —

— Einen Augenblick, ich bitte!

— Jeder Augenblick vergrößert mein Vergehen — mein Verhältniß zu Ihrem Sohn betrachte ich als aufgelöst. — Leben Sie wohl, mein Heer! —

— Verlassen Sie mich nicht so schnell, mein Fräu-

Digitized by Google

lein, eine Zuſammenkunft mit meinem Sohne und zwar zu dieſer Stunde — ich geſtehe, würde Sie in Gefahr bringen; allein mit mir — Sie begreifen — das iſt ein großer Unterſchied!

— Sie glauben?

— Mein Ehrenwort darauf!

Herr von Dollard entfaltete jetzt ſeine ganze Beredtſamkeit, um dieſe Behauptung zu rechtfertigen; er verſuchte ſie zu überzeugen, daß eine nächtliche Zuſammenkunft unter den Bäumen eines Gartens, zwiſchen einem jungen Mädchen von 16 Jahren und einem Manne von 45 Jahren, durchaus keine Mißbilligung erregen könnte; das junge Mädchen antwortete, ſie beſtritt dieſe Anſicht — allein ihr Arm lag auf's Neue in dem des Herrn von Dollard, und bald ruhte auch ihre Hand in der ihres Begleiters; Herr von Dollard erzählte ſeine ganze Lebensgeſchichte ohne Zweifel offen und wahr, aber er glitt geſchickt über gewiſſe Epiſoden hinweg. Der Tod ſeiner Frau hatte ſeine erſte Ehe bald wieder getrennt, ſeit 20 Jahren war dieſe flüchtige Liebe wieder verwiſcht, und ſeine noch feurige, leidenſchaftliche Seele empfand mehr als jemals das Bedürfniß neuer Anregungen. — Stolz auf das, was er wie einen Sieg betrachtete, glücklich, angehört zu werden, glaubte er jetzt einen entſcheidenden Angriff wagen zu dürfen, ein vollſtändiges Geſtändniß entſchlüpfte ſeinen Lippen. In dieſem Augenblicke würde ein Anderer zu den Füßen des jungen Mädchens geſunken ſein, allein Herr von Dollard zog nur ſanft ihre Hand an ſeinen Mund und wiederholte die zärtlichſten, überredendſten Worte.

Darüber war die Nacht verfloſſen, und Herr von Dollard bemerkte in ſeinem Entzücken nicht, wie der Horizont ſich erhellte; plötzlich erbebte Cäcilie: man öffnet das Gitter, ſagte ſie — der Gärtner iſt aufgeſtanden.

— Schon! — ſo entferne ich mich — aber ich darf Sie wiederſehen, nicht wahr? Morgen —

— Schwerlich! entgegnete mit Nachdruck eine unerwartete Stimme.

Herr von Dollard wandte ſich um. Cäcilie ſtieß einen Schrei aus: Guſtav ſtand vor ſeinem Vater. Jetzt ſchlug die Dame ihren Schleier zurück, näherte ſich dem jungen Manne und ſagte: — Herr von Dollard, Ihr Herr Vater will nicht, daß Sie meine Tochter heirathen. — Seit ich das Vergnügen gehabt, in ſeiner Nähe zu ſein, haben wir nur von Ihnen geſprochen. Ueberraſcht und etwas verlegen betrachtete Herr von Dollard die Frau, an deren Seite ihm die Stunden ſo ſchnell verſtrichen waren. Es war nicht mehr ein junges Mädchen, aber eine Dame von ungefähr 33—34 Jahren, welche kaum 25 Jahre zu zählen ſchien, ſtand vor ihm. Nicht ohne Befangenheit über ſeinen Irrthum fühlte Herr von Dollard dennoch die Empfindungen, die ſich ſeines Herzens bemächtigten, nicht vermindert. Die gnädige Frau hat die Wahrheit geſprochen, Guſtav, ich halte Dich noch zu jung für die Ehe, ſtatt Deiner werde ich mich verheirathen.

— Du, lieber Vater?

— Sobald die gnädige Frau ſich entſchließen will, die Wünſche meines Herzens zu theilen. Was das Fräulein Cäcilie betrifft —

— Ein leichtſinniges Kammermädchen, entgegnete deren Mutter, welche Ihrem Sohn Guſtav in jeder Nacht Bericht abſtattete, hatte ihm verſprochen, meine Tochter zu einem Rendezvous zu bewegen, zu welchem meine Cäcilie, die mich ſelbſt davon unterrichtete, ſich nicht einfinden wollte. Sie errathen das Uebrige.

— Ich habe ja bereits aus Ihrem Munde erfahren, mit welcher treuen Mutterliebe Sie die Tugend Ihrer Tochter bewahren, und wie großen Dank ich zugleich Ihrer klugen Vorſicht ſchuldig bin, fiel Herr von Dollard ihr in die Rede, indem er zärtlich ihre Hand küßte und ſie bedeutungsvoll drückte, dann ſich zu ſeinem Sohne wendend, fuhr er fort: Einen Deiner Wünſche, lieber Guſtav, erfülle ich ſchon jetzt, indem ich Dir erlaube, dieſe achtungswerthe Frau Mutter zu nennen. Was Dein Verhältniß zu Cäcilien betrifft, ſo ſtelle ich es Dir wie ihr anheim, ſie nach einer zweijäheigen Trennung als Deine Schweſter oder als Deine Braut wieder zu ſehen. Morgen wirſt Du Deine längſt projectirte Reiſe antreten.

Der Sohn verneigte ſich ſchweigend und verlegen über den unerwarteten Ausgang ſeiner Hoffnungen und Pläne. Dem Willen ſeines Vaters ſich fügend, nahm er Abſchied von der Geliebten, ſchwur, ewig ihr treu bleiben zu wollen, und reiſte am andern Morgen ab.

Vermuthlich wird er nach zweijähriger Abweſenheit als ein treuer — Bruder in ſeine Heimath zurückgekehrt ſein.

Die Bekehrten.

(Lebensbild in drei Capiteln.)

(Beſchluß.)

Die ſchlechte Bedienung, immerwährender Zank und Hader bewogen unſere Helden endlich zu dem Entſchluſſe,

Digitized by Google

die alte Megäre zu expediren, und dafür eine jüngere zu nehmen. Auch ward die Wahl derselben nicht mehr dem Stiefelputzer-Castellan überlassen, sondern man wollte den Zufall entscheiden lassen, und machte einer Witwe, die sich in der Zeitung als Wirthschafterin anbot, einen schriftlichen Antrag.

Statt aller Antwort erschien eines Morgens eine nette, hübsch gekleidete Frau in einem Alter von 28 Jahren. Ein liebes Gesichtchen, aus dem ein Paar schwarze Augen gleich Johanniskäferchen hervorleuchteten, ein gewisses schalkhaftes Lächeln, das sich immer über den Mund ergoß, — hätte jeder minder Bornirte, als unsere Helden, für die gefährlichsten Waffen gegen spröde Männerherzen erkannt. Vor Allem aber zeichnete diese Frau Decenz und ein gesunder Menschenverstand aus. Durch Letzteren errieth sie bald, wie es mit den drei Herren stehe, und schon war der Plan gemacht, sie alle am Gängelbande zu leiten.

Genug, Frau Niedlich — so hieß die neue Haushälterin, wurde mit Vergnügen auf- und angenommen.

Unsere drei Weiberfeinde, obgleich noch immer ihren Grundsätzen getreu, fanden sich unanimiter zu der Aeußerung hingezogen, daß Frau Niedlich ein ganz schmuckes Weibchen sei.

Rechtner, als eigentlicher Haushofmeister, führte sie in die Küche, Speisekammer, und wies ihr zuletzt ihre Wohnung an. Frau Niedlich, welche Welt- und Menschenkenntniß besaß, übersah die Herren bald, und ihr eifriges Streben ging dahin, sich bei allen Dreien zu gleicher Zeit beliebt zu machen. Schon in der ersten Unterredung mit Rechtner wußte sie auf eine feine, gar keine Absicht verrathende Weise zu erfahren, welches die Lieblingsgerichte der drei Herren seien. Das erste Mittagsessen schon bestand in einer solchen Auswahl von Speisen, daß jedes Blatt aus unserem Trifolio sich zufrieden gestellt sah. Man ergoß sich in Lobeserhebungen über die neue Köchin, und über die Vortrefflichkeit in der Zubereitung der Speisen. So ging es jeden Abend, jeden Morgen, jeden Mittag. Die gestörte Glückseligkeit des Trifoliums war wieder hergestellt; man pries sich wieder glücklich.

Frau Niedlich war klug genug zu bemerken, weichen Erfolg ihre Pläne und Bestrebungen hatten, und verhielt sich ganz ruhig. Sie studirte allmählig die Eigenheiten dieser Sonderlinge, und vermied es sorgfältig dieselben zu deiren; ja sie wußte bald diesem, bald jenem eine Aufmerksamkeit zu beweisen, wodurch sich die guten Menschenkinder sehr geschmeichelt fühlten. Dieses Alles geschah mit einem sehr haltbaren Anstriche von Absichtslosigkeit, so daß unsere Helden unmöglich errathen konnten, es sei auf die Bekehrung des Hagestolzen-Trifoliums abgesehen.

Rechtner, welcher seiner Stellung als Haushofmeister nach, am meisten mit Frau Niedlich verkehrte, war der erste, der bekehrt ward. Im Stillen klopfte er sich oft an die Brust, und recitirte die Stelle des Classikers: „Homo sum, humani nil a me alienum puto!“ — Ein andermal sagte er wieder zu sich selbst: Es ist Jammerschade, daß ich ein Hagestolz bin, und daß meine Freunde so verrückte Ideen hegen!“ — Frau Niedlich schien diesen chemischen Herzensproceß nicht zu bemerken, und äußerte bei jeder Gelegenheit eine so unbefangene Freundlichkeit, daß der arme Rechtsgelehrte dadurch nur noch mehr in die Enge getrieben wurde. Auch versäumte sie es nicht, sich bei Krampf und Seicht durch allerlei Artigkeiten so beliebt zu machen, daß Beide in zärtlichster Neigung für sie erglühten; jedoch bei dem Gedanken an die Uebertretung ihres Gelübdes schon erröthelen, und sorgsam darauf bedacht waren, sich gegeneinander nicht zu verrathen!

Von diesem Zeitpunkte an gewannen die Abend-Conversationen unserer Gelehrten eine ganz eigenthümlich-langweilige Physiognomie. Jeder blickte starr vor sich hin, und schwieg. Trat zufällig Frau Niedlich ins Zimmer, so blickten alle, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, auf, und wußten kein Wort zu sprechen, bis endlich immer Rechtner der Verlegenheit ein Ende machte. Es gehört kein besonderer Reichthum psychologischer Studien dazu, um zu errathen, was mit diesen Herrn vorging. —

Höchst komisch war es, zu bemerken, wie sich bald dieser, bald jener der Herren Etwas bei Frau Niedlich zu thun machte, und wie sich die kluge Frau an der Verlegenheit unserer bekehrten Weiberfeinde ergötzte, wenn sie dieselben so durch die zuvorkommendste Artigkeit recht in die Enge trieb. Dies dauerte so einige Zeit fort, bis jeder derselben sich bewogen fühlte, selbst auf die Gefahr hin, sich von den Andern trennen zu müssen, der hübschen jungen Witwe sein Herz zu Füßen zu legen, und um Gegenliebe zu flehen. Natürlich mußte da ein Zeitpunkt abgelauert werden, wo die beiden Anderen aus dem Hause waren. Dieser aber war schwer herbeizuführen, und zum ersten Male in ihrem Leben wollten die Freunde einander überlisten.

Eines Morgens beim Frühstücke, warf Seicht so unvermerkt hin, daß er heute auf eine entfernte Wiese gehen müsse, um daselbst nachzusehen, wie groß der Schaden sei, den die letzte der Ueberschwemmungen an-

Digitized by Google

richterte. Auch meinte er, es dürfte lange 1 Uhr vorüber sein, bis er wiederkehrte. — Krampf fiel ihm in's Wort, und erklärte, er müsse sich in den Holzschlag des Wäldchens begeben, um zu sehen, wie es mit dem Brennholze aussehe. Natürlich konnte er auch vor der Mittagszeit nicht zu Hause sein. Rechtner meinte, es sei heute Gerichtstag, und die Streitigkeiten zweier Gemeinden werden ihm viel zu thun machen.

Sollte man glauben, daß drei Leute, die sich sonst wie Brüder liebten, die nie eine Unwahrheit sprachen, und obendrein ausgemachte Weiberfeinde waren, zuletzt sich so verlieben könnten, daß sie einander frech in's Gesicht lügen, und sich gegenseitig zu überlisten suchen? Per parenthesim sei hier nur gesagt, daß das Vorhaben eines jeden in nichts anderem bestand, als ungestört mit Frau Niedlich zu sprechen, ohne daß die andern Beiden etwas merkten.

Gleich nach dem Frühstücke krach man auf. Einer traute dem Anderen nicht; ja sie betrachteten sich mit verdächtigen Blicken. Um desto sicherer zu sein, gingen sie alle drei zugleich fort. Die Amtskanzlei befand sich im Erdgeschosse des Schlosses, wo Rechtner alsbald eintrat. Krampf schlug den Weg rechts nach dem Walde, und Seicht links nach der Wiese ein. Sie gingen, sich vorsichtig umsehend, fort, bis sie einander aus dem Gesichte verloren; dann wurde auf Seitenwegen der Retourmarsch in's Schloß angetreten. Rechtner jedoch hatte einen mächtigen Vorsprung, denn er war schon im Schlosse.

Er eilte in die Küche, wo er die hübsche Frau Niedlich allein fand. Jetzt oder nie, dachte er, muß es zu einer Erklärung kommen. Um kurz zu sein, er erklärte sich, und bekam nach einigem Bedenken das Jawort. Eben waren sich die Liebenden in die Arme gesunken, als durch die rechts und links geöffneten Thüren Krampf und Seicht eintraten. Man hörte eine gute Weile nichts als: Quae te dementia capit! — O Galenus und Hypocrates! u. dgl., während Rechtner wie versteinert dastand, und Frau Niedlich mit dem liebenswürdigsten Lächeln, welches sie den beiden Herren zuwendete, allen Exclamationen ein Ende machte. —

Kaum waren sechs Wochen verstrichen, und Rechtner war der Gatte der liebenswürdigen Frau Niedlich. Die Andern folgten bald seinem Beispiele, und beschwichtigten ihre ehemaligen Grundsätze durch Sophismen. So sagte Seicht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei;" und Krampf meinte: „Die Liebe sei eine Krankheit wie die Blattern; je später man davon befallen wird, desto größer sei die Gefahr. Auch Hufeland preise den Ehestand u. s. w.

Wer hätte es je ahnen können, daß drei so berühmte Weiberfeinde noch die zärtlichsten Gatten und Väter werden sollten! — Wie dachten sie einst über den Ehestand und wie zuletzt? — Schickh hat vollkommen Recht, wenn er sagt:

„Es kommt bei Allem in der Welt nur auf eine Auslegung an!"

Der Mann ohne Seele.

Bei meiner Seele, ich möchte nicht in einem solchen Leibe stecken! Der Capitain Parry ist ein curioses Stück Fleisch! Wer hat ihn nicht gekannt? Er hat den Ocean in allen Richtungen durchmessen, sein Name wurde genannt vom Ganges bis zum Mississippi, vom Hudson-See bis zum Mittelmeer. Er erzählte Euch von Lord Byron, vom Nordpol, von den Mohikanern, den Huronen, den Delavariern, den Bewohnern von Notchez. Seine seltsamen Geschichten liefen von Mund zu Munde. Nun, all' dieses Seeleben, all' diese Reisen, all' diese Abenteuer fanden ihre Grenzen im Irrenhause!

Und wißt Ihr, worin der Wahnsinn des Capitains Parry besteht? Er bildet sich ein, daß er keine Seele habe; er, der alte Seefahrer, dem die Seele in den Körper eingenagelt sein müßte. Noch mehr. Er hat die fixe Idee, daß er, um seine Gesundheit wieder zu erlangen, ein menschliches Wesen zerstören und dessen Seele sich aneignen müsse.

Wir haben ein Original gekannt, welches sich bittere Vorwürfe darüber machte, daß es beim Frühstück einen in's Glas gefallenen Freund verschluckt habe, das war gerade keine so große Narrheit; verschlingen wir doch alle Tage Millionen Thiere, ohne daß wir es wissen. Gebt mir das berühmte in London verfertigte Mikroskop, und ich lasse Euch verschlucken, was Ihr nur wollt.

Sich einzureden, daß man keine Seele hat, das ginge noch an; sieht man doch alle Tage genug seelenlose Menschen. Aber auf missethäterische Weise einem Andern die Seele rauben, eine Seele ziehen wollen, wie man ein Schnupftuch zieht! — Ach, Herr Capitain, das ist kein Spaß. Da würden Sie noch ehrlicher sein, wenn Sie sich eine Seele kauften. Gibt es doch so viele Leute, die ihre Seele verkaufen. Uebrigens mag Capitain Parry nicht so verrückt sein, als man

Digitized by Google

glaubt; er iſt ſo viel gereiſ't, kann es nicht möglich ſein, daß ſeine Seele ſich irgendwo verirrt und nicht wieder zurückgefunden hat? Um ſo mehr, als ſich nichts ſo leicht verirrt, als eine Seele. Der arme Capitain muß alſo bis zum jüngſten Gericht ohne Seele ſich beheifen. Da wird ſich Alles wieder finden, und wenn der Oberbefehlshaber des Weltalls allgemeinen Rappel ſchlagen laſſen wird, werden ſich Seemänner, Kluge und Narren, Capitains und Sergeants unter einer und derſelben Fahne verſammeln, und die deſertirten Seelen werden wieder in ihre Reihen einrücken.

Miscellen und Anecdoten.

(Ein Abenteuer in Terracina.) Im vorigen Jahre machten 6 junge franzöſiſche Maler die Reiſe von Rom nach Neapel. In dem berühmten Gaſthauſe zu Terracina kehrte die luſtige Geſellſchaft ein, aß viel und trank noch mehr. Als die Reiſenden endlich merkten, daß ſie genug hatten, wanderten ſie ihren Betten zu, einer aber, ein Architect, hatte vergeſſen, wo er ſchlafen ſollte, und rief den Wirth, der ihm leider anzeigte, daß alle Betten beſetzt wären und zwar doppelt und dreifach. Der Künſtler ließ ſich indeß nicht abweiſen und der Wirth ſagte denn endlich, er wiſſe ihm nicht anders zu helfen, als daß er ihm rathe, ſich in das Bett zu legen, in welchem bereits ein Neger ſchlafe. Der etwas angetrunkene Architect hatte gegen dieſen Schlafgenoſſen durchaus nichts einzuwenden und ließ ſich zu demſelben führen. Seine Freunde hatten die ganze Unterhandlung mit dem Wirthe mit angehört und ſogleich beredeten ſie ſich, dem Architecten einen Streich zu ſpielen. Sie ſtanden wieder auf, ſchlichen an das Bett des Freundes, der ſogleich eingeſchlafen war, und ſtrichen ihm das Geſicht ſo ſchwarz an, daß er von dem Neger, ſeinem Schlafgenoſſen, nicht zu unterſcheiden war. Am andern Morgen ſehr früh ſtürmte die ganze Geſellſchaft wieder an das Bett des Schläfers und rief ihm zu: „Auf, auf, Langſchläfer; es iſt ſchon ſpät, wir müſſen aufbrechen!"

Der arme Architect, der ſeinen Rauſch erſt zur Hälfte ausgeſchlafen hatte, ſtand ſchlaftrunken auf und wankte dem Spiegel zu. Kaum aber hatte er in demſelben ſein kohlſchwarzes Geſicht erblickt, als er laut auflachte und ſchadenfroh vor ſich hinſagte: „Die haben ſich einmal angeführt! Sie haben den Neger geweckt! ha, ha!" Und er legte ſich lachend wieder ins Bett.

(Wilde Zwerge.) Der bekannte engliſche Reiſende Harris, der eben ein werthvolles Reiſewerk herausgegeben hat, erzählt darin: „Jenſeits der weiten Wüſte, die im Süden das Land der Kaffern begrenzt, wohnen die Doko, ein völlig wildes Zwergvolk, Menſchen, die nicht über 4 Fuß groß, dunkelolivenbraun und den Affen ſehr nahe verwandt ſind. Sie haben weder Götzen, noch Tempel, noch heilige Bäume und nur eine dunkle Ahnung von einem höchſten Weſen, zu dem ſie im Unglücke beten, aber auf eine ganz eigenthümliche Weiſe, ſie ſtehen nämlich dabei auf dem Kopfe und lehnen ſich an einen Baumſtamm. Ihr Gebet lautet ungefähr: „Wir eſſen nur Ameiſen und verlangen nichts von Dir. Du haſt uns wachſen laſſen, warum läßt Du uns niederſchlagen?" Das Land, das dieſe Doko bewohnen, iſt ein dichter Bambuswald, in welchem ſie ſich plumpe Hütten bauen. Sie haben keinen König, keine Geſetze, keine Künſte, keine Waffen, ſie beſitzen keine Heerden, ſie ſind keine Jäger und bebauen auch das Land nicht, ſondern leben nur von Früchten, Wurzeln, Mäuſen, Schlangen, Ameiſen und Honig. Nicht einmal das Feuer kennen ſie. Beide Geſchlechter gehen natürlich völlig nackt; ſie haben dicke vorſtehende Lippen, ganz kleine Augen und platte Naſen. Wollig iſt ihr Haar nicht, bei den Frauen reicht es ſogar bis auf die Schultern. Die Männer haben keinen Bart. Sie durchbohren die Ohren mit einem Bambusſtücke, tragen aber keinen andern Schmuck an ſich als ein Halsband von den Rückenwirbelknochen der Schlangen.

— Franzöſiſche Zeitungen berichten von einer häßlichen Mode, die ſeit einiger Zeit namentlich unter den Fremden herrſchen ſoll, welche Paris beſuchen. Ein Franzoſe hat nämlich auf die unbegreifliche Schauluſt ſpeculirt, welche die Menſchen zu — Hinrichtungen treibt, und in einem Hauſe auf dem Kai Valmy ein Schaffot mit einer Guillotine aufgeſtellt, mit welcher er Strohmännern, die wie arme Sünder gekleidet ſind, den Kopf abſchlägt. Jeden Tag gibt er mehrere ſolcher Vorſtellungen und der Saal, in welchem ſie gehalten werden, iſt jedesmal gedrängt voll, obgleich der Eintrittspreis einen — Louisd'or beträgt. Namentlich finden ſich zu dieſen Vorſtellungen ſehr viele junge elegante Damen ein, vorzugsweiſe Engländerinnen und Ruſſinnen, die ſich die Vorrichtung genau beſehen, das Beil befühlen ꝛc.

— An der Londoner Börſe kommen mancherlei Seltſamkeiten vor. Vor 10 Uhr Vormittags dürfen dort keine Geſchäfte gemacht werden, und ſobald die Glocke die 10. Stunde verkündiget, erſcheint der älteſte Börſendiener an dem Haupteingange und bewegt eine große Nachtwächterſchnurre. Dies iſt das Zeichen der Eröffnung. — So ernſt die Leute auch ſind, welche die Börſe beſuchen, ſo kommen doch bisweilen auch komiſche, ja poſſenhafte Auftritte vor. Zuweilen ſcheint die Börſenmänner plötzlich eine Art Tollheit zu überfallen. Jeder ſucht dem Andern den Hut vom Kopfe zu ſchlagen, ſteckt ihm die Rockſchöße empor u. ſ. w. u. ſ. w., man wirft einander mit ſandgefüllten Tüten, es entſteht ein allgemeines Stoßen und Boxen, kurz, es geht zu, wie unter einem Haufen ausgelaſſener Schulbuben. Das Ende einer ſolchen Scene iſt meiſt ein allbekanntes Lied, das im Chore abgeſungen wird, worauf ſofort der frühere Ernſt wieder eintritt und die Geſchäfte ihren gewöhnlichen Gang gehen. Auch noch bei andern Gelegenheiten wird geſungen. Wenn nämlich einer der Börſenbeſucher gegen die Regel oder die Etikette verſtößt oder ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, ſo umkreiſt man den Schuldigen, ſtimmt in lautem Geſange „God save the queen" oder irgend etwas anderes an, und fährt damit ſo lange fort, bis er es nicht länger aushalten kann und dieſer Art muſikaliſchem Pranger entläuft.

— Die Abgeordneten von Ochs und Bär in Kaſſel haben in der Eiſenbahnfrage ſich ganz beſonders als Gegner her-

Digitized by Google

vorgethan. Die Kasselaner aber sind trotz ihrer gewichtigen Gründe einer Ansicht, die sich zum allgemeinen Jubel der Bewegungspartheï — die eisenbahnliche meinen wir — neulich am Fenster eines Conditors als Miniatureisenbahn verkörpert zeigte. Der Komet schildert diese verzuckerte Pille so: „Ein großer Ochse stürzte sich gegen die Locomotive entgegen und ein Bär griff hemmend in die Räder derselben. Spaßvögel wollten das Verslein darunter gelesen haben: Der Eisenbahnen Lauf, hält weder Bär noch Ochse auf.

— Ein Müßiggänger ist Sonntags Christ, Montags Grieche, Dienstags Perser, Mittwochs Assyrer, Donnerstags Egypter, Freitags Türke, Sonnabends Jude. Denn dies sind die verschiedenen Ruhetage der angeführten Völker.

— Dr. Meyl sagt: Die Cravate sei das Bild der Ehe. Man schnalle sich etwas an, was man nachher auf dem Halse habe.

— Nikolaus Becker hätte in Cöln beinahe das Unglück gehabt, bei einer poetischen Nachtfahrt den Scharwächtern in die Hände zu gerathen, und in das Gefängniß transportirt zu werden; als aber die Wächter beim Scheine einer Gaslampe den Dichter des Rheinliedes erkannten, beschworen sie denselben, ihnen den Mißgriff zu verzeihen, und ließen ihn unter dem Gesange: „Wir wollen ihn nicht haben," ruhig nach Hause wandern.

— In einem glänzenden Hotel zu Paris war unlängst große Soirée. Die Damen vereinten in ihren Toiletten Alles was Geschmack, Eleganz und Reichthum nur gewähren kann; bei manchen Anzügen schien es jedoch, als hätte der Stoff in der Höhe nicht ausreichen wollen. Diese ungebührlich weit ausgeschnittenen Kleider erregten allgemeines Aufsehen. „Haben Sie je so etwas gesehen?" fragte Jemand den anwesenden Schriftsteller Merimée. — „Nein," erwiederte er, „seit ich entwöhnt wurde, nicht!"

(Eine Fresserfamilie.) Ein berüchtigter Fresser, Joseph Kolnicker, aus Passau, war über sechs Fuß lang, ungewöhnlich stark von Muskeln. Seine Großmutter und Mutter waren beide Vielfresserinnen, letztere wurde aus Hunger rasend, in ihrer Raserei gebar sie auch diesen Joseph. Schon in seinem dritten Jahre fing er aus übermäßigem Hunger an Steine zu verschlingen, als er älter wurde, that in ihm gewöhnliche Speisen gar keine Genüge mehr, und wenn er auch noch so viel verschlang. Bei der kaiserlichen Armee wurde er seines Appetits wegen abgedankt, nachdem man ihn schon für acht Mann einquartirt hatte. Bei einer Reise nach Amsterdam schleppte er 200 Steine mit, weil dort, wie er erfahren hatte, die Kiesel rar sind. Er sagte, unter alle Speisen müßte er Steine mischen, sonst sättigten sie ihn nicht; er könnte sich aber mit bloßen Steinen auf acht Tage behelfen, alsdann aber wäre sein Appetit außerordentlich, und müßte, wie er sich ausdrückte, Gott denen gnädig sein, wo er hinkäme. Mitunter aß er auch Hutfilz, und Alles was ihm in den Weg kam, nur Stockfisch und Käse konnte er nicht vertragen. Zu Dresden aß er einmal innerhalb acht Stunden zwei Kälber, eines gebraten und eines gekocht, und trank dazu zwölf Maaß Wein, und in Braunschweig verschlang er 24 Pfund Fleisch mit 20 Bouteillen Wein in sieben Stunden. In seinem Getränke war er nicht delicat, es war ihm gleichviel ob es Wein, Wasser, Bier oder Branntwein war. Er war in seinem Leben nie krank, hatte nie über Magenschmerzen geklagt, und starb endlich zu Ilefeld 1771 an einem Schlagfluß. Als er den Abend vorher in diesen Ort hineinging, freute er sich über die appetitlichen Steine, die er hier erblickte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Noch immer ist es nicht entschieden, ob man Langshawls oder Mantillen tragen wird. Wir haben sehr schöne kleine zierliche Mantillen von Pour de Soie, von indischem Muslin, mit Stickerei, Spitzenbesatz und durchschimmerndem Taffetfutter gesehen, auch Mantillen bemerkt, die ganz aus schwarzen Spitzen bestanden und eine neue Form hatten, und es läßt sich demnach kaum erwarten, daß die Mantillen gänzlich verdrängt werden sollten. Freilich bietet man außerordentlich schöne Langshawls an. Man hat die Form derselben dadurch modificirt, daß man sie sich umschlagen läßt, mittelst zweier tiefer Einschnitte in der Achselgegend, so daß der Langshawl ganz natürlich eine Art Kragen und breite Revers auf der Brust erhält. Es fehlt diesem allerdings etwas auffallenden Schnitte keineswegs an Anmuth. Man macht solche Langshawls von Pour de Soie, füttert sie in abstechender Farbe und faßt sie mit Crepp ein. Aber auch andere Veränderungen hat man an ihnen vorgenommen; sie sind in der mannigfaltigsten Weise garnirt und gestickt, wir sahen selbst einige von nacaratfarbigem Cashemir, die in Gold gestickt waren; doch zieht man diesem Flittee die Cashemirs mit Palmen, die chinesischen Stickereien in Seide und die schweren Seidenstoffe von Lyon, oder auch die Langshawls von schwarzen Spitzen vor.

Die neuen Bänder sind sehr mannigfaltig, die Farben derselben aber sehr grell, bisweilen sogar schreiend; doch passen sie zu den neuen Taffeten, Gros de Naples, Foulards, Pekins und Camäleons, die alle Tage zum Vorschein kommen. Die Federn und die übrigen Hutverzierungen mußten demnach auch mit den Bändern in Uebereinstimmung gebracht werden. Man hat demzufolge Janusfedern, d. h. gefärbte Straußenfedern, die 2, 3, selbst 4 verschiedene Farben haben und wirklich sehr gut aussehen, wenn sie nicht zu platt auf den Hüten aufgelegt werden. Man hat ferner Zweige, Blätter und Früchte von Federn, die reizend aussehen. Auf den neuen italienischen Strohhüten haben wir sogenannte Pomonaguirlanden bemerkt, die aus Feldblumen, Beeren und Früchten aller Art bestehen. Auf Crepphüten, die mit einer Byrinthe genannten Posamentirarbeit von bisher unerreichter Feinheit verziert sind, und auf Hüten von Gros de Naples mit Ausputz von Chenille-blonde, bringt man Palmen von Phönixfedern, glasirte trauerweidenartig hängende Federn, Reiherbüsche, gebrirte Aigretten ꝛc. an.

Die Putzoberröcke stehen noch immer sehr in Gunst; sie haben meist ein ausgeschnittenes und geschnürtes Leibchen und sind mit einer feinen Byrinth-Posamentirarbeit besetzt; man sieht dergleichen von rosa, kohlgrünem, blauem, smaragdgrünem Pour de Soie. Die Oeffnung des Rockes hat meist Revers in grell abstechender Farbe. Sehr schön sah ein Ueberrock von Kaiserdamast aus, der mit weißem Schmelz gestickt war, Revers an dem Leibchen und einen offenen Rock hatte, so daß man ein Unterkleid von weißem Atlas sah. Dazu wurde ein Reisstrohhut mit einer großen hangenden Feder, die von einem Colibri ausging, und ein kostbarer Cashemirshawl getragen. Die leicht wattirten Oberröcke von Königsatlas haben weite Aermel mit sehr großen Aufschlägen, unter denen man gezogene Aermel mit Einsatzstreifen von Spitzen sieht. Das in Falten gezogene Leibchen hat einen kleinen Kragen. Auch sie besetzt man mit Posamentirarbeit und bisweilen fügt man

Digitized by Google

Knöpfe hinzu. Solche Kleider von chinesischem Taffet sehen ebenfalls sehr gut aus.

Die Frühlingskleider der Damen sind im Augenblick fast durchgehend von Seide und Cashemir, da die Jahreszeit noch zu früh ist, um die Barège und die neuen Sommerstoffe, von denen man wohl spricht, schon zu verwenden. Unter den leichten Seidenstoffen halten sich die vielfach schillernden Gamäleons, die abschattirt gestreiften, die kleinmustrigen schottischen und selbst die mit Blumenmustern gestreiften Zeuge noch immer in Gunst. So mannichfaltig der Ausputz dieser Stadtkleider ist, so gleichförmig ist dagegen ihr Schnitt. Der hohe und jetzt noch häufiger halbhohe, glatt anliegende Leib mit abgerundeter Schneppe und mit grade über der Hüfte einschneidender Taille steht unveränderlich fest. Man trägt diesen Leib ebenso oft bis oben geschlossen, als man ihn auch vom Hals bis zum Gürtel handbreit geöffnet sieht, und dies letztere ist wohl eleganter. Mit schmalen Aufschlägen die beiden Seiten der offenen Brusttheile zu versehen, die den Leib ganz wie einen Herrenrock mit Brustklappen formen, ist außerordentlich beliebt und fast allgemein gewählt, um lange ausgezeichnet zu bleiben. Auch die langen Aermel sind auf zwei Schnitte beschränkt, entweder hat man glatte anliegende Aermel, die jedoch nicht unbequem knapp sein dürfen, oder man trägt gleichmäßig halbweite Aermel, die nur bis zur Hälfte des Unterarmes reichen und daher weiße Unterärmel verlangen. Der Rock der Kleider wird trotz der Mode, ihn reich zu garniren, doch immer sehr weit geschnitten, auch die Länge derselben ist nur um die Halbschneppen verkürzt worden und das Kleid muß demnach hinten den Boden reichlich berühren und vorn auf dem Fußblatte ruhen, der Besatz der Kleider ist unendlich verschieden. Es scheint, daß der Randbesatz des Rockes, zwei Drittel von dessen Länge deckend, wieder den Seiten- oder Schürzenbesatz verdrängt, wenn nicht eine Vereinigung beider Arten in Tunikaform als das Modischste gelten soll.

Herren-Mode. Man spricht stark davon, daß man in diesem Jahre gradgeschnittene Oberröcke und Fracks à la française tragen wird, man spricht auch von einem neuen Genre von Fracks, welche zu den Longchamps-Festlichkeiten erscheinen sollen; wir wünschen, daß diese Neuerung einen vollständigen Erfolg haben und daß sie eine solche Umwälzung in unseren bisherigen Anzügen hervorbringen möge, um die bisherige Gleichförmigkeit und Gezwungenheit, welche durchaus nicht im Einklange mit unserem Geschmack und unseren Gewohnheiten ist, zu verdrängen, allein wir fürchten, daß jener neue Versuch das Schicksal von so manchen andern hat, nämlich schon in seinem Entstehen wieder zu verschwinden.

In der Anfertigung der ceremoniellen Fracks ist keine Veränderung sichtbar geworden, ausgenommen, daß die Schöße etwas schmäler, das will sagen, minder breit, besonders nach unten sind: die Kragen macht man breit überfallend, die Taille stöße gerade auf die Hüften, sie ist nach unten gebogen, die Anglaisen macht man breit, und läßt sie viel überschlagen, die Schöße füttert man mit schwarzem Atlas, die Knöpfe sind von Roßhaaren gemacht. Die Fracks steppt man in den ersten Häusern mit offenen Rändern. Einige wollten die Verbuten wieder in die Mode bringen, was ihnen jedoch nicht gelungen ist, sie sahen sich genöthigt, wieder zu den offenen Rändern zurückzukehren. Die am meisten getragenen Farben zu den ceremoniellen Fracks sind noch immer: bronze de Suede, schwarz, vert irlandais, dunkelolivenfarbig, sehr dunkelblau, hell granatfarbig und vert de cour. Die zur Gesellschafts-Toilette getragenen Gilets macht man mit geradem Kragen von weißem Piqué oder von chamois Casimir; die Pantalons macht man halb anschließend und von schwarzem Cachemir-Satin. Beim Reiten trägt man einen Frack, dessen Kragen einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall hat, die Taille ist lang, weit, und nach unten viereckig; die Schöße sind lang, reichen bis an die Kniekehlen und sind oben und unten sehr weit; die Hüften sind mit einer sehr breiten Patte verziert, und schlagen bis nach unten über. Die Aermel macht man kurz und anschließend, die Zipfel des Kragens sind eben so breit, als der obere Theil der Anglaisen; die Schöße füttert man mit farbiger Seide. Wir haben einige Reiter bemerkt, welche Knöpfe von farbigem Golde hatten, die Mehrzahl hatte sie jedoch von glattem Zeug, in der nämlichen Farbe des Fracks. Die zu den Phantasie-Fracks vorherrschendsten Farben sind etwas dunkel corinthenfarbig, vert de nuit, fumée de Londres, brun catalan, amande brûlée und vert de Indée. Die Gilets, welche man zu diesem Genre von Fracks trägt, sind über Kreuz liegend, mit breiten Anglaisen und nicht sehr hoch zugeknöpft; die Revers und der Kragen sind auf diese Weise der Art vereinigt, daß sie vollkommen einen Shawl bilden. Unter den Stoffen, welche man dazu benutzt, nennen wir die Cachemir-Stoffe, mit einfachen Carreaux und mit doppelten Carreaux Farbe auf Farbe.

Bei den Herrenmoden sind die weiten, fliegenden Röcke aller Kleider für die neue Jahreszeit festgestellt. Außerdem sind die geraden Brustschnitte mit einer Reihe Knöpfen, sowohl für Geh- und Phantasieröcke sehr allgemein angenommen. Durch diesen Schnitt müssen natürlich die Brustklappen schmäler werden und viele Schneider versuchen auch den Umschlag des Kragens im Verhältniß dazu zu mäßigen. Jedoch die Mehrzahl behält den sehr breiten Kragenumbel, was aber zu den viel schmäleren Brustklappen einen unschönen Absatz gibt, wenn der Rock offen ist. Die halbwattirten längeren oder nur mit Seide gefütterten kurzen Gehröcke sind jetzt das allgemeine Erforderniß der Jahreszeit. Auch die Westen sieht man nur mit den geraden Brusttheilen und einem ganz kleinen Stehkragen gemacht. Vorn bleiben sie sehr lang und bilden eine getheilte Schneppe durch den stets offenen untersten Knopf. Strohgelber poil de chèvre mit eiselirten Goldknöpfen ist sehr modisch, so wie alle hellen, einfarbigen Zeuge. Die Beinkleider haben ihre halbweiten Schnitte in nichts verändert, auch ist es noch unentschieden, ob einfarbige oder gemusterte Stoffe dazu für eleganter gelten. Die Mehrzahl wendet sich sicher dem Muster zu. Viele graue Hüte wird man tragen. Auch Stiefeln über dem Beinkleid sieht man wieder zu Phantasie- und Reitanzügen gewählt. Die Halsbinden haben sehr lange Enden und viel geschlungene Knoten. Zu den einfarbigen Westen zeigt man das Halstuch um desto bunter. Die Hemden legt man in sehr platte Falten und schließt sich auf der Brust mit zwei oder drei Reihen Knöpfen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Frack mit breiten Revers, der Kragen ist ohne Einschnitt. Die Schöße sind unten nicht mehr so breit. Weste im Bogenschnitt oben. Halbweite Beinkleider. No. 2. Oberrockkleid, Leibchen und vorn herab geschnürt. Chemisette mit Falten. No. 3. Hut mit Federn und Bandausputz. Langshawl.

Von den jetzt so beliebten

Soutache-Borten,

zur Besetzung auf Damenkleider, die in Bezug auf Schönheit, Dauer, Modernität und billigere Preise die bisherigen Gorls übertreffen, erhielten wir von Paris neue Zusendungen und empfehlen selbige als das Neueste und Geschmackvollste in dieser Art.

G. Ettler & Comp.
in Leipzig,

während der Messe: Auerbachshof, vom Markt herein das erste Gewölbe links.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition **Petersstrasse N² 31.**

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Wohl zu beachten.

Auf meine am Schluß vorigen Quartales ergangene Anzeige, daß das Blatt am regelmäßigsten durch die **Wohllöbl. Postämter** bezogen würde, wurden mir mehrere Aufträge von auswärtigen Abonnenten, denselben das Journal per Post zu senden, allein ich muß hier bemerken, daß die Herren in diesem Falle nicht mir, sondern **dem Wohllöbl. Postamte des eigenen Wohnortes** die betreffenden Bestellungen aufgeben müssen.

Der Redacteur.

Die Heirath aus Hunger.

Erzählung von Marc. Michel.

Die Diligence von Paris nach Lyon war eben in Chalons sur Saone angekommen, und die Reisenden bereiteten sich, in den großen Saal des Hotels zu gehen, um hier in der Eile eine Mahlzeit von sehr precärer Beschaffenheit einzunehmen; — die Kellner, die Dienstmädchen, der Wirth liefen geschäftig durch einander und um die große Speisetafel herum, die bestäubten und hungrigen Gäste, die heute der Wagen von Lafitte und Calliard hierher geführet, riefen nach Speise, und dazu schrie der unerbittliche Conducteur, mit schallender Stimme den allgemeinen Lärm überbietend, seinen gewöhnlichen Refrain: „Beeilen Sie sich meine Herren, wir bleiben nur eine halbe Stunde!"

Unter den Reisenden, deren heißhungrigen Magen dieser fortwährende Einspruch sehr ungelegen kam, befand sich auch ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und sehr angenehmem Aeußern, ein wahrer Typus eines reisenden Pariser. Eine leichte staubfarbene Mütze, welche nachlässig sein Haupt bedeckte, stimmte sehr gut zu seinen von Staub überflogenen Haaren und gab dem Ansehn des Reisenden einen Ausdruck von leichtsinniger Jovialität, wenn man nicht sagen will, von Liederlichkeit. Zur Vervollständigung dieses, durch die Umstände gebotenen Costüms, trug der junge Pariser als Ueberwurf eine Handwerkerblouse, und an den Füßen

Digitized by Google

Gamaschen, wahrscheinlich zum Schutz für seine höchst eleganten Pantalons.

Unser junger Mann war einer von den ersten, die in den großen Saal traten, und indem er die drängende Insinuation des Conducteurs wiederholte, hatte er an dem Theile des Tisches Platz genommen, welcher am besten mit Geschirr und Speisegeräthe versehen war, ohne Zweifel für vornehmere Gäste. Da hörte er auf einmal hinter sich die Frage: „Befindet sich unter den Reisenden, die von Paris kommen, nicht ein Herr Namens Bremond?"

Bei der Nennung dieses Namens drehte sich der Pariser um, und erblickte an der Schwelle der Thüre einen kleinen Groom in blauer Livree; er durchlief mit den Augen seine Reisegefährten, um zu sehen, ob die Frage an einen unter diesen gerichtet sei, und da Niemand antwortete, sagte er:

„Wie es scheint, gibt es hier keinen Bremond weiter, als mich; Groom, mein Freund, verlangst Du nach mir?"

„Wenn Sie ein Herr Bremond aus Paris sind, der diesen Abend in Chalons mit der Diligence von dort angekommen ist."

„Mit dem Wagen Lafitte und Calliard," fügte der Pariser hinzu. „In diesem Falle kann ich meine Identität nicht verleugnen. Aber was willst Du von mir, kleiner Groom? Ich erkläre Dir im Voraus, daß mir die Lage von Chalons so unbekannt ist, wie seine zwölftausend Einwohner von dem einen und dem andern Geschlecht."

„Ich weiß wohl, mein Herr," antwortete der wohl abgerichtete Lakai mit einem respectvollen Lächeln, „gerade deßhalb bin ich an den Herrn vor Ihrer Ankunft abgesendet."

„Man hat dich an mich vor meiner Ankunft abgesendet?" erwiederte Herr Bremond verwundert, „Und wer denn, wenn ich fragen darf, mein kleiner Groom?"

„Wenn der Herr sich bemühen wollen, mir zu folgen — —" sagte der Knabe. „Man hat mir den Auftrag gegeben, nur mit Ihnen allein zu reden."

„Aha!" sagte Bremond, sich erhebend. „Kein schlechter Spaß! Meine Herren," fügte er hinzu, sich gegen seine Tischgenossen wendend, „wenn einer von Ihnen der Urheber dieser geistreichen Mystifikation ist, so bitte ich im Namen meines Magens, der mehr Mitleid als je einer verdient, es zu bekennen und mich wenigstens die Viertelstunde, die mir noch bleibt, in Ruhe benutzen zu lassen."

Alle Personen, welche an der Wirthstafel saßen, erwiederten auf diese Beschwörung mit einem feierlichen Eide, daß sie durchaus keinen Antheil an dem Vorgange hätten. Bremond wollte in dieser Angelegenheit seiner Sache gewiß sein. Die Neugierde beschwichtigte seinen Magen für einige Minuten, und so verließ er den Saal, nachdem er zuvor seine Reisegefährten ersucht hatte, ihm seinen Theil von jeder Schüssel aufzubewahren. Zugleich versprach er, bald zurückzukehren, und ihnen die Lösung des Räthsels mitzutheilen.

Der Groom, welcher diese Bitte und dieses Versprechen mit angehört hatte, erlaubte sich, noch einmal zu lächeln, aber stets mit einer respektvollen Miene, und sobald er mit dem Pariser jungen Mann auf der Straße war, sagte er:

„Der Herr hat auf die Kosten der übrigen Herren lachen wollen, denn er weiß gewiß sehr wohl, daß er diesen Abend nicht in dem Hotel diniren wird."

„Ich weiß sehr wohl," versetzte Bremond, dessen Appetit bei diesen Worten wieder rege ward, daß ich keinen Schritt weiter thue; hier sind wir allein, erkläre Dich schnell und bedenke wohl, daß, wenn Du durch einen für Dich unglücklichen Zufall Dich einer ungehörigen Comission unterzogen hast, ich Chalons nicht eher verlasse, bis ich meine Rache an Dir gekühlt habe."

Der Groom verbeugte sich, auf Alles gefaßt.

„Soll ich etwa," fuhr der Pariser fort, „heute ganz auf mein Mittagsbrod verzichten, und meinen Platz im Coupé einbüßen?"

„Ich sehe wohl," antwortete der Groom mit seinem unverwüstlichen Lächeln, daß der Herr scherzen. Der Herr rechnet gewiß nicht darauf, diesen Abend von Chalons abzureisen, und ich meine, er wird das schlechte Diner an der Wirthstafel nicht bedauern, wenn ihn ein prachtvolles Mahl zu Hause erwartet."

Diese letztere Redensart, obgleich ihm eben so wenig begreiflich, als die übrigen Reden des kleinen Groom, besänftigten einigermaßen die Aufregung des Pariser. Er versetzte daher mit großer Milde:

„Man erwartet mich also zum Diner bei Deinem Herrn?"

„Der Herr will sagen, bei meiner Herrin," entgegnete der Abgesandte.

„Eine Frau, ein gutes Diner, ein Geheimniß? Doch bei alledem," dachte Bremond, indem er sich abstäubte, „ist dies nichts Besonderes, und die Geschichte nimmt eine menschliche Wendung. Noch einmal," fügte er hinzu, sich gegen den Groom wendend, „bist Du gewiß, daß ich es bin, dem Deine Herrin diese höfliche Einladung zugesendet, ich Anatole Bremond von Pa-

Digitized by Google

tis, Landschaftsmaler, rue Saint-Georges, No. 7. Wie?"

„Ja, mein Herr, ja," sagte der Lakai; „übrigens ist hier noch ein Brief von Madame, der meinen Auftrag bestätigen wird."

Mit Lebhaftigkeit nahm Bremond ein kleines Billet, das ihm der Groom überreichte. Die Aufschrift trug in der That den Namen Bremonds, aber die Handschrift war ihm völlig unbekannt. Er löste das Siegel, ungeduldig den Namen der Schreiberin zu erfahren. Doch um das Geheimniß noch geheimnißvoller zu machen, war das Billet anonym, und bestand nur aus folgenden Worten:

„Herr Bremond wird mit der größten Ungeduld erwartet; er wird inständig gebeten, ohne Verzug der Person zu folgen, die ihm dieses Billet zustellen wird. Man rechnet auf Eile und auf seine Discretion."

(Fortsetzung folgt.)

Das theatralische Reich

in geographisch-artistisch- und staatsbürgerlicher Hinsicht.

Humoreske

von

Theodor Drobisch.*)

Das theatralische Reich, das eine republikanische Verfassung hat, grenzt in geographischer Hinsicht an den Himmel und an die Hölle, ist von bedeutendem Umfang und nimmt von Jahr zu Jahr an Größe zu. Ueber seinen Bestand, seine Insassen, so wie über das ganze Treiben in demselben giebt diese Zeitung (nämlich die Koffka'sche), eine Chronik und ein Almanach Bericht, dessen Herausgeber ich verschweige, denn man darf den Wolf nicht beim Namen nennen. In diesem Reiche, das vielen Revolutionen und innern Kriegen unterworfen ist und von Außen öfters noch von wilden Horden aus dem Stamme der Recensenten angefochten wird, gibt es nach obigem jährlich erscheinenden Almanach:

Zehn Kaiser, einen Papst, drei Könige, einen Herzog, fünf Fürsten und einen Graf.

Es ist ein glückliches Land, denn es hat nur einen Hofknecht und einen Rath, weshalb freilich manchmal guter Rath theuer ist. Ob in diesem Lande immer das Verdienst Anerkennung findet, ist zu bezweifeln, denn es hat nur einen Ritter. Auch ein Herold ist da, was er im Schilde führt, weiß man nicht.

Die Universität bildet vier Bursche. Ob die philosophische Facultät florirt oder später Epoche machen wird, ist eine Frage an das Schicksal, denn bis jetzt sind nur zwei Denker angegeben.

Besser gediehen ist die Juristenfacultät, was die vielen Ehekrakele und sonstigen Streitigkeiten mit sich gebracht, die fortwährend Statt haben, was daraus zu ersehen, daß sich im ganzen Reiche nur Fünf finden, die sich Freund nennen. Doch wir wollen fünf gerade sein lassen und die Gerechtigkeit betrachten. Da schalten und walten sechszehn Richter, dreizehn Schulzen (der Rath der Dreizehn), ein Vogt und zwei Schreiber. Letzterer würde kaum fertig werden, wenn es nicht Viele gäbe, die so gütig sind, ihre Recensionen selbst zu schreiben.

Die theologische Facultät bestand früher nur aus einem Abt, doch pochend auf den alten Satz: tres faciunt collegium, sind dies Jahr noch zwei hinzugekommen. Im Fall, daß des Padstes Schlüssel zur alleinseligmachenden Kirche nicht in die Thür passen sollte, welche zum Tempel der Kunst führt, sind vier Dietriche vorhanden. Uebrigens gibt es nur einen Kirchner und einen Glöckner, weshalb man oft im Reiche nicht weiß, wie viel es geschlagen hat.

Die medicinische Facultät vertritt hier, wo so Viele mit Blindheit geschlagen, wo so viele taube Ohren und alte Schäden sichtbar, nur ein Bader. Doch es gibt ja so manchen Quacksalber in der Kunst, und so finden sich unzählige Gesellen, die Pillen austheilen, schröpfen und mit dem großen Messer über den Löffel barbiren.

Was Musik und bildende Kunst anbelangt, so erblickt man drei Sänger, vier Baumeister und einen Maler, was eigentlich zu den vielen Pinseln in gar keinem Verhältniß steht.

Obgleich in vielen Stücken von Handlung die Rede und sonst derb gekramt wird, so gewahrt man doch nur zwei Kaufmänner und zehn Kramer. Leichte Waare und rohe Produkte sind Hauptartikel. Nebenbei wird viel Schleichhandel mit Manuscripten getrieben. Die Mauth bilden vier Zöllner, welche Klage führen, daß Hunderte nicht auf der geraden Kunststraße fortwandeln, sondern Seitenwege einschlagen.

Was die Miliz anbelangt, so steht sie auf schlech-

*) Vorstehende wahrhaft witzige Humoreske, gebildet aus dem Namensverzeichniß deutscher Schauspieler, entlehnen wir aus Koffka's „Deutscher Theaterzeitung" ein Archiv für das Gesammtinteresse der deutschen Bühne und ihrer Mitglieder. Diese Zeitung, worauf wir die Lesewelt aufmerksam machen, findet in ganz Deutschland lebhaften Anklang, was die große Anzahl der Abonnenten beweist, die sich selbige in dem Zeitraum von einem Vierteljahre erworben.

Digitized by Google

tem Fuße, denn das große Reich zählt trotz seiner Menge von Potentaten in der Heeresmacht nur:

Einen Cornet, funfzehn Schützen, drei Jäger, einen Reiter und sieben Pfeifer. Rechnet man jedoch die Ausgepfiffenen hinzu, so rückt eine Armee in's Feld, die es mit den Türken aufnimmt.

Den Nährstand bilden eilf Bauern, und da es noch einen Hofbauer gibt, so ist selbiger wahrscheinlich Landtagsdeputirter.

Ein altes Sprüchwort sagt: Handwerk hat einen güldenen Boden, deshalb erblickt man im theatralischen Reiche eine große Menge Handwerker. So nennt der Almanach achtzehn Schneider. — Die Aufschneider sind nicht zu zählen.

Wirft man einen Blick auf den Schmidt, so zählt er neununddreißig und der Wagner siebzehn Vertreter. Ungeachtet dieser Concurrenz haben sie stets zu thun, denn am Thespiskarren gibt es fortwährend etwas zu flicken, vorzüglich an Orten, wo ein Comité besteht, denn da wollen immer Fünf rechts und Sieben links fahren.

Obgleich nur ein Kahn und ein Netz vorhanden und nebenbei viele faule Fische mit unterlaufen, so zählt man doch einunddreißig Fischer. — Wie viel im Trüben fischen, ist nicht zu ergründen.

Jetzt wollen wir aber die Müller auf's Korn nehmen, da stehen vierundfunfzig in Reih und Glied, wie die Pappeln auf der Chaussee von Halle nach Magdeburg. Vierundfunfzig! Ein Beweis, daß es im Lande wässerige Gegenden und bedeutend viel Wind geben muß.

Dagegen ist die Zahl der Bäcker so gering, daß oft Hunderte brodlos sind. An Hefe ist kein Mangel und dies mag die Ursache sein, daß Viele Schliff gebacken.

Wunder nimmt es, nur einen Kürschner zu finden, da es doch eine Menge Individuen gibt, bei denen es an der Zeit, daß ihnen der Pelz gewaschen werde.

Trotz der eilf Weber wird doch selten ein guter Faden gesponnen.

Am auffälligsten ist aber, daß sich im ganzen Reiche, welches zehn Keller, vier Seidel und ein halbes Dutzend Pichler hat, nur ein Brauer befindet, was aber Jedem faßlich sein wird, wenn man bedenkt, daß an Vielen Hopfen und Malz verloren ist.

Sodann existiren im Lande, wo allerdings viel gekohlt wird, sieben Köhler, und man kann also leicht angeräuchert werden.

Erstaunlich klein ist die Anzahl der Schuster, was um so mehr Bewunderung erregt, da doch durchaus an Schaafleder und Pech kein Mangel ist. Aus diesem Grunde geschieht es denn oft, daß Manchen der Schuh drückt und Fälle vorkommen, wo Einer den Andern versohlt.

Wenn hier und da Manches vor die Augen kommt, was so zu sagen wie mit dem Beile zugehauen ist, so sehe man dies auf Rechnung der sieben Zimmermänner. Sollte dies Siebengestirn einmal das Maaß ansetzen, um all' die Verhältnisse und Winkelzüge zu prüfen, so würde mancher Spähne machen und sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen.

Sodann zählt das Land nur einen Fleischer und einen Gerber. Der Fleischer, der überdies schon größeres Gewicht hat, soll Geschäfte machen, da an vielen Orten das Kalb ausgetrieben wird und immer Einer den Andern bekämmert. Minder zufrieden ist der Gerber. Obgleich er manche alte gute Haut findet, so soll er doch öfters auf harte Felle stoßen. Nebenbei führer Klage, daß Mehre in sein Handwerk pfuschen, indem sie Andern, die überdies Haare gelassen, auch noch das Fell über die Ohren ziehn.

Außerdem sind noch zehn Köche, fünf Maurer, zwei Meier und ein Schleifer vorhanden. Dem Schleifer fehlt es nie an Arbeit, da es hier und da manche Scharte auszuwetzen gibt und sich sonst noch so manches Ungeschliffene vorfindet.

Eingewandert in das Land sind vier Sachsen, ein Römer, ein Böhme, ein Ungar, ein Nürnberger und ein Mohr. Das Colorit des Letztern findet solchen Beifall, daß fast durchgängig Einer den Andern anschwärzt.

Trotz dem schlüpfrigen Boden und den großen Flachheiten, die das Land hat, bemerkt man doch auch mehre Berge, als der Carlsberg, der Spielberg, der Greenberg, der Güldenberg, der Löwenberg und der Herzberg. Letzterer ist vorzüglich wegen seiner Durchgänge bekannt.

Unter den Wäldern nennt man den Eichenwald, den Buchwald, den Steigerwald und den Rheinwald.

Was die Bäume anbelangt, so gedeiht der Grünbaum, der Weidenbaum, der Eichbaum und der Birnbaum.

Ströme und Flüsse gibt es nicht, aber eine Menge Bäche. Wir nennen nur den Saalbach, den Seebach, den Wallbach und den Limbach.

Obst ist rar, man findet nur den Holzapfel.

Digitized by Google

Dennoch ist der eine Gärtner auf einen grünen Zweig gekommen, da er bemerkt, daß sich unter dem vielen Unkraut manch schönes Früchtchen und manche rare Pflanze versteckt.

Im Mineralreich erblickt man blos Kupfer. — Daher die vielen Theekessel.

Im Thierreich gewahrt man Löwen, Wölfe, Widder, einen Zobel, den Lux, den Fuchs und den Bock. Auch einen Adler, und unter den Singvögeln einen Stieglitz, einen Finken und einen Sperling. Wie viele Nesthäckchen und Gelbschnäbel ist nicht angegeben.

Sonderbar genug findet sich nur eine Henne vor, aber desto mehr Vergnügen scheint man am Hahn zu finden. Dieser existirt in zehn Exemplaren.

Was das Geld anbelangt, so ist öfters im Handel und Wandel großer Mangel. Obgleich viele der Gläubiger auf Cassen-Anweisungen dringen, so coursiren doch nur ein Kreuzer, ein Schilling und drei Heller.

Im ganzen Reiche ist mehr Nacht als Tag. Glänzende Sterne sind wenig. Taucht ja einmal einer auf, so sucht man ihn zu verdunkeln. Aus diesem Grunde müssen sämmtliche Insassen Jahr aus Jahr ein bei der Lampe arbeiten.

Der Gesundheitszustand ist im Ganzen gut zu nennen, nur kommen häufig Heiserkeiten, Durchfall, Schwindel, Beklemmungen und Wechselfieber vor, was zur Folge hat, daß sich viele Contracte auflösen.

Eine Ehestandsgeschichte.

Dem Monde ging's so übel nicht
Auf seinem Nachtwachtposten,
Thät nicht sein Weib, sein Lebenslicht,
Frau Sonne so viel kosten.
Die aber fährt schon Morgen's aus
Auf einem gold'nen Wagen
Und kehrt auch Nachts noch nicht nach Haus —
Der Mond ist zu beklagen!

Erträglich hat der Mond sein Brod,
Denn wieviel Liebesleuten
Und späten Gästen Licht er bot
Nach Haus sie zu geleiten!
Doch wenn mit Perlenthau sich schmückt
Die Frau zur Morgenstunde
Und prunkend alle Welt entzückt —
Da geht der Mann zu Grunde!

So schleicht er durch die Gassen kahl,
Nur halb bedeckt die Blöße,
Hat kaum, so abgehärmt und schmal,
Ein Viertel seiner Größe.
Zu Zeiten — wird's ihm gar zu bunt —
Verzecht er die Gedanken,
Dann seht ihr ihn zu später Stund'
Als Vollmond droben wanken.

Der Morgenstern nun denkt bei sich —
Der Erstling dieser Ehe —:
„An's Mutterherz will reden ich,
Sobald ich nur sie sehe."
Doch harrt er längst auch in der Früh,
Nicht kann er sie erreichen,
Denn kaum im Osten nahet sie,
Da muß er selbst erbleichen.

Der Mond, der faßt sich wie er kann,
Und sammelt seine Kleinen,
Die Sternlein all' zu sich heran,
Um auf die Welt zu scheinen.
Daß er sich dann in stillem Weh
Zur Liebsten sehnt, voll Bangen,
Begreift wohl, welcher einsam je
Durch's Mondenlicht gegangen.

Jüngst aber hört' ich: manchmal naht
Sich doch auf flücht'gen Sohlen
Frau Sonn' dem Mond und dieser hat
Sich auch zu ihr gestohlen.
Dann hat die Welt, des Lichts gewohnt,
Im Dunkeln sitzen müssen
Und der Kalender sprach von Mond-
Und Sonnenfinsternissen.

C. von Lengerke.

Miscellen und Anecdoten.

(Ein neues Mittel, Executoren zu entkommen,) hat neulich ein junger mit Mannichfaltigkeit reichlich versehener Mann in Anwendung gebracht. Er wurde nämlich in der Nähe von Lyon von zwei Haltefesten nach vielen Bemühungen arretirt. Sie setzten sich mit ihm auf den Dampfwagen, der nach Lyon geht. Der Schuldner schlug vor, oben auf dem Wagen Plätze zu nehmen, da er die freie Luft, die er bald werde entbehren müssen, noch so lange als möglich genießen wolle. Die Huissiers waren damit einverstanden, setzten sich oben auf den Verdeckplätzen an seine Seite und mit Schnelle ging es vorwärts. Wo die Bahn aber dicht an der Rhone entlang geht, dachte der Gefangene an den Spruch Tells: „Der See kann sich, der Landvoigt nicht erbarmen," und sprang plötzlich in den Fluß. Die erstaunten Diener der Gerechtigkeit, die mit offenem Munde das Unerhörte wahrnahmen, hatten kaum das Nachsehen, denn der Zug ging mit reißender Schnelligkeit wei-

Digitized by Google

ter, und der kühne Schwimmer erreichte glücklich das Ufer und lachte innerlich die Häscher aus.

(Sonderbare Rechnungsaufgaben.) Ein Einwohner von New-York hat sich nicht verdrießen lassen, drei Jahre hindurch täglich acht bis neun Stunden anzuwenden, um genau zu erfahren, wie viel Verse, Worte und Buchstaben sich in der Bibel befinden. Er hat denn gefunden, daß sie 31,173 Verse, 773,692 Wörter und 3 Millionen 566,480 Buchstaben enthalte. Der Name Jehova kommt in der Bibel 6855 und das Wort „Und" 46,227 Mal vor. Das mittelste Capitel in der Bibel ist nach der Berechnung eben dieses Mannes der 117. Psalm, und der mittelste Vers in der Bibel der 8. Vers des 101. Psalms.

— In Paris soll es nicht weniger als 40,000 wilde Ehen geben. Uebrigens sind die anderen alle darum auch nicht zahm!

— Die Bautzener Honoratioren und die in der Umgegend wohnenden Gutsbesitzer haben 800 Thaler aufgebracht, ... um sie den verhungernden Webern im Gebirge zu senden? o, nein, um sie dem Hofrath Dr. Liszt zu geben, wenn er sich herablassen will, auch in Bautzen einmal Clavier zu schlagen. Es ist ein Comité erwählt und eine Deputation nach Dresden gesendet worden, um Liszt die Bitte der Bautzener zu Füßen zu legen. Man weiß noch nicht, ob die Deputation vorgelassen und ihr Gesuch angenommen worden ist.

— Ein Pfarrer redete seinen Patronatsherrn im Beichtstuhle mit den Worten an: „Hochwohlgeborner Sünder!"

— In Jena hält ein Professor Grabau den Damen Vorlesungen über Schädellehre. Da lernen sie nämlich durch Befühlen männlicher Köpfe sogleich unterscheiden, weß Geistes Kinder sie vor sich haben; ob sie von Flachköpfen umflattert werden, oder von leichtsinnigen, von stolzen oder von bescheidenen ꝛc. Jedenfalls eine schöne Wissenschaft; nur werden sich manche der Herren aus Vorsicht nicht befühlen lassen wollen. Wer wünscht denn auch seine Talente gleich so entdeckt zu sehen.

— Auf einem Glasgemälde der Waisenkirche in Soest befindet sich eine Darstellung des letzten Ostermahls Christi. Auf dem Tische aber steht nicht das gewöhnliche Opferlamm, sondern — ein Schinken.

Familien-Aehnlichkeit.

Zwar sind, was sonst nicht ganz gewöhnlich,
Ungleich wie Tag und Nacht, die Jungen unter sich; —
Doch sieht — Helene tröste Dich! —
Ein jeder seinem Vater ähnlich.

— Ein merkwürdig frecher Diebstahl in der Stadt Zossen, bei Breslau, erregt viel Aufmerksamkeit. Vor einigen Tagen erschienen dort fünf Herren, welche dem Rendanten der dortigen Krankencasse einen Ministerialbefehl vorzeigten, der ihnen befiehlt, eine Cassenrevision vorzunehmen und sie als Gerichtsräthe aus Potsdam legitimirte. Die Casse wird untersucht und ein Defect entdeckt, der freilich nur eine geringe Kleinigkeit beträgt, welche aus Versehen entstanden ist; aber die Herren bestehen darauf, die Casse mit nach Potsdam zu nehmen; der bestürzte Rendant verliert die Fassung, er läßt es geschehen; allein Casse und Visitatoren sing spurlos verschwunden.

— Die Glasgewebe, an Eleganz und namentlich an Glanz jedes andere Gewebe übertreffend, werden in Frankreich immer mehr vervollkommnet, und immer mannigfaltiger verwendet, in neuerer Zeit namentlich zu Luxusmöbeln und zu Meßgewändern. Dabei sind zugleich mit der Vervollkommnung der Arbeit auch die Preise billiger geworden, so daß jetzt ein vollständiges Meßgewand von der prachtvollsten Art nicht mehr als 75 Francs kostet.

(Eine große Schuld der Astronomen.) Bei dem köstlichen Tokaier war eine muntere Gesellschaft versammelt. Indem Einer das Glas mit dem köstlichen Rebensafte hoch empor hob, um den Inhalt dann mit Entzücken hinuntergleiten zu lassen, sagte er: „Es ist doch himmelschreiend, wie ungerecht bisher die Astronomen gewesen sind. Bei dem Saft der Trauben, weshalb ist dem Bacchus noch kein Stern gewidmet worden? Da ist der Saturn, ein Tyrann und ein Kinderfresser, der mußte seinen eignen Ring bekommen und glänzend am Himmel aufgehangen werden. Mars, ein Raufbold und neunmal unter zehnen nur wenig besser, als ein Wegelagerer, auch er blitzt vom Himmel auf die Erde herab, und macht durch seinen verderblichen Einfluß Narren und Schurken, Tyrannen und Schlachtopfer und führt unzähliges Blutvergießen herbei; ja er, der Rekrutenmeister des Himmels, blickt uns mit seinem bluthrothen Angesichte frech an. Sogar Merkur, der Diebesmeister, der Veranlasser so vieler Spitzbübereien, funkelt am nächtlichen Himmel. Nur Bacchus, der größte Freudenspender des Menschengeschlechtes, entbehrt eines ihm gewidmeten Gestirnes. Doch, das muß anders werden." — „Ja, das muß anders werden," riefen die übrigen Trinker, und einstimmig beschlossen sie, an sämmtliche Astronomen die Aufforderung zu erlassen, auf Entdeckung eines neuen Gestirns auszugehen und dieses dem fröhlichen Traubengotte zu widmen.

(Die junge Marquesanerin.) Von den Marquesas-Inseln ist eine junge Wilde mit der Lastkorvette „Invincible" nach Frankreich gekommen. Das Costüm der 18jährigen braunen Schönheit, die gar nicht übel ist und Mashatesashe heißt, besteht im Ueberfluß an Mangel von jedem Costüm, wenn man ein paar Korallenschnüre, die sie um Hals und Arme trägt, nicht für Kleidungsstücke gelten lassen will. Als das Schiff sich unsern höhern Breitegarden näherte, begann die reizende Marquesanerin doch einigermaßen zu frieren, und nahm daher dankbar einen alten Mackintosh an, welchen ihr der Schiffslieutenant verehrte. Von den Knieen an aber geht sie noch immer bloß, denn nichts konnte sie bewegen, sich eines Paars Sommerpantalons zu bedienen, welche ihr der Capitain bereitwillig anbot. — Dadurch unterscheidet sie sich von unsern Emancipationsdamen, die vor allen Dingen in die Hosen kommen wollen. Auch ist sie gutmüthig, sehr gesprächig, decent und singt ihre Volkslieder mit großer Bravour, aber schrecklich anzuhören. In Paris wird sie großes Glück machen, man wird sie der königl. Familie vorstellen und wahrscheinlich auf einem Theater auftreten lassen. Wahrscheinlich findet sie auch einen Mann. — Der Schiffs-Geistliche bereitet sie, obgleich sie erst ein paar Worte französisch versteht, schon mit Erfolg zum Christenthume vor. Ihr ist also geholfen!

Digitized by Google

(Curiosum.) In Belgien kommen jetzt nun auch die Buchhändler bei der Trauung in Verlegenheit; mehrere katholische Geistliche fordern nämlich von ihnen das feierliche Versprechen, keinen Roman mehr verlegen zu wollen. Gegen den Nachdruck in Belgien, diesen offenbaren Diebstahl, hat aber noch kein Geistlicher ein ähnliches Versprechen gefordert.

— „Wie groß ist wohl der Mond?" fragte kürzlich Jemand einen Juden. „Eine Elle," antwortete dieser, denn er hat vier Viertel."

(Was lieben die Frauen am meisten?) „Eher läßt der Diamant das Strahlen und Funkeln, eher der Löwe sein Morgen- und Abendgebrüll als ein schönes Weib das Herrschen im Hause;" welche Bemerkung sich in einigen Versen so geben ließe:

In einem Männerzirkel warf man die Frage auf,
„Was liebt die Frau am höchsten in ihrem Lebenslauf?"
Der Eine sagt, das Putzen; der And're meint, den Mann;
Der Dritte glaubt, das Tanzen, der Viert', die Kaffeekann;
Der Fünfte, gar das Schielen; der Sechst', das Raisonniren;
Doch wollte keine Meinung zu einem Einklang führen.
Ein alter Mann, der dies Alles mit anhörte,
Mit einem schlauen Lächeln sich zu den Streitern kehrte:
„Was Jeder hier behauptet," so sprach er, „meine Herr'n,
Das liebt wohl jedes Weib und thut's von Herzen gern;
Doch was ihm höher gilt als selbst das Raisonniren,
Es ist, der Frauen hatt' ich viee, es ist das Commandiren,"
Und jeder sprach betroffen;
„Der hat's getroffen."

(Ernst eines Maskenscherzes.) Aus Kaschau schreibt man: Bei der letzten Maskenredoute traten zwei Frauen im Maskenanzuge in den Saal. Eine von ihnen machte sich durch einen großen Korb bemerklich, der dem Anscheine nach mit Blumen vollgefüllt war. Die Andere, die keine Last am Arme hatte, gab sich unverweilt dem Tanze hin. Bald jedoch schien die Tanzlust auch die Trägerin des Korbes anzuwandeln, und diese ersucht daher einen der anwesenden Herren, ihr den Korb, während sie tanze, hüten zu wollen. Die Dame hatte sich kaum vom Korbe entfernt, so verlor sie sich auch schon unter den Tanzenden und war sammt Begleiterin bald nicht mehr zu sehen. Der so auf unverhoffte Art zum Korbe gekommene Herr war in nicht geringer Verlegenheit, was er mit dem anvertrauten Gute anfangen solle, als plötzlich aus dem Innern desselben die Stimme eines erwachenden Kindes die Umstehenden aufmerksam macht. Eiligst entfernte man nun die Blumen, mit welchen es maskirt war, und fand in der That darunter ein neugebornes Kind mit einem Zettel, worauf stand: „das Kind ist in des Vaters Händen; es ist 4 Tage alt und ungetauft." — Der Maskle, die Niemand kannte, konnte man nicht habhaft werden.

— Bosco, der am 7. März seine Vorstellungen im Jagorschen Saale in Berlin eröffnete, machte bald darauf einem dortigen Literaten seine Aufwartung und fand einen schlichten Mann bei diesem, der sich beim Eintreten des Magiers bescheidentlich in den Hintergrund zurückzog. Der Literat war sehr übler Laune. „Warum so verstimmt?" fragte Bosco; „ein so reicher Mann, der alle Taschen voll Gold hat, und so verstimmt!" Der Literat wußte nicht, ob er über den Scherz lachen oder ihn übel aufnehmen sollte. „So greifen Sie doch in die Taschen!" fuhr Bosco fort. Der Literat griff in die weiten Taschen seines Hausrockes und holte eine Hand voll Goldstücke nach der andern daraus hervor. Dies sehen, auf das Geld losstürzen und mit beiden Händen danach greifen, war ein Moment für den schlichten Mann im Hintergrunde. „So haben Sie doch Geld!" rief er aus, „und können mich befriedigen." — Der schlichte Mann war — Executor. Man hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es nur ein Kunststück sei, womit Bosco sich empfehlen wolle, und also das Geld nur in fremde Taschen hineinzaubere, um es wieder hervorzuholen. Der getäuschte Executor zog ärgerlich ab und brummte die Worte in den Bart: „Verdammtes Gaukelspiel der Hölle!"

Bosco ließ sich nur 60 Silbergroschen, oder, weil dies zu schwer auszusprechen ist, 2 Thaler für das Billet zahlen, ein Preis, der einige Berliner zu der naiven Bemerkung, die übrigens in der Berlinischen Zeitung gedruckt steht, veranlaßt hat, daß Herr Bosco der größte Magier sein müsse, wenn es ihm gelingt, bei einem solchen Eintrittspreise sich Zuschauer herbei zu zaubern.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Vorliebe des Winters für doppelte Röcke und für den Tunikaschnitt wird sich sicher an den leichten Sommerkleidern wieder geltend machen und spricht sich schon in der häufigen Wahl der fliegenden Peignoirs aus. Der Peignoir ist eigentlich der Morgenrock des Sommers, doch ist er so beliebt, daß man ihn auch auf der Straße zeigt. Für das Haus ist er am elegantesten von weißem Waschzeug, ringsum und vorn herauf mit weißen Spitzen garnirt und mit französischer Weißstickerei bereichert. Mit buntem Seidenstoff füttert man ihn und läßt den Rock offen fliegen, was dann ein Falbel-Unterkleid nöthig macht, oder man schließt den Rock vorn mit zum Futter paßlichen Banknoten.

Einfarbige Barèges wird man viel tragen, auch zu Kleidern. Zu diesen Kleidern passen mehrere Falbeln am besten und diese Falbeln müssen dann in der Grundfarbe des Kleides oder mit einer nicht zu sehr abstechenden bunten Farbe, mit Seide ausgebogt und gestickt sein. Die Rüchen von Zeug oder von Band sind sehr viel verwendet. Aller Banddesatz, man mag ihn nun brechen, wie man will, wird in der Mitte des Bandes garnirt, also entschieden anders als à la vieille. Auch die Falbeln der seidenen Kleider bogt oder zackt man oft mit bunter Seide aus. Man nimmt dann vorn das Zeug schief zu den Falbeln und setzt Bogen oder Zacken zum Muster paßlich ein, z. B. ist das Zeug groß gegittert, stickt man die Bogen so, daß sie gerade immer ein Gitter umspannen, ist das Zeug gestreift, muß die Zacke einen Streifen endigen.

Von der größten Wichtigkeit sind bei den vielen offenen Kleidern die Chemisetten und Kragen. Alle Chemisetten gehen sehr hoch an den Hals, und selbst zu den ausgeschnittenen Sommerkleidern verspricht man diesen Schnitt beizubehalten. Diese Chemisetten sind ganz aus Spitzeneinsatz und gestickten Bändchen oder Falten zusammengesetzt. Die Stickerei und Spitzen sind ebenso oft von der Taille aus gerade aufsteigend, als man sie auch vorn auf der Brust fächerartig anordnet. Die Kragen an diesen Chemisetten sind sehr klein und schmal, so daß sie fast wie ein breiter Bund aussehen, daher gibt man ihnen gern ein buntes Band zur Unterlage. Man stickt diese Kragen sehr reich, und zwar muß die angesetzte Spitze gleich den Einsatz

Digitized by Google

in der Stickerei bilden. Statt der Kragen haben die Chemisetten auch oft Spitzenkrausen um den Hals oder eine gezogene Puffe, durch die ein buntes Band läuft. Andere schließt am Hals ein Bändchen, an das zwei oder drei Reihen schmaler, in die Höhe stehender Spitzen garniet sind. Diese Chemisetten sind entweder unbemerkbar auf dem Rücken zugemacht, oder man schließt sie vorn mit hübschen und reichen Knöpfen. Auch hat man eine Art hoher Chemisetten, die aus zwei Stücken gemacht werden und die ringsum zu sind. Ueber die Cannezous und Kragen über die Kleider zu tragen, läßt sich noch nicht viel Neues sagen. Einige neue Pelerinen sah man in Halstuchform hinten mit rundem Zipfel, vorn ziemlich spitz in die Taille laufend und da ringsum die Taille sich in einer Art Spitzenschöße fortsetzend. Die Pelerine war von Battist-Linon, durchaus gestickt und sowohl um den Halsausschnitt, so wie ringsum mit 4 Zoll breiten, gekrausten Spitzen besetzt. Die neuen Canezous wird man im Schnitt der Chemisetten arrangiren. Eine Art sehr kleiner Kragen, die kaum den Ausschnitt der Kleider decken, die aber sehr reich von Spitzen und Stickerei zusammengestellt sind, nennt man sehr neumodisch.

In Longchamps waren die Hüte meist Reisstrohhüte, wie kleine Zughüte geschnitten und mit schottischem Taffet gefüttert, so daß dieses Futter zu den Bändern paßte, mit denen sie, nebst Blumen, ausgeputzt waren. Die Crepphüte waren mit leichten duftigen Marabouts in der Farbe des Crepps und mit reichen Spitzen garnirt.

Die Form der Kleider ist außerordentlich verschieden; als vortreffliche Modelle können wir folgende empfehlen: Ein Kleid von Taffet mit dreifachem Widerscheine hatte ein glattes Leibchen, Aermel, die bis an den Ellbogen eng waren, am Vorderarme sich in griechische endigten und unter dem Arme offen waren. Natürlich sah man in dieser Oeffnung und vorn an der Hand einen leichten Unterärmel von Tarlatan oder leichten Muslin. Ein hübsches Negligékleid hatte ein Faltenleibchen und enge Aermel und sollte zu einem der hübschen Cannezous mit kurzen Aermeln getragen werden. Der Rock der Kleider, der noch immer sehr weit und ziemlich lang ist, hat entweder einen sehr breiten Volant, oder zwei, oder selbst drei von mittlerer Größe übereinander. Diese Kleider sind meist von Barège, von Valenzine oder indischem Foulard. Ein Kleid von glasirtem Taffet hatte ein gesteiftes Leibchen und als Revers eine Pelerinenberthe, die vorn zusammenging und eine Chemisette sehen ließ; die Aermel waren eng; auf dem Rocke befanden sich drei Volants, auf denen Byrinth-Röschen aufgenäht waren. Ein Ueberrock von Taffet war offen und da mit weißen Spitzen vom Leibchen an bis hinunter an den Saum besetzt. Das Leibchen war hoch, im Rücken glatt, vorn etwas gesteift; die Aermel waren halbweit, ohne Aufschläge und unter ihnen sah man weiße Unterärmel mit Molière-Manschetten, d. h. mit Manschetten, um die ein Band gelegt ist, welches unten eine Rosette bildet, während die Spitzen auf die Hand fallen.

Die Langshawls scheinen entschieden den Vorzug vor den Mantillen errungen zu haben, seit man ihnen breite Revers gegeben hat. Unter den neuen Zeugen macht die Polka Aufsehen. Die Foulards, die Geos de Naples und fast alle andern Stoffe sind gestreift, carrirt oder haben die unerwartetsten Widerscheine.

Die Witterung ist so schön, daß wir im Juni zu sein glauben; man sieht deshalb auch auf den Promenaden schon weiße Kleider, Spitzenmantillen, viele Barèges und viele Cannezous, viele Taffete und Langshawls von demselben Stoffe, die mit Fransen oder Posamentirarbeit besetzt sind; mehr Zughüte als Hüte, mehr Bänder als Blumen ꝛc. Die einfachen italienischen Strohhüte sind bis jetzt noch selten; häufiger sieht man durchbrochene Strohhüte, die mit durchsichtigem Tülle überzogen sind und das Futter durchschimmern lassen.

Die meisten Kleider und die Kleider von Barège haben nur zwei Volants, die durch einen Spitzeneinsatzstreifen auf einem weißen Kleide und duech eine Verzierung von Posamentirarbeit auf einem Barègekleide getrennt sind. Die Hauptneuigkeit des Augenblicks ist die Oeffnung der Leibchen, die ganz so aussehen wie die Herrenwesten, welche nur mit zwei Knöpfen zugemacht sind. In dieser Längenöffnung, über welcher sich Schnuren kreuzen, bemerkt man eine gefältelte Chemisette, die ganz wie ein Herrenhemd aussieht, und um den umgeschlagenen Kragen dieser Chemisette wird ein Chashemirtüchelchen geknüpft. Zu solchen Kleidern müssen duechaus enge Aermel getragen werden. In den Farben herrschten in Longchamps das Lila und Rosa vor, aber ein ganz neues und eigenthümliches Rosa. In den kleinen Soiréen trägt man noch häufig und gern Kleider von schwarzem Moire, mit Schmelz ausgeputzt. Unter den Kleidstoffen, die man in Longchamps sah, beherrschten unbestritten die glasirten Zeuge, die Camäleons vor; dieses Changiren der Farben bemerkte man an allen Stoffen, selbst an der Wolle, an dem Cashemir. Ueberdies waren fast alle Steffe gesteift, wenn nicht carrirt. Die Taschentücher werden immer kostbarer; die neuesten heißen à la Reine. Die meisten haben gestickte Namenszüge.

Herren-Mode. Die Witterung hat dieses Jahr das Modenfest zu Longchamps sehr begünstigt, und man konnte die neuen Anzüge in großer Anzahl mustern. Zweeds zeigten sich nicht, denn sie sind keine Toilettenartikel mehr; dagegen erschienen einige spanische Mäntel von Seide, mit großen venetianischen Aermeln. Sie waren über und über mit kleinen Schnürchen besetzt und mit grell abstechender Seide gefüttert. Die Röcke bildeten natürlich die Mehrzahl. Sie sehen weit und bequem aus, ja man könnte sagen, sie sehen zu weit aus. Die Elegants scheinen es überdrüßig zu sein, sich in ganz knappe Röcke einzwingen zu lassen, und sind in das andere Extreem verfallen. Auch die Fracks waren zahlreich und man sah wenige mit schmalen Schößen. Die Mehrzahl hatte die Form der französischen Fracks, d. h. die Klappen gingen allmählig in die Schöße über, da sich kein Einschnitt an der Hüfte befindet. Die meisten Fracks hatten Sammetkragen von derselben Farbe und waren nicht sehr breit. Die Farben, die wir vorzugsweise bemerkten, waren das Schwarz, die Goldbronze, grüne Bronze, das Königsblau und das sehr lichte Grün. Die meisten Westen waren gerade, d. h. ohne Shawlkragen und hatten an der linken Seite Knopflöcher bis oben hinauf; der Kragen ist ein kleiner Stehkragen. Alle waren von carrirten oder gestreiften Stoffen und sehr lang. Die Pantalons scheinen die bedeutendsten Veränderungen erlitten zu haben; die Form ist zwar nicht neu, aber sie scheint allgemein angenommen zu sein. Sie liegen nicht mehr unten auf dem Fuße eng auf, sondern sind da weit, und die Seitennähte gehen sehr weit vor, so daß die Füße zu drei Viertheilen bedeckt werden. Die Fußriemen sind gerade und die Beinkleider unten bequem. Die Nähte an der Seite haben unten eine kleine Oeffnung und sind mit einer dünnen Schnur von der Farbe des Steffes oder doch der Hauptstreifen besetzt, da man fast nur carriete Zeuge trägt.

Longchamps hat also folgende drei Hauptartikel in der Herrentracht festgestellt: den Frack à la française und Westen ohne Shawlkragen mit Knopflöchern bis oben hinauf und die Beinkleider, die unten weit und bequem sind, aber noch keinen Namen haben.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Oberreck mit nicht zu breiten Revers. Weste mit einer Art Shawlkragen. Carrirte Beinkleider, etwas weit. No. 2. Frühlingshüte. Mantille mit schwarzen Spitzen besetzt. No. 3. Oberrock, der bis nach unten überschlägt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang. **III. Quartal.**

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Grundsätze.

Novellette von Hermann Kothe.

I.

Die Vorsichtigen.

Baron Achtzig hatte seine Toilette beendigt. Er wollte so eben vorfahren lassen, als man ihm seinen Jugendfreund, den Grafen Rosenblüth aus Hannover meldete. Die nächste Minute sah eine rührende Umarmung, und nachdem man sich in der zweitnächsten ein wenig abgekühlt, schritt man in der drittnächsten auf und ab und zu den üblichen Erörterungen.

— Die Nachricht von Deiner Verlobung, sagte Baron Achtzig und bot seinem Freunde eine Cigarre, wäre mir nicht so unerwartet gekommen, wie Deine Person. Wie kann man nur nach Berlin reisen, wenn man liebt? Ich hätte das nicht übers Herz gebracht.

— Die Ansichten sind verschieden, meinte der Graf. Gerade weil ich liebe, so reise ich.

— Der Geund ist mir nicht recht klar . . .

— Meine Trennung von Amalien, fuhr jener fort, war allerdings kein Kinderspiel. Du weißt, wie sehr ich an ihr hange, wie gern ich ihrem leisesten Wunsche die schwersten Opfer bringen würde. Die Briefe, die ich Dir in neuester Zeit schrieb, bilden, der Gräfin gegenüber, einen getreuen Abdruck meines innern Lebens. Zugleich aber ist es bei mir zum festen Grundsatz geworden, Keine an den Altar zu führen, von deren Gegenliebe und unwandelbarer Treue ich nicht die untrüglichsten Beweise habe. Keine Rolle scheint mir so lächerlich, als die eines eifersüchtigen oder betrogenen Gatten. Ich glaube an Amalien; aber der Glaube genügt mir nicht. Ich will Ueberzeugung. Jenseit des Hochzeittages käme diese vielleicht zu spät. Und darum reise ich. Eine dreimonatliche Abwesenheit soll mir der Prüfstein sein für Amaliens Treue.

— Aber wie nun, wenn Du bei Deiner Rückkehr nicht Alles findest, wie es sein sollte?

— Ich werde zu entsagen wissen. Besser, in einen sauren Apfel beißen, als in einen faulen.

Der Baron schien nachzusinnen.

— Du hast Recht, sagte er nach einer Pause. Wenn ein Weib drei Monate hindurch einer Neigung treu bleibt, so ist das Mögliche gethan. Man darf dann Palläste auf sie bauen. Aber Deine Vorsichtsmaßregel scheint mir lückenhaft. Ein Hauch trübt freilich den klarsten Spiegel; ein Hauch ist aber denn doch eine Un-

Digitized by Google

ſache. Wo gar keine Urſache, da iſt auch keine Wirkung denkbar. Ich will ſagen, daß Manche ſich als ein Muſter von Treue bewährt, bloß weil es ihr an Gelegenheit fehlte . . .

— Dieſe Lücke habe ich leider überſehen! ſeufzte der Graf.

— Zwar . . . woher auch gleich den Lückenbüßer nehmen? Das möchte keine ſo leichte Aufgabe ſein!

— Ohne Complimente, Freund. Dazu wäre allenfalls wohl Rath. Meine Wahl würde z. B. auf Dich fallen . . .

— Sehr ſchmeichelhaft!

— Du könnteſt je eher je lieber abreiſen, Dich der Gräfin als meinen Freund vorſtellen, gelegentliche Angriffe auf ihr Herz machen und mir von Zeit zu Zeit den Erfolg mittheilen . . .

— Wenn ſich überhaupt ein ſolcher herausſtellen ſollte.

— In jedem Falle müßte ich Dir Dank wiſſen.

— Topp, eine Hand wäſcht die andere! ſagte der Baron. Deine Wahl macht mir Ehre, und darum will ich ihr wieder Ehre zu machen ſuchen — in einem Falle nämlich.

— Der wäre?

— Wenn Du Dich zu ähnlichen Functionen bei Derjenigen entſchließen kannſt, die ſeit einigen Wochen mein ganzes Herz ausfüllt.

— Auch Du liebſt?

— Die Tochter des Miniſters v. ***. So eben wollte ich, da ich mich ihrer Gegenliebe verſichert halte, einen erklärenden Schritt thun — nun mags dabei bleiben. Man kann nicht zu vorſichtig ſein. Deine Gründe haben mir eingeleuchtet: — auch ich will reiſen.

— Abgemacht! rief der Graf und rieb ſich ſeelenvergnügt die Hände. Nichts geht über Gewißheit im Punkte der Liebe . . .

— Vor der Trauung! ergänzte der Baron.

Drei Tage ſpäter war dieſer in Hannover.

II.

In Berlin.

Beide hatten ſo ihre Rollen getauſcht.

Während Baron Achtzig die ſeinige in Hannover ſpielte, d. h. ſeinem Freunde zu Gefallen ſich mit ſehenden Augen in den Zauberkreis der geprieſenſten Schönheit der Leineſtadt ſtürzte, deren Reize ſchon mehr als einem tieffühlenden Gardelieutenantsbuſen ſchwere Seufzer und nebenbei zweien Paar Piſtolen ihre todtdrohenden Ladungen entlockt hatten — unternahm Graf Roſenblüth, um ſich erkenntlich zu zeigen, ein nicht minder gefährliches Wageſtück. Was die Gräfin Amalie für den Adel und die Epauletten der langweiligen, halbengliſch-halbdeutſchen Hauptſtadt — das war die einzige Tochter des Miniſters v. *** für die vornehmeren Löwen Berlins.

Die Zahl ihrer Verehrer war Legion.

Anfangs freilich machte Mathilde nur geringen Eindruck auf ein Herz, das der Graf nicht mehr das ſeinige nannte. Aber Rom, ſagt die Tradition und ein Sprichwort, iſt nicht an einem Tage erbaut. Je öfter er ſie ſah, um ſo öfter begehrte er ſie zu ſehen. Je häufiger er die beſcheidenen Reize des Veilchens mit dem ſtrahlenden Nelkenglanze der Gräfin verglich, um ſo tiefer drängte Mathildens Bild das der Letzteren in den Hintergrund. Täglich wurde ihre Nähe ihm unentbehrlicher, die Trennung von ihm ihr ſchwerer, das Feſſeln-Netz, womit ſie ihn willenlos umwoben, unzerreißbarer.

Er war nun Matthildens glühendſter Anbeter.

III.

Ein Verhältniß.

Für Schönheiten von gewiſſem Alter iſt jede Eroberung, wie jeder Verluſt, ein Ereigniß: die ſeltenſten Steine nennt man Diamanten. Ein neunzehnjähriges Mädchen aber, zumal wenn ſie nicht minder geiſtreich als reizend iſt, hält ein Männerherz mehr oder weniger für eine Bagatelle. Sie weiß, wenn auch nur aus Inſtinct, daß jede etwalge Lücke in der Zahl ihrer Verehrer nur von kurzer Exiſtenz ſein kann. Baron Achtzig hatte Mathilden geliebt oder doch zu lieben geglaubt, und ſie hatte ſich durch ſein Geſtändniß zwar geſchmeichelt, aber nicht überraſcht gefühlt. Denn was wir alle Tage erwarten, das trifft uns vorbereitet. Er war auch ihr wenigſtens nicht zuwider geweſen. An ſeinem Character wie ſeiner Perſönlichkeit fand ſie nichts auszuſetzen, und das von allen Seiten ihm geſpendete Lob mochte ihre Achtung für ihn nicht wenig erhöht haben. Dieſe Achtung war allmählig, wie ſich das bisweilen ſo macht, in perſönliche Zuneigung übergegangen; ja ſie glaubte mitunter etwas für ihn zu empfinden, das ihr bedeutende Aehnlichkeit zu haben ſchien mit dem, was erfahrenere Leute Liebe nennen. Sie war auch eben nicht ängſtlich bemüht geweſen, dem Baron dieß zu verbergen — und er, er hatte darauf ohne Weiteres ſein Lebensglück und ſeine kühnſten Hoffnungen gebaut.

Für dieß koloſſale Gebäude war jene Baſis zu ſchwach.

Digitized by Google

Seine plötzliche Abreise, die er nicht einmal gehörig zu motiviren gewußt, schien ihr eben kein Beweis für die Aufrichtigkeit seines Geständnisses. Er wurde ihr zuerst gleichgültig, und dann vergaß sie ihn. Sie neigte ihr Ohr neuen Huldigungen, und der Graf Rosenblüth war der Glückliche, dem sie vor allen Anderen den Vorzug gab.

In der That gehört der Graf zu Jenen, von welchen man sagt, sie seien unter einer günstigen Constellation geboren. Alle Eigenschaften, die uns augenblicklich für ihren Besitzer gewinnen, sind ihm in vollem Maaße eigen. Er besitzt jene Elasticität des Geistes, die den letzteren für alle Formen des intellectuellen und socialen Lebens geschickt macht; er ist ein feiner Beobachter, ein gewandter Erzähler, ein liebenswürdiger Gesellschafter. Jene Abgeschliffenheit der Sitten, jene Gefälligkeit im Auftreten, die wir nur bei routinirten Höflingen suchen, scheint bei ihm kein Resultat einer gewählten Erziehung, sondern ein freiwilliges Geschenk der Natur. Kurz, er scheint ein Liebling der Götter wie der Damen.

So fand er auch vor Matthildens Augen Gnade. Noch ehe er ihr mit einer Silbe von Liebe geredet, noch bevor sie ihm gestanden, daß sie ihm ein wenig oder von ganzem Herzen gut sei, wußten Beide so ziemlich genau, was sie an einander hatten.

Es bestand zwischen ihnen ein Verhältniß.

IV.

Bedenklichkeiten.

Graf Rosenblüth richtete seinen Blick nun allmählig nach dem Altare.

Von Seiten Seiner Excellenz des Herrn Ministers stand ihm nichts im Wege. Die Herzensangelegenheiten seiner Tochter gehörten, wie er sagte, nicht in sein Departement. Er ist Vater und Familienvater, streng genommen aber keines von Beiden, sondern Staatsmann. Sein Portefeuille ist ihm Weib und Kind, Reit- und Steckenpferd, Alles in Allem. Ihm galt es folglich gleich, ob seine Tochter ihm bald oder spät oder nie einen Eidam zuführte.

Er hatte andere Dinge zu bedenken.

Und Mathildens Mutter konnte bei dergleichen Angelegenheiten, aus einem triftigen Grunde, keine Stimme haben. Meister Tod hatte sie längst zu ihren Vätern versammelt.

Das Einzige, wodurch die Erfüllung seiner heißen Wünschen noch bedingt wurde, waren also Mathildens Ansichten. Und diese gingen dahin, daß die Verlobung heut oder morgen stattfinden könne.

Dennoch hatte die Sache einen Haken.

Bei aller Liebe für das schöne Kind konnte der Graf sich nicht verhehlen, daß sie einen argen Fehler besaß. Dieser Fehler war ihre Unbeständigkeit. Ob sie seinen Freund, den Baron Achtzig, wirklich geliebt oder nicht, war ihm in gewisser Hinsicht gleichgültig; aber wie dumpfer Donner rollte ihm das „Ewig Dein!" im Ohre, das sie demselben am Abend vor seiner Abreise entgegengelispelt haben sollte. Ihn hatte sie aufgegeben, sobald er den Rücken gekehrt. Daß sie ihre Liebe vielleicht in zehnfacher Dosis auf den Grafen übertragen, konnte die Sache nicht verbessern. Flatterhaft, um nicht zu sagen untreu, war und blieb sie. Und konnte ihm in ähnlichen Fällen nicht ein Aehnliches passiren?

Er glaubte das wohl erwägen zu müssen.

Aber gerade Mathildens Unbeständigkeit erinnerte ihn an seine eigene. Die neueste Zeit hatte freilich von seiner früheren Liebe zu der Gräfin kaum noch eine Spur in ihm zurückgelassen. Ihre immer seltener und immer lauer werdenden Briefe, so wie diejenigen seines Freundes, der seit einigen Wochen fast nur in Räthseln und immer zwei- oder dreideutig schrieb, schienen auch kein Beweis dafür, daß sie an eine Verbindung mit ihm jemals ernstlich gedacht habe. Und dennoch fühlte er sich schuldig. Wenigstens mußte er sich desselben Fehlers anklagen, den er bei ihr kaum fürchten zu dürfen geglaubt.

— Die Nothwendigkeit zu reisen, meinte er, wäre auf Amaliens Seite gewesen.

Noch war aber eine dritte und gewiß nicht die geringste Bedenklichkeit zu beseitigen. Es war dieß der Gedanke an die Verrätherei, deren er sich gegen seinen Freund schuldig zu machen im Begriff stand. Mußte es nicht scheinen, als hätte er diesen nur um deswillen zu so schleuniger Entfernung beredet, damit er alsdann so recht ungenirt und ganz mit Muße die Frucht pflücken dürfte, worauf jener bereits gegründete Ansprüche besaß? Ihm hatte der Baron sein köstlichstes Kleinod anvertraut — und er, er wollte es hinfort nicht herausgeben.

Sein Freund hatte einen Wolf zum Hirten bestellt.

Das Alles fiel ihm, je inniger sein Verhältniß zu Mathilden sich gestaltete, um so centnerschwerer auf's Herz. Einige Male war er auch fest entschlossen, den Knoten nicht zu schürzen, damit er einst nicht genöthigt sein möchte, ihn zu lösen oder — mit dem Degen in der Hand zu zerhauen. Die drei Prüfungsmonate waren vorüber: er wollte Mathilde zu vergessen suchen und — in die Arme seiner Amalie zurückkehren. Aber nur *eines* Blickes bedurfte es aus *ihren* Augen, nur einer Silbe aus Mathildens rosigem Munde — und sein

Digitized by Google

Entschluß war aufgegeben, jede Bedenklichkeit verschwunden. Es blieb dann Alles beim Alten.

V.

Grundsätze.

Mathilde sollte nun die Seinige werden.

Aber von seinen Grundsätzen wollte der Graf nicht abweichen, und als er eines Morgens mit ihr im Garten promenirte, glaubte sie auf seiner Stirn eine leise Verstimmung zu lesen.

— Familienangelegenheiten, erwiederte er, erheischen meine sofortige Anwesenheit zu Wien . . .

— Du willst mich verlassen?!!

— Längstens auf drei Monate . . .

Mathilde sank ohnmächtig in seine Arme. Er suchte, soviel in seinen Kräften stand, ihren Kummer zu beschwichtigen. Damit gelang's ihm jedoch nur schlecht. Auch ihm war es nicht ganz wohl um's Herz. Am liebsten hätte er ihr auf dem Platze die Hand für's Leben gereicht. Aber dann hätte er ja von seinen Grundsatzen weichen müssen.

Andern Morgens reis'te er nach Wien.

VI.

Verloren.

— Auf längstens drei Monate hatte er gesagt!

Diese drei Monate verflossen ihm wie drei Ewigkeiten. Für ihn besaß die Kaiserstadt keine Sehens- und Merkwürdigkeiten. Nichts vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Seine Gedanken weilten ausschließlich bei der, in deren Besitz er bald zum Gott zu avanciren hoffte. Ungeduldig pochte sein liebendes Herz dem Augenblicke entgegen, der ihn in ihre liebenden Arme zurückführen, ihn von der Ueberflüssigkeit seiner pedantisch-vorsichtigen Maßregel überzeugen sollte. Mehrmals stand er auf dem Punkte, sein freiwilliges Exil abzukürzen und dadurch sich wie ihr, ohne die ihm jede Minute zwei Jahre schien, eine unnöthige Qual der Sehnsucht zu ersparen. Aber er wollte nun einmal seinen Grundsätzen treu bleiben. Er mußte schon aushalten.

Zwar die Zeit mag auf Sturmesflügeln oder auf einer Schnecke durch die Welt reiten — vorwärts kommt sie in beiden Fällen.

Am zehnten Mai hatte sich der Graf aus Mathildens Armen losgerissen: — er und der zehnte August trafen gleichzeitig zu Berlin ein.

Der Letztere war ein trüber Tag. Trübe wie dieser war des Grafen Stirn. Eine schlimme Ahnung beklemmte seine Brust und trieb sein Herz zu rascheren Schlägen und seinen Fuß zu rascherem Schritt. Eilig, fast stürmisch erstieg er die Stufen zur Wohnung seiner Geliebten.

Armer Graf! Großer Pechvogel!

In drei Monaten kann sich allerlei begeben.

Er fand die Schöne in den Armen des Barons. Nicht dieser, sondern er selbst war nun der Mystificirte. Für ihn, das fühlte er, sei Mathilde verloren. Ihm war, als hätten ihm einige Donnerkeile das Haupt gespalten. Keines Wortes mächtig, stürzte er hinaus und hinunter, schlug sich unterwegs vor die Stirn, warf sich aber nicht in die Arme der Verzweiflung, sondern vorläufig in einen Fiaker, stieg im nächsten Hotel aus und erfuhr dort ein Näheres.

Mathilde war seit gestern Baronesse Achtzig.

VII.

Rache.

Er faßte nun einen kühnen Entschluß.

So bitter der Bodensatz war, der in dem Freudenkelche seiner Liebe zurückblieb, so mußte der letztere doch geleert werden. Und der Graf leerte ihn. Aber von dem widerlichen Nachgeschmack wollte er sich durch ein seltsames Remedium ganz zu kuriren suchen. Der Baron hatte ihn so arg beleidigt, daß sich für diesen keine Rache ersinnen ließ: Mathilde jedoch sollte erfahren, daß er ihren Verlust ganz bequem verschmerzen könne. Er eilte schleunigst nach Hannover.

— In Amalien, sagte er, werde ich mich nicht getäuscht haben; Amaliens Gesinnungen wird ein Zeitraum von nur wenig mehr als sechs Monaten nicht verändert haben; Amalie wird mich mit offnen Armen aufnehmen, wie der Vater den verlornen Sohn. Amalien auf Händen zu tragen, ihr Leben zu verschönern, die Erde ihr zum Paradiese und den trübsten December ihr zum Wonnemonat zu zaubern — das sei ihr der wohlverdiente Lohn für ihre Treue, das meine grausame Rache an Mathilden, der katzenfalschen Schlange!

Er wollte Jeder das Ihrige geben.

VIII.

In Hannover.

Im „British Hotel" stieg er ab.

Abends speis'te er an der table d'hôte und fand dort einen alten Bekannten, den Hauptmann B. Bei diesem erkundigte er sich nach Amalien.

Digitized by Google

— Einem on dit zufolge, sagte der Schnurrbart, hat vor einigen Tagen der Major von Leinewind statt ihrer Hand, um die er angehalten, einen Korb davongetragen. Die Zahl ihrer Verehrer scheint noch immer im Wachsen. Sie ist eine Perle, wonach manche Hand sich vergeblich ausstreckt.

— Sie ist ein Juwel! rief der Graf entzückt.

— Das sag' ich auch. Unser Freund wußte ein solches Kleinod nicht zu schätzen.

— Welcher Freund?

— Nun, Baron Achtzig.

Der Graf erblaßte.

— Amalie hatte doch nicht etwa ein Verhältniß mit ihm?

— Ein ziemlich intimes, denk' ich. Sie war ja mit ihm verheirathet.

— Verhei . . .?

Die beiden übrigen Silben erstarben dem Grafen im Munde. Er war nahe dran, vom Stuhle zu sinken. Mit offnem Munde starrte er auf seinen Gewährsmann.

— Allerdings, fuhr dieser fort. Acht Wochen nach Ihrer Abreise feierte man die Hochzeit, und aber acht Wochen später die Scheidung. Und Sie wissen davon Nichts?

— Keine Silbe! stammelte der Graf.

Er war aus dem Regen in die Traufe gerathen.

IX.

Drei peinliche Tage.

Ich will nun zum Schlusse eilen.

Amalie und Graf Rosenblüth sahen sich wieder. Sie vergaßen das Geschehene und knüpften zum zweiten Male an. Die Verlobung wurde festgesetzt. Jedoch auch jetzt hielt der Graf getreu an seinen Grundsätzen. Er wollte wieder verreisen und sich dadurch von der Echtheit der Gesinnungen überzeugen, welche die Gräfin nunmehr für ihn zu hegen vorgab.

— Drei Monate aber, meinte er, sind doch wohl etwas zuviel. Man muß Niemand eine Last aufbürden, die er nicht tragen kann. Ich will deshalb nur drei Wochen . . . nein, auch das ist noch zuviel! Aber drei Tage lang wird doch ein Weib standhalten können? Ich werde also drei Tage lang abwesend sein — weniger keine Stunde. Ich habe dann wenigstens meinem Grundsatze genügt.

Demzufolge brachte er ganze dreimal vierundzwanzig Stunden auf einem nahgelegenen Gute zu. Sollte man sich's denken? Schon am ersten Tage stiegen allerlei Zweifel an der Klugheit seines Schritts in ihm auf; am zweiten steigerten sich die Zweifel bereits zu einer wahrhaften Herzensangst, und am dritten erreichte diese Angst ihren höchstmöglichen Grad.

— Amaliens Liebe war mir nunmehr gewiß; aber auch drei Tage, rief er händeringend, drei Stunden, ja drei Minuten können das Herz eines Weibes wankend machen. Ich hätte sie doch nicht allein lassen sollen!

So wahr ist es, daß böse Erfahrungen auch den Besten mißtrauisch machen.

Noch vor Sonnenuntergang war er zurück.

X.

Nothwendiger Schluß.

Das geschah vor etwa vier Wochen.

So eben finde ich in einer gelesenen Zeitung die folgende Annonce:

Freunden und und Allen, die sich für uns interessiren, zeigen wir hierdurch unsere eheliche Verbindung an.

Hannover den 14. April 1844.

Amalie, geb. Gräfin ***

Ludwig Graf Rosenblüth.

P. S. Ich habe diese kleine Erzählung von einer Dame und mußte sie daher nothwendig, wenn ich mit ihr nicht Alles verderben wollte, möglichst genau so wiederzugeben versuchen, wie jene sie gegeben haben würde.

P. S. Rosenblüth und Achtzig sind wieder Freunde.

Ein kleines Versehen.

Eine vornehme Dame hatte kürzlich einen jungen hübschen Bedienten in ihren Dienst genommen, dessen felsenfeste Treue ihr verbürgt wurde, dem aber die Natur eben keinen großen Theil Verstand gegeben hatte. Nach einigen Tagen fuhr die Dame aus, um Besuche zu machen, und als sie bereits im Wagen saß, bemerkte sie, daß sie ihre Visitenkarten in ihrem Zimmer hatte liegen lassen. „Jean," rief sie, „ich habe meine Karten vergessen. Geh und hole sie, und behalte sie bei Dir." Jean eilte in das Zimmer wieder zurück, führte den erhaltenen Befehl aus und nahm seinen Platz auf dem Wege wieder ein. Die Dame begann die Runde ihrer Besuche und in jedem Hause, wo die Leute, denen sie einen Besuch zugedacht hatte, nicht zugegen waren, ließ

Digitized by Google

durch Jean eine oder zwei Karten abgeben. An dem letzten Hause sagte sie zu ihrem Bedienten: „Jean, gib hier drei Karten ab.“ — „Das ist nicht möglich, gnädige Frau.“ — „Warum nicht?“ — „Ich habe nur noch zwei, Treffle-Aß und Pique-Sieben.“ Der Bediente hatte in dem Zimmer seiner Gebieterin ein Spiel Spielkarten genommen und in jedem Hause einige davon abgegeben. Die Dame mußte nun natürlich an jedem Hause, wo sie gewesen war, noch einmal vorfahren.

Miscellen und Anecdoten.

(Eine aufopfernde französische Putzmacherin und der Kaiser von Rußland.) Bei Gelegenheit der Besprechung des bekannten Werkes von Güstine über Rußland und der Widerlegung der in demselben erzählten Geschichte der Fürstin Trubetzkoi führt ein englischer Kritiker ein Beispiel von seltener Aufopferung einer Putzmacherin und von der Großmuth des Kaisers Nikolaus an. Der Geliebte der Putzmacherin war mit Teubetzkoi in die Verschwörung verwickelt gewesen, und wurde mit Anderen nach Sibirien gewiesen. Die Geliebte wollte ihm dahin folgen, da sie aber weder seine Frau, noch seine Schwester war, durften ihr die Behörden ihr Gesuch nicht gewähren. Sie gab indeß ihre Hoffnung nicht auf, stellte sich an den Palast des Kaisers und überreichte ihm da ihr Bittgesuch. Er las es und fragte, ob sie des Verurtheilten Schwester oder Frau sei, was sie verneinte. „Was sind Sie sonst?“ — „Nach einigen Monaten werde ich die Mutter seines Kindes sein.“ — „Armes Mädchen!“ antwortete der Kaiser und ging fort, aber das Mädchen hatte den Blick des Kaisers verstanden. Sie verkaufte sofort Alles, was sie besaß, zog ihre Außenstände ein und brachte eine Summe von 30,000 Fr. zusammen. Während sie noch mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt war, erhielt sie einen Brief von ihrem Lieutenant aus einer Stadt weit hinter Moskau durch einen Mann, dem sie, wie der Brief sagte, volles Vertrauen schenken sollte. Der Mann redete dem Mädchen ein, wenn er die 30,000 Frcs. erhalte, würde er ihrem Geliebten die Freilassung verschaffen, und die Mittel gewähren können, Rußland zu verlassen. Die Putzmacherin gab ihre 30,000 Frcs. bereitwillig hin. Ihr einziger Freund, ein Landsmann, dem sie den Brief zeigte, schöpfte Verdacht und hielt den Brief für falsch; sie aber ließ sich ihre Hoffnung nicht benehmen. Bald indeß gelang es ihrem Freunde, vollkommene Beweise dafür zu schaffen, daß die Unglückliche durch einen Betrüger ihres ganzen Vermögens beraubt worden sei. Der Freund begleitete sie in den kaiserlichen Palast und der Kaiser ließ sie vor sich. Sie erzählte ihm ihre traurige Geschichte, und der Kaiser fragte ihren Begleiter, ob er das Mädchen nach Sibirien bringen wolle, wenn er die Reisekosten bestreite und für einen Wagen sorge. Der Franzose willigte ein, und ein Adjutant erhielt den Auftrag, ihm einen Wagen zur Auswahl zu überliefern. Am nächsten Morgen erschien dieser Wagen vor der Wohnung des treuen Mädchens, und ein Adjutant überbrachte ihr von der Kaiserin ein Kästchen, in welchem sich — 30,000 Rubel in Banknoten befanden. Sie erreichte glücklich den Ort, wo sich der Verbannte befand, der keine Worte finden konnte, um seinen Dank gebührend auszusprechen und den Beamten kniend bat, er möge erlauben, daß die Geliebte bei ihm bleibe. „Der Kaiser genehmigt dies,“ antwortete der Beamte, „aber unter einer Bedingung: wenn sie Deine Frau wird.“ Sie wurden natürlich bald getraut. Vor einigen Jahren hat der Verurtheilte seine Freiheit erhalten, ist mit seiner bewundernswürdigen Frau aus Sibirien zurückgekommen und bekleidet jetzt in Petersburg im Dienste des Kaisers ein ehrenvolles Amt.

— Zu Canton in China entstand vor einigen Monaten ein Brand, der 1600 Häuser in Asche legte; zwei Tage nachher flog im Hafen eine chochinchinesische Corvette mit ihrer ganzen Mannschaft in die Luft; über 100 Matrosen kamen dabei um. Beides wurde durch Brandstifter veranlaßt, die solche Gelegenheiten zum Plündern der Magazine benutzten. Sechs dieser Ungeheuer wurden von der Polizei auf frischer That ertappt und zum Hungertode verdammt, den sie in öffentlicher Schaustellung zu erleiden hatten. Wie bei uns bei Gelegenheit einer Hinrichtung drängte sich auch dort eine zahlreiche Volksmasse um die Verbrecher her und weidete sich an ihrem langsamen Todeskampfe, ja, — kaum sollte man es für möglich halten, — sogar Wetten wurden von den gaffenden Zuschauern darüber abgeschlossen, wie lange der eine oder andere der Verurtheilten noch leben werde.

— Im vorigen Jahre sah man in Homburg einen ganz alten Franzosen, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, alle Tage mit zitternden, krummen Knieen an den Pharotisch schleichen. Sobald er Platz genommen und eine Karte besetzt hatte, langte er ein kleines bleiernes Heiligenbild hervor, welches er unter dem Tische streichelte und liebkosete. Gewann seine Karte, so wurden diese Liebkosungen verdoppelt; verlor sie aber, dann erhielt der Heilige unter dem Tische unbarmherzige Nasenstüber, die von leisen Schimpfwörtern begleitet wurden. Als er aber einst ein mühsam durch Transportiren erbautes Vingt quatreleva (beim Treffen wird 24facher Gewinn bezahlt) verlor, biß er in toller Wuth dem Heiligen den Kopf ab, verschluckte sich an demselben und alterirte sich durch das darauf folgende Husten so sehr, daß er einige Stunden später seinen Geist aufgab.

— Statistiker haben ausgerechnet, daß die größere Zahl von Verbrechen von Junggesellen begangen werden, besonders die schweren. Wer künftig einen Korb von einer jungen Dame bekommt, kann also ein neues Argument in denselben hineinlegen und ihn ihr mit demselben zurückgeben. Vielleicht, daß der Gedanke, Jemanden von Verbrechen abzuhalten, so manche Dame bewegt, sich für die Tugend der Welt zu opfern und den präsumtiven Verbrecher zu heirathen und zu moralisiren!

— Eine geistreiche Frau äußerte kürzlich über ihren Gatten, der vielen Schönheitssinn besitzt: Mein Mann würde sich in wahrem Schmerze über meinen Tod alle Haare ausraufen, vierzehn Tage darauf aber sich das kostbarste Haaröl kaufen, um sie wieder wachsen zu machen.

Digitized by Google

— „Was kostet die Elle von diesem Sammet?" fragte neulich eine etwas taube Dame den Commis in einer Modehandlung. — „Sieben Gulden!" war die Antwort. „Was, siebzehen Gulden?" sagte staunend die Taube, das ist zu viel, „ich gebe dreizehn." — „Sieben Gulden," erwiederte laut der Kaufmann. — „So, sieben Gulden; ich gebe fünf!"

— In Düsseldorf ist in diesem Jahre — 1844 — ein Werkchen erschienen unter dem Titel: „Aussprüche der heiligen Schrift und der Kirchenväter über Kleiderpracht und Moden, zur Warnung und Belehrung gesammelt und allen Frauen und Jungfrauen, welche einst in weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen an der ewigen Seligkeit und unnennbaren Wonne vor dem Throne Gottes und dem Lamme Jesu Theil zu nehmen wünschen, gewidmet von Herrmann Lehmann." Da kommen die Redacteure und Leser der Modenzeitungen gewiß alle in's Fegefeuer!

— Kürzlich fand in Paris ein Prozeß zwischen einem Tänzer und einem Arzte statt. Jener war lange krank gewesen und erklärte nach der Genesung, daß er nicht bezahlen könne, aber zur Tilgung seiner Schuld dem Herrn Doctor täglich eine Tanzstunde geben wolle, eben so lange, wie dieser ihn besucht habe. Da der Doctor nun nicht gutwillig tanzen wollte, verlangte der Tänzer, das Gericht solle ihn dazu anhalten.

— Die Titulatur des Senats der Stadt Bremen lautet folgendermaßen: Den Magnificis, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Besten, Großachtbarsten, Hochgeleheten, Hoch- und Wohlweisen Herren, Heeren Bürgermeistern und Räthen der freien Hansestadt, meinen besondere Hochgeehrten und Hochgebietenden Herren und Oberen!!!

— In München wurde vor Kurzem ein altes Weib begraben, welches bis zum Tode vom Almosen frommer Kirchgänger gelebt hatte. Vor ihrem Tode verlangte die geizige Alte von ihrer einzigen, sehr armen Hausgenossin, einer Muhme von ihr, man solle ihr die von ihr getragene Pelzhaube (altbaierische Frauentracht) mit ins Grab geben. Die Muhme wollte diesen Wunsch erfüllen, aber vorher von der Haube einige Perlen abnehmen. Bei dieser Arbeit aber fanden sich in der Haube nicht weniger als tausend Gulden in Zehngulden-Banknoten eingenäht, welche Summe die Alte zusammengescharrt und so liebgewonnen zu haben scheint, daß sie sich von derselben selbst im Tode nicht hat trennen wollen.

— Auf einem Schneiderschilde in Holland steht:

Joseph floh mit Maria nach Egypten auf einem Esel,
Hier wohnt der Schneidermeister Diek aus Wesel,

und an einem Hause zu Basel:

Auf Gott allein ich vertrau,
Und wohn' in der alten Sau.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. An den Hüten bemerkt man eine große Verschiedenartigkeit in den Verzierungen. Die hellen Farben haben die dunkeln gänzlich ersetzt, und darunter werden besonders Jonquillenfarbig, blaßgrün und lila für den Frühling gewählt. Die Bänder sieht man von vermischten Farben, und Blumen und Federn werden abwechselnd als Verzierungen benutzt. Sehr geschmackvoll erscheint auf einer weißen Capote mit großem Bavolet eine Guirlande von rosa, mit Spitzen untermischten Hyazinthen; auf einem Jonquillenfarbigen Hut ein herabhängender Marabout, bis zum weißen schattirt und auf einer Capote von rosa Crepp einen Büschel spanischen Jasmin, mit Heliotrop untermischt. Die Capoten von Crepp, über farbigen Crepp gezogen, kleiden außerordentlich, der untere Theil der Krempe ist mit Schrägstreifen von zwei Farben bedeckt. Die Garnitur besteht aus einer schattirten Feder, oder aus einem Bouquet, die Morgenhüte verziert man immer mit Veilchen; und die Putzhüte mit großen Schleieen. Unter den Hüten nehmen die gemusterten Strohhüte sehr überhand. Das Reisstroh ist mehr zum Putz, und noch eleganter, als dies, sind die Crepphüte. Die Strohhüte haben oben auf dem Schirme sich etwas verlängert, sonst bleibt trotz alles Spottes die kleine Hutform ganz allgemein. Der Sommer begünstigt natürlich mehr den Auspuz der Blumen. Die Fruchtguirlanden und Kränze von sehr verschiedenen Blumen gebunden, sind am häufigsten angebracht. Eine sehr graziöse Art, wie man die Strohhüte auspuzt, ist mit kurzen, über den Kopf rückwärts fallenden Blumenzweigen, z. B. Akazien oder Hollunder. Hollunder in Knospen ist sehr modisch.

Die Sonnschirme sind jezt, wo man wenig Schmuck trägt, zu einem Schmuckartikel geworden. Die neueste Form ist etwas größer und gewölbter, als die vorjährigen Macquisenschirme. Einer, den wir sahen, war mit rosa Moor überzogen und mit weißem Moor gefüttert, und ganz bedeckt mit einer reichen venetianischen Spitze, die mit ächten Perlen gestickt war. Der Styl war von Elfenbein mit Gold ausgelegt.

Selbst für schwere Kleider sind hohe bauschige Besätze nothwendig. Der im Augenblick häufigste Oberrockschnitt hat längst seine frühere Einfachheit abgelegt und man garnirt ihn so reich und voll wie jedes Putzkleid. Eine ganz breite Falbel oder drei Falbeln von verschiedener Breite, die zwei Drittel des Rockes bedecken und die am Rande aufgeschlagen, oder gebogt, oder mit Gekraus besetzt sind, ist der beliebteste Besatz. Oft aber fügt man ihnen oben am Ansatz noch eine Verzierung bei, sei es nun eine Posamentirarbeit oder ein Zeuggekraus. Der Leib der Kleider ist glatt anliegend, entweder ganz hoch oder halbhoch, meist mit Brustklappen und Kragen oder einem Besatz in dieser Form verziert. Sie sind willkührlich offen oder geschlossen. Die Mehrzahl der langen Aermel ist halbweit, gerade und mit Aufschlägen versehen, doch entscheiden sich noch viele Damen für die einem gut geformten Arm so kleidsamen engen Aermel. Die Taillen haben ebenso oft lange, als abgerundete Schneppen oder Gürtel. Zu den leichten Sommertoiletten wird man auch wieder ausgeschnittene Kleider tragen und man zeigt dazu hübsche Modelle mit griechischem Faltenleid und Gürtelband. Die kurzen Aermel werden mehr von der Wahl bestimmt sein, ohne gerade Vorschrift der Mode zu werden.

Die Hüllen für den Sommer können nicht leicht und durchsichtig genug sein. Mantelets von dichtem Seidenstoff oder von Spitze mit Seide gefüttert, wird nur der Wahl älterer Damen überlassen. Sie haben ihren Schnitt nur etwas verkleinert, d. h. sie decken meist hinten die Taille nicht ganz. Die Echarpe, der Langshawl, das große viereckige Shawltuch und die Mantelet-Echarpe ist auch nur eine Echarpe, breiter und länger als die gewöhnliche Echaepe und kürzer und schmäler als der Langshawl. Vor allem sind die Barège, Echarpen, Tuche und Mantelet-Echarpen zu nennen, sie sind meist einfach, weiß, entweder mit weißseidenen Strichen gegittert oder mit buntwollenen Strichen umrändert. Dann die große Menge seidener Echarpes in schottischen, camäleon, oder quergestreiften Mustern. Unter diesen lezteren sind eigenthümlich façonnirt die algierschen Echarpes, und etwas grell aber sehr frisch sind die neapolitanischen, quergestreiften Echarpes. Noch eine Neuigkeit ist der Sommersammet, ein Seidenstoff, der wie

Digitized by Google

schräg gepreßt aussieht, und der sowohl zu Echarpes, als Cravaten angewendet wird. Unter den leichten Tüchern sind die von chinesischem Crepp, mit cordonirter Seide gestickt, meist auf weiß, immer wieder von der größten Eleganz. Außerdem sieht man auch sehr hübsche Tücher von weißem Barège, das Dreieck mit bunt seidenen, schattirten Muschen gestickt. Auch von bunt gemustertem Grenadine gibt es leichte, schöne Sommertücher. Vornehmer als dies Alles ist und bleibt doch immer der türkische Shawl oder die jetzt so vollendete Nachahmung desselben, der französische Shawl. Die Tücher und Shawls sind nur von ganz Wolle zu tragen, sie sind oft tuchaus Muster, aber dann meist gestreift, und zwar viel schräg gestreift. Weiß und türkisch gelb sind die modischen Farben der Shawls und der Tücher, letztere sind sehr wieder gesucht. Das Weiß als Grundfarbe, und überhaupt sehr leichtgehaltene Stoffe, ist sehr neumodisch für Kleider, wie für Hüllen. In bunten Farben ist rohfarbig sehr beliebt als Grundfaebe, und zum Muster schattirtes rosa, lila, auch gelb und grün.

Man sieht sehr viele weiße Crepphüte, und zwar sowohl gezogene als glatte. Die meisten sind mit Federn oder Blumen ausgeputzt. Auf einigen bemerkt man Halbschleier. Die Leibchen der Kleider sind nicht mehr so hoch, wie im eben vergangenen Winter, dagegen sind die meisten offen. In dem Schnitte der Kleider hat sich keine bemerkenswerthe Veränderung kundgegeben; man bleibt bei den Schneppenleibchen an den Putzkleidern und bei den runden Leibchen mit oder ohne Gürtel an den Promenadeanzügen. Die Röcke sind noch immer sehr weit und sehr lang. Die Volants und die schrägen Streifen sind modischer als je. Wenn die Volants ausgezackt oder festonnirt sind, so müssen sie mit Seide in der Hauptfarbe des Kleides gestickt sein. Im Hause und selbst auf der Promenade sieht man Kleider, die sowohl am Leibchen als am Rocke offen sind, was einen großen Luxus in hohen Chemisetten und Unterkleidern nöthig macht. Die Stickereien an diesen Kleidern gehen schürzenförmig von dem Gürtel an bis an den Saum hinunter. Man sieht ein, daß diese Mode nur für sehr reiche Damen paßt. Fast alle Barège-Kleider werden mit sehr vielen schmalen Sammetstreifen besetzt. Bei den Kleidern zum Ausgehen sind die Aermel eng und lang; die weiten Nonnenärmel passen nur für Phantasiekleider. Die durchsichtigen Zeuge, die man diesmal in sehr großer Menge hat, sind leichter, duftiger und reicher als je. Die großen Muster bilden die Mehrheit, wahrscheinlich weil man in dem Zeugdeuck wieder große Fortschritte gemacht hat.

Man trägt eben so viele Mantillen von Spitzen als von Seide und fast eben so viele Langshawls als Mantillen. Auch knapp an der Taille anliegende Mäntelchen hat man, die allerdings recht hübsch aussehen, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie Mode wären.

Die Hüte haben dieses Jahr die schönste Form; sie sind weder zu groß, noch zu klein. Man sieht viele von durchbrochenem Stroh, die mit glasirter Seide gefüttert und mit Bändern in derselben Farbe ausgeputzt sind. Auch trägt man auf den Hüten viele thränenweidenartig hängende Federn in der Farbe des Hutes, aber auch häufig sehr einfachen und leichten Ausputz, wie schräge Creppstreifen und Tüllendausche, durch die ein Atlasband gezogen ist. Namentlich werden die rosa und weißen Crepphute so wenig als möglich mit Ausputz überladen. Einige Hute waren auch von Camäleonseide und mit Tüll überzogen. Die Hüte von Crepp oder Tarlatan, die mit Seide gestickt und mit Strohgeflecht verziert sind, scheinen in der eleganten Welt großen Beifall zu finden.

Herren-Mode. Nach den neuen Bestimmungen der Mode werden die Fracks breite Schöße haben, die eckig geschnitten sind; Kragen und Klappen sind sehr breit, die Aufschläge rund und ohne Knöpfe; die Knöpfe auf dem Frack müssen rund, erhaben und sonnenstrahlenförmig ciselirt sein. Die Beinkleider zur Promenade sind weit, mit Falten und gestreift oder auch carrirt. Die Westen sind sehr weit offen und haben einen kleinen Stehkragen. Die meisten sind von Piqué oder von Ziegenhaarstoff mit großen Mustern. Kurze Westen gibt es gar nicht mehr; alle müssen sehr lang sein.

Die Longchamps-Feste sind endlich wiedergekommen, und mit ihnen unsere immer anmuthigen, leichten und graziösen Frühlings-Toiletten. Wenn man in dieser Jahreszeit, wo Alles eine neue Existenz zu gewinnen scheint, sichtbare Veränderungen in den Moden bemerkt, so bleibt dabei auch unsere Industrie nicht zurück, und sie hat uns in diesem Jahre Stoffe in der größten und ausgedehntesten Auswahl erzeugt. Unsere auswärtigen Fabriken lieferten uns unter Andern die leichten und graziösen Satins, mit ihren doppelten Carreaux, oder Faden von verschiedenen Farben auf einem perlgrauen, lila, oder hell nußbraunen Grunde; auch die pariser Fabriken bieten in diesem Jahre eine prächtige Auswahl von Westen-Stoffen in Valencias, und Seide und Baumwolle dar, ebenfalls mit doppelten Carreaux, von verschiedenen Farben, auf einem staub- und holzfarbigen Grunde. Entschieden wird man in diesem Sommer zu Pantalons und Gilets viele Carreaux und Streifen tragen, die glatten Stoffe, wie die kleinen Dessins, trägt man gar nicht mehr, obgleich sie uns so geschmackvoll erscheinen, so befiehlt die Mode es dennoch jetzt anders, und man wird sich ihr ohne Murren unterwerfen. Die Schnitte der Fracks und Oberröcke haben weniger Veränderungen erfahren, als die Stoffe selbst, denn man wird auch noch in diesem Jahre die Taillen lang, und nach unten breit, den Kragen mit niedrigem Fuß und breit überfallend, ebenso die Anglaisen tragen. Zue Phantasie-Toilette, d. h. zur Reit-Promenade, dient der Frack à la française, der Kragen fällt breit über, die Taille ist lang, breit nach unten, und leicht gebogen, die Schöße reichen kaum bis zu den Kniekehlen, sie sind unten etwas schmal und werden breiter, indem sie sich vorn vereinigen, die Hüften sind mit einer breiten Patte verziert. In einigen Häusern fertige man den Frack à la française mit breiten bis nach unten überschlagenden Anglaisen an; andere sind gerade geschnitten und nur mit einer Reihe Knöpfe zugeknöpft. Die Kragen mache man mit viereckigen Zipfeln und bedeckt sie mit dazu passendem Sammet, die Aermel sind nach wie vor kurz und anschließend; die Knöpfe dick und halbgewölbt, von farbigem Golde; man steppt jene Fracks mit offenen Rändern; die zu den Fracks à la française vorherrschenden Farben sind wie schon bemerkt bronze de Suède, vert d'Irlande, bronze riche, brun catalan, melirtes grün, Amandine, grün und blau. Die zu den Phantasie-Fracks getragenen Gilets macht man Alle über Kreuz liegend und sehr lang; die Stoffe, denen man für dieses Genre von Gilets den Vorzug gibt, sind halb Seide mit doppelten Carreaux auf pergrauem, lilagrauem, und holzfarbigem Grunde, man benutzt dazu auch Valencias, mit verschiedenfarbigen Federn, auf paille und staubgrauen Grundfarben; die zu einer Phantasie-Toilette getragenen Pantalons sind sehr weit auf den Beinen, sie fallen gerade auf den Stiefel, und haben auf der Seite eine Oeffnung, welche fast vorn auf dem Stiefel ist, sie haben außerdem Sprungriemen von dem nämlichen Zeuge, mit Leder gefüttert. Man bemerkt viele carrirte Pantalons von verschiedenen Farben; die Pantalons mit Falten scheinen wieder sehr en vogue kommen zu wollen, denn man fertigt deren viel zu Morgen-Toiletten an.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Sommer-Tweed. Carrirte Beinkleider. No. 2. Oberrock-Kleid mit drei übereinanderfallenden Volants und weiten Aermeln. No. 3. Reitanzug. Grabgeschnittener Oberrock, der bis oben herauf wie eine Uniform zugeknöpft werden kann. Unterhalb der Hüften befinden sich die Patten, breite und lange Taille. Enganliegende Beinkleider, russische Stiefeln.

Man abonnire bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Heirath aus Hunger.

Erzählung von Marc. Michel.

(Fortsetzung.)

Er hätte weder ein geborener Pariser, noch ein Maler sein müssen, um einen so piquant sich anfangenden Roman nicht gerne durchzuführen. Bremond vergaß jetzt auf ein Mal gänzlich das im Stich gelassene Diner im Hotel und die Diligence Lafitte und Calliaed und sagte entschlossen zu dem Lakai:

„Schnell, komm!"

„Wir sind nur zwei Schritte noch von dem Oete" versetzte der Groom, sich nach dem Quai wendend.

„Desto besser," dachte der junge Maler, „denn ich sterbe vor Hunger und Neugierde."

Aber zwei Schritte weitee, beim Umwenden um die große Straße, sah Bremond nur ein elegantes Cabriolet, in das ihn der Groom einzusteigen bat. Dieser nahm sogleich an der Seite des Reisenden Platz und trieb das Pferd an, das sie rasch auf einer Landstraße, welche am Ufer des Flusses hinlief, fortführte.

Bremond hatte es aufgegeben, mit Fragen in den Lakai zu dringen, dessen unvollständige Antworten ihm keinen Aufschluß gaben. Mit entsagender Geduld harrte er einer Erklärung, und der Entwickelung dieses improvisirten Romans entgegen.

„Wahrlich," sagte er zu sich selbst, wäheend das Cabriolet dahin rollte, „die Geschichte hat Aehnlichkeit mit dem Thurm von Nesle; ich gleiche in diesem Augenblick sehr dem Capitain Bouridau, wie er sich im Wagen zum geheimnißvollen Stelldichein mit Frau Maegarethe von Burgund begibt. Nun, es thut nichts, immer fort! Was auch vorfallen möge, es wird eine hübsche Anekdote für meine Freunde und Bekannte abgeben; zum mindesten werde ich nicht, wie in jener tragischen Begebenheit, nach einer Nacht ermordet, in einen Sack gesteckt, und in die Fluthen der Saone geworfen werden." Die Gedanken Beemond's richteten sich nun natürlich auf den möglichen Grund seiner Entführung.

„Was bei der Sache außer Zweifel ist," dachte er, „ist der Umstand, daß ich keine Seele in Chalons kenne, daß ich niemals in dieser Stadt gewesen bin. Es ist wohl möglich, daß einer meiner Freunde gekommen ist, dee sich capricirt, mich hier zurückzuhalten; aber was das wieder unmöglich macht, ist, daß Niemand wissen kann, daß ich gereis't, und daß ich hier angekommen bin, denn ich habe Paris plötzlich verlassen, aus Laune und Uebermuth, und glaubte ohne Zweifel mich morgen auf den

Digitized by Google

Weg nach der Provence machen zu können. Kein einziger meiner Kunſtgenoſſen weiß, was aus mir geworden iſt, ich hatte mir meine Abſchiedsbegrüßungen vorbehalten, wenn ich in Marſeille ſein würde."

Plötzlich ſchlug ſich jetzt der junge Künſtler vor den Kopf und rief:

„Ach, jetzt hab' ich's! Das Räthſel iſt gelöſ't! Ich wette, Chalabert oder Cormieu ſteckt dahinter; der eine oder der andere hat eine Tante in der Umgegend von Lyon. Ja, ja, das wird's ſein. Einer von beiden iſt in den Ferien hier, hat mich von der Diligence abſteigen ſehen, und — ein raſcher Einfall — eine improviſirte Farce — ein geſchickter und discreter Groom — ein geheimnißvolles Billet — ein Cabriolet — eine Entführung bis zum Gute des Onkels, wo ich mit ſchallendem Gelächter empfangen werde — ein Familienmahl — ja, ja, das ſind die Glieder der Kette. Hol' der Teufel ſolche ſchlechte Späße!"

Als Bremond dieſen ſtillen Monolog geendigt hatte, hoffte er dem Groom eine entſchiedene Antwort zu entlocken und richtete daher die ſchnelle Frage an ihn:

„Kleiner Lakai, Du gehörſt Herrn Chalabert an?"

„Wie befehlen Sie?" entgegnete der kleine Groom.

„Oder vielmehr der Madame Cormieu?"

„Ich kenne Niemanden dieſes Namens," entgegnete der lakoniſche Bediente, das Pferd antreibend.

Bremond, der ſich ganz abgeſpannt fühlte, ſchlug die Arme in einander, und dachte über die Sache gar nicht weiter nach. Nach einer dreiviertelſtündigen Fahrt hielt das Cabriolet vor einem kleinen grünen Thor, welches ſich ſogleich öffnete. Eine junge Magd erſchien auf der Schwelle und kündigte Herrn Bremond an, daß man ſchon die Hoffnung beinahe aufgegeben habe, ihn zu ſehen, und daß die Unruhe der Damen auf's Höchſte geſtiegen wäre, denn man habe eben erfahren, daß auf dem Wege, von Paris nach Lyon eine Diligence in der Nähe von Beaune umgeworfen worden ſei.

„Mein liebes Kind," ſagte Bremond, „haben ſich die Damen vielleicht in ihrer Verzweiflung, mich nicht ankommen zu ſehen, ſchon zu Tiſche geſetzt.

„O nein, mein Herr," erwiderte das Mädchen, ohne Sie wären Sie das nicht im Stande geweſen."

Dieſe Antwort ſtärkte den ausgehungerten Künſtler.

„Nun wohl," ſetzte er hinzu, „ich bitte Dich, liebenswürdiges Kammermädchen, mich ſchnell zu ihnen zu führen; ich brenne, ihnen meine Huldigungen darzubringen und ihre Bekanntſchaft zu machen."

Das Mädchen ließ Bremond in den Park eintreten, und geleitete ihn durch ein Labyrinth kleiner Alleen bis zum verſteckten Eingang in ein Landhaus von ſehr ſchönem Anſehen. Bremond bemerkte erfreut, daß mehre Fenſter im Rez de Chauſſé erleuchtet waren; „das iſt gewiß der Speiſeſaal," dachte er.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," ſagte die Soubrette, „wenn ich Sie durch die Küche in's Haus führe, aber der Herr, mein' ich, wird ſich wohl nicht in ſeinem Reiſecoſtüm zeigen wollen."

„Ja wohl," antwortete Bremond, indem er einen ſchnellen, aber befriedigten Blick auf die glühenden Oefen und Vorbereitungen zum Mahl warf.

„Machen Sie kein Geräuſch, mein Herr, wir kommen hier an die Treppe, die nach Ihrem Zimmer führt; es iſt finſter, nehmen Sie ſich in Acht. Halten Sie ſich an das Geländer an und folgen Sie mir. Gehen Sie hinein — erlauben Sie, daß ich Sie zum Seſſel geleite; Sie werden müde ſein, ſetzen Sie ſich gefälligſt nnd ruhen Sie aus, während ich Sie der gnädigen Frau melde."

Und die Soubrette verſchwand.

Bremond's Geiſt wirbelte während des Wartens in einem Gewirr von Hypotheſen umher.

„Es iſt klar," ſagte er zu ſich, „daß man mich hier für einen andern hält; das Qui pro quo iſt offenbar. Die Dame des Ortes wird, wenn ſie ihren Irrthum einſieht, ſich in Entſchuldigungen erſchöpfen, und mir höflich den Stuhl vor die Thür ſetzen. Hm! hm! Das Abentheuer wendet ſich doch zum Tragiſchen; dies glänzende Mahl wird mir vor der Naſe weggenommen werden, wie das im Gaſthauſe, und in dieſem Falle bin ich noch heute ein todter Mann, denn entweder ſterbe ich vor Hunger, oder ich werde zum Verbrecher an dieſem verwünſchten kleinen Groom, der mich in dieſe abſcheuliche Lage gebracht hat. Ich höre gehen, — man kommt, ah, die Kataſtrophe nähert ſich.

Das Dienſtmädchen kam zurück, ſetzte Leuchter auf einen Gueridon und ſagte mit halber Stimme zu Bremond: „Hier iſt Madame!"

In demſelben Augenblicke erſchien eine Dame von ungefähr funfzig Jahren und einem ehrbaren vornehmen Aeußern. Sie ſchickte die Dienerin fort, ſchloß die Thür, und ging auf den Pariſer zu, ihn mit einem aus Höflichkeit und Vertraulichkeit gemiſchten Blick begrüßend. Bremond nahm ſich ihr Betragen zur Richtſchnur und erwiderte den Gruß in derſelben Weiſe.

„Teufel, was will das ſagen?" dachte der junge Künſtler im höchſten Erſtaunen. „Es ſcheint, als ob ſie mich kennte. Nun, laß ſehen, wie ſie meine Entführung rechtfertigen wird."

„Ach, mein Herr," ſagte die Dame, „wir haben

Digitized by Google

Sie mit der größten Sehnſucht erwartet. Da ſind Sie endlich! Es ſcheint, Leopold hat, wie er es vorausgeſehen, keinen Platz mehr in der Diligence gefunden, um Sie zu begleiten. Doch — Sie ſind hier, das iſt das Weſentlichſte. Wie ſehr müſſen wir Ihnen danken, — uns bei Ihnen entſchuldigen!"

„Bei mir, Madame? O nein, durchaus nicht!" erwiderte der Pariſer, überzeugt, daß gegen eine ſolche Antwort nichts einzuwenden ſei.

„Ja, mein Herr; Leopold hat Ihnen die gebieteriſchen Beweggründe mitgetheilt, die uns zwingen, die Angelegenheit ſo haſtig zu betreiben. Nur ein intimer Freund meines Sohnes, ein Freund, den er von Kindheit auf kennt, ſeit der Schule, und auf den er ſich wie auf ſich ſelbſt verlaſſen kann, nur ein ſolcher mußt' es ſein, den wir an unſerm geheimnißvollen Complott durften Theil nehmen laſſen; aber die Lobſprüche, die Leopold Ihnen in ſeinem Briefe von geſtern ertheilt, worin er uns Ihre Abreiſe ankündigt, machen uns ganz ſicher. Nein, mein Herr, ich bin überzeugt, wir werden es nicht bereuen, Ihnen unſer Liebſtes auf der Welt anvertraut zu haben. — Und Sie ſelbſt, ich kann Ihnen ſagen, daß Sie Ihr Vertrauen zu Leopold und zu uns nicht Unwürdigen geſchenkt haben."

„Ich zweifle durchaus nicht," verſetzte Anatole Bremond, dem dieſes ſeltſame und fortgeſetzte Qui pro quo alle Neugier erregte.

„Aber die Zeit drängt, Sie ſind ohnedies ein wenig zu ſpät gekommen," fuhr die Dame fort. „Alle Betheiligte ſind im Salon verſammelt. Leopold ſchreibt uns, daß allen Formalitäten in Paris bereits Genüge geſchehen ſei; von unſerer Seite haben wir nichts vernachläßigt. Ach, Sie ſind noch in Reiſekleidern; beunruhigen Sie ſich deshalb nicht, es iſt für Alles geſorgt. Seit acht Tagen denken wir nur an Sie; in dieſem Cabinet finden Sie die Kleider Leopolds; als er Sie uns beſchrieb, hat er uns geſagt, Sie wären ungefähr von ſeiner Figur, — Sie ſind ein wenig größer, doch das thut nichts, kleiden Sie ſich raſch an. In einer Viertelſtunde wird mein Bruder, der Commandant, Sie von hier abholen, um Sie der Familie und unſern Freunden vorzuſtellen. Alſo auf baldiges Wiederſehen, mein lieber Herr, ich möchte ſagen, mein lieber Bremond."

Nach dieſen Worten begab ſie ſich hinweg, und ließ den Pariſer jungen Mann in vollſtändiger Verblüffung zurück.

„Nun gut," ſagte Anatole endlich zu ſich, „wenn das eine Poſſe iſt, ſo iſt ſie gut; ich erkläre ſie ſogar für ſehr überſchwenglich. Die Mama ſpielt ihre Rolle auf hinreißende Weiſe. Indeſſen iſt die gute Alte ſehr wenig klar in ihren vertraulichen Mittheilungen. Wenn ich auch nur ein Wort von dieſem Gallimathias verſtanden hätte! Aber doch! ich habe erfahren, daß ſie einen Sohn Namens Leopold und einen Bruder hat, der Commandant iſt, und der mich von hier abholen will, um mich vorzuſtellen — und auch ohne Zweifel, mich zu Tiſche einzuladen. Nun, ich will mich beeilen, mich in Leopolds, meines vertrauteſten Freundes, Kleider, den ich aber, Gott weiß, nicht kenne, zu ſtecken. Die Mama ſagte, in dieſem Cabinet — o, o! das iſt ſehr gut — ſchöne Eſſenzen, Wäſche von ausgezeichneter Feinheit und wahrhaft jungfräulicher Weiße — Pantalon, Weſte, Frack, Cravatte, Escarpins — Alles findet ſich, ſelbſt weiße Handſchuhe. Das war indeſſen zu erwarten."

Anatole war bald in einen eleganten Pariſer Lion umgewandelt, und wahrlich, er erſchien als ſchöner Cavalier, der der romantiſchen Rolle würdig war, die ihm der Zufall gegeben.

Während er ſich mit einiger Selbſtgefälligkeit im Spiegel betrachtete und dazu die Bänder ſeiner Weſte enger zuſammenzog, um die Ungeduld ſeines murrenden Magens zu beſchwichtigen, hörte er Jemanden hinter ſich mit gedämpfter, aber hohler und verbrauchter Stimme ſagen:

„Nun, mein lieber Bremond, ſind Sie fertig?"

Es war der Commandant, ein großer und magerer Greis mit einer großen bourboniſchen Naſe, einer blonden Perücke und dem Orden des heiligen Ludwig.

Anatole kehrte ſich um, ungewiß wegen des Eindrucks, den ſeine Perſönlichkeit auf dieſen neuen Ankömmling hervorbringen würde. Dieſer prüfte ihn von dem Kopfe zu den Füßen mit zufriedener Miene.

„Traun," ſprach darauf der alte Commandant, „ich ſehe mit Vergnügen, daß uns Leopold nicht getäuſcht hat; er iſt ein ſehr guter Junge. Nun, geben Sie mir Ihren Arm, mein junger Freund; auf dem Punkte, wo wir uns befinden, ſind Sie kein Fremder für mich, obgleich wir uns zum erſten Mal ſehen. Ich will Sie einführen und vorſtellen. Doch halt, Sie haben doch nichts vergeſſen? gut, daß ich daran denke; Sie haben ſich doch alle Inſtructionen gemerkt, die Leopold Ihnen hat geben ſollen?"

„Was das anbelangt, mein Herr, ſo kann ich Sie, ohne Sie zu belügen, beruhigen, — ich habe kein einziges Wort von dem, was mir Leopold geſagt hat, vergeſſen!"

„Gut, gut, Sie erinnern ſich, daß meine Nichte Leonie heißt, und was weſentlich iſt, um in den Augen

Digitized by Google

der Welt, und besonders in den Augen der Colleteralen*) unserer alten Cousine Ursula das allzuübereilt scheinende, Bizarre, Hastige bei diesem Vorfall zu mildern; wesentlich sag' ich, ist es, daß Sie sich stellen, als hätten Sie meine Nichte Leonie schon in Paris kennen gelernt, während ihres vorjährigen Aufenthalts daselbst mit ihrer Mutter, Madame von Marty. Hören Sie!"

„Sehr wohl, Herr Commandant, sehr wohl!"

„Vortrefflich, — nun kommen Sie, mein lieber Bremond; der Augenblick ist da, treten wir in den Salon."

Bremond's Fuß stockte doch ein wenig in diesem entscheidenden Augenblicke; doch die Seltsamkeit des Abenteuers, der Wunsch, dessen Fortsetzung und Beschluß zu erfahren, und außerdem, — man kann nicht läugnen — sein entsetzlicher Hunger, der ihn peinigte — alle diese vereinten Beweggründe trieben ihn an, dem Commandanten zu folgen.

Dieser führte ihn eine breite Treppe, die wie bei einem Feste erleuchtet war, hinab, öffnete eine Thür des Vorzimmers, und trat mit Anatole in einen reichen Salon ein, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt hatte. Das Erscheinen der Ankommenden brachte eine lebhafte Bewegung hervor.

„Ich habe die Ehre," sagte der Commandant mit seiner heisern Stimme, Ihnen meinen künftigen Neffen, Herrn Bremond vorzustellen, den Bräutigam meiner Nichte, Leonie von Cernay.

Bei dieser Anrede wurde Anatole von Schwindel ergriffen und drohte zu sinken. Aber der Commandant, der ihn an der Hand gefaßt hatte, erhielt ihn im Gleichgewicht, und sagte leise zu ihm:

„Kaltes Blut, Geistesgegenwart! Beherrschen Sie Ihre Bewegung."

Der junge Künstler faßte sich auch wirklich, und ließ sich jetzt vom Commandanten zur Frau von Cernay führen, die er schon im Zimmer bemerkt hatte. Neben der Dame saß ein junges und bezaubernd schönes Mädchen von siebzehn Jahren, das an seiner Verwirrung und seinem Erröthen von Bremond als Fräulein Leonie erkannt wurde.

Nachdem er Mutter und Tochter begrüßt, und an sie einige höfliche, auf die von dem Commandanten angegebenen Umstände bezügliche Worte gerichtet hatte, sah sich Anatole von den Verwandten und den Freunden umringt, und mit Artigkeiten und Freundschaftsbezeugungen überschüttet. Der junge Künstler, der sich in der äußersten Verlegenheit befand, gefällt sich wieder zu seinem Commandanten, entschlossen, ein Mißverständniß zu zerstören, das einen zu ernsten und schweren Charakter angenommen, um einem zartfühlenden Manne zu gestatten, es durch fortgesetztes Schweigen zu verlängern. Aber der Alte in der blonden Perücke ließ ihm keine Zeit, seinen guten Vorsatz in Ausführung zu bringen.

„Mein lieber Bremond," sprach er zu ihm, ihn auf einen Balcon führend, wo Niemand ihre Unterhaltung störte. „Ihre Ankunft ist ein großes Glück für meine Nichte und für Sie. Einen Tag später, und alles wäre verloren gewesen. Urtheilen Sie daher selbst, mit welcher Angst wir Sie erwartet haben. Als wir noch dazu erfuhren, daß eine Diligence bei Beaune umgeworfen sei, bin ich und meine Schwester vor Unruhe bald gestorben. Wären Sie durch einen unglücklichen Zufall in jenem Wagen gewesen, so hätte das meiner Nichte ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Franken kosten können."

„Teufel!" entgegnete Anatole, dessen Ohren sich bei dem Silberklang einer so großen Summe spitzten.

„Ja, ja, mein Lieber," fuhr der Commandant fort, „fünfmalhunderttausend Franken! Denn schon morgen wird das Testament der Cousine Ursula geöffnet. Sie sehen also ein —"

„Ah, schon morgen?"

„Morgen Mittag, aber Leopold muß Ihnen das ja gesagt haben, oder hätte er nicht Zeit gehabt, Ihnen die seltsame Clausel in dem Testament unserer Cousine mitzutheilen?"

„Nur sehr unvollkommen."

„Wohlan denn, ich will Ihnen die Sache ganz genau auseinandersetzen. Stellen Sie sich vor, daß unsere Cousine bei ihrem vor einem Jahr erfolgten Tode ein bei dem königlichen Notar, Herrn Corullet, niedergelegtes Testament hinterlassen hat, mit dem Befehl, es nicht eher als ein Jahr nach ihrem Hinscheiden zu eröffnen. Nun hat uns eine alte Dienerin, welche bis zu den letzten Augenblicken in ihrer Nähe gelebt und der die Verstorbene alle ihre Gedanken und Pläne vertraut hatte, vor etwa acht Tagen entdeckt, daß Cousine Ursula meine Nichte Leonie zur Universalerbin eingesetzt habe, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das liebe Kind am Tage der Eröffnung verheirathet sein solle — wo nicht, so solle der Nachlaß der Verstorbenen auf ihre Colleteralen übergehen. Diese Kunde traf uns wie ein Blitzstrahl. Wo sollten wir in acht Tagen eine passende Parthie für Leonie finden? Wir waren trostlos, in Verzweiflung. Schon waren wir darauf gefaßt, auf das glänzende Ver-

*) Colleteralen heißen die Mitglieder eines adeligen Stiftes für unverheirathete Fräulein.

Digitized by Google

mögen Verzicht leisten zu müssen, als Leopold, Leonie's Bruder, auf einmal ausrief: „Wir sind gerettet, Leonie soll in acht Tagen verheirathet sein.“ Anfangs nahmen wir diesen Ausruf für Wahnsinn, aber Leopold sprach jetzt mit so ausschweifendem Lobe von Ihnen, er entwarf uns von Ihnen ein in jedem Bezug so vortheilhaftes Bild, er schilderte uns mit so rührender Beredsamkeit die brüderliche Freundschaft, die ihn und Sie, seit der Schule mit einander verbunden, — daß wir, meine Schwester und ich, endlich unsere Einwilligung gaben, Leonie reich und glücklich zu machen. Das Uebrige wissen Sie, mein lieber Bremond; Leopold reiste nach Paris, bot Ihnen die Hand seiner Schwester an, die Sie dankbar angenommen haben, — und so werden Sie denn in einigen Stunden mein Neffe und der Gemahl der theuern Leonie sein. Niemand weiß von dem Geheimniß dieser improvisirten Heirath etwas, als Sie und Leonie, Frau von Cernay, Leopold und ich. Um den Schein zu retten, haben wir aller Welt gezeigt, daß Sie Leonien in Paris kennen gelernt, und sich schon seit längerer Zeit um ihre Hand beworben: deßhalb mußten wir, meine Schwester, meine Nichte und ich, uns bei Ihrem Auftreten im Salon so stellen, als kannten wir Sie. Das ist die ganze Geschichte, mein lieber Neffe.“

In dem Augenblick, als der Commandant seine Erzählung beendigte, und der junge Künstler eben mit heroischem Freimuth ihm gestehen wollte, daß er nicht der erwartete Bremond sei, entstand eine große Bewegung im Saale.

„Schnell, schnell, mein junger Freund,“ sprach der Commandant, „geben Sie Ihrer Braut den Arm.“

Der ausgehungerte Reisende dachte, man wolle zu Tische gehen, und beschwor die Gewissensscrupel, die in ihm laut geworden, mit den Qualen seines Magens bis zum Dessert Mitleid zu haben.

„Wenn ich jetzt rede,“ sprach er zu sich, „so bringe ich Verwirrung, Scandal, Verzweiflung in diese brave Familie, und in diesem Falle wird kein Mensch an's Essen denken. Lassen wir es lieber bis nach der Mahlzeit; bis dahin will ich ihren Irrthum nähren, der mir selbst solide Nahrung verschafft.“

Er ging, und reichte der liebenswürdigen Leonie die Hand, in die sie zitternd die ihrige legte, wobei sie jedoch anmuthig lächelte. Dadurch erhielt das Gewissen des Künstlers einen gefühlichen Stoß.

(Beschluß folgt.)

Stubenmonolog eines Schauspielers.

Ich bin bestimmt, das Räthsel aller menschlicher Charaktere zu lösen, und bin selbst ein ewiges Räthsel, weil ich täglich etwas Anderes sein muß und am Ende gar nicht mehr wissen werde, was und wer ich bin. Ich spiele tausend Rollen und darf nie aus der Rolle fallen. Bald muß ich gut, bald schlecht, bald klug, bald dumm, bald schön, bald häßlich scheinen und muß dies Alles so scheinen, als wäre ich es wirklich.

Ich bin bereits tausendmal gemordet, gespießt, gehenkt, erschossen worden; mit allen Todesqualen habe ich scherzhaften Ernst getrieben; ich habe lachen müssen, wenn ich vor Verzweiflung hätte blutige Thränen weinen mögen, und an meinen heitersten Tagen wurde ich von der Lebensbühne auf die Bretterbühne abgerufen zu den gräßlichsten Qualen.

Ich habe lieben müssen, wo ich haßte, hassen, wo ich liebte; ich habe tausend Eide geschworen und bin eben so oft meineidig geworden; alle Schandthaten, die an mir verübt worden, habe ich an Anderen verübt; ich habe Alles thun müssen, nur nicht, was ich am liebsten thun und sein möchte.

Gestern starb ich an den dreiundzwanzig Wunden Cäsar's, heute schlug mir die Liebe eine Wunde, gegen die jene vielen schmerzlos waren; ich trank den Giftkelch Ferdinands und lebe heute noch.

An dem einen Abend zerriß mich, als Lear, der Undank meines eigenen Blutes, ich ward zum wahnsinnigen Greisenkinde, ich wurde durch Sturm und Wind gepeitscht, und als mich die Arme der Liebe aufnehmen wollten, verwelkten diese Arme an meiner Brust, und mein Herz brach. Ich wachte wieder auf! — Da war es mir bestimmt, als Schwa und Paria die ganze Verachtung und den Fluch der Geburt zu ertragen; der Paria erlöste sich durch das Gift des Stechapfels, der Schwa schleicht fort, behangen mit allen Stechäpfeln des Hohns, mit allen Disteln der Enghherzigkeit seiner Zeitgenossen, gepeitscht mit den Nesseln der Unterdrückung.

Der Krieg war ausgebrochen; sein ernstes, blutiges Spiel hielt die Menge von unseren gemalten Schlachtfeldern und erheuchelten Wunden zurück. Aber auch uns hat der Krieg schwer ergriffen, wir litten Mangel an allem Nöthigen. Da starb ich eines Abends auf der Bühne Ugolino's Hungertod, und als ich heim kam, schrieen meine Kinder nach Brod und ich hatte keines. — Das war ein schreckliches Hungerleben!

Das Weib meiner Liebe war gestorben. Mein trockenes Auge hing starr an der Leiche, in der einst ein

Digitized by Google

Herz so warm, so treu für mich geschlagen hatte; da rief mich der Theaterdiener ab; ich folgte ihm bewußtlos; ich trat in die Garderobe; willenlos wurde ich angekleidet und geschminkt; ich wußte noch immer nicht, was ich spielen sollte. — Da mahnte mich der Regisseur an mein Stichwort; o dieses Wort war ein Stich in meine Brust ich sah mich selbst von oben bis unten erstaunt an, merkte nun erst, daß ich der Schneider Kakadu war; ich sprang hervor und trillerte, ich, dem alle Lust des Lebens todt war: „Was ist des Lebens höchste Lust?" und jodelte: „Ich bin der Schneider Kakadu!" und das Publikum wollte sich über mich zu Tode lachen; ich hätte mich auch zu Tode lachen mögen, denn zu weinen vermochte ich nicht.

Miscellen und Anecdoten.

— Ein witziger Kopf erklärte: eine Börse komme ihm vor wie eine Kinderstube. Als man hierüber verwundert, nach der Aehnlichkeit beider fragte, antwortete er: Nun! ganz natürlich, die Großen ziehen die Kleinen aus.

— Ein sehr reicher, aber geiziger Börsenspeculant erlitt vor Kurzem einen bedeutenden Verlust durch das plötzliche Fallen von Papieren, worin er speculirt harte. Der Speculant nahm dies dem Schicksal sehr übel. Hätte mich dieser Schlag doch am 31. December getroffen! rief er ärgerlich: dann hätte ich wenigstens einen plausiblen Grund gehabt, keine Neujahrsgeschenkr zu geben.

— In Lyon ist eben ein sehr seltsames Gebäude vollendet worden, ein Haus von nicht weniger als zwölf Stockwerken. Der Bau lehnt sich an einen Hügel und besteht eigentlich aus drei übereinander gestülpten und durch Terrassen abgetheilten Häusern, zu je vier Stockwerken.

Die Mitgift.

Zwar sagte selbst die junge Frau von Veit:
Ohn' alle Mitgift hab' ihr Gatte sie genommen;
Doch dies war nur Bescheidenheit,
Denn man erfuhr in kurzer Zeit,
Daß er wohl mehr als er geglaubt mit ihr bekommen.

— Ein Diener, welcher für seinen Herrn täglich Bücher aus der Leihbibliothek holen sollte, bat, daß man ihm doch endlich das rechte geben sollte. „Waren denn die früheren nicht die rechten?" fragte der Bibliothekar. „Es kann wohl nicht sein," antwortete der Diener, „weil ich täglich ein anderes holen muß."

— Am 20. März Abends hatte auf der belgischen Eisenbahn ein Ereigniß statt, welches sehr schwere Folgen hätte haben können. Die in voller Geschwindigkeit dahin rollende Locomotive des Bahnzuges von Brüssel stieß an der Höhe von Frovennes, bei einem Durchlasse, gegen ein an einen beladenen Karren gespanntes Pferd, welches ein betrunkener Knecht sich selbst überlassen hatte. Pferd und Karren wurden buchstäblich zermalmt und die auf den Schienen zerstreuten Trümmer verursachten nothwendig solche Stöße, daß die Locomotive zuerst und dann der ganze Zug aus den Schienen kam. Die Locomotive lief bis oberhalb des Einschnittes der Heerstraße von Courtrai, wo sie, bis an die Achse in den Koth gerathen, nebst dem Zuge still hielt. Alle Wagen waren durch einander zerstreut und eine Diligence auf dem Geländer bei dem Einschnitte der Heerstraße gänzlich umgestürzt. Die Stöße waren, wie man denken kann, sehr heftig, allein glücklicherweise wurde Niemand verwundet. Der Maschinist soll große Kaltblütigkeit gezeigt haben.

— Die schlesische Zeitung schreibt aus Petersburg: Der Akademiker Herr v. Bähr präsentirte neulich der Akademie der Wissenschaften ein ihm von der medico-chirurgischen Akademie übergebenes menschliches Beingerippe, das darthut, dessen ehemaliger Besitzer müsse der größte von allen bis jetzt in der Menschengattung bekannt gewordenen Riesen gewesen sein; denn nach der Länge des beregten Beingerippes zu urtheilen, muß er fast 9 englische Fuß gemessen haben. Die Anthropologen unserer Zeit nehmen das non plus ultra nur 7 Fuß 6 Zoll an. Nach den Indicien der Knochen ist abzunehmen, daß dieser Riese, dessen Abstammung man aus dem Kaukasus datiren will, vor nicht erst langer Zeit abgeschieden sei.

— Stuttgart. Vor einigen Tagen ward eine arme Dienstmagd, welche in einem zarten Liebesverhältnisse mit einem Schuhmachergesellen steht, und aus gegenseitigem Mangel an Geldmitteln denselben noch nicht heirathen konnte, auf die k. Stadtdirection berufen, wo man ihr die wichtige Nachricht mittheilte, daß ein Onkel von ihr, der vor vielen Jahren in die neue Welt zog, um sein Glück zu machen, als Millionair in Batavia gestorben sei, und seine Nichte zur Universalerbin seines colossalen Vermögens eingesetzt habe. In ihrer Herzensfreude versprach die Glückliche ihrer Nebenmagd ein Geschenk von hundert Gulden, und ihrem geliebten Schuhmacher augenblicklich Hand und Herz, weil, wie sie sich ganz naiv ausdrückte, einige Millionen wohl hinreichen werden, um anständig in der Welt leben zu können.

— Am heil. Osterfeste ward in Oberlahnstein, im Herzogthum Nassau, ein 98jähriger Rathsherr beerdigt, der nach seiner bestimmten Versicherung, so lange er sich besinnen konnte, in seinem Leben nie Wasser getrunken hatte. Der Herzog von Nassau hatte ihm kurz vor seinem Tode für seine 50jährige treue Amtsthätigkeit die goldene Verdienstmedaille verliehen.

— Brüssel. Am 14. April trat ein sehr bejahrter Mann in einen Laden, löste dort ein Schnupftuch ab und ging mit demselben weg. Auf den Ruf des Kaufmanns: „Haltet den Dieb fest!" kehrte der Mann um, gab das Schnupftuch zurück und sagte zu dem Kaufmann: „Haben Sie die Güte, vor Gericht das Vergehen zu bezeugen, welches ich begangen habe; ich habe Nichts zu essen, und im Gefängniß werde ich wenigstens ein Obdach und Nahrung finden." Ein mittlerweile hinzugetretener Stadtgardist konnte sich nur mit Mühe den dringenden Bitten dieses Unglücklichen entziehen, welcher durchaus ins Gefängniß gebracht werden wollte.

Digitized by Google

— Man erzählt sich in Hamburg folgende ergötzliche Historie. Vor einigen Tagen wurde am Millernthor eine Frau mit zwei Pfund Fleisch angehalten, welche sie einzuschmuggeln beabsichtigte. Sie bat dringend um Rückgabe desselben, und versprach dagegen der Accise einen Gegendienst zu erweisen. Man gab ihr das Fleisch in der That zurück, und sie macht nun den Beamten die Anzeige, daß am Abend desselben Tages um 8 Uhr eine Droschke, in der sich ein Mädchen befinden würde, mit zehn Hasen einpassiren werde. Um die erwähnte Zeit kam wirklich eine Droschke angefahren. Sie wurde angehalten, ein Dienstmädchen mit einem verschlossenen Korbe saß darin. Man forderte letztere auf, den Korb zu öffnen; sie behauptete aber, den Schlüssel nicht bei sich zu haben, und versprach ihn aus dem Hause ihrer Herrschaft zu holen, kam aber nicht zurück. Jetzt hörte man aus dem Korbe das Wimmern eines Kindes. Derselbe wurde sofort geöffnet, und darin lag ein Kind, welches einen Zettel in der Hand hielt, worauf folgende Worte standen: „Ich heiße Elise und mein Vater ist bei der Accise."

— Peter der Große besuchte mit dem größten Eifer die Werkstätten der Handwerker und Künstler. Eines Tages ging er in die Schmiede eines gewissen Müller, Schmieds zu Istria, um von demselben Eisenstangen schmieden zu lernen. An einem der letzten Tage seines Aufenthaltes daselbst schmiedete er 18 Schuh Eisen (den Schuh zu ungefähr 40) Pfund.) Sein Kammerdiener und seine Bojaren trugen die Kohlen herzu, schürten und trieben den Blasbalg. Vor seinem Weggehen fragte Peter den Schmiedemeister, nachdem er seiner Offizin das gebührende Lob ertheilt, wie Viel er seinen Gesellen für einen Schuh geschmiedeten Eisens zahle. „Eine Altine oder drei Kopeken!" entgegnete Müller. „Gut," fügte Peter bei, „so hätt' ich also 18 Altinen verdient!" Der Schmied, welchem das Incognito Peter's kein Geheimniß mehr war, holte achtzehn Ducaten und überreichte sie Peter mit den Worten: „Einem Gesellen wie Ihre Majestät kann ich wohl keine geringere Bezahlung geben." Peter aber weigerte sich, die Ducaten anzunehmen, indem er sagte: „Ich habe nicht besser gearbeitet und nicht mehr verdient, wie jeder andere Geselle. Gib mir daher nur, was du einem solchen zahlen würdest: dies wird hinreichen, mir ein Paar neue Schuhe zu kaufen, die ich im Augenblick sehr nöthig habe." Der Czaar zeigte dem Meister seine schon mehrmal geflickten Schuhe, die von Neuem schadhaft geworden. Peter nahm die achtzehn Altinen, kaufte sich davon ein Paar neue Schuhe und wiederholte nachher oft mit frohem Blicke auf dieselben: „Die hab' ich mir im Schweiß meines Angesichts verdient!"

— Ein Esel wurde Hofrath an König Ludwig's XI. Hofe, und zwar ein ganz gemeiner grauer, vierbeiniger und sehr langöhriger. Mancher seiner Collegen verdankt seine Stelle der Fähigkeit, mit besonderer Anmuth über das Wetter zu sprechen, und dieses Talent verschaffte auch diesem Esel die seinige, obwohl er nicht mit der Zunge, sondern mit seinen Ohren redete. Ludwig wollte nämlich einst auf die Jagd reiten und fragte seinen Hofwetterrath, welche Witterung er zu erwarten habe. Der Hofrath prophezeihte den herrlichsten Sonnenschein. Als der König kaum in den Wald gekommen war, begegnete ihm ein Köhler mit seinem Esel. „Lieber Herr," warnte der Köhler gutmüthig, „wenn Ihr nicht durch und durch naß werden wollt, so kehrt eiligst um." Es war keine Wolke am Himmel zu sehen und der König lachte der Warnung; allein kaum begann die Jagd, so kam ein starkes Gewitter und der König und sein ganzes Gefolge wurde bis auf die Haut durchnäßt. — Am andern Tage ließ Ludwig den Köhler aufsuchen und vor sich bringen. Er fragte ihn, von wannen ihm solche Wissenschaft über das Wetter gekommen, und der offenherzige Köhler gestand ehrlich ein, daß der Esel sein Barometer sei. Neige dieser die langen Ohren und werde ungewöhnlich träge, so sei ganz sicher ein Unwetter im Anzuge. Der Köhler erhielt ein gutes Geschenk und der Esel rückte als Wetterverkünder in die Rolle des abgesetzten Hofrathes ein und wurde sehr in Ehren gehalten. Später soll ihm der König die ausrangirte Eselin zur Gemahlin gegeben haben, auf welcher er früher zur Erholung immer spazieren zu reiten pflegte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man trägt fast noch eben so viel Schwarz als im Winter, z. B. ein Ueberrock von schwarzem Moire mit Reversleibchen und mit Aermeln, die ebenfalls Revers haben und in der Mitte des Armes endigen. Dazu sieht eine gefältelte Muslin-Chemisette sehr gut aus, so wie die langen weißen Muslinunterärmel, die bis an das Handgelenk reichen. Ein anderer schöner Anzug ist ein Kleid von schwarzem gestreiftem Pekin oder von Pekin mit satinirten Carreaux Schwarz auf Schwarz, garnirt mit Rüchen von schwarzem Band, das mit Atlas eingefaßt ist, mit hohem Leibchen und Amadisärmeln; oder ein Kleid von glattem Pekin mit fünf Volants von fünf gestreiften Bändern in verschiedener Breite, mit engen Aermeln, die mit Band besetzt sind und ebenfalls mit Band garnirt und Berthen. Diese Beliebtheit der schwarzen Farbe erhält auch die schwarzen Spitzen in Gunst.

Von den neuen seidenen Stoffen scheinen besonders drei berufen zu sein, sich in die Gunst der eleganten Welt zu theilen, der Fontanges-Pekin, der Herzogin-Pekin und ein Taffet mit großen weißen und grünen Careeaux in verschiedenen Nüancen, die durch ein kirschrothes Streifchen von einander getrennt sind. Unter den neuen Kleiderfaçons gefällt namentlich eine, welche einigermaßen an die Blouse erinnert, deren Schnitt aber so sinnreich ist, daß Alles vermieden wird, was die Blouse Ungraziöses hat; es ist dies ein Putzüberwurf.

Was den Auspuz der Kleider betrifft, so scheinen die Volants noch immer den Vorzug zu genießen, wenn man auch einige Veränderungen an ihnen selbst und an den Verzierungen derselben anbringt; bei Zeugkleidern werden sie jedenfalls ausgezackt und mit einer neuen Art Fransen garnirt sein, auf den weißen und den leichten Kleidern dagegen festonnirt, gestickt und durch Einsatzstreifen getrennt. Auch die Rüchen scheinen in Gunst zu bleiben; auf einigen Kleidern zur Halbtoilette hat man sie aus Band von greller Farbe versucht, was sehr originell aussah; auf den Oberröcken setzt man sie spiralförmig und auf den nicht offenen Röcken rankenförmig an. Auf den leichten Kleidern trägt man gern mehrere Volants, die meist schräg geschnitten sind und fast schon an den Hüften anfangen. Man braucht zu diesen Kleidern unglaublich viel Zeug und sie sehen, gestehen wir es nur ein, schwer und plump aus. Hoffentlich hält sich diese Mode nicht lange. Die Aermel sind am häufigsten halbweit, ganz glatt, mit einem Aufschlage in der Mitte des Armes, so daß der Muslinärmel recht herausgehoben wird, den man darunter sieht; auch die Klappen auf dem Leibchen stehen sehr weit auseinander, so daß man einen großen Theil der Chemisette sieht, die vorn immer sehr weit, gestickt oder mit Spitzen garnirt ist.

Digitized by Google

Die Pelerine ist nur beim Negligée zulässig; der Langshawl dagegen wird von allen Stoffen getragen. Die Cannezous mit Einsatzstreifen und Stickereien scheinen zwar diesen Sommer wieder in die Mode zu kommen, doch wird man jedenfalls auch sehr viele Langshawls von glattem Muslin tragen, die mit blauer oder rosa Gaze gefüttert sind. Wir haben auch Mantillen-Shawls und sogar Mantillen-Paletots gesehen. Eine andere Neuigkeit dieser Art ist der Malteser Shawl, eine Mantille von schwarzen Spitzen, welche die Dame buchstäblich vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt. Die Form ist von der Art, daß die Spitzen die Arme bedecken, wie es lange Aermel thun könnten, und der Shawl, der rund ist und an allen Seiten sehr weit herunterfällt, läßt kaum von dem Kleide etwas sehen. Eine junge Dame in einem Kleide von schillerndem Stoffe mit einem solchen großen durchsichtigen Gewebe darüber dürfte höchst graziös und reizend aussehen. Die erwähnte Mantille hat überdies eine kleine Pelerine, welche über den Kopf geschlagen werden kann.

Als Sommerkleid erwähnen wir ein sehr hübsches, dem man den Namen Delicia gegeben hat. Es war von indischem Muslin; der Rock hatte gestickte Einsatzstreifen, welche ganz das Leibchen bildeten, und auf denen Halbguirlanden von natürlichen Blumen angebracht waren. Was die Kleider zum Ausgehen betrifft, so sind die Revers am Leibchen mit dem kleinen Stehkragen durchaus nothwendig; bisweilen gehen diese Revers auch auf den Rock über, an welchem sie durch eine Posamentirarbeit oder etwas dergleichen festgehalten werden. Man benähet sie mit Soutacheborten, wie man die seidenen Kleider damit benähet. Die Aermel an diesen Kleidern sind eng, aber oben so ausgeputzt, daß dieser Ausputz einem kurzen Aermel gleicht. Man benutzt gern die Stoffe mit breiten Streifen und man macht auf solche Kleider breite Volants, über denen eine schmale Bandrüche hinläuft; auch die Mantille von demselben Stoffe muß solche breite Garnirungen haben. Einige werden mit Sammet von derselben Farbe oder mit einer langen glatten schmalen Borte garnirt; man setzt z. B. auf ein Kleid mit violetten Streifen und braunem Widerscheine sechs Sammetstreifchen, von denen das erste sehr dunkelviolett und das letzte sehr zart lilas ist. Diese Sammetstreifchen gehen auch auf das Leibchen und die Aermel über, wie man mit ihnen das Kleid schnüet, wenn dasselbe offen ist. Bei diesen offenen Kleidern müssen die Guimpen und Chemisetten sehr reich gestickt und äußerst elegant sein.

Die hübschesten Phantasiestrohhüte sind durchbrochen und ganz mit Pour de Soie gefüttert; man garnirt sie mit Bändern und einem langen Gazeschleier von der Farbe des durchschimmernden Futters; doch trägt man sie nur bei Negligéeanzügen. Den schönsten Ausputz erhalten die Crepphüte, die unter dem Schirme nur Streifen und kleine Puffen von Tülle haben.

Sehr modisch sind die sogenannten nonchalantes, wie man die allerliebsten kleinen Hausschuhe nennt, welche die bisher gebräuchlichen pesaischen verdrängt haben. Alle Damen sticken jetzt solche nonchalantes und diese Arbeit wird jedenfalls in diesem Sommer die beliebteste sein. Man besetzt sie mit Soutachborten oder stickt sie mit Seide auf sehr feinem Cannevas oder in Gold oder Silber auf Moire. Die hübschesten sind von carrirtem Stoffe, auf welchem sich in jedem Carreau ein farbiges Bouquet befindet, das grell von dem Grunde absticht. Auch das Futter wird gestickt. Man faßt sie mit einer Bandrüche oder auch nur mit einer passenden seidenen Schnur ein, die dann um den Fuß gebunden wird. Unter den Langshawls, welche wir in den letzten Tagen gesehen haben, gefielen besonders die von Crepp de Chine in Weiß mit weißer Stickerei; andere waren von starker gefügiger Seide mit neuen gedruckten Mustern, und noch andere hatten satinirte Streifen, oder waren von Paris-Gaze oder einfach von glasirtem Taffet, mit breiten Fransen oder breiten glatt angenäheten Spitzen — gleichwohl scheinen die Cashemir-Langshawls die Oberherrschaft zu behaupten.

Armbänder sind jetzt so unentbehrlich wie die Manschetten.

Man trägt diesen Sommer auf den Hüten häufig Federn; namentlich sehen die sogenannten Colibrifedern auf Reisstrohhüten sehr gut aus.

Die Kleider, die wir in großen Modehandlungen gesehen haben, waren, natürlich je nach ihrer Bestimmung, mehr oder minder reich verziert, meist aber am Leibchen ziemlich weit offen, ohne sehr ausgeschnitten zu sein; einige waren geschnürt, oder hatten Revers. Eben so hatten die meisten weite Aermel, welche Muslin-Unterärmel nöthig machen, die gestickt oder mit Spitzen besetzt zu sein pflegen. Bei den offenen Leibchen muß man natürlich Chemisetten oder Guimpen tragen. Die neuesten der letzteren heißen Medici. Sie haben oben mehrere Reihen Spitzen und bestehen aus Puffen, die mit gestickten Einsatzstreifen oder Spitzen abwechseln. Zu den nicht offenen hohen Kleidern hat man Cannezous ebenfalls in neuer Form. Bei Negligée hat man Chemisetten von Batist mit einem kleinen Umschlagkragen, der meist mit doppelten Zäckchen garnirt ist.

Herren-Mode. Die Fracks haben ziemlich breite Revers; auch die Schößen sind breit und dabei lang, die Aermel dagegen bleiben noch immer eng. Die Revers schlagen sich bis zum zweiten Knopfe von unten um. Sie haben meist zwei Reihen Knöpfe, die häufig metallene sind. Die Pantalons sind im Ganzen ziemlich knapp und ohne Falten an den Hüften, unten dagegen halbweit. Man glaubt, daß man diesen Sommer meist kurze Röcke tragen werde, denn man ist der Zwirnes so ziemlich überdrüssig. Die Westen haben entweder einen Stehkragen oder einen sehr kleinen Shawlkragen, der je nach Belieben mehr oder weniger geöffnet werden kann. Sie sind noch immer sehr lang und gehen über die Hüfte, doch fängt man bereits an, diese bedeutende Länge etwas zu vermindern.

Die Mehrzahl der Fracks hat die Form der französischen Fracks, d. h. die Klappen gehen allmählig in die Schößen über, da sich in der Hüfte kein Einschnitt befindet; übrigens haben viele Fracks nicht sehr breite Sammetkragen von der Farbe des Tuches: Schwarz, Goldbronze, grüne Bronze, Königsblau und sehr lichtes Grün. Die meisten Westen sind gerade, sehr lang und von carrirtem oder gestreiftem Stoffe; andere haben einen kleinen Stehkragen. Die Pantalons liegen nicht mehr unten auf dem Fuße auf, sondern sind da weit, und die Seitennähte gehen sehr weit vor, so daß die Füße zu drei Viertheilen bedeckt werden; an der Seite haben die Nähte eine kleine Oeffnung und sind mit einer dünnen Schnur von der Farbe des Stoffes (man trägt sonst nur carrirte Zeuge) besetzt. Einige hübsche Anzüge sind: Frack mit niedrigem breitem Kragen, sehr breit sich umschlagenden Klappen, ganz engen Aermeln und schmalen Schößen, die mit Seide gefüttert sind; sehr lange Weste mit kleinem Stehkragen; Sommerkleider; schwarze Cravate. Kurzer Tuchrock mit breitem und niedrigem Kragen, großen Klappen und engen Aermeln; carrirte ziemlich enge Beinkleider; gestreifte Weste mit kleinem Stehkragen; bunte Cravate, grauer Hut.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Zugdut mit Blumenausputz. Kleid mit kurzen Aermeln und Muslinunterärmel. Geschnürtes Leibchen und zwei Volants mit Bogen besetzt. No. 2. Mantelet mit Aermelschnitt von gesticktem Tarlatan. No. 3. Kurzer Rock mit bis nach den Schößen überschlagenden Revers. Gestreifte Weste mit Stehkragen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. N. Büchner, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Carl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen.

(Ein biographisches Portrait.)

Es war am 3. September 1780, kurz vor Mittag, als bei dem Herrn Lassus, Capitain bei dem Regimente „Royal-la-Marine“ ein noch ganz junger Mensch von schmächtigem Körperbau und überaus einnehmender Gesichtsbildung sich anmelden ließ, um als gemeiner Soldat, doch freiwillig und ohne Werbegeld, die Waffen für das Vaterland zu tragen. — Wie alt sind Sie?“ fragte der Capitain. — In vier Monaten erreiche ich mein siebzehntes Jahr,“ antwortete freimüthig der junge Rekrut. — „Wie heißen Sie?“ — „Jean Baptiste Jules Bernadotte, Herr Capitain.“ — „Gebürtig aus der Stadt Pau?“ — „Zu dienen, Herr Capitain!“ — Also wohl gar ein Sohn des bekannten Rechtsgelehrten dieses Namens! Ist Ihre Mutter nicht eine geborne Saint-Jean de Bonil?“ — „Ganz recht, Herr Capitain!“ — „O, dann kenne ich Ihre Familie, junger Mann!“ sagte Herr von Lassus eifrig. „Werden aber auch Ihre Aeltern diesen Ihren Schritt billigen? Und sind sie davon unterrichtet?“ — „Nein, noch nicht, Herr Capitain; aber die nächste Zukunft soll schon Alles wieder ausgleichen,“ antwortete der kaum siebzehnjährige Jüngling, von dem Napoleon später sagen sollte: „Er hat maurisches Blut in den Adern.“ Auf diese Weise trat der junge, mit allen Schätzen des Herzens und des Geistes reich begabte Bernadotte (geboren den 26. Januar 1764), der sich allerdings aus dem ältelichen Hause, wo die mütterliche Vorliebe sich zu merklich dem ältern Bruder zuwandte, heimlich entfernt hatte, in das damals auf der Insel Corsica garnisonirende Regiment Royal-la-Marine. „Jacta est alea!“ konnte wohl der prädestinirte Held in seinem Begeisterungstraum ausrufen, wenn ihm auch vielleicht noch nicht eine dunkele Ahnung zuflüsterte, daß er ein ganz besonderes Schooßkind einer in den Annalen der neueren Weltgeschichte fast fabelhaften Glücksgöttin sei, die ihm treu bleiben werde bis zum Tode in einem weit vorgerückten, doch durchaus rüstigen Greisenalter. Im großen Hazardspiele des Lebens sind also unter obigem Datum von dem jungen Rekruten im Süden Frankreichs die Würfel geworfen worden, um nach Verlauf von sechsundsechzig inhaltschweren Jahren den überraschenden, welthistorischen Beweis von der volksbeglückenden Ausführbarkeit des in der Politik lange bezweifelten Grundsatzes zu liefern, daß ein weiser und guter Fürst, wenn auch nur aus dem Schooße des Volks entsprun-

Digitized by Google

gen, ein rein monarchisches Reich mit republicanischen Institutionen ohne große Opfer für sich und die Nation zu regieren vermag. — Ja, in solchen seltenen Fällen rollt das einmal in Bewegung gesetzte Glücksrad eben so schnell wie sicher; folgen wir ihm deshalb noch schneller, um im raschen Fluge zu sehen, wie aus dem Soldaten Johann Bernadotte Stufe nach Stufe, Schritt für Schritt der glückliche und beglückende König Carl XIV., der souveraine Beherrscher der scandinavischen Halbinsel, der treue Vater und sorgsame Berather eines wackern Volks, der würdige Nachfolger eines Gustav Adolph und Carl XII. werden sollte! Am 16. Juni 1785 stieg der simple Grenadier zum Corporal; am 21. Juni 1786 wurde er Fourier, am 7. Februar 1790 Adjutant. Inzwischen gährte die französische Regeneration in stillem Ausbruche; auch in der Stadt Marseille steckte man die dreifarbige Cocarde auf, wobei sich dem jungen Helden, der standhaft allem Partheigeiste fremd blieb und nur der Stimme des eignen Gewissens und Ehrgefühls folgte, mannichfache Gelegenheiten darboten, als Bürger, Krieger und Staatsmann sich selbst das Horoskop zu stellen. Im November 1791 war Bernadotte Lieutenant im Regimente Anjou; er wünschte, weil die immer mehr überhand nehmenden Wirren zu Hause sein offenes Gemüth niederdrückten, seinem alten Regimente nach St. Domingo zu folgen, erhielt aber auf sein inständiges Ansuchen eine durchaus ablehnende Antwort vom Kriegsministerium. Schon vor dem Frühling 1793 war er Oberst. Die französischen Revolutionskämpfe eröffneten seinem Genie eine unermeßliche Laufbahn. Wir sehen ihn als muthigen, doch stets besonnenen und meist siegreichen Brigadechef bei der Rheinarmee; — wir hören das ihm so naiv gespendete Lob aus dem Munde eines 1796 bei Neumark von dem Erzherzog Carl gefangen genommenen französischen Grenadiers: „Mein General heißt Bernadotte; sein Blick ist der des Adlers, und er hat Euch mehr als ein Mal bewiesen, daß ein Löwenherz in seiner Brust schlägt!" — Wir bewundern ihn, wie er durch seinen chevalerésken Biedersinn den argwöhnischen „Wohlfahrtsausschuß" zu beschwichtigen, zu beschämen weiß; — wir bewundern ihn aus anderen Rücksichten fast noch mehr, als er den Rang eines Generals nicht annehmen will, weil „es sich beim Militär nicht zieme, einen Grad zu überspringen" — wir lernen ihn lieben und achten als einen Freund des tapferen Kleber, — wir treffen ihn wieder bei Mastricht, am Rhein und an der Mosel (im Jahre III bis V der Republik), dann in Italien, wo er zum ersten Male persönlich den Obergeneral Bonaparte kennen lernt, über welchen er gleich das schlagende Urtheil fällt: „Ich habe einen Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren gesehen, der sich den Anschein geben will, als wäre er wenigstens funfzig, und dies verspricht nichts Gutes für die Republik!" Wir sehen Bernadotte, den seinerseits der scharfblickende Bonaparte mit den bezeichnungsvollen Worten schildert: „es ist ein ächter Franzosenkopf auf dem Herzen eines Römers," — wir sehen ihn neben Massena siegreich und schonungsvoll bei Palma-Nova, in Laibach, in Friaul, in Campo-Formio bei dem Abschlusse des bekannten Friedenstractates (13. October 1797) und in Wien als Botschafter, wo man aus jenen Zeiten noch viel von ihm zu erzählen weiß. Bei seiner Rückkehr nach Paris, kurz vor dem abenteuerlichen Zuge Bonaparte's nach Aegypten, am 16. August 1798, verheirathete sich Bernadotte mit Fräulein Désirée Clary, einer Schwester von der Gemahlin Joseph Bonaparte's, und wohl selten ist, besonders auf dem Throne, eine Ehe glücklicher gewesen. Die ihn überlebende Königin zeigte sich in einer Reihe von 46 Jahren bei jeder Gelegenheit des hohen Geschicks würdig, zu welchem sie durch die eminenten Talente und Tugenden ihres Gemahls erhoben werden sollte. Bald danach wurde Bernadotte trotz seiner Weigerungen Obergeneral bei der „Observationsarmee," dann (im Jahre VII der Republik) wieder Kriegsminister, von welchem für ihn so undankbaren Posten er freudig abtrat, während der verhängnißvolle 18. Brumaire heranahte, der den kühnen Napoleon zum Consul und Dictator machte, die Freiheit Frankreichs aber zu Grabe läutete. Das Verhältniß zwischen dem stolzen Franzosenbeherrscher und dem unerschütterlichen Republikaner blieb von der Stunde an ein ziemlich gespanntes, obgleich es nie zum offenen Bruche kam. Nichtsdestoweniger nahm Bernadotte, um dem Vaterlande nicht seine Kräfte zu entziehen, vorläufig die Stelle eines Staatsraths an, der er indeß bald entsagte, um zwei Jahre lang als Obergeneral die „Armee des Westen" zu befehligen. Am 10. Mai 1840 wurde er zum Marschall des neuen Kaiserreichs ernannt, und zwischen dieser Ernennung und seiner Erhebung zum Fürsten von Ponte-Corvo, am 5. Juni 1806, liegt eine Reihe von glänzenden Waffenthaten und wahrhaft edlen und menschenfreundlichen Handlungen, wodurch er sich in Hannover wie in Bayern die Stimmung des Volks auf eine fast unglaubliche Weise gewann. So aber bahnte er sich, ohne es wohl selbst zu ahnen, den Weg zum schwedischen Throne. — Wenden wir indeß, während die Napoleonische Sonne ihren Mittagspunkt erreicht, unsern Blick gegen den Norden, wo das alte Wasageschlecht wie ein morscher Eichbaum seinen

Digitized by Google

eigenen Verfall und die Hinfälligkeit aller Erdengröße tragisch betrauert. Ueberhüpfen wir die delicaten Ereignisse, welche hauptsächlich in der Geschichte Schwedens das erste Decennium des neunzehnten Jahrhunderts voll machen; der Herzog von Südermanland regierte bis auf's Weitere im Namen Carls XIII.; — einen hoffnungsvollen Thronfolger mußte man haben; — Carl XIII. adoptirte den Prinzen Carl August von Augustenburg, der am 14. Juni 1809 als Kronprinz von Schweden anerkannt ward, jedoch am 28. Mai 1810 plötzlich starb. — — — Am 18. August 1810 erließ Carl XIII. an seine zu Oerebro versammelten Reichsstände die Aufforderung: „den Fürsten von Ponte-Corvo zu seinem legitimen Nachfolger — nach freier Wahl des mitstimmenden Volks — zu erwählen." Noch in halber Freundschaft reichten sich der ehrgeizige Franzosenkaiser und der schwedische Kronprinz die Hände. Am 2. November 1810 hielt Carls XIII. Adoptivsohn seinen Einzug in Stockholm, und von der Minute an lebte und wirkte er einzig für sein neues Vaterland, dem er von nun an alle früheren und sonstigen Rücksichten hochherzig opferte, während er unter dem Andrange aller der wohlbekannten politischen Ereignisse eine kluge Neutralität für Schweden zu bewahren wußte, bis endlich Napoleons thörichter Uebermuth ihm mit Gewalt das Schwert zur Selbstvertheidigung und Wahrung der vaterländischen Interessen aufdrang. Der große kritische Moment rückte für Europa heran; glänzende Siege wurden von den Alliirten gewonnen, wie bei Dennewitz, wo Bernadotte sich besonders hervorthat. Die Leipziger Schlacht war die Katastrophe des Sturzes von Napoleon. Der allgemeine Friede brachte jetzt auch der scandinavischen Halbinsel in hohem Grade seine Segnungen; die Abtretung Norwegens an Schweden war der Lohn, den der schwedische Kronprinz sich für die eifrig geleisteten Dienste ersehen hatte. — — — Am 5. Februar 1818 starb Carl XIII. und sein Adoptivsohn folgte ihm nun in der Regierung unter dem Namen Carl XIV. Johann. Was Carl Johann als König für das Wohl seiner Staaten gethan, steht nicht allein in den Annalen der Weltgeschichte, sondern auch in den Herzen seiner Unterthanen unauslöschlich verzeichnet; es bedarf in diesem flüchtig skizzirten Bilde keiner Erwähnung. Gott der Allmächtige schenkte seinem rastlos volksbeglückenden Wirken noch eine Dauer von siebenundzwanzig Jahren und rief ihn dann bei allmähliger Abnahme der Kräfte durch einen sanften Tod zu sich am 8. März 1844 um halb 4 Uhr Nachmittags. Ohne Zweifel wird König Oscar I. in die Fußstapfen seines erhabenen Vaters treten!

Pariser Gerichtsscene.

Herr Gaillard ist eifersüchtig, ein kleiner Fehler, mit dem man wohl Nachsicht haben kann, denn Madame Gaillard ist jung und hübsch, so viel man unter dem schwarzen Schleier sehen kann, weil sie ihr Gesicht vor den Blicken der Neugierigen zu verhüllen suchte. Aber Herr Gaillard hatte darin sehr Unrecht, daß er zu seiner Eifersucht Zank, den er vom Zaune brach, gesellte, um dadurch seinen Argwohn bestätigt zu sehen.

Seit einiger Zeit sah Herr Gaillard mit großem Mißvergnügen die vielen Besuche eines jungen Mannes, der eine Anstellung im Dienste des Staats erhalten hatte; er hatte die Bekanntschaft der Liebe seiner Gattin gemacht. Selten verging ein Tag, wo er nicht den jungen Herrn Desiré in seinem Hause sah, oder erfuhr, daß er dort gewesen sei und ein langes Gespräch mit seiner Gattin unter vier Augen gehabt habe. Wer unterrichtete den argwöhnischen Mann so genau davon? Es war sein Söhnlein, der kleine Alexander, sieben Jahr alt, kindisch offenherzig, den aber der Vater zu dem verhaßten Geschäft des Spionirens und Angebens abgerichtet hatte.

Am 2. December v. J. war Herr Gaillard zu einem Mittagsmahle gebeten worden; er setzte davon seine Gattin in Kenntniß mit dem Zusatz, er werde erst spät wieder nach Hause kommen. Aber er fühlte sich unbehaglich in der Gesellschaft und kehrte schon um 5 Uhr wieder heim. Der überlästige Herr Desiré befand sich bei Madame Gaillard, am Kaminfeuer sitzend, und in dem Speisezimmer, durch das Herr Gaillard gekommen war, um in das Zimmer seiner Ehehälfte zu gelangen, sah er drei Couverts auf einem gedeckten Tisch. Bei dem Anblicke des jungen Mannes wurde ihm Alles klar; dennoch begnügte er sich, seine Gattin zu fragen mit einer Stimme, die mühsam unterdrückten Ingrimm verrieth, ob sie Jemanden als Gast erwartete.

— Keine Seele, erwiederte sie sehr ruhig.

— Wie kommt es denn, daß man drei Couverts aufgelegt hat?

— Drei Couverts? Es ist wohl möglich. Ich besinne mich, daß ich's vergessen, der Rose zu sagen, daß Du heute auswärts zu Mittag speisen würdest. — Befindest Du Dich nicht wohl, lieber Mann? — Ich erwartete Dich nicht so früh.

— Das merk' ich, Madame, und ich errathe, für wen das dritte Couvert bestimmt ist.

— Für wen denn, mein Herr? wenn ich fragen darf.

Mit Heftigkeit schrie Herr Gaillard:

Digitized by Google

— Für wen? Für keinen Andern, als den jungen Fant, der hier mehr zu Hause ist, als an irgend einem andern Ort, und den ich aus dem Fenster stürzen werde, wenn er sich nicht sogleich aus der Thür packt.

— Mein Herr, nahm nun der junge Mann das Wort, der bisher ein stummer Zuhörer dieser Scene gewesen war, vergessen Sie nicht, daß Sie in Ihren vier Pfählen sind, und daß es um desto insolenter von Ihnen wäre, dies zu mißbrauchen.

Herr Gaillard, durch den kalten und ruhigen Ton, mit dem Herr Desiré dies sprach, noch aufgebrachter, ergriff ihn beim Kragen und stieß ihn mit seinen derben Fäusten bis zur Thür. Der Kopf des jungen Mannes wurde dadurch so heftig an die Wand gestoßen, daß er dadurch verletzt und mit Blut benetzt wurde. Durch diesen brutalen Angriff auf's Aeußerste gebracht, stieß er Herrn Gaillard so heftig zurück, daß dieser zu Boden fiel und eine Contusion am Kopfe erhielt. Herr Desiré entfernte sich, jedoch mit Zurücklassung eines Theils seines Redingots in den Händen des eifersüchtigen Ehemannes.

Herr Gaillard wollte sich nicht dabei beruhigen, er glaubte sich nicht hinreichend gerächt zu haben, und kam auf den unglücklichen Gedanken, Herrn Desiré bei der correctionellen Polizei zu belangen.

Nachdem er dort seine Klage angebracht, behauptete er, daß ihn Herr Desiré ohne irgend eine Veranlassung geschlagen, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und er durch ihn eine Contusion am Kopfe erhalten habe, an der er 14 Tage schwer erkrankt gewesen sei.

Der Präsident: Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Beklagte Sie, ohne von Ihnen gereizt worden zu sein, in Ihrem eigenen Hause gemißhandelt haben sollte.

Herr Gaillard: Ich gab ihm nur zu erkennen, daß er sich entfernen möge, weiter nichts. Uebrigens hab' ich einen Zeugen, der Ihnen bestätigen kann, wie ich behandelt worden bin. Es ist mein Sohn Alexander.

Der kleine Alexander muß nun vortreten.

Der Präsident: Sage mir, mein Söhnchen, was ist zwischen Deinem Vater und Herrn Desiré vorgefallen, der dort auf der Bank sitzt.

Der Knabe antwortet mit geläufiger Zunge, als wenn er ein Pensum in der Schule aufsagt: Papa kam nach Hause, Herr Desiré war dort, Papa sagte ihm, er möchte sich entfernen, da stürzte er auf den Papa los, schlug ihn, warf ihn nieder, gab ihm Fußtritte und Papa wurde sehr krank.

Der Präsident: Hat man Dir nicht befohlen, dies zu sagen?

Der Knabe: Ja, mein Herr, Papa hat mir gesagt: Du mußt sagen, daß mich Herr Desiré geschlagen, niedergeworfen und mir Fußtritte gegeben. Er hat mir dafür ein schönes Spielzeug versprochen. Er hat mir auch ein Wiegenpferd geschenkt.

Herr Gaillard: Nichtswürdiger Bube! Wie kannst Du das behaupten. Aber warte nur . . .

Der Präsident: Schweigen Sie, mein Herr! Es ist schändlich, sein eigenes Kind zum Lügen abzurichten.

Dann wandte er sich wieder an den Knaben:

Kennst Du den Herrn Desiré?

Der Knabe: Den da? Er deutet mit dem Finger auf den Angeklagten.

Der Präsident: Ja, den.

Der Knabe: O, den kenn' ich recht gut. Er besucht die Mama sehr oft, wenn Papa nicht bei Wege ist, und mir ist das immer recht lieb. Denn dann kann ich immer zum Spielen gehen, wohin ich will.

Der Präsident bricht das Verhör mit dem Knaben aus Schonung für den Kläger und dessen Gattin ab, und wandte sich an den Angeklagten. Dieser erzählte mit dem Tone der Wahrheit und jener ruhigen Kälte, die sich keines groben Vergehens bewußt ist, die Thatsachen.

Das Tribunal entließ Herrn Desiré mit der Erklärung, daß Alles, was ihm zur Last gelegt worden, sich durch Nothwehr entschuldigen ließe, und verurtheilte Herrn Gaillard zur Bezahlung der Kosten.

Die Heirath aus Hunger.

Erzählung von Marc. Michel.

(Beschluß.)

Die Versammlung der Eingeladenen verweilte gar nicht im Speisesaal, sondern begab sich nach der Schloß-Kapelle. Diese war erleuchtet und mit Blumen geschmückt; die Anwesenden stellten sich in zwei Reihen auf; eine Art von Zeltdach, unter welchem ein Altar, und zwei rothe Sammtkissen bezeichneten die Stelle, wo die beiden Verlobten verbunden werden sollten.

Man hörte jetzt Mitternacht schlagen.

Anatole, dem der Kopf ganz schwach war von einem fast zwanzigstündigen Fasten, dazu betäubt und wie trunken von den verschiedenen Eindrücken dieses Abends, geblendet von der Schönheit des jungen Mädchens, dessen

Digitized by Google

Hand in der seinigen zitterte, vielleicht auch von dem Gedanken an die fünfmalhunderttausend Franken bewegt, die er Leonie, oder vielmehr, die sie ihm verdanken sollte (Dank der Testamentsclausel und der Abwesenheit des wahren Bräutigams), und endlich auch von dem Abenteuergeist, der Künstlern einzuwohnen pflegt, angetrieben, kurz, Anatole stand auf dem Punkte, der mächtigen Versuchung nicht länger zu widerstehen. Er schritt mit Leonie auf den für das junge Paar bezeichneten Platz zu, ließ die Braut auf das eine Kissen niederknieen, und beugte schon selbst das Knie — da erwachte sein Gewissen auf's Neue und empörte sich gegen eine Handlung, die er eben vornehmen wollte, und die eines braven Mannes unwürdig war. Er suchte den Commandanten mit den Augen, bemerkte ihn an der Thür der Kapelle, ging mit wankendem Schritt zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr:

„Herr Commandant, für einen Augenblick, ich muß mit Ihnen sprechen;"

„Jetzt?"

Das bleiche Aussehen erschreckte den Alten, er ging mit Anatole hinaus, führte ihn nach einer Allee des Parks, welcher an der einen Seite der Kapelle hinlief, und sagte mit bewegtem Ton:

„Aber was gibt es denn?"

„Mein Herr," entgegnete Anatole, „ich bin nicht der, den Sie erwarteten."

Der Commandant sank auf eine Steinbank nieder, die sich zur rechten Zeit in seiner Nähe befand, und rief mit erstickter Stimme:

„Sie sind nicht Herr Bremond?!"

Nun erzählte ihm der junge Maler mit der vollkommensten Freimüthigkeit, durch welches Mißverständniß er nach dem Schlosse Cernay gekommen, nannte ihm den Irrthum, der ihn bis zu dem Augenblick der Vorstellung im Saal beherrschte, und den eigentlichen, obgleich sehr prosaischen Beweggrund, der ihn abgehalten habe, eher schon über seine Persönlichkeit näheren Aufschluß zu geben.

„Ach mein Herr, mein Herr!" rief der Commandant in Verzweiflung. „Was soll nun geschehen? — Meine Nichte ist ruinirt, und das ist's nicht allein, ihre Ehre ist compromittirt und verloren, — ebenso die ihrer Mutter und die meinige! — Vor mehr als funfzig Personen haben wir alle drei es klar und deutlich ausgesprochen, Sie schon lange Zeit zu kennen. Wie kommen wir hier aus der Schlinge, ohne uns lächerlich zu machen, ohne uns dem unerhörtesten Scandal auszusetzen? Meine Schwester und meine Nichte werden daran sterben, mein Herr!"

„Befehlen Sie nur, Herr Commandant," sprach Anatole, „ich bin bereit, mich in Alles zu fügen, um das Unglück dieses fatalen Mißverständnisses wieder gut zu machen."

„Was kann ich da befehlen," versetzte der Alte, „es ist zu spät, es gibt kein Mittel mehr, uns zu retten."

Nach diesen Worten kam der kleine Groom ihnen entgegengeeilt.

„Meine Herren," sagte er, „der Priester ist am Altar, man erwartet den Bräutigam, Alles ist über seine Abwesenheit erstaunt."

„Der Bräutigam?" wiederholte der Commandant alterirt.

„Was ist zu thun?" fragte Anatole leise.

„Wohlan," sprach der Commandant, sich aufrichtend, — „Sie sehen selbst, — Sie sehen, daß — daß — daß Sie meine Nichte durchaus heirathen müssen. Ich kenne Sie nicht, aber die Ehrlichkeit Ihres Geständnisses sagt mir, obgleich ein wenig spät, daß sie ein Ehrenmann sind. So gehen Sie denn, mein Herr, und lassen Sie sich Louisen antrauen. Doch, — kein Wort, — wir beide bewahren das Geheimniß allein!"

Damit drängte der Commandant den jungen Mann in die Kapelle.

Die Vermählung ward durch den alten Priester vollzogen, und nach der Feierlichkeit folgte, zur größten Genugthuung des Bräutigams, eine glänzende Mahlzeit. Gegen Ende des Festes kam der Notar an, der demselben nicht hatte beiwohnen können, und beim Dessert wurde der Contract unterzeichnet.

Unterdessen war der Commandant verschwunden, um eiligst seinem Neffen Leopold entgegenzureisen. Er traf ihn in einem Gasthause zu Beaune mit seinem Freunde Bremond zusammen, der bei dem Fall der Diligence verletzt worden war. Der Commandant erzählte alles seinem Neffen. Es mußte eine Fabel erfunden werden, um den eigentlichen Bräutigam, Herrn Bremond, nach Paris zurückzuschicken. Leopold, der seinen Onkel nach Chalons begleitete, wollte durchaus mit seinem improvisirten Schwager einen Gang auf Degen machen; doch der Commandant machte ihm begreiflich, und zwar glücklicherweise noch vor ihrer Ankunft, daß die Ehre Leonien's im Gegentheil verlange, daß er vor den Augen Aller seinen Schwager Bremond, wie einen Jugend- und Schulfreund, für welchen er ihn ausgegeben, behandele.

Und so geschah es. Aus Liebe zu seiner Schwester warf sich Leopold bei seiner Ankunft in die Arme dieses

Digitized by Google

unbekannten Freundes, der indessen Alles aufbot, bald ihm ein eben so vertrauter Freund zu werden, als der andere Beemond.

An dem nämlichen Tage, zu Mittag, las der Notar das Testament der Cousine Ursula vor. Leonie war verheirathet, wurde also Universalerbin der alten Tante.

Anatole Beemond ist jetzt ein vortrefflicher Gatte. Der Zufall, welcher die beiden jungen Leute vereinigte, hat sie tausendmal glücklicher gemacht, als manches Paar der freien Wahl. Leonie liebt ihren Gemahl, und dieser betet seine Frau an, aber er hütet sich wohl, ihr zu sagen, daß eigentlich sein Hunger die Heirath veranlaßt habe.

Miscellen und Anecdoten.

(Ehestand kein Wehestand.) Es wird oftmals behauptet, der Ehestand sei ein Wehestand, allein dem ist nach vielfältigen vor den Augen liegenden Beispielen, welche Ehen aus den heterogensten Theilen gefügt zeigen, die recht erträglich, ja sogar glücklich und lockend sich geben, nicht so; sie ist nichts weiter als ein Verhältniß, ein Umstand, dem man sich aus dieser oder jener Ursache mit Anstand unterwirft, und dessen Wirkungen und Folgen, als vorausgesehen und berechnet, man mit Gleichmuth erträgt oder mit Resignation überwindet. Ob der Mann schwarz, die Frau blond, ob der Mann cholerisch, die Frau sanguinisch, ob der Mann ein Bär, die Frau eine Katze ist, was thut das? Wohnt doch der Mann im rechten, die Frau im linken Flügel des Hauses; geht doch der Mann seine Wege, und die Frau die ihrigen; reitet doch der Mann, während die Frau fährt, und macht er doch der Marquise den Hof, indeß sie sich von dem Baron die Cour machen läßt. Beide Eheleute geniren einander nicht, sie leben in süßer Eintracht und seliger Harmonie. Wie ist das bei so divergirenden Bestandtheilen aber möglich? Es geht Alles natürlich zu, ohne Zauberei. Der berühmte Chemiker Orfila gibt hierüber Aufschluß. Er hat entdeckt, daß zwei scharfe Gifte zusammengemischt, sich gegenseitig neutralisiren oder aufheben, daß die Mélange nur einen leichten flüchtigen Reiz bewirkt, und daß zuweilen die wohlthätigsten Wirkungen durch die Vermengung dieser Gifte resultiren. Er analysirt die Principien, die sich gegenseitig zerstören, und beweiset, daß die acuten Eigenschaften des einen durch die acuten Eigenschaften des andern aufgelöst werden, und darum ist der Ehestand kein Wehestand.

(Cagliostro) Als Cagliostro lebte, waren die aus 90 Nummern bestehenden Zahlenlotterien noch überall im Flor.

Er galt allgemein für einen Wunderthäter, mithin mußte er auch zuvor wissen, welche 5 Nummern bei jeder Ziehung mit dem Lotterade gezogen werden wurden. In dieser Ueberzeugung wandte sich ein Mann in Paris an ihn, und bat ihn um ein Mittel, wie man in dieser Zahlenlotterie immer gewinnen müsse. Nach vielem Sträuben verstand sich der Graf endlich dazu, ihn in dies Geheimniß einzuweihen, jedoch, wie es sich von selbst versteht, gegen eine immer nur lumpige Belohnung im Verhältniß des daraus erwachsenden Vortheils. Dieses Mittel bestand darin, daß eine Mannsperson mit zwei Damen, nachdem sie zuvor mit einander gespeist, sich einem kleinen Aderlasse wechselseitig unterwarfen. Der Chapeur mußte nämlich auf ein Kissen niederknien, um von den beiden Damen mit 6 eigends dazu bereiteten Ruthen von jeder 300, mithin zusammen 600 Streiche auf den bloßen Rücken zu erhalten. Diese mußten aber so derb gegeben werden, daß hinlänglich Blut quoll, um damit die 90 Nummern auf einzelne kleine Zettel zu schreiben. Einer gleichen Procedur müssen sich die beiden Damen unterwerfen, damit die mit Blut geschriebenen 90 Nummern mit dem Blut überfahren werden können. Sind diese 90 Nummern mit dreifachem Blute geschrieben, werden sie, zusammengerollt, in ein Gefäß gethan. Man zieht daraus fünf Nummern. Diese gewinnen unfehlbar eine Quinterne.

Cagliostro ließ sich für dieses Geheimniß 100 Louisdor bezahlen; er machte daher, ohne Blutvergießen von seiner Seite, einen sichern Gewinn.

Bei dem festen Glauben an diese Charlatanerie ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß der Kaufer dieses Geheimnisses mit einem paar Damen von gleicher Starkgläubigkeit den Versuch mit diesem Mittel gemacht haben wird. Alle drei haben wahrlich diese 600 Ruthenstreiche verdient von Rechts wegen. Bleibe es nicht ein pium Desiderium, das bekanntlich höchst selten in Erfüllung geht, so müßte man wünschen, daß Alle, welche dergleichen abergläubische Thorheiten glauben, auf eine ähnliche Weise zur Vernunft gebracht würden.

(Züge aus der Geschichte.) Der König von Mähren, Suactopius, mit dem Kaiser der Deutschen Arnulph in Fehde gerathen, ward in einer Schlacht völlig überwunden, so daß er fliehen und sich verbergen mußte. Er kam unerkannt zu drei Einsiedlern und lebte mit diesen in Armuth und von der Welt geschieden bis an seinen Tod. Als er bemerkte, das Ende seines Lebens sei nahe, gab er sich zu erkennen und sagte: „Freunde, ich bin der König von Mähren, und als ich in einer Schlacht völlig überwunden wurde, flüchtete ich in fremden Kleidern hierher zu Euch. Mit Wahrheit kann ich Euch versichern, daß kein König so glücklich ist, als Ihr seid. Ein ruhiger Schlaf macht, daß Euch die Wurzeln und Kräuter, so wie das Wasser der Quelle überaus gut schmecken und Ihr völlig damit zufrieden seid. Die Könige hingegen befinden sich in steten Sorgen und Gefahren, ihre besten Speisen sind ihnen oft unschmackhaft und der edelste Trank widert sie an. So lange ich unter Euch war, lebte ich ruhig und zufrieden, nicht aber in jener Zeit, da ich noch ein Königreich besaß, wo ich oft mehr der Qualen fand, als ein Mensch zu ertragen vermag. Wenn mein Geist entflohen sein wird, so begrabt mich hier einsam und still, denn auch todt möcht' ich nicht dort sein, wo mir das Leben lästig wurde."

— Der Athenienser Demochares wurde einst mit Andern zu dem König Philipp von Macedonien gesendet, um mit ihm zu unterhandeln. Der König, der ihn sehr leutselig empfing, äußerte, daß er wünsche, den Athenienern einen Beweis seiner Freundschaft geben zu können, und Demochares möge ihm hierüber Vorschläge machen. Der kühne Athenienser engegnete

Digitized by Google

hierauf: „O König, tödte Dich! damit wirst Du uns einen großen Gefallen erweisen!“ — Alle anwesenden Athenienser erschracken hierüber und entrüsteten sich sehr. Doch der König wandte sich lächelnd zu ihnen und sagte: „Ziehet frei und ungestört von hinnen, fragt aber Eure Mitbürger, welche Leute sie höher schätzen: ob die, welche so vermessene Rede führen, oder die, welche solche Rede mit Geduld anhören.“

(Galante Frauen in Slavonien.) Die Weiber an der östreichischen Militairgrenze haben nebst vielen andern auch folgenden Aberglauben. Einige Weiber wollten, daß ihre Ehemänner von ihren Verhältnissen mit fremden Männern Nichts merken sollten. Sie nahmen an einem Neulichtsfeiertage eine Quantität Weizen und trugen ihn um Mitternacht in die Stoßmühle, wo er in den Getreidekorb geschüttet wurde, um zu Mehl vermahlen zu werden. Sie selbst traten statt der Rosse ins Mühlrad und brachten es in Bewegung. Vom Besitzer der Mühle überrascht, gestanden sie ihre Absicht, aus dem Mehl für ihre Männer Brod backen zu wollen, damit diese für ihre Liebschaften blind würden.

— Die Chinesen sind doch ein höchst ungalantes Volk, man höre nur, was ein Engländer berichtet, der den Krieg gegen das himmlische Reich mitmachte. Die Chinesen scheinen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, verschiedene Vorrichtungen zu ersinnen, durch welche der Mensch auf recht grausame Weise um das Leben gebracht werden kann. Die originellste und abscheulichste dieser Vorrichtungen fand man in Ningpo unter andern ähnlichen schrecklichen Dingen, nämlich eine Maschine — zum Zerstampfen ungetreuer Frauen. Der Engländer beschreibt die gräßliche Maschine ausführlich. — Eine wirklich interessante Entdeckung aber, welche die Engländer in China machten, war ein kleiner Tempel, der ganz aus Gußeisen bestand und, wie Gutzlaff nach den Schriftzeichen daran berechnete, wenigstens 1200 Jahre alt war. So alt ist also bei den Chinesen die Erfindung, eiserne Hauser zu bauen, die bei uns jetzt für etwas ganz Neues gehalten wiro.

— Von ganz besonderer Art ist die Verordnung, welche der Magistrat der vormaligen Reichsstadt Nürnberg 1699 für die Stadt Altdorf in Betreff des Almosengebens erlassen hat. „Es sei,“ heißt es, „Niemand zwar zu dem Almosengeben zu nöthigen, hingegen sollen die Häuser derjenigen, welche sich zu nichts verstehen wollen und doch wohlvermögende Leute sind, mit vollem Schwarm der Bettler, durch den Bettelvoigt angeführt, überfallen werden, damit sie durch ihren Geiz zu Schanden werden und sich um so viel mehr zu der gebenden Partei schlagen möchten.

An Leipzig!

Bot sich dem so oft mit Unrecht verkannten hochachtbaren Publikum unserer Stadt je eine günstige Gelegenheit dar, „beweisen zu können, daß es die Kunst liebe und verehre und Die zu schätzen verstehe, welche es durch diese erheiterte, so ist ihm ganz vorzüglich duech den Cyclus derjenigen Vorstellungen auch jetzt eine solche an die Hand gegeben worden, welche die vieljährigen Lieblinge unserer Bühne im **hiesigen Schützenhause** zu veranstalten gesonnen sind.

Es bedarf hoffentlich weder der Tiraden noch unpassender Lobeserhebungen, um die Raume des Schützenhauses anzufullen, wenn die Herren **Berthold** und **Ballmann** Leistungen darbieten, durch welche sie das Publikum ja stets entzückten und befriedigten; es bedarf aber auch gewiß eben so wenig der Erinnerung, daß Beide — Väter zahlreicher Familie — auswärtige Engagements ausschlugen, um die ihnen lieb und theuer gewordene Stadt nicht verlassen zu müssen. Möge das edeldenkende Leipzig daher seine Dankbarkeit für solches — beiden genannten Herren — gewiß nicht leichte Opfer, namentlich dadurch recht kräftig an den Tag legen, daß es wiederholt denjenigen Vorstellungen zueile, welche die Herren **Berthold Ballmann**, — über welche Comus sein Füllhorn in so reichem Maaße ausgegossen, sein Zwillingsbruder Momus aber nur günstig kritisiete, ihm vorzuführen, sich vorgenommen haben. Daß die Zusage freundlicher und thatkräftiger Unterstützung von Seiten auswärtiger Künstler die Genüsse und Erwartungen nur erhöhen kann, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Langshawls werden entschieden den Mantillen vorgezogen, seit man ihnen breite Revers gegeben hat. Unter den neuen Stoffen macht die Polka Aufsehen. Auf den Promenaden zeigen sich bereits weiße Kleider, Spitzenmantillen, viele Barèges und viele Gannezous, viele Taffete und Langshawls von demselben Stoffe, die mit Fransen oder Posamentirarbeit besetzt sind. Die zu Morgentoiletten bestimmten Mantillen haben einen sehr verschiedenartigen Ausputz, Bänder, Spitzen, Zacken, Falten. Meist sind sie glasirt und zwar schwarz und grün, schwarz und blau, schwarz und braun, schwarz und feuerroth, schwarz und lilas. Zu Staatsanzügen werden diese Mantillen von Spitzen in übereinandergesetzten Streifen sein. Die levantinischen Langshawls von gesticktem Cashemir finden allgemein Beifall. Die ganz orientalische Stickerei ist in Streifen geordnet, welche sehr lebhafte Farben haben und durch Arabesken- und Mosaikmuster getrennt sind.

In den Modehandlungen sind viele Stoffe mit neuen Mustern vorräthig, als Seidenlinnen (toile de soie) Wollenbatist, catalanischer Reps, Seidenmuslin, Braganza-Pekins, Pompadours-Camäleon, Barège, changirende Taffete, carrirte Foulards ꝛc. Auf den Promenaden sieht man Kleider mit Revers auf der Brust; sie sind mit Band, mit Borten, oder mit zwei bis drei sehr schmalen Sammetstreifen garnirt. Andere mehr geputzte Kleider sind mit mehreren breiten schrägen Streifen besetzt, die bis in die Mitte des Rockes hinaufreichen. Ueber diesen schrägen Streifen glänzt bisweilen ein Schmelzgeflecht von der Kleidfarbe. Häufig werden indeß diese Streifen auch durch fast ganz glatt aufgesetzte Volants mit sehr kleinen aufgesetzten Rüchen oder Fransen an den Enden angesetzt. Das glatte hohe Leibchen dieser Kleider hat meist Revers, die wie der Reck garnirt sind, und läßt eine Chemisette von Spitzen oder Muslin sehen, die mit einer fächerförmigen Stickerei auf der Brust geschmückt ist. Die Zeugkleider werden ebenfalls mit breiten Volants, mit Zacken garnirt. Ueber jeden Volant ziehen sich drei schmale Sammetbänder von der Farbe des Kleides oder gefälteltes Band hin. Die weißen Kleider und die Kleider von Barège haben nur zwei Volants, die durch einen Einsatzstreifen auf einem weißen Kleide, und durch eine Verzierung von Posamentirarbeit auf einem Barègekleide getrennt sind.

Die Schirme der Hüte haben eine hinreichende Größe behalten und fassen die Wangen recht gut ein. Sehr groß aber dürfen die Hüte nicht sein, weil sie zu den glatten Leibchen und engen Aermeln der jetzt üblichen Kleider nicht gut passen. Die mit Crepp überzogenen Hüte von Glanztaffet sind sehr beliebt. Der Schirmrand endiget in zwei Streifen Jeisgaze und zwei Streifen Tülle, die mit einander abwechseln. Um

Digitized by Google

die Garnirung des Hutes mit dem Rande in Uebereinstimmung zu bringen, macht man Tüllstreifen neben das Band, das den Kopf garnirt. Die Blumen zum Ausputz der Hüte bestehen in länglichen Büscheln, ähnlich den Federn und oft von der Farbe des Hutes. Hat der Hut Federn, so bestehen diese in zusammengeknüpften Maraboutfäserchen. Man hat auch Zughüte von Taffet, die mit einer sehr feinen Wollengaze überzogen sind, welche weniger gespannt ist als der Taffet und zwischen jedem Zuge kleine Puffen macht. Ihr Ausputz besteht in Blumen und Bändern. Die Hüte von genähtem Stroh putzt man mit ponceaurothen, smaragdgrünen, dunkelblauen oder sonst dunkelfaebigen Bändern aus; die durchbrochenen und italienischen Strohhüte mit Federn oder Blumen. Lange englische Locken machen den Ausputz unter dem Hutschirme entbehrlich; ein glatter Scheitel dagegen erfordert unter dem Hutschirme Tülle und Blumen, noch häufiger aber Bänder. Man sieht häufig durchbrochene Strohhüte, die mit durchsichtigem Tülle überzogen sind und das Futter durchschimmern lassen. In den Hüten haben die hellen Farben die dunkeln gänzlich verdrängt.

Die Toiletten zu Bällen und Concerten bestehen aus Frühjahrsstoffen, die man meist mit Ausputz verziert, welcher noch an die Winterfestlichkeiten erinnert. Sehr gesucht sind die Seidenzeuge mit Blumensäulchen, am beliebtesten scheinen aber die Stoffe von fil de la vièrge zu sein, die man in allen Farben hat, und die fast so durchsichtig, aber viel fester sind als Tarlatan, etwas glänzen und außerordentlich reine Farben haben. Jedenfalls wird dieser neue Stoff in dem jetzigen Sommer sehr viel zu Kleidern und zu Langshawls getragen.

Die Kleider zum Ausgehen haben alle einen kleinen Umschlagkragen und fast alle Revers, so daß man den Fichu sieht, wenn das Leibchen nicht platt und so eingerichtet ist, daß ein Gannezou darüber getragen werden soll.

Dem Langshawl hat man endlich eine Form gegeben, welcher jener der Mantille sehr nahe kommt. Es gehört hierher auch der bereits erwähnte malteser Langshawl, der die Dame fast ganz einhüllt.

Der Rankin wird wieder modisch; man sieht in diesem Augenblicke bereits viele Hauskleider aus diesem Stoffe, den das „himmlische Reich" sendet. Sie werden mit farbigen Schnürchen besetzt und mehrere waren ganz in persischer Form, an den Seiten offen und durch himmelblaue oder grüne Verzierungen aufgenommen. Dieser chinesische Stoff muß mit sehr leichtem Seidenzeuge in der Farbe des Ausputzes gefüttert sein. Die Aermel sind weite, gerade hängende, sogenannte Nonnenärmel und tassen Tartatan-Unteräermel sehen.

Die Mantille kämpft noch immer mit dem Langshawle und man nimmt zu allem möglichen Ausputze seine Zuflucht, um ihr den Sieg zu verschaffen. Man verziert die Mantillen z. B. mit gerüchten Spitzen, mit Falbeln, mit Zacken und selbst mit Stickereien, wenn der Grund weiß oder sonst zartfaebig ist.

Man bemerkt recht viele Kleider von hellgrünem und zartblauem gewässertem Barège. Ein schwere Moire-Mantille über einem solchen durchscheinenden Kleide wäre ein Widerspruch und die eleganten Damen tragen deshalb zu leichten Kleidern nur Spitzen-Mantillen, die uns vor allen gefallen, weil sie putzen, ohne die Anmuth der Taille zu verhüllen. Aus demselben Grunde lieben wir auch die leichten Stoffe, Barège und Cashemirgaze als Langshawls mehr als Taffet und Moiren, weil sie der Anmuth der Damen, die sie tragen, nichts entziehen. Auch die neapolitanischen und türkischen Langshawls stehen in großer Gunst; man erkennt sie von weitem an ihren lebhaften grellen Farben, die breite Streifen bilden. Man hat ferner eine große Menge chinesischer Crepp-Shawls.

Die Kleider, die Abends getragen werden, haben meist drapirte Leibchen und kurze Bauschärmel. Die Leibchen haben keine Schneppe, sondern sind rund, aber ohne Gürtel; von da gehen zahllose Falten aus, denn die Weite der Röcke ist noch immer sehr bedeutend. Die Volants, die man auf diesen Kleidern anbringt, sind so breit, daß sie aussehen wie ein doppelter Rock.

Beliebt ist der neue sogenannte Pavoline-Sonnenschirm. Diese Schirme haben eine ganz neue Form, sowohl in Hinsicht auf den Ueberzug, als auf die Einrichtung des Stieles und der Federn. Die Seide ist wie gewöhnlich auf Fischbein gespannt, bildet aber am Rande eine Art Volant, welcher dem Drucke der Luft nachgibt und anmuthig umherspielt. Da nun das Seidenzeug Camäleon oder schillernder Moire ist, so gibt ein solcher Pavoline-Schirm jeden Augenblick ein neues reizendes Faebenspiel.

Die Kämme wollen nicht allgemein in die Mode kommen und halten sich nur in gewissen Kreisen, weil allein sehr reiche und kostbare getragen werden dürfen.

Herren-Mode. Die Herrenmoden treten jetzt entschieden hervor. Die Röcke behalten so ziemlich ihre bisherige Form; der Kragen und die Revers sind breit, die Taille ist etwas lang und der Schooß kurz, selbst etwas kürzer als bisher. Man trägt besonders Violettblau, Goldbronze, englisch Schwarz und Myrthengrün. Die Phantasiefracks sind doppelter Art. Die eine Art ist am Kragen und an den Revers, wie an den Schößen sehr voll, wird nicht zugeknöpft und hat meist lebhafte Farben, wie hellblau, drachengrün ꝛc. Die Knöpfe darauf sind durchgängig ciselirt. Die andere Art, welche man entweder offen lassen oder zuknöpfen kann, im Nothfalle bis an den Kragen hinauf, ist von dunkler Farbe, schwarz oder braun und die Knöpfe sind meist bronzirt. Die Pantalons werden meist mit Falten getragen und sind häufig von grauer Farbe, rostfarbig gestreift. Andere liegen fest auf dem Stiefel auf und sind von gestreiftem Weißgrau ꝛc. Die Westen sind meist gerade geschnitten, sehr weit offen, unten abgerundet, oft mit einem kleinen Schößchen, von grauer oder weißer Seide mit einem blauen oder zartgrünen Streifchen gestreift; viele sind indeß auch von carrirtem Piqué.

Man hat für den Frühling Paletots, welche mehr noch spanischen Mänteln gleichen, angefertigt, die aber etwas winterlich aussehen. Diese Mode besteht aus einem runden Mantel von Seidenstoff mit weiten Aermeln à la venitienne, reich besetzt, mit schmaler Litze, und mit Seide gefüttert, verschieden von der Farbe des Oberzeuges. Man sieht viele Oberröcke, und zwar in einem schwer zu beschreibenden Genre; sie sind etwas nach englischer Art, ein gemächlicher Schnitt, welcher die Taille zu lang, den Gürtel zu weit erscheinen läßt. Sehr beliebt sind die geraden Oberröcke und für junge Leute sind sie eine so leichte Bekleidung, daß sie fast im gleichen Grade elegant wie ein Frack erscheint, für starke Männer ist jene Mode jedoch nicht kleidend. In großer Anzahl werden die Fracks getragen, und man sieht nur sehr wenige, welche schmale Schöße haben. Das vorherrschendste Genre ist der über Kreuz liegende Frack à la française; solche Fracks haben kurze Schöße, die die Revers vereinigen sich mit den Schößen, d. h. der untere Theil der Vordertheile macht keinen Bogen. Jene Fracks haben einen zu ihrer Farbe passenden Sammetkragen, welcher nicht sehr breit ist. Die meisten Gilets sind gerade, mit Knopflöchern auf der linken Seite bis oben hinauf; der Kragen ist gerade und mit Einschnitt. Man sieht auch häufig über Kreuz liegende Gilets, sehr lang und von carrieten Stoffen.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Hut von Krepp. Gestreiftes Kleid mit zwei Volants und schief angesetzten Streifen. Nr. 2. Hut mit Band und einer Feder. Mantille von Camäleon-Taffet und mit Fransen besetzt. Vorne Langshawl- und hinten Shawlform, über dem Rücken läuft eine Naht. Nr. 3. Frack mit breiten Schößen. Carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßGour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Weibliche Licht- und Schattenseite
oder
Kätzchen oder Katze.

Von Ferd. Backhaus.

Katzennatur, Katzennatur,
Streichle, mein Kätzchen, Dein Kätzchen nur.

Sechszehn Frühlinge — mithin auch eben so viele andere Jahreszeiten — zählte sie, als mein Auge zum ersten Male dem ihrigen begegnete. O, wie über alle Beschreibung reizend war damals ihr Körper, wie leuchtete das Auge so seelenvoll, wie duftete der Odem so rosig, wie bewegte sich ihre ganze Gestalt so ätherisch, so unaussprechlich bezaubernd, wie melodisch schlug ihrer Stimme Ton bis in mein Innerstes. Welche Allgewalt übte sie mit diesen Vorzügen auf mich aus!

Ach! was hätte sie alles aus mir machen, mit mir vornehmen oder angeben können! Ich zappelte in ihren Reizen, wie der Fisch im Netze, mein Herz war glühender, als das Eisen im flammenden Schmelzofen. Wie war sie zu dieser Gewalt über mich gelangt? Wie? Sie war eine **Schmeichel**-

Kätzchen oder Katze?

Im nächsten Frühlinge führte ich sie zum Traualtare; sie war voller geworden, die zarten Umrisse waren den ausgebildeteren Linien gewichen, die wir so gern bei einer Frau bewundern. O, sie war über alle Beschreibung schön, strahlender wie Juno, hingebender wie Venus. Alle Göttinen des Alterthums hatten dazu beigetragen, ihr den Stempel der größten Vollendung aufzudrücken. In jener Zeit war die ganze Welt mit allen ihren Reizen todt für mich; — es gab nur etwas, was mich entzückte, und dieses Etwas war sie, der Inbegriff meiner seligsten Liebe, meiner wonnigsten Träume. Unvergleichlicher Wonnemonat! Nie werde ich Dich vergessen, in Dir wurde sie ja mein **Mai**-

Kätzchen oder Katze?

In der Wiege ruht der Engel und das Weib hat seinen Beruf erfüllt, es wurde — Mutter! Welch' eine unnennbare Empfindung, ein Sprechen aus Mutteraugen! Freilich ist die Liebe, die mich sonst allein beseligte, getheilt zwischen mir und dem Pfande der Liebe, das uns in seiner Unschuld Beide anlächelt, ohne etwas dabei zu denken. Die kleinen Schelmenaugen bekommen schon ganz die Form von den Augen der Mutter aus einer früheren Zeit, während diese bisweilen ein mir bis jetzt unbekanntes Feuer leuchten lassen. Wie hinter einem Schleier scheinen sie lauernd bis in mein Herz und mein Gewis-

Digitized by Google

sen blicken zu wollen. Ich fühle und ahne nur, daß ihr Einiges anders vorkommen mag, als früher; denn die von einem leichten Wolkenzuge umschattete, hohe Stirn verräth es mehr, als das leise Knurren ihres kußlichen Mundes. Ach, welche Veränderung mag mit ihr vorgehen! Doch nur zu, es wird ja aus einer Raupe ein Schmetterling, — verwandtes Geschlecht! Wird nicht aus einem Mai- ein knurriges **Iper-**

Kätzchen oder Katze?

Fluchwürdige Veränderung! welche Folgen zogen in Deinem Geleite! Wie viel Nachsicht gegen ihre Fehler wollte ich haben, wenn sie nur wenigstens ihrem schönen Haare noch die frühere jungfräuliche Aufmerksamkeit widmete. O seidenes, weiches, ambraduftendes Haar, wo bist Du hin? Wo sind die Locken, mit denen ich so gern gespielt, die ich tändelnd um meine Finger kräuselte, die ich für keine Welt hinzugeben, wohl tausendmal geschworen. Ich Thor! hätte ich sie doch mit einem Atom vertauscht, — — doch, wer einmal Pech haben soll, fällt im Grase, stürzt auf den Rücken und — bricht die Nase. So ist einmal der Welt Lauf, ich werde ihn auch schwerlich ändern, darum will ich es nur behalten, dieses **Stoppel-**

Kätzchen oder Katze?

Geduld ist die sanfte Himmelstochter der Deutschen — sagt Börne — ich sage nur der Eheleute, und diese wollte ich ihr beibringen. Zu diesem Behufe zog ich alle Register, sogar den Temulanten, Alles vergeblich. Absichtlich sah ich andere junge Mädchen und Frauen an, um durch diesen Kunstgriff ihre Eifersucht zu erwecken. Wäre mir dies gelungen, so war mir geholfen, denn Eifersucht macht bekanntlich wieder eitel und ordentlich. Schon gab ich mich dem süßen Wahne hin, es sei mir gelungen, weil wiederum einige Löckchen auf ihrer Stirn zu thronen begannen, welche (nebenbei aufrichtig gestanden) Umgestaltung ihrer Haartour meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, — doch glaubst Du, sie habe mir gegolten? Nein! Einem Andern! Ach, das Engelweib wurde ein **falsches**

Kätzchen oder Katze?

Rache ist süß! Nicht soll's beim Betrachten bleiben. Lieben will ich die Andere, wie ich sie geliebt, doch heimlich, heimlich wie die Nacht, die rabenschwarze, die unheilverkündende, die gewitterschwangere, die Balsamgerüche ausströmende. Wie lächelt mich Nachbars Röschen immer so holdselig an! Hinter den Gardinen will ich ihr einen Kuß zuwerfen, dem bescheidenen Mädchen.

Gesagt, gethan! . . . Ha! . . . Wer hat mich belauscht? . . . Wer schlägt mich so unsanft auf die Schulter? . . . Sie ist's, sie, die mich betrogen, sie spielt noch die Beleidigte, und wagte es, mir entgegenzutreten, wie ein **Tiger-**

Kätzchen oder Katze?

* * *

So schrieb mir einst mein Freund aus Liliput, ich antwortete ihm also:

„Dir geschah ganz Recht, die, von denen Du eine geheirathet, sind sich fast überall gleich. Laß Dich scheiden und ehliche nicht wieder ein **Kammer-** Kätzchen oder Katze? — **Katze!!!**

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Ein Frühlingssträußchen von Dr. L. Weil.

In der Schöpfungsgeschichte, meine geehrten Damen und Herren, bewundern wir vor Allem zwei Meisterwerke: die Blumen und das Weib. Am dritten Tage erschuf Gott die Pflanzenwelt, am sechsten Tage den Mann. Man hat sich mit Recht gewundert, daß Gott nicht erst mit dem schönen Geschlechte den Anfang gemacht hat, allein Sie wissen es, meine Herren, mit dem schönen Geschlechte ist nichts anzufangen. Gott erschuf das Weib erst, nachdem die ganze Schöpfung vollendet war, denn gut Ding will Weile haben! Die Blumen mußten erst vorhanden sein, weil sonst Madame Eva, geborne Adam, nicht gewußt hätte, was sie in den Haaren tragen sollte, wenn sie unter den Linden spazieren ging.

Seit jener Zeit sind die Blumen die ewigen Begleiter auf unserer Lebensbahn geblieben. Der Säugling in der Wiege lächelt mild, wenn er mit den Glöckchen der Hyacinthe spielen kann; der Knabe läuft auf den Fluren umher und flicht sich aus Kornblumen einen Kranz; der Jüngling drückt seiner Angebeteten verstohlen ein Vergißmeinnicht in die Hand; die Braut schmückt am Altare ihr Haupt mit der Myrthenkrone; die liebevolle Gattin streut ihrem Manne Blumen auf seinen Pfad. Und auf dem Grabe erscheinen abermals die Blumen, die weinende Cypresse, das Immergrün und die Immortelle, das Sinnbild der unsterblichen Seele.

Linné hat die Pflanzen bekanntlich in 24 Classen getheilt; weit schwieriger ist es, die Damen in Classen zu theilen. Die Pflanzen erkennt man an ihren

*) Zum Festmahle der Gesellschaft der Gartenfreunde Berlin's, am 28. März 1844. (Aus dem Berliner Figarro.)

Digitized by Google

Staubfäden; seitdem aber die langen Kleider Mode geworden, hat jede Dame so viel Staubfäden, daß Niemand wissen kann, welcher Classe sie angehören.

Bei den Blumen hört man oft von Pistill sprechen; wenn der Mann seiner Frau häufig zurufen muß: Pst-still! so wissen wir ebenfalls gleich, was für eine Pflanze die Gattin sei.

Wittwer und Junggesellen pflegen ihre Pflanzen am besten. Sie wissen es, wie viel leichter es sei, die Raupen von den Blumen zu vertreiben, als die Raupen, welche sich die Frau in den Kopf gesetzt hat.

Wenn Eheleute sich Blumen halten, so vergessen sie gewöhnlich, nach dem Thermometer zu sehen. In den Flitterwochen ist es in ihrem Hause zu warm, dann wird es immer lauer, und endlich tritt eine solche Kälte ein, daß fast alle Pflanzen erfrieren. Grade nach Réaumur werden gar nicht beachtet; sagt jedoch der Mann Fahrenheit (Fahren heut), so hat ihn die Gemahlin augenblicklich verstanden.

Unsern jungen Modeherren, welche nie mit ihrer Toilette zufrieden sein können, da ihr Kopf malcontent ist, könnte man das Prädicat Zierpflanzen beilegen, aber richtiger heißen sie Zieraffen. Zierpflanzen sind nur die Damen, denn sie zieren vornehmlich den Garten Gottes, die Erde, in welchem so viel Unkraut wuchert.

Wie aber die Rosen obenan unter den Zierpflanzen prangen, so könnte man auch die Damen mit den Rosen vergleichen, obgleich die Schönen niemals ihresgleichen finden.

Der Mann gleicht dem Fruchtbaume, er ist wie die Frucht verschlossen; baut er sich ein Haus, so sieht er vor Allem auf ein gutes Dach, damit nur ja der Himmel nicht hineinschaue. Wie anders die Rosen, wie anders die Frauen! Kaum ist die Knospe gereift, so erschließt sie sich dem Himmel; die Blätter entfalten sich und lassen die Blumenseele schauen, die den Himmel begrüßt. Der Blick des Mannes ist nur auf die Erde gerichtet; hier sammelt er Kenntnisse, Erfahrungen und Schätze: doch himmlisch ist der Blick der Frau; ihr Auge, ihre Seele ist nach oben gerichtet; dort oben sammelt sie Trost im Unglück, dort oben dankt sie der Allmacht in glücklichen Stunden.

Als Gott die Schöpfung der Erde vollendet hatte, erschienen die Engel vor seinem Throne, um ihm zu danken. Und als er ihre Wangen geküßt hatte, entfiel ihm eine liebliche Blume. „Ich habe Alles dem Menschen gegeben," sprach der Allmächtige, „nur diese Blume hatte ich mir bewahrt; sie mag fortan der Erde gehören." Und diese Blume war die Rose. Diese wählten sich die Engel zum Wohnsitze, wenn sie die himmlischen Regionen verlassen und zur Erde hinabsteigen. Wo auf zwei Wangen die Rosen blühen, da ist noch heute ein Engel zu schauen!

Bei einem Vergleiche der Rosen mit den Damen kommt es zunächst auf ihre Eintheilung an. Heirathslustige theilen sie nach ihren Blättern in 5, 10, 20 und 50,000 Thaler Blättrige; Blätter führen sie meist Alle, wenigstens Notenblätter und Modenblätter. Ich bleibe jedoch bei der üblichen Eintheilung stehen. Die einfachen, natürlichen, karminrothbäckigen Landmädchen sind die wilden oder Feldrosen. In den Wintergärten von Kroll, Faust und Hennig findet man die Gartenrosen; die Romanheldinnen, welche täglich zwei Mal ihre Bücher wechseln und an ihr Zimmer gefesselt scheinen, sind Stubenrosen; diese Sorte geht nie aus! — Seht Ihr ein lebhaftes, artiges Kind, so könnt Ihr drauf schwören, daß es eine Provinzrose sei. Ist sie sensible und spricht von Sophokles und den Vorlesungen in der Singakademie, so gehört sie zu den feinsten Sammtrosen. Macht sie ein saures Gesicht, wenn Ihr sie zum Tanze engagirt, so zählt sie zu den Essigrosen. Lacht sie laut auf, wenn man von Liebe spricht, und läßt sie Euch ewig auf den Knieen schmachten, so gehört sie zu den Flatterrosen. Theilen sie zwölf Mal im Jahre Körbe aus und wechseln alle Monate den Geliebten, so sind sie Monatsrosen. Die Putzsüchtigen könnte man Bandrosen, und die Genäschigen Zuckerrosen nennen. Bei den ästhetischen Thee's findet man die Theerosen neben den Klatschrosen. Diejenigen Berliner Damen, welche dem Vereine zur Verbesserung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande angehören, sind die personificirten Rosen von Jericho. Nur die zarte, weiße Rose möchte ich mir zur Gattin wählen, am liebsten jedoch die weiße Moosrose.

Die Frucht- und Blumen-Ausstellung, welche wir vor wenigen Tagen hier gesehen, hat mit Recht die Bewunderung Aller erregt. Was wäre auch ein Gartenverein, wenn er nicht die Resultate seiner Wirksamkeit vor aller Welt zeigte? — Hier passen so eigentlich die Worte der Bibel: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Welche herrliche Früchte haben wir hier nicht prangen sehen! Der Schnee auf unsern Kleidern zerfloß in Freudenthränen vor Rührung bei dem Anblicke der unerwarteten sommerlichen Gäste. Der Berliner Sand ist mit dem gesegneten Boden Hesperiens in die Schranken getreten. Das ist der Kampf der Kartoffel mit der Ananas, der deutschen Eiche mit den Palmen

Digitized by Google

des Orients, des philisteösen Weißbieres mit dem genialen Champagner! Während die Dampfheizung der Locomotive uns mit Blitzesschnelle an die Grenzen des Staates versetzt, hat die Dampfheizung der Gewächshäuser uns den Wonnemonat herbeigezaubert, und dieses Alles in einem russischen Hotel!!

Als Cicero einst den Blumisten Hortensius besuchte, traf er ihn, als er gerade seine Pflanzen mit Wein begoß; wir könnten dieses nachahmen, wir haben ja Wein wie Wasser. Viele flüchten sich, wie Rousseau, in die Pflanzenwelt, die aus der Menschenwelt geflohen.

Wie viel Pflanzen gibt es nicht, die uns zum Verdruß wachsen! Die Männer können das Scheuerkraut nicht leiden; der Mäßigkeitsverein hat dem Korn und Kümmel den Tod geschworen; die Schneider wollen nicht Buchen; ökonomische Ehemänner fallen in Ohnmacht, wenn von einem neuen Frauenmantel die Rede ist; jungen Damen zwischen 40 und 60 Jahren ist das Süßholz raspeln zuwider, und der Bürger hat nicht selten über den Ritterſporn zu klagen.

Gibt es wohl etwas Dankbareres, als Blumenpflege? — Der Weinbau genießt Preßfreiheit; der Blumist kann ungestraft seine Nase in die Blumenkrone stecken. Dem Pomologen sind alle Bäume gleich, wenn sie nur Früchte tragen; deßhalb bildet er sich auch auf seinen Stammbaum nichts ein, wenn ihn gleich seine Urahnen gepflanzt; er weiß am besten, daß Ahnenstolz den Kohl nicht fett macht. Obgleich der Dünger sein Hauptelement ist, stimmt er doch nicht für bedingte Oeffentlichkeit. Er kennt die deutsche Einheit und die Blumen-Einheit; wie aber jeder Staat seine besondere Flora hat, eben so hat auch jeder Staat seine besondere Einheit. Er haßt Frömmelei und Pietismus, denn er kennt das Pfaffenhütlein und den Teufelsabbiß; er weiß den Werth des Goldes zu schätzen, denn er kennt Münze und Tausendguldenkraut. Er bekümmert sich eher um die Constitution der Pflanzen, als um die des Staates, denn er kennt das Bambusrohr und seine Anziehungskraft; er haſcht nicht nach Orden, denn es blüht ihm Ehrenpreis in seinem Garten. Er liebt seine Gattin, denn ist sie auch nicht Tausendschön, so bildet sie doch seinen Augentroſt.

So bleibt ihm das Schicksal Immer-Grün. Er ist Freund des Labetrunkes, und hat er auch nichts zum Cölner Dombau beigesteuert, so gibt er doch gewiß sein Scherflein hin, wenn einst dem Noah ein Denkmal errichtet wird, dem Unsterblichen, der den Weinstock gepflanzt hat, der des Menschen Herz erfreut, und mit welchem ich Ihr Wohl und das des Gartenvereins ausbringe. Sie leben hoch!

Gedanken eines Theaterfriseurs.

Abermals ein Stück zu Ende und mit ihm ein heißer Tag, obgleich es heute früh gefroren hat. Die Schauspieler werden herausgerufen, wenn sie ihre Sache gut gemacht. Mich ruft kein Mensch heraus und doch bin ich der Mann, der ihnen erst die Köpfe zustutzen muß. Mir brennt schon immer der Kopf, ehe ich anfange, die andern Köpfe zu brennen, denn die Köpfe der Schauspieler kennen zu lernen, ist ein Heidenwerk. Könnten sie ihre ganze Persönlichkeit so schnell verändern, wie den Kopf, so wäre der Kunst geholfen, denn da wird augenblicklich ein Flachkopf zum Dickkopf. Erstens haben die Recensenten immer kein gutes Haar an ihnen gelassen, und ist man so weit, daß man wohlgefällig auf sein Werk blicken kann, so fahren sie sich bei der geringsten Veranlassung in die Haare, und noch heute Abend haben sie auf diese Art der Solotänzerin die ganze Tour verdorben.

In das Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde, kann ich nicht mit einstimmen, denn schon um sieben Uhr muß ich zu unserm Director, dem ich seine grauen Haare blond färben muß. Dieß ist eine mißliche Sache, vorzüglich bei einem Director, der Haare auf den Zähnen hat. Aber Chemie! Chemie! mit Dir habe ich ein Ei zu schälen. Die blonde Pomade enthielt zu viel Beize und eines Morgens gewahrte der Dirigent mit Schrecken, daß ich einen Rothkopf aus ihm gemacht, womit er getrost den Feuerfuchs im Talisman spielen konnte.

Er wurde vor Aerger grün und gelb, und wollte mich dafür blau anlaufen lassen. Den andern Tag mußte ich die Farbe ändern: ich mußte ihm die Haare schwarz färben. Unerhört! ich, der alte, getreue Theaterfriseur, ich, eine männliche Griseldis und die Verträglichkeit selbst, muß auf meine alten Tage noch die Direction anschwärzen. — Mit dem Regisseur hatte ich früher privatim gar nichts zu thun, da mußte ich eiligst in seine Wohnung kommen. Als ich eingetreten, verriegelte er hinter mir die Thür, wie der Major Walther mit dem Marschall Kalb. Ungesehen eröffnete er mir unter vier Augen ein tiefes Geheimniß. Wehmüthig nahm er, nachdem er am Fenster das Rouleau heruntergelassen, sein goldgesticktes Käppchen ab, strich leise mit den Fingern

Digitized by Google

der rechten Hand die Scheitelhaare auseinander und — es ward Licht. Ich wollte aufschreien vor Schreck, er aber riß mich in den dunkeln Hintergrund des Zimmers, wo ich die Finger auf das junge Grätzchen legen und schwören mußte, Niemand etwas zu sagen. Als dieser feierliche Act beendet war, beschwor er mich bei Shakespeare's Schatten, ihm eine kleine unsichtbare Perücke zu machen, damit dem bösen Leumund Schweigen auferlegt werde. Noch in derselben Stunde klebte ich sie ihm vermittelst einer Mischung von Leim und Gummi auf. Ueberselig stürzte er an den Spiegel und schaute vor- und rückwärts, wie ein Januskopf. Ich aber schlug an meine Brust und sprach: Gott sei mir armem Sünder gnädig! — Vor einer Stunde habe ich die Direction angeschwärzt und nun muß ich auch noch die Regie leimen.

Von da eilte ich zur Soubrette, die ich täglich à la chinoise frisiren muß. Sie kam mir sehr vertraulich entgegen und machte während des Frisirens ungemein viel Späßchen. Als meine Arbeit geendet war, sagte sie, ich müsse ihr noch einen Gefallen thun und ihr die kleinen Haare abrasiren, die ihr zu tief in den Nacken wüchsen. Ich dachte: das wird gut, nun sollst du auch noch die Soubrette barbiren. Es half kein Sträuben, ich mußte dem Barbier in's Handwerk pfuschen und ihr die kleinen Stummelchen wegrasiren. Sonst barbierten mich immer die Schauspieler, jetzt ist es umgekehrt. Muß mich aber darein fügen, denn beim Theater ist ja alles Schaum und der Höchste, wie der Niedrigste, führt das große Messer.

Die eilfte Stunde führet mich Tag für Tag in das Haus der Sängerin und der ersten Liebhaberin. Da muß ich wohlriechende Wässer und die neuesten Kopfputzmoden zur Ansicht mitbringen, Zöpfe flechten und die Locken auf- und abwickeln. So vergeht die Zeit und ich komme den Vormittag über aus Lockungen und Verwickelungen gar nicht heraus.

Am Tage einer Vorstellung muß ich mich schon um vier Uhr im Garderodezimmer einfinden, damit mir der Intriguant keinen Zopf macht, denn wenn er eine große Rolle hat, so geschieht es oft, daß ihm der Kopf nicht auf dem rechten Flecke sitzt. Der Bassist, den die Natur unter die Kleinen gesteckt, verlangt, daß ich ihm ein drei Stock hohes Toupé machen soll, damit er etwas größer wird, wozu auch der Theaterschuhmacher seinen Senf gibt, der ihm ein ganzes Fuder Korksohlen in die Stiefeln schieben muß. Habe ich mit an seiner Größe gearbeitet, die freilich etwas mit an den Haaren herbeigezogen ist, so muß ich dem Heldenvater einen Bart von Wolle machen und dem Baritonisten bei Auswattirung seiner stiefmütterlichen Lenden behülflich sein. Ich könnte dieß zwar einmal als einen Lichtpunkt in meinem vielgeschorenen Leben betrachten, weil ich da etwas in der Wolle sitze, aber aus diesen Träumen weckt mich ein Fünfter, den ich augenblicklich frisiren soll, weil er das Stück anfängt. Um dem Anfänger Genüge zu leisten, beginn ich augenblicklich mein Werk. Ist dieß geschehen, so so soll ich ihm ein halbes Pfund wohlriechende Pomade hineinreiben, weil er einen sehr trockenen Kopf hat oder vielleicht gern in guten Geruch kommen will. Die Critik hat ihm zwar schon oft den Kopf gewaschen, und das gewiß mit Scheidewasser, denn die Recensenten tauchen die Feder auch nicht in Chocolade. Ich rieb ihm nur ein Bischen hinein, aber die Critiker haben feine Nasen. Wie ich nach Hause ging, sagte Einer zum Andern: er sei doch noch sehr pomadig gewesen und bekam sonach gleich sein Fett. — So wedt sich denn mancher Aerger mit ein, und ich, der ich mich zu einem Künstler hinaufgearbeitet, muß oft meinen angedornen Humor in die Schanze schlagen. Friseur! Barbier! — Färber! — Am Ende auch noch Hutmacher. Ach! wenn ich doch den guten Geschmack wieder aufkrempeln und über einen Schraubenstock schlagen könnte, damit Schauspieler, Dichter und Recensenten unter einen Hut kämen, die sich jetzt gegenseitig schrauben. Könnte ich die Directoren weich und geschmeidig machen für wahrhaft deutsche tüchtige Werke der Poesie und Tonkunst, damit die Schellenkappe des Auslandes uns nicht über den Kopf wächst. So aber sind sie meistentheils rauhe Filze oder leichte Strohhüte, mit denen nicht viel anzufangen ist. — Still, Alter! sei auf deiner Hut! Du wirst sentimental, und vom Sentimentalen bis zum Demagogen ist nur ein Schritt. — Nage! nage, giftiger Wurm! bis tief hinein, wo das Leben sitzt, denn die Kunst wird über den Löffel barbiert und geschabt, daß sie Thränen weinen möchte. Die Kunst ist ewig, wie die Gottheit selbst, aber das Leben wird schwinden, dereinst, wenn der große Barbier Tod uns das Leichentuch als Serviette umhängen und das große Messer ansetzen wird. Bei ihm gilt kein Rollenmonopol, bei ihm ist kein Ansehen der Person. Er wird alle wegputzen mit einem Striche, gleichviel, ob er Intendant oder Lampenputzer gewesen, von ihm werden alle Contracte gehoben, Alle über einen Kamm geschoren werden.

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— (Ein merkwürdger Proceß.) Ein merkwürdiger Rechtsfall wurde den beiden Universitäten Oxford und Cambridge zur Begutachtung vorgelegt und dürfte als eine höchst harte juridische Nuß erscheinen. Lord F. besaß einen jungen Renner von arabischer Zucht, der ein wahrer Bukephalos war und Niemand auf seinem Rücken duldete als seinen Herrn. Dieser bot Jedem die Wette an und verkündete schriftlich: „Lord F. setzt hundert Pfund gegen die Hälfte, daß sein arabischer Hengst, Hasan Mokka, jeden Reiter binnen fünf Minuten zur Erde werfe!" — Master Brown, ein verwegener Pferdebändiger, nahm die Wette an, bestieg den wildmuthigen Gaul und spornte ihn durch die Lindenallee zu Newmarket. Kaum saß er aber fest, bäumt sich das Roß und drohet überzuschlagen. Der kühne, handfeste Reiter beugt sich auf den Kopf, des wuthschäumenden Thieres, drückt es durch sein Gewicht auf die Vorderbeine nieder und giebt ihm die Peitsche. Da ging ein elektrischer Schlag auf einmal vom ganzen Thiere aus, der Reiter flog zwei Ellen hoch in die Luft, erhaschte aber mit großer Geistesgegenwart den überhangenden Ast einer Linde und kam vor Ablauf der bedingten Frist d. i. fünf Minuten nicht auf die Erde. Man ersieht aus dieser lustigen Geschichte, daß die Antwort jenes Reitlehrlings höchst unrichtig war, der sich gegen seins Stallmeisters Aeußerung: „Wie kann man so zur Erde fallen?" mit den Worten vertheidigte: „Erlauben Sie, ich kann doch nicht in der Luft hängen bleiben."

— (Der mathematische Leichenstein.) In der St. Maria del Popolo-Kirche zu Rom ist der Leichenstein eines jungen Böhmen, dessen Vater, ein junger Mathematiker, alle Bilder, womit er seinen Schmerz ausdrückte, aus seiner Wissenschaft entnahm:

„Dieser Stein ist das Centrum, seine Peripherie war das Leben, in dessen unruhigem Kreise bewegte sich einst der Edle Samuel Raphael Gladuz de Buizina aus Prag in Böhmen. Sein Vater, Reichsgeometer, fand unglücklicherweise die Quadratur des Zirkels, indem sein geliebter Sohn unter diesem viereckigen Leichensteine MDCLXV XVIII. Aug., 52 Jahr alt, begraben wurde."

— (Aus Rom.) Oeffentliche Blätter melden jetzt aus Rom vom 28. März Folgendes:

Man erzählt sich hier eine Anekdote vom Papst, deren Wahrheit wir verbürgen zu können glauben, und die ein sehr günstiges Licht auf dessen Charakter wirft. Eine polnische Dame hatte sich von den Grundlehren der katholischen Kirche überzeugt, nur konnte sie den Papst nicht als Staathalter Gottes und Christi auf Erden anerkennen und fand einen unüberwindlichen Grund zum Zweifel in der Lehre von seiner Unfehlbarkeit. In ihrer Seelennoth faßte sie den muthigen Entschluß, zum Papste selber zu gehen. Sie erhielt die verlangte Audienz und stellte darauf den Papst förmlich zur Rede, indem sie in den stärksten Ausdrücken ihm den Uebermuth und die Hoffahrt vorhielt, die ein Mensch zeige, welcher als unfehlbar sich seinen Nebenmenschen gegenüber und über sie hinstelle. Der Papst hörte ihr aufmerksam zu, dann bekannte er ihr, daß er als Mensch sich eben so sündhaft halte als jeder Andere; aber hierauf bemühete er sich, ihr den Unterschied klar zu machen, welcher zwischen ihm als Menschen und als Haupt der katholischen Christenheit obwalte, und entließ sie freundlich und huldvoll nach dieser Unterredung.

Man mag als Protestant über diese Sache denken, wie man will, man wird nicht läugnen können, daß der Papst eine seltene Milde und Herablassung zeigt, wenn er auf diese Art sich bemühet, über ihm vorgelegte Zweifel aufzuklären.

(Die verlornen Stammburgen.) Merkwürdig ist es, daß die beiden mächtigsten Herrscherhäuser Deutschlands nicht im Besitz ihrer Stammburgen sind. Habsburg, der Stammsitz des österreichischen Kaiserhauses, liegt in Aargau, und die Burg Zollern, von der die preußische Königsfamilie stammmt, in dem Fürstenthume Hohenzollern. Wettin, die Stammburg von Sachsens Königslinie, liegt in Preußen.

(Der Affe als Bürgermeisterssohn.) In einer Reichsstadt hatte eine gestrenge Magnificenz einen lustigen Sohn, der seines Papas Affen durch Knabenkleidung vermenschlichte. Der Affe hatte vermöge seines Nachahmungstalents von dem Knaben bald allerlei Unarten gelernt. So warf er auch einst einem Bauer, welcher Torf vor des Bürgermeisters Hause ablud, fortwährend Soden an den Kopf. Der Bauer ließ sich zwar die schwachen Würfe aus Respect vor der Magnificenz gefallen, er glaubte aber, dem jungen Herrn, den er für den Sohn des Hauses hielt, doch mit drohendem Finger die Lehre geben zu müssen: „Junge Herr! wenn sihn Vatter so wesen wär as he, he wär nie Burgemeister worden."

(Ein Ungar.) Der Graf Polk, der viele Jahre in Pais lebte, besaß damals (und besitzt wahrscheinlich noch) ein kolossales Vermögen, welches dem fabelhaften Reichthum Esterhazy's gleich kam. Er pflegte zu sagen: „Ich habe so viel Ducaten, als mein Pferd Haare am Körper. Jugend, Geist, Humor gingen ihm ebenfalls nicht ab, und man wird sich demnach nicht wundern, daß er nichts für unmöglich hielt und vor keinem Hinderniße zurückbebte, wenn es galt, irgend einen Einfall durchzusetzen. Im Jahre 1822 oder 23 gab er in Paris einen Ball, der ihm 100,000 Frcs. kostete. Schon am Tage darauf fuhr er, als Gott Plutus costumirt, auf einem Triumphwagen durch alle Straßen von Paris und warf auf seine Wege für 30,000 Frcs. Zehnsousstücke aus, und am Aschermittwoch übergab er jeder Wohlthätigkeitsanstalt der Stadt sehr bedeutende Geldsummen, Kleidungsstücke und Wäsche. Als er in der großen Stadt nichts mehr fand, was ihm neu war und Unterhaltung gewährte, machte er absichtlich Schulden und ließ sich wegen einer halben Million Frcs. in das Schuldgefängniß bringen. In diesem blieb er 5 Jahre lang, worauf er gewissenhaft alle seine Schulden bezahlte. Als er das Gefängniß verlassen sollte, lud er die unglücklichsten seiner Haftgefährten zu sich zu einem glänzenden Diner. Jeder seiner Gäste — es waren acht — fand unter seinem Teller — die Quittung über seine Schulden in gehöriger Form und bei dem Dessert zündete der Ungar, dem das Diner 30,000 Thlr. kostete, eine Bowle Punsch mit einer Banknote von 1000 Frcs. an.

— Gegenwärtig, wo der König von Schweden mit Tod abgegangen ist, interessirt um so mehr das merkwürdig Geschichtliche aus seinem Leben. — Nachstehende Anrede, welche

Digitized by Google

er nach einer gegen ihn drohschichten Revolution, von einer Partei ausgehend, die bezüglich seiner Geburt Anstand nahm ihn anzuerkennen, an eine Deputation hielt, ist noch wenig bekannt; wir liefern sie daher wörtlich: „Ich kam in Euere Mitte und brachte als Bürgschaft meinen Degen und meine Handlungen mit. Hätte ich eine Reihe Vorältern seit der Zeit Karl Martell's bringen können, ich hätte es blos um Eurem willen gewünscht. Was mich anlangt, ich bin stolz auf die Dienste, die ich Euch geleistet, und auf den Ruhm, der mich erhob. Diese Ansprüche haben sich vermehrt durch die Adoption des Königs und durch die einmüthige Wahl eines freien Volkes. Hierauf gründe ich meine Rechte, und so lange Ehre und Gerechtigkeit nicht von der Erde verbannt sind, werden diese Rechte gesetzlicher und heiliger sein, als wenn ich ein Abkömmling Odin's wäre."

— Die englische Königin hat folgendes Gedicht an ihren Gatten gerichtet, um ihn von seiner Jagdwuth, die ihn jedesmal vom Pferde fallen läßt, zu heilen:

Gelbebester, ich bitt' Dich sein,
Laß doch hinfort das Jagen sein,
Dich werfen immer ja zur Erde
Die kohlrigen Paradepferde.

Drum mein' ich, wird es besser sein,
Du stellst die Jagdlust künftig ein,
Um Dich dem Spiele ganz zu weih'n,
Mit unsern theuren Kinderlein.

Laß And're kühne Sprünge wagen,
Zu Roß durch Wald und Aue jagen,
Du hast als Vater Deine Pflichten
Zunächst auf's Häusliche zu richten.

Sieh auf des Waidmanns rothes Kleid
Und helle Kappe nicht mit Neid;
Zufrieden, lieber Albert, zeig'
Dich mit der Nachtmütz', zart und weich.

Eine gute Gardinenpredigt! —

— In irgend einer Residenz wurde unlängst eine Magd wegen Unreinlichkeit aus dem Dienste geschickt. Sie hat dringend, diese Ursache in ihrem Dienstbuche so verblümt als möglich anzugeben, und erhielt nun folgendes Zeugniß: „Anna Regine D. hat sich während ihrer Dienstzeit gut aufgeführt und ist lediglich wegen Wasserscheu von mir entlassen worden."

— „Wo leben die meisten Polen?" wurde bei einer Schulprüfung in Warschau ein Knabe gefragt. „In Sibirien," antwortete er traurig.

— Dresden will durchaus eine große Stadte werden, denn wie man sagt, sollen dort in dem laufenden Jahre nicht weniger als 800 neue Häuser gebaut werden.

— Das Muttergottesbild in einer Kirche zu Bervers trägt den Orden der Ehrenlegion, und zwar, wie erzählt wird, auf folgende Veranlassung. Ein Bataillonschef in Algier, der aus Bervers gebürtig ist, sah sich bei einem Kampfe mit den Beduinen in der größten persönlichen Gefahr. Die Beduinen hatten sich seiner bemächtigt und berechneten bereits die Summe, die sie wohl für seinen Kopf erhalten würden. In diesem gräßlichen Augenblicke dachte er an die Mutter Gottes in der Kirche seiner Vaterstadt und gelobte ihr, wenn sie ihm Beistand leisten würde, daß er seine Freiheit wieder erlange, sich nach Bervers zu begeben und ihr das Kreuz der Ehrenlegion zu übergeben, das er durch seine muthige Thaten verdient habe. Er schlug sich darauf wirklich durch die Feinde durch, erhielt das Kreuz, brachte es nach Bervers, und die geistliche Behörde genehmigte, daß dasselbe an dem Bilde befestigt werde.

— Die Türken glauben, daß der Duft der Rose der Athem des Propheten Mohamed sei. Ein Mohamedaner wird darum nie eine Rose auf die Erde werfen, und wo er Rosenblätter liegen sieht, wird er sie aufheben.

— Eine Dame, die gar keine Zähne mehr hatte, klagte fortwährend über Zahnschmerzen. Vom Arzte darauf aufmerksam gemacht, meinte sie, das wäre ja eben der Schmerz über den Verlust der Zähne.

— In der Staatslotterie, welche am 1. März in Mannheim gezogen wurde, hat Rothschild 250,000 Gulden gewonnen! Wer da hat, dem wird gegeben.

— Die Ulmer „Schnellpost" schreibt aus Augsburg: Dieser Tage wurde einem protestantischen Geistlichen Nachts durch die Fenster seiner Wohnung geschossen. Thäter und Motiv sind unbekannt.

— Daß auch die Brechensteine mitunter freimüthig sein können, beweist auf einem Kirchhofe Londons das Grab eines achtzehnjährigen Mädchens. Der dabei aufgerichtete Stein sagt: „Sie starb an der Schnürbrust."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die natürlichen Blumen gehören jetzt nothwendig zum Ausputze der Abendtoiletten, und so sieht man denn im Haar und in den Haaben der eleganten Damen nichts als Haidebtümchen, Geranium's ꝛc. Jeder Salon gleicht einem Garten. Trotzdem werden auch die künstlichen Blumen nicht vernachlässigt, und man bemerkt namentlich in dieser Art Cyanenzweige, mit denen man vorzugsweise gern Reisstroh- und Krepphüte ausputzt.

Man sieht schürzenförmig offene Röcke. An jeder Oeffnung befindet sich ein Besatz von kleinen offenen Fransen, die in bestimmten Entfernungen durch Bandschleifen gehalten werden. Wir bemerkten diesen Ausputz in Blau auf einem Kleide von Seidenmusslin mit blauen und weißen Carreaux. Die Mantille der ausgeschnittenen Leibchen war mit Band garnirt. Die Mode läßt eine Menge Modifications zu, und eine Dame, die sich zu kleiden weiß, wird darauf besonders Bedacht nehmen. Ist sie voll, so wählt sie reiche Farben, dunkele Nüancen, und hütet sich wohl, Volants zu tragen, Rennenermel oder fast etwas, was noch stärker macht. Dagegen kann eine schlanke Taille nie vortheilhafter erscheinen, als in den weiten duftigen Falten des Linon, des Tarlatan und der leichtesten Stoffe. Für solche Sylphyden passen dann auch vollkommen die Volants, die Langschawls, die langen Gürtel, die Canezon's von Tülle oder Muslin, die Faltenleibchen ꝛc. Denn alles steht gut aus und gibt dem Mangel an Fülle etwas Poetisches.

Digitized by Google

Kaum war irgend eine Saison reicher an neuen Stoffen als die gegenwärtige. Die Marien-Blumen-Stoffe (von der Heldin der Geheimnisse von Paris so genannt) und Seide und Linnen erscheinrn in tausendfach verschiedener Farbenmischung und in tausend neuen Mustern. Der Wallmuslin und die Barèges haben sich der neuen Anforderungen der Mode angequemt und sich dennoch zum Theil geändert. Die scheindar entgegengesetztesten Farben verbinden sich mit einander und es wird dadurch eine Revolution gegen das Herkommen und das Vorurtheil bewirkt. So bilden Grün und Blau zusammen allerliebste Muster und warum auch nicht? Vereinigt doch die Natur sehr häufig diese beiden schönen Farben mit einander. Wir sahen denn auch ein Kleid von Wollenmuslin in Dunkelblau, das allerliebste Muster in Grün hatte.

Die Reisstrohhüte werden mit farbigen Marabouts, den Bändern entsprechend, ausgeputzt. Man wählt vorzugsweise helle Farben, wie Blau, Rosa ꝛc. Die italienischen Strohhüte und die Hüte von durchbrochenem Stroh trägt man nicht bei großer Toilette, wie schön sie auch sein mögen. Man wählt da besonders Hüte von weißem Krepp und von Spitzen. Das gilt aber nur im Allgemeinen, denn es gehört ein sehr entwickelter guter Geschmack dazu, eine vollkommenen passenden Hut für sich auszuwählrn. Der Hut, der eine Blondine sehr gut kleidet, paßt für eine Brünette nicht. Ja, es gibt für jedes einzelne Gesicht besondere Nüancen, besondere Formen. Was die Mode dabei verlangt, ist, daß der Hut an den Wangen ziemlich kurz, der Schirm etwas rundlich und halb ausgeschweift und der Rand dick mit Krepp oder Tülle eingefaßt sei. Ferner muß eine Putzhut einfach ausgeputzt sein; ein Hut von weißem Moire mit drei weißen Marabouts darf z. B. nur eine Bandrolle am Schirme und eine Schleife über dem Nackenschirme haben, wie ein gezogener Krepphut nur eine Blume duldet.

Für das Land werden Oberröcke von weißem Linnen, das farbige Streifen hat, oder andere von ungebleichtem Linnen, das dunt mit Baumwolle gestickt ist.

Die Sonnenschirme sind sehr mannigfaltig; man sieht kleine und große, sehr kurze und sehr lange. Das Neueste sind Mantille-Shawls von glasirter Seide, mit algierschen Fransen besetzt. Auf dem Rücken bilden sich die gewöhnlichen Zipfel, vorn aber haben sie zwei vierseitige Blätter und um den Hals herum fällt ein Revers der von vorn bis hinunter geht. Dieser Shawl wird aus zwei Stücken zusammengesetzt, die man zusammennäht, so daß man die Naht auf dem Rücken sieht.

Die Wahl der Mode zwischen Mantelet und Echarpe ist noch immer nicht entschieden, beide sind gleichherrschend; sicher ist also, daß man beider bedarf, da nach Wahl des Anzugs einmal die Echarpe und bei anderes Mal der Mantelet paßlich ist. Es ist nicht zu läuanen, daß die Sommermoden der Damen sich großer Einfachheit im Ganzen des Anzugs zuwenden. Allein diese elegante Einfachheit verlangt solche Sorgfalt und harmonische Uebereinstimmung bis in die unscheinbarsten Einzelheiten, daß sie nicht nur das größte Raffinement in der Wahl erfordert, sondern auch den Besitz der größten Mannigfaltigkeit in jedem einzelnrn Toilettenartikel nothwendig macht. Sicher aber gewinnt bei dieser künstlerischen Einfachheit der Moden der gute Geschmack, wenn auch der Luxus dabei nichts verliert.

Die Hüte sind kurz in den Backen, der Schirm ist rund und halbweit. Schrägen sind zum Ausputz sehr beliebt, Blumen und Federn nothwendig. Taffteapoten mit Einsatz von durchflochtenem Strohgeflecht gehören dem Morgen, italienische Strohhüte sind für den gewöhnlichen Anzug, daher Federn und gesuchter Ausputz darauf von schlechtem Geschmack ist. Für den Putz sind Basthüte und weiße Crepphüte mit größter Mannigfaltigkeit der Wahl überlassen.

Herren-Moden. Die Verbreitung, welche die Moden seit Longchamp genommen, hat sich eher durch die Anzahl als durch die Verschiedenartigkeit ihrer Gattungrn vermehrt, die über Kreuz liegenden Fracks à la française, werden immer noch am meisten getragen. Der grade Frack, dessen Schöße in einem Streich mit den Vordertheilen sind, ist auch sehr beliebt, und wir wissen nicht, welche von Beiden die distinguirteste Mode ist. Sobald jene Fracks von farbigem Tuche sind, als bronye doré, oder blau, so garnirt man sie mit Metall-Knöpfen, mit eingegrabrnen, und nicht mit erhabenen Dessins. Sie haben auch zu der Farbe des Tuches passende Sammetkragen. Die geraden Fracks haben keine Patten. Wir haben auch von den blauen Fracks gesprochen, indessen macht man sie wenig, obgleich man versichert, daß dies die neueste Mode sei. Der blaue Frack hat das Unbequeme, daß er zu vielen Gilets- und Pantalons-Stoffen sich nicht eignet. Nach der Regel eines berühmten Gesetzgebers der Toiletten, muß das Gilet immer von einer hellern Farbe als die der Pantalons sein z. B. ein weißes Gilet und graue Pantalons würden passen, allein der blaue Frack muß dazu vermieden weeden. Weiße Pantalons zu einem blauen Frack trägt man wohl, allein es erscheint nicht distinguirt.

Die über Kreuz liegenden Oberröcke haben immer große Revers, und breite Kragen, bedeckt mit Sammet, oder mit einem carrirten seidenen Stoff; die Schöße trägt man sehr kurz und die Taillen lang.

Die geraden Oberröcke werden ebenfalls von den Elegants getragen. Der Gesellschafts-Frack von schwarzem Tuch, bleibt fast derselbe wie er war. Den Twed sieht man nur selten auf den Promenaden, und man trägt ihn dann über das Gilet, sein Schnitt ist anschließrnd, wie der eines Oberrockes; der Kragen, die Revers, und die Vordertheile sind mit einem seidenen Stoff gefüttert. Die Gilets trägt man über Kreuz liegend, mit Shawls, oder gerade. Die Vordertheile sind immer schräg geschnitten, besonders sobald der Stoff Streifen hat; wir haben deren bemerkt, an denen die Streifen in ganz schräger Richtung liefen. Wenn z. B. der Streifen oben auf der Seite begann, so endigte er unten in der Mitte.

Die weiten Pantalons, mit einer Naht über dem Fuß, sind die distinguieten. Man sieht Pantalons, welche keine Sprungriemen haben, und fast die Erde berühren. Man trägt auch das nämliche Genre, den obern Theil mit Falten, die karrirten Stoffe werden mehr als jemals dazu benutzt.

Die farbigen Cravatten, als blau mit Streifen, oder auch wohl granatfarbig mit orange Dessins, werden gern getragen. Die Hüte sind Alle bogenförmig; die Krempen sind klein, und von jeder Seite aufgeschlagen.

In den Kinder-Anzügen bemerken wir, daß die Blousen mit schrägen Carreaux am beliebtesten sind. Die Oeffnung ist auf der Seite der Brust; eine Priese und Knöpfe befinden sich auf jedem Achselstück, die Aermel sind fast anschließend und der obere Theil ist mit zwei Jokeys, oder stufenartigen Säumen, wie man sie an Roben macht, garnirt.

Für Herren gibt es eine Neuigkeit in Stöcken, die eine Uebertreibung ins Kleine der englischen Reitstöcke sein sollen. Diese neumodischen Stöcke sind zu kurz, um sich darauf zu stemmen, und zu lang, um sie in die Tasche zu stecken.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Hut mit Feder und Banbausputz. Kleid mit engen Aermeln und Rüchen besetzt. Nr. 2. Hut mit kurzem Schleier. Offenes Kleid mit weiten griechischen Aermeln und mit Zeuggekraus besetzt. Nr. 3. Rock mit breiten Revers. Weste mit Stehkragen. Haldenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Schloßherr.

(Aus dem Tagebuch eines alten Militärs.)

Vor einigen Jahren wurde ich in der Nähe von Compiegne, etwa einen Tagemarsch von der großen Hauptstraße seitwärts, detaschirt, um verschiedene Requisitionen zu leiten, und erhielt dabei das Schloß Villemont zu meinem persönlichen Standquartiere angewiesen.

Als ich es erreichte, war ich entzückt über die herrliche Lage des Schlosses; es erhob sich auf einer mäßigen Anhöhe, von einem Kunstgarten malerisch umgeben; rückwärts war es kaum hundert Schritt von einem herrlichen See entfernt, und jenseits desselben prangte ein stattlicher Wald von hundertjährigen Stämmen des schönsten Laubholzes, während seine Ufer zu beiden Seiten von üppig grünenden Wiesen begrenzt wurden. War der Schloßherr zugegen, und ein liebenswürdiger Wirth, so durfte ich mir an diesem reizenden Aufenthaltsorte eine sehr angenehme Zeit versprechen: war er nicht zugegen, nun, — desto besser, so konnte ich während der Dauer meines Auftrages seine Stelle vertreten, und für meine Zerstreuung während der Stunden, die der Dienst mir frei ließ, ganz nach Belieben sorgen; das Wild des Waldes und die Fische des See's wurden jedenfalls meine Beute.

Als ich vor dem Portale des Schlosses vom Pferde stieg, wurde ich von einer zahlreichen Dienerschaft in glänzenden Livreen umringt, die nach meinen Befehlen fragte, und mir von dem Reichthum des Schloßbesitzers einen sehr vortheilhaften Begriff beibrachte.

Ich fragte, ob der Herr des Schlosses anwesend sei, und als man diese Frage bejahte, verlangte ich zu ihm geführt zu werden, um ihn mit meinem Auftrage bekannt zu machen und ihm zugleich meine Achtung zu bezeigen. Verlegen sahen sich die Bedienten unter einander an, bis endlich einer von ihnen das Wort nahm, und mich bat, mir zuvörderst mein Zimmer anweisen zu dürfen, worauf er den Herrn Haushofmeister zu mir schicken würde.

Die Verlegenheit des Menschen ließ mich vermuthen, daß er mir auf eine Art zu verstehen geben wollte, ich möchte mich erst meines, allerdings sehr bestäubten Marschcostümes entledigen, ehe ich dem Herrn meine Aufwartung machte; und da der hohe Rang desselben eine solche Rücksichtnahme vielleicht, nach allen Umgebungen zu schließen, sogar gewiß erheischte, gebot ich ihm, vorauszugehen und mir den Weg zu meinen Zimmern

Digitized by Google

zu zeigen. Ich fragte ihn dabei, wie der Herr des Schlosses heiße.

„Marquis!" antwortete er mir. — „Nicht nach seinem Range habe ich gefragt," sagte ich, „sondern nach seinem Namen. Ihr Herr heißt?"

„Marquis!" wiederholte er, und als ich ihn verwundert ob dieses auffallenden Familiennamens ansah, verzogen sich seine Züge zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln, welches wohl geeignet war, meine Neugier zu erwecken und mich etwas Ungewöhnliches erwarten ließ. Um dies sobald als möglich zu erfahren, befahl ich dem Bedienten, den Haushofmeister zu mir zu schicken, und begann dann sogleich meine Toilette, die ich so elegant herzustellen bemüht war, als dies der beschränkten Feldequipage eines Officiers möglich ist.

Eben war ich damit fertig, als der Herr Haushofmeister zu mir eintrat und sich nach meinen Befehlen erkundigte, indem er mir zugleich sagte, daß er mit allen Geschäftsangelegenheiten unbedingt bevollmächtigt sei. Ich übergab ihm daher meine Ordre, und wiederholte dann mein Verlangen, mich dem Herren des Schlosses vorzustellen. Wie früher der Bediente, so gerieth auch jetzt der Haushofmeister über dieses Begehren in sichtliche Verlegenheit, und suchte mich von dem Gedanken durch allerhand Winkelzüge abzubringen; da riß mir endlich die Geduld, die bei Officieren in erobertem Feindeslande ohnehin nie zu lang zugemessen zu sein pflegt, und ziemlich kurz und barsch sagte ich: „Ich will den Herrn des Schlosses sprechen, und zwar jetzt auf der Stelle. Führen Sie mich zu ihm."

„Wenn Sie befehlen, so muß es sein!" sagte der Haushofmeister, und schritt voran durch eine lange Zimmerreihe. Endlich öffnete er wieder eine Thür, und indem er mich nöthigte, zuerst einzutreten, sagte er: „Hier finden Sie den Herrn des Schlosses."

Ich schritt über die Schwelle, aber verwundert blickte ich im Zimmer umher, denn es war kein Mensch zugegen, obgleich ich dies doch nach der Versicherung des Haushofmeisters hätte erwarten dürfen. Ganz unbewohnt war das Gemach indessen doch nicht, denn auf einem reichgepolsterten und mit dem prachtvollsten Damast überzogenen Divan lag ein großer englischer Bulldogg, der sich etwas von seinem Lager emporrichtete und mir knurrend die Zähne wies.

Verwundert blickte ich mich zu dem Herrn Haushofmeister um, der hinter mir eingetreten war, und sagte: „Nun, wo ist denn der Herr?" — Das ist er," lautete die Antwort, indem er auf den Hund deutete. — „Das?" rief ich laut lachend, „das der Herr des Schlosses?"

Doch mein Gelächter verdroß wahrscheinlich den empfindlichen Schloßbesitzer, denn er fuhr laut bellend in die Höhe, als wollte er mir zeigen, daß ich die Achtung gegen ihn verletzt hätte. Aber der Haushofmeister streichelte ihn liebkosend und sagte: „Still, Marquis, still!" und besänftigt legte sich der Gebieter wieder in bequemer Stellung nieder."

„Mein Herr," sagte ich hierauf ziemlich verdrießlich zu dem Haushofmeister, „ich bin kein Freund von Possen, am allerwenigsten aber liebe ich es, daß man sich mit mir einen Spaß erlaubt, ich muß Sie daher bitten, mir diesen Auftritt zu erklären." — „Mit Vergnügen," entgegnete er; „wollen Sie die Gewogenheit haben, Platz zu nehmen, so werde ich Ihnen auf der Stelle die Lösung dieses Räthsels geben."

Und nun begann er folgende Erzählung: „Marquis, der treue Hund, den Sie hier sehen, war zweimal der Lebensretter des verstorbenen Grafen von Villemont, des letzten Besitzers dieser Herrschaft."

„Einmal," fuhr der Haushofmeister fort, „zog er ihn aus dem See hinter dem Hause, als der Graf bei einer Wasserpartie über den Rand seiner Gondel gestürzt war, und ein anderes Mal, auf einer Reise in Italien, befreite er ihn aus den Händen von Räubern, die ihn angefallen hatten, und erhielt bei dieser Gelegenheit selbst mehrere bedeutende Wunden. Für diese zweimalige Lebensrettung bewahrte der Graf dem Hunde die größte Dankbarkeit; er trennte sich nie mehr von ihm und behandelte ihn, wie man beinahe sagen möchte, als Freund. Der Graf hatte keine nähern Anverwandten, sondern seine muthmaßlichen Erben waren zwei Neffen aus einer weiblichen Seitenlinie. Diese jungen Herren besuchten den Grafen öfters, d. h. so oft sie Geld brauchten; dieses erhielten sie auch in der Regel, aber es verdroß sie, daß sie während des Aufenthaltes auf dem Schlosse unserm „Marquis" alle Aufmerksamkeiten beweisen sollten. Im Aerger darüber sagten sie eines Tages zu einander: „Wie wäre es, wenn wir die Bestie vergifteten?" Ihr Unstern wollte, daß der Graf die Aeußerung hörte. Er erschrack, das Leben seines Liedlings bedroht zu sehen, und um es gegen jeden Angriff von dieser Seite völlig sicher zu stellen, ließ er auf der Stelle den Advokaten holen, und von demselben sein Testament aufsetzen, welches seine beiden Neffen als Zeugen unterschreiben mußten. In diesem Testamente nun verordnete der Graf, daß sein ganzes Vermögen milden Stiftungen zufallen sollte, wenn „Marquis" eines unnatürlichen Todes stürbe. Ueberlebte ihn der Hund, so sollte ich das Vermögen unter Nutznießung der Einkünfte verwalten, so lange der

Digitized by Google

Hund lebte, und erst nach dessen, auf natürlichem Wege erfolgten Tode sollten seine Neffen in den Besitz des Vermögens treten. Mir wurde indeß die Pflicht auferlegt: „Marquis" förmlich als Schloßherrn zu behandeln, und den ganzen Stand der Dienerschaft so aufrecht zu erhalten, wie er bei dem Tode des Grafen sein würde. Wenige Monate nach Abfassung dieses Testaments starb „Graf Villemont," und seit zwei Jahren ist nun „Marquis" Schloßherr."

„Sie werden leicht einsehen, mein Herr," fuhr der Haushofmeister fort, „daß dieses Testament den Liebling und Lebensretter des verstorbenen Grafen auf jede Weise sicherte. Die Neffen müssen natürlich davor zittern, daß dem Hunde irgend ein Unfall zustoße, der von den dazu ernannten Schiedsrichtern als Angriff auf sein Leben ausgelegt werden könnte; und ich meinerseits werde gewiß alles Mögliche thun, um den guten „Marquis" so lange als möglich zu erhalten, und folglich die Revenüen dieser Güter so lange als möglich zu beziehen. Dabei herrscht zwischen den Neffen des verstorbenen Grafen und mir das beste Einverständniß, denn wir begegnen uns in der Sorge um ein und denselben Gegenstand — diesen Hund." — „Und haben die Behörden das Testament gültig anerkannt?" fragte ich. — „Allerdings!" erwiederte der Haushofmeister; „denn seine Bestimmungen sind vollkommen legal, da der Hund nicht zum Besitzer des Schlosses ernannt, sondern mir nur die Pflicht auferlegt wurde, ihn als solchen zu behandeln."

Ich dankte dem Haushofmeister für seine Erklärung, und empfahl mich dann höflichst bei dem Schloßherrn, der mich wirklich, wenn auch nur mittelbar, als Stoff der Erzählung, recht gut unterhalten hatte. Mein Aufenthalt in seinem Schlosse war in der That so angenehm, als ich es nur wünschen konnte.

General Bernadotte.

Eine höchst interessante Mittheilung befindet sich unter dem Namen: „Bilder aus dem Leben Carl XIV., Johann Bernadotte" im fünften Jahrgang des allgemeinen Militair-Almanachs. Ganz besonders merkwürdig und anziehend ist die Erzählung von einem Besuche, den der damalige General Bernadotte bei der erst im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Wahrsagerin Lenormand machte. Am Anfange des Jahres 1804 beabsichtigte derselbe, sich nach Amerika zu begeben. Er wurde zum Botschafter in Washington ernannt. Als er zur beabsichtigten Einschiffung nach Amerika von seinem Landgute La Grange mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinem Adjutanten Gerard (dem heutigen Marschall) abreiste und auf lange Zeiten, vielleicht auf immer, von diesem freundlichen Besitzthum Abschied nahm, sagte der Oberst Gerard: „Noch glaube ich nicht an unsere Einschiffung!" — Wie so?" fragte Bernadotte; — nun erzählte der Oberst, wie er durch eine ihm verwandte Dame die Bekanntschaft einer alten klugen Frau gemacht habe, die allgemein in dem Rufe stände, die Räthsel der Zukunft enthüllen zu können. Wir fragten sie, ob ich wohl jemals nach Frankreich zurückkehren würde, — worauf die neue Pythia antwortete: „Sie werden eben so wenig wie der General das Schiff besteigen und beide werden Paris eher wieder sehen, wie Sie es glauben." Unsere Gesellschaft lachte herzlich über dies vermeinte Märchen, aber in Rochelle erfuhr der General, daß eine Tags zuvor angekommene telegraphische Depesche die für ihn bereit liegende Fregatte zu einer andern Bestimmung abgerufen habe. Lachend sagte Bernadotte: „Schon beginnt es, wahr zu werden, was die Pariser Sybille prophezeihete, allein ein zweites für uns bestimmtes Schiff wird nächstens ankommen und die Wahrsagung zu Schanden machen." Doch auch dieses Fahrzeug wurde zu einer augenblicklichen Expedition nach St. Domingo verwendet und dem General Bernadotte dafür eine auf den Werften von Rochefort zur Ausbesserung liegende Fregatte angewiesen. Endlich war dieselbe segelfertig und Alles zur Abreise von Rochelle nach Amerika bereit. Da meldete sich der Stadtcommandant, er brachte dem General seine Briefe aus Paris nebst dem Moniteur, der die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich enthielt. „Nun," rief Bernadotte aus, „die Wahrsagerin hat doch Recht! wir werden Krieg haben und wieder das Schwert ziehen!" Eine Stunde später befand sich der heutige Marschall Gerard auf dem Wege nach Paris, um dem ersten Consul in dieser Beziehung die Wünsche seines Generals zu überbringen. Bernadotte sah La Grange, sah Paris wieder. Der erste Consul empfing ihn auf das Freundlichste, denn er hatte bei allem Mißtrauen an seiner Neigung zur neuen Gestaltung der Dinge niemals aufgehört, in ihm den Mann zu sehen, der zur Ausführung großer Entwürfe geeignet war. Der General und sein Adjutant erinnerten sich nun wieder an die Sprüche der Wahrsagerin. Man beschloß, sie wieder aufzusuchen, denn das Jahr 1804 nahm allerdings einen so außerordentlichen Lauf und bot den Sprüchen eines Orakels ein weites Feld dar. An Tag und Stunde, wie sie die Priesterin

Digitized by Google

des Apollo, d. h. die Kartenlegerin, angegeben, traten Bernadotte und Gerard verkleidet in eine Behausung von ärmlichem Ansehen. Der Oberst stellt seinen Freund als einen reichen Kaufmann vor, der an verschiedenen Orten Deutschlands große Handels-Entrepriſen riskire und von ihr zu wiſſen wünſche, ob ihm auch dieſe gelängen. Die alte Frau muſtert den General mit einer Miene des Ungiaubens, ſie legt ihre Tarockkarten zurecht, ſcheint bald in ernſtes Nachdenken verſunken und beobachtet lange ein tiefes Schweigen. Endlich erhebt ſie die Augen auf Bernadotte. — „Mein Herr, Sie ſind nicht Kaufmann; Sie ſind eine Militairperſon und ſogar in hoher Charge." Auf die Verſicherungen, die man ihr vom Gegentheil betheuerte, lächelte ſie kopfſchüttelnd und fuhr fort: „Nun wohl, mein Herr, wenn Sie ſich wirklich in Handelsſpeculationen miſchen, dann krönt der Erfolg nicht Ihre Unternehmungen und Sie werden ſich genöthigt ſehen, auf ſie zu verzichten, um den Weg zu verfolgen, den Ihnen das Glück vorzeichnete." Sie ergreift die Karten wieder, prüft ſie von Neuem und ſcheint das Reſultat mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu erwägen. — „Mein Herr," ſagte ſie, „Sie bekleiden nicht nur eine hohe Militaircharge, ſondern Sie ſind auch mit dem Kaiſer verwandt oder Sie werden es." — Mit welchem Kaiſer?" riefen zugleich die beiden Conſulanten. — „Ich wollte ſagen, mit dem erſten Conſul, — aber, — — ja, ja, bald, recht bald beſteigt er als Kaiſer den Thron der Bourbonen." Ihre Finger laufen nun auf die kabaliſtiſchen Punkte hin, womit der Tiſch bedeckt iſt; eine neue Viſion dämmert auf in ihrem Geiſte; ſtaunend ruft ſie: „Ja, er wird Kaiſer werden; hier aber ſind einige Wolken, die Sie beide trennen." Bernadotte wirft heimlich einen Blick des Einverſtändniſſes auf Gerard. Die Wahrſagerin fährt fort: „Er hegt aber durchaus keinen Widerwillen gegen Sie — — Sie fühlen ſogar Zuneigung zu ihm — — Ah! wie ſein Stern ſteigt!" Plötzlich verſtummt die Alte und ihre hagere Körpergeſtalt ſcheint vor Ueberraſchung noch zu wachſen; nach einer Weile beginnt ſie wieder mit Feuer in Ton und Miene: „Mein Herr, hüten Sie ſich ja, ſich mit ihm zu erzürnen, denn er wird ſehr mächtig werden. Er wird die ganze Welt zu ſeinen Füßen ſehen. — — Und Sie, — weit, — ſehr weit von ihm, Sie werden König. Ja," wiederholte ſie mit ſtarker Stimme, „Sie werden König!" In der heiterſten Stimmung war Bernadotte in die Behauſung der Wahrſagerin getreten, ernſt und nachdenkend verließ er dieſelbe. An der Wahrheit der Angaben iſt um ſo weniger zu zweifeln, als ſie General la Marque in ſeinen Memoiren wiederholt und weder von Seiten des Königs von Schweden, noch von Seiten des jetzigen Marſchall Gerard widerſprochen worden iſt.

Die überſpannte Saite.

Antonin ſaß mit ſeinem Freunde und Lehrer Sebaſtian in der Gartenlaube, beſchäftigt, eine neue Saite auf ſeine Violine zu ſpannen. „Jetzt iſt der Ton rein, drehe den Wirbel nicht weiter," ſagte Sebaſtian, „die Saite könnte leicht ſpringen."

„Ja, rein iſt der Ton," erwiderte Antonin, „allein ich möchte ihn gern etwas höher, ja, ſo hoch als möglich ſtimmen, um zugleich die Aechtheit der Saite zu erproben, die mir als eine romaniſche verkauft worden."

„Unterlaſſe den Verſuch," ſprach Sebaſtian, indem eine ſchmerzliche Erinnerung durch ſeine Seele zuckte. „Das Ueberſpannen der Saiten bringt immer in allen Beziehungen Nachtheil. Ich kann ein Lied davon ſingen."

„Das möcht' ich hören!" erwiderte Antonin, der die Violine im Arme behielt.

„Ach, mein Sohn," ſagte Sebaſtian zu dem Jüngling, den er väterlich liebte, „es iſt das Grablied meines Glückes und klingt daher ſehr traurig. Doch Dir zu Liebe und vielleicht zum Beſten, da Dein Sinn, gleich dem meinen einſt, zu hoch geſpannten Forderungen ſich neigt, will ich den Inhalt als Gleichniß Dir mittheilen und die Nutzanwendung davon Deinem Verſtande überlaſſen."

„Die Liebe eines edlen Mädchens, die ich zur Gefährtin meines Lebens erſehen, war mir nach langer Bewerbung zu Theil geworden, doch ohne mich ſo zu beglücken, als mein leidenſchaftliches Herz es verlangte. Serena liebte mich ohne Leidenſchaft. Vieles war ihr außer mir noch werth und theuer, und mir, deſſen einziges, hoch über Alles geſchätztes Beſitzthum ſie war, genügte ihre Verſicherung nicht, daß ihr Gefühl für mich an Wärme und Innigkeit nicht durch die freundlichen Neigungen verliere, die ſie zu ihren übrigen Umgebungen zögen. Ach, ſie liebte mich wahrhaft mehr, als ich verdiente. Als ſie die Qual meiner Eiferſucht ſah, that ſie zu ihrer Milderung das Möglichſte. Sie zog ſich von der Geſellſchaft zurück, die mir ein Dorn im Auge, allein bei meinem heiß ausgeſprochnen Dank dafür lächelte ſie ſo wehmüthig, als bedaure ſie mich und ſich. Allein ſie fuhr fort, allen meinen egoiſtiſchen Anſprüchen mit der größten Selbſtverläugnung zu genügen; doch je

Digitized by Google

mehr sie sich meinen Launen fügte, je despotischer wurden dieselben, und ich fing an, ein grausames Vergnügen darin zu finden, den Gegenstand meiner Anbetung durch alle Prüfungsqualen der Liebe zu führen, die meine Leidenschaft in thörichter Verblendung ersonnen. Ich wähnte den Tag nahe, wo ich vollkommen befriedigt zu Serena's Füßen sinken und für alle die Opfer, die sie mir gebracht, mit dem Schwure ihr danken wollte, daß hinfüro mein beruhigt Herz keines ähnlichen Beweises ihrer Liebe, wie die bisher geforderten, mehr bedürfen und keine Beschränkung ihrer Neigungen von meiner Seite mehr Statt finden solle.

Von diesem Vorsatz erfüllt, trat ich eines Tages in Serena's Zimmer, während sie in dem anstoßenden, dessen Thür leicht angelehnt, beschäftigt war. Ein kleiner zahmer Canarienvogel, den Serena auferzogen, saß auf ihrem Arbeitstischchen, das Köpfchen nach der Thüre gewendet, hinter welcher seine Herrin verschwunden, die er mit einem klagenden Tone seiner kleinen Kehle herbeizurufen sich bemühte.

Serena, die meinen Eintritt nicht bemerkt, antwortete der sehnsüchtigen Stimme des Vögelchens mit süßen Worten: „Geduld, mein Liebling, bald bin ich wieder bei dir und bringe dir Zucker und süßen Mandelkern!" — Da fiel mir ein, wie oft das kleine Geschöpf die Augen seiner Pflegerin mit Liebe auf sich zog. Wie es sein Futter nur aus ihrer Hand, den Zucker nur von ihren Lippen nahm, auf ihrer Schulter sich niederließ, dreist mit seinem Schnäbelchen an ihren Hals pickte und mit den darauf herabwallenden Locken ihres Hauptes spielen durfte. Dieß Alles hatte ich oft mit angesehen und belächelt; heute aber flüsterte ein böser Geist mir zu: mache jener Tändelei ein Ende und prüfe an dem Eindruck, den du damit hervorbringen wirst, zum letzten Male die Macht der Liebe deiner Verlobten zu dir. Und wie zu Erstickung der dämonischen Eingebung erhob das bedrohte Vögelchen seine Stimme mit einem so schmelzenden Sangeston, als habe mein Schutzgeist sich ihrer zu meiner Warnung bedient. Allein ich verschloß ihr mein Ohr, ein unwiderstehlich Verlangen, den diabolischen Versuch zu wagen, hatte mich erfaßt, — ich ergriff den Vogel, der keine Scheu vor mir hatte, der arglos oft von dem Arme seiner holden Gebieterin, wenn ich ihn gelockt, auf meinen geflogen — ich ergriff ihn — ich drückte sein Lebenslicht aus."

„O weh!" rief Antonin, und der schrillende Ton einer abgesprungenen Saite, deren Wirbel er in dem Moment unwillkürlich, wie von innerm Andrange getrieben, gedreht, accompagnirte den Weheruf.

„Ja, siehest Du," sprach Sebastian nach einer kleinen Pause weiter, „so ging es mir. Wie die Saite Deines Instrumentes hier, die Du trotz meiner Warnung überspanntest, gesprungen ist, so sprang auch die Saite meines Glückes."

Serena trat in das Zimmer. Ich hielt die Leiche ihres Lieblings auf der flachen Hand." — „O, mein Gott!" schrie sie, „wer hat das gethan?"

„Ich," antwortete ich mit erzwungener Ruhe. „Der Vogel erschien mir als ein Nebenbuhler. Ich habe ihn getödtet, wirst Du meiner grenzenlosen Liebe diese Mordthat verzeihen?" So rief ich und sank zu ihren Füßen.

Allein Sie wich mit Abscheu, wie vor dem Mörder eines Menschen, zurück. Und mit kaltem, tonlosen Ausdruck sagte sie: „Du hast Dich an der Liebe versündigt, nenne das Wort mir nicht mehr. Unser Bündniß hat Deine That aufgelöst, nie werde ich Dir gehören; nur beklagen kann ich den Irrthum, der so lange mich an Dich gefesselt. Lebe wohl, wir sind geschieden!" —

Vergebens war mein Bemühen, einen Widerruf dieses strengen Ausspruches zu erlangen. Sie entwand sich meinen Armen, die ihre Knie zu umfassen strebten, und zog sich in das andere Zimmer zurück, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Sie war und blieb mir verloren und kein Glück hat mir seitdem gelächelt. Ich konnte das Verscherzte nicht vergessen, nicht verschmerzen."

Sebastian schwieg jetzt, und Antonin legte tiefbewegt die Violine nieder.

„Nicht umsonst," sagte er, „sollst Du die Geister Deines Schmerzes heraufbeschworen haben. Ich will Deiner Warnung eingedenk bleiben, nie, in welcher Beziehung es auch sei, eine Saite zu überspannen."

(Unterhaltungssaal.) Julie v. Großmann.

Miscellen und Anecdoten.

(Leipzig.) Es gehört seit einiger Zeit bei den hiesigen jungen Damen zum guten Ton, Noten auf der Straße zu tragen, das Heft, der Band oder das Packet kann sogar ein Gewicht bis zu einem Viertel-Centner erreichen, nur müssen die Musikalien so getragen werden, daß man den Titel ein wenig sieht. Henselt, Chopin und Liszt gehören namentlich zu den Morgenpromenaden. Diese Mode kleidet junge Damen sehr gut und wirft noch einen matt-romantischen Schimmer um die anderen; dabei ist der Stoff nicht theuer und hält sich sehr lange. (Signale f. d. m. W.)

Digitized by Google

— (Der Streit um den Bart.) Während im Leipziger Tageblatte ein hitziger Krieg zwischen den Bärtigen und Unbärtigen übee Rasiren und Nichtrasiren geführt wurde, der mit der gänzlichen Niederlage der Rasirten endigte, entstand in Riom und Clermont in Frankreich zwischen den Advokaten und dem Gerichtshof ein Streit über den Bart. Drei Advokaten mit Schnurrbart hatten dort seit längerer Zeit plaidirt, als es dem Präsidenten plötzlich einfiel, der Bart schicke sich nicht für Advokaten. Er ließ deshalb den Advokaten sämmtlich anzeigen, sie möchten den Bart abschneiden und bei der nächsten Gelegenheit glatt rasirt erscheinen. Die Forderung war hart, die Advokaten achteten nicht darauf, erschienen nach wie vor beschnurrbartet und das Gericht glaubte nun die Sache ernsthaft nehmen zu müssen. Es hielt der Bartangelegenheit wegen eine besondere Sitzung und sprach ein ausführlich und gründlich motivirtes Urtel gegen die Bärte, so wie einen Tadel gegen die Advokaten aus, welche der ersten Weisung nicht nachgekommen waren. Welchen Werth nun auch die Advokaten auf ihre Bärte legten, so würden sie dieselben doch wohl zum Opfer gebracht haben, wenn das Gericht nicht auch eine Strafe, welche das Gesetz nicht kennt, gegen die Ungehorsamen zuerkannt hätte. Die Advokaten beriefen eine allgemeine Versammlung, um zu berathschlagen, was in der wichtigen Angelegenheit zu thun sei, und holten überdies den Rath mehrerer auswärtiger Advokaten ein. Bei den Nachforschungen nach alten Gesetzen und Verordnungen ergab es sich denn, daß wirklich das Gericht das Recht hat, das Opfer des Bartes von den Advokaten zu verlangen, die alte Verordnung, die dies bestimmt, verlangt aber zugleich daß die Richter in Perrücken erscheinen. Nun sind die Advokaten ruhig, denn wenn sie ihre Bärte opfern müssen, nöthigen sie die Richter, Perrücken aufzusetzen. Da die Richter dies nicht thun werden so behalten die Advokaten ihre Bärte, und der Bart hat demnach auch hier den Sieg davongetragen.

(Erinnerung an Napoleon.) Calouva, ein etwas antiker Soldat, der noch ein Weilchen unter Napoleon gedient, ging in der jüngsten Fastnacht mit seinem Schätzchen auf den Ball, bekam aber an einem alten Krirgskameraden einen gefährlichen Nebenbuhler, und legte aus Eifersucht der Art Hand an ihn, daß er seine Nase ganz wund drückte und kneipte. Der Mißhandelte verklagte ihn am folgenden Tage vor der Zuchtpolizei, und als der Geklagte zur Verantwortung gezogen wurde, sagte er: „Wie kann man mir das als ein Verbrechen auslegen, was Napoleon zum Beweise seiner besonderen Gunst und Herablassung gethan hat? Es wird mit mir noch so mancher Invalide mit Stolz bezeugen können, daß ihn der Kaiser an der Nase gekneipt und herum gezerrt habe, wenn er anders so glücklich war, sein Augenmerk mit seiner besondern Huld auf sich zu wenden. Mein lieber Kriegskamerad möge nun mein gestriges Betragen vielmehr als einen Beweis meiner Zuneigung ansehen, denn als eine Mißhandlung, wenn ich als gemeiner Mann etwas derber gewesen bin, als es unser Kaiser war! — Diese spitzfindige Ausflucht half abee nur wenig; der Schuldige wurde zu einmonatlicher Arreststrafe verurtheilt.

(Ein Versehen.) Ein junger Priester von seltenem Talent und exemplarischer Frömmigkeit, der allbeliebte Prediger in einer Stadt in der Romagna, erkrankte gefährlich und die Aerzte empfahlen ihm den Gebrauch des Mineralwassers in einem Dörfchen am nördlichen Abhange der Apenninen. Der Kranke begab sich dahin, aber das ihm empfohlene Mittel nützte nichts und der Tod kam näher und näher. Der Geistliche des Ortes war abwesend und der Sterbende hatte keinen anderen Beistand, als den des Schulmeisters, welcher sich beeilte, die Sterbegebete zu lesen. Er kniete vor dem Bette nieder, schlug das Buch auf und las einen Vers nach dem andern. Der Sterbende antwoetete lange auf keine der verschiedenen Fragen, welche der Schulmeister ihm vorlas; endlich aber machte er zum großen Entsetzen und Aergerniß des Vorlesers eine letzte Anstrengung und sagte mehrmals: „nein! nein!" gleich als wolle er gegen die von der Kirche angeordneten Gebete sich verwahren. Der Schulmeister las indeß eifrig fort und der Sterbende sagte „nein!" bis ee wie in Verzweiflung seinen Geist aufgab. Mehrere andere Personen waren Zeugen davon gewesen und der Geistliche des Ortes konnte also nicht zweifeln, daß der junge Priester unbußfertig gestorben sei. Die Verwandten des Verstorbenen erschienen und ließen die Leiche in die Kirche bringen; der Pfaerer des Ortes aber zeigte den Vorfall seinem Bischof an und dieser verbot, den Verstorbenen in geweiheter Erde zu begraben. Vergebens betheuerten die früheeen Beichtkinder des Priesters die hohe Frömmigkeit desselben und schmückten den Sarg mit Blumen. Der Generalvikar oednete endlich eine genaue Untersuchung an und beschied den Schulmeister zu sich, um sich von demselben die Stellen in dem Buche zeigen zu lassen, bei denen der Sterbende mit „nein" geantwortet hatte. Dies geschah und der Generalvikar las — die Beschwörung gegen die Heuschrecken. Der arme Schulmeister, der die lateinische Sprache nicht verstand, hatte die erste beste Stelle aus den Kirchengebeten gelesen und der Sterbende durch sein „Nein" ihn auf den Irrthum aufmerksam zu machen versucht. Natürlich wurde nun, sobald die Sache sich aufgeklärt hatte, der Verstorbene mit allen Ehren in geweihter Erde begraben.

— Vom Oberhein schreibt die Barm. Ztg.: „In Casino-Versammlungen ist hier mehrfach die Rede gewesen, den bisher bei Festlichkeiten üblichen Frackrock ganz zu verbannen und eine anständigere Bekleidung, die sich dem Wappenrecke näherte, unter den Herren einzuführen. Bedenke man, daß der Frack durch die französische königliche Hofmaitresse du Barey aus höchst unzüchtigen Absichten bei Hofe eingeführt wurde, so sollte man fragen, wie Deutschland jetzt erst an Abschaffung eines Kleides arbeitet, das weder schön noch bequem ist, das den Wuchs des Mannes noch mehr lächerlich als günstig darstellt." — Man sollte glauben, es müsse nichts leichter sein, als die Verbannung des Fracks, da es ganz unmöglich ist, daß sich ein vernünftiger anständiger Mensch für diesen gemeinen Kleiderfetzen erklären könne. Es kommt hierbei alles auf die vornehmen Damen an, bestehen die nicht länger darauf, möglichst endlößte Oberschenkel der Männer sehen zu wollen, so wird es unanständig, im Frack in vornehmen Gesellschaften gesehen zu werden; so wird der Frack gewiß auch beim demüthigen Candidaten, bei Begräbnissen und Hochzeiten verschwinden.

(Die kluge Lerche.) Ein junger Mann ging aus über Land, und hatte zu seinem Schutze gegen den fallenden Regen einen Regenschirm ausgespannt. Plötzlich flog, mitten auf

Digitized by Google

freiem Felde, eine Lerche zu ihm heran und umflatterte ihn mit ängstlichen Flügelschlägen in engen Kreisen. Er glaubte, die empfindliche Kälte oder der Hunger treibe sie, in seiner Nähe Schutz zu suchen, und haschte nach ihr, um sie zu fangen; doch sie flog schreiend zurück, um sogleich wieder auf's Neue ihn zu umflattern. Nun erst bemerkte er zufällig über seinem Haupte einen in der Luft schwebenden Sperber, und jetzt war es ihm klar, daß der arme kleine gefiederte Sänger gegen diesen Verfolger seine Hülfe in Anspruch zu nehmen bemüht war. Er bewegte nun seinen Regenschirm heftig, lärmte und schrie, und der Raubvogel, dadurch scheu gemacht, flog davon. Nun entfernte sich auch die Lerche von ihrem Retter, doch nur mit langsamen Flügelschlägen und unter freudigen Trillern, mit denen sie ihren Dank auszusprechen schien.

— Die Schwestern Milanollo machten bei ihrer Anwesenheit in Berlin allgemeines Furore. Alle Blätter waren des Lobes voll, in Prosa und in Versen. In einem derselben lasen wir zur Verherrlichung ihres Spieles:

Es klingt wie Schwermuthsklage —
Hell wie der Engel Freud' —
Wie eine schöne Sage
Aus der Vergangenheit. —
Es klingt wie Meeresbrausen —
Wie leichter Sylphenkuß —
Wie schwellend Sturmessausen —
Und wie der Liebe Gruß. —

In Berlin mahnte vor Kurzem ein Schneider den Grafen ***, was dieser sehr übel nahm, in der Meinung, der Schneider könne sich schon mit der Ehre, für ihn zu arbeiten, hinlänglich bezahlt halten. Der Schneider wollte aber durchaus Geld haben, und der Graf, um sich des zudringlichen Mahners zu entledigen, fing an auf den Schneider loszuschlagen, der natürlich auch nicht still hielt, und mit gemein-bürgerlichen Händen den hochgräflichen Leichnam mehrmals sehr unsanft berührte. Wer die meisten blauen Flecke davon getragen, das sagt die Geschichte nicht, wohl aber berichtet sie die ungeheure Entrüstung, welche ob der Unthat des Schneiders in den adeligen Kreisen herrscht. Man soll daselbst eine Petition um ein Gesetz vorbereiten, welches jedem Schneider streng untersagen soll, künftig je wieder einen Grafen zu mahnen.

— Die Frauen in der Moldau werden nur für das Verbrechen eines Mordes bestraft, außerdem läßt man ihnen alle Vergehen ungestraft dahingehen, weil man sie für unzurechnungsfähig hält. Was sagen unsere deutschen Frauen dazu?

— Auf der Insel Unamarch dienen die Frauen als Münze. Die Zahlung beim Einkauf wird in Weibern geleistet; je nach dem Werthe des Gegenstandes, eine oder mehrere Frauen. — Wie oft mag da mit falscher Münze gezahlt werden!

— Aus einer humoristischen Vorlesung von Saphir. — Was ist eine Oper? — Wenn eine Sache so dumm ist, daß man sich schämt, sie zu sprechen, so singt man sie.

— Der Mensch kann sich auf zweierlei Weise über die Erde erheben: durch die Philosophie und durch den Strick!

— Was ist der Galgen? Der Galgen ist ein dreibeiniges Kompliment welches sich die Leute gegenseitig machen, um sich einzureden: wer nicht dranhängt, ist ein ehrlicher Mensch.

— Warum sagt man: Muttersprache, und nicht: Vatersprache? — Weil man zwar immer gewiß weiß, was die Mutter, aber nicht immer was der Vater für eine Sprache spricht.

— Der alte Philosoph Bias antwortete auf die Frage, welches unter den Thieren das gefährlichste sei: „Unter den zahmen der Schmeichler."

— (Die Ehe des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen.) R. Fr. Eylert erzählt in seinen „Charakterzügen und historischen Fragmenten:" „So war die Ehe des Königs und der Königin. Er ernst, Sie freundlich; Er kurz, Sie erklärend; Er voll Sorgen, Sie erheiternd; Er vertieft, Sie theilnehmend; Er prosaisch, Sie poetisch; Er practisch, Sie idealisch; Er satyrisch, Sie scherzend; Er vorsichtig, Sie unbefangen; Er reizbar, Sie besänftigend; Er forschend, Sie ahnend; Er schwer belastet, Sie erleichternd; Er einfach, Sie holdselig; Er ganz Mann, Sie ganz Weib, voll Anmuth und Liebe; — Beide ein Herz und eine Seele; in reicher Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit die glücklichste Einheit; eine Ehe in stiller Würde, seliger Eintracht, die erste und beste im ganzen Vaterlande. Dem Hofe gab Sie Glanz und dem häuslichen Leben, wie Allem, was Sie umgab, den reinen Ton der Harmonie. Wie, als wenn Gott sie für Ihn geschaffen hätte, so war Sie ganz für Ihn und seine Individualität gemacht: die beste Frau in der Ehe; eine herzgewinnende Königin auf dem Throne; eine sorgsame, zärtliche Mutter im abgeschlossenen Kreise ihrer Kinder; — und doch auch begabt mit allen glänzenden Eigenschaften und Naturgaben, welche eine so hohe Stellung nach allen Richtungen hin verlangt, so daß Sie mit dem Könige vereint Alles war, was Sein Herz als Mensch wünschte, und was er als Regent bedurfte."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Anzug zur Promenade Vormittags: Oberrock von Pekin mit vielen Streifen in verschiedener Breite, deren Farben in einander laufen; glattes Leibchen mit Revers, sehr tief ausgeschnitten, vorn herzförmig, auf dem Rücken höher hinaufgehend; enge, vorn nicht geschlossene Aermel mit kleinen Aufschlägen und einer Muslingarnitur; reichgestickter chinesischer Creppshawl oder gedruckter chinesischer Creppshawl; Hut von durchbrochenem Stroh mit einer großen Rose und grünem oder dunkelblauem Bande.

Oder: Rosa Crepp-Zughut mit Tüllauspuz in derselben Farbe und unter dem Schirme mit einer Garnitur von violettem Atlasband und rosa Tülle; Kleid von Barège mit Blumenguirlanden, die Streifen bilden und zwei breiten Volants, die dreifach mit sehr schmalem Sammetband besetzt sind, wie über ihnen ein solches Sammetbändchen hinläuft; Faltenleibchen, halbausgeschnitten mit Revers, die wie die Volants mit Sammetbändchen besetzt sind und in den man einen Fichu sieht, der vorn gestickt ist und einen sehr kleinen Kragen hat; darüber ein Mantillen-Langshawl von schwarzen Spitzen.

Wir haben auch sehr hübsche Kleider von Camäleonseide

Digitized by Google

mit dreifachem Widerschein gesehen, an welchen die Leibchen geschnürt, aber nicht sehr offen, und mit leichter Posamentirarbeit besetzt sind. Dieselbe Besetzung zeigt sich auf den Jockeys, an der Oeffnung unten an dem Aermel, der ebenfalls geschnürt ist, und an den Taschen des Kleides. Zu diesen Kleidern trägt man einen Langshawl von chinesischem Crepp, der gestickt ist, oder eine Mantille von Taffet, die mit gleichem Stoffe garnirt ist oder auch eine von schwarzen Spitzen. Ein hübscher Zughut von weißem Crepp mit einem Bouquet von Flieder ohne Blätter, oder auch ein Hut von rosa Crepp, über den Spitzen gebreitet sind, vervollständiget diesen Anzug, der sehr schön und sehr modisch ist.

Wir haben schon öfters von den offenen geschnürten Leibchen gesprochen und erwähnt, daß sie immer zahlreicher würden; jetzt müssen wir hinzusetzen, daß man bereits anfängt, die Art des Schnürens zu variiren; bald war der Stoff, durch den das offene Leibchen geschnürt wurde, eine seidene runde feste dünne Schnur, bald ein Sammetbändchen; jetzt sind diese Sammetbänder breiter als die erwähnten und sie werden an jeder Seite durch ebensoviele kleine passende Knöpfe befestiget. Dieselbe Art des Ausputzes wiederholt sich an den Aermeln, am Vorderarme und bisweilen, aber seltener, auf dem Rocke.

Die Amazonenkleider und noch mehr die Amazonenüberröcke machen Furore. Man macht sie in allen Arten, zum vollständigsten Morgennegligée von Barège, bis zur Promenade von Ziegenhaar, von Valencia und selbst von französischem Foulard und von aller Art Seidenstoffen, namentlich Camäleonseide. Namentlich die letzteren scheinen sehr zu gefallen. Der gewöhnliche Schnitt dieser Oberröcke ist folgender: knappes Leibchen, vorn ziemlich weit offen, entweder glatt oder mit Anglaisen oder mit Shawl; dabei ein kleiner Umschlagkragen, wenn das Leibchen Anglaisen hat, Schößchen, glatter runder Rock mit einer Reihe Knöpfe vorn herunter, die je nach der Eleganz des Rockes und nach dem Stoffe, aus welchem er besteht, verschieden sind. Die Aermel sind im Allgemeinen glatt und eng, da man die venetianischen Aermel für die gewöhnlichen Ueberröcke aufspart.

Abends, denn es finden noch immer Gesellschaften statt, ist das Weiß in Tarlatan mit den neuen, frischen Stoffen in Seidengaze oder Seidenbarége sehr angenehm verschmolzen. Alle diese Kleider werden mit zwei Röcken oder mit sehr großen Volants gemacht, welche eben so aussehen, als bestände das Kleid aus zwei Röcken. So haben wir ein Kleid von blauem Seidenbarège bemerkt, dessen oberer Rock an der rechten Seite bis an den Gürtel offen war, und wo zwei Bouquets von natürlichen weißen Rosen die Oeffnung zusammenhielten; an der linken Seite war er durch ein Bouquet zur Hälfte aufgenommen. — Ein anderes Kleid von Barège mit kleinen kirschrothen Streifen auf weißem Grunde hatte zwei große Volants, welche fast den ganzen Rock bedeckten. Das Faltenleibchen hatte als Garnitur nur drei Agraffen von großen Perlen.

Auch der Fächer ist noch immer eine Nothwendigkeit, aber er ist so zierlich, daß er oft sogar in den zierlichen Fingern zerbricht, die ihn handhaben. Und wie kostbar sind diese mit Gold eingelegten Fächer von Perlmutter!

Die Silber-Schmuckſachen werden häufig und gern getragen, namentlich bei Anzügen zum Ausgehen.

Eine reizende Nachmittagstoilette hat uns eine Freundin beschrieben. Man denke sich zuerst eine schöne junge Blondine mit großen blauen Augen und blühender Farbe; ein Zughut bedeckt ihren Kopf, ohne die Schönheit zu verhüllen, wie ein leichtes Wölkchen, das über dem Abendstern hinschwebt. Unter diesem Hütchen von Illusionstülle quellen die reichen blonden Locken in üppiger Fülle hervor und spielen um den reizenden Hals. Das Kleid paßt vollkommen zu dem Hute, der auf seinem durchsichtigen Schirme einen Kranz von kleinen Blümchen und einen leichten Schleier trägt. Bei der Erwähnung dieses Anzuges können wir die glückliche Wiederkehr der Gürtel mit langen flatternden Enden melden; daß zu einem so leichten und reizenden Anzuge nichts besser paßt als ein Langshawl von Spitzen brauchen wir nicht erst zu erwähnen.

Herren-Mode. Die Longchamps-Feste sind in diesem Jahre schöner als je gewesen, dessen ungeachtet konnten wir in den Toiletten nur wenig Neues erspähen; die meisten unserer Eleganz hatten ihre Winter-Anzüge noch nicht abgelegt.

Nur ein paar Toiletten fesselten unsere Aufmerksamkeit: Die erste bestand aus einem Phantasie-Anzuge, der Frack war von moosgrünem Tuch, er hatte die Taille bis zu den Hüften anschließend, die Schöße reichten bis in die Kniekehlen, waren unten viereckig, dem Schenkel entlang gerade geschnitten, so, daß über den Hüften dieselbe Weite wie unten war, der obere Theil der Revers, und die Zipfel des Kragens, waren der Art vereinigten, daß sie das Ansehen eines Shawls gewannen; bei genauer Beobachtung bemerkte man jedoch, daß die Spitze des Revers, den Zipfel des Kragens um 2 bis 3 Centimetre überstieg, was die Einförmigkeit des Shawls veränderte, und den besten Effect hervorbrachte; der untere Theil des Revers wandte sich abrundend bis zu dem Schooß, letzterer war mit einer Patte von mitteler Größe verziert, der Kragen mit niedrigem Fuß fiel breit über, und wölbte sich etwas, wie die Revers, welche, wie schon gesagt, bis zu den Schößen sich rundeten. Die Aermel waren, wie man sie gegenwärtig trägt, d. h. kurz und anschließend; die Knöpfe von farbigem eiselirtem Golde hatten in der Mitte einen Opale, was die Knöpfe höchst geschmackvoll erscheinen ließ. Das Gilet von weißem Piqué, mit geradem Kragen, stand sehr offen über der Brust, und ließ einen Theil des Hemdes sichtbar werden, es war, obgleich nur zwei Knöpfe zugeknöpft waren, unten lang; die Pantalons von hellgrauem Satin, etwas weit auf den Beinen fallend, befestigten Sprungriemen; auf den Seiten-Nähten der Pantalons zog sich ein allerliebstes, etwa 3 Centimetre breites, und von einer schwarzen Soutache gemachtes Dessin entlang.

Die zweite Toilette bestand aus: einem Tuch-Oberrock, in der Farbe Monteau d'Harville. Der Fuß des Kragens konnte in der Höhe kaum 4, in der Breite des Ueberfalls aber 8 Centimetre haben, die Zipfel waren gerundet, was dem Kragen den Anschein einer kleinen Pelerine gab; die Taille bis zu den Hüften anschließend, etwas schmal, und leicht gebogen; der Rock kurz und weit, die Vordertheile gerade zugeknöpft, drei Knöpfe unten und einer nahe dem Kragen, schlossen den Oberrock und der unzugeknöpfte Zwischenraum ließ ein elegantes Jabot sehen, welches zur Hälfte heraus stand; die Aermel waren kurz und anschließend; der Rock gänzlich mit weißem Atlas gefüttert, ebenfalls der Leib und die Brust, die Knöpfe waren von façonnirter gedrehter Seide.

Das Gilet von chamois Valencias, mit geradem Kragen, war sehr niedrig, höchstens nur mit drei Knöpfen zugeknöpft, eine schmale Goldlitze besetzte es ringsherum, die Knöpfe von feinen Steinen machten einen anziehenden Effect. Die Pantalons von glattem und dunkel olivenfarbigen Satin Bonjeau, mit sehr breiten Falten auf den Beinen, wurden nach dem Stiefel zu enger, und waren mit Sprungriemen versehen, die Seiten-Nähte zierte eine hübsche schwarze Tresse, welche die Farbe der Pantalons vortrefflich hob.

Dies waren die beiden einzigen Toiletten, welche wir als ganz neu bemerken konnten.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Robe von Barège mit kurzen Aermeln und großen Bogen-Volants. Cannezon. No. 2. Frack à la française mit goldnen Knöpfen. Carrirte Weste mit Shawlkragen. Gestreifte Beinkleider. No. 3. Kurzer Rock mit einer Reihe Knöpfe und kleinen Revers. An den Hüften Patten. Carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Alexander Dumas am Rhein.

Wir theilen hier aus Alex. Dumas' Reiseerinnerungen eine drollige Beschreibung seiner Ueberschreitung der preußischen Gränze mit. Nachdem er von einem Gastwirthe in Lüttich geprellt worden ist, besteigt er die Aachner Post. Auf dem Postschein, den er erhält, liest er, daß er den vierten Platz erhalten hat, und daß es verboten ist, die Plätze mit den Nachbarn zu tauschen.

„Diese militärische Strenge," fährt er fort, „und die unverständliche Sprache des Postillons deutete mir an, daß ich die Staaten des Königs von Preußen betreten hatte. Da ich jedoch eine Wagenecke erlangt hatte, so wurde mir diese Tyrannei ziemlich erträglich und ich schlief bald ein. Gegen 3 Uhr des Morgens, eben als der Tag anbrach, erwachte ich und überzeugte mich, daß der Wagen still stand. Anfangs glaubte ich, es sei ein Unglück geschehen, und ich steckte den Kopf hinaus, um zu sehen, was es gebe. Es war kein Unglück geschehen, es kam kein anderer Wagen und die Straße war vortrefflich. Wir standen allein unbeweglich da. Ich nahm meinen Postschein aus der Tasche, las ihn vom Anfange bis zum Ende durch, und nachdem ich mich so überzeugt hatte, daß es nicht verboten sei, im Postwagen zu sprechen, fragte ich meinen Nachbar, ob wir schon lange da hielten.

„Ungefähr 20 Minuten," lautete die Antwort. — „Können Sie mir sagen, was wir hier thun?" fragte ich weiter. — „Wir warten." — „Ah, wir warten! Aber auf was, auf wen warten wir?" — „Auf die Zeit." — „Welche Zeit?" — „Auf die Zeit, in welcher wir ankommen dürfen." — „Es ist also eine Zeit für die Ankunft festgesetzt?" — „In Preußen ist Alles geregelt." — „Und wenn wir vor der Zeit ankommen." — „Würde der Conducteur Strafe erhalten." — „Und wenn wir später ankämen." — „So würde er auch Strafe bekommen." — „Ah, das ist sehr schön eingerichtet." — „In Preußen ist Alles gut eingerichtet."

— Ich verbeugte mich zustimmend, denn um keinen Preis in der Welt hätte ich einem Manne widersprechen mögen, der eine so begeisterte Meinung von seinem Vaterlande und den Einrichtungen in demselben hatte und der auf meine Fragen so artig und lakonisch antwortete. Meine Zustimmung schien ihm zu gefallen und ich fühlte mich dadurch ermuthigt und fuhr in meinen Fragen fort:

„Ich bitte um Entschuldigung, aber wann muß die Post in Aachen ankommen?" — „25 Minuten vor

Digitized by Google

fünf." — „Wenn aber die Uhr des Conducteurs nachgeht." — „Seine Uhr kann niemals nachgehen." — „Wirklich? Und warum nicht?" — „Seinem Sitze gegenüber unter Schloß und Riegel befindet sich eine Uhe, welche bei der Abfahrt nach der Uhr im Posthause geeichtet wied. Der Conducteur weiß, um welche Zeit er durch jede Stadt und jedes Doef kommen muß und er läßt daenach den Postillon schneller und langsamer fahren, so daß er genau zur bestimmten Zeit in Aachen ankommt." — „Dann begreife ich nicht, waeum wir hier auf der Straße warten müssen." — „Der Conducteur ist ohne Zweifel Ihrem Beispiele gefolgt und hat geschlafen und der Postillon hat das benutzt, um schneller zu fahren." — „Da wir sonach noch einige Zeit hier bleiben müssen, so weede ich aussteigen und meine Beine etwas ausstrecken." — „In Preußen ist es nicht erlaubt, unterwegs aus dem Eilwagen zu steigen." — Hm! Das thut mir leid. Ich wollte mir nur die Burg dort an der anderen Seite der Straße besehen." — „Es ist Emmaburg und der Schauplatz der berühmten Sage von Eginhard und Emma." — „Wirklich? Haben Sie die Gefälligkeit und lassen Sie mich einen Augenblick auf Ihren Platz, damit ich die Gegend genauer betrachten kann." — „Ich wüede es mit Vergnügen thun, aber es ist in Peeußen verboten, die Plätze in dem Eilwagen zu wechseln." — „Richtig! Richtig! Wie konnte ich das vergessen! Ich bitte um Verzeihung."

„Die verwünschten Franzosen thun doch nichts als daß sie schwatzen," sagte ein dicker Passagier, der mir gegenüber saß und seit der Abfahrt von Lüttich zum ersten Male den Mund aufthat, die Augen aber noch immer zugedrückt hielt. — „Sie bemerkten eben.." sagte ich, da mich diese Redensart nicht eben angenehm berührte. — „Ich sagte gar nichts — ich schlafe." — „Schlafen Sie so viel Sie wollen, aber träumen Sie nicht laut, denn wenn Sie träumen, werde ich auch träumen, und zwae in Ihrer Speache. —

Der Passagier schnarchte. „Postillon vorwärts!" eief jetzt der Conducteur. Es ging im Galopp weiter. Ich steckte den Kopf duech das Fenster hinaus, um wo möglich die Ruinen zu sehen, adee veegebens; sie waren an der Biegung der Straße verschwunden. 25 Minuten vor 5 Uhr, keine Secunde früher oder später, fuheen wir in das Posthaus zu Aachen ein.

Dann wundert sich Dumas über das viele Essen in Deutschland.

„Die Deutschen essen von Früh bis Abends," sagt er. „Wenn Sie die Augen aufthun, etwa um 7 Uhr früh, trinken sie iheen Kaffee, um 11 Uhr folgt das Frühstück, um 1 Uhr das kleine Mittagessen, um 3 Uhr das eigentliche Mittagsmahl, um 5 Uhr ein anderes Essen, das keinen Namen hat, aber reichlich ist, und um 9 Uhr endlich ein tüchtiges Abendessen als Vorbereitung zum Schlafen. Thee, Kuchen ꝛc. füllen die Zwischenzeit aus."

Dumas hat allerdings etwas übertrieben, Recht hat er abee im Ganzen doch.

„In Bonn," fährt der Reisende fort, „bestand das Essen, das man mir vorsetzte, aus einer mir unbegreiflichen Aet Suppe, in welcher Teigkugeln herumschwammen; Rindfleisch mit Pflaumen, Hasenbraten mit Eingemachtem, Wildschwein mit Kirschen; kurz es war unmöglich, mehr Mühe aufzuwenden, um Dinge zu verderben, die einzeln sehe eßbar gewesen sein wüeden. Ich kostete der Reihe nach von Allem, schickte aber jedesmal den Teller wieder foet. Als ich auch das Wildschwein wegschickte, konnte es der Kellner nicht länger mehr mit ansehen.

— „Ißt der Herr nicht Wildschwein mit Kirschen?" — „Ist mir zuwider." — „Das ist merkwürdig." — ein großer Dichter wie der Herr!" — Sie ieren sich, lieber Freund, ich mache vielleicht mitunter einmal Verse, aber das ist kein Grund, mich einen großen Dichter zu nennen, oder auch mir den Magen mit Iheem abscheulichen Essen zu verderben. Angenommen aber auch, ich wäre ein großer Dichter, was hat die Dichtkunst mit Schweinsbraten und Kirschen zu thun?" —. „Es war das Liedlingsgericht unseres großen Schiller." — „Dann ist unser Geschmack verschieden . . . Gegen seinen Wilhelm Tell oder seinen Wallenstein habe ich duechaus nichts einzuwenden — aber den Schweinsbeaten nehmen Sie weg."

Der Kellner trug den Teller fort, unterdeß kostete ich das Rindfleisch mit Pflaumen, aber mehr als kosten war wiedeeum unmöglich, und als der Kellner wieder kam, ersuchte ich ihn, mir einen andern Teller zu bringen. Sein Erstaunen war geößer als je.

— „Was?" fragte er, „Sie essen kein Rindfleisch mit Pflaumen?" — „Nein." — „Und Göthe aß es so gern!" — „Es thut mir leid, daß ich nicht denselben Geschmack habe, wie der Dichter des Faust. Machen Sie mir einen Eierkuchen."

Der Eierkuchen kam, aber auch dieser schmeckte Herrn Alexander Dumas nicht.

Digitized by Google

Eisenbahn-Phantasien.

Das Eisenbahnfieber, das jetzt die Welt ergriffen, scheint noch nicht seinen Culminationspunkt erreicht zu haben. Täglich werden neue Projecte gemacht, Gewinnsüchtige durch das große Eisenbahnnetz gefangen. Aber dies Gefängniß ist kein einsames Gefängniß. Es erregt kein Entsetzen; man drängt sich dazu, um in die Pforten eingelassen zu werden. Schon bemerkt man im Handel und in der Industrie eine bedenkliche Stagnation. Die Geldkräfte werden nur dazu benutzt, um sie in Eisen zu verwandeln oder in Dampf verpuffen zu lassen. Ein förmlicher Götzendienst ist eingetreten. Der Gott, der das Weltall erschaffen, findet nur noch wenige andächtige Verehrer, dagegen der Gott, „der das Eisen wachsen ließ," sich eines großen Zuspruchs auf seinen Altären erfreut. Als Arndt diesen Gott besang, wollte er der träumerischen Jugend das Schwerdt in die Hand drücken. Heut zu Tage sind die Zeiten anders geworden. Der Gott des Eisens trägt als erstes Attribut die Friedenspalme. Die Eisenbahnen sind die Friedensboten der neuen Zeit. Sie, die die Länder und Völker in innige Berührung bringen, zerstören die nationalen Vorurtheile und rotten die Unvernunft des Krieges aus. Um dieses Wunder brausender Schnelligkeit, das Zeit und Raum so viel wie möglich aufhebt, hervorzubringen, mußten zwei der feindlichsten Naturkräfte einen innigen Bund schließen: das Feuer und das Wasser. Aus ihrer Verbindung ging der Dampf hervor, dieser Sohn der ungleichartigsten Eltern. Der Sprößling dieser gemischten Ehe, die das Jahrhundert eingesegnet hat, ist jetzt zu hohen Ehren gekommen. Er herrscht zu Lande und zu Wasser; er verbindet Städte, Länder, Welttheile. Das Band von Eisen, das die Länder umschlingt, wird in der Folge der Zeiten zu einem Bande der Liebe werden. Und dies ist eben die hohe Mission dieses Jahrhunderts, die Durchführung des Princips der Humanität, die innige Verbrüderung der ganzen Menschheit. Schon der fromme Fenelon sagte: J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. Drei Stationen der Erkenntniß und der Selbstverleugnung muß daher derjenige zurückgelegt haben, der würdig ist, an dieser Eisenbahn, die den Menschen mit dem Menschen verknüpfen soll, mitzuwirken. Schiller that unter den Deutschen den ersten Spatenstich zu diesem großen Werke. Er wollte das laut pulsirende Dichterherz mit der kalten Welt verbinden, und bricht in die begeisternden Worte aus: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden — das ist mein Wahlspruch." Aber das Herz wird so häufig von den Herzlosen verkannt. Man bewundert das erhabene Gefühl, die reiche Phantasie, aber man hält die Gebilde des Dichters nur für Phantasien, für Hirngespinnste, für Luftschlösser. Schiller war ein ächter Vates, ein Sänger und Prophet. Die Vorurtheile waren damals noch zu mächtig, um der Idee der Menschheit eine allgemeine Berechtigung zu verschaffen. Auch Göthe erkannte die Wahrheit und Nothwendigkeit dieser Idee, aber sie dünkte ihm als Hofmann zu gefährlich, und er wollte sie nur literarisch durchführen. Daher schwärmte er für eine Weltliteratur, ein Gedanke, der für keinen Hof etwas Verletzendes enthielt. — In den Befreiungskriegen trat die Idee der Humanität gegen die der Nationalität in den Hintergrund. Erst in der neuesten speculativen Zeit dachte man wieder an das Project, das die Philosophie aufstellte, an die Eisenbahn, die zwei entgegengesetzte Pole verbinden soll: die Vernunft und die Welt. Der ewige Zwiespalt, diese beiden Factoren, brachte die Geschichte, wie sie ist, hervor. Haben sie einen ewigen Bund geschlossen, so hört die Geschichte der Widersprüche auf und die Geschichte der Harmonie, des friedlichen Zusammenlebens, die Geschichte der menschlichen Gesellschaft beginnt. Bisher konnte von keiner menschlichen Gesellschaft die Rede sein, da nur Unfriede und Ungeselligkeit ihr Charakter war. Damit aber diese größte und glänzendste aller Gesellschaften, zu der die Einladungskarten gratis vertheilt werden, recht bald unter uns erscheine, so widme jeder seine Kräfte dieser Eisenbahn, die das goldne Zeitalter herbeiführen wird. Wer hier nicht Actionair wird, den kann man mit dem Namen eines Re-Actionairen bezeichnen.

Cornelia.

Während des Vendeekrieges lebte in einem kleinen Dorfe dieses einst so blühenden Landstrichs eine beglückte Familie, das Muster aller häuslichen und Bürgertugenden; ihr Kreis bestand aus vier Mitgliedern, durch die zärtlichsten Bande der Aeltern- und Gattenliebe vereint: Merville, Corneliens Vater, einem siebenzigjährigen Greise; Cornelia; Francoeur, ihrem Gatten, und Georg, ihrem zehnjährigen Knaben.

Ein Ungeheuer beschloß, die stille, idyllische Ruhe der glücklichen Menschen zu trüben; Grandbree war in einem Dorfe, wo die Familie einen kleinen Meyerhof be-

Digitized by Google

ſaß, Schullehrer geweſen, und hatte beim Ausbruche der Revolution zu ihren Fahnen geſchworen. Dieſer Grandpree war es, in deſſen Bruſt ſeit geraumer Zeit zwei kämpfende Gefühle, Liebe und Haß ſtürmten; Cornelia war ihr Gegenſtand.

Eines Tages theilte er ſein ſchwarzes Geheimniß Silveſtree, dem Gaſtwirthe des von der edeln Familie bewohnten Dorfes mit, und gewann ihn durch Goldesglanz zum Mitſchuldigen ſeines verworfenen Planes. Er warb, da er, nur ſeiner Leidenſchaft fröhnend, ſein politiſches Glaubensſyſtem ſchnell wieder geändert, Silveſtre für die weiße Fahne, deſſen Schenke ſollte die Waffenkammer und der Mittelpunkt einer kleinen Verſchwörung werden, darauf abzweckend, das Dorf den Vendeern, und Cornelien dem Unwürdigen in die Hände zu ſpielen.

Die edle Hausfrau, ausſchließlich nur der Uebung ihrer Pflichten ſich hingebend, ahnte von dem Doppel-Complotte, das ihre Ehre, ihr Glück und jenes ihrer Mitbürger bedrohte, nicht das Mindeſte.

Eines Morgens war ihr alter Vater mit den übrigen Dorfbewohnern im Felde; Francoeur war ebenfalls abweſend, die von ihm commandirte Nationalgarde des Cantons einzuüben; Cornelia ſaß allein mit ihrem Knaben vor der Thür. Der Kleine exercirte ſpielend, die Mutter lobte ſeine Gewandtheit, ermahnte ihn, ſich mit allem Eifer zum künftigen Vaterlandsvertheidiger zu bilden, und erzählte ihm Geſchichten von Waffenthaten der Vorzeit.

Grandpree war in Silveſtre's Schenke beſchäftigt, ſich mit ſeinen Spießgeſellen über die Ausführung ſeines Planes zu berathſchlagen, da hört er Corneliens Stimme, eilt zu ihr hin, hat, ſeine bisherige trügeriſche Maske im Sturme der Leidenſchaft ganz vergeſſend, die Frechheit, ihr ſeine verworfene Neigung ohne Rückhalt zu bekennen, und verſucht auch hier den allgewaltigen Reiz des Goldes zur Erreichung ſeines Zweckes: Alles vergebens; Cornelia ſetzt ſeinen Anerbietungen den edlen Unwillen keuſcher Tugend entgegen; ſie antwortet, den Knaben in ihre Arme ſchließend, dem Verführer mit den Worten jener Römerin, deren Namen ſie trug: „Dies iſt mein ganzer Reichthum, ich begehre keine andern Schätze!“

Jetzt wirft der heuchleriſche Böſewicht die Maske völlig ab; nur ſeiner rohen Sinnlichkeit Gehör gebend, umſchlingt er Francoeur's Gattin, und will ſie mit Silveſtre's Hülfe in deſſen Wohnung ſchleppen; edler Ingrimm leiht Cornelien die Kraft der Löwin; ſie ringt mit den Räubern, und der kleine Georg beſchützt, ſo viel ſeine Kräfte vermögen, die Mutter.

Francoeur's Rückkehr endete den Kampf; das Bubenpaar ſtand beſtürzt vor ihm; Grandpree bebte bleich und zitternd, Cornelia werde dem Gatten Alles entdecken. Das edle Weib war in einem Uebermaße von Gutmüthigkeit ſo unvorſichtig, Francoeur den Vorgang zu verſchweigen; beinahe wäre ſie das Opfer dieſer zarten Schonung geworden.

Noch an demſelben Abend ward den Verſchworenen Kunde von der Ankunft der Vendeer; dieſe waren, vom Dunkel der Nacht begünſtigt, herangeſchlichen, und hatten ſich, eine halbe Stunde von dem Dorfe, in einen Hinterhalt gelegt. Grandpree war der Meinung, man müſſe den Ueberfall durch ein entſcheidendes Wageſtück vorbereiten; er, Silveſtre und einige ihrer Geſellen pflanzten die Kokarde der Vendeer auf, rüſteten ſich mit Aexten, ſchlichen ſich in tiefſter Stille nach dem Markt, und begannen die junge Eiche, die, zum Freiheitsbaum dienend, unter den harmloſen Dorfbewohnern nicht, wie damals in ſo vielen Städten Frankreichs, Zeuge zahlloſer Gräuel war, zu fällen.

Mitternacht hallte vom Dorfthurm; alle Einwohner lagen in tiefem Schlummer, den die Verſchworenen zu einem ewigen auszudehnen gedachten; Cornelia harrte ihres Mannes, der einen kleinen Poſten am Eingange des Dorfes zu viſitiren ausgegangen war. Sie hatte ſchon den ganzen Tag über eine heimliche, ihr unerklärbare Unruhe empfunden, die ſie Unglück ahnen ließ; der Schlaf floh ihr Lager. Jetzt hört ſie in der Ferne dumpfe Axtſchläge; ſie erhebt ſich und lauſcht; anfänglich glaubt ſie, Francoeur's Tritte zu erkennen; doch bald nimmt das Geräuſch zu; ſchauderhafte Flüche miſchen ſich darein; entſetzt eilt Cornelia vor die Thür, und ſieht in der Ferne einige Männer mit Umhauen des Freiheitsbaumes beſchäftigt. Nur ihrem Muth und ihrer enthuſiaſtiſchen Freiheitsliebe Gehör gebend, ſtürzt ſie hinzu, drängt die Frevler zurück, unter denen ſie Grandpree und Silveſtre erkennt, und umſchlingt die Eiche mit dem Ausrufe: „Nur zu, Elende, wenn Ihr es wagt; eher ſterbe ich, als Ihr dieſen Baum fället, deſſen Zerſtörung das Signal unſeres Unterganges werden ſoll!“

Bewegungslos ſtehen die Verſchworenen; ſelbſt Grandpree's Arm hält die Furcht, entdeckt zu werden, gefeſſelt; ein ſchwaches Weib ſetzt ihn in Schrecken; ſo zagt das Verbrechen, ſelbſt der wehrloſen, ohnmächtigen Tugend gegenüber.

Alles rund umher bleibt ruhig; Niemand eilt der Heldenmüthigen zu Hülfe; da gewinnt allmählig Grandpree wieder Faſſung; ſeine kühne Frechheit kehrt zurück; er faßt mit Silveſtre's Hülfe Cornelien, verſchließt mit

Digitized by Google

einem Knebel ihr den Mund, und sucht sie, von seinen Gesellen unterstützt, hinweg zu reißen.

Den kleinen Georg hatte der Mutter Hülferuf erweckt; er springt auf, ergreift, wie durch höhere Eingebung, eine Flinte, eilt zum Hause hinaus, und sieht die Mutter sich unter den Räubern winden; die Vorsehung leitet des Knaben Arm; der Schuß streckte Silvestre tödtlich verwundet zu Boden, Cornelia sinkt bewußtlos am Fuße des Freiheitsbaumes nieder; jetzt wirbelt die Lärmtrommmel, Grandpree entflieht mit wirren Sinnen.

An der Spitze seiner Leute erscheint Francoeur, und findet sein Weib in den Armen des Vaters und seines Knaben. Silvestre entdeckt ihm sterbend die ganze Verrätherei; kein Augenblick ist zu verlieren, denn die Feinde sind ganz nahe; Weiber, Greise, Kinder, Alles waffnet sich nach Möglichkeit; Cornelia selbst bringt ein Pulverfaß herbei; die Gewehre werden mit Blei, Steinen, Nägeln, mit Allem, was gerade zur Hand, geladen; die wackeren Landleute ziehen muthglühend dem Feind entgegen, dessen Andringen wildes Kriegsgeschrei verkündet. Die noch im Dorfe zurückgebliebenen Frauen und Kinder verrammeln ihre Wohnungen, und tragen Steine auf die Böden, sie auf die Vendeer, bei ihrem Vorrücken, herab zu schleudern. Cornelia faßt, mit einer Pistole bewaffnet zum Himmel flehend, an ihrer Thüre Posten.

Während draußen vor dem Dorfe der Kampf wüthet, kehrt Grandpree, noch immer seinen Entführungsplan nicht aufgebend, an der Spitze einiger Vendeer, von einer andern Seite zurück, und dringt durch einen Hohlweg in's Dorf. Er erblickt Cornelien, und stürmt, sich nun endlich am Ziel seiner Wünsche wähnend, auf sie ein.

„Cornelia," ruft er ihr entgegen, „noch liebe ich Dich; ich kann Dich retten; ergieb Dich mir, oder Du stirbst mit Deinem Gatten und mit Deinem Sohne!"

„Du sollst erfahren, Bösewicht," zürnt die Kühne ihm entgegen, „daß ich zwischen Tod und Schande zu wählen weiß!" Sie umschlingt Vater und Kind und ist im Begriffe, ihre Pistole in das Pulverfaß abzudrücken; die Feinde weichen, vor der eigenen Gefahr entsetzt, verwirrt zurück. Indeß rückt Francoeur mit seinem siegreichen Haufen an, und überfällt im Rücken die Zagenden; sie sind mit Blitzesschnelle zerstreut, und fliehen nach allen Richtungen; mitten im Kampfe streckt ein Schuß Corneliens ihren Verfolger nieder, er röchelt unter gräßlichen Verwünschungen sein Leben aus.

Das friedliche Dorf war gerettet; in der Hütte der edlen Familie kehrten Ruhe, Friede und Glück wieder ein; ihre Freuden würzte das schöne Bewußtsein, sie durch hochherzige Thaten erkauft zu haben.

Einige Tage nach jenen Ereignissen feierte ein Volksfest den Sieg der wackeren Landleute; Corneliens Heldenmuth lohnte eine Krone von Lorbeeren und Rosen, mit der ein ehrwürdiger Greis, einst des Dorfes Seelenhirt, ihre Stirne schmückte.

Sage vom Schloß Montanet.

Der Herr von Montanet, welcher die Burg gegen die davor stehenden Engländer vertheidigte, hatte eine schöne Frau. Ein Herr von Erinon, welcher zur Besatzung gehörte, war durch die Reize der schönen Burgfrau zu einer heftigen Leidenschaft hingerissen worden, und der Herr von Montanet glaubte eines Tages die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß diese Leidenschaft nicht unerwiedert geblieben. Vor Zorn außer sich, tritt der beleidigte Gatte in das Zimmer seiner Gemahlin und befiehlt dieser, ihm auf den Altan des Schlosses zu folgen, welcher über einen grausigen Abgrund hinausragt. Zitternd folgt die Schuldige, ohne zu ahnen, welches Schicksal ihrer harrte. Kaum an dem verhängnißvollen Orte angekommen, sieht sie den Geliebten von den Soldaten des Grafen herbeiführen, und auf einen Wink des Letztern über die Brüstung der Terrasse hinabstürzen. Die unglückliche Zeugin dieses strengen Gerichts sinkt mit dem Schrei: „Seigneur St. Michel sauvez le!" an der Seite ihres Gemahls nieder und erwacht aus einer tiefen Ohnmacht mit zerrüttetem Geiste. In diesem Zustande wird sie in ein vergittertes Gemach eingeschlossen, von wo aus sie, während einer unbewachten Stunde der Nacht, einen Feuerbrand auf eines der unter ihrem Fenster liegenden Dächer schleudert und dadurch das belagerte Schloß in Brand steckt. Aber der heilige Michael hatte den Angstruf der Schuldbeladenen erhört. Der Herr von Erinon war bei dem gefährlichen Sturze auf ein Fuder Heu gefallen, welches eben über die Zugbrücke der Burg geführt wurde, und hatte sich in das feindliche Lager geflüchtet. Die Gluth, welche in der verhängnißvollen Nacht des Brandes aus der Burg emporlodert, zeigt dem Geretteten hell erleuchtet das Gemach, hinter dessen eisernen Stangen die Gefangene hülflos die Hände ringt. Vor diesem Anblicke schweigen alle andern Gefühle; er hat nur einen Zweck, nur einen Gedanken, den, die Geliebte zu retten, und wäre es um den Preis, Verräther zu werden. Er führt die Engländer auf ihm allein bekannten Wegen in das bei der Verwirrung der Feuersgefahr nur mangelhaft bewachte Schloß. Die überrumpelte Be-

Digitized by Google

satzung wird fast ohne Widerstand niedergemacht, und in dem Gange, durch welchen Crinon nach dem Gemache der Geliebten hineilt, steht er, der Todtgeglaubte, unerwartet, ein rächender Geist, dem Herrn von Montanet gegenüber; nach einem kurzen Kampfe fällt dieser von der Hand des ungestüm Andringenden, dessen Erscheinen die Tiefsinnige von dem Tode in den Flammen rettet, und ihr durch die heftige Erschütterung der Ueberraschung den Verstand wiedergibt. Aber die Frau von Montanet wagte, trotz der Leidenschaft für ihren Retter, nicht, dem Mörder des Gatten die Hand am Altare zu reichen, und begrub sich und ihren Schmerz über einen solchen Zwiespalt ihrer Gefühle in einem Kloster. Der Herr von Crinon folgte bald nachher diesem Beispiele seiner Gebieterin und beschloß, sein Leben unter den Benedictinern in St. Lezer. Noch heute erinnern die durch die Flammen geschwärzten Ruinen der Burg an die Nacht, welche dieselbe als einen Schutthaufen in die Gewalt der Engländer brachte.

Miscellen und Anecdoten.

(Ein Wolf in Portugal.) Der Pater Antonio Maria de Mascarenhas hat Folgendes vom 30. März d. J. berichtet:

„Ein entsetzliches Unglück hat sich in dem im Bezirk von Castello Branco gelegenen Dorfe Olleiros zugetragen. Am 28. März gegen 5 Uhr Abends vernahm ich ein wiederholtes Jammergeschrei, welches aus der Mitte des Dorfes Oleiros erscholl; dasselbe rührte, wie es hieß, von einigen Kindern her, die von einem gewaltigen Wolf zerrissen würden. Ich, Pater Antonio Maria de Mascarenhas, aus dem Dorfe Certa, eilte nach der Gegend, wo die unglücklichen Opfer lagen, und traf den Wolf eben mit der Zerstückelung des Kopfes eines Kindes beschäftigt, welches dort seine Heerde gehütet hatte. Ich schlug meine Flinte auf das Unthier an, und verwundete es im Halse. Durch die Verwundung noch wüthender gemacht, fiel es nun mich an, um mich zu zerreißen; ich rettete mich aber wie durch ein Wunder, indem ich rasch einen Kastanienbaum erkletterte."

„Dieses wilde und grausame Thier war, bevor es in jene Gegend gelangte, durch den Bach Loutreira in die Feldmark von Olleiros gekommen, wo es fast eine ganze Viehherde zerriß und den Hirten arg zurichtete, indem es ihm einen Theil der Kopfhaut abriß, und ihm das Gesicht und die Arme zerfleischte. Von dort hatte das Raubthier in die Feldmark von Hortas gewechselt, wo es eine Bäuerin traf, welche eben Gras mähete; es schleifte selbe am Boden fort und zerfleischte ihre Brust und Arme. Die Unglückliche ist bereits verschieden. In der Nähe jenes Ortes war eben ein Landmann im Pflügen begriffen; das Unthier fiel nun diesen an, zerriß ihm Gesicht und Kopf, und biß ihm die Nase ab, so daß er in dem schrecklichsten Zustande, der sich denken läßt, liegen blieb. Unsern davon stieß das wüthende Thier auf eine Hirtin, welche es so jämmerlich zerfleischte, daß sie sogleich todt liegen blieb. Unfern davon fiel es mehrere Landleute, welche mit Feldarbeiten beschäftigt waren, der Reihe nach an, und richtete alle übel zu, besonders im Gesichte, als dem Körpertheile, gegen welchen seine Angriffe hauptsächlich gerichtet waren. Dergestalt ließ dieses schreckliche Thier 14 Verwundete auf dem Platze, wovon laut der Meinung der Aerzte, kaum 2 mit dem Leben davon kommen dürften."

„Nachdem ich mich (um in meiner obigen Erzählung fortzufahren) in Begleitung eines Zweiten wieder nach der Stelle begeben hatte, wo ich, wie Eingangs berichtet worden, den Wolf zuerst getroffen, fanden wir das Unthier in einer Gegend, wo wir uns dessen keineswegs versahen, hingestreckt liegen; es sprang plötzlich auf, und warf sich auf meinen Begleiter, den es zu Boden riß. Dieser rang mit ihm an 5 Minuten lang; aus Furcht, den Mann zu treffen, traute ich mich nicht, mein Gewehr auf den Wolf abzudrücken, brachte ihm jedoch mit dem Bayonette eine Stichwunde in seine Tatze bei. Durch diese Verwundung (leider war keine von den Wunden, die er bereits erhalten, tödtlich) wurde bewirkt, daß er sich gegen mich wandte; ich entwischte ihm jedoch, indem ich durch einen Bach watete, der sich in der Nähe befand. Als ich darauf, um das Unthier wieder zu treffen, bei meinem erwähnten Begleiter vorüber mußte, welcher arg zugerichtet auf dem Boden lag, erfuhr ich, daß er, obgleich von dem Strauß mit dem Wolfe erschöpft, dennoch beherzt mit seinem Gewehr, das er nicht fahren gelassen hatte, ihm durch einen Schuß ein Bein zerschmettert hatte. Da mittlerweile die Nacht hereingebrochen war, mußten wir von der weitern Verfolgung des Wolfes abstehen. Derselbe erschien am folgenden Tage zu Roqueiro, wo er zwei Leute beschädigte, aber auch endlich von einem Mann, der ihm einen Karst in den Kopf stieß, getödtet wurde."

(Zur Geschichte des Tabacks.) Es ist bekannt, daß Christoph Columbus nach seiner Ankunft auf Cuba das Land von zwei Leuten seiner Schiffsmannschaft durchstreifen und untersuchen ließ; sie kehrten zur bestimmten Zeit zurück und erstatteten Bericht über Alles, was sie gesehen und entdeckt hatten. Columbus sagt hierüber in seinem Rapport an den spanischen Hof: „Diese beiden Männer stießen auf Indianer beiderlei Geschlechts, die brennende Lunten im Munde hatten und mit Vergnügen den Rauch derselben einathmeten und wieder ausrauchten." Es war nichts Anders als Tabak, den sie schmauchten, und immer bleibt es merkwürdig, daß von rohen und wilden Indianern eine Gewohnheit zu uns herüber kam, welche nach und nach eine ungeheuere Ausbreitung gewann, sich in Palästen wie in Hütten festsetzte und die ganze civilisirte Welt unter ihre Herrschaft bekam, die beim ersten Anblick so widersinnig erscheint, so abschreckend ist, und doch bei weiterer Bekreundung mit derselben zur Leidenschaft wird. Dreihundert Jahre nach der Entdeckung von Columbus wurde die Gewohnheit des Tabackrauchens in Europa allgemein, und die Behauptung, daß solche schon früher im Orient in Gebrauch gewesen, ermangelt der Beweise; auch ist gewiß, daß den Chinesen und Persern der Tabak erst durch die Portugiesen im Jahre 1509 zukam. Bei dieser Veranlassung ist nachstehender Vorfall zu erzählen. Zwei Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen aus Persien wurden in die Stadt Kazbin vierzig mit Tabak beladene Kameele eingeführt. Der Caravanenführe

Digitized by Google

welcher von der Ausweisung der Portugiesen noch keine Kenntniß hatte, brachte seine Waare ganz ruhig zu Markte; doch die Strafe folgte bald. Ihm und seinen Begleitern wurden Nase und Ohren abgeschnitten, worauf man sie sammt ihrer Waare öffentlich verbrannte und dem Volke das Vergnügen bereitete, den köstlichen Duft unentgeldlich einzuathmen. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erzählt in einer eigenen Abhandlung, auf welche Weise die Indianer Taback zu rauchen pflegten, und wie sie sich in dem Genuß desselben so sehr berauschten, daß man sie betäubt und wie todt am Boden liegen sah; er schließt mit frommen Betrachtungen über die Thorheit und Sündhaftigkeit solcher Christen, welche eine so verderbliche Gewohnheit und Verführung des Fürsten der Hölle nachzuahmen wagten.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Taback in Europa bekannt, aber sein Gebrauch hatte anfänglich heftige und einflußreiche Gegner, welche sich seiner Einführung so viel als möglich, jedoch vergebens widersetzten. Jean Nicot, französischer Gesandter am portugiesischen Hof, brachte die ersten Proben des Tabacks im Jahre 1560 nach Frankreich und machte damit der Königin Mutter, der Catharina von Medicis, ein Geschenk; nach seinem Namen nannte man das Kraut Nicotiana. Ein Anderer, der Cardinal von Sainte-Croix, brachte es nach Italien, wo es nach ihm das Kraut von Sainte-Croix genannt wurde. Sir John Hawkins führte 1656 den Taback in England ein, und Sir Walter Raleigh und Sir Hugo Middlesson waren die Ersten, die es wagten, den Taback in die Mode zu bringen und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zu rauchen. So sonderbar dies anfänglich den Leuten vorkam, so fanden sich doch bald Nachahmer genug und schnell mehrte sich die Anzahl derselben, selbst unter den Frauen. Damals gab es in England förmliche Parteien für und gegen den Taback und es wurden gelehrte und theologische Abhandlungen darüber geschrieben, in den einen nannte man das Rauchen eine Beleidigung Gottes und eine Verführung des Höllenfürsten und in den andern einen himmlischen Genuß und ein Heilmittel gegen alle Krankheiten. König Jakob I. wurde den Tabacksrauchern zum schrecklichen Verfolger und würde bei jedem andern Volke, als bei den freien Engländern, sein Ziel der Ausrottung auch erreicht haben. Während Amurat IV. die Nasen der Tabacksraucher durchstechen und ein Schach von Persien solche ganz abschneiden ließ, und während Papst Urban VIII. seinen Bannstrahl gegen die Tabacksraucher schleuderte, gewann die üble Gewohnheit immer festern Fuß und ist heutigen Tages zu einer Weltbeherrscherin geworden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Moden. Die Spitzen spielen nach wie vor eine so bedeutende Rolle in der Zusammenstellung aller Toiletten, daß wir nicht oft genug darauf zurückkommen können; und in einigen Häusern versteht man so wesentliche Vortheile daraus zu ziehen, daß, obgleich das Gewebe immer dasselbe bleibt, dennoch vermöge der noch noch nicht gekannten Form, welche man dem Gegenstand, der mit Spitzen verziert worden, gegeben, sie als ganz neu erscheinen. Ein gesteigertes und verdientes Ansehen haben sie durch die Mode à la Maltaise erhalten. Was ist eine Maltaise? Ist sie ein Mantelet? eine Echarpe? ein Ueberwurf? denn alle Bekleidungen, welche nur aus Spitzen bestehen, haben eine von jenen Formen. Die Maltaise vereinigt alle in sich; ausgebreitet, umhüllt sie die den Körper; will man, daß die Volants auf dem Arme hin- und herflattern, so nimmt ein unbemerkbarer Aermel den Arm auf, über welchem dann sein leichtes Gewebe, den schönsten Effect hervorbringen wird. Der unbedeckte und nur mit einigen Bändern, oder einem Frühjahrs-Kranze verzierte Kopf, bedarf er eines Schmutzmittels? — Die Maltaise hat eine weite Pelerine, welche sich nach Belieben über den Kopf erheben läßt, ohne ihn zu belästigen, und welche vermittelst zweier bisjetzt unbemerkter Bänder, in einen verzierten Capuchon umzugestalten ist.

Die Oberröcke von seidenen Glacées oder Caméléon, sind im Allgemeinen, mit einer dazu passenden Garniture, Wolfszähne bildend, besetzt, was recht geschmackvoll erscheint. Bisweilen bringt man über jene Garniture eine genau mit dem Stoff des Oberrockes übereinstimmende Passementerie an.

Zu den frischen und geschmackvollen Toiletten, wie man sie bei jetziger Jahreszeit sieht, stehen die anmuthigsten Hüte im vollkommensten Einklange; wir nennen unter andern: ein Hut von rosa Crepp, mit einer dazu passenden herab sich neigenden Feder verziert; eine Capote von bauschigem Tülle mit Wintergrün garnirt; eine andere Capote von glattem von maisenfarbigem Crepp, bedeckt mit einem Halbschleier von Brüsseler Kanten, mit einem dazu passenden Hortensiabüschel verziert. Unter den mannigfachen Echarpes, wie man sie gegenwärtig trägt, dürfen wir auch die neuen Echarpes von Barège und gefüttert nicht unerwähnt lassen. Unser geschickter Handschuh-Fabrikant Mayer schließt jetzt seine Handschuhe vermittelst eines Fermoir mit Kettchen, was zugleich bequem und sehr elegant ist. In den brillanten Salons, welche Mad. Delaunay, rue Neuve-Saint-Augustin N. 3. ihren Etablissements hinzugefügt hat, findet man Moden in einem ganz eigenthümlichen Styl, und welche nicht in dem zum täglichen Verkauf bestimmten Magazin aufgestellt sind; unter den Modellen, welche wir daselbst bemerkt haben, führen wir folgende an: Ein Basthut, mit einer weidenartigen Feder, mit grünen Spitzen verziert, mit rosa schattirten Bindebändern; ein Hut von Phantasiestroh, mit Bandelettes, verziert mit einer gewundenen Feder in rosa und cerise, am Rande der Krempe contrastirten zu dem Hute Schrägstreifen von Band, ebenfalls rosa und cerise, und machten einen herrlichen Effect. Ein anderer Hut, von durchbrochenem Phantasiestroh, war veilchenblau gefüttert, rings um die Krempe eine Guirlande ohne Blätter, bestehend aus weißem und lila spanischem Flieder, die Bindebänder von schattirtem Bande; eine Capote von violettem, ausgespanntem Crepp, unter derselben eine neue Art Schleifen, und Bindebänder in von zu der Farbe des Hutes passendem Gazeband, mit einem Atlas-Plein; ein anderer Hut von ausgespanntem weißem Crepp, die Bindebänder von Gazeband mit einem Muschen-Plein halb dunkel halb hellgrün.

Die Morgenkleider werden mit hohem Leibchen und mit offenem oder geschlossenem Rocke gemacht. Sie sind meist von carrirtem Gros de Naples von Foulard oder von dem neuen hübschen Stoffe, den wir bereits erwähnt haben und der fil de la vierge heißt. Die Leibchen haben kleine Revers, welche auf der Brust zurückgeschlagen werden und die Chemisette sehen lassen. Gewöhnlich garnirt man sie mit Ruchen von dem Kleiderstoffe oder mit Bändern. Für das Land hat man Kleider von Zwillich mit kleinen Streifen von ungleicher Breite und in ponceaurother, nußbrauner und blauer Farbe auf weißem Grunde. Sie werden in weißer Baumwolle und zwar in Arabesken-Mustern gestickt. Die vornehmsten Damen tragen solche Kleider, die sich durch Einfachheit und Frische auszeichnen.

Unter den Putzkleidern haben wir bemerkt: Ein Kleid von ombrirtem flachsgrauem Barège mit gedruckten Säulchen, die in halbgeöffneten Tulpen bestanden. Es hatte zwei sehr große

Digitized by Google

Volants mit bedeutenden Zacken. Dazu wurde ein durchbrochener Strohhut mit weißen Blumen und eine Mantille von grünem Taffet bestimmt, die gestickt und mit Fransen garnirt war. Ein Kleid von schillerndem Taffet mit breiten Streifen, die aus der Staubfarbe allmählich in blau übergingen, mit einer Mantille von schwarzen Spitzen und einem Hut von weißem Krepp, mit einer amerikanischen Liane. Ein Kleid von weißem Muslin mit zwei Röcken und einem Cannezou von gleichem Stoffe über einem zartgrünen Unterkleide; dazu ein grüner chinesischer Krepp und Shawl, der in lebhaften Farben gestickt war, und und ein italienischer Strohhut. Ein Kleid von Gamäleontaffet, grau, Kirschroth und blau, mit fünf ausgezackten Volants oder schrägen Streifen, die nach oben zu allmählig kleiner werden; Shawl von schwarzen Spitzen und citronengelber Crepphut mit einem Schleier von englischen Spitzen. Außer diesen Anzügen erwähnen wir noch ein seidnes Kleid mit vielen kleinen Streifchen in Porzellanblau und Weiß, das namentlich jungen Mädchen sehr gut steht. Der Rock ist ohne allen Ausputz, das Leibchen ausgeschnitten, mit einem Cannezou von sehr feinem Batist, der durchaus in kleine Fältchen gelegt ist und lange Aermel hat. Dazu ein Zughut mit einem Schirm von italienischem Stroh und einem Kopf von weißem Taffet.

Der neue Stoff, fil de la vierge, aus Flachs und Seide, eignet sich sehr gut zu Stickereien. Auch die Kleider von Taffet werden vorn gestickt, und sie sehen sehr gut aus; freilich sind sie auch ziemlich theuer.

Die Aermel sind fast alle ziemlich kurz und endigen in einen weißen Muslinärmel mit Puffen und Spitzen-Einsatz-Streifen. Einige sind auch geschlitzt und geschnürt; andre gehen bis an das Handgelenk und runden sich an den Seiten zu, um weiße Manschetten hervortreten zu lassen.

Die Sommerüberwürfe, welche besonders zum Reisen und für die Promenaden in Bädern bestimmt sind, sehen elegant und confortabel aus; gewöhnlich sind sie von schwarzer oder glasirter Seide und mit schwarzen Spitzen garnirt, die man glatt näht oder an rundliche Zacken setzt: die Aermel davon sind weit und die Taille läßt sich willkührlich ziehen. Die Langshawls haben sich diesen Sommer unzweifelhaft mit den Mantillen-Shawls in die Gunst der Damen getheilt. Voran stehen wohl die sogenannten levantinischen Echarpes (Langshawls) mit orientalischen Stickereien auf Caschmir; es giebt, wenn man aufrichtig sein will, in der diesjährigen Saison nichts Ausgezeichnetes. Dann folgen die Langshawls von Barège, die weiß sind, aber eine breite, bunte, seidene Einfassung oder eine leichte Stickerei haben. Die Langshawls von chinesischem Krepp, die mit zwei Borten von derselben Farbe, aber von verschiedener Breite besetzt sind, passen vorzüglich für junge Mädchen.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Hut von Spitzen. Tunika-Robe von Seiden-Muslin, darunter Spitzenkleid mit gebogten Volants. Nr. 2. Hut von Spitze. Robe von Seidenstoff mit Fransen besetzt. Nr. 3. Sommertoilette für einen Herrn. Frack à la française. Halbenge Beinkleider.

An die geehrten Leser.

Nur durch **vierteljährige Baarzahlung** bin ich in den Stand gesetzt, dieses Journal, das weit und breit den allgemeinsten Beifall findet, zu einem so **enorm billigen Preise** zu liefern, daher werden mit Rücksicht darauf meine geehrten Abonnenten es nicht unbillig finden, daß ich Sie bei bevorstehendem Quartalschluß um recht pünktliche Zahlung ersuche, und namentlich die Restanten vom vorigen Quartale hiermit auffordere, so bald als möglich ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Zu bemerken ist noch, daß die **pünktlichste Zusendung** (innerhalb Sachsen um denselben Preis) durch die **wohllöbl. Postämter** und **Buchhandlungen** (bei diesen auch im Auslande um denselben Preis) geschieht, und dürfen die Herren Abonnenten nur Ihre Bestellungen bei dem Postamte Ihres Wohnortes aufgeben.

Wer eine launige, komische, kurze und pikante Lectüre liebt, dem empfehle ich die zweite, unter meiner Redaction erscheinende illustrirte Zeitschrift, die **Leipzig-Dresdner Eisenbahn**, welche von Johanni ab den umfassenderen Titel:

Europäische Eisenbahn

Ein Blatt für die ganze Welt.

führen wird. Jede Woche 1 Bogen, Preis für das Quartal 9 gGr. oder 11¼ Sgr., alle 14 Tage mit einer in den Text eingedruckten Carricatur. In Bild und Wort werden hier alle komischen Gestaltungen der Gegenwart aufgefaßt und in humoristischer Beleuchtung wiedergegeben.

Leipzig, im Juni 1844. **R. Büchner**, Redacteur und Herausgeber

---

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Dieses Moden-Journal

bezieht man am Pünktlichsten durch die wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes; namentlich ersuche ich die Herren Abonnenten der ferngelegenen kleinen Städte, denen ich die Exemplare wöchentlich seither auf dem für mich zu kostspieligen Wege per Kreuzband zusandte, Ihre Bestellung für das neue Quartal bei dem **Postamte Ihres Wohnorts** aufzugeben, durch welches Sie das Journal um denselben Preis beziehen.

Die

EUROPÄISCHE EISENBAHN,

Ein Blatt für die ganze Welt,

wöchentlich 1 Bogen, Preis vierteljährlich 9 gGr., wird sich künftiges Quartal durch die trefflichsten Carricaturen auszeichnen, deren sie alle 14 Tage eine bringt. Laune, Satyre, Humor und Komik in Bild und Wort sind die Hauptingredienzen dieses Journals, das mit Recht als das unterhaltendste „Kneipen-" und anziehendste „Familien-Blatt" genannt worden ist.

Leipzig, im Juni 1844.

N. Büchner, Redacteur und Herausgeber.

12

Digitized by Google

Ein Schiffsbrand.

Der blinde Herrmann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majestätische Meer. Der fernste Rand desselben ist mit einem langen, dunklen Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzt; das ist die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küste von Biscaja. Auf den Wellen dehnt sich der stolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Mastes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Verdeck bis zu der höchsten Spitze der Oberbramstangen ist das Schiff mit seinen Segeln bedeckt, aber eine schwache Brise hält sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegt sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde sind mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es sind die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet sind und fünfzig Feuerschlünde zeigen, die hell aufglänzen im scheidenden Abendlicht. „Atalante" heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau, die noch schneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahinfliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenstern tönt fröhliches Geschwätz; es schallt von der Tafel des Capitäns her, der seine Officiere zu einem fröhlichen Bankett um sich versammelt hat.

Jetzt ertönt die silberne Pfeife des Hochbootsmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen sie herbei und sammeln sich am Backbord des Mitteldecks; die Topplasten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält sich Back und Back zusammen, stets acht Schüsselmatten für eine Schüssel, und der vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüse; jede Backsgenossenschaft erhält ihr Theil. Sie entfernt sich mit demselben nach ihrem angewiesenen Platz, und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächst liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der silbernen Pfeifen von einem Schiffsende zum anderen. Die Eßgeräthschaften sind längst entfernt; langsam und schweigend begeben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast haben sich die Marinesoldaten aufgestellt; sie schultern das Gewehr und schauen gleichgiltig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes ist längst verglommen; der Mond geht auf und wirft sein feenhaftes Licht auf diese eigenthümliche Scene. Die Officiere kommen aus der Cajüte und begeben sich nach dem Backbord des Quaterdecks, der Marineofficier tritt zu seinen Soldaten; die Cadetten lehnen am Gangspill.

Der Capitän betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineofficiers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Capitän lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er empfiehlt das Schiff und seine Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: bis hierher und nicht weiter! Er hebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkührlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Halbmatrose von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzerschneidendem Tone: „Feuer!" und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Prediger verstummt, und die Matrosen stäuben nach allen Richtungen hin auseinander. Auch die Soldaten schwanken, ihre Knie schlottern, die Gewehre senken sich; aber das eiserne Commando fesselt sie, und hochaufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Officiere umringen ihren Chef, während die Cadetten den Halbmatrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: „Ich stand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doctor befohlen hat. Da verbreitet sich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und sagte, das sei das Schiffgespenst. Erschreckt schloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen, und sah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen."

„Geschwind, meine Herren, gehe einer von Ihnen und sehe, was Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen."

Der Capitän sprach's, und die Mannschaften machten den Officieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der diensthuende Officier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm

Digitized by Google

ein erstickender Rauch entgegen; das Gestöhn der Kranken war, herzzerschneidend „Mir nach! mir nach!" ruft der muthvolle Officier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matrosen folgten ihm und entrissen ihre unglücklichen Kameraden dem entsetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf dem Backbord des Quaterdecks nieder.

Unterdessen hatten die Officiere mit großer Umsicht Anstalt zum Löschen getroffen; die äußern Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und andern Behältern Wasser herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum andern.

Zwei unerschrockene Cadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sei, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, sobald es nöthig sei, alle feuerfangenden Gegenstände zu entfernen, und, wenn es sein müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finstern Räume ein, um irgend sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen; der Feuerschein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rhum und dem Spriet!" schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her, ohne zu wissen, wie es auf das Verdeck zu bringen sei, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde ein Takel herabgelassen und das Faß gehißt; das Takel war schwach, es konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und platzte auseinander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Officiere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weitern Hülfe fort, die mit jeder Secunde ohnmächtiger ward. Der Capitän war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdieß hatte der schwächste Windhauch aufgehört, und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute noch auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, sie würden gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hängen; die Officiere giengen von einem zum andern, feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Aufs Neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenschliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Aber da sprangen mit lautem Gepraſſel die Luken des Kabelgats aus einander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zur Bramsahling mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!" lautete der allgemeine Ruf, und alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um sich diesen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel, und das zweite sollte folgen, als die finstern Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten; ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Blitz riß sie auseinander, und ein fliegender Sturm stürzte sich auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die von dem Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stangen des Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Gespenst der Seesubordination noch seine Herrschaft behauptet, aber die eiserne Fessel, womit es die Genossenschaft eines Schiffes umschlingt, begann vor der Glut des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Capitän hatte eine kurze Berathung mit seinen Officieren gehalten; diese traten auseinander, und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten, also will ich euch retten! Wir besteigen die Böte! Haltet fest zu einander und seid ruhig und besonnen!"

Die Pfeifen der Bootmannsmaten erklangen, aber

Digitized by Google

das Pfeifen des Sturmes übertönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette sich, wer kann!"

Alles stürzte nach den Falltreppen, wo die bereits ausgesetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden. Umsonst versuchten die Officiere ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl; kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barcasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbordskanonen des Vordercastells erglühen gemacht; sie entladen sich selbst, der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcasse, von den Wellen hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch den aufspritzenden Gischt, sie schlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges; es sinkt in die Tiefe, und herzzerschneidend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Capitän benutzt dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint; er schwingt sich auf eine Kanone, und umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet wie sie! Das Langboot vor!"

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Gluth des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schreckte aus dem Schlummer auf, es schien ihm, als ob es Tag geworden sei und die Morgensonne ihr rosiges Licht auf die Meerfluth werfe; spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich lösten und wie ferne Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit zur Rettung. Die Matrosen, jetzt der Weisung ihrer Officiere geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erschallte das laute „Halloi!" des Hochbootsmanns, und unwillkührlich wandten sich aller Blicke nach dem Vordercastel. Mit unerschrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft, aber er sah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten sie sich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit solcher Gewalt aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Deckslast gab nach, sie brach zusammen und stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Untercastel und dem Quarterdeck; der Fockmast schwankte hin und her, die ganze majestätische Masse, deren Raae und Stangen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zusammen und stürzte auf den unerschrockenen Hochbootsmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!" waren die letzten Worte, die der riesige Held des Kabelgats ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halberstickten Seufzer; mit Schauder wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzensvollen Schauspiel.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun sich von dem Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe, und die Officiere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Capitän war der Letzte. Als alle hinunter waren, setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Cadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?"

Keine Antwort! Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitän nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!" rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!" Und mit diesen Worten stürzte er durch den Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Gluth bereits auf das Bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingesunken; der Aeltere bemühte sich umsonst, ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Capitän ergriff den Ohnmächtigen, und mit starken Armen trug er ihn, unter endlosem Feuerregen, auf das Verdeck, der Andere folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Officieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer

Digitized by Google

mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, steueeten nach der Richtung hin, wo das Land lag, voeerst nue bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, sah man eines oder das andere deeselben über die Fluthen hinstreichend, wie Meteoee kommend und verschwindend.

Die „Atalante" gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspeiet waren herabgestürzt, der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturze; der Besanmast stand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber gewe'en, dee sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheuer Knall, der das Meer bis in seine Tiefe erdeben machte; eine ungeheuee Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen, dann tiefe, schweigende Nacht. — (Mag. f. Lit. d. Ausl.)

Die amerikanischen Frauen und Mädchen.

In England bestand noch vor 8 oder 10 Jahren ein Gesetz, nach welchem dem Mädchen, die voe dem Richter erschien und erklärte, dee und der Mann habe ihr die Ehe versprochen und sie in Folge davon verführt, auf das Wort geglaubt werden mußte. Die bezeichnete Person hatte nun die Wahl zwischen der Veeheirathung mit dem Mädchen oder einer iheem Vermögen entsprechenden Entschädigung. Dieses jetzt in England aufgehobene Gesetz besteht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika heute noch und übt, in Verbindung mit andern Gebeäuchen, einen merkwürdigen Einfluß auf den Charakter und die Sitten der Feauen daselbst aus. Die Mädchen erhalten in Amerika im Allgemeinen keine Mitgift und bekommen nur nach dem Tode ihrer Aelteen Vermögen, wenn dieselben Vermögen hinteelassen. Da in Nordamerika fast Jedermann Handel treibt, so thut ein Schwiegervater fast nichts, als daß er den Schwiesersohn mit seinem Credit unterstützt. Die Mädchen, welche wissen, daß sie von ihrem Aeltern nichts zu erwarten haben, sind deshalb angewiesen, für sich selbst zu sorgen. Sie erhalten eine sorgfältige Erziehung und werden vor den Gefahren des Lebens gewarnt; dann mögen sie selbst zusehen, wie sie einen Mann finden, und sie geben sich redlich alle Mühe, ihn sobald als möglich zu finden. Man läßt ihnen deshalb auch vollständige Freiheit, eine Freiheit, vor welcher unsere Damen erschrecken würden. Die im Allgemeinen schönen amerikanischen Mädchen gehen allein aus, wann, wie, wohin und mit wem sie wollen. Sie zeigen sich so in den Straßen und auf den Peomenaden und sprechen mit jungen Herren, ohne daß Jemand etwas Arges dabei denkt. Von ihrem sechszehnten Jahee an kennen sie keinen andern Gedanken, als einen Mann zu finden, und sie suchen ihn ganz nach ihrem Gefallen. Auch billigen die Aeltern meist unbedingt die getroffene Wahl, wenn der junge Mann nur gut erzogen ist, Arbeitslust besitzt und Geld veedienen will. Besäße er diese Eigenschaften nicht, so würden sie zwar Vorstellungen machen, aber ihee Einwilligung doch nicht veesagen. Sobald also eine junge Amerikanerin heirathsfähig ist, beschäftigt sie sich sorgfältig mit iheer Toilette, bemüht sich, schön und liebenswürdig zu erscheinen und beginnt das Aufsuchen eines Mannes, dee sie oft weit wegführet. Die Mädchen machen häufig ganz allein ziemlich weite Reisen, wie man auf allen Dampfschiffen und Eisenbahnen in Nordamerika sich überzeugen kann, und jeder junge Mann wird mit zuvorkommender Freundlichkeit von ihnen behandelt. Diese Freundlichkeit und Veetraulichkeit hat indeß ihee bestimmten Geenzen; sie dulden durchaus keine Unziemlichkeit. Hat ein junger Mann vom Heirathen gegen sie gesprochen, so sind sie ganz ruhig und können es sein, denn das schreckliche Gesetz steht ihnen kräftig zur Seite. Die Richter glauben dem Mädchen auf's Wort, und wer einmal einer die Ehe versprochen hat, muß sein Wort halten oder als Strafe ein Viertel, ein Drittel, die Hälfte seines Vermögens zahlen. Die Amerikaner, die das wissen, benehmen sich deshalb äußerst vorsichtig und zurückhaltend und werden selten ein Opfer jenes Gesetzes, dem dagegen gar nicht selten Fremde verfallen, die das Land noch nicht kennen. Mit der Verheirathung nimmt indeß die große Freiheit der Amerikanerinnen ihr Ende; sie werden treffliche Hausfrauen und Mütter, und kümmern sich um nichts mehr, als um ihr Haus und ihre Familie.

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Ein Berliner, welcher sehr geläufig französisch spricht.) Ein Franzose, welcher auch nicht ein Wort Deutsch verstand, verirrte sich in Berlin auf dem Wege nach dem Opernhause und kam mit seinem Billet nach vielem Fragen nach dem Königstädter Theater. Der Billetdiener wollte ihm begreiflich machen, daß er hier unrecht wäre, es war ihm unmöglich. Während nun Beide auf komische Weise debattirten, trat ein Berliner heran und rief: „Das wollen wir schon machen!" und gab dem verdrießlichen Franzosen nun folgenden Bescheid: „Monsieur! ici le Königstädter Theater, ce billet la — mais opera la maison — et — und nu gehen Sie man die Königsstraße lang, bei Fiocati vorbei bis an's Schloß, und da fragen Sie man den ersten besten Jungen, der wird Ihnen schonst zeigen, wo et is!"

— Im Kreise Hitttdorf (Baden) hat sich dieser Tage ein Beispiel von Verrath zugetragen, wie er bisher noch unerhört gewesen und der dort alle Gemüther auf das tiefste empört hat. Ein Ehemann dasiger Gegend war nämlich mit einem hübschen jungen Mädchen bekannt und bewarb sich eifrig um ihre Gunst. Da er von derselben um Stand und Namen befragt wurde, maßte er sich den Namen eines Fremden an, und zwar den eines jungen begüterten Bauers der Nachbarschaft. Das Mädchen zog nun ihre Erkundigungen ein und gab sich, da diese nur günstig ausfielen, arglos ihrem Bewerber hin. Als sie sich dem Punkte nahte, Mutter zu werden, und hoffte, daß der Geliebte sie heimführe, wird sie durch den kirchlichen Aufruf ihres vermeintlichen Bräutigams mit einer ihrer Bekanntinnen überrascht. Nun bricht sie in Jammer aus, klagt öffentlich ihr Leid, das gleich Aufsehen in der Nachbarschaft verursacht. Alsbald bemüht sich der Bräutigam, der sich aller Schuld rein weiß, an der Hand seiner Braut zu ihr, der ihr nun als ein fremder Mensch erscheint, und so kommt das Verbrechen des Betrügers ans Tageslicht. Hoffentlich gelingt es den Bemühungen der Gerichte, den Betrug auch gerichtlich zu ermitteln und solche ärgerliche Handlung gebührlich zu bestrafen.

— Die Königin auf Taiti, Pomare Wahine, ist eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, sorglosen und heitern Gemüths, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Sie lebt mit großer Einfachheit unter ihren Verwandten, und unternimmt von Zeit zu Zeit kleine Reisen in ihren Staaten. Ihre Unterthanen sind ihr sehr ergeben, weil sie mit Jedermann scherzt und lacht, und Niemand etwas zu Leide thut. Von Beginn ihrer Herrschaft an hat sie sich den englischen Missionaren, welche sich auf der Insel eine große Autorität anmaßen, abgeneigt gezeigt, und wenn dennoch ihre Macht im Abnehmen begriffen ist, so kommt dies daher, weil sie ihr mit Gewaltthätigkeit genommen ist. Einst drohte ihr ein Missionar mit Excommunication, worauf sie antwortete: „Meine Mutter und Tante sind nicht davon gestorben, ich werde es auch nicht."

(Aus einer Jesuitenpredigt.) Zum Beweis, daß die heutigen Jesuiten den Ruhm ihres Ordens auch im Fache der Kanzelberedsamkeit aufrecht zu erhalten wissen, diene folgendes Pröbchen. Ueber das Tanzen predigte ein Jesuit in der Schweiz also: „Als junger Knabe war ich mit meinen Aeltern zu einer Hochzeit geladen worden; ich hatte da Gelegenheit, die Art und Weise zu sehen, wie man tanzte. So zu tanzen und rein zu bleiben, ist unmöglich, sag' ich. In den alten Zeiten berührten sie sich beim Tanzen mit der Spitze der Finger, weiter nichts. Wenn aber die Leiber an einander gedrückt werden, wie nun beim Tanzen geschieht, so müssen nothwendig Sünden geschehen, so gewiß, als, wenn Jemand zum Fenster hinausspringt, er Hals und Beine brechen muß. Also die Lebensart der Voreltern, ihre Speise und ihre Sitten waren Ursache, daß die jungen Leute sittsam und ehrsam sich aufführten. Wäre es noch so, dann würde ich kein Wort vom Tanzen verlieren. Aber wie der Tanz nun geschieht, da man jetzt erst Abends auf den Tanzboden geht, sich da mit Speisen und Getränken überfüllt; beim Tanze, wo die Leiber an einander gedrückt werden, wo man sich erhitzt und dann hinausgeht und Schlupfwinkel aufsucht, — heutzutage, wo die Wirthe für Geld Alles geschehen lassen, wenn's so geschieht; wenn man so rein bleiben kann, ist unmöglich. Eine Art zu Tanzen giebt es, — man nennt es Walzen — man kann keinen solchen Tanz machen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, nicht mehr rein zu bleiben. Der Leib muß nothwendig dadurch erhitzt und so die Lüsternheit geweckt werden."

(Preisfrage über Scheintod.) Wie sehr schwierig es ist, den wirklichen von dem scheinbaren Tode beim Menschen zu unterscheiden, beweist die am 4. März d. J. von der Academie der Wissenschaften zu Paris ausgestellte Manni'sche Preisfrage. Der Professor Manni in Rom hatte vor dem Jahre 1837 einen Specialpreis bei der Academie von 1500 Francs gestiftet über die Lösung der Frage vom Scheintode. Die Academie stellte daher im Jahre 1837 folgende Preisfrage: „Welches sind die bestimmten Kennzeichen des Scheintodes? Durch welche Mittel kann dem zu frühzeitigen Begraben begegnet werden?" Die Zuerkennung des Preises sollte im Jahre 1839 erfolgen. Sieben Abhandlungen liefen ein, keine wurde aber desselben würdig erkannt und die Frage wurde von Neuem für das Jahr 1842 ausgeschrieben. Nochmals gingen sieben neue Abhandlungen ein, welche dasselbe Schicksal hatten, und jetzt ist die Frage zum dritten Male für das Jahr 1846 ausgeschrieben worden.

(Dankbarkeit eines Chinesen.) Ein englischer Kaufmann, Namens C..., hatte sich viele Jahre in Canton und Macao aufgehalten, als ein plötzlicher Schicksalswechsel ihn aus blühendem Wohlstand in die drückendste Noth versetzte. Ein chinesischer Kaufmann, Namens Tschin-kua, dem er früher Dienste geleistet, streckte ihm die Summe von 10,000 Dollars vor; C... gab ihm dafür einen Empfangschein; der Chinese aber warf den Schein ins Feuer und sagte: „Als Ihr mein Freund, zuerst nach China kamt, war ich ein armer Mann; Ihr unterstützet meine Bestrebungen und machtet mich reich. Jetzt hat das Blatt sich gewendet; ich sehe Euch arm, derweil ich selbst mit Ueberfluß gesegnet bin." Diese Großmuth betrübte den Engländer; als Tschin-kua dies bemerkte, sagte er: „Wollt ihr mir durchaus Etwas geben, so bitte ich um ein kleines Andenken an unsere Freundschaft." C... überreichte ihm seine Uhr, und Tschin-kua gab dem Freunde ein altes eisernes Siegel als Gegengeschenk. „Empfangt dieses Siegel," sprach er; „ich habe es lange gebraucht, und es ist ohne Werth. Wenn ihr aber in Ostindien, wohin Ihr jetzt abgehen wollt,

Digitized by Google

wiederum unglücklich sein solltet, so echebt in meinem Namen jede fernere Geldsumme, deren Ihr bedürft; drückt dieses eiserne Siegel auf den Wechsel und ich werde das Geld zahlen."

— In einem neuen Trinkliede lesen wir:

„Von dem Glase bis zum Munde
Schoff' ich eine Eisenbahn,
Und in jeglicher Secunde
Kommt ein neuer Zug dort an."

Das heißt gewiß ein respectabler Zecher!

— Dem General Lafayette sagte Jemand, der sich bei ihm um eine Anstellung bewarb: „Ich bitte zu bemerken, daß ich ein Adliger bin." — „Mein Herr, antwortete Lafayette, „das ist kein Hinderniß."

(Tschugmall's Automaten.) Diese wahren kleinen Wunderwerke werden jetzt und die Norddeutsche Theaterzeitung erzählt, ein reicher Berliner Rentier, der kinderlos ist, habe eine von den kleinen Creaturen des Herrn Tschugmall's an Kindesstatt annehmen wollen, die Puppe habe aber sich geweigert, ihren Schöpfer, Lehrer und Wohlthäter zu verlassen. Dieses Zeichen der Dankbarkeit ist der einzige Beweis, daß die Automaten des Herrn Tschugmall nicht wirkliche Menschen sind.

— Bei der neulichen Volkszählung in Berlin soll sich das auffallende Resultat ergeben haben, daß die Einwohnerzahl (die sich bei der vorletzten Zählung auf ohngefähr 250,000 Seelen belief) im Verhältniß zu den früheren Jahren um 20,000 Seelen abgenommen hat. Dagegen vermehren sich die Taschendiebe fortwährend ganz außerordentlich, sind jedoch in Verzweiflung darüber, daß in sehr vielen Taschen nichts zu finden ist. Sie beabsichtigen deshalb einen Verein, um zu berathen, wie diesem Umstande, der ihnen ihr Geschäft beschwerlich macht, abzuhelfen sei.

— Prag, vom 28. März. Der Uebertritt dreier katholischen Geistlichen aus Oesterreich, in Breslau, zur evangelischen Kirche zeigt sich immer mehr nicht als einzelnstehendes Factum, sondern als eine Kundgebung der in der österreichischen katholischen Kirche herrschenden Abneigung gegen den in derselben weiter um sich greifenden Jesuitismus mit allen seinen Consequenzen. Man versichert aus zuverlässiger Quelle, daß besonders in Ungarn unter der dortigen katholischen Geistlichkeit die Geister sich nach Befreiung vom römischen Geistesdrucke sehnen.

— Ein berühmter Arzt berechnete sein Honorar gewöhnlich nach den Vermögensumständen seiner Patienten und nach der Gefährlichkeit der Krankheit. Als er von einem mäßig wohlhabenden Manne, den er an einer Pneumonie behandelt hatte, 8 Friedrichsd'or erhielt, sagte er: „Sie behalten bei mir gerade ein hitziges Nervenfieber zu Gute und können sich vorkommenden Falls an mich wenden."

(Ein Schneider als Fürst.) Dieser merkwürdige Mann befindet sich gegenwärtig in Mailand. Man erzählt, er wäre vor 20 Jahren als Waise nach Mailand gekommen, um das Schneiderhandwerk zu lernen. Später begab er sich nach Genua, seiner Vaterstadt, schiffte sich nach Indien ein, nahm Militairdienste, wurde Offizier, rettete dem Anführer, einem indischen Fürsten, das Leben, und erhielt zum Lohne dessen Tochter und ihre Fürstenthümer, welch' letztere er jüngst an die Krone England gegen 60 Millionen abgetreten haben soll. Nun ist er mit unermeßlichen Reichthümern sammt Frau und Kindern nach Mailand zurückgekehrt, wo noch mehrere seiner ehemahligen Genossen herzliche Aufnahme bei ihm finden.

(Otaheiti.) Die Königin Pomare, welche, seit Dupetit Thouars abgefallen ist, wieder etwas freier athmet, hat aus eigner Machtvollkommenheit sich den Titel: „Die Jungfrau von Otaheiti" beigelegt und decretirt, daß sie von nun an 25 Jahr alt bleibe. Alle Nachforschungen, Fragen oder Behauptungen über ihr Geburtsjahr sind auf das Strengste verpönt. Was den angenommenen Titel betrifft, so hofft sie, daß die Franzosen und Engländer denselben bestätigen werden.

— Am Fuße der Wartburg soll, wie wir schon neulich meldeten, eine katholische Kirche gebaut werden. Baiern giebt das Geld dazu her. Als Gegenstück beabsichtigt man, eine protestantische Capelle am Fuße der Engelsburg in Rom zu errichten.

(Zusammenlegbare Damenhüte.) Pariser Modezeitschriften empfehlen eine höchst practische Erfindung der Madame Seguin, nämlich Damenhüte, welche nach Belieben zusammengelegt und wieder ausgebreitet werden können, ohne daß die Form im Geringsten darunter leidet. Diese Hüte nehmen, so eingepackt, nur einen Raum von einigen Linien ein, und es können daher mehrere in einen gewöhnlichen Reisekasten oder Mantelsack gepackt werden. Auf Reisen und zur Versendung müssen sich solche Hüte vorzüglich eignen, und wenn diese Erfindung sich durch die Erfahrung bewährt, so wird sie, gleich mancher andern Neuerung im Gebiete der Mode und des Luxus, gewiß bald allgemeiner verbreitet werden.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Wenn von Putzkleidern die Rede ist, so müssen wir gestehen, daß wir sehr elegante, von weißem Tulle gesehen haben, deren Volants schon an dem Gürtel begannen; sie hatten einen einfachen Saum und über diesem Saume liefen drei Reihen von drei schmalen Sammtbändern hin. Derselbe Ausputz fand sich über den Volants wieder. Die halblangen Aermel waren ebenso garnirt, und eine doppelte Berthe, die vorn eine Schneppe bildete, vervollständigte diesen Anzug, der auch in schwarz sehr gut aussieht. Uebrigens ist kaum etwas so gesucht, als Kleider von weißem Barège mit Volants, die mit einer kleinen goldenen Schnur besetzt sind, was sehr gut zu den neuen Langshawls paßt, in welche ebenfalls Goldfäden eingewirkt sind. Sehr hübsch sind auch die Ueberwürfe von weißem Barège, die man mit Ruchen von weißem Bande ausputzt, welches rosa, lilas und blaue kleine Fransen hat; ferner Kleider von dunkelblauer oder dunkelgrauer glasirter Seide mit vierfachem Wiederscheine, die man mit drei Volants von schwarzen Spitzen garnire und die vortrefflich kleiden, wenn dazu ein Malteser Langshawl oder ein großer gestickter Shawl von chinesischem Crepp getragen wird. Da der Barège der Modestoff ist und die Fabrikation, die Farbe wie das Gewebe sehr vervollkommnet wurde, so macht man jetzt aus diesem durchscheinenden festen Stoffe sehr schöne Shawls, welche gestickt werden. Man bedruckt jetzt nach einem verbesserten Ver-

Digitized by Google

fahren in verschiedenen Nuancen effectvolle Barèges, die zu Phantasiekleidern oder hübschen Negligées bestimmt sind.

Die halblangen und besonders unten weiten Aermel stehen noch immer in großer Gunst. Die Unterärmel werden tausendfach verschieden gemacht; einige der letztern liegen nicht mehr am Handgelenke an, sondern bleiben selbst weit, aber man garnirt sie auch mit Ruchen, mit gefälteten Spitzen, ungerechnet die Stickereien, welche diesen Luxus von Stickereien begleiten. Will man keine weißen Unterärmel haben, so trägt man fingerlose Handschuhe von Moire, die entweder geschnürt oder mit einer gewissen Anzahl kleiner goldner Knöpfe besetzt sind. Man hat auch sehr hübsche und besonders sehr bequeme Schlösser für Handschuhe erfunden, die in einem sehr festen Kettchen bestehen, das in einen Ring geht und an einer Gabel festgehalten wird.

Da man sehr viele Amazonen-Oberröcke trägt, so hat man zu diesem Kleidungsstücke besonders einen neuen dünnen, aber festen Stoff ausgewählt, der etwas glänzt, einfarbig aber hellfarbig ist und Papyrus heißt. Man hat ihn in allen Farben. Er ist minder steif als die Valencia's und nicht so dünn wie die toiles de soie, die gar keinen eignen Halt haben.

Verschiedene Muster der Sonnenschirme streiten um den Vorrang; an der Tagesordnung sind die Pavolinen, an denen bekanntlich der Rand des Zeuges nicht gespannt ist, sondern umherflattert. Sie sehen allerliebst aus, wenn sie von embrirtem Moire und mit gesticktem Muslin überzogen und mit einer reichen Spitze garnirt sind.

Die Posamentirarbeit vervollkommnet sich immer mehr; ihre neuesten Erzeugnisse sind lange sogenannte Molosfransen zu Barègeshawls und Kleidergarnituren. Viele Langshawls und Barègeshawls, so wie Oberröcke von Papyrus oder Seide werden mit Soutachebörtchen benähet oder gestickt, wie man sich ausdrückt. Sehr schön sieht eine Verbindung von Spitzengarnitur und solcher Stickerei aus.

In Bezug auf Hüte ist das Neueste, was wir gesehen haben, folgendes: ein Reisstrohhut mit einem grünen Federbusch und Mancinis von kleinen wilden Röschen; ein Zughut von rosa Krepp, mit Rosen und grünem Hafer ausgeputzt; ein Phantasiestrohhut mit einer orange und weiß nuancirten hängenden Feder und Bindebändern, die in gleichen Farben geflammt sind; ein Hut von citronengelbem Crepp, am Schirme mit Creppquerstreifen über einander belegt und mit einem Bouquet von hübschen Blümchen ausgeputzt und endlich ein Zughut von Stroh und Streifen von Krepp und Tülle, mit einem Kaffeebaumzweige, der Blätter, Blüthe und Früchte hat.

Die Nonnen-Chemisettes von Muslin, die sehr fein gefältelt sind und um den Hals duech einen Einsatzstreifen und eine glatt angesetzte Spitze gehalten werden, gefallen sehr und werden häufig bei offenen Oberröcken getragen. Ebenso gefallen die Victoria-Aermel, Halbarmbänder gleichsam von Spitzeneinsatzstreifen, welche mit gestickten Streifen abwechseln, die von beiden Seiten an dem Muslin endigen, der den Obertheil des Aermels bildet und vom Handgelenke an bis an die Achsel hinauf schön gestickt ist.

Die Batisttaschentücher, welche die Damen beim Ausgehen tragen, haben keine Spitzen, sondern einen breiten Saum und Falten mit einer leichten Stickerei. Die gestickten Kragen, die jetzt sehr klein sind, werden mit sehr schönen Spitzen garnirt. Die Fichus, welche man bei den offnen Kleidern trägt, sind sehr reich fächerartig gestickt, aber sie haben Einsatzstreifen von Spitzen oder Stickereien in der Form von Brandebourgs und der Kragen davon ist außerordentlich schmal, aber mit einer schönen Spitze garnirt. Die elegantesten Cannezous sind ebenfalls gestickt. Diejenigen, welche von jungen Mädchen getragen werden, sind von glattem dicken Muslin und haben eine sehr breite gestickte Einfassung.

Die Crepphüte putzt man jetzt lieber mit Blumen als mit Federn, selbe mit Band aus.

Herrenmode. Zur Morgentoilette, d. h. als Promenadentoilette, trägt man den Frack à la Française, in gerader Linie zugeknöpft, oder mit breiten bis nach unten überschlagenden Revers; die Kragen haben einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall, die Taille macht man lang, breit und nach unten gebogen; die Schöße reichen kaum bis an die Kniekehlen, nicht sehr breit nach unten, sind sie auf dem Obeile über den Hüften mit einer Patte verziert, welche etwa 22 Centimetres in der Länge, 15—16 Cent. in der Breite haben kann; sie bedeckt eine Tasche, welche die in den Falten, wie man sie bisher machte, ersetzt; die Knöpfe sind von farbigem ciselisirtem Golde; die Kragen bedeckt man mit dazu passendem Sammt; die Schöße werden mit schwarzem Atlas gefüttert, und die Fracks selbst auf dem Rande gesteppt; die Farben, denen man zu den Fracks à la française den Vorzug gibt, sind: moosgrün, Manteau d'Harville, bronze d'Amerique, bruyères d'Athenes; dunkel eichelfarbig, bronze riche, dunkel olivenfarbig, vert nuit et vert de cour. Die Gilets, welche man zu dem Frack à la française trägt, macht man über Kreuz liegend mit breiten Revers, oder auch wohl mit geradem Kragen; sie sind immer lang und bezeichnen genau die Brust; man besetzt sie mit einer dünnen, dazu passenden Litze, und die Knöpfe sind im Allgemeinen von gedrehter, zu den Farben passender Seide. Die beliebtesten Stoffe für dies Genre von Gilets sind die Valencias mit kleinen Dessins, auf chamois oder grauem Grunde, und die halbseidenen Stoffe mit doppelten Carreaux von verschiedener Farbe. Die zu dem Frack à la française getragenen Pantalons macht man mit sehr breiten Falten auf den Beinen; man trägt sie auch ohne Falten, welche ebenfalls weit in den Beinen sind. Für dies Genre von Pantalons sind die beliebtesten Stoffe die Satins, mit breiten Carreaux, grau auf grau: man trägt sie ebenfalls mit Streifen auf grauen Grundfarben.

So viel steht fest, daß die Röcke vorzugsweise dieses Jahr begünstigt werden; die Fracks mit breiten Schößen sind zwar auch einigermaßen modisch, aber sie können sich mit der Mode der Röcke durchaus nicht messen. Die Mode der schmalen Schöße, die im Anfange der Saison wieder zum Vorschein kommen zu wollen schien, ist völlig wieder verschwunden, und die breiten Schöße werden allgemeiner getragen als je.

Man sieht einige Twines, so wie einige Röcke mit Kragen und Revers, die mit moireirter Seide überzogen sind, aber diese Mode schreibt sich noch aus dem vorigen Jahre her, und sie scheint sich durchaus nicht weiter verbreiten zu können. Die Taille der Fracks und Röcke wird sehr lang getragen; sie muß einigermaßen die Form jener der Twines haben, d. h. etwas über die Hüften hinuntergehen und nicht gerade an den Knopfen, sondern etwas über denselben endigen. Die Blousenpantalons sind dieses Jahr nicht so sehr gesucht wie in dem vorigen, wahrscheinlich weil die andern Beinkleider ziemlich weit getragen werden. Die Versuche, die Shawlkragen an den Westen zu halten, sind fehlgeschlagen, und die Westen mit Stehkragen haben, wie sich voraussehen ließ, den vollständigen Sieg davongetragen. Die Mode der gestreiften und großcarrirten Zeuge erhalt sich namentlich an den Pantalons. Die Westen zum größeren Putze dagegen sind entweder von glattem Stoffe, oder doch von einem solchen, der mit Mustern nicht überladen ist.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Kurzer Rock mit breiten Revers. Weste mit Shawlkragen und halbweite, gestreifte Beinkleider. Nr. 2. Hut mit Feder. Oberrockkleid mit weiten Aermeln und Muslinunterärmeln. Das Leibchen offen und geschnürt mit Chemisette mit Einsatzstreifen. Spitzenmantille. Nr. 3. Frack à la française. Gestreifte Weste mit Stehkragen. Halbweite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. Conv. pr. Quartal)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

II. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Ein armer Mann.

Von Alfred Meißner.

Die finstre Nacht kommt schnell heran,
Ganz ohne Mond- und Sternenhelle;
„Was schleichst Du dort, Du bleicher Mann,
Und suchst im Strom die tiefste Stelle?
Ich halte Dich vom Sprung zurück,
Den Arm um Deinen Leib geschlagen,
Ich trotze Deinem finstern Blick
Und will mit Dir ein Ringen wagen!"

Er lachte auf und sprach so still:
„Gibt es noch viel so treuer Seelen?
Komm, setze Dich hieher, ich will
Ein Stückchen Leben Dir erzählen!
Trinkst Du die bittre Mähr hinab,
Wird Deine Faust mich nicht mehr halten,
Du gönnst mir wohl mein gutes Grab,
Gehüllt in meines Mantels Falten.

„Sieh her! ich bin ein Sohn der Noth,
Die mich von früh an auserkoren.
Am Pflaster hat mich und im Koth
Ein unbekanntes Weib geboren,
Der flinke Dieb, das bleiche Weib,
Das Liebe feil hält in den Gassen,
Sind mir vielleicht verwandter Leib,
Geschwister, die mich früh verlassen!

„Wie meiner Kindheit Zeit verrann?
In öde Nacht ist sie verklungen;
Ich ward ein Jüngling, ward ein Mann,
Und hab' in Mühsal schwer gerungen.
Doch hatte mich aus anderm Teig,
Als mein Geschlecht, der Herr geknetet;
Ich war der Knecht nicht, den Ihr feig
Beschimpft, verachtet und zertretet.

„Das Schicksal warf mich wild herum;
Wo Englands Essen blutig flammten,
Sah ich in Schmerzen stumpf und stumm
Die neuen Höllen und Verdammten.
Nach Frankreich kommend über's Meer,
Sah ich erschrocken und mit Grausen,
Wie Lavamassen um mich her
Der Proletarier Schaaren brausen.

„Und Männer faßten meine Hand:
Wie ihre Augen düster lohten —
Auch Du trägst Lumpen zum Gewand!
Auch Du bist einer der Heloten!
Auch Dich beschimpfte man als Knecht,
So oft die Stirn Du wolltest heben;
Doch bist Du Mensch und hast ein Recht
Auf einen Antheil Lenz und Leben!

„Dies Recht dahin! das war's, was tief
Des Armen Brust schon längst empfunden.

Digitized by Google

Vor der Paläste Fenstern rief
Ich oft im Wahnsinn meiner Wunden:
Habt Achtung vor der Menschen Bild,
Laßt ab, den Menschen zu entehren.
Was könnt ihr hoffen, wenn sich wild
Einst gegen Euch die Waffen kehren?

„Ich bin gewandert, hab' geseh'n,
Es steigt empor in bösen Zeichen,
Ein Kampf liegt in den ersten Weh'n,
Ein Kampf der Armen und der Reichen.
Wie, wenn aus der Heloten Schooß,
Wie, wenn aus armer, dunkler Wiege
Ein Racheengel, stark und groß,
Der Zukunft Spaetakus entstiege!

„Noch ist es Zeit! Ist euch nicht bang?
Und weckt Euch nichts aus Eurem Wahne?
Denkt Euch der Heere Wandergang,
Voran des Bettlers Kleid als Fahne.
Denkt Euch den Krieg, des Krieges Raub,
Denkt Euch die Massen, wild und brausend;
In Asche sinkt, es sinkt in Staub,
Woran gemodelt ein Jahrtausend!

Sie hören nicht, sie schlummern gut,
Des Mahners Stimme kann nicht frommen;
So mag denn über dich, du Brut,
Du stolze Brut, das Aergste kommen!
Ich aber, der bestimmt, zu schau'n,
Das böse Kämpfen und Verzagen,
Ich kann im innern Morgengrau'n
Mein traurig Sein nicht mehr ertragen.

„Ja, dieses Herz erträgt's nicht mehr,
Des Volkes Tage sind noch ferne —
Verzweiflung braust im Sturme her,
Leb' wohl, Genoß, ich sterbe gerne.
In eine große Finsterniß
Steig' ich hinunter beim Verscheiden.
Doch Eines ist und bleibt gewiß,
Was nicht mehr ist, kann nicht mehr leiden!

Er sprach's, und eine Thräne floß,
Die Wange bleicher noch zu färben.
„In andern Tagen wärst Du groß,
Und heute, heute mußt Du sterben.
Warum erwachtest Du zum Licht,
Du Mann des Volks, Heiot des Lebens?
Der Himmel selbst ersetzt Dir nicht,
Was Dir geraubt! Es ist vergebens!

„Du Mann des Volks, der aufgewacht
Aus Stumpfsinnsnacht in Lebensmitten,
Gewohnt, wie ihm die rauhe Macht
Den Weg zum Lichte abgeschnitten,
Den faßt des Wahnsinns starke Faust,
Den packen gräßliche Gewalten —
Die Nacht ist schwarz — das Wasser braust —
Leb' wohl, ich kann Dich nicht mehr halten!"

(Komet.)

Carl V. und Napoleon in dem Abend ihres Lebens.

Wie selten ist in der Weltgeschichte die Erscheinung des freiwilligen Hinabsteigens von der höchsten Stufe irdischen Glücks bis zu der Tiefe, wo der Mensch nur als Mensch und fast allein dasteht. Dieses seltene Beispiel gab seinem Jahrhundert Carl V.

Fast seit einem Jahrtausend stand in Europa wohl kein Sterblicher auf einem höhern Gipfel der Staatengröße, der einkräftigen Herrschermacht, des blühendsten Kriegsruhmes und des weitesten Thronglanzes, als dieser Monarch, in dessen Reichen niemals die Sonne unterging. Eben diese seltene Größe seiner Macht, das langdauernde Glück seiner Waffen, die Schnelligkeit seiner Eroberungen und die Leichtigkeit seiner meisten Siege gaben vielleicht Veranlassung, daß man ihn des Planes zur Errichtung einer Universalmonarchie beschuldigte, ohne jedoch auch hierfür einen stichhaltigen Beweis begründen zu können. Carl wurde des Herrschens überall so herzlich müde, daß er nach mehrjähriger reiflicher Ueberlegung Krone und Scepter, mit ihnen die große glänzende Hülle irdischer Macht und Würde ablegte und damit zugleich einen mächtigen Beitrag zur Bestätigung des Ausspruches gab, daß auch selbst in politischer Beziehung die äußersten Enden bis zur Berührung einander nahe liegen.

Nach seiner den Reichsständen angezeigten und von den Wahlfürsten genehmigten Abdankung der deutschen Kaiserwürde, nach gänzlicher Abtretung seiner Erbstaaten, ging er bekanntlich in das Kloster St. Just in Spanien, um hier das Glück auf Erden, Ruhe und Frieden in sich selbst zu suchen und für den Himmel in Reue und Buße sich vorzubereiten. Der gereifte Regent fand, sich selbst der Einsamkeit und dem Nachdenken überlassend, ungeachtet der Fülle seiner Erfahrungen, hier noch manche Wahrheit, die auf Thronen so leicht nicht gefunden wird.

Carl lebte in seiner Einöde strenge abgeschieden von der Welt, versagte Jedem, auch seinen Schwestern, den Zutritt, und kürzte seine Tage mit gottseligen Betrachtungen, kirchlichen Uebungen und Büßungen, dem damaligen Zeitgeist gemäß, und mechanischen Beschäftigungen. Mit scrupulöser Aufmerksamkeit unterzog er sich allen, auch den geringfügigsten klösterlichen und mönchischen Obliegenheiten, und entledigte sich ihrer mit einer eben so unermüdlichen Geduld, als strenger Gewissenhaftigkeit.

Eines Tages, als ihn das Loos getroffen hatte, die Novizen zur Frühmette zu wecken, kam er zu einem noch ganz uneingeweihten Naturkinde, dem ein gesunder

Digitized by Google

Schlaf die Augen feſt verſchloß. Carl's Bemühungen, ihn aus dieſem ſüßen Schlummer zu wecken, waren ihm höchſt unwillkommen. Er ſtellte ſich, als ſeien ſie wirkungslos. Die Erinnerungen wurden jedoch lebhafter und der junge Klöſterling merkte, daß ſeine ſchweigende Oppoſition fürder nicht helfen werde. Verdrießlich richtete er ſich auf und ſagte: „Haſt Du denn nicht genug an allem Lärmen, den Du ſo lange in der Welt gemacht haſt? Mußt Du hier noch einem armen Bruder ein wenig von der Ruhe rauben, die Du eben ſo vergebens hier ſucheſt, als ich ſie leider auf immer verlieren werde."

Blicken wir jetzt auf Napoleons Abend. Der Sohn und Erbe der franzöſiſchen Revolution, deſſen Siege an den Pyramiden und in Italien in raſcher Reihenfolge und mit beiſpielloſer Schnelligkeit das Erſtaunen der Welt feſſelten und mit unvergänglicher Schrift in die Tafeln der Geſchichte eingegraben ſind, der ſich ſelbſt die Kaiſerkrone aufgeſetzt, die ein Pius VII. zuvor geſegnet hatte, deſſen Adler beinahe in allen Hauptſtädten Europa's aufgepflanzt waren, der in höchſtem Glanze irdiſcher Macht und Hoheit zu Erfurt und Dresden ſtrahlte, der Könige mit einem Federzuge entthronte und neue Dynaſtien ſchuf, dem, auf des Kremls Zinnen nach Aſien ſchauend, durch Moskau's Brand zum Rückzuge genöthigt, eine Armee der kräftigſten, geübteſten und kampfgeeignetſten Krieger, wie ſie Europa nur je ſah, in drei Monaten vom Todesengel in den Eisfeldern Rußlands vertilgt wird, und der dennoch mit erneuerter Kraft die erſchütterte Welt in Achtung und Furcht erhält — ſieht endlich, wie ein Rieſe gegen ſein Schickſal kämpfend, ſeinen Stern auf Waterloo's blutigen Gefilden erlöſchen — die Sonne von Auſterlitz, in deren Strahlen ſeine Adler ſo oft geſiegt hatten. Dieſer Heros des Jahrhunderts, kurz vorher noch in Denkmälern und Schriften apotheoſirt, wird durch die Achtserklärung vom 13. März 1815, von den acht Mächten, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, jedes Rechtsanſpruches ſelbſt auf das Daſein für verwirkt, ſeine Perſon für ausgeſchloſſen von den allgemeinen menſchlichen und bürgerlichen Rechten, und als Feind der Welt den öffentlichen Strafgerichten für verfallen erklärt, und in Folge dieſer und jener Erklärung vom 30. Juni 1815 durch Fouché's verſchmitzte Machinationen nach St. Helena exilirt. Auf dieſem Felſen des atlantiſchen Oceans endigt er ſein ſieggekröntes Leben. Welch' ein ſchnelles ſchauderhaftes Hinabſteigen vom Zenith zum Nadir!

Nicht Folianten füllen die Geſchichte ſeines Lebens. Welche Maſſe der wichtigſten und einflußreichſten Begebenheiten iſt mit den Fäden deſſelben verwebt! Wie Prometheus an den Felſen geſchmiedet, nagt an des großen Mannes Herzen die Reue und der anhaltende Anblick der rothen Uniformen. Wenig Getreue und Vertraute ſind freiwillig ſeiner Verbannung gefolgt und beſtreben ſich liebevoll und verſöhnend, die ſchauerliche Monotonie ſeines Lebensabends zu verkürzen. Er dictirt ſeine Memoiren, unterredet ſich mit ſeinen Freunden, fährt oder reitet zur Erholung, ſpielt Billard, ſpricht mit ſehnſuchtsvoller Liebe von ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und — Frankreich, leidet an ſchmerzhaftem Magenkrebs und ſtirbt nach dem Empfange der Sacramente, tief beweint von den ſein Sterbelager umgebenden Getreuen und bewundert von der Welt. — Welches Ende! Für die Gedanken und Gefühle hat die Sprache keine Worte.

Carl V. erkannte in einem fanatiſchen Jahrhundert aus kirchlich religiöſem Sinne die Nichtigkeit der Herrſcherkrone und vertauſchte ſie mit dem Brevier, dem Bußgewande und der ſtillen abgeſchloſſenen Einſamkeit. Der Held unſerer Zeit fühlte den Verluſt ſeines Scepters in den eben ſo wahren, als von jedem Herrſcher zu beherzigenden Worten: „Nicht die Coalition," ſpricht er, „hat mich beſiegt — es ſind die liberalen Ideen, ich habe die Völker beleidigt."

St. Juſt und St. Helena! Ewig unvergeßlich! Nie verhallt die Geiſterſtimme von dorten:

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel;
Eines Weltgebieters ſtolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerſtab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Reiſe-Humoreske.

Von M. G. Saphir.

Seitdem Dampfſchiffe und Eiſenbahnen exiſtiren, gibt es kein angenehmeres und beſſeres Fahren und Vorankommen, als eine Poſtchaiſe mit vier guten Poſtpferden!

Ich nahm denn meinen Stock und Hut,
Und thät' die Poſtchaiſ' wählen.

Ich habe Liszt einmal, als er von Wien abreiſen wollte, geſchrieben: „Die beſte Reiſetour iſt: von Wien über Wien, durch Wien nach Wien!" Seitdem ich das geſchrieben habe, hat ſich zwar Vieles geändert, z. B. der Stephansthurm und mehrere Menſchen, die heiratheten, haben ihr Kreuz bekommen; manche dramatiſche Dichter ohne Intereſſe bekommen Procente u. ſ. w.; allein der obige Reiſeplan bleibt immer der beſte: man reiſe von Wien über Wien, durch Wien nach Wien!

Digitized by Google

Es ist nur ein Umstand fatal bei dieser Reiseroute: man verzehrt zu viel! Denn ich kann meinen geehrten Lesern versichern, daß man bei uns von Wien, z. B. vom Ende der Jägerzeile, über Wien, über Graben und Kohlmarkt, durch Wien, durch und durch, nach Wien, nach und nach mehr verzehren und brauchen kann, als man auf einer Reise mit vier Postpferden von Wien nach Groß-Becskerek, wo in neuester Zeit eine Colonie humoristischer Vorleser sich ansiedelte, hin und zurück verzehren kann!

„Die Erfahrung ist die Mutter aller Weisheit!" Prost die Mahlzeit! Das war vor Zeiten, als die Erfahrung noch jung war, und noch Mutter werden konnte! Jetzt ist die Erfahrung eine alte Person, bekömmt keine Kinder mehr, und am allerwenigsten eine „Weisheit," einen solchen plumpen, ungeschickten Balg! Jetzt kann der Mensch zwanzig Erfahrungen machen, und er wird doch nie Vater der Weisheit!

Es ist auch gut so! Wenn ich von jeder Erfahrung in meinem Leben eine „Weisheit" bekommen hätte, ich wäre jetzt Vater von so vielen „Weisheiten," daß ich eine „Kleinweisheit-Bewahr-Anstalt" hätte errichten müssen!

Die Erfahrung ist die Mutter der Wiederdummheit! Man macht die Erfahrung und macht die Dummheit wieder. Jemand stolpert und schlägt sich die Nase blutig, er stolpert deßhalb doch wieder; Jemand heirathet, wird Wittwer und heirathet doch wieder; Jemand verliebt sich, wird betrogen, verliebt sich doch wieder; Jemand schreibt, wird ausgepfiffen, schreibt doch wieder; Jemand gibt Concerte, sie sind leer, er gibt sie doch wieder u. s. w. ins Unendliche. Also ergo! Die Erfahrung ist die Mutter der Dummheit!

Wenn der Mensch sagt: „Das habe ich Alles schon erfahren!" so muß man sogleich den Satz ergänzen: „Und bist doch so ein dummer Kerl geblieben!" denn wenn der Mensch wirklich durch jede Erfahrung weiser würde, so müßte jeder Mensch von zwanzig Jahren entweder schon im Grabe sein, oder im — Narrenhaus! —

Ich machte also eine Kunstreise aus Wien hinaus und das ist eine Kunstreise! Denn es ist eine Kunst, von Wien wegzureisen, um Vorlesungen zu halten!

Indessen, meine Wiener müssen sich doch auch ein Bischen erholen, und so reiste ich ab! Mein Genius sagte wie Posa zu Alba: „Ihr Weg geht über Schwechat, Pahrendorf, Vörösvár, bis Mitte März können Sie dort sein! Sie nehmen schönes Wetter mit!"

Ich nahm aber das schöne Wetter so mit, wie ich zuweilen schlechte Schauspieler mitnahm, nämlich so, daß es gar nicht mehr auftreten konnte!

Es gibt zwei Dinge, welche die junge Welt jetzt nicht kennt: schönes Wetter und Blatternarben! Indessen, ich wurde vom Schicksal besonders begünstigt, ich hatte schönes Wetter bis Raab; sogar in Wieselburg war schönes Wetter, das war gewiß Luxus von Wetter!

Die Straße von Wien nach Pesth ist zwar keine Vicinalstraße, es läßt sich also keine ellendreite geistreiche Abhandlung mit gezupften Phrasen darüber schreiben, aber sie ist eine Medicinalstraße! Wir können sie als Radicalmittel allen Leber-, Milz- und Nierenkranken, allen Hämorrhoidal-Leidenden anempfehlen! Wenn sich der Mensch seinen Magen und seine Rippen hat assecuriren lassen, dann kann er in Gottesnamen diese Straße, welche über die „Höhen und Tiefen', des Lebens führt, ruhig fortfahren! Wenn er dann diese Erschütterung glücklich überstanden hat, wenn er alle Augenblicke in die Grube gefahren ist, und augenblicklich darauf vom Zufall wieder auf die höchste Spitze geschleudert wurde; wenn er alle die Steine des Anstoßes, die ihm das Schicksal in den holperigen Weg warf, überwand, kurz, wenn er zu Land glücklich von Wien nach Pesth kömmt, so kann er glauben, daß ihm das Schicksal nichts mehr anhaben kann; daß er von der Vorsehung zu großen Zwecken aufbewahrt sein muß, z. B in Pesth vorzulesen!

Ich glaube, wer die Aufsicht über die Straßen und Wege hat, sollte auf einen Leiterwagen gebunden werden und über diese Wege vierundzwanzig Stunden lang im Galopp umhergefahren werden, dann würde er wissen, ob die Straße fahrbar ist oder nicht!

Wer Protection hat, freilich, der kömmt auf dem schlechtesten Weg dennoch rasch an's Ziel; ich hatte auch Protection, bei den Postillonen nämlich, und diese Protection verdanke ich meinem Verdienst; ich hab' nämlich so viel Trinkgeld gegeben, als ich verdient habe, und so kam ich glücklich nach Pesth!

Ein Kunstfreund.

Talma, der berühmte französische Schauspieler, unternahm einmal eine Kunstreise nach dem südlichen Frankreich, und kaum hatte er sich in den Postwagen gesetzt, als ein sehr anständig gekleideter Mann neben ihm Platz nahm. Sie waren nicht weit gefahren, so begann der

Digitized by Google

Unbekannte ohne weitere Vorrede: „Herr Talma, ich bin einer Ihrer eifrigsten Bewunderer und versäume keine Vorstellung, wenn Sie auftreten. Durch die Zeitungen habe ich erfahren, daß Sie zwei Monate lang in Paris nicht spielen werden, und ich begleite Sie.“ Talma antwortete als ein Mann, der an Complimente gewöhnt ist. Die Unterhaltung wurde indeß bald vertraulich und der Künstler freute sich, einen so artigen und unterrichteten Reisegesellschafter gefunden zu haben. In Bordeaux stiegen Beide in einem und demselben Gasthause ab und sie kamen überein, einander stets an der Wirthstafel zu treffen. So machten sie die ganze Reise mit einander, und der Begleiter des Künstlers verfehlte keine Vorstellung, in welcher Talma auftrat. Sie waren Freunde geworden, und bei der Wiederankunft in Paris lud Talma seinen eifrigen Bewunderer zu einem glänzenden Diner ein. „Vielleicht,“ antwortete der Kunstfreund, „kann ich Ihrer Einladung nicht Folge leisten, wie ich es wünsche; in jedem Falle aber werden Sie von mir hören.“ Talma empfing wirklich kurz vor dem Diner ein Paket, in welchem sich eine prachtvolle Uhr, eine goldene Dose von der schönsten Arbeit und eine Nadel vom größten Werthe befanden. Auf einem beiliegenden Briefchen standen die Worte: „Ich bin weder König noch Prinz, glaube Ihnen aber dieses kleine Geschenk als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit anbieten zu dürfen. Ich verdanke Ihnen weit mehr, als Sie von mir erhalten.“

Talma behielt die Pretiosen, da er sie nicht zurückschicken konnte, denn sein Freund hatte ihm, gegen das Versprechen, seine Wohnung nicht angegeben.

Etwa einen Monat später erhielt Talma einen Brief, der von der Polizeipräfectur datirt war. Ein Gefangener ersuchte ihn um einen kurzen Besuch, da er allein im Stande sei, die Polizei über eine höchst unangenehme Verwechselung aufzuklären. Talma eilte sogleich an Ort und Stelle, und wunderte sich nicht wenig, seinen enthusiastischen Reisegefährten und Kunstfreund hinter Schloß und Riegel zu finden. „Ich war genöthigt, gleich nach unsrer Rückkehr eine andere Reise anzutreten und bin erst vor einigen Tagen zurückgekommen. Sie spielten gestern und ich eilte, wie gewöhnlich, in das Theater. Da hatten sich denn wahrscheinlich auch Taschendiebe eingefunden, und man hatte mich seltsamer Weise für einen solchen gehalten und verhaftet. Sie können mir das beste Sittenzeugniß geben, da wir so lange in Gesellschaft gereist sind.“ Talma bewog einen berühmten Advokaten, die Sache seines Reisegefährten zu führen, der aber dennoch verurtheilt wurde. Aus den Verhandlungen ging hervor, daß der Angeklagte allerdings ein berüchtigter Taschendieb war, der seine Industrie vorzugsweise in den dichtgefüllten Schauspielhäusern übte, und daß er die Reise mit Talma unter der Firma eines enthusiastischen Verehrers des großen Künstlers nur gemacht hatte, um sein Gewerbe in den Provinzialstädten zu betreiben, in denen die Anwesenheit Talma's die Theater außerordentlich füllte und demnach eine reiche Ernte für den geschickten Taschendieb zu machen war. Von dieser Ernte rührte denn auch die goldene Uhr, die goldene Dose und die Nadel her, welche der „Kunstfreund“ an Talma als Zeichen seiner „Dankbarkeit“ geschenkt hatte.

Charakterfestigkeit.

Bei einem prachtvollen Balle im Hause des . . . Gesandten in . . . . machte eine russische Gräfin namentlich durch ein Perlenhalsband Aufsehen, das allgemein bewundert wurde und Neid erregte. „Wissen Sie, was dieses Collier kostet?“ fragte mich der Baron von M. — „40,000 Rubel und 4 Monate Einsperrung.“ — Diese Worte erregten meine Neugierde und ich ersuchte den Baron, mir die Sache ausführlicher zu erzählen.

„Die Gräfin,“ begann der Baron, „befand sich in Petersburg, und eines Morgens, als sie sich eben vorgenommen hatte, in ihre Angelegenheiten, die nicht eben am besten standen, strenge Ordnung zu bringen, meldete man ihren Juwelier. Am klügsten wäre es wohl gewesen, wenn sie den Mann hätte abweisen lassen, aber die Gräfin glaubte ihrer Festigkeit gewiß zu sein und allen Verführungen widerstehen zu können. Der Juwelier trat also ein und zeigte ihr das prächtige Collier, das sie jetzt trägt. Wie aber konnte sie es kaufen, ohne gegen ihren eben gefaßten Entschluß zu verstoßen und sich vor sich selbst zu schämen, wie auf der andern Seite gestehen, daß sie 40,000 Rubel nicht entbehren könne? Um aus diesem Zwiespalt herauszukommen, mußte ein heroischer Entschluß gefaßt werden, und die Gräfin faßte ihn. — „Können Sie mir diesen Schmuck aufbewahren?“ sagte sie zu dem Juwelier; „nach 4 Monaten werde ich Ihnen denselben abkaufen.“ Man kann leicht denken, daß der Juwelier sich nicht bitten ließ; vier Monate vergehen ja bald und die Gräfin handelte nicht. Kaum war der Mann mit dem Schmuck wieder fortgegangen, als die charakterfeste junge Dame ihren Haushofmeister rufen ließ. „Ich verreise,“ sagte sie zu ihm, „auf längere

Digitized by Google

Zeit; „entlasse alle meine Leute, verkaufe meine Pferde; ich schließe das Haus zu.“ Noch denselben Abend verließ die Gräfin ihr Haus, begab sich in ein Kloster und entsagte der Welt — auf vier Monate. Nach Ablauf dieser Zeit trat sie triumphirend wieder in die Welt ein; sie hatte 40,000 Rubel erspart und dadurch das schöne, allbewunderte Collier errungen. Und nun sage man noch, die Frauen besitzen keinen Muth. Dieses Collier der russischen Gräfin ist die schlagendste Widerlegung.“

Miscellen und Anecdoten.

— Man schreibt aus Stockholm: Der hiesigen Akademie der Wissenschaften ist von einem zuverlässigen Naturforscher neuerdings die Mittheilung gemacht worden, daß sich eine Insel an der schwedischen Küste seit 15 Jahren so über die Wasserfläche erhoben habe, daß man jetzt aus der Entfernung, aus welcher man früher nur das Thurmdach sah, die Kirchhofmauer sähe. Diese Beobachtung ist für die Geologen von großer Wichtigkeit.

(Noch ein Verein.) Bekanntlich hat sich in Bayern ein Frühnachhausekommen-Verein gebildet. Die Hausmeister werden dagegen einen „Sperrgelds-Entschädigungs-Verein“ gründen! Ein Münchner Witzbold schrieb im Namen des Frühnachhausekommen-Vereins an den dortigen Schauspieler ***: „Sie werden höflichst ersucht, durch Ihre gedehnte Manier zu deklamiren und zu reden, unserem Vereine nicht entgegen zu wirken.“ Auch gut!

— Vor einigen Tagen kam in der Themse bei London ein Schiff an, das 700,000 Hühnereier geladen hatte.

— In Paris wird ein bedeutendes Geschäft mit dem Vermiethen von Stühlen auf öffentlichen Promenaden gemacht. Das Recht, Stühle in dem Palais Royal zu vermiethen, wurde kürzlich für einen Pacht von 41,000 Frcs. jährlich auf 9 Jahre vergeben, und durch das Vermiethen von Stühlen in dem Garten der Tuilerien wurde jährlich eine Summe von 40,000 Fr. gewonnen. Der letzte Entrepreneur dieses Geschäfts soll sich dabei ein Vermögen von 2 Millionen verdient haben. Auch in den Kirchen werden die Stühle vermiethet und das Recht dazu an Unternehmer versteigert. Die Kirche St. Sulpice ließ vor Kurzem diesen Pacht erneuern, es wurden zuerst 22,000 Frcs. jährlich geboten. Der Unternehmer, welcher den Sieg davon trug, zahlt 60,000 Frcs. jährlich.

— Die gesellschaftlichen Lustreisen erhalten bei uns eine so große Ausdehnung, daß man für fast gewiß annehmen kann, es werde nächstes Jahr eine Pfingstlustfahrt von Hamburg nach New-York unternommen werden. Kaum ist die Spazierfahrt von Magdeburg nach London beendigt, so wird eine andere ähnliche Promenade nach Paris projectirt.

— Da noch keine Zeitschrift auf die Woche aufmerksam gemacht hat, mit denen das Londoner Athenaeum vom 1. Juni d. J. die Ankunft unseres verehrten Königs in England begrüßt, so theilen wir dieselben mit. Sie haben um so mehr werth, da das Athenaeum ein meist wissenschaftliches Blatt ist. „Wir sehen mit großem Vergnügen, daß der König von Sachsen in England angekommen ist. In unsern Tagen bedarf selbst der Glanz einer Krone einigermaßen der Nachhülfe der Charlatanerie, und dieser liebenswürdige, kenntnißreiche Fürst besitzt so wenig davon, daß wir fast fürchten, unsere Landsleute wissen kaum, einen wie großen Anspruch er auf ihre Achtung und Bewunderung hat. Liebe zur Wissenschaft um ihrer selbst willen und ohne die geringste Prahlerei damit, Wohlthätigkeit nach seinen Mitteln, aber ohne Ostentation, Frömmigkeit ohne Bigotterie, die einfachste Lebensweise und ein fleckenloser rechtschaffener Wandel sind die Eigenschaften, die unsern königlichen Gast schmücken, und obwohl er nur ein kleines und schwaches Land beherrscht, so sind wir doch überzeugt, daß die Engländer ihn ihrer Aufmerksamkeit und Huldigung weit würdiger halten werden, als den Autokraten eines fast unbegrenzten Reichs. Es liegt nicht in unserem Berufe, Könige zu becomplimentiren, aber ein Journal, das von den Reisen und Arbeiten der Männer der Wissenschaft Bericht erstattet, darf es nicht unterlassen, die Ankunft eines so ausgezeichneten Botanikers und Geologen, wie des Königs von Sachsen, zu melden. Daß er noch ausgezeichneter ist als tugendhafter, humaner und aufgeklärter Mensch und Regent, entzieht ihn hoffentlich unserer Competenz nicht.“

— Württemberg ist bekanntlich das klassische Land der Geister und des Besessenseins. Auch jetzt hat wieder ein Schäfer dort vielfache Versuche gemacht, einen bösen Geist, der in einem Mädchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, wieder auszutreiben. Zwar ist dies Mädchen jetzt einem Arzte anvertraut, allein der Schäfer hat doch den beabsichtigten Vortheil davon gezogen, daß er von nah und fern für Menschen und Vieh zu Rathe gezogen wird und sich damit ein hübsches Vermögen erwirbt. Neulich legte er folgende Probe seiner Kunst ab. Nach dem Tode eines kürzlich verstorbenen reichen Bauern wollten die Hinterbliebenen denselben öfters noch als Geist im Heu und Korn wühlend wahrgenommen haben. Der Schäfer wird, wie sich von selbst versteht, zu Rathe gezogen, und er verspricht ihnen gegen Abtretung eines hübschen Bauerguts im Werthe von 600 Fl. den Geist fortzuschaffen. Nach abgeschlossenem Vertrage lud nun der Schäfer den unruhigen Geist zu einer bestimmten Stunde des Nachts auf den Rücken, um ihn unbeschrien über Land zu tragen. Daß dies kein leichtes Geschäft gewesen, beweist die Aussage des Schäfers, daß er mit seiner Last dreimal zu Boden gestürzt sei. Doch raffte er sich jedesmal wieder auf, um den Geist weiter zu schaffen, bis er, an einem Kleeacker anlangend, eine Legion von Geistern gewahr wurde, die sich dem ferneren Transport widersetzten. Er setzte nun nolens volens den Geist dort ab und kehrte, ermattet, wie er war, nach Hause zurück. Ob nun der Geist nicht auch widerkehrt, muß der Zeit überlassen bleiben: so viel ist gewiß, daß der Schäfer das Bauerngut bekommen hat.

— Der Engländer Thomas Rogerson, ein zweiter Apicius, verzehrte in 6 Monaten 150,000 Pf. St. Er durchreiste fast die ganze Welt einzig und allein, um die Gastronomik jedes

Digitized by Google

Landes zu studiren. Er engagirte den Koch des Kaisers von Rußland und setzte ihm eine Leibrente aus. In China, Mexiko und Canada hatte er Agenten, die ihm die feinsten Leckerbissen schicken mußten. Als er sein ganzes Vermögen bis auf eine Guinee aufgezehrt hatte, kaufte er sich einen Artolaw, bereitete ihn nach allen Regeln der Kunst zu, aß ihn — und erhängte sich.

— Vor etwa 50 Jahren lebte in Oldenburg ein Dr. Lüttmann. Ein Bauer, der ihn um Rath bitten wollte, trat eines Morgens frühzeitig in sein Zimmer, ehe der Arzt aufgestanden war. Er sah nur ein dort aufgestelltes Skelett, bei dessen Anblick er sich eilig davon machte, so daß der Arzt, dem die Ankunft des Bauern gemeldet war, ihn nicht mehr vorfand. — Als nun Lüttmann einige Stunden später vor der Thür stand, machte ihn sein Diener darauf aufmerksam, daß der Bauer, der sich an der entgegengesetzten Straßenreihe hart an den Häusern vorbeidrückte, der Patient sei, welcher den Doctor heute Morgens habe consultiren wollen. „He, guter Freund! rief Lüttmann dem Bauer zu, Ihr habt mich ja heute sprechen wollen." — Bliv he mi dreh Schritt vum Liewe," rief der Bauer ängstlich forteilend, „ick hewwe em huht Moegen wul sehen, as he noh kehn Hemd anhae."

(Das galante Belgien.) Die Belgier wollen den übrigen gebildeten Nationen ein Beispiel von Artigkeit gegen das schöne Geschlecht geben, das zugleich eine gute Speculation zu werden verspricht. Es ist in Belgien nämlich im Werke, den Tarif der Eisenbahnen bedeutend herabzusetzen, aber nicht für die Männer, sondern für das weibliche Geschlecht. Man hofft hierdurch die Lust- und Familienreisen auf der Eisenbahn in den Schwung zu bringen. — Auf der belgischen Eisenbahn hat sich am 17. Mai ein trauriger Unfall zugetragen. Ein Zug gerieth aus den Schienen, da der Aufseher das Excentrik zu schließen vergessen hatte. Mehrere Wagen wurden zerquetscht und zersplittert, und begruben unter ihren Trümmern die Reisenden.

— In Wien ist ein Haus, das den Schild trägt: zu den zwölf Aposteln. Es starb eine Kammerjungfer in diesem Hause und ward in dem Todtenregister mit den Worten angeführt: „Johanna F., 28 Jahre alt, Kammerjungfer der zwölf Apostel."

— Unterm 14. August 1781 wurde in Oesterreich ein Hofdekret bekannt gemacht, in welchem der weiblichen Jugend die widernatürlichen, der Gesundheit so schädlichen Mieder und Schnürleiber verboten wurden. Ein so geschnürtes Mädchen kam nun einmal in den Gang, um sich von dem Kaiser Joseph eine Gnade zu erbitten. Bevor sie noch ein Wort gesprochen hatte, frug sie der Kaiser kalt: „Sie wollen wahrscheinlich übersetzt werden, vielleicht in ein Infanterie-Regiment?" Das Mädchen stammelte verlegen, wie er das meinte. „Nun," sagte Joseph, „ich glaubte, Sie seien bei einem Kürassir-Regimente, und es behage Ihnen da nicht." Sie entfernte sich alsogleich beschämt und erschien das nächste Mal ohne das Mieder.

— Ein französisches Journal (Jouenal de la Somme) erzählt: Marie Anna Justine Bernadotte, die Enkelin eines Bruders des kürzlich verstorbenen Königs von Schweden, der mehrerere Millionen Privatvermögen hinterließ, hat sich mit einem gewissen Jean Joseph Feenq verheirathet und aus dieser Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Seit zwei Jahren wohnt diese Familie in Abbeville, wo der Cousin des Königs von Schweden und Norwegen als Porzellanflicker lebe, und in den umliegenden Dörfern als solcher mühselig das tägliche Brod seiner Familie zu erwerben sucht. Die Familie befindet sich in der größten Armuth und die Kinder sprechen das Mitleid der Vorübergehenden an; besonders ist ein Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren bekannt, die, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen und sich Almosen zu verschaffen, singt und in allen Tonarten ausspricht: fünf Sous würden hinreichen, sie glücklich zu machen.

— Dem Kaiser Nikolaus ist nichts unmöglich, bei seinen Gelehrten muß das auch der Fall sein; ein russischer Doctor hat glücklich herausgebracht, daß Adam und Kain Russen waren. Herloßsohn frägt bescheiden an: dann war wohl Abel ein Pole?

— Nicht nur gegen wirkliche, sondern auch gegen häusliche Donnerwetter leistet Seide gute Dienste; so sind Shawls, seidene Kleider, Bänder u. s. w. vortrefflich — auch Gold- und Stahlketten sind mit Nutzen als Wetterableiter gebraucht worden.

— Zu der Zeit, als Becker's Rheinlied an allen Orten ertönte, kam ein Münchener auf die Idee, einen Zettel mit den Anfangsworten jenes Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben!" in seinen Hut zu befestigen, meinend: es werde ihm dann gewiß Niemand denselben nehmen. So betrat er ein öffentliches Lokal, und stellte den Hut hin. Als er sich bald darauf wieder entfernen und den Hut nehmen wollte, fand er aber statt seines schönen neuen einen alten, sehr schlechten, mit einem Zettel darin, auf dem die Worte standen: „Ich hab' ihn schon!"

— Man will neuerdings berechnet haben, daß in Großbritanien im Jahre 1795 „500,000" Friseure waren; diese verbrauchten in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl zu Puder; aus dieser Menge hätten 5,000,000 Laibe Brod, an Werth von 12,000,000 Gulden, gebacken werden können, und dabei war das Militair und Jene, die ihre Haare selbst besorgten, nicht gerechnet.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Als Straßen-Toilette dient der gerade geschnittene, oder in breiten Revers sich kreuzende Oberrock; die Kragen macht man mit einem niedrigen Fuß, das heißt, sie können 4 Centimetres in der Höhe und 7 in der Breite haben; die Taillen verfertigt man noch lang, jedoch nicht mehr in dem Grade, wie im vergangenen Winter; sie übersteigen kaum um 16 Centimetres die Hüften, man mache sie unten gebogen. Die Röcke sind weit und reichen bis zu den Knieen; die Aermel trägt man kurz und anschließend, alle Oberröcke sind mit umgewandten Rändern gesteppt; die Röcke füttert man mit dazu passendem Atlas; in einigen Häusern setzt man an die Oberröcke schellenartige Knöpfe von façonnierter gebrochter Seide, doch benutzt der größte Theil der Kleidermacher noch die flachen Knöpfe; die letztern sind nach dem Urtheil der

Digitized by Google

Mehrzahl geschmackvoller, oder werden sich doch wenigstens länger in der Mode erhalten.

Die zur Straßen-Toilette getragenen Gilets haben einen geraden Kragen, sind unten lang und sehr offen stehend, und haben nur 4—5 Knöpfe. Alle jene Gilets besetzt man mit einer dünnen dazu passenden Litze. Die Knöpfe müssen mit der Litze übereinstimmen; die beliebtesten Stoffe für dies Genre von Gilets sind: die weißen und chamois Piqués, oder auch wohl mit dicken Streifen in weißem Grunde, untermischt mit Goldfaden, Valencias mit kleinen Dessins, mit Carreaux, oder in einfarbigem Grunde. Die Beinkleider zur Straßentoilette macht man gerade und weit in den Beinen, gerade auf den Stiefel fallend, und mit angenahten Sprungriemen; viele Kleidermacher lassen ihnen eine Oeffnung auf der Seite: hierzu schneidet man die Vordertheile der Beinkleider sehr schmal, damit die Oeffnung etwas auf die Fußbiege fällt. Zu den eleganten Straßenbeinkleidern benutzt man die Satins Bonjeau entweder einfarbig, mit Carreaux, oder mit farbigen Streifen, als hellgrau, dunkelgrau, nußbraun, melirtes Grün, oder mit doppelten Carreaux schwarz und grau. Der Frack zur ceremoniellen Toilette hat den Fuß des Kragens der Art, daß er einen Theil der Cravatte sehen läßt; der Ueberfall ist um 3 Centimetres breiter als der Fuß, die Taillen schließen auf den Hüften an, und die Schößen reichen kaum bis in die Kniekehlen, sie sind unten etwas schmal, ebenfalls in dem Theile über den Hüften; die Zipfel des Kragens macht man noch viereckig und die Anglaisen schlagen immer bis nach unten über, die zu den Gesellschaftsfracks vorherrschenden Farben sind: Brun nuit, Bronze d'Orléans, vert nuit und dunkel rubinfarbig. Die Gilets, welche man zu diesem Genre von Fracks trägt, sind mit geradem Kragen, sehr lang hinunterreichend, und höchstens mit 4 Knöpfen; die weißen Piqués und die Paille- oder Chamois-Valencias benutzt man am liebsten dazu.

Die eleganten Pantalons macht man anschließend und mit befestigten Sprungriemen. Man benutzt für dies Genre von Pantalons die dunkelfarbigen Bonjeau. Die frühzeitige Hitze hat auch in diesem Jahre zu den Pantalons die Sommerstoffe früher als gewöhnlich erscheinen lassen; man sieht schon Englische Zwilliche, mit verschiedenen Dessins, weiße Piqués und Nankins. Nach der großen Menge von Stücken Nankin und Piqués, welche die ersten Häuser der Hauptstadt angekauft haben, läßt sich wohl erwarten, daß in diesem Sommer die weißen und Nankin-Pantalons außerordentlich viel getragen sein werden.

Damen-Mode. Man macht sehr hübsche Morgenkleider mit hohem Leibchen und Revers, die eine Chemisette sehen lassen, deren Vordertheil von fein gefälteltem Batist und deren Kragen gestickt und am Rande ausgeputzt ist. Die Foulards, der Pekin und der Batist sind die Stoffe, welche man vorzugsweise zu diesem Negligé und zu Anzügen auf das Land verwendet. Für das Land macht man auch einfache Kleider mit hellfarbigen Stecifen auf weißem Grunde, deren Leibchen sehr hoch hinaufgehen, ganz knapp sind und keinen andern Ausputz haben, als eine Reihe Knöpfe von Perlmutter oder Elfenbein. Die Aermel sind ganz eng, haben aber Aufschläge unten, sind da mit Knöpfen versehen, und nicht ganz so lang als der Arm, damit man da einen Batistbausch mit Spitzenbesatz sehe. Ein algierischer Langshawl und ein Hut von durchbrachnem Stroh mit Bandausputz vervollständigt diese einfachen aber geschmackvollen Anzüge.

Die Volants der Barègekleider werden immer größer; sie sind nun bis an den Gürtel heraufgestiegen, und sehen so aus wie zwei Röcke über einander. Bei leichten Stoffen mag es angehen. Wir haben ein Kleid von Tarlatan-Muslin gesehen, das große weiße Punkte auf blauem Grund hatte, und mit jenen beiden großen Volants, die mit einer schmalen Spitze garnirt waren, allerliebst aussah. Ein große Dame mit schlanker Taille wird in einem solchen Kleide sehr gut aussehen, das dagegen von kleinen Damen gemieden werden muß. Auf dem Barège dient das schmale Sammtband noch immer hauptsächlich zum Ausputz; man setzt es dreifach übre einander an den Rand der Volants und über dieselben. Hat das Kleid gar keine Volants, so wird das Sammtband meist in mehreren Reihen aufgesetzt. Viele Kleider von Barège und von gestreiftem Pekin haben an den Volants seidenen Besatz mit Zacken; die Leibchen sind dann mit Revers, die eben so ausgeputzt werden, und sehr weit offen über einem hoch hinaufgehenden und gestickten hübschen Fichu mit kleinem Kragen. Ein graziöser und leichter Anzug, wie ihn die jetzige Saison verlangt, besteht häufig aus einem Kleide von Organdi oder Tarlatan mit weißen Mustern auf blauem Grunde; das Leibchen ist in Falten gezogen und halb ausgeschnitten, um darunter einen Fichu von sehr dünnem Muslin anzubringen, der vorn sehr große Falten hat, die auf der Brust über einander gehen, und so eine vortheilhafte Draperie bilden. Dieser Fichu hat eine Stickerei an den Seiten vorn, und eine andere an den Achseln; rund herum ist es mit einer schmalen Spitze besetzt. Der Hut, den man dazu trägt, ist von rosa oder weißem Crepp mit Band und Illusions-Tülle ausgeputzt; der Shawl oder Langshawl ist von gesticktem chinesischem Crepp und an dem Gürtel wird eine Kettel von Gold getragen.

Man trägt sehr wenig Mantillen, mit Ausnahme der Mantillen-Langshawls von Spitzen, die sehr gesucht sind. In großer Gunst stehen die gestickten weißen chinesischen Creppshawls und die algierischen Langshawls. Allerdings sieht man auch hier und da Taffetmantillen, aber eine allgemeine Mode bilden sie durchaus nicht; sie sind vielmehr fast eine Ausnahme und verschwinden täglich mehr.

Auf den seidenen Kleidern trägt man häufiger schräge Streifen als Volants. Diese schrägen Streifen sind aber sehr hübsch in Zacken ausgeschnitten und mit gefälteltem Bande oder offenen Fransen besetzt. Auf den Crepphüten trägt man viel Blumen, vielleicht aber noch häufiger Band in Verbindung mit Illusions-Tülle. — Die Hüte von rosa Crepp, die mit Spitzen überzogen sind, stehen sehr gut zu Gesicht. Man putzt sie einfach mit Gazeband aus. Auf den Reisstrohhüten sind die in denselben Farben, wie die Bänder, ombrirten Federn der beliebteste Ausputz. Die Zughüte haben fast alle Tülleausputz, Farbe auf Farbe, oder weiß auf rosa, weiß auf blau, weiß auf violette. Für die Badesaisen bereitet man schöne Anzüge von Tarlatan mit großen ausgezackten Volants vor, Kleider mit zwei Röcken und zierlichen Stickereien, Fichu, Cannezous ꝛc. Auch die alten Schmucksachen sind dabei durchaus nothwendig.

Die schottischen Kleidermuster für Damen insbesondere die mit schreienden Farben kommen wegen der Unzahl in dieser Art aus der Mode. Das Neueste sind die seidenen Zebrakleider, wo auf buntem Grunde schwarze Queerstreifen laufen. Diese Kleider sind meist abgepaßt, so daß die unteren schwarzen Streifen des Rockes viel breiter sind, als die oberen an der Taille. Der Leib ist gleichmäßig gestreift. Auch weiße oder wenigstens lichte Muster auf dunklem Grunde gilt für neumodisch. Außerdem ist der Ranking und sind die rohfarbigen Stoffe, in Amazonenform gemacht, sehr elegant. Eine neue Art, die weißen Unterärmel zu machen, gefällt sehr. Man läßt nämlich den gestickten Einsatz und das Mullgekraus in Schneckenhauswindung immer um den Arm drehen, die ganze Aermellänge bilden, so daß die eigentlichen Aermelnähte gar nicht da sind.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Oberrockkleid mit kurzen weiten Aermeln und geschmackvollem Ausputz. Nr. 2. Hut mit Spitze und Band ausgeputzt. Mantille, vorne Langshawlform. Glattes Kleid. Nr. 3. Frack mit breiten etwas abgerundeten Schößen. Halbweite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßGour. pr. Quartal)

Druck von F. Rudrá in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang. **III. Quartal.**

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Ein Dorf, wie es kein zweites in der Welt gibt.

Einer meiner Freunde, der ungeheuer reich ist, ob er gleich gewissermaßen zu den Schriftstellern gehört, der große Reisen gemacht, dieselben aber nicht beschrieben hat, sagte eines Tages zu mir: „Weißt Du, was das Merkwürdigste und Seltsamste, ich will nicht sagen, das Schönste ist, was ich in den 15 Jahren gesehen habe, in denen ich in der Welt umherwandere?"

— Es gibt so viel Merkwürdiges und Seltsames. — Rathe einmal. — Die Pyramiden? — Warum nicht gar! — Der Fall des Niagara? — Kein Mensch spricht mehr davon. — So kann ich es nicht errathen.

„Folge mir nach Holland, oder, wenn Du lieber willst, nach China, denn Holland ist das europäische China. Wenn die Chinesen jemals China verlieren, werden sie es in Amsterdam suchen und finden. Bei den Holländern gibt es dieselbe Geduld, dieselbe kalte Phantasie, dieselbe ernste kindische Berechnung, dieselbe Symmetrie, dieselbe Reinlichkeit, wie bei den Völkern des gelben Flusses."

„Einige Aehnlichkeit dürfte allerdings . . ."

„Aehnlichkeit? Vollkommene Uebereinstimmung. Uebrigens will ich Dich nicht überreden," fuhr mein Freund, der Baron von ...berg fort, „sondern Dich wo möglich einen Augenblick amusiren. — Ich wollte Amsterdam verlassen, wo ich so viele reizende Niederländerinnen, die aus den Gemälden des alten Rubens herabgestiegen zu sein schienen, so viele Brücken über große und kleine Canäle, so viele Schuppen von Javapfeffer bewundert hatte, als der Wirth des Gasthauses, in welchem ich wohnte, zu mir sagte: „Sie wollen fort und haben Broek nicht gesehen?"

— Was ist Broek? fragte ich. — Er antwortete nicht. — Warum sollte ich mir Vorwürfe machen, Broek nicht gesehen zu haben? — Der Wirth antwortete nicht, sondern blies den bläulichen Tabaksrauch von sich. — Ist Broek ein Mensch, ein Fisch, ein Gebäude? — Ein Dorf. — Ein Dorf? Ich soll ein Dorf sehen wollen, nachdem ich Mastricht, Rotterdam, Amsterdam und den Haag gesehen habe? — Broek! Broek! murmelte mein Holländer, indem er auf die Pfeifenspitze biß. — Was werde ich in Broek Merkwürdiges finden? — Broek! — Und dann? — Broek! — Eine andere Antwort erhielt ich nicht. Was sollte ich machen? Reiste ich ab, ohne Broek gesehen zu haben, so entging mir vielleicht eine Merkwürdigkeit, die ich sonst niegends gefunden, nicht

Digitized by Google

einmal in England. Also nach Broek! Ich rief Georg, meinen Bedienten, der mich seit zehn Jahren überall begleitet hatte, auf den Bergen und auf den Pik von Teneriffa, der aber auf allen Reisen nichts gelernt hatte, als: „man ißt nirgends in der Welt so gut und wohlfeil, als bei Richefeu im Palais Royal zu Paris."

— Wir reisen nach Broek, Georg. — Wo liegt das Land? — Das weiß ich nicht. — So wollen wir uns unterwegs erkundigen.

Auf einem großen Platze in Amsterdam vor der Nikolauskirche, glaube ich, fragte ich einen vorübergehenden Brauer, wo Broek liege. Der Mann machte zwei Handbewegungen, von denen die eine hieß: Sie wenden sich rechts, während die andere bedeutete: Sie stiegen in ein Boot und lassen sich nach Beukslo bringen. Darauf ging der Mann weiter.

— Wir machen also eine Seereise? fragte Georg. — Ich wollte eben antworten, als der Brauer umkehrte und mich leise fragte: „Wollen Sie Ihren Bedienten mit nach Broek nehmen?" — Allerdings . . . diese Frage? Warum sollte er mich nicht begleiten? —

Eine Antwort darauf war durchaus von dem Holländer nicht zu erhalten, und so sagte ich dann zu Georg: Wir werden ja sehen, was die Bemerkung bedeutet, wenn wir nach Broek kommen. Wir stiegen in ein Boot und wurden bald nach Brukslo gebracht. Dort fragte ich den Schiffer, auf welchem Wege wir nach Broek gelangten. „Sie fahren den Canal hinauf und nach einer halben Stunde werden Sie in Broek sein . . . Sie wollen also nach Broek?" fragte der Mann mit einer höchst ehrfurchtsvollen Miene. — Ja. — Um da zu wohnen? — Ich weiß selbst nicht warum, aber ich sagte: „Ja." — Ja? wiederholte der Mann, indem er aus dem Boote sprang: Ja? Und er machte tiefe Verbeugungen, die ich mir nicht erklären konnte. — „Gnädiger Herr, — Hoheit, — Sie hätten mir das vorher andeuten sollen. — Warum? — Weil nicht Jedermann nach Broek geht. — Was hindert daran? — Sie wissen es ja. — Nun ja, ich weiß es, antwortete ich, um nicht für einen Ignoranten gehalten zu werden. Das geheimnißvolle Wesen hatte aber doch meine Neugierde gereizt, und um wenigstens einigermaßen dahinter zu kommen, setzte ich lächelnd hinzu: „ich machte Spaß, guter Mann: ich werde nicht in Broek wohnen; ich will es nur besuchen. Heute Abend gedenke ich wieder in Amsterdam zu sein." — Ah, blos ein Besuch! sagte der Schiffer verdächtlich, indem er sein Ruder und seine hohe Verehrung fallen ließ; „glückliche Reise!" Mit dem Fuße stieß er sein Boot vom Ufer ab. „Nehmen Sie Ihren Bedienten mit?" — Ja. — Ich fange an zu glauben, daß man Dir ans Leben will, sagte ich lachend zu meinem Diener. — Ich weiß nicht, was die Leute wollen, aber ich möchte wohl die Ursache ihrer schrecklichen Neugierde kennen. — Hast Du etwas gegen die Religion gesprochen? — Nein! — Hast Du vielleicht zu freie Reden über politische Gegenstände geführt? — Kann man denn überhaupt mit einem Holländer etwas reden! — Hast Du . . .? wollte ich weiter fragen, aber wir befanden uns eben, nachdem wir lange in einem Canalaem hingefahren waren, am Ende des Bogens eines ziemlich großen Bassins, dessen Aussehen uns überraschte; selbst Georg schwieg, um zu bewundern.

Wir waren wirklich nicht mehr in Holland, nicht mehr in Europa, sondern in Nankin oder in Pekin, vor der chinesischsten Stadt China's. Von der Oberfläche dieses ruhigen, smaragdgrünen See's erhob sich mein Blick mit Bewunderung an die Anfänge einer phantastischen, weißen, rosa, goldgelben, himmelblauen, grauen Stadt. Jedes Haus hatte ein gekrümmtes, gebogenes Dach wie die Pagoden. Es waren wirkliche Pagoden, theils von weißem oder weißblauem Porzellan, theils von Backsteinen, theils von reinem Marmor, theils von vergolderem Holze mit silbernen, goldenen ꝛc. Glöckchen; und um diese Gruppen luftiger Paläste her, wie man sie nur auf japanischen Tassen oder auf chinesischen Schirmen sieht, zeigten sich Bäume, wie man sie sonst niegends sieht, eine Traumvegetation. Gewächse, wie sie vielleicht Hoffmann zeichnete, während er selbst schlafend im Wirthshause saß, Bäume, schlank und dünn, die am Wipfel ungemein buschig und tulpenartig verschnitten, oder voll von Farbe und gleichsam mit Myriaden von Schmetterlingen bedeckt. Ihre Blüthen wiegten sich nach der Mitte zu, wie träge Vögel der Tropengegenden. Ich sah einige, die nur weiße Knospen, aber kein Blatt, kein einziges Blatt trugen. Weiterhin zeigten sich Berge von Rosen, wahrhaftige 61 Fuß hohe Berge, und hinter diesen Bergen erhoben sich Wolken von Epheu und Jelängerjelieber. Der Duft dieses Paradieses berauschte uns schon in der Ferne, in der wir geblieben waren, stumm vor Bewunderung. Hier und da zeigte sich Goldglanz wie ein Blitz zwischen allen diesen prächtigen Dingen. Die Sonne wußte gar nicht, wie sie diesen Glanz noch erhöhen sollte. Denke Dir zu diesem Bilde, dessen Originalität noch kein Maler nachzuahmen gewagt hat, den Wiederschein in dem reinen Wasser des See's!

— Ich fange an zu begreifen, sagte Georg, als er seine Sprache wieder gefunden hatte, warum man sich wunderte, mich hier zu sehen; wir sind in das Paradies

Digitized by Google

von Holland gekommen, und da ich . . . — Schweig, Dummkopf. — Auf Ehre, entgegnete Georg, wir ſind hier in dem holländiſchen Paradieſe. Bemerken Sie ein einziges lebendiges Weſen? — Du biſt ein Eſel. Wenn es das Paradies wäre, würde auch Jemand darin ſein. — Glauben Sie? — Wir wollen weiter gehen, ſetzte ich hinzu, und uns überzeugen, ob dieſer Edensgarten bewohnt iſt.

Wir ſuchten uns nun dieſer aſiatiſchen Stadt zu nähern, indem wir den Bogen des Kreiſes folgten, den ſie am Rande des See's beſchreibt. Nach einem Gange von 10 Minuten auf einem Wege, der weit beſſer unterhalten war, als die ſchönſten Alleen in unſeren künſtlichen Parks, befanden wir uns vor einem Gitter von vergoldetem Eiſen und vortrefflicher Arbeit, das, wie wir jetzt erſt bemerkten, rund um dieſes wunderbare Dorf herumlief und eine Art chineſiſcher Mauer vorſtellte. Von dem Punkte aus, wo wir uns befanden, erblickten wir andere Schönheiten, andere Wunder. In dem Mittelpunkte der Stadt oder des Dorfes befindet ſich eine Promenade von Akazien und Tulpen, an deren Ende eine Kirche ſteht, die ſie wie ein gothiſches Medaillon ſchließt. Gegen die Regeln der Optik, welche den Gegenſtänden um ſo mehr Werth gibt, je mehr man ſich von denſelben entfernt, verloren die japaniſchen Häuſer, die indianiſchen Hütten, die Porzellangebäude auch in der Nähe durchaus nichts von ihrem zauberhaften Anſehen. Die Wirklichkeit ſtand, wenn es eine Wirklichkeit war, dem Traume nicht nach; im Gegentheile, tauſend neue Wunder aus der chineſiſchen Mythologie feſſelten unſere Blicke. Wir erkannten Bänke von Schildkrot mit Lehnen von Bernſtein, Cascaden, die in Becken von Porphyr fielen, Labyrinthe von Myrthen um ein durchbrochenes Thürmchen her, auf dem es von bunten Vögeln wimmelte.

Man kann ſich denken, wie ſehr ich wünſchte, in dieſes Elyſium einzutreten, das ruhig war wie Eden, und unterhaltend wie ein Paradoxon. Aber wie war hineinzukommen? Nirgends zeigte ſich eine Oeffnung. In der Hoffnung, das Gitter würde irgendwo offen ſein, gingen wir weit an demſelben hin, und richtig! wir kamen endlich an eine Thüre, die zwar verſchloſſen war, an der wir aber zu beiden Seiten eine Sammtſchnur bemerkten, die ich ſogleich zog. Ich klingelte und es erſchien ein Mann.

— Endlich ein Menſch! rief Georg aus.

Dieſer Thürhüter, oder wie er ſonſt heißen mochte, kam langſam auf uns zu, nachdem er aus ſeinem Häuschen von lakirtem Bambus herausgetreten war. Er trug einen Anzug von granatfarbigem Sammet und einem Reichthum, der bei einem Manne, welcher Thürſteher zu ſein ſchien, in Verwunderung ſetzen mußte. Auch ſeine Schuhe waren von Sammet, aber in anderer Farbe, und er trug hellvioletblaue Handſchuhe. Zwiſchen ſeinem Jäckchen und der Weſte bemerkte man den Luxus ſeines Hemdes von holländiſcher Leinwand. Dieſe reichen Theile ſeines Anzuges ſahen neu, wie eben gekauft, aus.

— Was wünſchen die Herren, fragte er. — Broek zu ſehen. — Wer ſind Sie? — Der Baron von ...beeg mit meinem Diener. — Diener dürfen Broek nicht betreten. — Und wenn ich einige Tage da verweilen will? — Niemand verweilt hier einige Tage. — Warum nicht? — Weil es kein Gaſthaus hier gibt und kein Unterkommen zu finden iſt. — Armer Georg, Du wirſt an der Pforte des Paradieſes bleiben müſſen. — Ja, und die Fragen des Brauers und des Schiffers ſind mir nun keine Räthſel mehr. Aber wie dieſer Paradieshüter Sie anſieht! Was hat er an Ihnen zu beobachten?

— Ihr Frack . . ." — Iſt ſchwarz, wie Sie ſehen, antwortete ich dem Manne, deſſen genaue Muſterung meinen Georg verdroß. — Ihre Cravate . . . — Weiß! Weiß! — Beinahe weiß, entgegnete der Hüter des Eingangs. Und Ihre Weſte? — Von grüner Seide. — Etwas abgenutzt, ſtark getragen. — Herr . . .! — Ihre Stiefeln? — Lakirt. Donnerwetter, ich trage keine andern. — Stäuben Sie dieſelben mit Ihrem Taſchentuche ab. — Warum? — Stäuben Sie die Stiefel ab, ſage ich Ihnen, ſonſt werden Sie nicht nach Broek gelaſſen. — Ich werde nicht hineingelaſſen? — Nein, wenn Ihre Stiefeln nicht ſpiegelblank ſind. — Man ſollte mir wehren . . .? — Sie wären nicht der Erſte, dem man den Eintritt wegen einer Nachläſſigkeit im Anzuge verweigert hat, ich könnte Ihnen Prinzen nennen; auch Napoleon, der große Kaiſer, durfte nicht eher herein, als bis er Schuhe über ſeine ſiegreichen Stiefeln gezogen hatte. —

Ich ſchwieg. Wenn Napoleon Ueberſchuhe angezogen hatte, um den Boden zu betreten, auf dem das Dorf Broek ſteht, ſo wäre es lächerlich von mir geweſen, hätte ich meine Stiefeln nicht abſtäuben wollen. Ich fügte mich alſo. — Da Sie nachgeben, ſagte der Thürhüter, ſo nehmen Sie hier das Batiſttuch. —

Ein Batiſttuch zum Abſtäuben! — und von einem Thürhüter angeboten! — Georg, warte auf mich. — Ich folge Ihnen, ſagte ich zu dem Manne, der mir öffnete.

Einige Minuten, nachdem wir das Gitter verlaſſen hatten, gingen wir auf der Straße hin, welche zu den erſten Häuſern von Broek führt. Dieſe Straße iſt weder

Digitized by Google

von weichem, durch eine Walze festgerolltem Sand, noch von Kies, sondern von bunten, vollkommen glatten und reinen Ziegelsteinen, die glänzen wie in dem Saale eines Schlosses. Man versichert, daß weder Pferde noch Esel die Königsstraße betreten dürfen. Wenn zufällig einmal eine Feder von einem Vogel, ein Blatt von einer Pappel, ein Flöckchen Wolle ꝛc. daraufffällt, so wird es schnell weggenommen.

— Aber wer wohnt denn in Broek? fragte ich meinen Führer; ich habe noch kein einziges menschliches Gesicht gesehen. Wohnen Engel oder Teufel da? — Millionaire, antwortete er mir. — Was sagen Sie? — Millionaire. — Millionaire? — Ja; um in Broek wohnen zu können, muß man Millionen besitzen. Der Aermste in Broek hat nicht weniger als 2 Millionen Einkünfte. Sie waren also noch nie in Broek? — Nein. — So kennen Sie auch Niemanden? — Keine Seele. — In diesem Falle möchte ich Ihnen rathen, nicht weiter zu gehen, denn Sie werden nirgends Eingang finden, und wieder gehen müssen, ohne das Innere der Häuser von Broek gesehen zu haben. — Ich hätte einige Empfehlungsbriefe mitnehmen sollen. — Empfehlungsbriefe nützen hier auch nichts. Es öffnet sich doch keine Thür, und wenn Sie Briefe vom großen Mogul oder von dem großen Lama brächten. Sie wissen, daß der Kaiser Joseph II. von Broek wieder abreiste, ohne in ein Haus hineingekommen zu sein. — Der Kaiser hatte also Empfehlungsbriefe oder er hatte keine; ich weiß nicht mehr, was ich spreche, so überrascht mich dieser seltsame Ort. Was muß man denn sein, um zu den schrecklichen Bewohnern von Broek gelangen zu können? — Sie sind nicht schrecklich, sondern weich wie ihr Rasen, aber sie haben alle ihr Vermögen durch den Handel, durch Bank- und Discontogeschäfte erworben, verstehen nichts als Geld, Millionen, Dollars, Gulden, und wollen nur ihres Gleichen sehen, Bankiers, d. h. wenn dieselben reich sind, ungeheuer reich. — Dann bin ich hier zu Hause. — Wie so? — Ich bin auch reich, und habe drei Millionen Einkünfte. — Warum sagten Sie das nicht gleich? Sind Sie Bankier? — Sohn, Enkel und Neffe von Bankiers. —

Mein Führer gerieth in Begeisterung. Ich war kein Fremder mehr für das Dorf und für ihn, kein Paria für dieses Asien. — Ich bin, fuhr ich fort, um meinen Worten noch mehr Nachdruck zu geben, der Neffe des berühmten Bankiers Coutts. — Sie sind . . . — Sein Neffe. — Ich bin auch Bankier, sagte mein Führer. Einen Augenblick glaubte ich, er würde sagen, er sei auch ein Neffe des Bankiers Coutts, und ich zitterte wegen meiner Lüge.

— Sie sind auch Bankier? Ich freue mich ungemein . . . — Ja, Herr, aber ein verarmter; meine Collegen haben mich aus besonderer Rücksicht aufgenommen. Denken Sie, ich habe nur 800,000 jährliches Einkommen und nahm deshalb das Amt eines Thürhüters an. Da in dem Hause (wir waren in der Hauptstraße von Broek) wohnt ein Mann, der 80 Millionen besitzt, die er in Pfeffer und Schildkrötenschalen verdient hat. Vor 5 Jahren kam er mit einer Leberkrankheit, die ihn noch umbringen wird, aus Java zurück. Man befindet sich überhaupt in Broek nicht wohl, obgleich die Luft rein ist, und man wird nicht alt da. Die Bewohner zerstreuen sich nicht genug. — Ich verstehe, sie sparen. — Da Sie zu unseren Collegen in Broek gehen können, fuhr mein Führer fort, so können wir unsern Weg fortsetzen, bis Sie mir sagen, wo ich Sie melden soll. — Führen Sie mich in das Haus, in welchem ich, Ihrer Meinung nach, die beste Aufnahme finden und wo ich die merkwürdigsten Sitten und Geräthe finden werde. — Die Sitten und Gebräuche sind so ziemlich überall dieselben: Stille, Ruhe, früh Gebet und Abends Berechnung. — Wie so Berechnung? — In Broek rechnet Jedermann, Herren, Diener und Kinder. Man prüft kaltblütig die Mittel, durch welche man reich geworden ist und noch reicher werden kann. — Aber die Musik? — In Broek gibt es keine Musik. — Der Tanz? — Man tanzt hier nicht. — Gesellschaften? — Die Bewohner besuchen einander nicht, ich möchte fast sagen, sie lieben einander nicht eben sehr. — Was lieben Sie denn? — Was man lieben muß: das Geld, die Pflanzen, die Angora-Katzen und die Vögel.

Hinter jedem mit Goldstäben vergitterten Fenster erblickte ich wirklich eine weiße, graue oder schwarze Katze, die so viel Langeweile zu leiden schien, wie ihr Herr. Diese Katzen waren groß und fett wie Schafe, es waren Millionaire-Katzen, die an der Leber litten, und über den Stand der Wechsel und Staatspapiere nachzudenken schienen. Nach einem halbstündigen Gange hatte ich das ganze Dorf Broek gesehen. Jedes Haus hat eine Rampe von vergoldetem Eisen, die parallel mit der Straße läuft, und der Gang zwischen dieser Rampe und den Häusern ist eine Mosaik von Steinen, welche vortrefflich gewählt sind. Lava, grüner Basalt, rosa Granit und bunter Marmor bilden Sonnen, Sterne, Blumen und Arabesken. Wehe dem, der auf diese Mosaikstraße spucken wollte! Ist man ermüdet, so setzt man sich auf kunstreich geschnitzten Palixanderbänken nieder.

— Kommen bisweilen die Leute hier heraus, um frische Luft zu athmen? — Selten. Die welche in Bro-

Digitized by Google

ner gelebt haben, gehen früh heraus, um ihre Pfeife zu rauchen und ihren Thee zu trinken. — Spucken sie dabei nicht aus? — Sie haben Spucknäpfe von Filigran, die mit rosa Sand gefüllt sind. Sie werden bemerken, sagte mein Führer, ehe wir in ein Haus eintraten, an dessen Thüre wir standen, daß die meisten Einwohner die Lebensweise, die Sitten und den Geschmack der holländischen Colonieen in Indien hierher verpflanzt haben. Broek ist ein Theil von Java. — Bis auf die Sclaven. — Sie haben auch ihre Sclaven, die sie mit herbrachten, damit sie ihnen den Thee und Reis mit Gewürzen bereiten. Man kauft sie und sie bleiben geld. Doch es ist Zeit, daß wir hinein gehen. Warten Sie, ich will Sie als den Neffen Coutts anmelden. —

Während mein Führer hineinging, sah ich mich weiter um. Die Ziegel sind hell und rein wie Spiegel, und die Fensterstöcke, die Thürstücken mit Oelmalereien bedeckt. Natürlich wohnt hier Jedermann allein im eignen Hause. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine sehr imposante, die selten geöffnet wird, und eine kleine, welche als gewöhnlicher Eingang dient. Die große Thüre wird nur bei drei feierlichen Gelegenheiten geöffnet, bei der Taufe, der Hochzeit und dem Begräbnisse. Es schienen sich meiner Aufnahme Schwierigkeiten entgegenzustellen, denn es dauerte lange, ehe mein Führer wieder kam. Mir war indeß diese Verzögerung nicht unangenehm. Ich fand jeden Augenblick eine neue Ueberraschung. Die reizendste war folgende: In einem Augenblicke öffneten sich alle unteren Fenster und ich konnte hinter den Gardinen alle jungen und hübschen Mädchen sehen, die der Pinsel Rubens unsterblich gemacht hat, roth und weiße ruhige Geschöpfe, die an Stickereien arbeiteten oder zeichneten. Vögel flatterten über ihren Köpfen und buntfarbige Ara's, gleich geflügelten Pagen, ließen ihr gellendes Geschrei hören. Ein Prinz hätte unter diesen Mädchen, die durch ihre Schönheit, namentlich durch ihren Reichthum Königinnen waren, eine Gemahlin, ein Dichter eine Muse, ein Maler ein Modell wählen können. Hier finden sich jene reichen Erbinnen, von denen die Romanendichter und Operntextfabrikanten so häufig sprechen; da sie aber Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen von Bankiers sind, so heirathen sie nur Bankiers. Das ist schon seit 3 bis 4 Jahrhunderten so.

Endlich meldete mir mein Führer, man wolle geruhen, den Enkel des berühmten Bankiers Coutts zu empfangen. Ich wurde eingelassen. Ehe ich vorgestellt wurde, ersuchte man mich, meine Füße mit Schuhen von dem feinsten weißen Cashemir zu bekleiden. Ich unterwarf mich der Sitte und wurde darauf in ein Zimmer geführt, in welchem der Hausherr mich erwartete. Ich glaubte den Großkhan der Tartarei zu sehen. Ein Schlafrock von grauer Seide mit goldenen Drachen und Ungeheuern darauf, welche Flammen ausspieen, umhüllte seinen Körper von asiatischem Umfange. Sein schönes weißes Haar quoll unter einer viereckigen Mütze hervor, die ganz wie der Aufsatz einer Pagode aussah. Ich würde ihn noch genauer beobachtet haben, wenn meine Aufmerksamkeit nicht ganz durch die Hausgeräthe und Verzierungen des Zimmers in Anspruch genommen worden wäre. Die Pracht, der Reichthum und die Reinlichkeit übertrafen hier Alles, was die Phantasie erdenken kann. Vielleicht ist dies zu schön, und die Sinne sind nur für Geringeres geschaffen. Diese Uebertreibung grenzt auf der einen Seite an das Lästige, auf der andern an das Lächerliche. Ist es nicht lächerlich, die Pfoten der Hunde und Katzen mit einer Art Strümpfe zu bekleiden, damit sie nicht die Teppiche ꝛc. beschmutzen. Und welche Gemälde! Welche Landschaften! Die Teniers, Wouvermanns, Mieris, Hobbema und Berghem haben für diese Dorfhäuser gearbeitet, und seit ihre Meisterwerke aus den Werkstätten hervorgegangen und hierher gebracht worden, sind sie nicht von der Wand abgenommen worden.

— Wollen Sie meine Blumen sehen? fragte mich der Hausbesitzer. — Ich wollte um diese Vergünstigung bitten. — So wollen wir in den Garten gehen. — Sobald ich den Garten betrat, mußte ich von Neuem staunen. Alle Bäume waren von unten an bis zum höchsten Zweige vergoldet und die Blätter, die man in ihrem natürlichen Zustande gelassen hatte, sahen in der Nähe dieses Goldes ganz seltsam aus. Glücklicher Weise waren die Blumen nicht vergoldet und ich fand sie sehr schön, trotzdem daß ich ihre Namen nicht kannte. Begnüge Dich mit der Bemerkung, daß manche der Blumen 10,000 Gulden gekostet hatte. Noch einen andern Umstand darf ich nicht vergessen, der mir auffiel, als ich in diesen Garten trat; er war nämlich voll von Löwen, Tigern, Panthern und Rhinoceros von Holz oder Erde in Farben, wie sie jene Thiere nie gehabt haben. Der Panther war feuerroth, der Tiger himmelblau mit Sternen auf dem Rücken, der Löwe grün ꝛc. Ich sah einen Fuchs aus Korallenzweigen und eine Mühle, deren Spitze ein ungeheurer Schwamm war. Sind die Leute nicht verrückt? Nein, sie sind nur zu reich.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß mein Wirth sich unter diesen kostspieligen närrischen Dingen ungemein zu langweilen schien. Auch steckte er mich bald an und ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich Lärm hätte

Digitized by Google

hören können. Wir gingen in den Kuhstall und ich sah Kühe, deren Hörner und Hufe vergoldet und deren Schwanz durch ein Rosaband an die Decke befestigt war. Arme Thiere! Wenn ich über das Gespräch mit meinem Wirthe nicht viel sage, so liegt es daran, daß er sehr wenig sprach. Er wußte, daß ich sehr reich sei, und das schien ihm zu genügen.

— Wie viele Einwohner hat Broek? fragte ich ihn beim Abschiednehmen. — 500. — Also ungefähr 100 Familien? — Ja und wir sind reicher als alle Fürsten aller Erdtheile. — Auch glücklich? — Hm! antwortete er. — Ich verstehe; Sie haben auch Ihre Noth und Sorge. — Ich würde vollkommen glücklich sein, wenn ich eine Blume von Sumatra erhalten hätte, die ich schon seit 14 Jahren wünsche. — Welche Blume? — Die Krubul — eine Rose, die 9 Fuß im Umfange hat. Der Kelch dieser Riesenblume kann 12 Kannen Bier fassen und sie wiegt etwa 15 Pfd. — Eine Rose von 15 Pfund! Entspricht auch ihr Geruch der Größe? — Ihre Blätter schmecken wie Fleisch und sie hat einen so starken Aasgeruch, daß die Fliegen getäuscht werden und ihre Maden hineinlegen.

Ich blieb wie versteinert stehen und machte dann, daß ich fortkam. Das Glück dieses Mannes von 40 bis 50 Millionen besteht also in der Hoffnung, nach 14jährigem Warten, eine stinkende Rose von 15 Pfund Schwere zu erhalten!

Miscellen und Anecdoten.

(Anreden.) Eine merkwürdige Eigenheit unserer Sprache ist, daß wir alle persönliche Fürwörter, oder auch alle Beugefälle des Zeitwortes gebrauchen, um einen einzigen Menschen anzureden. — „Du" sagt der Freund, der Liebende, der Gatte, der Bruder und es ist ein schönes Wort das Du. Herzlichkeit, inniges Verständniß liegt darin, und mit dem vollen Tone des Herzens ausgesprochen, klingt es wie Kuß und Händedruck. „Er" sagte sonst der Fähnrich zu dem Soldaten. Es ist ein verdammtes Wort, das Er, es klingt immer wie eine Provocation zu einer Ohrfeige. — „Sie" in der einfachen Zahl sagt das gnädige Fräulein zu dem Kammermädchen deren Hände sie zu Dingen gemiethet hat, zu denen ihre eigenen zu ungeschickt, höflicher Weise zu vornehm sind. — „Sie" sagt die Dame auf dem Markte zu der Verkäuferin, um die Würde ihres höhern Standes zu behaupten, während sie um einen Pfennig feilscht, und zehnmal weggeht und wiederkommt. — „Wir" war sonst die gebräuchlichste Anrede der Schulmänner für ihre Schüler, und es klingt komisch genug, wenn solch ein alter Pedant mit dem größten Ernst zu dem demüthig vor ihm stehenden, schuldbewußten Schüler sagt: wir sind faul gewesen, wir sind ein Esel, wir werden in das Carcer spazieren. — Just wie das „Wir" dient noch hier und da in Schulen das „Man" zur Anrede. — „Ihr" ist größtentheils, aber leider eine veraltete Anrede der Höflichkeit für eine einzelne Person. Doch kommt es bei dem Volke fast noch in allen Gauen Deutschlands vor. Es liegt viel trauliches in dem Ihr, die Beugefälle davon „Euer, Euch," sind so volltönend und so wohlklingend. — „Sie" endlich ist die eingeführte Anrede unserer Höflichkeitssprache. Es ist eigentlich ein Unsinn, dieses „Sie," denn wie kann man Jemanden in der dritten Person der Mehrzahl anreden! Dieses Sie ist in unsere Sprache gekommen, als unsere Väter die deutsche Tracht ablegten, und die französische Geschmacklosigkeit mit Perrücke und Haarbeutel nachäfften, als sie politisch und — doch still von dieser Zeit, wer erwähnt ihrer gerne! Wenn dieses Sie auch Unsinn ist, so bezeichnet es doch ganz unsern Gesellschaftszustand, die Art und Weise unsers Umgangs. Es liegt etwas Entfernendes in der dritten Person, sie schließt alles Herzliche des Du und Ihr aus, es liegt etwas so Kalt-Höfliches darin, etwas Unnahbares, wie denn in unserer Gesellschaft von Liebe, Theilnahme, Herzlichkeit keine Rede ist, wie wir nur einen Umgangston mit stehenden Redensarten haben, die im Grunde nichts bedeuten. Mit Sie kann man so herrlich malitiös sein! Mit Du kann man Jemandem derbe Grobheiten sagen — mit Sie aber so niederträchtig nahe an die Beleidigung streifen, daß man eben nicht injuriarum belangt werden kann. Ein Vorwurf mit Du kommt aus dem Herzen, und hat etwas Versöhnendes — ein Vorwurf mit Sie kommt aus der Stellung und ärgert bis aufs Blut. Auf eine Grobheit mit Du kann man immer antworten, bei höflichen Niederträchtigkeiten mit Sie aber muß man die Zähne zusammenbeißen und still sein. Gegen „Dich" kann ich meinen ganzen Zorn ausprudeln, und mein Herz erleichtern, gegen „Sie" muß ich meinen Zorn in Baumwolle wickeln, und kann an innerm Grimm ersticken. — Ob unsre Sprache mit der Einführung des Sie und der dadurch nöthigen Wendungen und Fügungen gewonnen hat? Ob das Steife unsers Gesellschafts- und Umgangstones, das man namentlich im Vergleich mit dem französischen finden will, nicht wesentlich mit dem Sie zusammenhängt? Ob es möglich, und wenn das, ob es gut wäre, das Sie wieder zu verdrängen? Vielleicht dürften diese Fragen der Beachtung nicht unwerth sein.

(Nicht übel erfundene Anecdote.) Die freie Stadt Frankfurt, schreibt Alexander Dumas, in welcher, weil sie eine freie Stadt ist, österreichische und preußische Truppen als Garnison liegen, war während der vergangenen Messe durch einen höchst gewandten Dieb heimgesucht worden, den die Polizei vergebens zu ertappen gesucht hatte. Die Messe war beinahe zu Ende und damit der Dieb nicht entkomme, erhielten die Wachen an den Thoren die Weisung, Niemanden aus der Stadt hinauszulassen, ohne ihn auf die Hauptwache zu schicken, damit dort sein Paß untersucht und geprüft werde, ob seine Größe, seine Züge und sein ganzes Aussehen mit der Beschreibung in dem Passe zusammentreffe. Nachdem dieser Befehl gegeben war, glaubten die Behörden ganz ruhig sein zu können, da sie die Ueberzeugung hatten, daß der Dieb nicht entwischen könne. Dem Diebe wiederum war es gar nicht wohl zu Muthe. Die Natur hatte ihm ein sehr frappantes Gesicht gegeben und es war schwer, einen Paß zu finden, der auf ihn paßte, wenn er nicht ausdrücklich für ihn geschrieben worden, so, daß von den

Digitized by Google

fünf oder sechs Pässen, welche er besaß, keiner genügte. Endlich entschloß er sich, ohne Paß aus der Stadt zu gehen, als wenn er in die Stadt gehöre und nur einen Spaziergang mache. Er nahm deshalb ein Stöckchen in die Hand, schlenderte mit großer Nachlässigkeit und Gemächlichkeit umher und kam so endlich an das Thor. Die Schildwache dort hatte den erhaltenen Befehl nicht vergessen, und als der Fremde näher kam, rief sie ihn an:

„Wer da?" — Gut Freund, antwortete der Dieb. — Vorwärts! fuhr die Schildwache mit dem Gewehr rasselnd fort. — Der Dieb trat zu dem Soldaten, der ihn fragte: Ihren Paß? — Meinen Paß? wiederholte der Dieb mit außerordentlichem Erstaunen; — ich habe keinen. — Desto besser für Sie, entgegnete der Soldat, indem er sein Gewehr schulterte. Hätten Sie einen gehabt, so würde ich Sie haben auf die Wache schicken müssen, damit er dort geprüft werde. Sie wären dadurch eine gute halbe Stunde aufgehalten worden. Da Sie keinen Paß haben, so können Sie keinen vorzeigen und so gehen Sie in Gottes Namen Ihres Weges."

Der kluge Soldat begann sein einförmiges Auf- und Abgehen von neuem, während der Dieb die ihm gewordene Erlaubniß benutzte und aus der Stadt hinausschritt.

— Das Siècle bringt folgende Anecdote, wodurch sowohl die Anglonomie, als auch die jetzt grassirende Manie der Pariser hinsichtlich des Polkatanzes persiflirt wird. Herr von B..., welcher gegen die Gewohnheit der Dandy's ziemlich corpulent, aber dennoch durch und durch Dandy ist, ging unlängst beim schönsten warmen Sonnenschein in drei Paletots gehüllt, mit einer dicken wollnen Echarpe um den Hals und den Hut über eine seidene Mütze tief in die Augen gedrückt, im Boulognerwäldchen mit Siebenmeilenschritte spazieren. Zu seinem größten Mißvergnügen begegneten ihm einige Freunde zu Pferde. „Laßt mich," antwortete er verdrießlich auf die Frage, was dieser Mummenschanz bedeute, „ich darf erst in anderthalb Stunden still stehen." — „Aber was bedeutet denn das Alles?" fragte einer der Reiter; „Du bist ja ganz außer Athem und mit Schweiß bedeckt!" — „Ich laufe mich mager." (Dies thun nämlich die Jokey's, um bei den Wettrennen leichter und gewandter zu sein.) — „Wie! Du willst also bei dem nächsten Wettrennen in Chantilly mitreiten?" — „O, nicht doch, die Wettrennen beginnen erst im Juni, und so lange Vorbereitungen treffe ich nicht. Wir sind in der Saison der Bälle und ich laufe mich mager für die Polka. Aber laßt mich, ich bin noch drei Pfund zu schwer und die müssen noch bis Sonnabend abgelaufen werden; denn da ist der große Ball bei Frau v. M." — Bei diesen Worten machten ihm die Reiter ehrerbietig Platz und B. setzte seinen Spaziertauf mit der Schnelligkeit eines Fiacres fort.

(Königsberg, 30. Mai.) Man trägt sich hier mit einer Anecdote, die für das humane Wesen unsers Oberpräsidenten höchst charakteristisch ist. Bei Besichtigung des Festungsbaues begegnet er einem bejaheten Arbeiter aus Lithauen an der Karre, der, ihn als seinen frühern Kriegskameraden erkennend, treuherzig rief: „Böttcher, wie siehst du so stattlich aus! Denkst du noch, wie ich dich an der Katzbach, da du verwundet worden, gehegt und gepflegt habe?" Der menschenfreundliche Oberpräsident, von der Freude des Wiedersehens überrascht, unterhielt sich lange mit dem schlichten Arbeiter und bestellte den braven, wackern Mann den andern Tag auf das Schloß, wo dieser mit Staunen erfuhr, daß sein ehemaliger Oberjäger nun den höchsten Posten in der Provinz bekleidet. Er ward nach einem solennen Frühstück mit der festen Zusicherung einer angemessenen Stelle und eines jährlichen Zuschusses von 100 Thlr. aufs Freundlichste entlassen.

— In Wilna trug sich Ende v. M. Folgendes zu. Ein Jude reclamirt die Cassette eines Reisenden als sein Eigenthum, nachdem es ihm gelungen war, diebischer Weise den Inhalt derselben kennen zu lernen, davon ein Verzeichniß zu nehmen, und für die darin befindlichen Papiere andere auf seinen Namen lautende hineinzulegen. Die Behörde erkennt dem Gauner die noch in ihrer Verwahrung bleibende Cassette als sein Eigenthum zu, und der rechtmäßige Eigenthümer wird ins Gefängniß geworfen. Dieser läßt den Juden zu sich kommen und erklärt, es sei ihm nur um schnelles Fortkommen zu thun; wenn er ihm also Mittel dazu verschaffe, verzichte er gern auf seine Cassette. Der Gauner verschafft ihm diese Mittel und freut sich seines gelungenen Streichs. Noch in der Nacht wurde er zur Behörde vorgeladen, bekommt aber statt, wie er erwartet, der Cassette, tüchtige Prügel. Die Behörde hatte nämlich in dem Kästchen unter einem Doppelboden eine große Menge falscher Kassenanweisungen entdeckt, und der Gauner wird nun statt des Fälschers nach Sibirien wandern müssen, wenn er das peinliche Verfahren, um den Verfertiger der falschen Papiere anzugeben, überlebt.

(Die Juden in Europa.) In einem großen Salon zu London fand kürzlich ein Meeting statt, in welchem darüber berathen wurde, welches die zweckmäßigsten Maßregeln zur Wiederherstellung des jüdischen Volkes in Palästina seien. Französische Blätter machen dazu die ironische Bemerkung, es möchte eben so gut an der Zeit sein, zu berathen, wie die erste assyrische Dynastie wieder einzusetzen, die Stadt Ninive neu aufzubauen oder die Mauern von Troja wieder zu errichten wären. Die Juden Frankreichs, Englands und Deutschlands dächten gerade so daran nach Palästina zurückzukehren, wie Magyaren daran denken, ihre asiatische Wiege wieder aufzusuchen, oder wie die Nachkommen der nach Gallien gekommenen Franken sich zu den germanischen Gräbern ihrer Vorfahren zurücksehnten. Dies mag allerdings wahr sein, und selbst auf die orthodoxesten Juden sich anwenden lassen, die die Bitte um Wiederaufbau des Salomonischen Tempels in ihre täglichen Gebete mit einschließen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zur Promenade nehmen die Damen gern **Oberröcke** von Barège mit Pelerine und Faltenleibchen, oder Amazonenkleider mit glattem Leibchen, mit oder ohne Basquinen und einem Chemisette von Batist mit kleinem Puritanerkragen. Darunter tragen sie kein gewöhnliches Corset, sondern nur ein sogenanntes Reisecorset, das seinen Zweck erfüllt, ohne daß es geschnürt zu werden braucht; man befestigt es blos durch eine Schnalle und man findet es ebenso einfach als bequem. Die Anzüge im Hause sind keinen festen Regeln unterworfen und wir haben nur zu erwähnen, daß die

Digitized by Google

Koketterie sich namentlich in dem Weißzeuge offenbart, das gestickt, mit Band und mit Spitzen besetzt wird. Hierher gehören die Amazonen-**Fichus**, die **Canezous** mit kurzen Aermeln von sehr dünnem Muslin, entweder mit Zügen oder mit gestickten oder Spitzeneinsatz-Streifen, oder auch mit festen Fältchen und kleinen Aermeln, in denen man im bloßen Arm erscheinen und an denen man Vorärmel befestigen kann, die ebenfalls von Muslin und oben weit sind, so daß sie um den Arm herumflattern, den sie schützen, aber doch sehen lassen, indem sie um so enger werden, je näher sie an das Handgelenk kommen. Eine andere Neuigkeit dieser Art sind die Republik-Fichus, die sehr große Revers und einen glatten liegenden Kragen haben.

Auch auf die **Handschuhe** wendet man eine besondere Aufmerksamkeit; man hat sie meist von Moire und sie werden geschnürt, oder mit sieben Knöpfen zugemacht.

Früh beim Ausgehen trägt man **Langshawls** von Caschmir oder Mantillen-Langshawls von schwarzer Seide; zu Besuchen und Promenaden Langshawls von Barège mit Bajaderen-Streifen oder von dünnem Caschmir mit algierischen Fransen. Die **Kleider** von Barège sind noch immer sehr zahlreich; man giebt aber denen den Vorzug, welche Farbe auf Farbe gemustert sind und satinirte Streifen haben. Sie erhalten zwei bis drei Volants, die man gern mit einer kleinen Fransr oder mit türkischen Soutachedörtchen, oder wohl auch mit schmalen Spitzchen besetzt. Die venetianischen **Aermel** sind sehr beliebt. Sie sind bekanntlich unten weit und so ausgeschnitten, daß sie von vorn fast wie kurze Aermel aussehen und nach hinten zurückfallen, aber den weißen Untearmel sehen lassen. In diesem Augenblicke sind viele Aermel kurz und mit Garnirungen bedeckt, aber eng und mit einer Stickerei, die sich an sie anschließt, aber einem Untearmel angehört, der wiederum zu dem Fichu gehört, welcher unter dem Kleide getragen wird und sich an dem offenen Leibchen zeigt. Die **Leibchen**, welche man Vormittags trägt, gehen fast alle hoch hinauf und sind vorn und auf den Achseln stark ausgeschnitten, entweder herzförmig oder länglich viereckig bis an den Gürtel hinunter. Im letzteren Falle muß das Leibchen nothwendig geschnürt werden und zwar so wie es die Berner Mädchen thun. Ist das Leibchen mit einem Bausche, mit Soutachedörtchen, mit einer Byrinthposamentirarbeit ꝛc. geschmückt, so wiederholt sich dieser Ausputz auf den Jokeys, wenn man dergleichen trägt, auf den Aufschlägen, an den Taschen herum und auf dem Rocke, wo der Ausputz mit einer Art Schürze oder auch eine Gürtelschnur mit Tasche bildet.

Herren-Mode. Man glaubte, die Ausstellung in Paris würde vielerlei neue Muster für Herrenmoden bringen, aber das Gezitterte und Gestreifte hat sein Moderecht behauptet und es sind daneben nur die Beinkleiderzeuge mit kleinem Muster wie die Schachbrettfelder geformt zu erwähnen. In Knöpfen sieht man mannigfaltig Neues, da die Mode jede Wahl in gutem Geschmack gestattet. Die Mannigfaltigkeit ist der Typus aller neuen Moden, bei Herrn wie bei Damen, und so sind bei ersteren die Phantasieanzüge im Augenblick vorherrschend. Für diese Phantasieanzüge giebt es aber keine allgemeine bestimmte Form, wenn auch alle die lange Taille, die kurzen weiten Schöße und hohlgearbeitete Garnirung gemeinsam haben. Eine Neuerung in dieser Art Röcke ist, daß die Taille hinten und unter der Hüfte tiefer laufend einschneidet, als vorn die Linie ist, wo die untersten Knöpfe stehn, also daß der letzte Knopf über der Taille oben steht. Dies muß aber sehr gut gemacht sein. Des Morgens sieht man noch mehrere Sommertwines, deren Schnitt dem Gehrock sehr nahe kommt, nur das Zeug und das sehr Bequeme des Schnittes stempelt sie zum Twine. Am späteren Vormittag erscheint der Rockfrack von schwarzem, dunkelbronzenem oder verbranntem granatfarbigem Caschmirtuch. Die Art Frack hat vorn in der Schöße gar keinen Ausschnitt, sondern in der Taille läuft Brustklappe und Schöße zusammen. Neben dem Stadtfrack trägt man den sehr kurzen Gehrock zu irgend einem Sommerbeinkleide. Der Rock des Gehrocks muß sehr weit sein, und ist oft gerade vorn etwas länger als hinten. Der knappe schwarze Frack gehört stets zu den Feierlichkeiten und dazu muß, ihm zupaßlich, daß Beinkleid einfarbig und engerschließend als die Sommermoden sein. Die Beinkleider haben oben und in den Beinen halbweite Façon, und sind sehr breit auf den Stiefel fallend. Man giebt ihnen unten nach Willkühr Schlitze oder auch keine.

Die einzige einigermaßen in die Augen fallende Veränderung in der Herrentracht ist der Hut. Er ist sehr klein, sehr niedrig, nach der Mitte zu etwas ausgebaucht geworden; die Krämpen sind ebenfalls sehr klein und an der Seite emporgehend. Ich weiß nicht, ob man durch diese Veränderung etwas gewonnen hat, eine Veränderung aber ist es, und da eine solche in den Herrenmoden so selten ist, so möchten wir fast gratuliren. Man hat fast nichts zu melden, als daß die Frackschöße ein wenig breiter oder schmäler, oder daß die Röcke mit einem Knopfe mehr oder weniger getragen werden. Die Fracks, welche am häufigsten gesehen werden, gehen über einander, haben kurze Schöße und die Revers reichen bis zu dem Anfange derselben. Die Kragen sind von Sammet in denselben Farben und ziemlich breit. Die beliebtesten Farben bleiben fortwährend die dunklen, wie Bronze, blau und Schwarz. Die sehr jungen Herrn tragen Röcke mit einer Knopfreihe, die sich weit zurückschlagen, sehr kurz sind und von einem Frack sich kaum unterscheiden lassen. Die übereinandergehenden Röcke mit ziemlich breiten Revers und langer Taille passen dagegen besser für Jedermann und sind deshalb auch beliebter und zahlreicher. Die Westen mit kleinem Stehkragen erhalten sich in Gunst, wenn auch noch viele mit Shawlkragen getragen werden. Eine andere Veränderung ist in der Form der Beinkleider anzuzeigen; sie liegen nämlich nicht mehr auf den Stiefeln knapp an, so daß sie dieselben zur Hälfte bedecken, man fängt an sie sehr weit zu tragen, so daß die Stiefeln zu Dreiviertheilen bedeckt werden. Die Stöckchen unserer Elegants sind Uebertreibungen im Kleinen der englischen riding sticks. Wir begreifen aber eine Mode nicht, die darin besteht, in der Hand ein Stäbchen zu halten, das zu kurz ist, als daß man sich darauf stützen könnte, aber doch wieder zu lang, um es in die Tasche zu stecken. Die Westen zur Morgentoilette gehen noch immer übereinander, haben breite Revers, sind sehr lang und bilden eine Schneppe unten. Die Stoffe, denen man zu solchen Westen den Vorzug giebt, sind die Valentias, gestreift auf grauem oder chamois Grunde, Piques mit vielen kleinen Pünktchen oder mit großen Carreaux in verschiedenen Farben. Auch Stoffe von Zwirn und Seide, die ebenfalls carrirt sind, werden getragen. Alle Westen sind mit einer kleinen Schnur von der Farbe des Zeuges eingefaßt, und die Knöpfe sind von Seide. Die Westen zum Ausgehen haben dagegen fast alle einen Stehkragen und sind sehr lang mit einer Schneppe; höchstens 4—5 Knopflöcher befinden sich daran; oben sind sie sehr weit ausgeschnitten, um einen Theil des Hemdes sichtbar werden zu lassen. Die bevorzugten Stoffe sind weißer Piqué, und chamois paille, oder perlgraue Valencias. Die Knöpfe sind von Gold oder Silber und so eingerichtet, daß sie nach Belieben weggenommen werden können.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Frack mit ganz breiten Schößen, einer Reihe Knöpfe und mit Patten an den Seiten. Gestreifte Beinkleider. Nr. 2. Langshawl. Kleid mit geschmackvollem Leibchenschnitt und mit breitem Frausen-Volant. Nr. 3. Frack mit breiten Revers, weiten Schößen und Patten an den Hüften. Quarrirte Beinkleider. Kleiner Hut.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quartal)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Eine Liebe Napoleons.

(Erzählt vom General M***.)

Wir waren in Toulon, ich Unteroffizier, er Lieutenant. Eines Tages sprach er zu mir.

— Ich bin verliebt.

— Verliebt? wiederholte ich.

— Schrecklich verliebt in ein kleines Mädchen, das in einem Häuschen hinter dem Walle wohnt. Sie besitzt nichts als ihre Schönheit und ihren feinen anmuthigen Geist. Stundenlang sitze ich und höre ihr zu, und betrachte ihre reizende Gestalt. Ihre Hände und Füße sind ganz besonders von allerliebster Form.

— Und Sie werden doch ohne Zweifel von ihr wieder geliebt?

— Sie liebt mich wahnsinnig, glühend wie eine Italienerin, denn sie ist eine Florentinerin; sie liebt mich ohne Maaß, ohne Eigennutz, ohne Koketterie, nicht wie die Frauen der großen Welt, die erst genau untersuchen, ob sie gut frisirt sind, bevor sie uns zärtlich anblicken.

— Das muß also eine charmante Maitresse für Sie sein.

— O nein, dieses Kind hat eine Mutter, die mir auf merkwürdige Weise imponirt. Ihr Mann, welcher aus einem großen Hause herstammte, schlug Alles in die Schanze, um sie zu heirathen, denn die Tugend der Dame war unerschütterlich, und ich glaube, der arme Mann ist vor Kränkung und Elend gestorben. Sie will ihre Tochter ehrlich und rein erhalten und sie hat das beste Mittel dazu ergriffen, daß sie mir Zutrauen schenkte. Jüngst schickte sie ihre Tochter weg und sprach also zu mir: „Bonaparte, Sie lieben Naddi. Entweder Sie kommen nicht mehr hierher, oder Sie schwören mir bei Ihrem Degen, der, wie ich glaube, Großes und Edles ausfechten wird, daß Sie mein Kind achten und es nicht zu einem Schritte verleiten werden, der ihr die Liebe ihrer Mutter entziehen würde. Sie hat nichts als den Fleiß ihrer und meiner Hände, aber ich habe es ihrem Vater, welcher aus Liebe zu mir starb, und weil er mich nicht entehren wollte, geschworen, daß auch seine Tochter keinen Fehltritt machen werde. Sollte sie sich vergessen, so werde ich ihr und Ihnen beweisen, daß ich meinen italienischen Dolch nicht vergessen habe. Damit aber meine Tochter keinen harten Kampf zu bestehen habe, ist es meine Pflicht, sie von der Gefahr zu entfernen. Ich ersuche Sie also nicht wieder zu kommen.

— Ich habe geschworen, fuhr Bonaparte fort, und

Digitized by Google

wirklich, ich blicke sie nicht mehr an, suche auch nicht ihre Hand zu berühren, noch mit ihr allein zu bleiben; aber ich bin unglücklich!

— Und wie so haben Sie die Damen kennen gelernt?

— Man wollte ihr Haus niederreißen; es war dies eine Genie-Idee, eine zerstörende nämlich. Ich hatte die Ordre, den Platz zu untersuchen, und ich fand, daß das Haus Theresa's gar nicht geniere. Diese Kommission verschaffte mir die Bekanntschaft der beiden Frauen, und nun bin ich in der erwähnten unglücklichen Lage.

Bonaparte war einige Tage verstimmt und traurig; endlich fragte er mich, was ich von einer Heirath aus Liebe denke.

— Je nach dem, sagte ich. Für einen Mann, der keinen Ehrgeiz hat, ist das oft ein glückliches Geschick. Für Einen aber, der Ehrbegierde hat, taugt eine solche Roman-Heirath nichts, denn er würde sich den Weg zu höhern Zwecken abschneiden.

— Das ist wahr, sagte er.

Ich sah ihn hierauf zwei Tage nicht; am dritten aber schrieb er mir ein Billet, das noch unleserlicher als gewöhnlich war, und bat mich ihn zu besuchen, denn er habe das Fieber. Ich ging hin.

Er saß vor einer großen, vollen Kaffeekanne, aus welcher er sich alle Viertelstunde eine Tasse einschenkte, und als ich ihm bemerkte, daß dies bei seiner Unpäßlichkeit nicht zuträglich sei, sagte er:

— Ich muß einen Rapport machen und mich daher aufregen.

— Stehts mit Ihrer Liebe schlecht?

— Im Gegentheile, es wäre bald zu gut gegangen, allein ich habe mich zu überwinden gewußt.

Ich sah ihn mit fragender Miene an, er verstand mich und sprach:

— Ich rede nicht gern viel von mir, und besonders von Dingen, welche die Männer für Kindereien halten, aber ich fühle das Bedürfniß, Ihnen zu erzählen, was vorgegangen ist, denn ich habe wirklich Kränkung. Vorgestern kam ich zu der Witwe; sie war ausgegangen, aber Naddi war frisch, reizend, zärtlich; sie hatte mich erwartet. Ich hielt mich lange in einer Entfernung von ihr, antwortete so frostig als möglich auf ihre unschuldigen und liebenswürdigen Neckereien; allein sie fing an zu weinen und warf mir meine Kälte vor. Ich wollte sie beruhigen, trösten, und befand mich ihr bald so nahe, daß die Gefahr im Anzuge war. Naddi weinte fort, ich tröstete sie. Ich versprach ihr alles Mögliche, wollte mich sogar binden, da stieß mich Naddi sanft von sich, ergriff den Knopf meines Degens und sagte: „Schwöre mir dabei, daß Du mich heirathen wirst!" Da lief mirs kalt über den Rücken und durchs Herz, ich hatte die Kraft, ein ehrlicher Mann zu bleiben, und sagte, daß ich nicht schwören könne.

— Die teuflischen Weiber, fuhr Bonaparte fort, nichts hindert sie in ihrer Liebe. Ungeachtet meiner Weigerung hörte ihre Zärtlichkeit nicht auf. Ich machte mich aus ihren Armen los und hatte den Muth, sie zu verlassen. Im Weggehen begegnete ich der Mutter, welcher ich Alles erzählte. Sie dankte mir, und beschwor mich, Naddi nicht wieder zu sehen. „Freilich, sagte sie, wird mein armes Kind unglücklich sein. Wenn ich nur nach Florenz zurückkehren könnte, die Reise, die Zerstreuung würden sie vielleicht trösten; hier ist ihr Leben so traurig und ich bin krank."

— Wenn Sie mir Ihre Achtung bezeigen wollen, antwortete ich, so nehmen Sie, was Sie zu der Rückreise brauchen. Vergessen Sie mein nicht, und sagen Sie niemals Naddi, daß sie mich ganz aus ihrem Herzen reißen soll. — Wenn Sie es gesehen hätten, Louis, wie sie mir die Hand gedrückt! Diesen Morgen schickte ich meinen dreimonatlichen Gehalt hin, welchen ich ausgeborgt, ohne gerade zu wissen, wie ich das Geld wieder zurückzahlen werde. Wir wollen sehen, das Schicksal wird schon sorgen."

Dieser Mann, der damals gar nichts im Vermögen hatte, ja fast Noth litt, befehligte bald darauf Armeen, setzte sich auf einen Thron, den er über alle erhob. Manchmal erinnerte ich ihn an Naddi.

— Ach, sagte er, ich habe nie wahrer und stärker geliebt; aber damals war ich Lieutenant.

Folgen des Lakonismus.

Alt-England ist bekanntlich die Pflanzschule von Sonderlingen; man hat sogar eine Sammlung von dem Thun und Treiben solcher Sonderlinge drucken lassen. Zu diesen Sonderlingen gehörte auch ein gewisser John Talbot. Aus Furcht, daß er in jenem Leben für jedes unnütze Wort Rechenschaft geben müsse, war er, was man mit einem sehr gut bezeichnenden Worte auszudrücken pflegt, ein Quaetalsprecher. Da er von seinem Vermögen sehr comfortable leben konnte, so hatte er aus diesem Grunde einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Anstellung, denn in solcher würde er Gefahr gelaufen haben, einige Worte mehr zu sprechen, als er zu verant-

Digitized by Google

worten im Stande sein möchte. Glücklicher Weise war er sicher, wegen seiner Schweigsamkeit und sonstigen Verhältnissen nicht zum Mitglied des Unterhauses gewählt zu werden; eine solche Wahl würde ihn zur Verzweiflung gebracht und wohl gar zum Selbstmord verleitet haben. Er war der anglikanischen Kirche ergeben, nur daß sie keine Klöster, wie die papistische hatte, bedauerte er, denn dann würde er in ein Trappisten-Kloster gegangen sein, um nichts weiter sprechen zu dürfen, als memento mori.

Da er nicht ohne Bedienten sein konnte, so machte es ihm große Sorgen, wie er es anzustellen habe, alles Sprechen mit solchem möglichst zu vermeiden. Er hatte daher für seinen Bedienten eine schriftliche Instruction aufgesetzt, worin dessen Obliegenheiten bei seinen immer nur in einem Worte bestehenden Befehlen bestimmt waren. So hieß es darin: „Frühstück!" Wenn ich dies sage, bringst Du mir auf einem Präsentirteller eine Kaffeemühle, denn ich mahle den Kaffee selbst, dann eine Kaffeemaschine, eine Lampe mit brennendem Spiritus, auf welcher solche steht, und kochendes Wasser in einem Gefäß, damit ich ihn filtriren kann. Ferner eine Tasse, die Zuckerdose, einen kleinen Topf mit Sahne, eine Flasche mit Arak und auf einem Teller einen Zwieback.

Sage ich: „rasiren," so bringst Du mir einen Napf mit heißem Wasser, den Kasten, in welchem meine Rasirmesser liegen, ein Stück Seife, einen Schwamm und ein Handtuch.

Auf diese Weise war Alles, was sein Bedienter vom Morgen bis zum Abend zu verrichten hatte, genau bestimmt, und ihm dabei zur Pflicht gemacht, sich strenge darnach zu richten, und sich bei Strafe der Verabschiedung aller Fragen zu enthalten.

Der schweigsame Sir John Talbot hatte aber trotz aller dieser Vorsicht das Mißgeschick, daß er öfter mit seinen Dienstboten wechseln mußte, wie der jähzornigste, despotischste Brotherr, oder die jähzornigste Xantippe, denen ihre Dienstboten nie etwas zu Dank verrichten können.

Endlich fand er einen Irländer, der ganz seinem Wunsche entsprach, er war stumm, wie ein Fisch, und es vergingen mehrere Monate, wo er seiner Instruction so musterhaft nachkam, daß Sir Talbot nicht ein einziges Mal Ursache hatte, ihm eine verdrießliche Miene zu machen. Er war so zufrieden mit ihm, daß er ihm zuweilen, bei Berichtigung einiger Auslagen, worüber er ihm die Rechnung schweigend überreichte, nachdem er solche genau durchgesehen und sowohl in Hinsicht der einzelnen Summen, als im Calcul richtig gefunden, das Geld nicht nur hinzahlte, sondern auch bald ein Paar, oft mehrere Schillinge hinzulegte, indem er andeutete, daß es ein außerordentliches Geschenk für ihn sein sollte. Der Bediente strich das Geld ein; sein Dank dafür bestand allein in einer stummen Verbeugung, ein Benehmen, das ihn immer mehr zum Liebling seines Gebieters machte, der darin ihre wechselseitige Wahlverwandtschaft freudig erkannte.

Eines Tages war Sir John Talbot bei einem Oheim zum Mittagsmahl geladen. Dieser Oheim war in anderer Hinsicht ein Sonderling. Von seiner Tafel war möglichst jede Speise verbannt, welche nicht echt englischen Ursprungs war; Schildkrötensuppe, Beefsteak, Rostbeef, Plumpudding u. dergl. durften nicht fehlen, auch Porter und Ale dienten zu Getränken; nur für Apfel- und Johannisbeerwein ließ er seinen Gästen Portwein vorsetzen. Talbot hatte es sich um so besser schmekken lassen, da er zu der Unterhaltnng bei der Tafel auch nicht mit einer Silbe beitrug, also desto mehr Muße hatte, zu essen und zu trinken, und selbst bei einem oder dem andern Toast, in welchen am Schlusse alle übrigen Gäste stürmisch einstimmten, kein Laut über seine Lippen kam. Er hatte sich hauptsächlich die Beefsteaks und die Plumpuddings schmecken lassen, und er kehrte begleitet von einem Bedienten seines Oheims, früher wie in der Regel, wüste im Kopfe heim; unterweges hatte sein Begleiter auch noch seine Galle gereizt, indem er, in der guten Absicht, ihm die Zeit auf dem Heimwege zu verkürzen, fortwährend versuchte, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und sich durch Sir Talbots beharrliches Schweigen nicht abschrecken ließ; er ging von einem Gegenstand zu dem andern, selbst dem heterogensten über, in der Hoffnung, doch ein Thema zu finden, das dem seiner Obhut Anvertrauten die Zunge lösen könnte.

Angekommen in seinen vier Pfählen, stammelte Sir Talbot seinem auf ihn harrenden Bedienten zu: „Zu Bette gehen". Der Bediente, seiner Instruction gemäß, führte seinen Heren nun in dessen Schlafzimmer, entkleidete ihn, half ihm ins Bette und zündete eine auf einer Toilette hinter einem grünen Schirm stehende kleine Nachtlampe an, und entfernte sich, ohne seinem Gebieter eine gute Nacht zu wünschen. Das wäre ein Crimen laesae instructionis gewesen.

Sir Talbot hatte sich eine heftige Indigestion zugezogen, eine sehr unruhige Nacht gehabt, an Magendrücken und Kopfschmerzen gelitten. Am folgenden Morgen schellte er früher wie gewöhnlich.

Sein Bedienter erschien. Sir Talbot, dessen Äußeres das Gepräge der Krankheit trug, erhob ein

Digitized by Google

wenig den in den Kopfkissen versenkten Kopf und sprach leise:

— Doctor!

Der Diener entfernte sich, mit dem Kopfe ein Ja nickend, und ging in seine Kammer, um seinen Livree-Hut sich aufzustutzen. Da er dies Wort noch nie aus dem Munde seines Herrn gehört hatte, so hielt er es für rathsam, erst dessen ihm ertheilte schriftliche Instruction nachzusehen, was er bei diesem Worte zu thun habe. Er sah sie genau vom Anfang bis zum Ende durch — das Wort Doctor fehlte, wie so manches wichtige Wort in den sogenannten Taschenwörterbüchern. Ein kluger Kopf weiß sich zu helfen; er besann sich nicht sehr lange, was er thun müsse, und machte sich auf den Weg.

Sir Talbot wartete sehr lange auf den verlangten Arzt. Keiner ließ sich sehen, auch sein Diener nicht. Er schellte ein Paar Mal mit Ungeduld; sein Bedienter kam nicht. „Ich muß schon Geduld haben," dachte er — er wird wahrscheinlich lange umherlaufen müssen, ehe er einen Arzt auftreibt.

Darüber waren zwei volle Stunden verflossen. Endlich öffnete sich die Thür des Krankenzimmers, und ein kolossaler bejahrter Mann mit finsterer Miene, sich auf einen Rohrstock mit einer goldenen Krücke stützend, trat gravitätisch ein, ihm folgte der Bediente.

— Doctor? fragte der Patient.

— Ja, Sire! was fehlt Ihnen?

— Gesundheit!

— Das ist keine Antwort. Ich will wissen, was Ihnen fehlt, worüber Sie klagen.

— Krank!

— Zum Teufel! Sir! wenn Sie's Maul nicht aufthun woll n, so bin ich hier unnütz! so rief der Doctor in barschem Tone aus. So mögen Sie krepiren! setzte er brutal hinzu, kehrte dem Sir Talbot den Rükken, um sich wieder zu entfernen; aber in dem nämlichen Moment kamen ihm vier Personen, drei Männer und ein Frauenzimmer entgegen, die der Bediente freundlich willkommen hieß.

Sir Talbot, aus Furcht vor dem ihm von dem Arzte gedrohten Tode, und in seinem Gewissen beruhigt, daß das, was er über seine Krankheit sage, keine unnützen Worte wären, die er am jüngsten Tage nicht rechtfertigen könnte, rief ängstlich:

— O bleibet!

Der Doctor ließ es sich nicht wiederholen, er kehrte wieder um; die Umgebungen seines neuen Kunden verriethen ihm, daß er kein armer Schlucker sei und er sich ein ansehnliches Honorar von ihm versprechen könne. Nach wenigen Fragen, die nicht unbeantwortet blieben, kannte er die Ursache des Uebels, verschrieb ihm Arzenei und versprach, noch am nämlichen Tage wiederzukommen, um zu sehen, welche Wirkung sie gethan habe.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so deutete Sir Talbot auf die vier unbekannten Gesichter, mit der Hand seinen Bedienten fragend:

— Was sollen diese hier?

— Sire, versetzte der Befragte mit einem selbstzufriedenem Grinsen, das bedarf keiner Frage. Dies hier — er zeigte auf einen Mann in schlichter Bürgerkleidung, der einen Maaßstab in der Hand hatte — ist ein Tischler; er sollte Ihnen das Maaß zum Sarge nehmen. Der dort neben ihm steht, ist der Todtengräber, die Frau eine Leichenwäscherin und der Herr in dem fashionablen Anzug der Leichen-Commissair.

— Bist Du toll geworden?

— Gott behüte! Nichts weniger, als das. Sie haben mir ausdrücklich befohlen, wenn Sie ein Wort sagten, müßte ich Alles, was auf solches Bezug hätte, ohne Fragen besorgen, Sie sagten Doctor; in Ihrer Instruktion fehlte das Wort; ich wußte mir also nicht anders zu helfen, als Alles zu besorgen, was darauf Bezug hat, also einen Tischler für den Sarg, eine Leichenwäscherin, einen Leichen-Commissair und einen Todtengräber.

— God dam! fluchte Sir Talbot. Schaff mir die Leute vom Halse und laß dann das Recept schleunigst in der nächsten Apotheke machen.

Die Entfernung der vier Dienstfertigen hatte einige Schwierigkeiten, sie wollten ihren Gang nicht umsonst gemacht haben, und Sir Talbot mußte sich schon entschließen, sie dafür zu entschädigen, um sie sich vom Halse zu schaffen.

Das Recept wurde gemacht, der Patient verschluckte es und es that gute Wirkung. Als der Doctor ihn am Nachmittag besuchte, war Magenbeschwerde und Kopfweh vergangen, er fühlte sich leichter, und beim Weggehen sprach der Arzt zu ihm:

— Sir! Wenn Sie's Maul nicht aufgethan hätten, so wären Sie schon jetzt ein Kind des Todes. Das lassen Sie sich künftig zur Warnung dienen; sein Sie lieber mehr maulfaul bei unverdaulichen Speisen, hauptsächlich halb rohem Beefsteak und Plumpudding, der oft so fest wie ein Stein ist, und wozu ein Russenmagen gehört. — Jetzt hübsch Diät gehalten. Ich werde Sie

Digitized by Google

noch täglich einige Zeit beſuchen, und Ihnen etwas Magenſtärkendes verſchreiben.

Nach Verlauf von acht Tagen befand ſich Sir Talbot friſch und geſund. Der Doctor hatte ihn von der Indigeſtion geheilt, aber ein größeres Wunder hatte ſein iriſcher Bediente durch ſeine ſinnreiche Erklärung des Wortes „Doctor" an ihm verrichtet; er entſagte ſeiner Schweigſamkeit und ſeinem Lakonismus.

Man muß nicht zu tief in's Glas ſehen.

(Eine Warnung.)

Vor mehrern Wochen, wo jeder froh war, wenn er nicht bei dem ſchaudervollen Wetter ſeine vier Pfähle verlaſſen durfte, traten ein ältlicher Herr und ein jüngerer zu gleicher Zeit in eine Weinſtube in Berlin. Der Aeltere trug einen Mantel von feinem Tuche mit ſilberner Kette und Schloß unterhalb des Kragens. Er nahm mit ſeinem jungen Begleiter Platz an einem Tiſche und forderte einen Schoppen Wein. Dieſer wurde in zwei Gläſern gebracht. Der Jüngere machte die Honneurs und kredenzte den Wein, wohingegen der Aeltere die Zeche berichtigte. Bald darauf kommen zwei faſhionable gekleidete junge Leute in die Weinſtnbe, ſetzten ſich an einen andern Tiſch, und ließen ſich ebenfalls Wein geben. Nach einer Weile, während die beiden zuerſt Gekommenen ein Geſpräch über gleichgültige Dinge geführt hatten, ſprach der Jüngere zu dem Aeltern.

— Wie ich ſehe, wird Ihnen der Mantel zu läſtig, dem kann man abhelfen.

Bei dieſen Worten löſte er das Schloß an ſolchem. Nachdem beide den Wein ausgetrunken, verließen ſie die Weinſtube; die andern beiden jungen Leute folgten ihnen auf dem Fuße. Dem alten Herrn entfiel der nicht mehr befeſtigte Mantel von der Schulter.

Sein Begleiter hob ihn ſchnell auf, ſtatt ihn aber dem Eigenthümer umzuhängen, war er damit aus der Hausthür. Der des Mantels Beraubte rief nach ſeinem Begleiter und Mantel; da trat eine Frau mit einem Eimer in die Hausthür, den ſie eben in die Goſſe geleert hatte.

— Der iſt längſt über alle Berge, ſagte ſie; er gab den Mantel einem Paar Herren, die vor der Thür ſtanden, ging dann rechts und dieſe gingen links weiter.

Der ſeines Mantels Beraubte kehrte in die Weinſtube zurück, ſeinen Verluſt dem Wirth erzählend, mit der Frage ſchließend, ob er nicht den jungen Mann kenne, mit dem er gekommen ſei?

— Wie ſoll ich das? Ich glaubte, er wäre Ihr Bekannter, da Sie mit ihm kamen, und ihn mit Wein traktirten.

— Ich kenne ihn ganz und gar nicht. Ich war vorher in der Weinſtube des Herrn *** in der —ſtraße; da ſetzte er ſich zu mir an den nämlichen Tiſch und ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein. Was er ſagte, war ganz verſtändig, und er gab mir in allem Recht. Als ich aufſtand, um fortzugehen, fragte er mich, wohin mein Weg mich führe. Ich nannte ihm die Straße. Ei, das trifft ſich ja ganz charmant! rief er aus; den Weg muß ich auch machen. Wenn Sie nichts dawider haben, begleite ich Sie. — Ich war's zufrieden. Vor Ihrer Wohnung angekommen, blieb er plötzlich ſtehen, und ſprach: Hier giebts ein köſtliches Glas Wein! Wie wär's, wenn wir hineingingen? — Ich bin kein Koſtverächter, wenn die Rede von gutem Weine iſt; ich ſagte zu! Wir traten zu Ihnen in die Weinſtube, und wie es mir da ergangen iſt, wiſſen Sie. — Kennen Sie denn auch nicht Einen von den beiden andern Leuten?

— Keinen von allen Dreien. Das ſaubre Kleeblatt habe ich heute zum erſten Male bei mir geſehen. Sie ſind um Ihren Mantel, das bedauere ich ſehr. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als ſo ſchnell wie möglich der Polizei von dieſem Spitzbubenſtreich Anzeige zu machen.

Das leuchtete dem Uebertiſteten ein; in dem ſchlechten Wetter konnte er aber, noch dazu, da er ſich den Wein etwas zu gut hatte ſchmecken laſſen, den Weg nach ſeiner Wohnung nicht zu Fuße machen. Der Weinhändler ließ eine Droſchke holen, und ſo gelangte er, doch ohne ſeinen ſchönen Mantel, den er nur einige Male getragen hatte, in ſein Quartier.

Dies hat ſich nicht in Paris oder London ereignet, ſondern in — Berlin. Es beweiſt, daß auch in andern großen Städten, wo weder franzöſiſch noch engliſch die Sprache des großen Haufens iſt, die Inouſtrieritter mit denen in dieſen beiden Metropolen wetteifern und ihnen den Rang bald ſtreitig machen werden, wenn es nicht ſchon dahin gekommen iſt. Der ſo um ſeinen Mantel Gebrachte würde indeß ſich wohl noch in ſolchen hüllen können, wenn er den Spruch des Dichters beherziget hätte;

Trinken kannſt Du, Du kannſt trinken,
Doch betrinke Dich nur nicht.

Digitized by Google

Die Perücke Peter Prieſtley's.

Der rüſtige Veteran Prieſtley war zu gleicher Zeit Sakriſtan, Todtengräber und Bildhauer der Grabſteine zu Wakefield in Yorkſhire. Stolz auf ſeine verſchiedenen Aemter kannte er weder Furcht noch Aberglauben.

An einem Sonnabend, Abends, im ſpäten Herbſte, begab ſich Peter aus ſeiner Wohnung, um die Grabſchrift auf einem Grabſteine zu vollenden, der den andern Morgen aufgerichtet werden ſollte. In der Vorhalle der Kirche, wo Peter ſeine Arbeit verrichtete, ſetzte er ſeine Laterne auf den Boden, zündete ein Licht an, ſteckte es in eine ausgehöhlte Kartoffel und machte ſich an die Arbeit. Die Glocke hatte längſt 11 Uhr geſchlagen und er hatte nur noch einen Buchſtaben zu vollenden, als plötzlich ein ganz beſonderes Geräuſch den Meiſel Peters aufhielt, ſo daß er erſchrocken um ſich blickte. Der Ton hatte am meiſten mit „hiss" Aehnlichkeit.

Nach einiger Zeit erholte ſich Peter von ſeinem Erſtaunen und da er nichts weiter bemerkte, ſo glaubte er ſich getäuſcht zu haben, zumal da ſein Gehör nicht eben das ſchärfſte war. Er nahm alſo ſeinen Meiſel ganz ruhig wieder zur Hand, aber nach wenigen Minuten läßt ſich das geheimnißvolle „hiss" wieder dicht vor ſeinen Ohren hören.

Peter drehte ſich um, zündete die Laterne an, bemüht ſich aber vergebens, die Urſache dieſes Geräuſches ergründen. Er wollte ſchon die Kirche verlaſſen, als er ſich ſeines Verſprechens, den Stein fertig zu liefern, erinnerte und alſo Muth zu bleiben faſſen mußte. Die große Glocke ſchlug 12 Uhr.

Da Peter die Buchſtaben nur noch zu verbeſſern hatte, ſo bog er ſich mit dem Kopfe ganz auf den Stein, aber bald fuhr ihm das fürchterliche „hiss" wieder um die Ohren.

Jetzt war er wirklich außer ſich. An die Stelle der Ungewißheit trat die Furcht und ſelbſt der Schrecken. Er hatte den Morgen des Sonntags entheiligt und man befahl ihm aufzuhören. Vielleicht ſollte ſeine Verurtheilung noch deutlicher ausgeſprochen werden und er ſeinen vielen Freunden und Bekannten nachfolgen müſſen, denen er die letzte Ruheſtätte bereitet hatte. Mit zitternden Schritten erreichte er ſein Haus und ſein Bett, aber der Schlaf floh ſeine Augen. Vergebens fragte ihn ſeine Frau um die Urſache ſeiner Unruhe. — Am Morgen, als die ängſtlich gewordene Frau zufällig auf den Großvaterſtuhl ſah, auf den Peter ſeine Perücke gelegt hatte, rief ſie erſtaunt: „Was haſt Du denn gemacht, Peter, Deine ganze Perücke iſt ja verbrannt?"

„Du liebe Himmel!" entgegnete dieſer und ſprang aus dem Bette, — „durch dieſe Frage haſt Du mich geheilt."

Das geheimnißvolle, unerklärliche Ziſchen war nichts als das Brennen der Perücke des alten Peter, wenn er dem Lichte zu nahe kam.

Dieſe Geſpenſtergeſchichte ergötzte lange die Lacher von Wakefield.

Miscellen und Anecdoten.

— Neulich erzählte ein Engländer, der lange in Indien lebte, folgendes höchſt glaubwürdige Abenteuer: „Wir waren, ich und ein Freund, auf die Jagd gegangen. Der Morgen war faſt vorüber, und wir hatte nichts geſchoſſen, was der Rede werth geweſen wäre. Die üble Laune hatte unſern Hunger geweckt, und wir ſchickten uns an, auf einem halben Faſſe, das umgeſtülpt unter einem hohen Baume lag — vielleicht hatten es Indianer dahin gebracht, um die Früchte des Baumes zu ſammeln — unſer Frühſtück einzunehmen. Eine Hammelkeule und ein gebratenes Huhn, die wir aus der Waidtaſche zogen, ſollten uns trefflich munden, und wir waren darüber her, ſie zu zerlegen. Da vernahmen wir plötzlich ein rauhes Brummen, und wie wir um uns blicken, gewahren wir zu unſrem Schrecken einen Panther, der uns bei unſerer appetitlichen Arbeit belauſcht und nicht übel Miene macht, ſie uns abzunehmen. Unſer Entſchluß war bald gefaßt. Die Augen feſt auf das Thier gerichtet, ziehen wir uns rückwärts zum Baume hin und klettern daran empor. Die Beſtie macht einen Satz und zerrt mit einem geſchickten Griffe den Braten vom Faſſe, und ohne ſich weiter um uns zu kümmern, beginnt ſie ihn gemächlich zu verzehren. Die Lage war nicht eben angenehm für uns. Iſt der Panther mit Keule und Huhn fertig, flüſterte ich meinem Freunde zu, ſo kommt die Reihe an uns, denn ſolch ein Vieh hat Appetit, wenn es Morgens aus den Jungles kommt. Was ſollen wir beginnen? — Mein Freund beſann ſich einen Augenblick, dann rief er wie Archimedes: Gefunden! und ſagte, daß ich mit ihm hinunterſteigen ſolle, wir würden den Panther lebendig fangen. Geſagt, gethan! Wir klettern leiſe hinab, ſchlichen uns hinter das Thier, heben das Faß empor, und ſtülpen es übre den Panther, indem wir ſogleich beide darauf ſpringen, damit er ſich nicht zu befreien im Stande ſei. Aber dieſe Strllung hatte auf die Länge auch nichts Angenehmes, dann die Sprünge des Thieres hoben uns in die Höhe und es war möglich, das es ihm gelingen würde, uns abzuwerfen. Unſer Loos war denn nicht zweifelhaft. Mein Freund erſann ein neues Mittel. Er bückte ſich und paßte den Augenblick ab, wo der Panther bei ſeinem Umherſpringen den Schwanz zur Oeffnung brachte. Er ergriff ihn und zog ihn durch das Spundloch, welches glücklicher Weiſe in der Mitte des Faſſes war. Mit vereinten Kräften packten wir nun beide den Schwanz und ſprangen ab. So hatten wir das Thier in unſerer Gewalt; es konnte uns nicht verwunden, da das Faß zwiſchen ihm und uns den ſchützenden Schild abgab. Unſer Plan war nun, den ſo gefangenen Feind in unſer Lager zu

Digitized by Google

ziehen. Allein wir hatten uns verrechnet. Der Panther war stärker als wir Beide, und statt daß wir seinem Laufe die Richtung gaben, und ihn ins Lager zogen, zog er uns vielmehr nach der Seite der Junggles, wo wir in Berührung mit mehreren lieblichen Geschöpfen seiner Art gekommen wären. Das war nicht gerathen; aber loslassen konnten wir ihn auch nicht, ohne uns eines Angriffes von seiner Seite auszusetzen. Mein erfinderischer Freund wußte zum Glück auch hier wieder Rath. Er suchte einen Knoten in den langen Schwanz zu knüpfen, der es verhinderte, daß das Thier ihn aus dem Spundloch zu ziehen im Stande wäre. Das gelang vollkommen. Nachdem wir den Knoten doppelt und so fest als möglich geschlungen hatten, ließen wir los und sahen mit inniger Freude, wie der Panther mit dem Fasse wie wüthend fortrannte, gleich als ob die ganze Hölle hetzend hinter ihm wäre. Es war anzusehen, wie eine arme Katze, der eine Blase mit Erbsen von muthwilligen Jungen an den Schwanz gebunden ward. Wir waren gerettet und machten, daß wir das Lager erreichten."

Wer's glaubt, wird selig.

— Vor einigen Wochen geht Herr M..., einer der reichsten Fabrikanten aus dem Departement de l'Eure in das Vaudeville-Theater zu Paris. Er stellte sich, nach Sitte der Provinzler, bei guter Zeit ein und nimmt in den Sperrsitzen des Orchestres Platz. Es findet sich alsbald zu seinem Nachbar ein Mann von gutem Ansehen, der ihn anredet. Das Gespräch wird fortgesetzt, und wird lebhafter und der gefällige Nachbar hat für Herrn M... die Aufmerksamkeit, diesen, als er sich in einem Zwischenacte über zu große Hitze beklagte, ins Freie zu begleiten. Während der Fabrikant seine Entreemarke nimmt, ist ihm sein Begleiter aus den Augen verschwunden. Er sucht ihn vergeblich auf der Straße; in der Zerstreuung greift er nach seiner Uhr — auch sie ist verschwunden! Er eilt zurück, sucht auf seinem Platze, fragt bei seinen Nachbaren, aber vergeblich, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Ueberzeugung, daß sie ihm gestohlen sei. Einige Tage darauf erblickte er in dem einen Saale der Industrieausstellung seinen angenehmen Unterhalter aus dem Vaudeville-Theater. Er geht auf ihn zu; auch der Unbekannte, weit entfernt, vor ihm zu fliehen, nähert sich ihm und sagt leise zu ihm: „Mein Herr, ich bin ohne Geld. Als ich die Ehre hatte, Sie im Theater zu treffen, war ich in Verzweiflung, ich gab einer unglücklichen Versuchung nach, aber ich kann alles wieder gut machen. Begleiten Sie mich gefälligst einige Schritte von hier, in die Straße Ponthieu. Ihre Uhr befindet sich in den Händen eines meiner Hausgenossen; Sie sollen sie gegen die geringe Summe von 20 Franken wieder haben." M... nimmt den Vorschlag an und pries sich glücklich, so wohlfeilen Kaufs weggekommen zu sein. Sie gehen Beide fort und nach kurzem Wege bleibt der Unbekannte vor einem Hause stehen und bittet den Fabrikanten, ihm die 20 Franken voraus zu geben, damit er vor seinem Hausgenossen den Schein rette. M... immer entschlossen seinen Mann nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, zieht die Börse, um die kleine Summe zu holen, in demselben Augenblick wird er durch einen geschickten Fußtritt zu Boden geworfen, seine Börse wird ihm aus der Hand gerissen, und der Dieb ergreift die Flucht und ist verschwunden, ehe der Fabrikant sich wieder aufgerichtet hat.

— Der italienische Sänger Montrèsor, welcher vor zwei Jahren in dem Leipziger Gewandhausconcerte sang, machte in dieser Zeit einen Abstecher nach Naumburg, um in dem dort veranstalteten Concert eines Leipziger Violinspielers mit zu wirken. Das Concert war ziemlich zahlreich besucht, und Montrèsor beschloß deshalb auf Zureden, in der nächsten Woche wieder zu kommen, und ein Concert für sich zu geben. Der Naumbuerger Musikdirector war so gefällig gewesen, die Besorgung des Arrangements zu übernehmen, und Montrèsor langte mit einigen Freunden am Abend glücklich an, gut bei Stimme und gut bei Laune. Er sieht nach der Uhr und findet, daß er eine halbe Stunde zu spät kommt. Desto besser, denkt er, so werde ich das Publikum bereits vollständig versammelt finden. Er tritt in den Saal — ungefähr 50 Personen scheinen den Concertgeber ungeduldig zu erwarten. Er geht hinaus und fragt den Cassirer: „Wie viel Billets haben Sie verkauft?" — „Sechs Stück, à 10 Silbergroschen." Leise bezahlt Herr Montrèsor die geringen Concertspesen, leise setzt er sich mit seinen Freunden in den Wagen und fröhlich treten sie den Rückzug an. — Nach einer Stunde sollen sechs Naumburger Kunstfreunde den Saal verlassen und sehr laut ihre 10 Silbergroschen zurückgefordert haben. Leise, leise und trüben Sinnes — sagt man — sollen dann auch die übrigen 44 Concertliebhaber frei wieder hinausgegangen sein, wie sie hereingekommen. So erzählen die „Signale für die musikalische Welt." Ich weiß nicht, ob darin ein Vorwurf gegen die Naumburger wegen Mangel an Kunstsinn liegen soll, ich für einen Theil leite daraus, daß die Naumburger vernünftigere Leute, und nicht solche affectirte Kunstnarren sind, wie in andern Städten.

— Am 20. März waren es 29 Jahre, daß Napoleon an der Spitze eines Bataillons, das seit der Landung im Golfe Juan zu einer Armee angewachsen war, unter dem Jubel des Volkes in Paris ankam, im Triumphe über die Treppen der Tuilerien in seine Gemächer hinaufgetragen wurde, die Ludwig XVIII. erst verlassen hatte, und auf's Neue Besitz von Frankreich und seinem Throne nahm. Damals war unter allen Bäumen des Tuileriengartens, die noch nackt und laublos dastanden, nur ein Baum, der Jahreszeit vorauseilend, ganz mit Blättern bedeckt, und das Volk, das darin eine prophetische Begrüßung seines aus dem Exil mit den Märzveilchen zurückkehrenden Kaisers sah, nannte den Baum von da an: den Kastanienbaum des 20. März; und diesen Namen hat er auch behalten. Auch in diesem Jahre blieb er seinem Namen getreu: am 18. schon entwickelten sich die ersten Blätter und bald wurde er ganz grün. Welche Veränderung der Zeiten! Derselbe Baum, der unter seinem schattigen Dache die Mitglieder des Convents, von ihren Plänen sprechend, lustwandeln sah, der Napoleon als Kaiser und 10 Jahre darauf ihn von Elba wiederkehrend begrüßte, der Ludwig XVIII. im Rollwagen herumgeschoben und Karl X. auf die Jagd reiten sah, an dem die Schweizertruppen des Louvre in wildrer Flucht vor dem siegreichen Volke der Julitage vorüberbrausten, dessen Aeste die Flintenschüsse der Emeuten streiften und der so viele Veränderungen um und neben sich erlebt, derselbe Baum grüßt heute mit seiner vorzeitigen Grüne andere Zeiten und andere Ereignisse. Die Menschen wechseln, die Thaten vergehen, die Natur bleibt unverändert in ihrem ewigen Laufe.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Unter den Moden, welche Langchamps festgestellt hat, sieht man unter den **Fracks** nur wenige, welche durchaus schmale Schöße haben. Das vorherrschendste Genre ist der à la française sich kreuzende Frack; jene Fracks haben kurze Schöße; die Revers endigen, wo die Schößen anfangen, das heißt, es ist von nach unten kein Einschnitt mehr. Die Kragen der Fracks sind von Sammet, müssen von der Farbe des Tuches sein, und sind nicht sehr breit. Die Farben, welche zu den **Oberröcken** oder Fracks vorzugsweise gewählt werden, sind: schwarz, bronze doré, bronze antique, hofgrün, sehr hellgrün, Königsblau, violet ꝛc. Die geraden **Gilets** mit Knopflöchern sind nach unten ausgeschweift, und haben einen geraden Kragen; man sieht auch viele sich kreuzende Gilets von carrirten Stoffen. Die **Pantalons** schließen nicht mehr auf den Beinen bis zu den Füßen an, wo sie dieselben ein gutes Theil bedeckten. Die jetzige Art der Anfertigung ist mit sehr breiten Beinen, die äußeren Nähte außerordentlich vorgerückt. Die Sprungriemen sind schmal und der ganze untere Theil des Beines ist vollkommen und bequem. Die Seitennähte haben unten eine kleine Oeffnung, welche mit einer schmalen Borte garnirt, zu dem Stoffe des Beinkleides oder mindestens zu den Hauptstreifen passen muß. Vergessen wir nicht die sich kreuzenden **Oberröcke** im englischen Genre, etwas weit, flatternd, die Taille lang und der Gürtel breit, die geraden Oberröcke werden ebenfalls gern getragen; sie sind für junge Leute eine leichte Bekleidung, und erscheinen fast eben so elegant wie der Phantasiefrack. Dies sind die hauptsächlichsten Beobachtungen, die zu machen in den letzten schönen Tagen, wo die Sommermoden sich in ihrer ganzen Neuheit zeigten, uns gestattet waren. Eine wichtige Veränderung in den Herrenmoden ist, wie schon erwähnt, der **Hut**, welcher sichtlich kleiner geworden. Die Hüte sind an und für sich klein, haben einen niedrigen gegen die Mitte etwas gebogenen Kopf, die kleinen Krempen sind auf der Seite aufgeschlagen. Außer dem reellen Vortheil, den ein solcher Hut gewährt, daß er leichter und bequem zu halten ist, hat er auch mehr Physionomie und Character. Zu einer Phantasie-Toilette ist eine der unentbehrlichsten Vervollständigungen die **Cravatte.** Kein Theil der Toilette erfordert in der That mehr Geschmack und Frische.

Bei den Herren giebt es seit den letzten Wochen nichts Neues: Man trägt noch als Morgen-Toilette den **Frack** à la française oder den geraden Oberrock. Der Kragen des ersteren hat einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall; die Taille übersteigt um ein Centimetre die Hüften und ist unten breit umgebogen; die Schöße reichen bis in die Kniekehlen, sind breit und unten viereckig, und werden im Aufsteigen bis zu dem untern Theil der Revers breiter. Ueber den Hüften befindet sich eine horizontal gesetzte Patte, welche eine Tasche bedeckt; die Anglaisen sind breit und oben viereckig und erscheinen dem obern Theil der Anglaisen angefaßt. Die Aermel macht man von der Schulter bis zum Ellenbogen weit und vom Ellenbogen bis zum Handgelenk enger werdend; die Aufschläge sind niedrig; die Oeffnung des Aermels beträgt 12 Centimetres und wird vermittelst dreier Knöpfe geschlossen, die Ränder der Fracks sind überwendlings und auf dem Rande gesteppt; die Knöpfe sind von farbigem ciselirten Golde mit erhabener Arbeit, die beliebtesten haben eine flache Form; die Schöße, der Leib und die Aermel füttert man mit zu den Farben des Tuches passenden Atlas. Die zu dem Frack à la française modernsten Farbenn sind: Moosgrün, schwarz, bronze d'Orleans, manteau Dupetit-Thouars, bronze de Suede et Vert d'Amerique. Die gerade geschnittenen **Oberröcke** haben einen Kragen mit niedrigem Fuß und ziemlich breitem Ueberfall; die Taille einer gewöhnlichen Breite reicht bis zu den Hüften und ist unten leicht gebogen; die Röcke sind kurz und weit, auf der linken Seite der Brust befindet sich eine Tasche, welche zur Aufbewahrung des Taschentuches dient; die Zipfel des Kragens sind viereckig; die Aermel von der Schulter bis zum Ellenbogen sind weit, werden bis zum Handgelenk immer anschließender. Solche Oberröcke knöpft man gewöhnlich bis oben hinauf zu. Die Knöpfe sind von gedrehtee dazu passender Seide und faconnirt, ihre Form ist schellenartig, was von einem allerliebsten Effeet ist. Man füttert die Oberröcke durchgängig mit Seide. Die für dies Genre von Oberröcken vorherrschendsten Farben sind: bronze olive, beuyère des Alpes, bleu impérial, smaragdgrün, gris irlandais et fumée de Loedres. Die **Gilets** zur Morgen-Toilette macht man immer über Kreuz liegend, sehr lang, unten in einer Spitze ausgehend, und mit breiten Revers. Die dazu bevorzugten Stoffe sind die Valencias mit Streifen auf einem grauen oder chamois Grunde Piques mit gesprenkeltem Grunde, mit breiten Carreaux von verschiedenen Farben. Alle Gilets werden mit einer dazu passenden dünnen Litze besetzt und die Knöpfe sind von Posamentirarbeit. Was die zu einer Morgen-Toilette getragenen **Beinkleider** betrifft, so macht man sie sowohl auf den Beis wie unten weit, denn sie bedecken einen Theil der Stiefels. Man macht auch viele Falten, was, da sie freiere Bewegungen gestatten, zweckmäßig beim Reiten ist. Die zu beiden Arten von Pantalons benutzten Stoffe sind weite Satins de laine mit großen Carreaux oder mit durchwirkten Fäden auf hellgrauen, hellbraunen, wassergrünen und dunkelbraunen Grundfarben.

Damen-Mode. Die schwarze Spitze wird immmer mehr und mehr benutzt, selbst in den Sommertoiletten. So sehen wir z. B. auf einer geschmackvollen lila oder wassergrünen seidenenen Robe drei oder vier Volants von schwarzen Spitzen, welche fast gänzlich den Rock bedecken hierzu eine Berthe oder Fichu von schwarzen Spitzen und lange Aermel von schwarzen Spitzen unter dem seidenen Aermel, welcher bis zum Ellenbogen offen und mit flacher Litze oder schmalen Bändern zugeschnürt ist. Auf einer Robe von schwarzem italienischen Taffet, bilden Volants von schwarzen Spitzen und eine eben solche große Scharpe einen sehr einfachen und hübschen Promenaden-Anzug.

Die vorn geschnürten **Leibchen**, sie mögen doch oder niedrig sein, sind immer sehr modern. Die beiden Seiten der Oeffnung sind mit einem Revers verziert, welcher hinten eine Berthe bildet. Andere haben eine Spitze oder eine Ruche von dem Stoffe der Robe, welche sich dann auch am Rande der kurzen Aermel, oder auf der ganzen Naht im Innern des Aermels entlang befindet, und den Rand der Handpriese umgiebt. Ein Oberrock von glatter Barrège, oder dunkel- und hellblau caerirt und verziert mit fünf Reihen in der Mitte gekniffter Bänder, welche von jeder Seite Rockes und um den Ausschnitt des Leibchens in schräger Richtung gesetzt werden, erschien uns sehr geschmackvoll. Die Bänder müssen eine fünffache Schattirung vom hellsten bis zum dunkelsten Blau haben. In diesem Genre haben wir noch einen Oberrock in rosa Barège gesehen, rings herum mit Bändern verziert, schattirt vom zartesten Rosa bis zu cerise.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Hut mit Halbschleier. Kleid mit offenem Leibchen und kurzen griechischen Aermeln, und mit breitem Volant, mit Garnirung. Nr. 2. Hut mit Feder. Offenes geschnürtes Leibchen und mit breitem Volant in schiefen Streifen. Kurze weite Aermel mit Muslin-Unterarmel. Nr. 3. Oberrock in Zwinx-Form. Halbenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expeditionen für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Bruder Stromus.

Alle Wetter, wie ich schwitze!
Heiße, heiße Hitze,
Heißen, heißen Durst,
Heißen, heißen Hunger,
Heiße, heiße Sohlen,
Das soll der Teufel holen;
Wo ich steh' und sitze,
Lauter Hitze!

Links der Stiefel knapp,
Rechts der Hacken ab,
Spitze, Rand- und Sohlenfleck —
Alles weg.
Drückt mich nicht der Stiefel mehr,
Drückt mich doch der Schuh.
Alle, alle Taschen leer,
Fecht ich, Haus bei Haus,
Vorne Hut und hinten Stock,
Hundekriege aus.
Und die Kriegskosten zahlt der Rock.

Filz, Hemd und Hose,
Rand-, Band-, Krempe und Bodenlose,
Keine bestimmte Farbe mehr,
Nur die Nase hält Couleur.
Ein Wirthshaus nah',
Gleich nach meinen Pfenn'gen sah,
Und was mir noch nicht gewiß.
Wurd' dem Wirth ein Aergerniß!
Darum spannte jede Kneipe
Mir ein heiles Möbel aus.
Hundert Meilen kreuz und quer,
Und den Hypothekenschein,
Schmiß ich in den Mond hinein;
Darum schmeißt mich jedes Haus
Auf der Erde auch heraus.
Wollte, daß die ganze Welt umher,
Eine einz'ge Kneipe wär,
Könnte doch auf dieser Erden,
Nicht mehr 'rausgeschmissen werden.

Halt? was ist das? —
Ein' schöne Wiese — auch ein Bischen Gras —
Eine Grünspecht in der Nähe,
Pfeift mit blauem Schnabel: „Paß!"
Wo käme Polizei auch her?
Ich sehe ja kein Wirthshaus mehr.
Auch ein kühler Baum, ein kühler Bach,

Digitized by Google

Ein warmes Dach,
Ein Schornstein raucht
Der Wind steht her —
Halt! — Mittag!
Was braucht
Ein Stromer mehr?

Rauch und Sonnenschein
Immer rein!
Wie ein Gott wird hier gegessen.
Prächt'ge Braten!
Ungewöhnlich mürb gerathen,
Zergehen schier
Vor dem Munde mir.
Jetzt trink eins nach
Aus dem kühlen Bach,
Ist zur Verdauung gut,
Verdünnt das Blut
Und fördert den Appetit.

Wer spricht?
Spricht der Magen mit?
Demagoge! raisonnire nicht.
Daß Rauch und Sonnenschein
Nicht zu verdauen sein,
Wissen wir allein.
Schlingel! täusch er sich!
Schmachtriem, fält'ge mich!
Pfeifst gemach
Auf dem letzten Loch —
So 'ne Göttermahlzeit noch,
Und ich pfeif' Dir nach.

Die Flucht des tartarischen Prinzen Balthasar aus Warschau.

Die Zeitungen haben bereits die Flucht dieses tartarischen Fürsten berichtet, der seinem Obrist eine Ohrfeige gegeben. Folgendes Nähere theilt das Dampfboot mit, wo der Fürst selbst erzählend vorgeführt wird.

„Mein Wiege stand zwischen zweien Meeren. Nicht der Gesang der Nachtigall — das Brausen des Haral und der dumpfe Donnerton der rollenden Wagen des kaspischen Meeres waren mein Schlummerlied, die zahllosen Heerden meines Vaters Ibrahim (Abraham) weideten, ja schon die Zelte meines Großvaters des Knes (Fürst) Bogus standen zunächst der Stadt Hardubal; ich gehöre also nicht dem Stamme der Menschen verhandelnden Tscherkessen, sondern dem kampfgeübten ritterlichen Stamme der freien Tataren von der großen Horde an, die noch die unbezwungene heißt, und mein Ohr hört die süßen Töne der Perser, die Nasentöne der Chinesen und die knarrende knurrende Sprache der Russen, denn gleich weit von allen wohnte ich."

„Meine Jugend verfloß im Schoße meiner zahlreichen Familie, neun Brüder und vier Schwestern beglückten die Spiele meiner Kindheit, welche wild waren wie unser ganzes Leben. Der Klang der fernhin tönenden Bogensehne, das Knallen des Gewehrs, das Klirren der Säbel ist uns die lieblichste Musik — Krieg ist unser ganzes Leben, und wenn die Mährchenerzähler während der langen Winterabende, wenn die Horden näher zusammenrücken, uns Kunde brachten von den blutigen Kämpfen im Gebirge jenseits des kaspischen Meeres, von den Schlachten, die im Sommer vorgefallen zwischen den Tscherkessen und den Russen im Kaukasus, da sprüheten meine Augen Feuer, und das Blut des Timur Lenk, das in meinen Adern rollt, wallte auf und brauste und wollte das Herz zersprengen, doch erst als ich siebzehn Mal unsere Weideplätze hatte wechseln sehen, schenkte mir der Vater diesen Ring, welchen ich am Daumen trage."

Ich frug den jungen Tartaren, was für eine Bewandtniß das mit dem Ringe habe, und er erklärte mir, daß es ein Zeichen der Ritterlichkeit, der Reif, sei, und daß er gebraucht werde, um mittelst desselben die Waffen fester zu halten, indem so der Säbel, das Pistol, in der Hand nicht gleite. Auch die bogenführenden Baschkiren und Kalmücken haben dergleichen Ringe von Horn oder Knochen, wenn Silber oder Gold ihnen zu kostbar ist, sie fassen damit die Bogensehne und vermögen so mehr Kraft als mit den bloßen Fingerspitzen anzuwenden.

Der Erzähler fuhr fort: „Nun war ich ein Mann, nun durfte ich in den Krieg, ich konnte wählen, wohin ich mich wenden wollte: zu den feigen Chinesen, welche unser Stamm beherrscht, mochte ich nicht, denn dort ist kein Ruhm zu gewinnen, zu den Persern, welche lieber den Flötentönen der Nachtigall lauschen und in ihrem Harem von Rosen und Ambra umduftet, sich von jungen Mädchen die Nägel gelb und die Augenbraunen schwarz malen lassen, und Opium und Moschus rauchen, mochte ich auch nicht, mich widerte dieses thatenlose Schwelgen an, und ich habe sie niemals um etwas anderes beneidet als um den Schiras-Wein, schade, daß dieser bei den Feiglingen wächst. Ha wenn unsere Männer ihn hätten, statt der Pferde- und Kameelmilch,

Digitized by Google

ſie würden noch einmal die Welt in Entſetzen bringen und würden ſich in euren reichen Wieſenthälern bleibende Weideplätze ſuchen, und ſie nicht wieder verlieren wie Attila und Batu!"

Ich konnte meine Freude darüber, daß der Schiras-Wein nicht am Aralſee wächſt, keineswegs unterdrücken und ſagte ihm, daß ich in meiner Jugend mit den Tataren bekannt geworden und geſehen habe, wie ſie ſich in Frankreich Weideplätze gemacht, was meine Begierde, dieſe Scenen erneuert zu ſehen, etwas mäßige. Er lachte und fuhr dann fort:

„Mein Vater, meine Mutter ſegneten mich, meine Brüder umarmten, meine Schweſtern küßten mich, und ich zog von dannen zu den tapfern Ruſſen, auf welche meine Wahl fiel, da ſie die glücklichſten Kriege führten. Mein Roß trug mich nach der Stadt der alten Czaaren, einen treuen Diener hatte mein Vater mir mitgegeben, wir nahmen Beide Dienſte als Volontairs und ich ſah in Moskau zweimal den Frühling wiederkehren, bevor man uns zu Schlachten und Siegen nach dem Kaukaſus führte. Sechsmal ward ich da verwundet, aber die Tſcherkeſſen wiſſen von dem ſchweren Arm des Balthaſar Abramowitſch zu erzählen!"

„Wir rückten endlich in friedlichere Länder und ich kam mit dem muſelmänniſchen Koſackenregiment nach der Stadt der Polenkönige, über welche jetzt der Czaar herrſcht. Ich bin Junker-Officier und kommandire einen Zug von dreißig Pferden, bald wäre ich Rottenmeiſter geworden, und hätte dann zwei ſolcher Züge kommandirt, da beſchloſſen es die Lenker unſeres Schickſals anders; als im vorigen Jahre, im Monat, da die Blätter gelb werden und fallen, auf der Mokutower Haide, unweit Warſchau, ein Manöver gehalten wurde, verſammelte ich meine 25 Mann mit ihren 5 Unterofficieren, um ſie zu dem Regimente zu führen, Einer der Leute war krank, es war zu ſpät, dieſes zu melden, ich zog daher nur mit 29 Mann dem Orte des Manövers zu."

„Schon neigte ſich der Tag, als meinem nächſten Vorgeſetzten, dem Rottenmeiſter Prüdün Beg, einem Mußulmann, der Mangel in meinem Zuge auffiel, er ritt an mich heran und frug: „Warum haſt Du nur 29 Mann bei Dir?" „Der dreißigſte iſt krank." „Warum haſt Du das nicht heute früh gemeldet!" „Dazu war nicht mehr Zeit, ich erfuhr es ſelbſt erſt beim Ausmarſch!" „Er wird wohl zu viel Schweinefleiſch gefreſſen haben, er iſt auch ein Katholik wie Du? nicht wahr? Eure Religion iſt eine Hundereligion!" — Mit dieſen Worten, die an mich gerichtet waren, berührte er meine Bruſt mit ſeiner verkehrten Hand, ein Zeichen der Verachtung, welches ich nicht zu ertragen vermochte; mein Blut ſchäumte auf, ich riß meinen Sarras aus der Scheide, und zu ſchlecht für meine gute Klinge, wollte ich ihn nicht durch einen ritterlichen Tod ehren, ſondern ihn wie ein Schwein erſchlagen, und ich verſetzte ihm zwei Hiebe mit dem Säbelgefäß, daß er ſogleich vom Pferde ſtürzte, und dann jagte ich die Klinge durch die Bruſt ſeines Roſſes, ſo daß es auf der Stelle verendete."

„Die Reuter, welche Zeugen von der Beleidigung und von meiner Rache dafür, waren, hatten keine Luſt ſich mir zu nähern, auch wäre das, da ich einmal im Zorne war, einem Jeden ſehr ſchlecht bekommen. Ich winkte meinem Halbbruder, der in meinem Zuge ſtand, und meinem getreuen Diener mir zu folgen, und alsbald ging es davon, der preußiſchen Grenze zu, doch verfehlte ich den Weg, und ſtatt über Pleck zu gehen, ging ich über Plonsk und Sochoczin, erſt hier meines Irrthums inne werdend und mich nach Sierpe wendend."

„Raſtlos war ich die Nacht hindurch geritten, es haben uns die Koſacken, zweimal abwechſelnd, verfolgt, zuletzt hatten ſie ihre Ordre an ein Piket von muſelmänniſchen Tſcherkeſſen abgegeben, und dieſe waren auf unſerer Spur und erreichten uns in der früheſten Morgenſtunde unfern des letztgenannten Ortes, noch bevor die Morgendämmerung anbrach; ſchon waren wir nahe an neun Stunden ununterbrochen geritten, meines Roſſes Hufe ſtreiften bereits längere Linien auf dem thauigen Graſe ab, da rief ich ihm zu: Sakul! Sohn des Alla Petſcha und der leichtfüßigen Karamuidan, welche mein Vater ſelbſt in Arabien kaufte, mache Deinem Stammbaum keine Schande! — und mit friſchem Muthe ſchüttelte das edle Thier die Müdigkeit der durchflogenen Nacht von ſich, leichter als je hoben ſich ſeine Glieder und es berührte kaum des Graſes Spitzen."

„Die Tſcherkeſſen hatten uns den Weg abgewonnen, friſch waren die Roſſe, ein bedeutender Bogen, den wir machten, war von ihnen abgeſchnitten; ſieben Unterofficiere und ein Officier kamen uns nahe genug, um mich anzureden; Einer derſelben rief, ich ſolle mich ergeben, oder er würde ſchießen."

„Schieß zu! erwiederte ich, aber triff gut, ſonſt haſt Du zum letztenmal ein Gewehr geladen. Das Gefecht begann, während wir ſtets im vollen Carriere blieben. Mein edles Thier bedarf keines Zügels, ich lenke es mit dem Munde, halte alſo beide Hände frei. Im Augenblick da der Tſcherkeſſe ſchoß, warf ich mich unter das Pferd, und der Rauch ſeiner Piſtole war noch nicht erkaltet, da ſtürzte er ſchon von meiner Kugel durchbohrt zu Boden. Im Fliehen lud ich das Gewehr wie-

Digitized by Google

der, mein Halbbruder, mein Diener schoß, mancher wurde getroffen, doch auch leider meine beiden Begleiter, welche todt auf dem Platze blieben und ihr Gepäck und ihre schönen Pferde den Verfolgern zur Beute ließen.

„Noch waren viere, die mir nachsetzten, und oft dicht an mich heran kamen, doch nach beiden Seiten hielt ich meine Pistolen, schlug bald auf diesen, bald auf jenen an, und hinderte sie solchergestalt, mir zuvorzukommen und meinem Pferde die freie Bahn zu verlegen; sie schossen noch immer aus geringer Entfernung, fünf Kugeln gingen dicht an mir vorbei, doch die sechste traf mich in den rechten Schenkel und ich fühlte mein Blut langsam herabrieseln."

„Nach und nach ermüdeten meine Verfolger, und ließen ab, nur der Officier blieb mein treuer Begleiter, bis unsern Rypin ein sumpfiger kleiner Fluß mich seinen Nachstellungen entzog; mein edles arabisches Roß setzte leichten Fußes hinüber, sein Pferd plumpte in den Morast hinein, und während er vergeblich sich abarbeitete, um herauszukommen, flog mein Sakul auf die preußische Grenze zu."

„Ich hielt einen Reuter, anscheinend einen Wirthschaftsaufseher, an, um ihn nach der Entfernung und nach dem Wege zu fragen, es war noch anderthalb Meilen bis zu dem preußischen Adler; ich erhielt einen Führer, der mit den Wegen wohl Bescheid wußte. Der Bauer lief eine Zeitlang neben mir her, doch da es unmöglich war, daß er mit meinem Rosse gleichen Schritt hielt, und es mir um Eile zu thun war, hieß ich ihn sich auf die Kruppe meines Pferdes setzen; der Bursche fürchtete sich vor mir, der ich geschwärzt von Pulver, geröthet vom eignen Blute war, und wollte nicht, ich hielt ihm jedoch mein Pistol vor den Kopf, und so setzte er sich denn auf und es ging besser; in einer halben Stunde sah ich schon die Kosacken, welche jeden Weg besetzt hielten, vor mir auf und ab reiten, ich suchte sie zu umgehn, doch sie bemerkten mich und jagten mir mit eingelegten Lanzen nach. Auch hier war ein Bach oder ein sumpfiger Graben mein Rettungshafen; Sakul, von einem dreißig Meilen langen Ritt noch nicht erschöpft, setzte trotz seiner doppelten Last, leicht über den Graben, und während die Kosacken auf und ab ritten, um einen Steg oder einen Uebergangspunkt zu finden, erreichte ich das preußische Städtchen Strasburg."

„Die Tscherkessen hatten sich wieder gesammelt, waren in Civilkleidern nach Straßburg gekommen, und hatten, da sie mich nicht mehr fangen konnten, die Absicht, mich zu ermorden, sie trugen verborgene Waffen. Ein Gensdarm entdeckte dies und gab dem Landrath, bei welchem ich mich gemeldet, Nachricht davon, weßhalb dieser mich in sein Kabinet verschloß, bis die Tscherkessen unter militairischer Begleitung aus der Stadt transportirt waren. Noch nicht zufrieden, erschien am folgenden Tage ein tscherkessischer Officier und reclamirte mich als einen Verbrecher, welcher der Kriegskasse 20,000 Rubel Silber entwendet habe."

„Die Angabe war zu lächerlich, um nicht gleich als Lüge erkannt zu werden, Niemand kann 20,000 Rubel Silber, d. h. 600 Pfund, auf einem Pferde fortschaffen; ich schrieb jedoch an den Fürsten Paskewitsch, welcher mir sofort das Zeugniß zukommen ließ, daß überhaupt keine Kasse beraubt, und daß ich nur als Deserteur verfolgt sei, daß auch Pferd und Waffen nicht kaiserlich, sondern mir zugehörig. Der verdammte Peüdin Beg, welcher nicht todtgeschlagen, sondern nur betäubt gewesen, ist von dem Fürsten nach dem Kaukasus zurückgeschickt."

„Ich blieb nun in der Nähe der Grenze; während des Winters war eine Reise größerer Art nicht zu machen, jetzt aber denke ich über England nach Amerika zu gehen und hoffe, daß die Russen, wenn sie schon die Hälfte zweier Welttheile inne haben, mich doch im dritten unangetastet lassen werden."

Ich rieth ihm, sein treffliches Roß zu verkaufen, da es ihm auf einer Seereise große Beschwerde machen würde, und äußerte, daß ich glaube, er habe dasselbe deßhalb hier auf dem Exercierplatz in all' seiner Herrlichkeit gezeigt. Er nahm einen Blumenstrauß aus einer auf dem Tische stehenden Vase und sagte: „Welcher Gärtner wird seine Blumen abschneiden und in einen finstern Schrank verschließen, damit sie dort verwelken? er zeigt sie Jedermann, damit ein Jeder ihre Schönheit empfinde, sich an ihrem Duft erquicke, und ihre Freude ist sein schönster Lohn; ich auch zeige mein Pferd und freue mich, daß es Euch gefällt, aber verkaufen werde ich meinen Lebensretter nicht, auch nicht, wenn sie mir zehnmal tausend Thaler auf den Tisch legten, wie sie mir schon einmal tausend Thaler boten, auch nicht, wenn sie mir so viel Geld hinschütten wollten, bis ich selber riefe: „Halt es ist genug! Mein Lebensretter ist mir nicht feil!"

Dr. B.

Herr Raab aus Prag und die Pariser Polka-Professoren.

Heinrich Börnstein schreibt: Ein wichtiges Ereigniß bewegt die Fußkünstlerische Welt und setzt Paris

Digitized by Google

allmählig in Aufregung. Vorgestern begegnete ich Cellarius, dem Europaberühmten Polka-Professor. Gott! wie sah der Mann aus, seine Knie schlotterten, seine Hände flogen in fieberhafter Zuckung hin und her, sein ganzer Körper beschrieb eine fabelhafte krumme Parabel. „Was ist Ihnen, Professor?“ fragte ich ihn. Er blickte auf, sah mich mit thränenfeuchten Blicken an, schüttelte schmerzlich den Kopf, und sagte, gen Osten deutend: „Prag!!! Oh!!!!!“ Dann schwankte er weiter. Gestern begegnete ich dem zweiten Polka-Professor, Lionel; Lionel stürzte über den Asphalt hinweg wie ein Verzweifelter, er rang die Hände, riß sich drittehalb Haare aus, und schrie in einem fort: „Prag! Prag!! Prag!!!“ — Der dritte Polka-Professor Buizot de van Pavert, derselbe, der angekündigt hatte, daß er die Polka so lehre, wie „selbe auf den Hofbällen in Wien getanzt werde,“ soll gestern Abend einen Selbstmordversuch begangen haben. Man fand ihn in seinem Zimmer eingeschlossen, zwischen einer leeren Pistole und einer vollen Flasche Wein, die er sich beide in den Leib jagen wollte; auf dem Tische lag ein ungeheurer Brief mit den Worten: „Prag! — Polka — die ächte — Raab, — oh! oh!! oh!!! — Heute erst erfuhr ich den Zusammenhang dieser schrecklichen Geisteskrankheit, die unsere berühmten Polka-Professoren so plötzlich befallen hat. Ich ging über das Boulevart des Italiens — da begegnete mir Cellarius, noch blasser, noch verstörter, als gestern, er war auf den Kopf gefallen und ging auf den Händen, seine Füße zuckten wie zwei Telegraphenflügel krampfhaft in der Luft hin und her — sein ganzes Physisches war umgestürzt. — „Um Gotteswillen, was ist Ihnen?“ fragte ich ihn, indem ich ihm herzlich den Fuß drückte. — „Ich will es Ihnen sagen,“ stöhnte er, „aber leise nur ins Ohr.“ — Ich legte mich auf das Trottoir, um kein Wort zu verlieren. — „Oh! seufzte er, kennen Sie Prag, aus dieser Hauptstadt der Bohemiens ist ein Tanzmeister hier angekommen: Heer Raab, der nun die echte Polka ankündigt, und ich — eh, was soll aus mir werden!“ — „Also, entgegnete ich, die echte Polka,, die Sie lehrten, war nicht die echte?“ — „Es kommt mir jetzt fast selbst so vor!“ keuchte er. — „Armer Mann, sagte ich zu ihm, flüchten Sie sich, ich will nicht von dem Zorne Ihrer geprellten Polka-Clienten sprechen, der nach Entdeckung der Täuschung über Sie losbrechen könnte, aber bedenken Sie, was viel ernster ist, Sie haben ganz Frankreich getäuscht, die große französische Nation zum Narren gehalten, der General-Prokurator ist streng, Sie können wegen Crime de lése-nation vor die Assisen oder wegen Escroquerie vor die Correctionelle gestellt werden. Fliehen Sie, so lange es noch Zeit ist.“ — Gerechter Gott, schrie er auf, und stieß mit dem Kopfe gegen das Asphaltpflaster, so daß es ganz hohl klang, Sie haben Recht — fort! fort! fort! ich gehe nach Prag, dorthin den Cancan zu verpflanzen. — Er faltete verzweiflungsvoll die Füße, machte mit den Händen einige Entrechats und lief dann auf diesen davon. — Raab aber ist jetzt der Held des Tages. Seine Biographie, wie er die Polka in einem böhmischen Dorfe, als unbekanntes, naives Bauernwesen gefunden, sie erzogen und gebildet, dann in die Wiener Salons aufgeführt und zur Königin des Tages gemacht habe, circulirt hier in allen Journalen — man reißt sich um seine Lectionen, glänzende Equipagen warten vor seiner Wohnung, um ihn schnell in dieses oder jenes Palais des Fauxbourg St. Germain zu führen; von London, wo in dieser Saison die Polka erst im zartesten Aufblühen ist, war ihm durch diplomatische Vermittelung der *** Gesandschaft einer der glänzendsten Anträge zugekommen, und ich glaube nicht, daß er je mehr nach Prag zurückkehrt. Wenn die Polka-Manie so fortgeht, und Raabes Zulauf so zunimmt, so kauft er sich nach zwei verpolkten Sommern in London und zwei zu polkirenden Wintern in Paris, die maison dorée auf dem Boulevart und lebt dort ruhig von seinen Renten, als Bürger, Hausherr und Polkist. Der Prophet ist nun gekommen und hat die echte Polka gelehrt, Raab aber wird bei der Geschichte ein reicher Mann.

Der Löwe in der Wildniß.

Ich erzähle von einem jener schrecklichen Kämpfe, die man in hundert Jahren kaum einmal sieht, von einer Scene von Blut und Tod, die sich für immer dem Gedächtnisse eindrücken.

Es sage Niemand, er habe schon Tiger und Löwen gesehen, er habe diese fürchterlichen Thiere in Menagerien und fest verschlossenen Käfigen studirt. Der Löwe und sein Nebenbuhler, der Tiger, braucht vor allen Dingen Luft und Raum. Hier, wo sie gehen, laufen, springen, leben und herrschen sie. Der Stab des Wärters beherrscht sie in ihrem Gefängnisse; in der Wildniß fürchten sie sich vor einem Heere nicht. Sieht man diese beiden Thierfürsten gravitätisch in ihrem Gebiete umhergehen, so erräth man auf den ersten Blick ihre Kraft, ihre Gewalt und fast ihren Charakter.

Digitized by Google

Um den Löwen und den Königstiger her giebt es immer einen Blutgeruch, der weit in die Ferne dringt und die Menschen erschreckt; hinter ihnen ist Blut und vor ihnen befinden sich noch Opfer, Stücke von Fleisch und zerdrückte Knochen. Der Löwe mordet und läßt seine Beute liegen, wenn er nicht vom Hunger getrieben wird. Der Tiger aber mordet, wenn er auch ganz gesättigt ist, kaut an dem Opfer, wälzt sich in dem Blute und entfernt sich erst dann, wenn er gänzlich ermüdet ist, oder wenn ihn ein neuer Reiz zu einem neuen Siege ruft. Der Tiger ist nicht einmal gegen den todten Feind edelmüthig.

Wir schwammen mit der Fluth hinab, ohne uns weit von der lachenden frischen Vegetation an den Ganges-Ufern zu entfernen. Wir wußten, daß wir von dem Obersten Ling, einem der reichsten Pflanzer in der Stadt der Paläste, mit echt englischer Herzlichkeit aufgenommen werden würden. Wir wußten, daß wir bald bei Tische sitzen würden neben einigen der liebenswürdigsten Damen von Calcutta. Bald sahen wir den zierlichen Kiosk emporragen, wo uns angenehme Abende erwarteten und wo wir alsbald von einer Gesellschaft Herrn und Damen auf das freundschaftlichste empfangen wurden.

Am andern Tage war Jedermann, nach einem vortrefflich hingebrachten Abend, bei guter Zeit auf und die Sonne hatte ihre glänzende Scheibe kaum gezeigt, als in den Gängen des Gartens um die schöne Wohnung des Obersten her die meisten der Gäste umherwanderten. Der Tag schien heiß werden zu wollen, kein Lüftchen bewegte sich, kein Blatt regte sich. Es lag in der Atmosphäre eine gewisse Erstarrung, die endlich allmählig auch auf uns überging, und wir fühlten uns ermattet, als hätten wir bereits eine lange Wanderung gemacht. Mit einmal blieben zwei prächtige Hunde, die uns begleiteten, stehen und fingen an ängstlich zu bellen. Man versuchte ihnen Ruhe zu gebieten, man drohte ihnen, man schlug sie; aber sie wichen nicht von der Stelle und ihr Bellen wurde immer ängstlicher.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Ein ehrenvolles Auskunftsmittel.) Die Uhr an der großen Moschee zu Tanger wollte nicht mehr gehen und sollte wieder in Ordnung gebracht werden. Leider war aber keiner der „Gläubigen" im Stande, dieses Geschäft zu übernehmen, ja nur anzugeben, was an der Uhr in Unordnung gekommen sei, obgleich Viele mit großer Sicherheit ihre Ansichten darüber aussprachen, z. B., daß ein Dschin, d. h. ein böser Geist seinen Aufenthalt in der Uhr genommen habe. Dies kam den andern sehr wahrscheinlich vor und man wendete deshalb die kräftigsten Exorcismen an; die Uhr stand todtstill. Ein christlicher Uhrmacher, „ein verfluchter Nazarener," war nun der einzige Helfer und zum Glück wohnte ein solcher in Tanger, in der „Stadt, die der Herr schützt." Er stammte aus Genua und war ein sehr frommer Christ. Wie sollten ihn die Anhänger des Propheten in ihrem Heiligthum arbeiten lassen? Die Uhr befand sich in der Mauer der Moschee und die frommen Gläubigen konnten unmöglich zugeben, daß ein Ungläubiger ihr Gotteshaus schände. Da kamen denn allerlei Vorschläge zu Tage: Einer meinte, man solle die Uhr stehen lassen, ein Anderer schlug vor, man möge Bretter dalegen, wo der Ungläubige gehen müsse, damit er den geweihten Boden nicht betrete; aber auch dies wurde nicht für sicher genug gehalten und man kam endlich überein, den Theil des Fußbodens aufzureißen, über welchen der christliche Uhrmacher gehen müsse. Nun begab man sich zu diesem und legte ihm die Sache vor, vergaß aber nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß er die Schuhe und Strümpfe ausziehen müsse, wenn er die Moschee betrete. Dessen weigerte sich der Uhrmacher, der erklärte, er habe in der Kapelle der heiligen Jungfrau seine Schuhe nicht ausgezogen, und werde sie deshalb noch viel weniger in dem Hause ihres Propheten ausziehen. Die Mohamedaner waren wüthend und wußten nicht, was sie thun sollten. Da verlangte endlich ein graubärtiger Priester das Wort und sagte: „Wenn die Moschee baufällig ist und Stein und Kalk für die Maurer hineingebracht werden müssen, tragen da nicht Esel diese Lasten hinein und behalten sie nicht auch ihre Hufe? Und glaubt der Esel an Gott und an Mohamed, den Propheten Gottes? Ihr sagt nein. So laßt auch den Christen in Schuhen in die Moschee gehen wie ein Esel und wieder herauskommen als ein Esel." Gegen diese weise Rede wußte Niemand etwas einzuwenden, der christliche Uhrmacher ging demnach gleich einem Esel in die mohamedanische Moschee und besserte die Uhr aus.

— In der Festung San Leo, dem päpstlichen Spielberg, soll folgendes Ereigniß vorgekommen sein. Von den politischen Verbrechern, erzählt man, sei Einer in die Feste San Leo, auf jenem unzugänglichen Felsen in den Apenninen, gebracht worden. Da alle Zellen besetzt waren, so gab der Gouverneur, den die Gicht an das Bett fesselte, den Befehl den Gefangenen vor der Hand in einen der unterirdischen Kerker zu bringen, und die Soldaten ließen ihn in den ersten besten hinunter. Es vergingen mehrere Tage und wurde dem Gefangenen täglich seine Ration in dem Korbe hinuntergelassen, bis er Einsprache erhob. Er rief eines Tages hinauf, sie wären zwei in dem Kerker und man möge also für Zwei Nahrungsmittel bringen. Der Gouverneur ließ sich hierauf an Ort und Stelle bringen und erkannte mit Schrecken, daß man den Neuangekommenen zu einem alten geheimnißvollen Gefangenen gebracht habe, obwohl es bei der strengsten Strafe verboten, diesen mit irgend Irmandem sprechen zu lassen. Das Gerücht sagt, dieser ge-

Digitized by Google

heimnißvolle Unbekannte sei ein Franzose und zwar ein Geistlicher aus der Revolutionszeit. Die französische Regierung soll mehrmals die Auslieferung desselben verlangt haben; wie man erzählt, hat man aber jedes Mal geantwortet, jener Gefangene sei gestorben. — Man erinnert sich vielleicht, daß auch Cagliostro auf diesem Felsen San Leo gestorben ist, und offenbar in demselben unterirdischen Kerker. Wenn mächtige Freunde in Rom die Freilassung Cagliostros verlangten, verbreitetete man auch das Gerücht von seinem Tode, bis man allgemein daran glaubte, obwohl es jetzt so ziemlich gewiß ist, daß Cagliostro erst 1795 gestorben, also nach der Zeit, welche von seinen Biographen angegeben wird.

— Mehrere Journale erzählen, daß eine Frau zu Veritate keinen Ehecontrakt unterschreiben darf, sondern als treffende Bezeichnung immer nur ein Kreuz darunter malt. Bei uns zu Lande ist es umgekehrt, die jungen Frauen schreiben ihren Namen unter den Ehecontract und zwar herzlich gern — das Kreuz aber kommt nach, und oftmals ein recht großes; man nennt es Hauskreuz.

— Die Sängerin M. in B. weigerte sich vor einiger Zeit, angeblich wegen Heiserkeit, zu singen. Auf die Frage des Arztes, wie sie sich bei der warmen Witterung habe erkälten können, erwiderte sie: „Ich habe unglücklicher Weise den noch feuchten Theaterzettel gelesen."

— Einem Berliner Criminal-Commissarius ist es gelungen, eine höchst gefährliche Gesellschaft zu entlarven, die das fürchterliche Handwerk trieb, den Meineid auf eine systematische Weise und nach unter sich getroffenem Abkommen zu betreiben. So hatte einer derselben vor einigen Jahren die Dreistigkeit gehabt, an einen ihm halb bekannten wohlhabenden Mann heranzutreten und ihn zu fragen, wann er ihm wohl die geliehenen 500 Thaler zurückzahlen würde. Der Gefragte hielt die Sache zuerst für einen Scherz, er erhielt aber andere Ansichten von der Sache, als er verklagt wurde, und der Kläger sich erbot, durch zwei Männer, die bei der Auszahlung des Geldes zugegen gewesen wären, die Richtigkeit der Forderung beschwören zu lassen.

— Kürzlich hat sich ein entlassener Postbeamter auf eine schreckliche Art das Leben genommen. Er warf sich nämlich, als der Eisenbahnzug zwischen Düsseldorf und der Kölner Chaussee heranteilte auf die Schienen, und zwar so dicht vor das Convoi hin, daß es trotz aller Anstrengung des Zugführers, den Zug zum Stillstande zu bringen, unmöglich wae, den Unglücklichen zu retten, dessen Körper, wie man hört, gräßlich verstümmelt ist.

— Ein englischer Schiffscapitain bewarb sich um eine gewisse Miß Hudson und erhielte einen Korb. Einer seiner Freunde tröstete ihn folgendermaßen: „William, beruhige Dich, Du bist wahrlich nicht der Erste, der die Hudsons-Bai verfehlte."

— In Dresden spukt die Phrenologie. Lieutenants, Akademieschüler und sentimentale Mondbesinger stehen den ganzen Tag vor dem Spiegel, besehen und befühlen die Beulen an ihren Schädeln, um zu erfahren, ob sie Genies sind. — Ein berühmter Phrenolog, der Justinus Kerner's Schädel belenchtet herausgegeben hat, will nächstens auch den Leipziger Literatenverein besuchen, um Experimente zu machen.

(Lesefrucht.) Am 18. Februar dieses Jahres brannte in Lobenstein das auf dem Berge einzeln stehende Haus weg. Unterm 22. desselben ward darauf durch Nr. 9 des Lobensteiner Wochenblattes folgender Allerhöchster Erlaß bekannt gemacht:

Höchster Erlaß,
das am 18. Februar 1844 zu Lobenstein stattgehabte Feuer betreffend.

Augenzeuge des Feuers auf dem Berge in Lobenstein spreche **Ich** mit Freuden wiederholt aus: wie sich die Thätigkeit und Entschlossenheit unseres Völkchens auch bei dieser Gelegenheit bewährt und die Ruhe und der Gehorsam, die bei Ausführung der Löschanstalten trefflich stattfanden.

Darüber **Meine** Zufriedenheit!

Vor Allem den Landesherrlichen und Kommunalangestellten, die da waren, aus allen Dienstzweigen und Abtheilungen.

Rügen aber muß **Ich**, daß — wenigstens im Anfange, also da, wo Hülfe und kräftiges allgemeines Einschreiten Noth thut, viel zu wenig Leute anwesend waren, um die Gasse zum Löschen zu bilden, Wasser zu tragen und dergleichen mehr.

Das ist ein großer Fehler!

Und wie er einst weh! ein Stück der Stadt Hirschberg — die Kirche bestimmt — den Flammen geliefert, so konnte es neulich bei ungünstigem Winde, den uns der Himmmel abwendete, in Lobenstein noch schlimmer werden.

Mein Grundsatz ist:

erst löschen und dann einpacken.

Nämlich so:

Wenn ein kleines Feuer schnell bewältigt wird, so schlafen dann die Leute ruhiger, als wenn durch Vernachlässigung desselben eine schlechtgebaute Stadt vielleicht draufgeht.

Ein schnell gelöschter Vorhang,

(Spreche aus eigner Erfahrung)

eine gelöschte Asche aus der Pfeife, rettet das;

von einem Häuschen wälzt sich der Brand auf 400.

der Schneeball wird zur Lawine.

Ich verlange von den „Wohlhabenderen," daß sie Gemeinsinn genug besitzen, ihr „Ich" für „Stadt und Land" hintanzusetzen.

Sie haben dies zu veröffentlichen und diejenigen, welche dessen würdig sind, öffentlich zu belohnen.

Schloß Ebersdorf, den 22. Februar 1844.

An H. 72

die Landesdirection —

— In dem Zuchthaus zu Belton ist die gewöhnliche Disciplinarstrafe ein Sturzbad. Der Strapällige wird in einen engen Behälter gespannt mit einem Halsband, das ihn hindert, sich zu bücken; dann werden drei oder 4 Gefäße eiskaltes Wasser nach einander über ihn gegossen. Diese Strafe soll die Hartnäckigsten zahm machen.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Als Straßen-Toilette dient noch immer der über Kreuz liegende **Oberrock.** Der Kragen hat 4 Centimetres in der Höhe des Fußes und 6 Centimetres in der Breite des Ueberfalls; die Taille übersteigt kaum die Hüften, sie ist breit und unten gebogen, der Rock kurz und weit; die ziemlich breiten und oben viereckigen Anglaisen kön-

Digitized by Google

nen bis nach unten überschlagen, oder bis oben hinauf zugeknöpft werden, ohne daß sie dadurch eine Spannung oder Unbequemlichkeit veranlassen; die Zipfel des Kragens macht man ebenfalls viereckig, in völliger Uebereinstimmung mit dem obern Theile der Anglaisen, obgleich sie um zwei Centimetres schmäler sind; die Aermel sind halb anschließend, etwas kurz und die Aufschläge sehr niedrig. Die Oeffnung des Aermels hat zwölf Centimetres und wird durch vier nah aneinander befindliche Knöpfe geschlossen. Rock, Leib und Aermel füttert man mit zu der Farbe passender Seide. Alle Oberröcke sind überwendlinks und auf dem Rande gesteppt; die Knöpfe sind von façonnirter gedrehter Seide oder von glattem Cachemore, ihre Form ist halb gewölbt oder flach, je nachdem der Geschmack des einzelnen Kunden oder der des Kleidermachers es bestimmt, denn was die Verzierungen anbetrifft, da pflegen die Kleidermacher ihrem eigenen Geschmacke zu folgen, und ihre Kundschaft muß sich dem unterwerfen. Die zu den Straßen-Oberröcken am meisten getragenen Farben sind: schwarz, moosgrün, dunkelblau, dunkelmandelfarbig, brun andalouse, manteau d'Urville, bronze montagne, bronze d'Amérique, noir d'Alger, bruyère d'Athènes und sehr dunkles pensee.

Die als Straßen-Toilette getragenen **Gilets** werden alle mit geradem Kragen gemacht, die Boedertheile sehr lang, unten eine Spitze bildend; höchstens schließen 4—5 Knopflöcher das Gilet, über der Brust steht es weit offen, um einen Theil des Hemdes sichtbar werden zu lassen. Die für solche Gilets beliebtesten Stoffe sind: die weißen Piquées und und die chamois paille oder perlgrauen Valencias. Die Knöpfe von jenen Gilets sind von Gold oder von Silber in der Art eingerichtet, daß sie nach Willkühr hinausgenommen werden können.

Die **Beinkleider** zur Straßen-Toilette macht man halb anschließend, gerade auf den Stiefel fallend, und mit befestigten Sprungriemen. Die Satins Bonjeau und Montagnac haben unter den Stoffen zu solchen Pantalons den Vorzug. In der That können die andern hinsichtlich der Schönheit des Gewebes, der Elasticität des Stoffes und der geschmackvollen Zusammenstellung der Farben nicht mit ihnen rivalisiren. Unter den Farben lieben unsere Elegants am meisten hellgrau einfach oder klein getüpfelt, dunkelgrau mit durchwirkten hellgrauen Fäden, hell nußbraun mit doppelten Fäen und schottische Muster, Letztere jedoch in geringer Quantität.

Es wird viel darüber verhandelt, ob die **Twines** noch modisch sind, oder ob man sie als einen Anzug aus dem vorigen Jahre betrachten muß. Wir begreifen diesen Streit nicht, denn der Augenschein lehrt es, daß Twines zu keiner Zeit zahlreicher getragen worden sind, als eben jetzt.

Damen-Mode. Der Schnitt der **Kleider** ist unendlich verschieden. Jetzt versucht man auch noch **Tunicakleider** in die Mode zu bringen, welche auf hübschen Kleidern von schottischem Batist oder Perkal getragen werden sollen. Diese Tunicas haben einen kurzen Rock, so daß man die Garnitur des Unterkleides sieht, und kurze Aermel, um Unterärmel sehen zu lassen. Wenn man ein halbhohes seidenes Kleid mit Bauschärmeln und einem Rock mit einem einzigen Volant trägt, so hat man versucht, die bereits durch Armbänder, Stickereien ꝛc. geschmückten Unterärmel noch mehr durch Schleifen und durch vollständige Handarmbänder zu verzieren, und es sieht dies allerdings sehr gut aus. Ein solches Kleid paßt recht gut zu einem Fichu und einem Hute von weißem Tülle, der mit hübschen Blumen ausgeputzt ist.

Die **Cannezous** sind für den Augenblick die beliebteste Fichuart. Die Antainetten nehmen nicht mehr den ersten Rang ein und allerdings war bei ihnen der Uebelstand, daß sie nur feinen Schnitt zulassen, während man den Cannezous zwanzig verschiedene Formen geben kann.

Bei einer schlanken Taille und vorzüglicher Haltung sieht ein Pompadourkleid noch immer vortrefflich aus, es mag von Barège, von Tüll de la vierge oder von indischem Muslin sein. Das Leibchen und die beiden Seiten des Rockes werden mit einer Bandruche garnirt; die Aermel reichen bis unter den Ellenbogen, sind etwas weit und haben ebenfalls Bandgarnituren. Es können sehr dünne Unterarmel getragen werden; aber die Form der Pompadourärmel kleidet so gut, daß es Schade ist, wenn man den Arm nicht bloß läßt. Das Unterkleid ist stets auch mit Falbeln oder Spitzen garnirt. Unter dem Leibchen befindet sich eine einfache ausgeschnittene Guimpe. Dieser Anzug sieht reizend aus in einer Sommergesellschaft und will man damit ausgehen, so wählt man am besten einen Langshawl von chinesischem Crepp oder von Spitzen, der einen breiten Volant hat, und einen Reisstrohhut mit sehr schönen Blumen.

Im Allgemeinen herrscht ein großer Luxus in Bandern. Merkwürdig ist das schnelle Wiederverschwinden der carrirten Zeuge. Man benutzt das Schottische nur noch zu Hauskleidern.

Merkwürdig ist das plötzliche Wiedererscheinen der Uhren, um welche die Damen seit mehren Jahren sich gar nicht kümmerten.

Die meisten **Hüte** und **Capoten** sind von Crepp und man hat sie in allen Farben. Sie werden mit Illusionstülle und Atlasbändern ausgeputzt. Unter dem Schirme der Hüte bringt man Blumen an, doch giebt man der Blonde, dem Tulle und den Bandern den Vorzug.

Wie bereits erwähnt, ist die sogenannte Amazonen-Form der **Kleider** zur Morgen-Toilette fast allgemein angenommen; natürlich haben aber diese Kleider die Schleppe der eigentlichen Amazonenkleider nicht, wie die Damen dabei keine Reitgerte in der Hand tragen. Das hoch hinaufgehende Leibchen ist ganz glatt, und von dem Gürtel an bis hinunter an den Saum des Rockes laufen zwei Reihen silberne Knöpfe; das Leibchen hat eine lange Taille mit Schößen; die Aermel sind eng, mit silbernen Knöpfen besetzt, und wie Manschetten von gestärktem Batist versehen. Der Steff des Kleides ist weiß von Toiline mit grünen Carreaux auf grünem Grunde. Dazu werden auch grüne Stiefelchen und ein Langshawl getragen, welcher zu dem Kleidstoffe paßt.

Die Kleider von weißem Barège werden mit breiten ausgezackten schrägen Streifen besetzt, die man mit schmalen Fransen garnirt. Das Leibchen ist glatt mit abgerundeter Schneppe und hat eine Mantille von gleichem Stoffe, die ebenfalls mit offenen Fransen besetzt ist. Die Aermel sind kurz und unter dem Arme offen. Dazu trägt man halblange Handschuhe und einen Langshawl von weißem chinesischem Crepp mit glänzenden Gold- und Silberfäden. Man sieht viele bunte Barèges, die ombrirt oder jaspirt sind in Roth, oder Blau, oder auch in hellen Farben, wie Rosa, Perlengrau oder Kohlgrün. Auf diesem einfarbigen Grunde befinden sich dann satinirte weiße Carreaux. Solche Kleider trägt man bei kleinen Soirees Dansantes, denn man tanzt noch immer, wenn nicht in Paris, so doch auf dem Lande und in den Badeorten. Die hohen, wie die ausgeschnittenen Leibchen sind mit Revers versehen, welche mit Spitzen garnirt sind. Die Kleider von schottischem Taffet sehen zur Halbtoilette sehr gut aus.

Die **Hüte** von durchbrochenem Stroh stehen noch immer in Gunst. Doch trägt man auch viele Capoten von glasirter Seide, so wie Crepphüte, die mit Rosen und Maradouts ausgeputzt sind. Auf Reisstrohhüten sehen Feldblümchen, Haideblümchen ꝛc. am Besten aus.

Erklärung der Modenkupfer.

Nr. 1. Rock mit einer Reihe Knöpfe. Kragen mit Seiden-Moiren überzogen. Gestreifte Beinkleider. Nr. 2. Amazonen-Anzug oder Reitekostüm für eine Dame. Nr. 3. Hut mit Blumen und Band ausgeputzt. Kleid mit engen Aermeln, darüber kurze weite, und gezogne Leibchen. Der Rock mit Frisuren garnirt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold
Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Trauernden.

I.

Der Tod erhob sich mit aller Macht,
Zu wandern im Erdkreis um Mitternacht.

Still trat er ein zum leuchtenden Schloß
Und nahm dem Freiherrn den ältesten Sproß.

„Aus ist die Freude, seit dieser erblich,"
Rief der Vater, „komm, Tod, erlöse auch mich."

Von der Seite des Freundes riß er den Freund,
Mit dem er von früh'ster Jugend vereint.

„Was soll ich auf Erden wohl ohne Dich thun?"
Stöhnt der, „könnt' ich, Treuer, doch bei Dir ruhn!"

Dann führt er hinweg eine holde Maid,
Um die ein wackerer Jüngling gefreit.

Der netzte mit Thränen ihr Leichengewand;
„O, trage mich mit Dir in jenes Land!"

Die Mutter raubt er dem zarten Kind,
Die es pflegte vom Morgen zum Abend lind.

Das saß, wie erstarret, fern von dem Sarg,
Indem es im Winkel sich stumm verbarg.

Und fort zog der Tod und schritt seinen Gang
Von Ende zu Ende die Erd' entlang.

II.

Und als verstrichen ein flüchtiges Jahr,
Da naht er sich wieder der trauernden Schaar.

Der Freiherr saß lächelnd in seinem Haus,
Und um ihn tobten die Knaben im Braus.

Er selber nahm Theil an dem tollen Gewühl
Und war die Seele vom ganzen Spiel.

Der Freund weit in der Genossen Kreis,
Beglückt strahlt das Auge, die Stirn ist heiß.

Es tönet beim gellenden Becherklang:
„Hoch lebe die Freundschaft!" im lauten Gesang.

Es führet die Braut mit dem Kranz im Haar
Der Neuverlobte zum hohen Altar.

Sie kehren im freudigen Muthe zurück;
Nicht ruht auf der Todten Gewölbe ein Blick.

Zum Hügel der Mutter, vom Thaue naß,
Schleicht die Kleine hinauf, ihr Antlitz ist blaß.

Was ihr Gärtchen von köstlichen Blüthen gehegt,
Ward gepflückt und auf den Marmor gelegt.

„Dein Gram war rein," sprach der lauschende Tod,
Drum mach' ich frei Dich von aller Noth.

Und freundlich nahm er die Kranke hinfort
Und führte sie mit sich zum friedlichen Port.

K.

Digitized by Google

Lobrede der Nase auf die Dose.

Sei mir vor Allem gepriesen, Du Bewahrerin des heiligen Pulvers, welches dem Verlangen Fassung, dem Geheteten Gedanken, dem Stolzen Herablassung, dem Feigen Muth, dem Feemden Bekanntschaft, dem Redner Erholung, dem Schalk Vertrauen, dem Schein Würde, der Leerheit Ansehen, der Prahlerei Gewicht giebt! Sei mir gepriesen, Dose, unter allen Gestalten, die sinnige Künstler in Metall, Holz und Pappe Dir gaben; gepriesen mit alle den Sinnbildern, welche Witze, Eitelkeit und Liebe zum Schmucke Dir verliehen! Du dienst in den Händen eines vornehmen Witzlings zur Unterstützung eines seichten Wortspiels, und in der Hand des Tagelöhners zur Ausfüllung der bedungenen Arbeitsstunden. Langsam, mit verfinsterten Augenbraunen und gefalteter Stirne öffnet Dich der Richter bei Ausfertigung eines Urtheils; bedächtig, mit empergezogener Unterlippe, das Haupt wiegend, klopft am Krankenbette der Arzt auf Dich, um den Umstehenden das Schwierige des Falles und die Wichtigkeit seines Rathes bemerkbar zu machen. Minutenlang hat der Denker seine Finger wie ein Fuchseisen in Dich gesenkt, ehe er sie, die Augen nach der Decke gewandt, tief einziehend an das Organ des Geruchs beingt. Schnell öffnet Dich der um einen Reim verlegene Dichter und achtet nicht, daß Dein Inhalt vergeudet wird; Dich dreht, die Blicke schief nach der Seite gerichtet, die Lippen aufgeworfen, der hohe Gönner in den Händen, wenn ein unterthänigst Bittender, oder ein Buchhändler, wenn ein armer Schriftsteller mit einem Manuscripte vor ihm steht. Der Näscher und der Geizige, so sehr sie Dich achten, tragen Dich selten oder nie bei sich, sehen Dich aber bei Bekannten und Feemden um so lieber. Du knüpfst Unterhaltungen an und brichst sie ab. Du dienst zur Empfehlung und zur Entschuldigung. Du machst den Eingang in manches interessante Gespräch. Du vereinst streitende Partheien und lässest es dabei am meisten über Dich gehen. Du kürzest der Langweile die Zeit und verlängerst dem Spieler die Ueberlegung. Durch die Gemälde, die Dich zieren, bist Du das Mittel, Moral, Politik, Geschichte, schöne Wissenschaften und Bildung bis in die niedrigste Volksklasse zu verbreiten und Vaterlandsliebe zu erwecken. Du bringst Leben, wenn auch nur durch Annehmen, Verweigern und Niesen in die leblenste Gesellschaft. Du bist das Hülfsmittel so manches seichten Kopfes, der den Nachsatz oder Beweis schuldig bleiben muß. Du bist der Schild, hinter den sich das Lächeln des Satyrikers versteckt. Nach Deinem Werthe, nach Deinem Aeußern beurtheilt man, oft wohl zu verschnell, Deinen Besitzer, seinen Geschmack, sein Handwerk, sein Treiben, seinen Charakter, seine politische Meinung. Du bist im bürgerlichen Leben mehr, als man glaubt. (Das Buch von der Nase. Leipzig, Jackowitz.)

Seltene Demüthigung.

Der König Jakob der Erste in England hatte ein sehr heftiges Temperament, und war wohl einer der jähzornigsten Monarchen. Sobald er indessen zu sich selbst kam, hielt er es nicht unter seiner Würde, Unrecht zu bekennen und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einst hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien verlegt. In der Meinung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft habe, fuhr er ihn heftig an, und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise von Treue und Pünktlichkeit gegeben hatte, warf sich auf die Kniee und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritte um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einige Entfernung vom König, nahm eine feste Haltung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient, solchen Lohn habe ich weder erwartet, noch verschuldet." Zugleich neigte er sich ernst und tief, und erklärte dem Könige: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Male auszusetzen. Damit entfernte er sich und reisete eine Stunde darauf nach Schottland, seinem eigentlichen Vaterlande, ab.

Bald nachher erfuhr ein zweiter Schreiber, was vorgegangen war. Ihm hatte der König die Dokumente eingehändigt, aber vergessen, daß er dies gethan hatte. Sogleich eilte jener mit den Papieren zu Jakob. Unverzüglich gab der König Befehl, dem Gib einen Courir nachzuschicken, und erklärte diesem dabei mit einem kräftigen Eide: er werde nicht eher essen, trinken und schlafen, bis er ihn zurückgebracht habe. Gib kam vor den Monarchen, und der Monarch ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder nnd schwur, nur dann aufstehen zu wollen, wenn ihm sein Diener die ungerechte Beleidigung, die er ihm angethan, verzeihen würde; und als dieser aus Bescheidenheit sich weigerte, das Wort Verzeihung als

Digitized by Google

unschicklich vom Diener gegen seinen Herrn auszusprechen, behaarte Jakob darauf, bis ihm von Gib — verziehen worden war.

Lesefrucht.

Die „Grenzboten" enthalten jetzt folgende „briefliche Notiz aus Wien."

Vor kurzer Zeit enthielten mehrere deutsche Blätter folgende Notiz: „Der deutsche Renegat Wetzlar, der vor zwei Jahren Muselmann wurde, den Grad eines Majors erhielt und sich mit einem türkischen Mädchen verheirathete, entfloh vor drei Wochen aus Constantinopel mit Zurücklassung von 60,000 Piastern Schulden und einer schwangeren Frau."

In Bezug auf diese Notiz ist uns eine Reclamation von einem seiner nahen Verwandten der in Rede stehenden Frau mitgetheilt worden, worin es heißt: „Gesetzt, das Factum hätte sich buchstäblich ergeben, so werden Sie finden, daß die Art und Weise, in welcher es mitgetheilt wurde, die gesammten Mitglieder einer jedenfalls hochgestellten, adeligen Familie, die in ihrer Mitte kaiserliche Generale und Stabsofficiere zählt, und die zumal noch mit mehreren gräflichen Familien nahe verwandt ist (!), auf das Empfindlichste compromittirt hat." (Der erwähnte Renegat hieß, als er noch Christ war, Herr Baron von Wetzlar-Plankenstern.) „Die ganze Mittheilung ist jedoch nichts als eine Mystification und Verläumdung." (Hört!)

„Baron Wetzlar, dermalen Achmet Bey, ist weder durchgegangen, noch hat er seine Frau in Elend hinterlassen können, nachdem auf officiellem Wege, durch Vermittelung der Sultanin Valide, Baron Wetzlar die achtzehnjährige Wittwe des Mustapha Pascha, eine geborene Emirs-Tochter, also Fürstin, die zumal ungeheuer reich ist, vor zwei Jahren geheirathet hat. Herr Baron Wetzlar, nunmehr Achmet Sabit Bey, ist vor drei Jahren nach Constantinopel mit obrigkeitlicher Bewilligung in der Absicht gereist, dort als Instructor der großherrlichen Armee angestellt zu werden. Ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Sultan, dessen Wohlgefallen er durch sein Exterieur so glücklich war, augenblicklich zu gewinnen, und glänzende Versprechungen (!) bewegen ihn, ganz in türkische Dienste zu treten. Reich beschenkt, zum Bey erhoben, wurde er auf der Stelle Col-Aga, d. h. Adjutant-Major. Drei Wochen später erhielt er den Rischanerden in Diamanten und wurde Bimbascha, d. h. erster Major. Bald darauf erfolgte seine Absendung nach Syrien als Adjutant vom Oberpascha. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kehrte er nach Constantinopel zurück, wo, wie alle Zeitungen es berichtet haben, seine Verheirathung mit ungewöhnlichem Pompe stattfand. Eben jetzt, d. h. am türkischen Neujahrstage (nach unserer Zeitrechnung am 12. Januar 1844) erhob ihn der Sultan zum Kaimak.n d. h. zum Obersten, und er wurde als Beweis des Vertrauens, welches die hohe Pforte in ihn setzt, als General-Adjutant dem Gouverneur von Belgrad Sr. Excellenz Hafis-Pascha zugetheilt, allwo er factisch am 1. März eingetroffen ist, was er mir mit der gestrigen Post berichtet hat." — Wir geben dieses Schreiben, dessen Autograph vor uns liegt, ohne weiteren Commentar und überlassen dem Leser das Weitere.

Die Deutschen in Paris.

Manche Gewerbe werden in Paris fast ausschließlich von Deutschen betrieben und namentlich sind die deutschen Schuhmacher und Schneider so zahlreich, daß man es den Franzosen nicht übel nehmen könnte, wenn sie meinten, die Deutschen wären ein Volk von lauter Schuhmachern und Schneidern. Man zählt ungefähr 2000 deutsche Schuhmacher und 4000 deutsche Schneider in Paris und merkwürdiger Weise sind alle Pariser Schneider, die sich einen Namen gemacht haben, Deutsche gewesen; die Pariser Moden gehen sonach eigentlich von Deutschen in Paris aus. Die französischen Schneider erkennen aber auch die Ueberlegenheit ihrer deutschen Collegen so vollständig an, daß sie sich gar nicht selten deutsche Namen beilegen, um sichere Kundschaft zu erhalten.

In der Kunst und namentlich in der Musik ist Deutschland in Paris ebenfalls glänzend vertreten; Mayerbeer beherrscht das Theater, Franz Liszt gilt für einen Deutschen ꝛc.; unter den berühmtesten Malern zeichnen sich die Brüder Scheffer, Winterhalter ꝛc. aus; die deutsche Literatur vertritt Heinrich Heine, kurz überall haben sich die Deutschen in Paris die glänzendste Anerkennung verschafft. Mehrere deutsche Familien stehen mit an der Spitze der Mode und Eleganz, vor allem der Graf Appony, dessen Gemahlin die matinées dansantes in die Mode brachte; der Baron von D., ein Millionair, der jede Woche die eleganteste Pariser Welt in seinem Palaste sieht, der Baron Rothschild ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt ist keine glänzende Pariser Gesellschaft ohne Deutsche vollständig und deßhalb keine Nation in den Salons so gesucht, wie die Deutschen. Die Russen,

Digitized by Google

meint man, kann man bei einem Balle recht wohl entbehren, die Engländer sind keineswegs unumgänglich nothwendig, obwohl sie viel zum Glanze beitragen, wenn sie in ihrer vollen Uniform in Roth und Gold erscheinen; die Abwesenheit der Spanier, Italiener, Amerikaner, Portugiesen ꝛc. bemerkt man nicht, aber ein Ball ohne Deutsche hat nicht die Hälfte seiner Reize, denn nur die Deutschen können — walzen. Die Franzosen sind zu leichtsinnig, zu flatterhaft, zu ungestüm, als daß sie in einer Kunst sich auszeichnen sollten, die nicht blos Leichtigkeit, sondern auch Kraft, Ruhe, Berechnung, Gewandtheit und Ausdauer erfordert. Ein guter Walzertänzer muß ein Knie von Stahl, einen Fuß von Gummi, einen Arm von Eisen, ein Herz von Erz und einen Adlerblick besitzen; er muß Herr über seine Bewegungen wie über seine Gefühle sein, und ein Verein so vieler kostbarer Eigenschaften findet sich nur bei den bevorzugten Wesen, die auf dem Boden Deutschlands gedeihen. Deshalb bestreben sich alle vornehmen Häuser in Paris, Deutsche an sich zu ziehen und es regnet Einladungen in alle Häuser, wo es Deutsche giebt. Auch unsere deutschen Mädchen und Frauen haben die Franzosen endlich besser kennen gelernt; man darf, sagen sie, ihrem ruhigen und scheinbar gleichgültigen Aussehen nicht trauen; sie verstehen sogar, mit den Pariserinnen zu wetteifern; kein Hülfsmittel der Koketterie ist ihnen unbekannt und ihr Erfindungsgeist weiß sogar die unerwartetsten Künste in Anwendung zu bringen. Im vorigen Winter bei einem der großen Bälle, welche der Polizeipräfect in dem Stadthause zu Paris gab, tanzte z. B. eine junge schöne deutsche Frau, Frau von M. Mit einem Male löste sich ihr Haarputz auf und gewährte so einen reizenden Anblick, denn ihr herrliches blondes Haar fiel wallend bis auf den Fußboden hinab. Man verglich das kostbare Haar mit einem goldnen Wasserfall. Die Frau von M. stellte sich verlegen und bemühte sich, ihr schönes Haar wieder zu ordnen, aber die böse Welt behauptete, der Unfall sei genau berechnet gewesen.

Ein anderer Beweis noch, daß die Deutschen unter allen Fremden in Paris die angesehensten sind, liegt darin, daß die Sängerinnen und Tänzerinnen dort jetzt die deutschen Herren vor allen andern vorziehen. Der englische Lord hat viel von seinem Rufe verloren, der spanische Herzog bezahlt in schlechten spanischen Papieren, nur die Deutschen haben immer gutes Geld und sind ziemlich freigebig damit.

Miscellen und Anecdoten.

— Vom Rhein schreibt die Elberfelder Zeitung: Im Herzogthum Nassau macht man in Sachen der Mäßigkeitsvereine kurzen Proceß. Die Wirthe sind gehalten, keinem ihrer Gäste mehr als zwei Gläschen Branntwein zu schenken; geschieht dies dennoch, so werden sie in 50 Gulden Strafe genommen; bei einer zweiten Uebertretung dieser Vorschrift wird ihnen die Concession zur Fortführung ihrer Wirthschaft versagt. Trunkenbolde, welche sich öffentlich blicken lassen, werden eingesteckt; außerdem werden ihre Namen durch Gassenruf bekannt gemacht, damit namentlich die Wirthe davon in Kenntniß gesetzt werden, welche bei schwerer Strafe gehalten sind, einem solchen Säufer keinen Tropfen Branntwein je wieder zu verabreichen.

(Mittel gegen Heimweh.) In einem Waidmannsbuche lesen wir folgenden Vorfall: Meister Georg von Wildenhamb verdingte seinen zwölfjährigen Sohn Gotthold bei dem Oberförster Erhard zu Lahn in die Lehre, und als der Tag kam, wo der Bube seine Lehrzeit anzutreten hatte, begleitete er ihn die Hälfte Weges bis zum Ufer der Pegnitz. Hier zog der Vater die Hauspeitsche hervor und gab dem Sohne noch allerlei heilsame Ermahnungen, hieb ihm zuletzt mit der Peitsche über den Rücken und sagte: „Lieber Gotthold! es wird Dich unfehlbar eine Krankheit beschleichen, welche man das Heimweh nennt, suche aber vor 3 Jahren in Deiner Eltern Hause keine andere Arzenei, als die Du jetzt gekostet hast; ich würde Dich eben so unbarmherzig züchtigen, wenn Du Deinem Lehrherrn davon liefest, als wenn Du ihm nicht mit kindlichem Gehorsam unterthan wärest." — Der wohlerzogene Gotthold machte seinem Vater in jeder Hinsicht Freude und Ehre.

(Lesefrucht.) Auf den langen Zetteln an den Berliner Steaßenecken liest man folgende lächerliche Anzeige mit großen Lettern: „Gleich dem achten Wunderwerke der Welt ist die erstaunend auffallende Billigkeit von Schlafröcken u. dergl. m." Am Schlusse heißt es: „Hier muß die Welt erstaunen über die ungeheure Billigkeit." Auf einem andern Zettel lesen wir: „Es existirt kein Geldmangel mehr. Der Sommer rückt heran, nicht Jeder ist im Stande, sich für theures Geld Sommerkleider anzuschaffen, jedoch das Räthsel ist gelöst! Man wird nicht mehr nöthig haben, sich über Geldmangel zu beklagen, denn man erhält in der Klosterstraße Nr. 108 spottbillig die angeführten Kleidungsstücke."

— Ein Billard, ganz von Eisen mit einer Tafel von Stein wird jetzt in der Pariser Gewerbausstellung bewundert.

Cirque des Champs Elisées de Paris

oder

Die Herren Cuzent, Lejars und Loissel.*)

Endlich hat Herrn Ringelhardts Theater-Contract seine Endschaft erreicht, der wie ein zweiter Lindwurm, eine zweite Lernäische Schlange oder ein blutsaugender Vampyr sich zur Messenszeit auf jeden fremden Künstler stürzte und ihn in

*) Aus der Europäischen Eisenbahn.

Digitized by Google

Beschlag nahm, um ihm das Herzgeblüt auszusaugen, wenn er unsere Stadt berührte, oder im andern Falle, was wir ebenso schmerzlich bedauern mußten, jeden fremden Künstler von Auszeichnung von unserer Stadt fern hielt, wenn er es, trotz aller Kunsteitigkeit, mit diesem blutabzapfenden Ungeheuer, das gesetzlich autorisirt war und auf diesen Aderlaß so zu sagen, gerechter Anspruche hatte, nicht aufzunehmen wagte. Wohl erkühnten sich zuweilen einzelne Gesellschaften, im Vertrauen auf Kunst und Talent, diesen Kampf einzugehen, aber sie haben fast Alle, mehr oder minder glücklich, mehr oder weniger Haare lassen müssen. Dieser Theatres-Contract hat also, sage ich, aufgehört, aber noch im Verscheiden wollte dirser Vampyr seine Polypenarme nach den Künstlern vergangener Ostermessr ausstrecken, um sie zu zermalmen, aber die Künstlre waren dies Mal gescheidt grwesen und es waren — keine gekommen. Obengenanntr Herren sind die Ersten, die im Genusse der Freiheit sind und nicht nöthig haben, eine 10 procentige Abgade von jeder Vorstellung dem Theaterpachter abzugeben, einr Freiheit, die sie meist blos den Raisonnements und den Fedeekampfen der Journalistik mie zu verdanken haben, wobri dirses Blatt nicht die letzte Stelle eingenommen hat. Diese früheren obwattenden Verhaltnisse können obigen drei Herren Directoeen nicht unbekannt gewesrn sein, da sie anfanglich wohl zur Ostermesse kommen wollten, aber ihre Ankunft bis nach Ablauf jenes Contractes verschoben haben, und da ihnen diese früheeen Verhältnisse bekannt, so mußtrn sie auch wissen, daß sie dinsichtlich dieser Tributfreiheit dem Journalismus einigermaßen mit zum Danke verflichtet sind. Denn man schlage die Summe, die sie hätten abgeben müssen, nicht etwa zu niedeig an; sie beträgt bei einer durchschnittlichen Einnahme von taglich 400 Thlr. bei 15 Vorstellungen netto 600 Thaler. Was ist aber der Lohn dafüe, den die Journalisten von Seiten obgenanntrr Herren ärndten? Der schwärzeste Undank, der schmutzigste Geiz, der sie alles Herkommen, allen usus, alle Regel, alle Schicklichkeit, alle Hoflichkeit, alle Galanteeie und Honetität, wie wir sie seither bei allen Künstlern ohne Ausnahme gewohnt waren, aus den Augrn setzen ließ, ein Geiz, sage ich nochmals, und eine Unhöflichkeit, wie wir sie am allerwenigsten gedoeenen Franzosen zutrauen sollten, die sich von jeher durch ihre galante Zuvorkommenheit, den Deutschen gegenüber, ausgezeichnet haben und noch auszeichnen, und woouech diese Heeren eine unwürdige Ausnahme von der Regel bilden, ja, fast möchte ich sagrn, ihre ganze Nation schänden und ihr jenen Ruhm verdunkeln, den wir ihr von jrher zugestanden, und, uns Deutsche hierin übertreffend, an ihr bewundert haben!! So baar und ledig die Herren Guzent, Lrjars und Loisset aber dieser französischrn Tugend sind, in eben dem Geade theilen sie doch den bekannten Fehler, der von uns drr französischen Nation zum Vorwurf gemächt wird, den Fehler der — Arroganz und Großeahlerei, ein Zehler, der gerade bei diesrn Herren um so auffalliger ist, da er bei ihnen nicht wie bei andern Franzosen durch drn Vorzug dre höflichen Zuvorkommenteit gemäßigt oder neutralisiet wird, in deeen Verbindung nue wir Deutschr seither jene Untugend bei den Franzosen zu übersehen oder ectraglich zu finden geneigt waren.

Doch um meine Beschuldigungen auch zu moewiren und mit Gründen zu belegen, diene meinen Leeen Folgendes:

Es war seither usus, Gebrauch und Regel, daß von allen nur halbweg anständigen Künstlern, die dier Vorstellungen gaben, die Redacteure zwei Passe-partout-Billets bekamen und dafür **nach** erfolgter Beaugenscheinigung eine kleine Recension lieferten. Niemond hat mir noch je zugemuthet, **vorher** in die Posaune des Lobes zu stoßen, und es waren sowohl ebenbürtige Künstler hier, als auch Künstler von geeingerem Belang, denrn es wohl zu verzeihen gewesrn wäre, durch einen kleinen Kunstgriff dem Publiknm Sand in die Augen zu streuen. Nur diese Herren, so ausgezeichnet sie auch dinsichtlich iheer Kunst sein mögen, nur sie haben es gethan und das nenne ich — Charlatanerie! Es kam mir **vor** genommener Kenntnißnahme ein lobposaunender Aufsatz zu, und zwar im Auftrage der Herren Direktoren, mit dem Bemerken, daß sich Letztere für die Aufnahme bei mir abfinden würden. Da ich nun nicht bei solchen Gelegenheiten für Geld, sondern aus bloßer Gefälligkeit arbeite, und nie welches angenommen habe, auch wenn mir, anher den Billets, die sich von selbst verstanden, welches geboten wuede, so war es natürlich, daß ich dirses Abfinden doch wenigstens auf ein Paar Passe-partout-Billets bezog, wie ich seither zu erhalten gewohnt war, und zwar nicht als **Bezahlung**, sondern aus Höflichkeit und Schicklichkeit, ebenso wenig wie ich gleichfalls nicht in diese Hoffnung dergleichrn Artikel zu machen pflege. Daß ich indessen diesen Artikel schon vorher, also gegen meine Selbstüdeezeugung, aufnehmen sollte, war mir nicht recht, doch ich that es, weil ich ihn nicht gemacht, sondern als mit fremder Namens-Chiffre unterzeichnet, als eingesandt aufnehmen konnte; war also um so mehr in Erwartung einiger Billets, da ich solche von Künstlern zu erhalten pflegte, die wir nicht zugemuthet hatten, **vor** genommener Selbstüderzeugung etwas zu ihren Gunsten aufzunehmen, und mich die Heeren auf diese Weise gewissermaßen zum Veetrauten einer immerhin tadelnswerthen Chaelatanerie gemacht hatten, die um so unwürdiger zu nennen, je größre der Künstler ist, obee sein will. Was geschieht aber? Dee Herr Secretair kam und brachte mir ein Billet, und zwar ein **persönliches**, das heißt, was blos für meine Person, also nicht für Frau und Familie galt, ferner rin Billet zum Abgebrn, ein Billet auf den Tag bestimmt; ich sollte durchaus den ersten Sonnabend, am Tage drr eesten Vorstellung in die Bude gehen, den andern Tag war es ungültig. Alles das war recht gut ausgeklügelt und ich bewundere wirklich den Scharfsinn dieses würdigen Directoren-Trifoliums — wenn die Kunstleistungen der Herren diesem Schaelsinn und dem daraus hervoeleuchtenden schmutzigen Geize entsprechen, so mussen sie wahrhaft eminent sein. — Der Herr Secretair mochte selbst das Ungalante, das Unhöfliche, Unschickliche, ja Schmutzige seiner verehrten Herren französischen Principalitaten fuhlen und warf wie aus Mitleid, oder um diesrs mal honnette Verfahren, wozu er beauftragt war, zu bemanteln und auf seine eigene Hand wieder etwas gut zu machen, die Worte hin: „Ich konde übrigens, wenn es mir Vergnügen mache, den Schauplatz so oft als ich es wünschte, besuchen, ich sollte mir nur alle Mal ein anderes Billet holen oder holen lassen." Wollen etwa dadurch die Herren einen indirektrn Zwang ausuben, und uns dann erst rin Paste-partout-Billet veeabreichen, wenn der Rebaeteur etwas zu ihren Gunsten geschrieben, es so zu sagen verdient hat? Mir scheint es so.

Nrin, so läßt sich kein Leipziger Redaeteur behandeln, wenigstens ich nicht, und im vorliegenden Falle geeade zu hinter das Licht führen. Da ich wrgen des voeaus aufgenommenen Artikels in meiner Erwartung von gewohnter Zuvoekommenheit offenbar getäuscht worden, und nicht gewohnt bin, für meine Artikel ein Billet als Bizahlung in den Kauf zu nehmen, wie es diese Herren beabsichtigt, so weeden es die Herren Lejars, Guzent und Loisset nicht ungütig nehmen, wenn ich hiermit ecklare, daß dieselben auf großer Künstler, wie sie sein wollen, unwürdige Weise genannten Artikel in mein Blatt eingeschmuggelt und eingepascht haben und eine solche Verfahrungsweise — Charlatanerie ist zu gering — sondern Undescheidenheit nenne, die an Untugenden greuzt, die ich nicht namentlich bezeichnen will, und dies um so mehr, da die Heeren, obgleich sie bei ihere genauen Freibillets-Controlle wissen müssen, daß ich keinen Gebeauch von ihrem Billet gemacht, bis dato noch nicht einmal bei mie angefragt haben, wie sie mich, da ich ihren Handel nicht eingegangen bin, für die Aufnahme entschädigen sollen, und doch wissen, daß Tagesblatt und Zeitung Annoneen doch auch nicht umsonst aufnehmen und bei diesen Gebeauch ist, daß ein Louisd'or deponirt werden muß, da die Redactionen dergleichen Herren nicht nachlaufen können. Die Herren Lejars, Guzent und Loisset werden es feener nicht übel nehmen, daß, wenn sie in ihrem Wörterbuch die Phrase: par honneur gestrichen, ich dieselbe auch aus dem meinigen in Bezug auf sie getilgt und das alte deutsche Sprichwort auf dieselben in Anwendung bringe: „Wurst wider Wurst!" und die Hereen eesuche, mir nach dem im Kopfe meines Jouenals veezeichneten Insections-Tarif (à Zeile 1 Ngr.) ihren Aufsatz zu vergüten, mit der Bitte, den Betrag von

Digitized by Google

1 Thlr. 27 Ngr., da ich einmal für solche Gefälligkeiten kein Geld nehme, nicht mir, sondern den **Setzern** und **Druckern** dieses Blattes in der Buchdruckerei von Heern Andra (Dresdner Hof) für die Aufnahme bewußten Artikels zukommen zu lassen und gegen Erstattung des Geldes das großartige, mir als Bezahlung zugedachte und deshalb uneigentlich sogenannte Freibillet, was ich dort deponirt habe, in Empfang zu nehmen.

Ich bin nicht gewohnt, noch haben ich und meine Leute Zeit dazu, um ein Billet gleichsam zu betteln oder betteln zu lassen, wie der Herr Secretair mir zumuthete; auch mache ich am all wenigsten für meine Person Anspruch und Gebrauch von einem immerwährenden Freibillet, sondern wie, wie allen den Heren, die auf freien Eintritt gewisse Ansprüche haben, ist es um die Familie zu thun; denn wee seit 10 Jahren, wie ich, den Vorstellungen der berühmtesten Künstler, die der Lejars'schen Gesellschaft sowohl an Personen- als an Pferde-Anzahl weit überlegen waren, beigewohnt hat, der kann auch bei den größten Künstlern nur — **Wiederholungen** sehrn.

Aber mir ist es indessen nicht etwa allein so gegangen, sondern auch allen übrigen Herren Redacteuren, und Anderen, die sich selber aus gewissin Rücksichten eines freirn Zuteitts bei den Künstlern erfreuten. Alle fremden Künstler nämlich haben an einige Mitglieder unserer Behörde sowohl ex officio als par honneur Billets zu verabreichen, und davon haben die ersteren, die Berechtigten, ebenfalls nur ein Billet, und zwar ein blos persönliches erhalten, so daß ihre Gattinnen keinen Zutritt haben, und die par honneur-Billets haben die Herren ganz in Wegfall gebracht. Also nicht einmal gegen die Damen haben sich die Herren galant gezeigt, und in dieser Hinsicht bilden sie wohl die einzige Ausnahme von der ganzen französischen Nation. Und wie schaeffsinnig hatten sie nicht Alles ausgesonnen und ausgeklügelt, was der Herr Secretair ihre Statuten nannte? Sämmtliche Freibillets-Inhaber **sollten** den Sonnabend zur **ersten** Vorstellung hinein, einmal in der Absicht, um gleich zum ersten Mal ein **volles Haus** zu haben, dann auch, um sämmtliche Herren wie die Bettler auf einmal abzufertigen und los zu werden. Ich bin diesem Zwange nicht gefolgt und habe keine Gelegenheit genommen, diese großartigen Künstler auch in ihren Fertigkeiten zu bewundern, nachdem ich ihren Scharfsinn und schmutzigen Geiz angestaunt, ich that es deshalb nicht, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, den Leuten am Ende doch sagen zu müssen, daß ich dies Alles in mehr oder minder größerer Vollkommenheit bereits gesehen.

Das Nonplusultra ihres an wahre Unverschämtheit grenzenden Geizes ist aber, daß sie Bezahlung für die Programms fordern und dieselben nicht einmal à 1 Ngr. im Hause verabreicht werden, weil die auf diese Einnahme als Benefice verwiesene Tante des Heren Cuzent, wahrscheinlich den Statuten gemäß, von der Ansicht ausgehn, daß die Herren in der Bude vor den Leuten sich nobler aufführen und mehr als den gesetzlichen Neugroschen entrichten würden; auch meint sie wohl, daß die Bedienten, welche dergleichen im Hause für ihre Herrschaften zu holen beauftragt sind, Unterschleif machen möchten; man fordert also Bezahlung für die Programms, die doch wesentlich mit zur Vorstellung gehören, und wofür die Eintrittspreise doch wahrlich hoch genug gestellt, und mich wundert nur, daß die Hereen nicht des Abends außerhalb der Bude, woselbst sich viele Zuhörer der Musik einzufinden pflegen, einen Teller herumgeben lassen; dieser Verdienst wäre doch auch noch mitzunehmen, und damit die Leute nichts umsonst hören. Die Herren Lejars ꝛc. führen nämlich ihre eigene Musik, wahrscheinlich auch aus Geiz, denn die Gründe hierfür, die sie angeben, sind nicht haltbar, doch habe ich keinen Raum dazu, um dies ihnen hier auseinander zu setzen, und unsere Musiker, die so schon genug gedrücke und durch die Theaterferien in ihrem Einkommen beschränkt sind, haben auch hier das leere Nachsehen, auch ihnen geben die Herren nichts zu verdienen. O Ringelhardt! Ringelhardt! wie wohlthätig wäre für dieses künstlerische Kleeblatt Dein Theaterkontract, damit die Stadt nur einen Gewinn von dem vielen Gelde hatte, das ihnen Leipzigs Bewohner geradezu in den Hals [illegible] wetteifern! Unsere Musiker beabsichtigen auch in dieser Hinsicht eine Petition an den Wohllöbl. Stadtrath, und, davon bereits in Kenntniß gesetzt, soll das würdige direktorliche Dreigestirn beschlossen haben, um auch noch im Nachgeben zwei Fliegen mit einer Klatsche todt zu schlagen, eine Vorstellung für die Armen zu geben und die Hälfte von der Einnahme dieser einen Vorstellung dem Pensionsfonds für Musiker zukommen zu lassen. Wenn ich hier ein Wort mitzusprechen hätte, so mußten die Herren nicht nur eine Vorstellung für die Musiker, sondern auch zwei Vorstellungen für die Armen geben, in Betracht der günstigern Umstände, welche dieser Gesellschaft zu Nutze kommen, einmal wegen der Theaterferien, zweitens wegen des nicht mehr bestehenden Theatercontractes, welchen Umständen sie wohl auch zumeist, in Verbindung mit dem schlechten Wetter, und den lobsprudelnden vorausgeschickten Artikeln den zahlreichen Zuspruch, aus dem der Beifall erst gefolgert wird, mit zu verdanken haben.

Was sagen aber meine Leser dazu, daß der Schmutz dieser Herren sogar so weit gehe, daß alle Geschäftsleute, die für die Herren arbeiten, Billets als Zahlung annehmen müssen, die von andern Gesellschaften als Zugabe, par honneur, aus Höflichkeit, Gefälligkeit und wie die Rücksichten der Lebensart alle heißen mögen, verabreicht wurden, und ich wundere mich nur, daß die erfinderischen Herren nicht für die in der Bude Angestellten, für Polizeidiener ꝛc. eine optische Vorrichtung, eine Art Brille ausgesonnen haben, wodurch es diesen Leuten unmöglich gemacht wird, etwas von der Vorstellung zu sehen. Ja, man erzählt sogar, es seien den Sägespähnenmännern und Sandkärnern für ihr Arbeitslohn Billets als Zahlung angeboten worden.

Ich enthalte mich alles und jedes Urtheils über ihre Kunstleistungen und bin unpartheiisch genug, eine Correspondenz aus Breslau in der Eleganten hier anzuführen:

„Die Cuzent-Lejars'sche Reitergesellschaft," heißt es dort, „hat hier einen immensen Succes gehabt. Eine gedrückt volle Bude nach der andern. Es heißt, daß nicht nur die Mitglieder des schlesisch-englischen Reitjagd-Vereines, sondern auch die Kavalerie-Offiziere in Masse bei Demoiselle Pauline Cuzent Reitunterricht genommen haben, und daß Mad. Lejars zur Protectorin des schlesischen Pferderenn-Vereins erwählt worden ist." Ihre Leistungen mögen folglich, namentlich im Reiten gut, vorzüglich bewunderungswürdig sollen drei Pferde, die eigentlich an der Spitze der Gesellschaft stehen, und die Damen **bei Abend** sogar sehr hübsch sein; die Thürsteherin dagegen, welche links dem Publikum die Plätze anweist, die Unbescheidenheit ihrer Prinzipalitäten theilen; wer aber einen Ruhm und eine Auszeichnung hinsichtlich der Eleganz der Garderobe darin findet, daß sogar die Stallknechte, die die Excremente der Pferde auf die Seite zu schaffen beauftragt sind, weiße Glacehandschuhe anhaben, so ist der ein Narr; denn das ist geruch und übertrieben.

Diesen Artikel schreib ich blos zu Nutz und Frommen der Herren Redacteure in Städten, wohin diese Gesellschaft und meine Blätter kommen dürften, und werde deshalb Sorge tragen, ihn auch meiner Modenzeitung einzuverleiben, die namentlich in zahlreichen Exemplaren nach Dresden geht, wohin diese Gesellschaft von hieraus sich zu begeben gedenkt, damit sich die dortigen Herren Redacteure danach richten können.

Also, Messieurs Cuzent, Lejars et Loisset, j'ai l'honneur de Vous saluer, et n'oubliez pas, je Vous prie, den Betrag von 1 Thlr. 27 Ngr. für die Aufnahme der mir aufgespittelten Annonce meinen **Setzern** zukommen zu lassen, die namentlich mit diesem Artikel viel Arbeit hatten, damit sie à ma santé, mais non pas à la vôtre ein Glas leeren können!

Zum Beschluß theile ich noch meinen Lesern mit, daß es dieser Gesellschaft in Berlin, wo sie einen gleich schmutzigen Geiz zur Schau trug, eben so ergangen ist, wie wir aus folgenden drei Recensionen des Berliner Figaro ersehen, deren Verfasser böswillig genug sind, auch über ihre Kunstleistungen den Stab zu brechen.

1. Cirque des Champs Elisées de Paris, sous la direction des Mrs. P. Cuzent, Lejars et Loisset. Ein französischer Titel, das zieht. Von den Kunstleistungen der Champs Elisées hat ganz Europa gehört. Der große Touriſt Ludwig

Digitized by Google

Rollstab hat sich mit eigenen, wohlbewaffneten Augen überzeugen dürfen, er hat sich sogar herabgelassen, die Mrs. les directeurs bei ihrer Berlin beglückenden Ankunft gebührend herauszustreichen. Wir anderen Journalisten, die wir nicht mit eigenen Augen gesehen, durften ohne Gewissensbisse das empfehlende Lob nachsprechen, und thaten es aus schöner Gewohnheit der Gastfreundschaft. Unsere zweite Aufgabe war nun, uns selbst zu überzeugen. Der Unterzeichnete ließ also einmal das Theater im Stich und besuchte den Circus, der, beiläufig sei dies als Hoffnung ausgesprochen, wohl bald zur Ehre Berlins einstürzen wird. Die dreiköpfige Direction scheint wirklich — ein seltener Fall! einig zu sein in der größtmöglichsten Sparsamkeit. „Nur nichts ausgeben für überflüssigen Comfort oder gar Luxus. Wer uns sehen, d. h. natürlich bewundern will, mag vorlieb mit den gebotenen Bequemlichkeiten nehmen, dafür ist ihm ja das Glück zu Theil geworden, die Kunstreiter der Champs Elisées kennen zu lernen." So scheinen die drei Herren Directoren zu calculiren. Ferner: „jeder Besucher, der die Ehre unserer Bekanntschaft genießen und wissen will, wie wir heißen und was wir machen, kann schon einen Groschen für das Programm ausgeben." Sie wissen als Fremde freilich nicht, was sich in Berlin schickt. Bei uns ist's Mode, überall ein Programm gratis zu erhalten, selbst wenn man z. B. nicht mehr als 2 Groschen Entree zahlt. Aber die Kosten für den Druck der Anschlagzettel sollen auch wieder herauskommen, das Papier ist theuer, der Druck ist theuer, das Futter ist theuer und der Ruhm ist theuer. Ich würde den Herren rathen, noch mehr zu sparen und durch einen in der Stadt herumreitenden Bajazzo mit der Trompete die Vorstellung des Abends ankündigen und ihn dann an der Thür von jedem Eintretenden 1 Sgr. für die gehabte Mühe des Ankündigens erheben lassen. Das wäre profit tout clair! Die Messieurs sind aber auch in anderer Weise sehr speculativ. Sie blenden die Besucher und sparen doch dabei Oel. Die Reverberen scheinen Einem nämlich gerade in die Augen hinein, so daß man halb erblindet den Circus verläßt.

Was nun die Leistungen selbst betrifft, so müssen wir ihre Vortrefflichkeit erst mit dem vorausgegangenen Geschrei multipliciren, um das gehörige Facit der Bewunderung zu erhalten. In dem ersten Theil ihrer Vorstellung haben sie nichts producirt, was wir nicht von ganz gewöhnlichen Truppen schon gesehen hätten. Nur die Pferde und Menschen sind andere, sonst alles dasselbe. Die Bajazzospäße noch langweiliger, als anderswo. Die Kunst besteht blos im Erfinden von Benennungen: — große Elevationen, indische Spiele, Numiden-Wettlauf. (Wenn einer mit sich selber wettläuft, so ist's keine Kunst, als Sieger zum Ziele zu gelangen. Meiner schwachen Erkenntniß nach gehören zum Wettlauf zwei! oder lief der Numide Mr. Lejars etwa mit unserer Geduld um die Wette, also mit einer höchst meerschen Person? dann kann ich versichern, daß unsere Geduld eher an's Ziel kam, als Herr Lejars in die Manège.)

Das Pas de deux eines Schotten und der Sylphide hätte unbeschadet der feinen Charakteristik und Decenz eben so gut von einem Berliner Vorgländer und einer indischen Bajadere getanzt werden können.

Am besten hat seine Sache das Schulpferd Mr. Nelson gemacht. Man bewundert wirklich die Grazie und Gelenkigkeit des lieben Thieres, das die Menschen in vielen Punkten übertreffe. Der dicke Springer erheiterte uns zum Schluß der ersten Abtheilung bei der großen Voltige. Ihm erkennen wir unbedingt den Preis zu. Er erspart der Gesellschaft einen Bajazzo.

Wir wollen hier zum Schluß noch der schönen Ausstattung und Decoration des Circus erwähnen: der beschmutzten und bestaubten Bänke, der pferdedeckenähnlichen Vorhänge in den Logen und der mangelnden Fußbänke, zur welcher man, will man sich die Füße nicht erkalten, eventuell 1 Sgr. zahlen muß.

Nach dem ersten Theile hatten wir genug, und überließen das weitere Referat einem zweiten Bewunderer der Kunstreiter der Champs Elisées.

E. D. Hofmann.

II. „Wer reitet so spät bei Nacht!" . . . Erlkönig nicht, nein, Herr Lejars in eigener Person. Von den Inhabern des cirque des champ elisées in Paris — wenn nicht das Ganze eine Mystification ist — durfte man etwas Außerordentliches, noch nie Gesehenes erwarten. Nichts von dem Allem! Zwei passable Reiter, zwei Reiterinnen und vier Pferde — voilà tout! Die Gesellschaft weiß recht gut, daß sie für eine Residenz wie Berlin zu wenig Mitglieder zählt; dafür läßt sie 25 rothjackige Stallknechte den Circus füllen, die mir jedesmal wie eine Schüssel gekochter Kredse vorkamen. Auch Kinder, welche lieber im Schooße ihrer Amme ruhen sollten, werden zur Ergötzlichkeit des Publikums zu Pferde vorgeführt, als wohnten wir dem Unterricht der Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt bei. Es ist betrübend, die Angst des Kindes zu sehen! Dafür aber werden dem Kleinen Bonbons und Aepfelsinen von Gewattern und Basen entgegengeworfen. An Ensemblestücken, wie wir sie bei Loisset und Guerra gesehen, ist hier nicht zu denken; denn dazu fehlen der Truppe die Mitglieder, so wie auch der Enthusiasmus, für das hohe Entree etwas Splendides zu geben. Kurz! Wir haben uns wieder einmal durch französische Charlatanerie fangen lassen, und — es wird nicht das letzte Mal sein!

De. K.

III. Die Kunstreiter-Gesellschaft im Circus vor dem Brandenburger Thor. Wie mag es zugehen, daß die Herren Lejars und Consorten ihre Vorstellungen nicht mehr, wie früher, unter Cirque de Champs Elisées, sondern nur noch Cirque de Paris ankündigen? Sollte der Besitzer des Pariser Circus sich dergleichen verbeten haben? Bekanntlich waren die Herren Lejars und P. Cuzent, so wie die Damen Pauline und Lejars, nur Mitglieder des genannten Pariser Circus, und haben seit langer als einem Jahre ihr dortiges Engagement verlassen und eine Gesellschaft etablirt, wie wir sie zu Dutzenden in Deutschland gefunden haben. Da die Spalten dieser Blätter zu Besserem bestimmt sind, so halten wir es nicht der Mühe werth, eine weitläuftige Parallele zwischen den genannten vier Mitgliedern der Gesellschaft und den früher bei uns in gutem Andenken stehenden wirklichen Reitkünstlern zu ziehen. Welcher unserer Leser erinnert sich nicht mit Vergnügen der Mlle. Kenedel, von welcher Mad. Lejars nur eine schwache Copie scheint. Die Leistungen des Herrn Lejars sind sehr einseitig und verändern sich nur durch verschwenene Contueen. Herr Cuzent leistet weder als Postillon français, noch in den Olympischen Spielen das, was wir von Baptiste Loisset sehen. Der Schulritt der Mlle. Pauline ist nur Schule; wir sehen immer nur die Kunstreiterin im schwarzen Kleide und Hut, während wir bei Hrn. und Mad. Banvalet vom Franconischen Circus die Vollendung und Grazie bewunderten. Herr François Loisset kann einst in der Schule seines berühmten Vaters etwas Tüchtiges leisten; seine jetzigen Vorbilder könnten ihn zu Charlatanereien verleiten, die des Namens Loisset unwürdig sind. Die Gaukeleien des Herrn Chaneli sind uns zur Genüge von früher bekannt; und haben wir genanntes Individuum schon bei drei verschiedenen Gesellschaften gesehen. Herrn Carl Berg fehlt die Energie, seine Kunststücke mißglücken so oft, und der Zuschauer ist stets in Furcht. Mad. Buy scheint sehr leidend und angegriffen; ihre früheren Leistungen als Mad. Colombat wollten uns mehr ansprechen. — Die noch ungenannten 5 bis 6 Mitglieder sind nicht des Nennens werth, da sie aus Anfangern und Anfangerinnen bestehen, die nur als Aushülfe dienen müssen. — Das Beste bei der Gesellschaft ist ein gut einstudirtes Orchester, das bei Ermangelung eines guten Komikers (bei Franconi sahen wir deren 4) die Pausen ausfüllen muß. Da die Gesellschaft schon seit einigen Tagen die Anzeige ergehen ließ, daß ihr Aufenthalt nur noch von kurzer Dauer sein wird, so glaubt Referent seinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn er dieses hiermit widerruft, da er genau unterrichtet zu sein glaubt, daß der Circus auf mehrere Monate gemiethet ist*). Solche Anzeigen gehören zu den gewöhnlichen Charlatanerien herumziehender Gesellschaften.

De. M.

*) Bei uns haben es die Herren auf gleiche Weise gemacht und nur 15 Vorstellungen angekündigt. Dem Vernehmen sollen aber aus den 15 einige 20 werden.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die ceremonielle Toilette erfordert einen **Frack**, dessen Kragen niedrig im Fuß, breit überfällt, die Taille reicht bis auf die Hüften, ist schmal und unten gebogen. Die Schöße berühren die Kniekehlen, und sind viel schmaler, als man sie im vergangenen Winter machte; die Anglaisen breit und oben viereckig, schlagen bis nach unten über; die Zipfel des Kragens müssen viereckig und dem obern Theile der Anglaisen angepaßt sein, obgleich sie nur 2 Centimetres schmäler als jene sind; die halb anschließenden Aermel haben sehr niedrige Aufschläge; die Schöße wie der Leib sind mit zum Rocke passendem Atlas gefüttert. Der Frack ist rings herum mit offenem Rande gesteppt. Die Knöpfe sind von einfachem Zeuge in der nämlichen Farbe, ihre Form ist flach und von gewöhnlicher Größe. Die zur ceremoniellen Toilette getragenen **Gilets** haben einen geraden Kragen, sind vorn etwas lang, d. h. sie übersteigen ebenfalls die Zipfel des Kragens; die Knöpfe sind von Gold und die Gilets sind rings herum mit einer dazu passenden Litze besetzt. Die bevorzugten Stoffe sind die einfachsten, oder in chamois Grunde gestreiften Valencias, die brochirten weißen englischen Piquées, einige seidene Stoffe mit kleinen Dessins, doch sieht man letztere in geringer Anzahl, denn die Valencias und die weißen Piquées tragen in diesem Jahre den Sieg über alle nur möglichen Stoffe davon. Die **Beinkleider** zur Gesellschafts-Toilette macht man von schwarzem oder amerikanischem grauem Satin-Bonjean. Ihre Form ist halbanschließend, gerade auf den Stiefel fallend und mit befestigten Sprungriemen. Auf dem Lande trägt man immer noch den **Twine**, von leichtem Oberzeuge und Futter, kurz und weit, nirgends anschließend, obgleich er alle Bewegungen des Oberkörpers bezeichnet; die Aermel sind ebenfalls weit, und die runden Aufschläge können heruntergeklappt oder nach Belieben aufgeschlagen werden. Uebrigens hat, ausgenommen der vier Taschen, welche zur Bequemlichkeit desjenigen, der den Twine trägt, dienen, die Bekleidung weder Verzierungen noch Sammet-Besatz; der Einfachste ist auch immer derjenige, dem man den Vorzug gibt. Die Gilets, welche zu einer ländlichen Toilette getragen werden, macht man in breiten Revers sich kreuzend, sehr lang und nur mit vier Knöpfen zugeknöpft. Die Stoffe zu jenen Gilets haben Carreaux. Man trägt auch die geraden, bis oben hinauf zugeknöpften Gilets, welche einen geraden Kragen haben; die sehr langen Vordertheile übersteigen die Hüften um mehrere Centimetres. Die Taschen sind groß und werden durch eine Patte, welche sie bedeckt, zugeknöpft. Der untere Theil solcher Gilets gleicht den alten Westen, welche man zur Zeit Ludwigs XV. trug. Die auf dem Lande getragenen Beinkleider macht man sehr weit auf den Beinen, unten rund und ohne Sprungriemen, eine Anfertigung, welche allen Bewegungen des Körpers eine außerordentliche Freiheit und Leichtigkeit gewährt. Zu solchen Pantalons benutzt man die englischen Zwilliche mit Streifen, oder mit Carreaux in dunklen Farben.

Damen-Mode. Die Mode ist dieses Jahr so mannichfaltig, daß es schwer wird, bestimmte Auskunft über sie zu geben. Die **Kleider** von etwas starkem Stoffe, wie die Pekins, die Foulards, die Watteau-Taffete ꝛc., haben fast alle ein offenes Leibchen, das entweder Revers hat, oder andalusisch ist. Der Rückentheil eines solchen Kleides muß bis an die Achseln hinaufgehen. Ueber die **Aermel** und die Art der Garnirung des Rockes entscheidet ausschließlich der Geschmack. Die Aermel à la bonne soeur, à la Medici, à la Garde Française, à la Lavallière streiten sich um die allgemeine Gunst. Die erstern liegen bis an den Ellbogen dicht am Arme an und erweitern sich dann bedeutend. Sie werden mit Spitzen, mit Bandrüchen oder mit Posamentirarbeit garnirt. Die Aermel à la Medici haben oben große Jockeys, welche durch Gold-, Silber- oder Stahlknöpfe, oder auch durch große übersponnene Knöpfe gehalten werden. Die Façon à la Garde française ist die mit den großen Aufschlägen und jene à la Lavallière zeichnet sich durch große Puffen mit Stickereien und Spitzen aus. Die **Röcke** sind bisweilen eben so offen, wie die Leibchen, und bilden gleichsam ein Λ, da die Oeffnung am Gürtel sehr schmal ist, nach unten zu sich aber sehr erweitert. Diese Oeffnung macht ein reichgesticktes oder mit Spitzen garnirtes Unterkleid nöthig. Man garnirt sie auch mit verschiedenen Posamentirarbeiten, mit Bandrüchen und spitzenförmigem Spitzenbesatz.

Diejenigen Damen, welche wissen, daß sie schön gewachsen sind, ziehen den **Langshwal** der **Mantille** vor, und er ist auch unbestritten graziöser. Am liebsten trägt man sie von Spitzen, von Cashmir, von Barege, oder chinesischem Krepp.

Die Mode ist ein seltsames Wesen; wenn sie herrscht, ist sie die schönste, die anmuthigste; sobald sie vorbei ist, setzt man sie herab und wundert sich, wie man etwas hübsch finden konnte, was uns nun lächerlich vorkommt. Dies geschieht stets und bei jeder Veränderung. Erst viel später kehrt die Vorliebe für die Moden aus einer vergangenen Zeit wieder zurück. Deshalb hat man denn auch jetzt einen Theil der Damencostume aus der Zeit Ludwigs XIV., der Regentschaft und Ludwigs XV. entlehnt, aber nur wenige Einzelnheiten aus der Zeit Ludwigs XVI. Nur die Namen sind anders geworden; die Kleider heißen jetzt offene, die Leibchen haben Revers. Sonst nannte man solche Kleider englisch. Die bis an den Ellbogen reichenden Aermel hießen sonst circassische. Auch die geschnürten Kleider sind nichts Neues; man trug sie im Jahre 1785.

Eine der anmuthigsten neuen Moden, welche aus dem letzten Jahrhunderte entlehnt ist, sind die à la Pompadour mit Bändern garnirten Kleider. Die großen Festons, die an den Volants der Kleider von Seide, Barege oder Mouslin jetzt so beliebt sind, finden wir an den Röcken unserer Großmütter wieder.

Zum Anzuge in der Stadt eignen sich die Oberröcke von Foulard, von sogenanntem Poile de soie, oder von Rankin, die mit Soutaschdörtchen, oder noch besser, mit Byrinth besetzt sind. Viele dieser Kleider sind geschnürt, viele aber auch nicht, und diese letzteren haben ein herzförmiges Leibchen mit Revers, die auf die Achseln fallen, welche sie natürlich breiter erscheinen lassen. Zu den leichten Kleidern trägt man Langshwals, Mantillen oder Shwals von Spitzen; besonders zeichnen sich die Langshwals von chinesischem Krepp aus mit gestickten Arabesken oder blos mit zwei seidenen Borden.

Wie man bemerkt, kommen die künstlichen Blumen wieder sehr in die Mode.

Die Palletots von Gros de Naples, welche die Mantillen ersetzen sollen, und an der Taille durch einen Zug festanliegend gehalten werden, sehr weite venetianische Aermel haben und nur über Kleider mit glattem Leibchen getragen werden können, scheinen mehr und mehr Beifall zu finden, namentlich sieht man sie häufig auf dem Lande. Nicht selten trägt man sie in schwarzer Farbe.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Oberrock und Häubchen von Tartatan mit Spitzen besetzt. 2. Kleid von Cashemir-Musselin mit engen Aermeln und mit Sammet besetzt. 3. Frack mit breiten Revers und halbenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Löwe in der Wildniß.

(Beschluß.)

„Das sind traurige Anzeichen eines Orkans," sagte der Oberst; „wir wollen uns in dem Hause fest einschließen."

„Nein," entgegnete die Gattin des Obersten, „so heulen die Hunde nicht, wenn ein Sturm drohet; gleichwohl wird mir auch bange."

Ein malaiischer Sclave kam in diesem Augenblicke herbei und rief schon von weitem: „Löwe! Löwe! Da unten! Am Flusse! Großer, schrecklicher Löwe!"

„Ein Grund mehr, uns in dem Hause einzuschließen," fuhr der Oberst fort; „kommt, Freunde, wir wollen zu den Waffen greifen; der Löwe ist ein lästiger Gast."

Die festen Thüren des Hauses wurden wirklich geschlossen; die Sclaven erhielten Waffen und wachten im Erdgeschosse, und wir stiegen, um einen solchen Gast würdig zu empfangen, auf die Gallerie hinauf, von der aus wir den Ganges übersehen konnten. Ein ungewöhnlich großer Löwe wanderte da gravitätisch einher, ohne um sich zu sehen, ob er wohl einen Gegner zu bekämpfen habe; er ging langsam und bedächtig wie ein Philosoph und machte nur von Zeit zu Zeit etwa eine Minute lang Halt, worauf er majestätisch seinen Weg fortsetzte. Am Fuße einer herrlichen Palme blieb er stehen, drehete sich zweimal um sich selbst herum, wählte sich seinen Platz im Schatten und legte sich da nieder. Es war die Ruhe eines edlen Monarchen, der nicht zu fürchten braucht, daß man seinen Schlummer störe; es war die Ruhe des Gerechten.

Der Löwe hatte kaum zehn Minuten da gelegen, als er emporsprang, wie vom Blitze getroffen, einen dumpfen heulenden Ton ausstieß, mit den beiden Hinterbeinen die Erde aufscharrte, den Kopf senkte und mit einem Satze hoch hinauf auf den Stamm der Palme sprang. Von hier aus sah er sich nach rechts und links um, sprang wieder auf den Boden herunter und kauerte sich von neuem nieder, wendete aber die Augen unverwandt auf eine und dieselbe Stelle des Horizontes.

„Es erscheint ein Feind," sagte der Oberst Ling zu uns, „ein fürchterlicher Feind, wenn man nach der Haltung des Löwen urtheilt. Der Kampf wird heiß werden und manche Reiche gäben gewiß gern große Summen darum, wenn sie in diesem Augenblicke bei uns wären."

„Und warum," entgegnete ich, „erkaufen sich die Reichen in Calcutta nicht bisweilen das Vergnügen, das sie, wie Sie meinen, so theuer bezahlen würden?"

Digitized by Google

„Weil das, welches wir haben werden, sehr selten ist. Der Löwe wird nicht gegen Menschen kämpfen, sondern gegen ein so reißendes Thier, das so kräftig ist, wie er selbst, gegen ein Rhinozeros, einen Elephanten, einen Tiger."

„Ein Tiger! Wahrhaftig!" rief Einer von uns aus, indem er mit dem Finger nach einem dieser gefährlichen Wüstenwandrer zeigte, der in geräuschvollen Sätzen von unserer Seite herkam. Wir streckten die Hälse aus, wir athmeten kaum, unsere Blicke wanderten unabläßig von dem Löwen zu dem Tiger und von dem Tiger zu dem Löwen, der noch immer auf der Lauer lag. Es war ein schreckliches Schauspiel, denn wir errieth en, welchen Ausgang es nehmen würde. Jetzt standen die beiden Gegner einander gegenüber. Sie haben einander gesehen und werden einander nicht eher verlassen, bis Einer todt da liegt. Der Tiger war ungeheuer groß und schön mit den langen schwarzen regelmäßigen Streifen, die über seinen gelben Rücken liefen; den Rachen hatte er aufgesperrt, den Schwanz eingezogen und den Kopf, aus dessen rothen Augen Blitze flammten, hielt er gesenkt. Wir waren von den beiden Gegnern höchstens zweihundert Schritte entfernt; die glühendste Sonne traf sie mit senkrechten Strahlen und es entging uns keine ihrer Bewegungen. Ich kann es beschwören, daß uns das Herz stark und schnell schlug.

Der Tiger kam näher und näher und der Löwe ließ ihn ruhig herankommen. In dem letztern erkannte man die Ruhe der Kraft, die Haltung der Stärke; in dem erstern glaubte man die gewaltsame Anstrengung Desjenigen zu errathen, der wohl Muth genug besitzt, um einer nahen Gefahr die Stirn zu bieten, der sich aber doch nicht schmeichelt, sie zu überwinden. In seinen nervigen Beinen gab sich ein gewisses Zittern und Zucken zu erkennen, aber er sieh nicht. Hätte es der Tiger, der heranschlich, gern gesehen, wenn ihm der Löwe aus dem Wege gegangen wäre? Ich glaube es, und deßhalb bewunderte ich den Königstieger, der bereit war, lieber in einen glühenden Ofen zu stürzen, als sich der Feigheit beschuldigen zu lassen.

Der Löwe hatte sich nicht von der Stelle gerührt, aber seine aufgesträubte Mähne verrieth deutlich genug, was in ihm verging; von Zeit zu Zeit deutete ein Hüpfen seiner hagern Seiten ein unterdrücktes Brüllen an; er, der König der Thiere, wollte nicht, daß eine vorzeitige Angst der Kühnheit dessen, der sich ihm näherte, etwas entziehe. Seine Klauen und Zähne genügten ihm; ein Zweikampf war nicht zu vermeiden. Für den Tiger war es vielleicht ein Tag des Ruhmes, für den Löwen war es sicherlich ein Festtag.

Mit einem Sprunge können sie einander packen, beißen, zerreißen; mit einem Sprunge werden sie den Raum von zwanzig Schritten zurückgelegt haben, der sie trennt. Sie haben diesen Sprung gethan und dieser schreckliche Zusammenstoß gleicht dem zweier Schiffe, die in einem Sturme gegen einander gerathen. Man hört die Knochen knacken unter den gewaltigen Tatzen; man sieht Fleischstücke auf den Boden fallen. Kein Geschrei, aber rauhes Stöhnen zeugt von der Wuth und dem Schmerze. Sie kleben an einander und die Unbeweglichkeit der beiden gewaltigen Thiere verräth die unglaublichste Wuth. Keines zeigt eine Ueberlegenheit, aber keines hat sich auch gebeugt; man ahnt wohl, welchem der Sieg bleiben wird, aber wenn man den Tiger für überwunden hält, erlangt er den verlornen Platz wieder durch eine Bewegung, welche den erstaunten Löwen erschüttert.

Seit zehn Minuten dauerte der Kampf, ohne von seinem Ungestüme etwas zu verlieren, als endlich Löwe und Tiger, wie nach einem Uebereinkommen, sich gleichzeitig loslassen, um Athem zu schöpfen. Es war die Unbeweglichkeit der Wuth, es war die Ruhe des Vulkans. Einige Augenblicke nachher gab ein neuer unerwarteter Vorfall diesem schrecklichen Drama, das sich der Entwickelung nahete, neues Leben. Der Tiger, der nicht blos seine Niederlage, sondern auch seinen Tod voraussah, benutzte den Augenblick, als sein Gegner mit der rauhen Zunge eine große Wunde am Schenkel leckte, sprang auf den über zehn Fuß hohen Stumpf einer Palme und hielt sich da mit den Klauen festgeklammert. Der Löwe blickte vor sich hin und bemerkte seinen Feind nicht mehr; er brüllte, richtete den Kopf in die Höhe und sprang bis zu dem Tiger empor. Aber in dieser Stellung war kein Kampf möglich und es war nun bald entschieden, daß von den beiden reißenden Thieren nur eins am Leben bleiben würde. Der Tiger sank zuerst herab, der Löwe folgte ihm und er zitterte. Ein langer Kampf war nicht mehr möglich, es bedeckte den Boden bereits zu viel Blut, die Klauen waren abgestumpft, die Rachen ermüdet.

Die beiden Kämpfer standen gerade und hatten einander an sich gepreßt, die beiden Kinnladen in einander verbissen; man fühlt, daß die Knochen knacken. Da sinkt der Tiger zurück, wankt und fällt; der Löwe packt ihn mit einem schrecklichen Brüllen an der Kehle und scheint den Besiegten für den langen Widerstand züchtigen zu wollen.

Er ließ seine Beute nicht los, der unbarmherzige

Digitized by Google

König der Wälder, der gefürchtete Fürst der Wildniß; er hielt sie noch immer fest unter seinen gewaltigen Tatzen; er zerriß sie in Stücke, zermalmte den knochigen Schädel und wollte ihm den letzten Biß versetzen, als ein ungeheures Krokodil rasch aus dem Wasser auf den liegenden Löwen zuschoß, ihn an den blutigen Beinen packte und in die Fluth hineinzog. Nur der todte Tiger blieb unter der Palme liegen und einige Augenblicke darauf zeugte ein großer Blutstreifen auf dem Ganges von dem Mahle des gefräßigen Krokodils.

Der Ehemann in Frankreich.

Nach dem Napoleonischen Civil- und Criminal-Coder.

Klage einer Ehefrau.

Ich bin die Gattin eines Mannes, der die Gesetze aus dem Grunde kennt, der daher nichts thut, was sie verbieten. Er hält sich für einen Ehrenmann. In der That, keiner kann ihm gesetzlich den Vorwurf machen, etwas verschuldet zu haben. Bin ich aber deßhalb in meinen ehelichen und häuslichen Verhältnissen glücklich? — Man mag darüber urtheilen.

Seit 18 Jahren besteht unsere Ehe, und jeden Tag erinnert mich mein Mann, daß ich ihm Gehorsam schuldig bin und auf seinen Schutz rechnen kann. (Artikel 213 des Civil-Coder). Ich höre ihn schweigend an; was soll ich ihm antworten? Das Schweigen liegt ja deutlich in dem Text dieses Gesetzes.

Mein Mann liebt Leckerbissen, junges Geflügel, guten Wein und dergl.; ich auch, aber mein Herr Gemahl hat bei Tische seine besondere Flasche, aus der er allein sich einschenkt. Seine Frau muß mit einem sehr gewöhnlichen, spottwohlfeilen Wein und mit geringer Hausmannskost vorlieb nehmen; er behauptet aber, daß er mir Alles, was zu den Lebensbedürfnissen erforderlich ist, seinen Einkünften und Verhältnissen gemäß gewähre. Ich schweige (Art. 214.) Ich habe, wie alle Frauen meines Standes, eine Näherin, eine Leinwand- und Modehändlerin; unglücklicher Weise kann ich mich mit ihnen ohne Genehmigung meines lieben Mannes in nichts einlassen; er empfängt alle Einnahmen und er hat alles Geld in seinem Verschluß. Wenn ich selbst die kleinste Ausgabe zu machen genöthigt bin, so muß ich wie ein kleines Kind die Hand gegen ihn ausstrecken und ihn bitten, mir Geld zu geben. Einmal wollte ich mich über diese herabwürdigende Beschränkung beklagen, da antwortete er mir:

— Wir sind in Gemeinschaft der Güter verheirathet, Madame. Erfahren Sie daher zu Ihrer Belehrung, daß der Ehegatte allein die gemeinschaftlichen Güter verwaltet, und daß er sie ohne Zuziehung seiner Ehefrau veräußern kann. (Art. 1421.) Sie sollten mir vielmehr für meine Aufmerksamkeit, Sparsamkeit und gute Verwaltung dankbar und gehorsam sein (Art. 213).

Einst befand ich mich sehr hinfällig. Die Folgen einer Niederkunft; man rieth mir, die Wohnung mit einer andern zu vertauschen; die Straße, in der wir wohnten, war kothig, ungesund und unsere Zimmer waren finster und es fehlte ihnen an reiner Luft. Ich bat meinen Mann, in ein anderes Hotel zu ziehen; er schlug es mir rund ab. Ein Jahr darauf fiel es ihm ein, seinen Wohnsitz zu verlassen und ein kleines Haus zu Etampes in der Straße de la Savaterie zu miethen. Damals war meine Mutter in Paris, meine Schwester kränkelte, und ich bat meinen Mann dringend, die Hauptstadt nicht zu verlassen. Umsonst! Darüber verlor ich die Geduld und erklärte ihm, ich würde in Paris bleiben. Er antwortete mir mit Lachen: — Armes unwissendes Geschöpf! Du hältst mich für besbaft, starrköpfig. Nein, mein liebes Weib, das bin ich nicht. Ich vollziehe nur ein Gesetz. Dieses verpflichtet Dich, Deinem Manne überall hin zu folgen, wo er es für angemessen findet, seinen Wohnsitz aufzuschlagen. (Art. 214.) Sei daher gehorsam (Art. 213). Ich packte nun meine Sachen ein, wir setzten uns in einen Wagen und am Abend waren wir in Etampes in der Straße de la Savaterie.

Ich konnte mir es gar nicht erklären, weßhalb wir in diesem kleinen Neste wohnen sollten. Den Morgen nach unserer Ankunft stellte mich mein Mann einer hübschen Wittwe oder Demoiselle — Gott mags wissen, was sie war — vee; sie war etwa 20 — 25 Jahre alt, sehr elegant gekleidet und zeichnete sich durch ihr feines, gewandtes Benehmen aus. Sie erwies mir viel Freundschaft und bestürmte mich mit Bitten, sie recht oft zu besuchen. Sie wohnte uns gerade gegenüber. Bald war mein Mann mißgestimmt, bald ausgelassen lustig. Wir kannten fast Niemand, als unsere hübsche Nachbarin; wir besuchten uns recht oft in unseren Wohnungen. Ich gewann sogar eine Art von Zuneigung zu diesem Frauenzimmer. Da merkte ich aber, daß mein Mann in die hübsche Nachbarin verliebt war und daß sie nichts dawider hatte. Ich nahm sie natürlich nun aufs Korn und hatte ein wachsames Auge auf alle ihre Tritte und Schritte. Eines Tages trat ich unerwartet in ihr Zimmer. — Was ich sah, empörte mich; ich machte meinem Mann und dem Weibsstücke die heftigsten Vorwürfe.

Digitized by Google

Ich glaubte, sie würde über eine so schändliche Aufführung vor Schaam zu Boden sinken — das war nicht der Fall und mein Mann sprach zu mir mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit:

— Ich begreife Sie nicht, Madame! Wozu solchen Lärm? Hab' ich die Ihnen schuldige Achtung vergessen? Hab' ich meine Verpflichtungen verletzt und gegen die Gesetze gehandelt?

— Wie, mein Herr! wenn ich Sie überrasche —

— Ei was! Ich bin bei meiner Nachbarin, und wenn es mir einfällt, mit ihr etwas schön zu thun, so haben Sie kein Recht, sich darüber zu beklagen. Wenn ich eine Concubine in unserem Hause hielte, dann — ich räume es ein — wäre ich strafbar und müßte eine Geldbuße nach Verhältniß meiner Revenuen zahlen, 100 bis 2000 Franks (Art. 339 der Straf-Coder). Sie wissen es aber, ich hab' Ihre Wohnung respectirt. Ueberlegen Sie dies, Madame, und Sie werden einsehen, daß Sie Unrecht haben, und daß eine gebildete Frau die Augen bei Dingen zu schließen weiß, die das Gesetz tolerirt.

Ich blieb vor Erstaunen stumm. Sein kalter Präceptor-Ton versteinerte mich. Ich entfernte mich mit Widerwillen und Verachtung; ohne einen Laut von mir zu geben.

Lange nach diesem traurigen Ereignisse hielt man um die Hand meiner Tochter an. Ich stellte meinem Manne vor, sie nicht so jung zu verheirathen, und am wenigsten an den, der sie als Braut heimzuführen wünschte. Er schlug es mir mit den Worten ab:

— Der Vater unseres künftigen Schwiegersohnes ist Staatsrath, er wird mir eine einträgliche Stelle verschaffen. Er ist ein geistreicher Mann und welterfahren; Sie kennen ihn ja. Schon lange sind wir mit einander freundschaftlich verbunden, und Sie fanden, wie ich, dies Verhältniß in jeder Hinsicht höchst angenehm, und nun wollen Sie seinen Sohn nicht zum Schwiegersohn haben? Weshalb nicht?

— Der Sohn besitzt nicht eine der guten Eigenschaften seines Vaters.

— Fraueneigensinn!

— Nein! Ich habe sehr wichtige Gründe.

— Und die sind?

— Ich bin fest überzeugt, daß dieser Mensch das Glück meiner Tochter nicht machen kann. Glauben Sie mir, das Auge einer Mutter betrügt sich bei solcher Gelegenheit nur sehr selten. Ich werde daher gegen eine solche Heirath feierlich protestiren.

— Liebes Weib, was kümmert mich Dein Protestiren! Das hat nichts zu bedeuten. Schon so alt und noch immer täglich Belehrungen; wißt Du noch so wenig von unseren Gesetzen? Das thut mir leid! So erfahre denn: daß die Einwilligung des Vaters hinreicht (Art. 148 des Civil-Coder) und ich bin Vater Deiner Tochter; denn ein während der Ehe geborenes Kind hat den Ehemann zum Vater (Art. 312).

Die Heirath ist trotz aller meiner Bitten vollzogen worden und ich kenne nun alle die unterjochenden Gesetze, die sie zur Sclavin machen und der Willkühr des Mannes Preis geben, der sie nach Belieben von einem Ort zum andern versetzen, sie bekästigen und kleiden kann, wie's ihm gefällig ist, und sie außer den Mauern des Hauses, wo das Ehebette steht, auf das empörendste beleidigen und über ihre Kinder ohne ihre Zustimmung schalten und walten kann.

Man müßte diese Schilderung von den ehelichen Verhältnissen zwischen Gatte und Gattin in Frankreich für ein Zerrbild halten, wenn sie nicht durch Anführung von Artikeln in dem Civil- und Criminal-Coder bestätigt wurden. Nach den hier angeführten Artikeln scheint der Gesetzgeber zu viel Rücksicht auf die Frivolität der Franzosen genommen und die Unsittlichkeit gewissermaßen sanctionirt zu haben. Das rechtfertigt zwar nicht, aber es entschuldigt doch in etwas die von dem weiblichen Geschlecht so vielfach und laut geforderte Emancipation. In Deutschland fällt solche Entschuldigung fort, denn hier giebt es kein Gesetz, welches der Unsittlichkeit des Mannes auf eine so empörende Weise Schutz verleiht.

Emancipation der Männer in Brasilien.

Selten findet ein Fremder Zutritt in dem Hause eines Brasilianers und es wird ihm demnach schwer, das Privatleben kennen zu lernen; Alles beschränkt sich auf ceremonieusen Empfang, selbst in Rio Janeiro, wo es Gesellschaften giebt, an denen Frauen Theil nehmen können. Auf dem Lande kann man Wochenlang in einem Hause wohnen, ohne die Frau oder Töchter seines Wirthes zu sehen. Die Brasilianerinnen haben weniger Freiheit als die Frauen im Orient. Sie sind meist auf den Umgang mit Sclavinnen beschränkt und führen ein rein materielles Leben. Zwar behauptet man, daß seit einiger Zeit eine Aenderung eingetreten sei, und daß selbst viele Brasilianerinnen lesen können; aber wenn es auch

Digitized by Google

wirklich wahr ist, so lesen sie doch sichtlich nichts weiter als Gebete. Sie heirathen jung, verlieren sehr bald die wenigen Reize, die sie besaßen, und ihre Männer nehmen sich dann Mulattinnen oder Negerinnen an. Die Ehe ist nichts als eine Speculation. Häufig sieht man eine ganz junge Frau im Kreise von 8—10 Kindern; aber nur eines oder zwei sind die ihrigen, die andern gehören ihrem Manne, denn es giebt eine große Menge unehelicher Kinder, die mit den ehelichen ganz gleich erzogen werden. Die Sittenlosigkeit der Brasilianer wird durch das Sclavenhalten begünstigt und sehr viele heirathen gar nicht, weil die Ehe für sie eine Beschränkung und eine Last ist. Man kennt ganz große Strecken des Landes, die sehr bevölkert sind, aber höchstens drei Ehepaare haben. Die Schamlosesten behalten selbst ihre eigenen Kinder, welche sie von Sclavinnen haben, als Sclaven und diese Unglücklichen werden nach dem Tode ihres Vaters gleich den übrigen verkauft.

Im traurigsten Zustande befindet sich die Gerechtigkeitspflege in Brasilien. Die Richter lassen sich ungescheut bestechen und so wird nur der bestraft, der arm ist. In Pana, erzählt ein Reisender, war ein Mörder verhaftet worden, und er sollte, da die Familie des Ermordeten Alles aufbot, verurtheilt werden, als er sich entschloß, durch Bestechung der Richter seine Freilassung zu bewirken. Er kam deßhalb mit dem Präsidenten des Gerichtes überein, daß er ihm, wenn er freigesprochen würde, 150 Thaler zahlen wolle. Das genügte, der Mörder wurde freigesprochen, aber nun vergaß er, zu bezahlen, und der Präsident des Gerichtes, der nach einigen Monaten erfuhr, jener Mann habe einem Kaufmann Waaren übergeben, erschien bei diesem, verlangte sein Geld und erzählte ungescheut, aus welchem Grunde es ihm zukomme. — Ein Kaufmann Abren, der bedeutende Geschäfte in Belmonte machte, hatte ein junges Mädchen zur Geliebten und beging die Unvorsichtigkeit, im Beisein des Bruders dieses Mädchens von den beträchtlichen Geldsummen zu sprechen, die er besitze. Der Bruder entschloß sich sogleich, den Kaufmann zu ermorden, und er that es. Die Justiz mischte sich in die Sache, und Mörder und Richter theilten sich in Waaren und Geld des Erschlagenen. Unterdeß erschien ein Neffe des Ermordeten, in der Hoffnung, die Hinterlassenschaft seines Oheims zu erhalten, in Belmonte. Er that einige Schritte und bestand bei dem Richter darauf, daß ihm die noch nicht verkauften Waaren ausgeliefert würden. Der Richter aber antwortete: „Sie wissen, wie es Ihrem Oheim ergangen ist; verhalten Sie sich ganz ruhig, wenn Sie sein Schicksal nicht theilen wollen." Der arme Neffe mußte allen seinen Rechten und Ansprüchen entsagen, denn der Drohung würde die Ausführung auf dem Fuße gefolgt sein.

Folgen des Vorwitzes.

Ein Philhellene, der in dem laufenden Jahre Griechenland wieder besuchte, erzählt unter anderem, daß er seinen besten Freund, Michel Kalliphurnas, in einem Kloster auf dem Berge Athos wiedergefunden habe, wohin ihn Gewissenspein geführt habe. Nachdem er nämlich tapfer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft, hatte er sich mit seiner Schwester Phrossa nach Athen begeben, um dort die bedeutenden Besitzungen seiner Familie zu übernehmen. Die schöne Phrossa galt für eines der reichsten Mädchen im jungen Griechenland und es fanden sich viele Bewerber um ihre Hand ein. Unter diesen war auch ein junger Fürst, Nerio, der den tiefsten Eindruck auf das Herz der Jungfrau gemacht zu haben schien. Bei einer Abendgesellschaft im Hause der Geschwister kam das Gespräch auf Geister und Gespenster und Michel erklärte bestimmt, daß er an alle diese Mährchen nicht glaube. Die gesammte Gesellschaft nannte ihn einen Freigeist, einen Freimaurer, und selbst seine Schwester bat ihn dringend, weniger rücksichtslos zu sprechen. Der junge Michel Kalliphurnas lachte aber darüber, und erbot sich, auf jede beliebige Weise darzuthun, daß er keine Furcht vor Gespenstern kenne. Nerio, der ebenso ungläubig war, forderte den Freund auf, auf dem Grabe eines türkischen Heiligen in der Nähe des Hauses einen — Eierkuchen zu backen. Michel ging in diesen Scherz ein und erklärte, die Kohlenpfanne auf dem Grabe zurücklassen und den Eierkuchen der Gesellschaft überbringen zu wollen. Mehrere junge Männer erboten sich, um die Furchtsame zu beruhigen, mitzugehen und in der Nähe zu bleiben, um dem Frevelnden beizustehen, wenn ihm etwas zustoßen sollte. Kalliphurnas machte sich mit dem nöthigen Geräthe auf den Weg und die Freunde folgten ihm von Weitem. Nachdem er Feuer angezündet hatte, ließen sich, aus dem Grabe heraus, wie es schien, die Worte hören: „Unglücklicher, was thust Du! Fliehe, wenn Du den Frevel nicht mit dem Leben büßen willst." In demselben Augenblicke richtete sich neben dem Leichensteine ein großer Kopf mit einem Turban auf, der den Mund weit aufsperrte. Michel nahm, in der Angst oder aus Aergerniß über die Störung, das kochende Oel, das er zu dem Eierkuchen

Digitized by Google

verwenden wollte, und schüttete es in den Mund der Erscheinung. Alsbald schallte weithin durch die stille Nacht ein entsetzlicher Schrei; die Freunde Michels eilten herbei, und nachdem sie die Laterne, die umgefallen und verloschen war, wieder angezündet hatten, sahen sie einen todten Menschen neben dem Grabe liegen. Der Todte war Netio, welcher die Gesellschaft still verlassen hatte, um seinen Freund Kalliphurnas zu erschrecken, und durch denselben auf so entsetzliche Weise um das Leben gebracht worden war. Michel selbst hatte das Unglück seiner Schwester zu melden, welche den Verlust des Geliebten gefaßter ertrug, als man erwartet hatte, und ihren Schmerz im Wohlthun zu vergessen suchte. Der unglückliche Kalliphurnas aber konnte sich nicht trösten, entsagte seiner glänzenden Zukunft, seinem großen Vermögen, und zog sich mit seinem Schmerz in die Einsamkeit eines Klosters zurück.

Miscellen und Anecdoten.

(Eine diplomatische Anecdote.) An einem schönen Sommerabende des Jahres 1780 befand sich in einem reizenden Landhause in der Nähe des Haags eine Gesellschaft, die gut gegessen hatte und sich berieth, wie der nächste Tag so angenehm als möglich verbracht werden könnte. Es war in dem Hause des französischen Gesandten bei den Vereinigten Provinzen. Einer der Anwesenden erwähnte auch das berühmte Scheveninger Gericht „Waterfisch" und machte von dem Wohlgeschmacke desselben eine so verführerische Beschreibung, daß man einstimmig beschloß, dieses holländische Nationalgericht zu kosten. Am andern Tage begab sich denn auch gleich am frühen Morgen der Haushofmeister des Gesandten mit seinen Leuten nach Scheveningen, um da die nöthigen Anstalten zu treffen. Später folgte der Gesandte selbst mit seinen Gästen. Man war sehr vergnügt, der Waterfisch schmeckte vortrefflich und die französischen Weine thaten das Uebrige. Bei der Abreise verlangte der Haushofmeister die Rechnung von dem Wirthe und man forderte ihm 1500 Franks ab. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und der Gesandte selbst, den man von dieser unerhörten Forderung in Kenntniß setzte, bestand darauf, daß nachgelassen werde. Da er aber allein nicht durchzudringen vermochte, ließ er den Bürgermeister rufen, der vor allen Dingen fragte, ob man mit dem Wirthe vorher über den Preis sich vereinigt habe. Dies wurde verneint, der Büegermeister wendete sich an seinen Landsmann und ersuchte ihn, die Rechnung herabzusetzen. Der Wirth blieb indeß bei seiner Forderung unverändert stehen und behauptete, er wisse am besten, was er fordern könne, und er habe 1500 Franes verdient. Der französische Gesandte wandte sich, da ihm der Bürgermeister nicht helfen konnte, an die holländische Regierung, aber eben so vergebens. Er mußte bezahlen, berichtete aber an seine Regierung, und die Sache machte ein so großes Aufsehen, daß man eine Zeit lang fürchtete, Frankreich werde Holland wegen dieser Rechnung den Krieg erklären. Nach einiger Zeit zeigte der Gesandte der Vereinigten Provinzen in Paris seinem Haushofmeister an, er wünsche matelote à la Rapée (ebenfalls ein Fischgericht) zu essen. Eigentlich wünschte es aber die hübsche Tänzerin, welche der Gesandte unterhielt. Die Diplomatie hat dem Ballet noch nie etwas abgeschlagen und so erhielt denn der Haushofmeister des Gesandten den Auftrag, in einem hübschen Wirthshause an der Seine die nöthigen Einrichtungen treffen zu lassen und matelote zu bestellen. Alle Hoffnungen wurden denn auch wirklich übertroffen, das Gericht war vortrefflich, die hübsche Tänzeigte sich dankbar und der Gesandte war glücklich. Endlich mußte aber doch aufgebrochen werden und man verlangte die Rechnung, die nicht weniger als 3000 Francs betrug. Der Gesandte gerieth außer sich und ließ den Wirth rufen, der ganz ruhig erklärte, er müsse am besten wissen, was er zu fordern habe. Der Diplomat wollte heftig antworten, aber er besann sich plötzlich eines Besseren und sagte lächelnd: „Ich verstehe, ich habe den Waterfisch von Scheveningen mit zu bezahlen." Er gab Befehl, die Rechnung zu bezahlen, die Tänzerin lachte und der Gesandte errieth, daß das Ballet ebenfalls im Dienste der Diplomatie stehe.

— Die Polka ist bereits veraltet und an deren Stelle die Kossizka getreten, ein neuer wunderschöner Tanz, der das Erndtegeschäft bildlich darstellend von den Polen in Paris mit ungemeiner Geazie ausgeführt wird. Der Herr macht die Bewegung des Mähens mit der Sense (Kossa die Sense, daher der Name) und die Dame tanzt, harkend um ihn herum. Dieser Tanz ursprünglich auf den großen Wiesen in Polen entstanden und von den polnischen Bauern in großer Virtuosität ausgeführt, hat jetzt wegen seiner Eleganz und der Anmuth in den Bewegungen, die sich dabei entwickeln läßt, Eingang in die Pariser Salons gefunden. Die Damen lernen sogar das Harken auf dem Lande, um alles recht natürlich zu machen.

— Tannus und Rheinland erzählt uns, daß Alex. Dumas jährlich 120,000 Franes, d. h. ungefähr 30,000 Thlr. verdient und dabei beständig Schulden habe, wozu noch mehr Genie gehöre als zum Bücherschreiben. Wenn dieser Schluß richtig ist, so haben wir das größte Genie in dem verstorbenen Fürsten Esterhazy zu bewundern; dieser Mann machte, bei einem jahrlichen Einkommen von 5 Millionen, schreibe fünf Millionen Gulden, noch vor drei Millionen Gulden Schulden, trieb dies drei Jahre, wurde dann zur Abwechselung zwei Jahre lang sequestrirt, um welche Zeit er nicht mehr als 500,000 Gulden jährlich erhielt, sich über die schandliche Justiz beschwerte, welche einen ungarischen Magnaten zwinge, seine Schulden zu bezahlen, dann in den Genuß seines funf Millionen trat, wieder in drei Jahren neun Millionen Gulden Schulden machte, bis er abermals und zum sechsten Male sequestrirt wurde.

— Im verflossenen Frühjahr spielten drei Leute in einer Schenke des Taschkenthals mit einander Karten. Einer derselben gewann den beiden Andern ihr Geld ab. Die Verlierenden paßten dem Dritten in der Allee zur Stadt führend, auf, nahmen ihm gewaltsamer Weise das Geld, und schnitten ihm noch die Rocktasche ab. Von dem Beraubten wurde Klage

Digitized by Google

angestellt und obschon die Verbrecher ganz unschuldig versicherten, sie hätten dem Kläger ja nur ihr eigenes, ihnen zugehöriges Geld abgenommen, so naiv wie möglich sich gegen den Verdacht des Straßenraubes verwahrend, wurden sie doch vor Kurzem zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Solche Urtheile sollten doch stets publicirt werden, damit die mitunter äußerst verworrenen Begriffe, welche die Leute über Mein und Dein, über Recht und Unrecht haben, in etwas geläutert würden. —

— Der Kaufmann Meyer in Hamburg, Besitzer einer großen Fischbeinfabrik, feierte den Vorabend seines Geburtstages, und gewährte an demselben seinen Comptoirgehülfen, Inspektoren und funfzehn Beamten seines Geschäftes eine Wasserlustfahrt nach Blankensee. Sehr vergnügt waren Alle und kehrten von da zurück. Beinahe am Ziele angelangt, verwickelte die Flagge sich in den Leinen des Segels und Mastes, und der beste Kletterer stieg empor, um die Verwirrung zu lösen. Die Andern kommen auf den unseligen Einfall, dem an der Spitze des Mastes Hängenden Angst zu machen, sie beginnen das Fahrzeug zu schaukeln und thun es nach Commando, bis das Schifflein umschlägt, — mehrere werden von dem Segel bedeckt gleich athemlos und gehen unter. Es kommen bald Lootsen, doch zu spät, acht Personen waren bereits ertrunken. Sie hinterlassen sieben Frauen und zwanzig Kinder. Man begrub die Armen zu gleicher Zeit, in einem großen Grabe. Die Frauen hatten sich nicht zurückhalten lassen, eine derselben besonders erregte durch ihre große Schönheit und Jugend die allgemeinste Theilnahme, sie fiel an dem schauerlichen Grabesrande, in welchem die acht Särge nebeneinander standen, auf die Knie, rang die Hände und weinte um ihren Gatten, mit dem sie erst vor einem Jahre verbunden worden, Ströme von Thränen, — plötzlich erhob sie sich, richtete die Augen verzweifelt gen Himmel, seufzte noch einmal aus tiefer Brust, und fiel zusammen — ihr Herz war gebrochen — sie sah ihr drei Monate altes Kind nicht mehr. Der Besitzer der Fabrik hat jeder Wittwe eine nicht unbedeutende lebenslängliche Pension ausgesetzt, eben so schenkte Salamon Heine einer jeden tausend Mark.

— Woher kommt der Irrthum, welcher in dem deutschen Ausdrucke liegt: „Der Mensch ist mit Tod abgegangen?" — Von Rechtswegen müßte es heißen: Der Tod ist mit dem Menschen abgegangen — und der mag, wer weiß, zuweilen recht übel mit seinem Passagier angekommen sein.

(Geld und Hirn.) Kürzlich hielt ein „Held der Landstraße" auf einem Seitenwege eine nach London fahrende Landkutsche an. Er hatte aber seine Zeit sehr schlecht gewählt, denn das Innere des Wagens war ganz leer, und dessen einziger Passagier, ein Matrose, saß oben auf dem Dach. Das donnernde „Halt!" des Räubers weckte den Seemann auf, und gähnend fragte er: „Was wollt Ihr?" — „Euer Geld!" war die lakonischr Antwort. „Das könnt Ihr nicht bekommen," erwiederte der Matrose sehr gelassen. — „So?" rief wüthend der Räuber. „Nun, so werde ich Euch das Hirn aus dem Kopfe schießen!" — „Schieß zu, Du Landratte!" antwortete Jack lachend, „denn in London kann ich weit eher ohne Hirn, als ohne Geld durchkommen. Fahr' zu, Kutscher!" — „Fahr' zu!" gebot auch der Räuber, indem er in das Gelächter des Matrosen mit einstimmte.

(Der betrogene Dieb.) Ein Handwerksbursche sah in der Auslage eines Gewürzkrämers einen prächtigen schneeweißen Zuckerhut. Es war Niemand im Laden, und der Handwerksbursche, welcher ohne Zweifel die Absicht hatte, sich auf eine Zeit lang das Leben zu versüßen, nahm den Zuckerhut und lief davon. Allein der Gewürzkrämer, der ihn durch die Glasthüre seines Wohnzimmers bemerkt hatte, eilte ihm nach und nahm ihm den Zuckerhut wieder ab. Der Handwerksbursch hatte übrigens schlecht speculirt, denn der Zuckerhut war von Gips. „Das heiße ich aber die Leute anschmieren!" rief der Dieb naiv.

(Klugheit eines Hundes.) Ein berühmter Chemiker in Paris machte kürzlich Versuche mit verschiedenen Giften an mehreren Hunden, welche ihrer Ungestalt wegen zu Opfern der Wissenschaften auserkoren wurden. Einer derselben hatte das Glück, auf den Tag der Gegengift-Versuche zu kommen. Er wurde erst vergiftet, dann entgiftet. Den andern Tag wollte man ihn wieder vergiften, allein es war ein gelehrter Hund, welcher in die Geheimnisse der Wissenschaft eingedrungen war, und nahm daher nichts mehr. Man gab ihm Fleisch, Brot — er schlug es aus, es war ein philosophischer Hund, er hatte die Absicht des Chemikers errathen. Sein Herr fiel nun auf den Gedanken, einige Brosamen von dem Brote, welches ihm dargereicht wurde, zu essen, um sein Vertrauen zu wecken; hierauf nahm er die angebotene Gabe an. Man stellte ihm eine Tasse Wasser hin, allein er wollte nichts trinken, sondern wartete, bis man den Hahn am Wasserbecken öffnete, und schlürfte dann die herabfallenden Tropfen auf. Und so macht er es jetzt alle Tage, ißt nur davon, wovon sein Herr früher gegessen, und trinkt nur von dem Wasser, von welchem die Andern trinken. Die Vorsicht dieses vernünftigen Thieres hat seinen Herrn bewogen, ihm das Leben zu schenken.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Der Hauptgegenstand, mit dem man sich gegenwärtig in den Herren-Toiletten beschäftigt, ist der **Reitfrack.** Die Elegantesten haben die ciselirten Knöpfe vom vergangenen Jahre beibehalten, welche in Form einer Muschel oder in Rosettenform sind, eine Schleife von Blättern und Schleife von Rosen in Silber auf einem Goldgrunde bildend. Die Schöße sind schmal, ohne Einschlitz, und sind vorn mit dem Leibe ohne Unterbrechung in Verbindung, mit einem Wort, der Frack ist à la française; man hat im Allgemeinen die Taschen-Patten, welche seit dem vorigen Jahre verschwunden waren, wieder aufgenommen, und selbst an einigen Fracks bedeckt jene Patte eine wirkliche Tasche. Der Hauptcharakter der diesjährigen Mode macht sich in einem leichter, ungezwungenen Schnitt bemerkbar. Man sieht daher viele **Oberröcke** sehr weit, mit Taschen auf der Seite, im Paletot-Genre. Zur Abendtoilette trägt man die blauen, dunkelgrünen oder bronzefarbigen **Fracks,** mit gewölbten und glänzenden Goldknöpfen. Das lange **Gilet** reicht in einer Spitze herab und die beiden letzten Knopflöcher bleiben unbenutzt: die weißen Piquees oder die Valencias werden gern getragen. Die **Beinkleider** fallen weit auf den Stiefel und machen fast eine Falte auf der Fußbiege. Die hellen Stoffe mit schmalen Streifen oder mit Carreaux sind sehr modern. Auf der Promenade tragen die Reiter meistens den bis oben hinauf sich kreuzenden Frack, mit einer oder zwei Reihen Knöpfe, oder den Oberrock mit seidenem Kragen. Die **Hüte** trägt man mehr als jemals mit niedrigen

Digitized by Google

Köpfen und mit Krempen von mittlerer Breite, aber flach und in sich selbst gebogen. Dies Genre ist zugleich elegant, distinguirt und geschmackvoll. Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir angelegentlich die Tween-Hüte von Cadessus, von staubgrauem Filz, welche außerordentlich leicht, von einer der Jahreszeit gemäßen Farbe sind und zu einem sehr eleganten Negligee sich eignen. Der Tween-Hut findet vielen Beifall, und kann selbst zu einer Haldtoilette getragen werden.

Die Herrenmoden hatten in neuester Zeit den vollen Anlauf genommen, um zur Unförmlichkeit überzugehen, so lang und und weit in allen Verhältnissen wurden die Kleidungsstücke getragen. Das konnte nicht dauern und so ist denn diese Mode auch schon wieder der Vergangenheit verfallen. Die Taillen sind wieder ziemlich mit den Hüften gleich, bedecken sie nur wenig, die Schöße nicht mehr so lang und weit, die Kragen niedriger, die Brusttheile weniger weit, aber gewölbt. Dunkle Farben sind beliebt. Die Gehröcke werden meistentheils mit einer Reihe Knöpfe getragen, der Kragen und die Klappen mit Moire gefuttert. Die Taille ist etwas lang im Rücken und dieser verhältnißmäßig breit, die Aermel sind eng, besonders nach der Hand zu. Auch trägt man die kurzen Ueberröcke mit zwei Reihen Knöpfen, da sind die Aufschläge weit zurückgebogen, und lassen die Brust breit sehen, die Schöße haben keinen Umschlag und sind mit dunkler Seide gefüttert, die Aermel mit weißer Seide. Der Kragen ist niedrig, aber breit überfallend, der Ausschnitt etwas eng. Alle diese Röcke sind kurz, gehen noch nicht bis ans Knie, sie müssen nach unten sehr weit sein, wenn sie auch oben an der Taille eng anschließen, so daß sie in Hohlfalten ausfallen. Die Shwalwesten zeigen sich wieder und finden gute Aufnahme.

Damen-Mode. Die Kleider aus leichten Stoffen werden meist mit Volants ausgeputzt und diese Volants sind zum größten Theile quer geschnitten und werden fast bis an die Hüften hinauf gesetzt. Man setzt sie fast platt auf und verziert sie bisweilen mit Zacken oder Fransen. Die Leibchen richten sich nach dem Wetter und sind entweder hoch oder halbhoch. Sie bleiben dagegen immer glatt und die Aermel meist ebenfalls verziert und halblang, außer wenn sie so kurz sind, daß sie mehr wie ein Achselstück, als wie ein Aermel aussehen. Die Langshawls, welche man trägt, sind von den verschiedenartigsten Stoffen; auch große viereckige Shawls werden getragen, sie sind aber meist von ganz leichten Stoffen oder von gesticktem chinesischem Krepp. Wir haben mehrere einfache Muslin-Langshawls gesehen, die mit blauer oder rosa Gaze gefuttert waren. Die Hüte von weißem Gros de Naples werden meist mit einer langen liegenden Feder und mit Steckverzierungen ausgeputzt; andere sind gestreift und noch andere von Seide, aber ganz mit Krepp überzogen. Der Schirmrand hat eine doppelte Garnitur von Gaze oder Tull. Obgleich die Form der Hauben immer ziemlich dieselbe bleibt, so zeigen sich doch fortwährend neue Garnirungen derselben; diejenigen, welche für die Morgentoilette bestimmt sind, bestehen meist aus Einsatzstreifen und sind mit rosa oder blauer Gaze unterlegt, während ihr Ausputz blos in Spitzen besteht. Man trägt aber auch noch kleine runde Haubchen, die mit breiten Valenciennes Spitzen und mit einem Kranze von weißen Atlasbandschlingen ausgeputzt sind. Die Ränder der Haubchen, die zur Paletotoilette bestimmt sind, halten sich klein; sie bestehen aus Tulle und haben Barben von nachgenahmten englischen Spitzen, die man noch durch zwei kleine Rosenbouquets dichter macht. Die in diesem Augenblick vorherrschenden modischen Farben sind diejenigen, welche hübsche Schattirungen zulassen, also Lilas, Grun, Blau, Rosa. Auch eine Art Kirschroth ist sehr gesucht, und die Schillerfarben werden allgemein getragen. Die Barèges, die Chalys, die Cotepalys und selbst die so lange verschmähten Guirgamps kommen wieder zum Vorschein. Man verwendet sie besonders zu Anzügen auf das Land, so wie die Balzorinen, die Zephrinen und die gedruckten Musline; der Gutngamp eignet sich besonders zu Morgen-Oberrocken, die man aber auch aus Muslinetten und zwei- oder mehrfarbig gedrucktem Muslin macht. Die Form der Kleider ist eben so verschieden, als es die Stoffe sind; man macht Pompadours überwurfe von Barège und gedrucktem Muslin. Diese Ueberwurfe sind vorn offen und man trägt sie mit einem vorn geschmückten Leibchen über einem weißen Rocke. Der Anzug ist also ganz dem ähnlich, welchen unsere liebenswürdigen Großmütter trugen. Wo der Rock vorn offen ist, wird er mit einem Rüche von gleichem Stoffe garnirt, die in große Rehrenfalten gelegt ist. Eben so garnirt ist auch das Leibchen. Dabei bleiben aber fortwährend beliebt die weißen Oberröcke von glattem oder leicht gesticktem indischen Muslin; die Oberröcke von englischem Jaconas sind ebenfalls beliebt, namentlich wenn dieselben einen breiten Saum haben, über welchem eine gestickte Guirlande lauft und durch den ein Band gezogen ist. Solche Oberröcke werden meist über einem durchschimmernden Rock getragen und passen vorzugsweise zu einem Spitzen-Langshawl oder zu einer Mantille von Organdi, die ebenfalls bunt gefuttert ist. Die Aermel an diesen Oberröcken sind venetianische, folglich sehr weit, so daß sie den Vorderarm sehen lassen. Die Paletots von italienischem Taffet sind als Promenadenanzüge außerordentlich beliebt. Ist der Paletot hellfarbig und mit Bandrüchen und weißen Spitzen garnirt, so kann er nur im Waaren getragen werden. Die Promenaden zu Fuß erfordern Schwarz oder Dunkelblau. Dieses Kleidungsstück sieht höchst elegant aus, aber die Dame muß groß und schlank sein. Die jüngste Neuigkeit ist ein Shawl mit acht nordischem Namen, der Nowgorods-Shawl, eine Zusammensetzung von unächten Geflechten aus der feinsten Wolle. Dieser Shawl, der ungeordnet ist wie alle elastischen Stoffe und warm wie alle Zeuge, die so weich und gefügig sind, daß sie sich dicht an den Körper anlegen, ist somit der nützlichste Freund, der vollkommenste Beschützer, den eine Dame in das Bad, auf das Land oder auf die Reise mit sich nehmen kann. Die jetzigen Kleider tragt man viel hoch, nur nicht mehr geschnurt, da dieser Ausputz so allgemein geworden. Man verbrämt es lieber mit Klappen, die mit Spitzen, Schnuren oder Bandrüchen besetzt werden. Einen sehr netten Besatz gibt auch geflochtenes Band, was entweder einfarbig oder in mehreren Farben, so breit man will, zusammengeflochten um Röcke, Aermel ꝛc. gesetzt wird. Manche Putzkleider haben die Klappen oben an der Taille so groß, daß sie einen Kragen bilden, der vorn offen ist. Daran wird eine breite gekrauste Franze gesetzt, welche ihm noch mehr Breite gibt. Dieselbe Franze lauft zwei Mal um den Rock und auch unten um die anschließenden Ueberarmel. Der Leib ist glatt, mit einem Gurtel oder einer Schnalle versehen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Gekruzter Oberrock, mit mittelbreiten Revers und abgerundetem Kragen; die Taille weit und ausgeschweift und der letzte Knopf steht über der Hüfte. Die Vordertheile und Revers sind leicht besetzt. Weste mit zwei Reihen Knöpfe. Weite Beinkleider ohne Sprungriemen. Schuhe mit Bandschleifen. 2. Capote mit Blumen und Spitzen ausgeputzt. Oberrockkleid vorn offen und bis herab mit Felsuren besetzt. Mantille von schwarzer Spitze. 3. Frack à la française, mit langer und breiter Taille, ähnlich im Schnitte dem heutigen Paletot, mit Patten an den Seiten. Weste mit einer Reihe Knöpfe; gestreifte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24ßCour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Steckbrief.

Es wird hiemit bekannt gemacht,
Daß auf dem Feste gestern Nacht
Ein Mädchen hier aus dieser Stadt
Gar manches Herz gestohlen hat.

Sie schlich damit sich plötzlich fort,
Man kennt nicht ihren Zufluchtsort;
Woran man sie erkennen kann,
Zeigt dies Signalement hier an:

Ihr Lockenkopf ist blond wie Gold,
Die Aeugtein blau und wunderhold,
Das Mäzlein köstlich, rosig, fein,
Die Zähne blank wie Elfenbein.

Die Wänglein roth auf Lilienground,
Das Schwanenhälschen blendend, rund,
Ihr Füßchen leicht, von kaum acht Zoll,
Das Händchen seiden, sanft und voll.

Sie ist nicht groß, doch auch nicht klein,
Ihr Wuchs ist schlank, die Taille fein,
Ihr Busen schwellend, weiß wie Schnee:
Kurzum, ein Engel, eine Fee.

Ein sond'res Merkmal ist noch dies:
Wenn's Diebchen lächelt, zaubrisch, süß,
So bilden sich voll Reiz und Zier
Zwei Grübchen in den Wangen ihr.

Jedwedem leuchtet wohl nun ein,
Wie höchst gefährlich sie kann sein
Für eines jeden Jünglings Ruh,
Wenn er verliebt ist noch dazu.

Wir bitten dero wegen All',
Daß Jeder im Betretungsfall
Sie fesselt mit der Liebe Band
Und sicher bringt in Hymens Land.

Verhaftungskosten zahlt zurück
Ganz sicher bald der Liebe Glück.
Wir sind in Dienstergebenheit
Zu gleichen Diensten stets bereit.

A. d. Hfr. E.

Eine Opernvorstellung.

In den zwanziger Jahren, zur Zeit als die politischen Unruhen in Italien den höchsten Grad erreicht hatten, war Graf N.... in Mailand Garnisons-Chef und Militair-Commandant, ein Mann von erprobter Tapferkeit und eisernem Muthe, und dem schwierigen

Digitized by Google

Posten, dem er vorstand, vollkommen gewachsen. Ganz Italien glich damals dem Boden seiner Vulkane; jeder Tag brachte neue Nachrichten blutiger und grausamer Excesse, und war hier eine Emeute im Keime erstickt, eine andere mit Gewalt unterdrückt, so tauchten dafür, gleich Kadmus gistiger Saat, zehn andere Empörungsversuche auf, und die Gährung stieg mit jedem Tage. So standen die Dinge, als dem General einst in der Frühstunde ein Mann gemeldet wurde, welcher in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit eine geheime Audienz von ihm verlangte, welche ihm auch gewährt wurde. Nach langer Einleitung und Unterhandlung, um eine bedeutende Belohnung und zugesicherte Straflosigkeit, entdeckte der Italiener dem General den Plan zu einer mit teuflischer Schlauheit angelegten Verschwörung auf das Leben sämmtlicher Officiere in Mailand, welche binnen Kurzem zum Ausbruch kommen würde. In einigen Tagen sollte nämlich eine neue Oper in der Scala zur Ausführung kommen, und während der Darstellung sollte jeder der Verschworenen sich an einen Officier drängen, und denselben erdolchen; eine Anzahl derselben sollte die Loge des Generals stürmen und demselben das Lebenslicht ausblasen, wo es dann, nach dem wohlberechneten Plan der Empörer ein Leichtes gewesen wäre, sich der ihrer Häupter beraubten Mannschaft zu bemächtigen.

Mit schnellem Blick übersah der unerschrockne Krieger das Bedrohliche seiner Lage, und traf dagegen eben so kühne als originelle Maßregeln.

Der Angeber wurde, zur Verhinderung jeder Verrätherei, vor der Hand festgehalten, und der General traf seine stillen, aber um so sichreren Anordnungen.

Eine neue Oper ist in ganz Italien, namentlich aber in Mailand, ein sehnsüchtig erwartetes Ereigniß, und an solchen Tagen sind die weiten Räume der prächtigen Scala noch viel zu klein, um die Massen der neugierig zuströmenden Menge zu fassen. So auch am 12. März 18—. Der ungeheure Saal war bis zum Ersticken gefüllt, wenn auch sonderbarer Weise nicht ein Officier im Parterre, dem gewöhnlichen Sammelplatze derselben, sichtbar war. Festlich geschmückte Damen zierten die Logen, nur eine derselben, die größte und für den kommandirenden General bestimmte, stand noch leer, wenngleich festlich beleuchtet. Immer näher rückt die Minute des Anfanges, die Orchestermitglieder stimmen ihre Instrumente, ungeduldiges und neugieriges Gemurmel durchtönt die Räume, kurz nirgends die leiseste Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses.

Da rollt plötzlich der Vorhang auf, und ein seltsam unerwartetes Schauspiel stellt sich den erstaunten Blicken dar.

Der ganze colossale Raum der Bühne ist mit Militair bedeckt, die erste Reihe knieend, die hinteren in aufsteigender Erhöhung — die Mündung der Feuerröhre schußfertig gegen das Publikum angeschlagen — starr und unbeweglich! — Man denke sich die Wirkung dieser sonderbaren Decoration. — Die Nichtunterrichteten, erstaunt über diesen Anblick, von dem sie nicht wußten, ob er nicht vielleicht zur Oper gehöre und diese sonderbarer Weise ohne Ouvertüre anfange; die Verschwornen — das Rechte ahnend — mit panischem Schrecken das wunderbare Tableaux anstarrend.

Nach einer kurzen Pause tritt der General, gefolgt von seinem Generalstabe, in glänzender Gallauniform in seine Loge mit gewaltiger Stimme ins Parterre rufend: „Meine Herren, ich kenne genau die mörderische Absicht, welche Sie heute hierher geführt. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um Ihr schändliches Vorhaben zu nichte zu machen. In diesem Augenblicke werden die Wohnungen der Verschwornen, welche mir alle genau bekannt sind, durchsucht, die Straßen Mailand's sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen bepflanzt, sämmtliches Militair steht, meines Winkes gewärtig, unter Waffen. Bei der geringsten zweideutigen Bewegung lasse ich augenblicklich Feuer ins Parterre geben. Ihre schändlichen Plane entschuldigen meine ungewöhnlichen Gegenmittel. — Entfernen Sie sich langsam durch die Mittelthüre, jedoch nur paarweise, jeder Versuch, sich durchzudrängen, wird geahndet, die übrigen Ausgänge sind geschlossen. Nur Ergebung in Ihr Schicksal kann dasselbe mildern."

Die erschreckten und eingeschüchterten Menchelmörder mußten sich diese Vorschrift gefallen lassen, nur zwei und zwei durften die Schwelle überschreiten, Alle wurden untersucht, und die, bei welchen sich Waffen vorfanden, sogleich arretirt. Diese Untersuchung im Opernhause selbst dauerte über vierzig Stunden. In dem geleerten Schauplatze fanden sich über hundert weggeworfene Dolche.

Die eingeleitete, strenge Nachforschung unterdrückte die letzten Zuckungen dieser Verschwörung, und so rettete die kräftige Besonnenheit des würdigen Generals das Leben von hundert tapfern Kriegern und die Ruhe Mailand's. (Theaterchronik.)

Madame Lacoste.

Es macht in diesem Augenblicke der Proceß der Madame Lacoste, welche ihren Mann vergiftet haben soll,

Digitized by Google

ein so großes Aufsehen, wie der berühmte Prozeß Lafarge, und er ist allerdings in einem Punkte wenigstens noch interessanter als dieser. Madame Lacoste erschien vor dem Gericht ganz schwarz gekleidet; ein schwarzer sehr dünner Schleier verhüllte zwar ihr Gesicht, doch nicht so, daß man ihre Züge nicht hätte sehen können. Ihr Gesicht ist sehr hübsch, namentlich hat sie außerordentlich schöne Augen. Lange schwarze Locken umhüllen anmuthig ihr Gesicht, Anfangs sah sie sehr bleich aus, allmählig aber kehrte eine lebhaftere Farbe auf ihre Wangen zurück. Der Mitangeklagte, Meilhan, ist ein Mann mit weißem Haar, der aber noch ziemlich rüstig aussieht. Seine Züge verrathen Gutmüthigkeit. Er schien durchaus nicht besorgt zu sein, sondern lächelte. — Heinrich Lacoste hatte im Jahre 1841 seine Nichte Euphemie Verges geheirathet. Ob er gleich hoch in Jahren stand, schien er doch noch sehr rüstig zu sein, und nichts verrieth, daß er am Ende seines Lebens stehe, als er am 16. Mai 1843 plötzlich erkrankte und nach 8 Tagen verschied. Einige Tage nachher legte seine junge Wittwe Euphemie ein Testament vom 1. Juli 1841 vor, in welchem sie zur Universalerbin ihres Mannes ernannt war, der ihr ein Vermögen von etwa 300,000 Frcs. hinterließ. Leider erfreute sie sich ihres Wohlstandes nicht lange in Ruhe, denn es verbreitete sich bald das Gerücht, ihr Mann sei an Gift gestorben, und sie habe es ihm in Verbindung mit dem Schullehrer Meilhan gegeben. Sie selbst trug sofort darauf an, daß die Leiche ihres Mannes wieder ausgegraben werde. Dies geschah, und mehrere ausgezeichnete Aerzte und Chemiker erfüllten den Auftrag, Untersuchungen anzustellen, welche das Dasein einer bedeutenden Quantität Arsenik in dem Körper ergaben. Die öffentliche Stimme erklärte, Lacoste habe das Gift durch Meilhan und Euphemie Verges erhalten. Die letztere stand im 22sten Jahre, als sie die Frau Lacostes wurde. Anfangs lebten sie, wie es schien, vollkommen glücklich mit einander; die junge Frau that Alles, was dem alten Manne gefallen konnte, sie rasirte ihn sogar täglich, obwohl er nichts weniger als liebenswürdig, sondern geizig und im höchsten Grade eifersüchtig war, so daß seine Frau alleine Niemanden besuchen, nicht einmal allein in die Kirche gehen durfte. Erst nachdem Lacoste die Hoffnung aufgeben mußte, einen Erben seines Namens und Vermögens zu erhalten, fing er an, über seine Frau zu klagen, und warf seine Augen auf Dienstmädchen, um wenigstens ein uneheliches Kind zu erhalten. Die junge Frau bemerkte dies, es kam darüber zu heftigen Auftritten, und Lacoste äußerte gegen mehrere Bekannte, er würde ein anderes Testament machen lassen. Um diese Zeit war Meilhan, der in der Gegend nicht im besten Rufe stand, oft in dem Hause und er schien sich besonders an die junge Frau anzuschließen. Bald darauf besuchte Lacoste mit seiner Frau den Jahrmarkt zu Riquepeu, wo Meilhan wohnte, den er dort im Gasthause traf. Nachmittag klagte Lacoste plötzlich über Schmerzen im Leibe und sagte zu mehreren Bekannten, er sei unwohl geworden, seit ihm Meilhan ein Glas Wein gegeben habe. Die Schmerzen nahmen zu und er mußte nach Hause gehen. Seine Frau pflegte ihn ganz allein, ließ Niemanden zu ihm und berief erst am künftigen Tage einen Arzt, dem sie erzählte, ihr Mann habe sich durch allerlei unverdauliche Speisen den Magen verderben. Der Arzt glaubte dies, und wenige Tage darauf starb der Kranke. Meilhan, der bisher in schlechten Verhältnissen gelebt, hatte auf einmal viel Geld und mehrere Zeugen sagten aus, er habe erklärt, daß es ihm die Wittwe Lacoste geschenkt. Nach dieser Darstellung scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Lacoste durch seine Frau und Meilhan vergiftet wurde. In dem langen Zeugenverhöre stellten sich aber zwei wichtige Punkte heraus, einmal nämlich, daß Lacoste, wenn er, was häufig geschah, sich den Magen verdorben hatte, jedes Mal sagte, er habe ein Glas Wein getrunken, auf das ihm unwohl geworden, und zweitens besonders, daß er öfters an Krankheiten gelitten, die man nicht nennt, daß er die Aerzte nicht leiden konnte, sich selbst nach einem alten Buche insgeheim behandelte, die Mittel, die er anwendete, selbst bereitete und zu diesen Mitteln Arsenik nahm. Dies wurde von dem Vertheidiger der Madame Lacoste besonders hervorgehoben, der glaublich zu machen sucht, Lacoste habe sich durch Anwendung solcher Arsenikmittel selbst vergiftet. Die Aerzte, welche bei den Verhandlungen zugezogen wurden, konnten nicht läugnen, daß eine solche Vergiftung möglich sei, wenn sie auch selten vorkommen möchte. Die Geschwornen, welche zuletzt über Schuldig oder Nichtschuldig sich zu erklären hatten, sprachen deshalb auch einstimmig, nach kurzer Berathung, aus, die Wittwe Lacoste und Meilhan wären nichtschuldig.

Das Gespenst.

In der kleinen Stadt W. hatte sich vor mehreren Jahren ein geselliger Verein gebildet. Er bestand aus 24 Personen, die wöchentlich einmal zusammen kamen, und bei einem Glase Wein oder Bier nebst Tabak über

Digitized by Google

politische und andere Gegenstände des Tags schwatzten. Jedes Mitglied hatte seinen eignen, ihm angewiesenen Stuhl; der Präsident aber einen höher stehenden. Ein Glied dieser Gesellschaft lag schon eine Zeitlang tödtlich krank; daher stand der Stuhl dieses Anwesenden leer.

Als eines Abends der Club sich, wie gewöhnlich, versammelt und man sich nach dem Befinden des kranken Mitgliedes erkundigt hatte, ging einer von den vertrauteren Freunden desselben, zumal da der Kranke in der Nähe wohnte, um von ihm selbst, oder doch in seiner Behausung die beste Auskunft zu erhalten. Er brachte indessen die traurige Nachricht zurück, daß der Kranke, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch in dieser Nacht sterben werde. Der fröhliche Geist des Clubs verschwand; an seine Stelle trat melancholischer Trübsinn, und alle Bemühungen, die Unterhaltung von dem schwermüthigen Gegenstande abzulenken, waren vergebens.

Jetzt schlug die Stunde der Mitternacht, und plötzlich öffnete sich des Versammlungssaales Thüre. Eine weiße Gestalt, die Gestalt des sterbenden oder vielmehr todten Mannes war in das Zimmer getreten und nahm den ihm gehörigen Platz ein. Schweigend saß sie da und schweigend starrte die heftig erschreckene Gesellschaft sie an. — Die Erscheinung verweilte gerade lange genug, um alle Anwesende von der Wirklichkeit des Spuks zu überzeugen; dann erhob sie sich langsam, wankte zur Thür, öffnete sie, ging hinaus und machte sie wieder zu. — Lange herrschte stummes Erstaunen; endlich brach einer von der Gesellschaft das Schweigen. — Ich würde — sagte er — meinen eignen Augen nicht getraut haben, wenn nur ich allein die Erscheinung gesehen hätte; nun aber ist es unmöglich, daß 23 sehende nüchterne Menschen betrogen werden können. Es giebt also — setzte er mit Nachdruck hinzu — dennoch Gespenster.

Allmählig fand die Gesellschaft die Sprache wieder, sie unterhielt sich, wie man leicht denken kann, von nichts als von dem schauerlichen Gegenstand, der sich so eben ihren Blicken gezeigt hatte. Endlich brach man auf und ging.

Am andern Morgen erkundigte man sich gleich nach dem Kranken und es ergab sich, daß er gerade in der Stunde seiner Erscheinung im Club gestorben sei.

Natürlich verbreitete sich die Geschichte durch's Land und machte selbst die hellsten Köpfe irre. Was konnten auch alle Vernunftgründe gegen eine Begebenheit ausrichten, die von dreiundzwanzig glaubhaften Männern bezeugt wurde?

So verflossen Jahre, und die Gespenstergeschichte beschäftigte schon nicht mehr die Aufmerksamkeit; und nur dann geschah ihrer noch Erwähnung, wenn ein hartnäckiger Leugner aller Geistererscheinungen zum Schweigen gebracht werden sollte.

Einst war ein Glied des Vereins (ein Arzt) zu einer alten Frau gerufen, die bisher als Krankenwärterin ihr Brot verdient hatte. — Herr — sagte sie — mir liegt noch etwas auf dem Herzen; Sie erinnern sich gewiß noch des verstorbenen N**, dessen Erscheinung so viel Aufsehen gemacht hat. Ich war damals seine Wärterin, in der Nacht, in welcher er starb, verließ ich, weil ich etwas Nöthiges zu besorgen hatte, das Krankenzimmer. Bei meiner schnellen Rückkehr fand ich den Kranken nicht wieder. Ehe ich deßhalb zu einem Entschluß kommen konnte, trat er zu meinem Erstaunen zitternd und zähneklappernd in die Kammer, legte sich ins Bett und — starb wenige Minuten darauf. Aus Furcht, das Bekanntwerden meiner Nachlässigkeit möchte mich ums Brot bringen, schwieg ich; trotz dem, daß ich wußte daß nicht sein Geist, sondern er selbst in Person ihnen erschienen war. —

(Patriot. Blätter.)

Ein Stückchen a la Don Quixotte.

In einer herrlichen Septembernacht erglänzte der Mond in seinem ersten magischen Schimmer, und die reizende Giuletta stand sinnend am Erker ihres Sommerpalastes. Sie war in ruhiger Extase versunken, den Blick auf die phantastische Scene geheftet, welche die Schatten bildeten, die von den hohen Bäumen geworfen wurden. Das Glöckchen der nahen Pfarre schlug gerade die eilfte Stunde, als Herr Dionys von seiner gewöhnlichen Tarokpartie von einem seiner Nachbarn heimkehrte. Ist es Wahrheit oder Trug, er hält plötzlich inne, reibt sich die Augen, lugt ins Weite der von Silberglanz übergossenen Landschaft, dann haftet sein stierer Blick wieder auf dem Schlosse und er eilt mit hochklopfendem Herzen und wankender Knieen seiner Behausung zu. Ihm wollt bedünken, es stand ein großer Mann aufrecht und unbeweglich einem Baum gegenüber, hinter welchem er sich vor jedem Späherblick gebergen wähnte. Der Dämen der Eifersucht hatte das sonst dunkle Roth seines Gesichtes gebleicht, denn gleichzeitig mit seinem Annähern sah er seine Gattin Giuletta am Fenster verschwinden. Giuletta war ein reizendes Dämchen von 21 Jahren, von solchen Vorzügen des Geistes wie des Körpers, daß

Digitized by Google

es uns zu weit führen würde, wollten wir uns darüber ins Detail einlassen. Herr Dionys war ihr Gemahl, ein Gemahl von 55 Jahren, so kalt wie ein Hemd, ein wenig Archäolog, und ein geschworener Feind der Dampfmaschinen; im Uebrigen aber eine wahre Perle eines Ehemannes. Von finstern Ahnungen ergriffen, polterte er mürrisch in sein Cabinet, ohne die schöne Gattin mit einem Worte zu grüßen, die ihm mit liebevoller Sorgfalt entgegen kam, den Hut und Stock abnehmend. Er wird wieder im Spiele verloren haben, sprach Guiletta zu sich, etwas überrascht durch das schroffe Betragen des mürrischen Ehegemahls. Sie trachtete seine üble Laune zu verscheuchen, und begann dieses Manöver, worin die Schönen so geschickt sind, indem sie ihn mit süßer Stimme anredete: „Mein Herr Dionys, wie kränkend ist es, wenn man sich so kalt, so unwirsch von dem Manne empfangen sieht, den man achtet und liebt. Beruhige Dich und zürne nicht länger über den Verlust im Tarok, ich will dann verzeihen, aber —

„„Was Tarok — was Verlust? — Man kümmere sich nicht um mich, denn der Mond scheint so hell, es ist so romantisch — doch genug davon, ich habe ja gesehen; genug, morgen sprechen wir ein Mehreres und nun sage mir nur, wo Luzian ist.““

„Luzian? — ich weiß es nicht — er wird auf seinem Zimmer sein — studieren, soll ich ihn holen?“

„„Mit Nichten; ich werde ihn schon selbst finden, ich habe ihm etwas unter vier Augen zu sagen; Du kannst nun zu Bette gehen.““

„Nein, ich kann Dich in diesem aufgeregten Zustande nicht verlassen, bis ich nicht erfahren, was Dir zugestoßen.“

„„Das werd' ich Dir bei gelegener Zeit sagen; nun wiederhole ich Dir ernstlich, begieb Dich auf Dein Zimmer. Die arme Frau ging von quälender Ungewißheit beunruhigt, mit betrübter Miene nach ihrem Schlafgemache, und ließ den erzürnten Gemahl zurück, der, sobald er sich allein sah, — wuthentbrannt nach Luzians Wohnung stürmte. Luzian war ein schöner Jüngling, Studierender, und pflegte alljährlich die Ferien im Hause des Herrn Dionys, seines entfernten Verwandten, zuzubringen. Der Alte war ihm gut, er genoß seines vollen Vertrauens aus dem Grunde, weil er nichts vor ihm geheim hielt. Als Luzian den armen Mann so verstört auf seine Kammer stürzen sah, frug er erschrocken, was ihm Uebles begegnet sei?

„Auf, auf! 's ist keine Zeit zu verlieren, man strebt nach meiner Ehre!““ stammelte der geängstigte Dionys, „ich muß Rache, furchtbare, ernste Rache haben.““ — Luzian wechselte vor Schreck die Farbe. „„Hier sind zwei Säbel,““ donnerte Dionys weiter, „greif zu als Mann, und folge mir.““

„Aber ich verstehe nicht — sprecht nur, was soll ich?“ —

„„Pah! Du ein kräftiger Jüngling hättest Furcht? in der That, das wäre schön. Sieh einmal mich an, so alt und hinfällig ich bin, mich schreckt nicht die Furcht vor diesem ehrlosen Nachtschwärmer. — Spute Dich, daß er mir nicht entrinnt.“

„Aber von wem sprecht Ihr, erzählt mir doch früher Eure Abenteuer.“

„„Es ist keine Zeit zu verlieren; Du bist ein vernünftiger Bursche, Dir kann ich es schon sagen, daß mich mein Weib — ich will Dir Alles entdecken, aber jetzt laß uns eilen, schnell, unverzüglich, daß ich den Frevler durchbohre, Du hast flinke Beine, im Fall er entwischen will, setze Du ihm nach.““

Luzian, der nun beruhigt schien, brauchte nicht viel, um neuerdings von Sinnen zu kommen. Still und sachte waren sie aus dem Schlosse entschlüpft und standen dem Todfeinde schnurgerade gegenüber. „„Siehst Du ihn dort?““ stammelte Dionys mit halber Stimme, „„der Schurke hat sich noch nicht bewegt, er hofft wohl, daß sich noch einmal das Fenster öffnen werde. Siehst Du ihn dort an der Pappel?““

„Ich sehe nichts.“

„„Zum Henker, bist Du blind? er ist bis zum Hut in einen Mantel gehüllt, wie es diese Nachtvögel, dieses ruchlose Gesindel gewohnt ist; die Wuth macht mich vom Scheitel bis zur Zehe zittern. Sieh, wie ich ihn treffe, wie er es verdient, o Himmel, vergieb mir wenn ich das Blut meines Nächsten vergieße, aber meine gekränkte Ehre fordert es also. Und Du, wer Du auch immer sein magst, der sich hier auf schändliche Weise vermummt, stirb durch meine Hand. —““

Dieses sprechend, stürzte er wie ein Rasender auf die Pappel los, aber die leblose Figur wich nicht einen Daumen breit von ihrem Platze. — Es war ein bizarres Spiel des Mondes, der auf dem Boden die Aeste der Bäume in langen Schatten anschauen ließ, dem Ansehen nicht unähnlich menschlichen Gestalten. Nicht wenig über dieses tolle Beginnen lachend, sprach Lucian zu dem Alten: „Eine wahre Heldenthat; wie haben Sie doch so Schlimmes von Ihrer Gattin denken können?“

„„Was kann ich Dir antworten? — Ich habe böse Träume gehabt, guter Luzian; Arme Giuletta, Du sollst dafür entschädigt werden; wenn ich

wieder in die Stadt komme, kaufe ich Dir eine neue prächtige Equipage!""

Gewisse Ehemänner haben Furcht vor dem Schatten!!!

Miscellen und Anecdoten.

(Hamburg.) Wenn wir durch den neuerbauten Stadt-Theil wandern, welcher an die Stelle der Trümmer getreten ist, so staunen wir über die Dimensionen der Bauwerke, über die geraden Linien, über die rechten Winkel, über die Gleichförmigkeit des Styles — aber es erfüllt uns eine Wehmuth, daß wir in einen prachtvollen neuen Ort versetzt worden sind, während an dieser Seite unser altes Hamburg nicht mehr existirt. Was wir jetzt dort sehen, bietet uns Berlin, Kopenhagen in erhöhter Potenz — was wir verloren haben, ist nirgendwo zu finden: die alte gemüthvolle, hanseatische Eigenthümlichkeit. Die Phantasie des sinnigen Betrachters beschäftigt sich sogleich mit dem Innern der Gebäude. Verschwunden sind die ehrwürdigen, dunkelholzenen Mobilien, die Rohrstühle mit hohen Lehnen, die geräumigen Schränke für Kleider, Silberzeug und Wäsche, die Bilder der Vorfahren — Pariser und Londoner Luxus tritt an ihre Stelle. Soll mit diesen auch eine neue Art von Häuslichkeit einkehren? Wir wollen es nicht befürchten. Wir wollen nicht glauben, daß der Hang, nach außen hin zu leben, für den Schein nur, in unserm soliden Hamburg Platz greifen könne. Wir waren stets, wir wollen jetzt nicht anfangen zu scheinen. Freilich nimmt das öffentliche Leben mit seinen imponirenden Läden, durch deren colossale Fenster man, wie bei geistesarmen Leuten, sogleich das ganze Innere erblickt, hin und wieder den Charakter der Schein-Sucht, des Aufflitterns, der Putz-Manie, der Vornehmthuerei und Ungediegenheit an; der Nationalsinn jedoch wird sich von ausländischen Spukteufeln nicht so leicht bewältigen lassen. Von oben herunter muß das Beispiel wirken, das Schlichte und Anspruchslose muß bei Mächtigen und Reichen zur Schau getragen werden, dann wird der geringere Bürger Bürger bleiben wollen und nicht wie an andern Orten, nach Ostentation und leerem Scheingetriebe haschen. Die Würde des Mannes muß sich überall geltend machen, wie es einem republikanischen Vereine geziemt, wo Jeder seinen Werth fühlen darf, wenn er dem Gesetze gehorcht. Das Kriechen und Bücken vorangepflogenen Zufälligkeiten muß nicht einreißen, Wagen und Livree-Diener allein darf kein Gegenstand des Respekts sein, der Geldsack kein goldnes Kalb, um das anbetend der Pöbel tanzt, und blendender Firlefanz kein Verdienst. Bücken müssen wir uns nur vor Gott und dem Gesetz. Alles Uebrige ist Menschenthun, also dem Irrthum und der Schwankung unterworfen. Das alte Hamburg war so wacker! Laßt uns in den neuen Häusern alte Hamburger bleiben! (Originalien.)

(Gebräuche bei Heirathsbewerbungen.) Im Departement du Nord in Frankreich, existirt ein ziemlich komischer Gebrauch, um bei Brautwerbungen dem Liebhaber seine günstige oder ungünstige Prognostik zu stellen. Es wird bei solchen Anlässen ein so glänzendes Mahl angestellt, als es die jedesmaligen Umstände gestatten. Nach der Wahl, welche das junge Mädchen in den Früchten trifft, aus welchen das Dessert besteht, muß ein Liebhaber sein Schicksal erkennen. Weintrauben, Feigen, Mispeln sind ein excellentes Zeichen; sie bedeuten Liebe, Sympathie; man hat nichts Anderes zu thun, als sich an dem nächsten besten Tage von der Kanzel verkündigen zu lassen, als ausschließlicher Privilegiumsbesitzer aller Reize der ihm von den 11,000 Jungfrauen der Umgegend beschiedenen dereinstigen Penelope. Sind Haselnüsse und Mandeln bei dem Dessert, so kann man dieses folgender Maßen übersetzen: Sachte! — sachte! sieh Dich vor! — Du kannst also am nächsten Sonntag wieder einsprechen. — Wenn endlich die Heirathscandidatin eine Wallnuß — aber wohlgemerkt, eine einzige dieser Früchte aus dem Lande der classischen Liebe und classischen Nüsse unter das ganze Dessert hineinpraktizirt, so ist dieses eine gänzliche Weigerung, den Bewerber zu acceptiren, oder ein Korb in optima forma, gerade so als ob man den Besen nähme, um den neuen Amadis zur Thür hinaus zu fegen. Manchmal trifft es sich auch, daß das ganze Dessert aus einem einzigen ungeheuern Nußsack besteht, und in diesem Falle erhält der Brautwerber von den versammelten Gästen den Namen der Nußgalan, le Galant à la noix, der die auf ihn ausgebrachten Gesundheiten dann meistens nicht abwartet, denn im Departement du Nord ist das obige Angebinde die tödtlichste Injurie, welche man einem unglücklichen Liebhaber an den Kopf werfen kann.

(Monomanie.) Ein junger Mann von guter Familie, der plötzlich einen Anfall von Monomanie erhielt, die um so gefährlicher war, weil sie ihm seine Ruhe und Kaltblütigkeit nicht nahm, hat in London einen Mord begangen, welcher Aufsehen macht. Der junge Mann ging nämlich eines Morgens nach dem Frühstück aus, begab sich in einen Schießstand, verlangte Pistolen, schoß zwei Kugeln nach der Scheibe und wendete sich, als er eben das dritte Mal schießen wollte, langsam nach dem Zieler, der ihm den Rücken zukehrte, legte ruhig auf ihn an und schoß ihm eine Kugel in die Hüfte. Auf den Hülferuf des Unglücklichen kam Polizei herbei, der Verwundete lag in seinem Blute da und den Mörder führte man zu dem nächsten Polizeigericht, wo ein Richter sogleich dessen Verhör begann. — „Warum haben Sie auf den armen Mann geschossen?" fragte der Richter. — „Hm!" antwortete der junge Herr in vollkommen ruhigem Tone, „weil ich gehangen sein möchte." Eine andere Antwort war nicht aus ihm herauszubringen.

(Die Juden.) D'Israeli, Mitglied des Parlaments und Sohn des berühmten Verfassers vieler ausgezeichneter Schriften, hat neuerlich in London einen politischen Roman, Coningsby, herausgegeben, welcher das größte Aufsehen macht und binnen wenigen Monaten drei Auflagen erlebt hat. Darin kommt denn auch folgende merkwürdige Stelle vor:

„Es hat keine große intellectuelle Bewegung in Europa stattgefunden, an welcher edle Juden nicht lebhaften Antheil genommen hätten. Die ersten Jesuiten waren — Juden; die mysteriöse russische Diplomatie, welche das westliche Europa in so große Unruhe versetzt, ist durch — Juden organisirt und hauptsächlich geleitet; die gewaltige religiöse Revolution, die sich in diesem Augenblicke in Deutschland vorbereitet und eine zweite Reformation werden wird, entwickelt sich gänzlich unter den Auspicien der Juden, welche gewissermaßen ein Monopol der Katheder auf den deutschen Universitäten inne haben(!!!). Neander, der Professor der Theologie in Berlin, stammt

Digitized by Google

aus einer jüdischen Familie, wie der ebenfalls berühmte Benary. Auf der einzigen Universität Berlin gibt es mehr als zehn Professoren aus jüdischen Familien.

Vor einigen Jahren riefen mich Geschäfte nach Rußland — ein Banquier spricht — und ich begab mich nach Petersburg. Bei meiner Ankunft daselbst hatte ich eine Besprechung mit dem Finanzminister, dem Grafen Cancrin, in welchem ich den Sohn eines lithauischen Juden erkannte. Es handelte sich um ein Anleihen für Spanien. Ich begab mich sofort nach Madrid, um mich mit dem spanischen Finanzminister zu verständigen, mit Mendizabal, dem Sohne eines Juden aus Aragonien. Von da kam ich nach Paris, immer in derselben Angelegenheit. Ich fand in dem Präsidenten des Ministerraths den Sohn eines französischen Juden und er war nicht der einzige Jude unter den französischen Marschällen Napoleons; Massena war es auch. Der preußische Gesandte nahm Theil an unsern Conferenzen, — der Graf von Arnim, ein preußischer Jude!" (!!!)

„Obgleich die Israeliten ausgezeichnete Denker gehabt haben, Thomas von Aquino und Spinoza z. B., so scheinen sie doch jetzt die Philosophie zu vernachlässigen. Treu sind sie dagegen der Musik geblieben, die sonst nur ein Theil des philosophischen Unterrichts war. Es giebt keine Sängergruppe, kein Orchester in der Hauptstadt, die nicht mehrere Juden zählte. Die meisten großen Componisten, die meisten ausgezeichneten Instrumentisten, die vollendetsten Sänger gehören demselben Volke an. Die drei größten lebenden Componisten, Rossini, Meyerbeer und Mendelssohn stammen von Juden und die Elegants, welche dem Gesange einer Pasta oder Geisi zujubeln, ahnen nicht, daß sie einer Jüdin ihre Huldigungen darbringen."

— Als Friedrich der Große einst im Schloßhofe einen wachhabenden Soldaten bemerkte, der aus Leibeskräften lachte, fragte er ihn, warum er das thue.

„Ew. Majestät," erwiederte der Soldat, „es stritten sich hier ein Paar um den Glauben."

„Nun," meinte der König, „was gibt es da zu lachen? was hat Er denn für einen Glauben?"

„Ich, Ew. Majestät, habe den nämlichen Glauben wie mein Schuhmacher; dieser glaubt wie ich, daß er die vier Thaler für die mir gemachten Stiefeln nicht bezahlt bekommen werde."

Der König gab hierauf dem Soldaten vier Thaler, um damit seinen Schuhmacher zu bezahlen. Der Soldat bedankt sich und ging, sobald er abgelöst war, mit den blanken Thalern in die Schenke. Bald nachher, als derselbe Soldat wieder die Wache hatte, fragte ihn der König, ob er auch seinen Schuhmacher richtig bezahlt habe.

„Ew. Majestät," gab der Soldat zur Antwort, „können doch unmöglich verlangen, daß zwei Menschen um vier Thaler willen ihren Glauben wechseln."

— Ein bekannter Menageriebesitzer ließ einst auf dem Anschlagzettel anzeigen: „Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt ꝛc."

— Ein Fremder ließ sich in einem Wirthshause zwei Eier geben, aß sie auf und erzählte hernach seinen Reisegefährten, wie sehr er bei dem Wirth angeführt, da in dem einen Ei schon ein kleines Huhn gewesen, welches er mitgegessen, ohne das Mindeste mehr zu bezahlen.

— Ein ...scher Lieutenant sagte letzthin zu seinem Burschen: „Lauf und hol' bei dem Garkoch eine Portion Suppe für 2 Kreuzer, bring' auch ein Stück Brot mit und sag', es sei für den Hund; aber vergiß den Löffel nicht.

(Noch eine Hunde-Geschichte.) In einem Hause, wo ein ...scher Kadett wohnte, der ein sehr hübsches Pinscher-Hündchen hatte, hörte man dies Thier regelmäßig jeden Morgen und Abend aufs kläglichste wimmern und heulen, wobei es seit mehreren Tagen von Niemand gesehen wurde. Eine junge Dame, welche sich für den armen Hund interessirte, fragte eines Tages seinen Herrn, warum er denn seinen Hund täglich zweimal schlage? — „Ich ihn schlagen?" entgegnete der Gefragte, „das könnte ich nicht über mein Herz bringen." — Nun, warum heult und wimmert er denn so sehr? — „Sehen Sie, das will ich Ihnen sagen. Sie wissen doch, daß die Pinscher-Hunde viel schöner sind, wenn sie kurze, als wenn sie lange Ohren haben. Ich hätte nun meinem Hunde auch die Ohren abschneiden lassen können, aber da ihm das zu wehe thun würde und ich das Thier viel zu lieb habe, schneide ich ihm jeden Morgen und jeden Abend nur ein ganz kleines Stückchen von seinen Ohren ab."

— In Arrakan in Hinterindien heißen Mughs und Kyngs kann eine Jungfrau nicht auf eine eheliche Verbindung hoffen, denn man wirbt nur um solche, welche schon ein oder mehrere Male Mutter geworden sind, und je mehr Kinder sie schon geboren, desto mehr sind sie gesucht, und man glaubt an ihrem Besitz viele Vorzüge geknüpft. Der König theilt diese Sitte nicht.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Männer-Fracks nehmen immer mehr an Weite und bequemem Schnitt zu, und ein Frack vom vergangenen Jahre ist gegenwärtig nicht mehr zu tragen. Die heutigen Fracks erinnern an die des vorigen Jahrhunderts. Sie haben weite Aermel, viereckig geschnittene Schöße, auch außerordentlich breite Revers. An den Oberröcken ist der Schnitt der nämliche; der Rock ist ziemlich kurz, die Taillen sind sehr lang, und schwarz ist die beliebteste Farbe. Auch die Pantalons sind weit, leicht und auf den Stiefel fallend, es gehört nicht mehr zum guten Geschmack, sie anschließend und gespannt auf dem Stiefel zu tragen, wie im vergangenen Sommer. Im Gegentheil müssen sie unverstimmt und flatternd etwas auf die Fußbiege fallen. Ein sehr gutes Genre sind die Pantalons von Nankin. Morgens werden die schottischen Gilets ausschließlich getragen. Zu den Tages-Gilets dienen die weißen Piques, und die strohgelben Valencias, die Gilets reichen in einer Spitze sehr tief herab. Die Form der Hüte bleibt niedrig, leicht und etwas weit.

Wie es scheint, wird die Herrschaft der Fußriemen in dem diesjährigen Leben auf dem Lande zu Ende gehen, denn bei den Ausflügen und Spaziergängen bilden sie wahre Fesseln, und die Spartacus der Mode haben den heroischen Entschluß gefaßt, diese lästigen, hemmenden Fesseln zu zerreißen. Ueberhaupt strebt man in der Herrenkleidung mehr und mehr nach Bequemlichkeit; deshalb sind auch die Tweeds und Röcke, welche man trägt, sehr leicht und weit, wie die Beinkleider, die an dem Gurt keine Falten haben. Die Röcke, welche man in Paris selbst trägt, haben nur eine Reihe Knöpfe. Die

Digitized by Google

großen Revers und die breiten Kragen kommen wahrscheinlich erst zum Winter zum Vorschein, weil namentlich die breiten Klappen den Rock wärmer machen. Die erwähnten Röcke mit einer Knopfreihe haben auch nicht sehr volle weite Schöße und sie reichen fast nie bis über die Kniee. Sie sind durchaus mit Seide gefüttert. Die neuesten Fracks, die man sieht, sind fast alle schwarz und vorn tief ausgeschnitten, während die Schöße unten ziemlich spitz zulaufen. Die Klappen an denselben sind breit, wie der Kragen, die Taille ist lang, die Aermel sind knapp und kurz und die Fracks durchaus mit Seide gefüttert.

Damen-Mode. Gibt es auch im Augenblick keine eigentlich neue Modewendung, so hat man ein solches Gemisch von Schnitten angenommen und eine so große Mannichfaltigkeit von Besätzen ausgeführt, daß jeder neu arrangirte Anzug doch anders ausfällt und als Versuch einer neuen Mode gelten kann. Es ist in der That zu Vielerlei modisch, um irgend eine einzelne Mode als allgemein herrschend bestimmen zu können. Die weißen Toiletten und zwar von den leichtesten Stoffen, sind im Augenblicke sehr an der Reihe. Auch dazu sind die hohen Ueberrockschnitte mit langen offenen Aermeln am häufigsten getragen, ohne jedoch die Wahl griechischer, ausgeschnittener Taillen mit sehr kurzen Aermeln auszuschließen. Die Unterkleider zu den dunnen weißen Kleidern sind entweder von weißem Jaconette, oder von matter weißer Seide. Buntfarbige Unterkleider sind nur in gewähltester Eleganz zulässig, sonst nennt man sie vorjährige Mode. Sehr beliebt sind dagegen leichte Ausschmückungen in bunter Farbe auf weißen Kleidern; Weißstickerei und Spitzen dürfen natürlich nicht fehlen. Die hohen weiten Ueberrockkleider von Jaconnes sieht man häufig mit einem sehr langen und weiten, aber ganz glatten Rock gemacht, der nur vorn herauf mit einer drei Finger breiten gezogenen Puffe von Mull besetzt ist, an die der ganzen Länge nach eine gleich breite, fliegende Spitze garnirt ist. Durch die Mullpuffe ist ein farbiges Band gezogen, und dieser Besatz von Puffe und Spitzen setzt sich auf der Mitte der Brust fort, in etwas schmälerer Breite vom Gürtel bis zum Halsbandchen laufend. Der Leib ist in losen Falten gemacht, die ein Bündchen auf der Achsel und der buntfarbige Gürtel in der Taille schließt. Die Nonnenarmel dieser Kleider reichen nur bis zur Mitte des Vorderarmes und haben oben einen kleinen Unterarmel. Aermelrand wie Unterarmel sind wie das Kleid mit Puffen und Spitzen garnirt. Statt der Mullpuffen kann man auch glatt eingesetzten, gestickten Einsatz mit bunter Unterlage anbringen. Auch breite Falbeln von Spitzen oder vom Kleidstoff garniren weiße Kleider häufig. Sind glatte Stufen auf den weißen Röcken angebracht, so macht man deren gewöhnlich drei und rückt sie so weit auseinander, daß über jede Stufe drei buntfarbige Bandchen laufen. Die Berthes und die offenen griechischen, kurzen Aermel müssen dann auch eine glatte Stufe und darunter drei Reihen bunte Borte haben. Ein Gürtel mit langen Enden umschließt die Taille und entspricht der Farbe des Besatzes. Batist, indischer Mull, Jaconnas, zum Putz Tull und Linon sind die getragensten weißen Zeuge. Auch weißer Barege ist sehr modern, sei es zum Morgenkleid im Peignoirschnitt mit weißen Bandruchen umrandert, oder zum Putzkleid mit doppelten Röcken gemacht und mit Gold verziert. Fast alle Sommerkleider werden mit Gürtel getragen, die Gürtel sind aber sehr schmal. Sind die Gürtel nicht einfarbig und ohne Muster, so wählt man gern gestreifte Muster, weil sie die Taille dünner erscheinen lassen. Eine Art großen Camail macht man von Jaconnas oder Percal, umrandert ihn mit vier Puffen von gesticktem Mull, durch die ein farbiges Band gezogen ist, und nennt dies eine Christine. Wer sich warmer bedecken will, trägt wohl auch denselben Schnitt leicht wattirt und mit schillernder Seide überzogen. Zu eben dem Zwecke sieht man von italienischem Taffet sehr kleidsame Paletots angefertigt, einfach arrangirt, von schwarzer oder lila Seide. Der Shawl-Nowogorod ist ein großes Tuch, das von der feinsten Wolle netzartig gearbeitet ist, also eine Art bunt schattirtes Fischmuster hat.

Die Hüte behaupten ihre kleidsame Mittelgröße und ihren einfachen Ausputz. Schleier sind darauf viel angewendet, sowohl von weißen englischen Spitzen, als von buntfarbigem Tull. Kleine Capoten von rosa und lichtblauem Tull mit gleichfarbigen Schleiern gefallen sehr. Aehnliche Capoten macht man von Spitzen mit weißem Spitzenschleier. Man sieht auf Secondhüten meist nur einen dichten Blumenkranz um den Kopf gelegt und innen im Schirm bildet das Bindeband einige Knoten an dem Gesicht. Die weißen Basthüte mit einem weißseidenen Kopf gemacht und mit einer Bandrüche verziert, sind zum Morgenanzug gesucht. Die geputzten Hüte sieht man noch häufig mit bunten Creppschrägen verziert, die sowohl außen als innen um den Rand des Schirmes gesetzt sind. Die Capote von schwarzen Spitzen zusammengesetzt und mit Heliotrope und Veilchen aufgesteckt, sind zu buntseidenen Kleidern, die mit schwarzen Spitzen garnirt sind, sehr wohl paßlich.

Obgleich man die Mode vom vorigen Jahr, weiße Leiber zu bunten Röcken zu tragen, nicht wieder aufgenommen hat, so geben die modernen Canezous doch fast denselben Effect. Diese Canezous sind eigentlich besser Spensire zu nennen, von Mull oder von dem klarsten Linon gemacht. Sie haben ganz den Schnitt hoher Taillen, sind auch ringsum geschlossen, mit langen Aermeln gemacht und mit Einsatz verziert. Die Canezous trägt man über ausgeschnittene, kurzärmliche Kleider, deren Form natürlich durchschimmert.

Zu den geputzten Kleidern hat man noch immer Barege und glasirte Seide, farbige Tartatans, gewöhnliche und Langhawls von Spitzen, Mantillen von gesticktem Muslin, Zughüte von Krepp, Tulle und Reisstroh. Die Baregekleider haben das Monopol der Volants und zwar weil diese von Rechtswegen nur auf weiche und unzerdrückbare Stoffe gehören, und nichts so häßlich aussieht, als ein zerdrücktes Kleid. An dem Organdi und an allen appretirten Stoffen sind die faltigen Garnirungen geradezu unmöglich; man muß sich mit einfachen Falten begnügen, darf sich aber mit denselben nicht setzen. Die weißen oder bunten Stickereien dagegen passen für alle Kleider, für die einfarbigen und die kleingestreiften, wie für alle durchsichtige Zeuge. Man sieht viele farbig gestickte Tartatankleider; der Rock an denselben ist glatt, aber die Volants sind nuancirt gestickt und eben so eingefaßt. Kleider dieser Art sehen sehr gut aus.

Die Formen der Hüte sind noch dieselben. Dieses noch soll aber keinen Tadel ausdrücken; im Gegentheil, wir billigen es ganz, daß man bei dem stehen bleibt, was man hat, wenn es nichts zu wünschen übrig läßt. Uebrigens sind, wenn auch die Form sich nicht ändert, die Verzierungen, der Ausputz rc. sehr verschiedenartig. Man sieht auf den Hüten häufig Rosen und Erdbeerbouquets. Unter die Rosen mischt man glatten Crepp, wenn man einen Hut von weißem Crepp aufputzen will. Auf allen Reisstrohhüten trägt man Blumen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Rock mit breiten Klappen, weite Beinkleider. Weste mit Shawlkragen. 2. Hut mit Spitzenschleier. Kleid mit gebogten Zacken-Volants und ganz kurzen Aermeln. 3. Hut mit ausgefranstem Bande ausgeputzt. Kleid mit kurzen Aermeln und mit Volants. Shawl.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expeditien für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßCour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Marquis von Pombal bei dem Erdbeben in Lissabon im Jahre 1755.

Noch nie war die Sonne in jenem südlichen Klima so schön und prächtig aufgegangen, als am 1. November 1755. Die ganze Natur schien ein vollkommenes Vertrauen in den ruhigen schönen Himmel und in die stille balsamische Luft zu setzen. Lissabon's stolze Paläste und prächtige Kirchen spiegelten sich in den krystallnen Fluthen des Tajo, den kein Windhauch kräuselte. Freude, Glück und Friede schienen ihren Wohnsitz an seinen Ufern und in seinen Gewässern aufgeschlagen zu haben. In wenigen Minuten sollte das Schauspiel sich ändern.

Es war am Morgen des Allerheiligen-Tages, als die frommen Einwohner Lissabons sich zum Gottesdienst in die zahlreichen Kirchen, welche an diesem Tage herkömmlicher Weise zu Ehren des Festes prächtig erleuchtet waren, begaben, als plötzlich, vier Minuten nach 9 Uhr, die ersten Stöße gefühlt wurden, und bald darauf die stolze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt war. Die erstaunten Menschen, welche nicht bei dem ersten Falle verschüttet wurden, strömten, um dem Verderben zu entgehen, ins Freie, unter Angstgeschrei, Beten und Anrufungen des Allerhöchsten, während einstürzende Gebäude oder sich öffnende Abgründe von allen Seiten sie zu verschlingen oder zu begraben drohten. Einige flohen nach dem Wasser, um Sicherheit zu suchen; doch ihre Hoffnung war vergebens, denn der Fluß war erschüttert durch die mächtigen Stöße der Erde und stieg zu furchtbarer Höhe empor; er schwoll unter Rasen und Toben zu einem furchtbaren Strome an, brach aus seinen Ufern und riß Alles, was er erreichen konnte, mit sich fort. Große Schiffe sanken unter, andere von den Ankern losgerissen, trieben unaufhaltsam dem Meere zu, wurden mit anderen Schiffen zusammengestoßen und durch die Kraft der Stöße zertrümmert.

Um die Schrecknisse noch mehr zu erhöhen, während die Tempel Gottes, die Paläste der Edeln und die Wohnungen der Bürger einen gemeinschaftlichen Trümmerhaufen bildeten, brach Feuer an verschiedenen Stellen zugleich aus und bedrohte wüthend und unaufhaltsam alle vom Einsturz verschonten Häuser. Wenn schon das allgemeine Unglück jetzt nach so langer Zeit furchtbar erscheint, wie schrecklich muß das Leiden der Einzelnen gewesen sein! Welches Unglück erwartete die Ueberlebenden! Gatten suchten ihre Frauen, Mütter ihre Kinder, Kinder schrieen nach den Eltern, die theuersten Bande waren zerrissen.

Digitized by Google

In der Mitte des Elends und der Verwirrung öffneten sich die Kerker, und ihre verbrecherischen Bewohner strömten heraus; sie freueten sich über das Unglück, das ihnen die Freiheit gab, und überließen sich ihren grausamen Begierden, indem sie die furchtbarsten Verbrechen verübten. Berauscht von Wein, dürstend nach Gold, plündernd, mordend und jede Gewaltthat ausübend, welche die Wuth oder das Gelüste ihnen eingaben. So wurde die furchtbare Prüfung Gottes noch durch die Grausamkeit der Menschen vermehrt. Lissabon war indeß nicht die einzige Stadt, welche von diesem Erdbeben litt; noch andere Städte und Gegenden, z. B. Setubal und Algarves, waren beschädigt. Man rechnete in Lissabon allein 30,000 Menschen, welche entweder durch Feuer, Wasser oder einstürzende Gebäude umgekommen waren. Während vier Tage wütheten die Flammen und starke Stöße wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Die von Johann V. aufgeführte Wohnung des Patriarchen, der königliche Palast, Klöster und Kirchen in Menge, und die schönsten Paläste der Vornehmen und Reichen waren eingestürzt und ganze Straßen in Trümmerhaufen verwandelt. Sieben Millionen Pf. St. war der Schaden angeschlagen, obgleich man einen Theil des Patriarchalschatzes wiederfand.

Als diese Katastrophe sich ereignete, befand sich die königliche Familie glücklicherweise in dem kleinen Palast Belem, in der Nähe von Lissabon; der ganze Hof schwamm in Thränen und unter seiner zitternden Umgebung stand der König; da trat Pombal ein, um Hülfe anzubieten. „Was ist zu thun," fragte der Monarch, „bei dieser schweren Prüfung des Himmels?" — „Man muß die Todten begraben und die Lebenden speisen," antwortete Pombal, dessen edle, besonnene Haltung bei dieser schnellen und kurzen Antwort allgemeine Bewunderung erregte. Von diesem Augenblick an soll König Joseph seinen Minister als ein Wesen höherer Art betrachtet haben.

Nun wurde nicht einen Augenblick in fruchtlosem Hin- und Herreden und unnützen Klagen verloren. Pombal bestieg den Wagen und eilte nach Lissabon, um die Gefahren des Erdbebens zu theilen und das Unglück, das es herbeigeführt hatte, zu mildern. Wo seine Gegenwart nöthig war, sah man ihn. Während mehrerer Tage war der Wagen seine einzige Wohnung und aus diesem ertheilte er Tag und Nacht Befehle und Anordnungen. In unglaublich kurzer Zeit waren 200 Dekrete ausgegeben zur Herstellung der Ordnung, Unterbringung der Menschen, Vertheilung der Provisien und Begrabung der Todten. Unter Anderm wurde Jedem untersagt, die Stadt ohne Erlaubniß zu verlassen. Durch diese Anordnung konnten Alle, welche diesen Augenblick allgemeinen Unglücks benutzt hatten, um anderer Habe oder Kirchengut sich anzueignen, ihre übelerworbenen Schätze nicht in Sicherheit bringen und mußten sie entweder im Stich lassen oder zurückgeben.

In seinen zahlreichen Dekreten ging Pombal in alle Details ein; viele waren mit Bleistift auf den Knieen aufgezeichnet und wurden, ohne sie abzuschreiben, an ihre verschiedenen Bestimmungen gefördert. Die Verwundeten wurden verbunden, die Obdachlosen in schnell aufgeführten Hütten untergebracht, Lebensmittel kamen von allen Seiten und wurden unter die Armen vertheilt; Truppen wurden aus allen Provinzen zusammengezogen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; Müssige zur Arbeit gezwungen; die herumirrenden Nonnen versammelt, die Trümmer weggeschafft, die Todten begraben, der Gottesdienst hergestellt.

Da man befürchtete, die Pest möchte sich zu den übrigen Uebeln noch einstellen, wegen der vielen in Fäulniß übergehenden Todten, die man nicht so schnell begraben konnte, so wurde befohlen, die Leichen unter den in diesem Verhältniß anwendbaren kirchlichen Ceremonien, mit Steinen um den Hals in das Meer zu versenken, woraus die Jesuiten Pombal einen großen Vorwurf machten.

Da trotz aller Vorsichtsmaßregeln und polizeilichen Anordnungen die dem Gefängniß entflohenen Verbrecher sich dennoch die größten Excesse zu Schulden kommen ließen und oft am hellen Tage in die Häuser drangen, um zu plündern, so daß begüterte Familien vor ihrer Thür bewaffnete Mannschaft aufstellen mußten, wurde ein Kriegsgericht eingesetzt und jeder auf einer Uebelthat Ertappte, sogleich aufgehängt, so daß bald die Einwohner von Lissabon unter Pombals Schutz wieder eben so ruhig schlafen konnten, als vor dem Erdbeben.

Ohne Pombals Muth, Weisheit, Thätigkeit und Energie wäre Lissabon wahrscheinlich gänzlich zu Grunde gegangen. Er war überall gegenwärtig, sprach den Furchtsamen Muth ein, tröstete die Verzweifelnden, hielt die Bösen im Zaum; und bei allen diesen Verpflichtungen hatte er noch gegen die Angriffe der Algerischen Korsaren einzuschreiten, welche an der Küste streiften und überall landeten, wo sie die Gelegenheit zum Plündern wahrnahmen.

Die Jesuiten ließen das Erdbeben nicht unbenutzt vorübergehen und erklärten es als eine Strafe für die Gottlosigkeit des Ministers und Dessen, der ihn hielt; sie gingen so weit, zu prophezeihen, daß im nächsten Jahre am Jahrestage eine ähnliche Explosion stattfinden

Digitized by Google

würde. Dem wußte aber Pombal leicht zu begegnen. Gegen Ende October 1756, als die Leichtgläubigen eine Wiederholung fürchteten, stellte er eine starke Wache an den Stadtthoren auf, wodurch der allgemeine Ausbruch von Furcht zurückgehalten, und Unordnung und Plünderung der Stadt verhindert wurde. Da kein Erdbeben kam, lachte das Volk recht herzlich, nicht allein über die eigene Furcht, sondern auch über Diejenigen, welche sie hervorgerufen hatten. Das war eine übele Vorbedeutung für die Jesuiten, und Pombal entwarf nun die schönsten Risse und Pläne zum neuen Aufbau der Stadt und zur Verschönerung und Anpflanzung der Umgebung, welche auch größtentheils ausgeführt worden sind.

Marocco und seine Beherrscher.

Man hat von Neapel gesagt, es sei ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen, aber von Teufeln bewohnt wäre; man kann das mit größerem Rechte vom Meghrib ul Akſa behaupten. Es wird von zwei Meeren bespült und hat am Mittelmeere eine Küstenausdehnung von 130 Stunden und von mehr als 200 am atlantischen Ocean. In ihm erhebt sich das mächtige Atlasgebirge über die ewige Schneegränze und schützt den nördlichen Theil gegen die brennend heißen Winde der afrikanischen Wüste. Von den Höhen und aus den Thälern strömen unzählbare Bäche herab und kühlen und befruchten ein Land, dessen Klima eines der schönsten und gesündesten der Erdoberfläche ist, und in welchem ansteckende Krankheiten fast unbekannt sind. Die Fruchtbarkeit ist unglaublich; drei Ernten im Jahre sind Regel, obwohl von eigentlichem Ackerbaue noch kaum die Rede sein kann. Die Berge enthalten edle Metalle, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen, aber Niemand beutet sie aus, denn der Bergbau erfordert Mühe und Arbeit, welche der Marocaner scheuet. Unermeßliche Waldungen decken die Höhen, die Abhänge und Thäler des Atlas, und das Meghrib ul Aksa könnte, wenn es in den Händen von nur halbwegs betriebsamen Leuten wäre, unerschöpflich, wie es ist, ganz Europa mit Getreide versehen. Auch Mais, Reis, Bohnen und Erbsen wachsen in unglaublicher Fülle; eben so Oelbaum und Weinstock, Tabak, Hanf, Baumwolle, viele Gummi tragende Bäume, Saffran, Sesam, Zuckerrohr, Coriander und alle Arten von Südfrüchten. Aber selbst der übrigens sehr ausgedehnten Viehzucht hat man nicht einmal Aufschwung gegeben; die schönsten Weideplätze sind unsicher durch eine große Menge von Löwen, Panthern, Unzen, Hyänen und Luchsen, die den Gazellen, Büffeln, Affen und anderem Wilde nachstellen, da nur selten Jagd auf sie gemacht wird. Noch heute ist der „gätulische Leu" Beherrscher der Wälder und Ebenen. Seit 1822 beherrscht dieses Land Mulei Abder-Rhamann, Statthalter Gottes auf Erden, Beherrscher der Rechtgläubigen, Herr und Meister," ganz unumschränkt. Kein Divan, Mufti oder Ulema legt ihm Zwang auf, er hat nicht einmal Minister und ist Haupt der Kirche und des Staates, weil dieser Sultan-Sheriff in gerader immer männlicher Linie von der einzigen Tochter des Propheten abstammt. Er macht Gesetze und ändert sie, stellt sie wieder her und wechselt damit, wie es seiner Laune gefällt. In ihm mißbraucht die höchste Gewalt Alles. Der marocanische Unterthan hat Nichts, was sein wäre; ihm gehören weder seine Meinung, noch sein Dasein. Sein Herr nimmt ihm nach Belieben Eigenthum und Leben, die ja nur als ein vom Sultan anvertrautes Gut betrachtet werden. Nur Eins muß der Despot schonen: die Vorurtheile des Volkes; verletzte er diese, so wäre flugs seine Herrschaft zu Ende. Aber daran nimmt kein Maure ein Aergerniß, daß Mulei Sheriff, der erste Sultan des jetzt herrschenden Stammes, welcher mit seinen 6000 Frauen 825 Söhne und 342 Töchter zeugte, im Lauf seines Lebens mehr als 20,000 Menschen mit eigener Hand tödtete. Der Kaiser achtet nicht Treue und nicht gegebenes Wort; beide erscheinen ihm als unschickliche Beschränkung der höchsten Macht. „Hältst Du mich für einen Ungläubigen," sagte einst ein Sultan zu einem Christen, „daß ich mich zum Sclaven meines Wortes machen sollte? Bin ich nicht Herr, es zu ändern, wenn es mir gut dünkt und mir ansteht?" — Der jetzige Beherrscher der Rechtgläubigen, der von Gott in Hut genommene Aufrechthalter des Glaubens, Herr und Gebieter, ist weniger blutdürstig als seine Verfahren, und gilt, nach dem Maßstabe, den das maurische alte Herkommen anlegt, für einen gerechten und milden Herrscher; er ist aber doch ein wilder morgenländischer Tyrann, der, wie auf seine eigenen Unterthanen, so auch auf fremde Länder mit tiefer Verachtung herabsieht.

Gegensätze.

Ein Missionair Esteve schreibt unter andern: In Europa schreibt man von der Linken zur Rechten, in China dagegen von der Rechten zur Linken; Ihre Be-

Digitized by Google

schionables sind stolz auf schönes lockiges, volles Haar, die chinesischen auf einen bis auf den Zopf ganz glatt rasirten Scheitel; Sie genießen in der Sommerhitze kalte Getränke und Eis, in China trinkt alles den Thee um so heißer, je wärmer die Witterung ist; während in Europa die Kranken auf schmale Kost gesetzt werden, müssen sie in China viel essen; ein Europäer bezeugt einem Andern seine Achtung dadurch, daß er das Haupt vor ihm entblößt, in China dadurch, daß er sich das Haupt bedeckt. In Europa ist der Ehrenplatz zur Rechten, in China dagegen zur Linken. So beliebt in Europa der Tanz ist, so verachtet ist er in China, wo man ihn nur den Gauklern gestattet. In Europa ist die Trauerkleidung schwarz, in China weiß, und man spart das Schwarz zu den Fest- und Freudentagen auf. In Europa glaubt man, die Kinder müssen in der Schule still sein; in China werden sie dagegen angehalten, ihre Aufgaben recht laut zu lernen; wenn sie in großer Anzahl in einer Schule beisammen sind und Jedes schreit aus vollem Halse, so ist der Lehrer vollkommen zufrieden mit ihnen. Der auffallendste Gegensatz findet sich aber in der Sprache, denn die Chinesen mögen sprechen, was sie wollen, so fangen sie gewiß mit dem an, mit welchem wir aufhören, und endigen mit dem, was bei uns der Anfang ist. In Europa sucht man ferner jede Erinnerung an den Tod zu verbannen, in China dagegen gewährt der Anblick eines Sarges Vergnügen. Wem würde es in Europa einfallen, seinen Verwandten oder liebsten Freunden einen Sarg zu schenken? In China fühlt man sich durch ein solches Geschenk außerordentlich geschmeichelt. Ein Sarg ist hier ein Luxusgegenstand, den man zur Schau stellt, bis er gebraucht wird. Ist in Europa in einem Hause Jemand gestorben, so bringt man die Leiche sobald als möglich fort; in China behält man sie dagegen so lange als möglich bei sich und stellt den Sarg an eine Stelle, wo er von Allen gesehen werden muß, die in das Haus kommen. Der Kaiser scheut sich eben so wenig als seine Unterthanen, an den Tod zu denken. Wenn ein neuer Fürst den Thron besteigt, so ist das Erste, was er verordnet, die Erbauung seines Grabmales, und überall auf seinen Wegen und selbst auf seinen Reisen läßt er, wie man sagt, einen Sarg vor sich hertragen.

Die Verbrecher und die Polizei von Paris.

Unter der niedrigen Volksklasse jeder großen Stadt giebt es einen großen Haufen Elender, die den Gesetzen Trotz bieten, keinen Grundsatz kennend, als ihre Bezier, kein Hülfsmittel, als das Verbrechen, keinen Gott, als ihre Leidenschaft. Diebstahl ist ihr Tagesgeschäft, die abscheulichste Ausschweifung ihr Vergnügen, Zuchthaus oder Schaffot ihr unvermeidliches Ziel. Vor dem Gericht setzen sie in Erstaunen, mehr durch die Unverschämtheit ihrer Sprechweise, durch ihr cynisches Betragen, als durch ihre Unthaten. Gewisse Bezirke, gewisse Straßen, gewisse Häuser sind ihr Zufluchtsort; abschreckende Lokale bilden den Schauplatz für ihre Gelage, und irgend ein Vermiether überläßt ihnen einen dunkeln Raum, wo sie sich bunt durcheinander zur Ruhe begeben. Fehlt ihnen dieser, so begeben sie sich in das offene Feld und suchen in irgend einem schaurelichen Winkel ein Lager, oder sie streifen in den Straßen umher, die Patrouillen fliehend, und lauern auf irgend einen Verspäteten, dem sie die Börse abnehmen können. Sie reden ihre eigene Sprache, eine unverändert gebliebene Mundart, deren sich schon Cartouche bediente und die man nur in den Bagnes oder auf der Galeere erlernen kann, wo sie von Geschlecht zu Geschlecht übergeht. Die größere Anzahl von Verbrechern besteht aus entsprungenen Sträflingen und Freigelassenen, welche den ihnen angewiesenen Aufenthaltsort heimlich verlassen. Sie kennen sich Alle untereinander, als geschworene Feinde der öffentlichen Ordnung; sie leisten einander Vorschub, kommen zusammen, um sich über nächtliche Anfälle, Einsteigungen, Räubereien aller Art, von denen sie leben, zu berathen und bereiten diese gemeinschaftlich vor. Bei dieser unheimlichen Thätigkeit werden die Rollen genau nach Maßgabe der Fähigkeiten vertheilt; auch das Verbrechen kennt eine geregelte Praxis, wie der ehrsame Erwerb. Alle Gattungen von Stehlen: Entwendungen, Taschendiebstähle, gewaltsames Zueignen, haben ihre geschickten Leute. Es giebt deren sowohl zum Auskundschaften einer Gelegenheit, wie zum Vollbringen der That; List oder Muth bestimmen Beides. Einige Unternehmungen werden lange vorher angelegt, erwogen mit furchtbarer Sorgfalt und gefährlicher Vorsicht. Vertraute Hehler halten stets einen Ofen geheizt, wo das nicht gemünzte Gold und Silber, Geschirr, Schmuck in den Schmelztiegel geworfen werden kann, um in unverkennbare Klumpen verwandelt zu werden. Es giebt unter den Verbrechern selbst Schlosser, welche die falschen Schlüssel machen, Fuhrleute, um den Raub schnell von der Stelle zu bringen, gewandte Fälscher, die Unterschriften nachzuahmen. Abgesendete Kundschafter wissen unter irgend einem Vorwande in das Innere der Wohnungen zu dringen, die Lage der Zimmer zu merken, gelegentlich den Abdruck eines wichtigen Schlosses zu nehmen, die

Digitized by Google

Inwohner zu zählen und ihre Lebensweise zu erforschen. Zuweilen wird künstlich auf offener Straße ein Zusammenlauf bewerkstelliget, sei es durch Händel oder durch Aufstellung eines Bänkelsängers und Taschenspielers, und die unvorsichtige Neubegier muß ihren Tribut bezahlen. Ein leichtgläubiger Fremder fällt in die Netze der Spitzbuben; ein Geldträger sieht seine Last mit dem Kerl verschwinden, der sie weggerissen hat; ein Frachtwagen, wenn man ihn nur einen Augenblick ohne Aufsicht läßt, ist sogleich um eine Kiste ärmer geworden. Die Auslagen der Läden sind für Diebe eine stets willkommene Beute. In den Theater-Foyers, bei den am zahlreichsten besuchten Predigten, auf den Spaziergängen, überall, wo sich die wohlhabende Bevölkerung versammelt, findet sich ein solcher Glücksritter ein. Geschmackvoll und zierlich gekleidet, mit dem feinsten Benehmen, mischt er sich in das Gewühl, und bald verschwinden Uhren, Lorgnetten, Bijeux unter seinen Manipulationen. Junge, elegant gekleidete Damen besuchen die Kaufleute, lassen sich hundert kostbare Dinge zeigen und das Kostbarste spaziert mit ihnen hinweg. Es wäre unmöglich, die Mannigfaltigkeit der Ränke, die Kühnheit ihrer Projekte und die kraftvolle Gewandtheit in Ausführung derselben zu beschreiben. Die Verbrecher hangen in einer weitverbreiteten Verschwörung zusammen, einer Verschwörung, die überall Theilnehmer hat, gegen jeden Besitzstand gerichtet ist, durch kein Hinderniß außer Fassung gebracht, durch keine Gefahr erschreckt, und durch Nichts im Zaum gehalten werden kann.

Diese Verschwörung zu bekämpfen, sie ohnmächtig zu machen, ist Aufgabe für die Sicherheits-Polizei. Sie entfaltet bei der Lösung derselben einen Eifer, eine Geschicklichkeit und einen Muth, die des wärmsten Lobes würdig sind. Sie hat öffentliche und geheime Agenten. Die Ersteren wachen über Diebereien, ohne mit den Dieben zu verkehren. Die Letzteren nähern sich ihnen mehr. Ohne sich auch nur im Entferntesten der Frevel theilhaftig zu machen, kommen sie mit den Ausübern derselben oft zusammen; sie kennen die Uebelthäter Alle persönlich, kennen auf das Bestimmteste Auskunft über den Charakter jedes Einzelnen geben und sind vertraut mit der Lebensweise dieser Wilden in Mitten einer hohen Civilisation, dieser Verwegenen, die triumphiren würden, wenn die Gesellschaft nicht Augen hätte, um zu sehen, Ohren, um zu hören, und einen Mund, um die erforschten Schändlichkeiten wiederzuerzählen. Polizei-Agenten haben das Signalement der Verbrecher und folgen diesen ohne Rast, bis sie dieselben in der Umgegend wiedergefunden haben; Andere mischen sich in das Publikum; sie fassen die Hand, die noch den gestohlenen Gegenstand hält und geben den Letzteren dem Eigenthümer zurück, der erfreut ist und überrascht, daß fremde Leute seine Börse besser in Acht nehmen, als er selbst. Polizei-Agenten folgen den Dieben in die glänzenden Säle, wo reiche Beute zu finden ist, auf die armselige, düstere Treppe eines Handwerksmannes; Polizei-Agenten harren vor der Thür des Hauses, wo ein Einbruch stattfindet, und bemächtigen sich beim Heraustreten des Räubers, seiner Instrumente und des zusammengerafften Gutes. Haben sie einen Hehler ausfindig gemacht, so quartieren sie sich in dessen Wohnung ein. Ohne sich zu zeigen, öffnen sie die Thür den nichtsahnenden Kunden, und Diese, statt des Kameraden, der ihnen die baaren Früchte ihres Raubes einhändigen soll, finden den gefürchteten Diener der Gerechtigkeit, der sie fest nimmt. Nach der Beschreibung der Umstände von einem begangenen Frevel, wissen die Polizei-Agenten anzugeben, von wem derselbe wahrscheinlich begangen worden sei; vor einigen Jahren, als die Münzen der königlichen Bibliothek entwendet wurden, bezeichneten die Polizei-Agenten, als sie sich genau von der Art und Weise des Diebstahls unterrichtet hatten, einen Mann als den Thäter, der sich wirklich selbst später als schuldig bekannt hat. Fehlen den Agenten Anzeichen, so werden sie durch einen wunderbaren Instinkt geleitet; ein unbedeutendes Etwas bringt sie auf die Spur: ein Papierpfropfen aus dem Pistol, ein vergessenes Instrument, Fußtapfen, Aussagen der Nachbaren, die Frucht des Verbrechens, große Ausgaben, ohne die erlaubte Quelle angeben zu können, ein im Zorn oder in der Trunkenheit entschlüpftes Wort — Nichts bleibt unbeachtet; das Vergangene wird nachgelesen, die Umstände werden verglichen und wie nur möglich ist Erkundigungen eingeholt. Zuweilen werden die übelberüchtigten Wirthshäuser, die Sammelplätze des niedrigsten Pöbels, plötzlich während der Nacht umringt, Alle in einer und derselben Minute; zu gleicher Zeit versperren zahlreiche Patrouillen jeden Ausgang in das freie Feld des Weichbildes und Alles wird arretirt, was sich vorfindet. Diese Maßregel liefert der Justiz eine Anzahl Entsprungener, Vagabonden, Bettler ohne Obdach und Frevler. Die Entlaufenen werden ins Bagne oder in das Zuchthaus zurück geschickt; die Bettler und Vagabonden eingesperrt und die Frevler vor den Verhör-Richter gestellt. Paris kann wieder ruhig schlafen; für einige Zeit wenigstens sieht es sich von den gefährlichen hungrigen und verzweifelten Gästen befreit. Nachts zerstreuen sich die Polizei-Agenten in den Straßen, gut bewaffnet und entschlossen. Sie suchen die abgelegensten Theile

Digitized by Google

der Stadt auf, Stellen, die so recht zur Ausführung eines Raubanfalls geeignet sind. Sie verbergen sich in der Dunkelheit des Schattens, schleichen an den Häusern entlang, halten den Begegnenden auf, wenn er ein verdächtiges Paket trägt oder in seinem Wesen befangen und eilig erscheint, und urtheilen aus seinen Antworten, ob sie ihn ungehindert seine Straße ziehen, ihn nach der angegebenen Behausung zurückführen, oder in Gewahrsam nehmen sollen. Die Municipal-Garde hat ihnen bei diesen nächtlichen Streifereien beizustehen, und auch diese durchzieht in starken Patrouillen, geräuschlos und in schlichtem Rocke, die Gassen und ergreift Diejenigen, welche im Begriffe stehen, ein Verbrechen zu vollbringen, oder Solche, die von der That beladen zurückkehren. So wetteifern diese Vertheidiger der öffentlichen Ordnung und Ruhe, was Eifer, Klugheit, Gewandtheit und Furchtlosigkeit betrifft, mit den unversöhnlichen Gegnern der Gesetze. Die Dankbarkeit der guten Bürger lohnt den Bemühungen Jener, die öffentliche Gewalt beschützt sie, das ruhige Bewußtsein verleiht ihnen Ausdauer, stählt sie und sichert ihnen den Erfolg.

Miscellen und Anecdoten.

(Die schottischen Dorfschulmeister.) Schottland ist seit der Vereinigung mit England mit Riesenschritten auf der Bahn der großbritannischen Weltherrschaft fortgeschritten: Handel und Industrie blühen, und im Acker- und Gartenbau stehen die schottischen Farmers im Vergleich mit den englischen jetzt so obenan, wie die schottischen Schulmeister. Man muß lesen, was Kohl in seinen „Reisen in Schottland" erzählt. Es ist eine Freude, mit ihm zu sehen, was Natur, Bildung und Energie vermögen, wenn sie sich in der Sonne der Freiheit entwickeln können. Die Träger der Cultur auf dem Lande sind die Dorfschulmeister; hören wir, wie Kohl sie in einem ihrer Repräsentanten schildert, mit dem er bekannt wurde: „Ich fand" — schreibt der Reisende — „in ihm, wie später in mehreren seiner Collegen, einen sehr klugen und wohlunterrichteten Mann. Seine Zimmer waren freundlich, reinlich, und, mehr als dies, elegant eingerichtet, und indem ich sie im Stillen mit den Wohnungen unserer Dorfschulmeister in Sachsen verglich, fand ich diese weit bescheidener, und wunderte mich, daß Schottland, welches bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine gut situirten Dorfschulmeister noch an den Fingern herzählen konnte, in so kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht habe. Ich sprach gegen meinen Freund meine freudige Verwunderung darüber aus, und er sagte, er sei auch wirklich damit zufrieden. Im Ganzen herrsche aber unter den schottischen Dorfschulmeistern (parish-schoolmasters) eine große Unzufriedenheit, gesonders der geringen Besoldungen wegen, die sie empfingen. Ich bemerkte ihm, daß dieselbe Klage auch unter unsern deutschen Dorfschulmeistern herrsche, weil ihre Besoldungen ebenfalls sehr gering seien. „Wie hoch sind sie?" fragte er. — „Verschieden", antwortete ich. „Manche haben wohl 100, sogar auch 150 Thaler, viele aber nur 50 Thaler, und manche selbst noch viel weniger als Dies. — „Wie viele Pfunde hat ein Thaler?" fragte er. — „Sieben Thaler gehen auf ein Pfund", sagte ich. — „So sind also 50 Thaler etwa . . .!" — „Sieben Pfund." — „Was?" schrie er entsetzt, und sprang von seinem Sitze auf, „sieben Pfund Besoldung für einen Lehrer?" — „Ja, sieben Pfund", sagte ich. „Wie viel habt Ihr denn?" — „Ich kenne keinen in Schottland, der weniger hätte als 40 bis 50 Pfund, und manche gehen hinauf bis zu 150 Pfund." — „Was?" sagte ich meinerseits entsetzt, und sprang nun auch von meinem Sessel auf, und wir standen wie ein Paar Verzweifelnde einander gegenüber, „150 Pfund, das macht 1050 Thaler? und Ihr laßt es Euch einfallen, darüber zu murren?" — „Ja", sage er, „wir klagen! Aber bedenken Sie auch, wie theuer bei uns alle Dinge. Der Kaffee (best Jamaica) kostet geröstet (roasted) 2 Shilling, der Zucker (raw sugar) 8 Penc. das Pfund, Chocolade ist noch theurer, und eben so ist der Thee nicht billig, und dann, wie theuer sind die guten Ochsen- und Schweinebraten, Rosinen und Pudding, und Alles, was dazu gehört?" — „Ja, freilich", erwiederte ich, indem ich mich wieder hinsetzte, „Das ist wahr." Aber unsere Schulmeister sind zufrieden, wenn sie das liebe Brod im Hause haben, dachte ich dabei."

(Naritatenkabinet.) Nr. 1. Ein Gratismagazin, wofür die Abonnenten umsonst Geld ausgeben. — Nr. 2. Ein wasserdichter Hut, welcher bei trockenem Wetter keinen Regentropfen durchläßt. — Nr. 3. Ein Schauspieler, der sich nicht für einen großen, wahren Kunstler hält. — Nr. 4. Ein wirklicher Ausverkauf. — Nr. 5. Ein Barbier, der sich noch nie für einen Studiosus der Medicin ausgegeben hat. — Nr. 6. Der Schwur der Treue einer Tänzerin. Sehen Sie, welche Glätte und Politur, das nette Ding läßt sich gar nicht halten. — Nr. 7. Die Liebe eines Arztes zu seinen Collegen. Dieses Stück müssen Sie durch das feinste Mikroskop betrachten. — Nr. 8. Eine gelehrte Gesellschaft, die sich nie gelangweilt hat. — Nr. 9. Ein Maler ohne Schnurbart, und als Seitenstück: Ein Pinsel ohne Haare. Nr. 10. Zehn Silbergroschen. Diese hat ein Knabe als Achtgroschenstück verschlungen und wäre fast daran erstickt. Da kam ein Homöopath, reichte ihm ein Billiontheil Akonit und der Knabe gab das große Geldstück in diesen zehn einzelnen Silbergroschen von sich. Hatte er ein Sechsbillliontheil Akonit genommen, so waren es lauter Sechser geworden.

(Für Badedamen.) Der Puls eines jungen Mädchens im ruhigen Körper- und Gemüthszustande schlagt in einer Minute 80 Mal, bei wildem Galopp jedoch 160 Mal, also doppelt so oft. Da nun ein solches Fräulein etwa 700 Loth Blut im Körper hat und bei jedem einzelnen Pulsschlage 4 Loth Blut fortgetrieben werden, so kreiset fast die ganze Blutmasse bei aufgeregtem Zustande in einer Minute durch den ganzen Körper, bei ruhigem Zustande aber erst in zwei Minuten. Das Blut muß also in jenem Falle der lebhafteren Bewegung einen noch einmal so weiten Weg, nämlich 106 Fuß zurücklegen, da im ruhigen Zustande solches nur 53 Fuß weit rinnt, indem das Herz zu solch gemäßigtem Blutlaufe innerhalb 24 Stunden 18 Millionen Centner Kraft gebraucht. Rech-

Digitized by Google

nen wir aber nur 12 Millionen Centner auf einen ganzen Tag, so verbraucht das Mädchen in einer Ballnacht für jede Stunde eine Million Centner Kraft, während es im ruhigen Zustande in jeder Stunde nur eine halbe Million Centner braucht.

(Liszt im Jahre 1854.) In Hannover ist auf Liszt folgende Carricatur erschienen, als Programm eines Concerts im Jahre 1854. Auf dem ersten Felde spielt Liszt eine Etude von Dreischock mit den Zehen des linken Fußes; auf dem nächsten steht der Flügel auf drei Pferden, Liszt regiert diese als Kunstreiter durch Zurufen und er selbst spielt, auf den zwei Hinterpferden stehend. Auf dem dritten Felde spielt er mit der linken Hand den Erlkönig, balancirt eine Pfauenfeder auf der Nase und macht mit der rechten mit drei Eiern Jongleurkünste. Auf der letzten Tablette wird er von Jokey's in Empfang genommen, seine Hände mit Stroh gerieben und er in wollene Decken gewickelt.

— Eine lustige Geschichte hat sich ohnlängst in Würzburg begeben. Man hatte aus Italien Augustinermönche kommen lassen, um dergleichen von ganz ächtem Caliber zu besitzen. Diese wohnten mit den baierschen Franciscanermönchen in einem Gebaude. Den Italienern hatte man gar herrliche Vorstellungen von dem baierischen Klosterleben gemacht, aber da war Kost und Wein und Alles unter der Erwartung, daneben die rohen und schmutzigen Franciscaner, mit denen die Italiener nicht auskommen konnten. Es dauerte nicht lange, da kam es von Streitigkeiten zu einer fürchterlichen Prugelei im Klostergebäude selbst; man bombardirte sich anfangs mit Folianten und Quartanten der Klosterbibliothek. Als diese Munition verschossen war, griff man zu Stuhlbeinen und es floß heiliges Blut. Draußen aber ergötzte sich das Volk an dem heiligen Humor und rief: „Nur immer drauf auf die dicken Köpfe!" Der Bischof von Würzburg, ein sehr achtungswerther Mann, erschien als Friedensstifter, die Mönche aber wiesen ihm die Thure, da ihnen blos der Bischof Reisach von Eichstadt, als Generalinspector der Klöster, zu befehlen habe. Der Bischof entfernte sich, worauf eine Abtheilung Polizeisoldaten erschien, die, ohne bei dem Bischof von Eichstadt erst anzufragen, dem Scandal ein Ende machten.

(Ein gultiges Eheversprechen.) Der berühmte Thibaut pflegte zur Zeit seiner Vorlesungen, wenn er das Capitel von der Ehe abhandelte, einige Glas Wein mehr als gewöhnlich genommen zu haben. Er untersuchte dann wohl, welche der gangbaren Redensarten ein gultiges Eheversprechen enthielten, und entschied sich endlich dafur, daß die Worte: „Herzallerliebste Schatze mein!" noch nicht bindend seien, wohl aber die Phrase: „ich will dich nehmen, die Leute mögen sagen, was sie wollen."

— In Paris hat ein dortiger Arzt, Dr. Plaisant, eine neue Heilmethode ins Leben gerufen, welche er die Lehmeur nennt. Plaisant basirt seine Theorie darauf, daß mehrere Stamme sudamerikanischer Wilden Lehmklöße genießen, die Vögel aber häufig Lehm und Sand aufpicken, und sich dadurch den Magen reinigen. Wie die Wasser-Doctoren nun den Magen des Menschen mit Wasser auswaschen, so will er den Magen mit Lehm ausscheuern. Er will alle möglichen Krankheiten mit Lehm curiren, den er bald als Decoct, bald als Pillen, als Pflaster, als Clystir, als Bad, kurz in jeder Weise anwendet. Vielleicht sehen wir bald auch in Deutschland, wo es jetzt so viele Wasserheilanstalten gibt, Lehmcuranstalten entstehen. Guten Appetit!

— In Nordrußland zeigen — wie Professor Blasius in seiner Reise bemerkt — viele Volkssitten von einer Ursprünglichkeit, die im Innern Rußlands schon seit vielen Jahren verschwunden scheint. So ziehn unter andern die jungen Mädchen, die zu heirathen beabsichtigen, zu einer Art von Brautschau jährlich zu bestimmter Zeit nach Ustjug. Mit ihrem Brautgut kommen sie auf Kähnen, Barken und Flößen vom Jug und der Suchana her in Ustjug zusammen und stellen sich in Reihen auf dem grünen Marktplatz. Die heirathslustigen Männer finden sich zur bestimmten Zeit ebenfalls ein und wählen, nach der Bedeutung des Brautguts und nach ihrem Geschmack, irgend ein fremdes Mädchen, das sie nie vorher gesehen haben. Man nennt diese freiwilligen Bräute, da sie von den Wellen des Jug und der Suchana herausgetrieben worden sind, die Hergeschwommenen. Eine ähnliche Sitte hat sich unter den nordischen noch ganz nationalen Kaufleuten sogar bis nach Petersburg erhalten.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. In diesem Monat haben wir in den Toiletten zu den Reit-Promenaden wenig Neues bemerkt: der Frack à la française, genießt noch immer den Vorzug vor den übrigen Bekleidungen, die dazu beliebtesten Farben sind dragaugrün, bronze d'Orléans, bronze de Suède, moosgrün, vert nuit und Bronze Robert. Mit dem Schnitt ist keine Veränderung vorgenommen worden. Der Kragen hat einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall, die Taille ist lang, d. h. sie übersteigt um 2 Centimètre die Hüften, was nothwendig macht, daß sie breit geschnitten, und nach unten gebogen ist; die Schöße sind lang, sie reichen bis in die Kniekehlen; man macht sie breit und nach unten viereckig, die Breite steigert sich bis zu dem untern Theile der Revers, wodurch den Schenkeln entlang fast eine gerade Richtung entsteht; in der Mitte des Schoßes, einige Centimètre unter den Hüften, befindet sich eine sehr breite Patte, welche eine Tasche bedecke. Die Anglaisen macht man breit und oben viereckig, sie schlagen bis nach unten über, haben aber den Anschein, als wären sie etwas gewölbe, eben so der Kragen, dessen Zipfel viereckig sind und genau mit dem obern Theile der Anglaisen, obgleich diese um 2 Centimètre schmäler sind, übereinstimmen. Viele Kleidermacher verfertigen die Vordertheile des Fracks à la française in der Art, daß sie ohne Revers gerade zug knöpft werden, und nur mit einem Einschlig versehen sind, wie der eines geraden Oberrockes ist, diese Art erfordert eine Tasche auf der linken Seite der Brust, aus welcher ein Theil des Foulards hervorsieht; die Aermel sind im Allgemeinen in dem obern Theile bis zum Ellenbogen weit, und vom Ellenbogen bis zum Handgelenk etwas enger; die Aufschlage sind niedrig; die Oeffnung des Aermels wird mit 3 Knöpfen geschlossen. Man steppe den Frack à la française mit offenem Rande. Die Form der Knöpfe ist nicht unbedingt Modesache, und bleibt in der Regel dem Geschmack des Kleidermachers überlassen; man benutzt sie daher von farbigem Golde, von gedrehter Seide, zur Farbe des Fracks passend, oder auch wohl von Bronze, Jagd-Gegenstände darstellend. Die Fracks füttert man immer mit zum Oberzeuge passendem Atlas, und die Aermel mit heller Seide.

Die beim Reiten getragenen Gilets sind über Kreuz liegend oder gerade, bis oben hinauf zugeknöpfe, sehr lang und nach unten herabfallend, nach Art der altmodischen Westen; die Taschen werden mit einer Patte in drei Spitzen bedeckt; die Knöpfe sind von farbigem Golde; die für beide Genre von Gilets beliebtesten Stoffe sind Valencias, und die Piqués mit Carreaux

Digitized by Google

oder mit durchwirkten Faden von verschiedenen Farben, auf grauem, chamois, und braunem Grunde.

Die Pantalons, welche jene Toiletten vervollständigen, trägt man meistens mit Falten, oder auch wohl nur sehr weit auf den Beinen, grade auf den Stiefel fallend, und mit befestigten Sprungriemen. Die Stoffe für dies Genre von Pantalons sind sowohl im Zeuge als in den Dessins keinen Veränderungen unterworfen worden, man trägt noch immer die leichten Satins mit Streifen oder mit Carreaux, Farbe auf Farbe, welche die beliebtesten bleiben, da sie haltbar und zugleich fein sind.

Damen-Mode. Es herrscht noch immer derselbe Luxus mit den Stickereien von den Nachtmützen bis zu den Unterröcken; man scheint noch eine so große Sorgfalt auf die feine Wäsche verwendet zu haben. Man sieht Camisols, die an Eleganz mit den zierlichsten Ueberwürfen wetteifern. Einige sind mit Spitzen und gestickten Einsatzstreifen, andere mit Zacken besetzt; auf der Brust haben sie mehrere Falten, die durch Stickereien oder Einsatzstreifen getrennt sind; der Kragen ist klein und an den Bündchen vorn befinden sich Spitzenmanschetten. Auf den Camisols und Ueberwürfen fängt man an, stufenförmigen Bandausputz in lebhaften Farben, so wie dazu passende Gürtel mit langen Enden zu tragen. Der Ausputz an den Häubchen ist eben so. Diese Häubchen selbst sind sehr einfach, fast nichts als ein kleiner Boden, welcher das Haar zusammenhält, und ein Streifen, der über die Stirn geht, an jeder Seite der Wangen wie eine Barbe herabfällt und bis an den Gürtel reicht. Die Spitzen werden wie die Bänder glatt angesetzt.

Von den Anzügen bemerkten wir in der letzten Zeit folgende: Kleid von dunkelgrünem Foulard mit weißen und lilas Carreaux; Amazonenleibchen à caraco oder mit Schößchen, mit Schnuren und gleichfarbigen seidenen Knöpfen besetzt; enge Aermel mit Revers; sehr langer Rock; gesticktes Taschentuch; Spitzenkragen und eben solche Manschetten; Stiefelchen von grüner Seide. — Kleid von ponceafarbigem Gros de Naples mit paille und grunen Carreaux; glattes, ausgeschnittenes Leibchen; gestickte Guimpe; Aermel à la Ludwig XIII.; mit Seide gesticktes und mit Spitzen garnirtes Taschentuch.

Man trage auch viele Kleider von schwarzem italienischem Taffet, mit Schnuren und schwarzen Spitzen ausgeputzt. Das schlechte Wetter nötigt zur Rückkehr zu den dunklen Farben, was aber kein Nachtheil ist, da die meisten Damen in Schwarz weit reizender aussehen, als in Hell. Vielen fehlt dann nur der Fächer, die Mantille und ein kurzes Kleid, um einer Spanierin ähnlich zu sehen. Die Leibchen mit Schößen sind für die Taillen sehr vortheilhaft und sie scheinen allgemeiner zu werden; sie sind auch etwas Spanisches.

Man kann nichts Schöneres sehen, als die Zeuge, welche zu Moraenneglignes bestimmt sind. Im Allgemeinen haben sie einen einfarbigen Grund oder Carreaux. Manche Ueberröcke putzt man mit Schnuren und Knöpfen von Silber aus. Die geschnürten und offenen Leibchen fangen bereits wieder an, aus der Mode zu kommen; die sehr hübsche Mode wurde übertrieben.

Die Gazehüte findet man sehr hübsch. Sie werden mit niedlichen Blumen oder mit einer großen Feder ausgeputzt; auch auf den italienischen Strohhüten tragt man meist eine Feder.

Die Cashmir-Langshawls passen für das wechselnde unfreundliche Wetter und man sieht deshalb auch viele. Man ist wohl allgemein damit einverstanden, daß ein Langshawl graziöser aussieht, als ein viereckiger. Er hat auch den Vortheil, daß er sehr verschieden getragen und dapiet werden kann. Das unfreundliche Wetter hat Veranlassung zur Erfindung eines neuen Kleidungsstücks gegeben, das bereits namentlich von eleganten Damen in Seebadern getragen wird — leicht wattirte Dolmans nämlich, die warm sind, und doch nicht wie ein Winteranzug aussehen. Sie sind von italienischem Taffet und zarten Farben und an der Kapuze wie an den weiten Aermeln mit Spitzen garnirt. Einige sind auch von indischem Foulard, von oben bis unten zugeknöpft. Der Negligee-Anzug einer eleganten Dame zeugt indeß vom Sommer; er ist sehr leicht und sehr verführerisch, ein weiter Ueberwurf von Muslin, unter welchem man die schöne feine Wäsche bemerkt. Weite Aermel mit Revers lassen auf dem schönen Arme das Armband sehen, das man immer trägt. Auf dem glattgescheitelten Haar trägt die Dame ein Assassinenhaubchen, das seinen Namen von der Assassinesliege hat, welche vor etwa einem halben Jahrhundert so große Verwüstungen anrichtete. Dieses Häubchen ist ein reizendes Gemisch von Spitzen und Gazebändern und wird etwas auf der Seite getragen, so daß die Barbe an der rechten Seite bis auf die Achsel herabfällt, während die der linken Seite nur eben das Gesicht berührt, das ein sehr pikantes Aussehen erhält.

Die Unterkleider, welche die nothwendige Vervollständigung jeder Toilette sind und welche der offene Ueberwurf besonders hervorhebt, zeigen einen großen Luxus in Stickerei. Sie haben z. B. drei Guirlanden, welche durch sehr kleine Falten oder Bauschen getrennt sind, in welche ein Band von der Farbe des Futters des Ueberwurfes gezogen wird; man nennt dies à la Vallière. Andere haben 5—6 Spitzeneinsatzstreifen und noch andere einen breiten Volant mit Zacken. — Wir sprachen oben von dem Armbande, das jetzt unumgänglich nöthig. Zuerst also dasjenige, welches man gar nicht abzulegen scheint; es ist meist von geflochtenen Haaren mit einem Schloß, auf welchem man einen Namenszug, eine Jahrzahl und eine Devise sieht. Das zweite Armband ist von emaillirtem Silber mit einem Kreuz, einem Anker und einem Herzen. Am andern Arme ist das Armband von mattem Golde, mit einem Schlosse, das eine Bandschleife nachahmt; ein zweites besteht aus Medaillons von blaurm Email und auf jedem derselben befindet sich ein Bouquet von kleinen Diamanten. Das Schloß muß aus einem ringigen Brillanten bestehen. Das dritte Armband ist eine sehr dicke Kette, deren Glieder abwechselnd durch einen Rubin und einen Opal getrennt worden. Diese drei Armbänder legt man je nach der Tageszeit und der Toilette, in der man erscheint, an; sie vollenden den Putz einer Dame, die sich zu kleiden weiß, und erlauben ihr, den sämmtlichen Schmuck an einem Tage zur Schau zu tragen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen und Patten an den Seiten. Quarrirte weite Beinkleider. 2. Kleid mit doppeltem Volant Canezon mit Aermeln. 3. Rock mit einer Reihe Knöpfe ohne Taillennaht. Weite Beinkleider.

Die „Europäische Eisenbahn", (früher unter dem Titel: Leipzig-Dresdner Eisenbahn), brachte in ihrer letzten Nummer einen, namentlich für die Herren Schneidermeister interessanten Aufsatz, mit Carricaturzeichnung, worin namentlich der Beweis zu führen versucht war, warum die Herren Schneidermeister so lange creditiren müssen und sie sich weniger Gerechtsame und Privilegien als andere Handwerker erfreuen. Auch schon im II. Quartal brachte die Europäische Eisenbahn einen die Herren Schneider- und Schuhmachermeister interessirenden Artikel, wie denn überhaupt dieses Blatt allen Freunden einer heitern und humoristischen Lectüre empfohlen werden kann. Wöchentlich ein Bogen, alle 14 Tage eine Carricatur, Preis für das Vierteljahr nur 9 gGr. Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßCour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Aus dem Leben Napoleons.

I.

Die auffallende tiefe Mißstimmung, mit der Kaiser Napoleon 1809 aus dem vierten, so glorreich und glücklich für ihn durch den Schönbrunner Frieden beendeten Kriege mit Oesterreich, den er selbst den vierten punischen nannte, in seine Hauptstadt Paris zurückgekehrt war, konnte in seiner nähern Umgebung Niemand entgehen, und gab zu den verschiedenartigsten Muthmaßungen Stoff und Anlaß. Man war freilich gewohnt, den Kaiser fast immer nach noch so großen und glänzenden Erfolgen unlustig und verstimmt zurückkehren zu sehen; aber die Mißstimmung, die er dies Mal zum größten Befremden Aller so unzweideutig zeigte, unterschied sich sehr merklich von der ihm auch früher oft eigen gewesenen üblen Laune, die unstreitig wohl aus der Uebersättigung, aus dem Ueberdruß entstand, den er selbst an seinen allerglänzendsten Erfolgen hatte, die niemals seinem rastlosen, nimmersatten Ehrgeize, der ihn stets zu neuen, verwegenen Unternehmungen anspornte, vollkommen genügten. Seine in jener Zeit so auffallende Mißstimmung dagegen mochte aus dem Gefühle hervorgehen, dessen sich vielleicht Kaiser Napoleon zum ersten Male klar und deutlich bewußt geworden: daß er im Grunde nur auf Sand baue, seine Schöpfung mit ihm untergehen werde und müsse. Denn er sah ein, daß Keiner von seinen Brüdern, Lucian ausgenommen, mit dem er jedoch schon seit Jahren in Spannung lebte, fähig sei, die von ihm gegründete Riesenschöpfung zu vollenden. Und schwerlich würden sie auf dem französischen Kaiserthrone von jenen stolzen französischen Marschällen unangefochten geblieben sein. Der Einzige, dem er dazu genugsam Geist und Charakter zutrauen durfte, war sein Stiefsohn, Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien; allein hier fehlte das Band der unmittelbaren Blutsverwandtschaft, wie es zwischen Vater und Sohn besteht, und das allein dem Vicekönig in den Augen Napoleons und der Franzosen einen Anspruch, ein Recht auf den Thron hätte geben können. Napoleon, der so die von ihm gegründete Monarchie mit demselben Loose bedroht sah, das einst die macedonische Monarchie nach dem Tode Alexanders des Großen getroffen hatte, mochte daher lebhafter denn je das Bedürfniß fühlen, einen Sohn und Erben zu haben, den er jedoch von seiner alternden Gemahlin Josephine noch zu erhalten, nicht mehr hoffen konnte. So wünschte er sich also eine junge Gemahlin. „Wird wohl Josephine freiwillig in diese nothwendige Scheidung

Digitized by Google

willigen?" — Dieſe Frage beſchäftigte und beunruhigte ihn jetzt oft lebhaft. Zwar liebte er ſie längſt nicht mehr, hatte ſie vielleicht niemals wahrhaft geliebt, weil ſein ſelbſtiſches und ehrgeiziges Gemüth überhaupt der Liebe unfähig war; er fühlte ſich aber dennoch durch die Bande der Gewohnheit, ja ſelbſt duech eine Art von Zuneigung und Dankbarkeit an ſeine Gemahlin gefeſſelt, die, was er wohl fühlte, die erſte Staffel geweſen zu dem ſteilen Gipfel ſeiner Größe. Auch hatte er bei der großen Beliebtheit, deren ſie ſich in Frankreich erfreute, alle Urſache, ſchonende Rückſichten gegen ſie zu beobachten. Wie ſie mit der Nothwendigkeit einer Scheidung vertraut, ſie zu dieſem Opfer, das er von ihr zur Befeſtigung ſeiner politiſchen Schöpfung zu verlangen gedachte, willig machen?

So ſorgfältig der Kaiſer ſein Geheimniß vor aller Welt zu verbergen ſuchte, war es dennoch dem eindringlichen Scharfblicke des ſchlauen Fouché nicht entgangen, der zuerſt unter Allen die geheimen Wünſche des Kaiſers errathen hatte. Mit der ihm eigenen ſchlangenartigen Schlauheit hatte er dem Kaiſer ſein Geheimniß entlockt. Als ein wahrer Meiſter in der Höflingskunſt wußte er nun ſeinem Gebieter leicht einzureden, was dieſer gern hörte: daß nämlich nicht ſowohl Joſephine, als vielmehr er ſelbſt dem Glücke Frankreichs das größte Opfer bringe, indem er die Scheidung von ihr verlange, und daß er ihr zugleich dadurch den größten Beweis von Hochachtung und Liebe gebe, der ſich nur irgend denken laſſe. Er ſchlug ferner dem Kaiſer vor, den Vicekönig von Italien, der ſich ganz beſonders der Liebe und des Vertrauens ſeiner Mutter erfreue, und der daher vor allen Anderen am geeignetſten ſein möchte, ſie für die Wünſche des Kaiſers zu gewinnen, als Mittelsperſon in dieſer Angelegenheit zu gebrauchen.

Napoleon, den Anſichten ſeines Polizei-Miniſters beiſtimmend, berief unverzüglich ſeinen Stiefſohn nach Paris.

Eugen hörte die Gründe ſeines Stiefvaters hinſichtlich der Nothwendigkeit und Wünſchenswürdigkeit einer Scheidung tief bewegt an. Unwillkührlich gedachte er deſſen, was ihm einſt ſeine Mutter bald nach ihrer Vermählung mit ſeinem Stiefvater geäußert hatte: „Ich fürchte ſehr, der Stolze liebt uns nur inſofern, als wir ihm nützlich ſind."

„Ich werde mit meiner Mutter reden," ſagte Eugen ſichtlich ergriffen, als nun Napoleon ſchwieg und ihn erwartungsvoll anſah, „und ich hoffe, Sire, ſie wird Ihnen freudig das Opfer bringen, das Sie zum Heile Frankreichs von ihr begehren!"

Er fand ſeine Mutter, die ſchon durch Winke, wahrſcheinlich durch Fouché veranlaßt, von den Wünſchen ihres Gemahls unterrichtet war, gefaßter und ruhiger, als er befürchtet und erwartet hatte. Er theilte ihr daher ohne Umſchweife das Verlangen des Kaiſers mit, von ihr geſchieden zu werden.

„Du ſagſt mir da nichts Neues, Eugen," ſprach ſie, nachdem ſie ihn ruhig angehört hatte, mit einer traurigen Gelaſſenheit; „ich weiß ſchon Alles. Er hält die Scheidung von mir zu ſeinem und zu Frankreichs Glück für nothwendig. Mich braucht er ja nicht mehr. Er ſitzt im Glanze des Purpurs auf dem Kaiſerthron und wirft nun die Leiter, auf der er zum Thron emporgeſtiegen, hinter ſich zurück: „ſie iſt ihm freilich unnütz geworden."

„Du irrſt Dich," ſuchte Eugen ſeine, nun in Thränen ſchweigende Mutter zu tröſten; „es koſtet ihm wahrlich große Ueberwindung, dies Opfer dem Glücke Frankreichs zu bringen, und meine liebe Mutter wird" — fügte er, die Mutter zärtlich liebkoſend, hinzu — „ihm und dem Glücke Frankreichs gewiß nicht entgegen ſein; ich bin es von ihrem edlen, gefühlvollen Herzen überzeugt!" —

„Der Undankbare!" rief Joſephine aufgeregt, ohne auf ihres Sohnes Aeußerung einzugehen; „aber Segen kann's ihm unmöglich bringen, denn Undank iſt das ſchwärzeſte Verbrechen, das wir irgend verüben können. Geopfert werden ſoll ich ſeiner ehrgeizigen Politik, aber ich will mich nicht opfern laſſen!"

Eugen ward nicht irre durch dieſe mit großer Leidenſchaftlichkeit gemachte Aeußerung; er fuhr vielmehr fort, unabläſſig mit Bitten und Vorſtellungen in ſeine Mutter zu dringen, ſich in den Wunſch ihres Gemahls zu fügen, bis dieſe endlich nachgab.

„Ich will ſeinem und Frankreichs Glück nicht hinderlich ſein," ſagte ſie weinend; „geh, mein Sohn, ſage ihm, ich ſei bereit, das von mir begehete Opfer zu bringen."

„Nichts Anderes hab' ich erwartet von dem großen, edlen Herzen meiner guten Mutter!" rief freudig der Prinz und küßte ihr zärtlich die Hand.

Beide beſprachen nun ruhig mit einander die nöthigen Schritte und Maßregeln.

„Die Nachricht wird Dich, liebe Mutter," beendete endlich der Prinz bei dem Scheiden die Unterredung, „wegen dieſes großmüthigen Opfers, das Du dem Glücke Frankreichs bringſt, den wenigen ſeltenen und großen Frauen beizählen, die in den Annalen der Geſchichte, ihrer Großſinnigkeit wegen, glänzen!"

Digitized by Google

Napoleon empfing mit großer Befriedigung durch ſeinen Stiefſohn die Erklärung ſeiner Gemahlin und berief ſogleich einen außerordentlichen Staatsrath, damit in deſſen Gegenwart ihre beiderſeitige Erklärung zu Protokoll genommen werden möchte.

Ganz Paris durchſchallte bald darauf die wichtige Nachricht von der nahe bevorſtehenden Scheidung des kaiſerlichen Ehepaares. Sie ward ſehr verſchiedenartig beurtheilt, indem dieſer Schritt von den Einen gelobt und bewundert, von den Andern dagegen, beſonders ſo weit es dabei die Perſon und die Beweggründe des Kaiſers anging, bitter getadelt wurde, während Joſephine die allgemeinſte Theilnahme fand und nur „das Opfer der Politik" genannt wurde. Bald aber hatten die leichtſinnigen Pariſer dies Thema über ein anderes nicht minder wichtiges vergeſſen.

„Wen wird der Kaiſer heirathen?" — dieſe Frage ward in allen Kreiſen und Zirkeln lebhaft beſprochen und verhandelt.

„Eine Franzöſin muß der Kaiſer heirathen!" erklärten die eifrigen Anhänger einer echt nationalen Politik, während wieder Andere für eine öſterreichiſche, ruſſiſche oder ſächſiſche Prinzeß ſprachen, ohne ſich über ihre abweichenden Meinungen einigen zu können: denn natürlich wußte Keiner von Allen etwas Sicheres. Dieſe Geſpräche fingen ſchon an, zu ermatten, als ſie durch die wirklich erfolgte Scheidung des kaiſerlichen Ehepaares neu angeregt wurden.

In einem großen Saale der Tuilerien finden wir die vornehmſten Miniſter und Vertrauten Napoleons, Fouché, Champagny, Savary, Caulaincourt, der Vicekönig von Italien und Andere zu einem außerordentlichen Staatsrath verſammelt, um die Erklärung der kaiſerlichen Ehegatten, die auf ihren Fauteils einander gegenüber ſaßen, entgegen zu nehmen.

„Ich rufe Gott zu meinem Zeugen," nahm der Kaiſer das Wort, „was meinem Herzen die Erklärung koſtet, mich von meiner hier gegenwärtigen, vielgeliebten Gemahlin, dem Muſter aller weiblichen Tugenden und ſchönen Eigenſchaften, die ſeither mein Leben verſchönert und beglückt hat, ſcheiden laſſen zu wollen; allein welches Opfer wäre mir wohl zu ſchwer und zu groß, das ich nicht willig dem Glücke Frankreichs brächte, und ſo bringe ich ihm auch dieſes Opfer mit blutendem Herzen."

Der Kaiſer trug dies zwar mit Pathos, aber doch in ſo großer Kälte vor, daß ſich das Studirte, gleichſam Auswendiggelernte und Berechnete gar nicht verkennen ließ, und von allen Anweſenden ward deutlich empfunden, daß er im Grunde nur eine Rolle ſpiele, wenn er mit ſo großem und lautem Wort von dem ſchweren Kampfe ſprach, den ſein Entſchluß ſeinem Herzen gekoſtet habe.

Joſephine, die ſich anfangs troſtlos gezeigt, und in Thränen zerfloß, hatte während der Rede ihres Gemahles, aus der ſie es wie Eis anwehte, ihre Faſſung wieder gewonnen. „Ich erkläre hier im Angeſichte Frankreichs und vor dieſen edlen Zeugen," ſprach ſie mit Feſtigkeit und Würde, „daß ich meine Einwilligung zu dieſer Scheidung bereitwillig gebe. Möge ſie meinem erlauchten Gemahl und Frankreich zum Glücke gereichen!" Sie hatte die letzten Worte nur noch mit kaum vernehmlicher, von Thränen halb erſtickter Stimme hervorzubringen vermocht, und ſank, als ſie geendet, ihrem raſch herzuſpringenden Sohne ohnmächtig in die Arme.

Napoleon, dem dies offenbar unerwartet und unangenehm war, erhob ſich gleichfalls von ſeinem Sitze und machte ſich eifrig mit ſeiner ohnmächtigen Gemahlin zu ſchaffen. „Wie, Sire," ſprach verwundert und ſichtlich erfreut Joſephine, als ſie wieder zu ſich gekommen war und ihren Gemahl beſorgt um ſich beſchäftigt ſah, „ſo beſitze ich wirklich noch, wie ehedem, Ihre Zuneigung? O, das macht mich unausſprechlich glücklich! Gönnen Sie mir noch einmal dieſe theure Hand!" — ſie faßte dabei zugleich ihres Gemahls Hand, und wollte ſie an ihre Lippen führen.

„Nicht doch," ſagte dieſer abwehrend und ſeine Hand zurückziehend. „Keine Scene, meine Liebe," flüſterte er leiſe ſeiner Gemahlin in's Ohr, „wir haben Zeugen!"

„Geleiten Sie Ihre Mutter nach Hauſe," wandte er ſich hierauf zum Vicekönig; „ſie bedarf der Ruhe und Erholung; ich werde mich bald ſelbſt nach ihrem Befinden erkundigen."

Der Vicekönig, den Wink des Kaiſers verſtehend, bot ſeiner ſichtlich erſchöpften Mutter den Arm und führte ſie aus dem Saale.

Wirklich fand ſich Napoleon einige Stunden darauf bei ſeiner Gemahlin ein, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen; die beiden Gatten beobachteten in dieſer Unterredung eine ceremonieuſe Zurückhaltung und ſteife Etikette. Sie waren ſich bereits fremd geworden, und daher kalt und geſpannt gegen einander. — Joſephine mußte es natürlich ihrerſeits als den ſchwärzeſten Undank von Seiten ihres Gemahles tief empfinden, daß er ſie, die ihm mit ihrer Hand den Weg zum Throne gebahnt, nunmehr mit ſeiner Hand vom Throne in die Dunkelheit hinabſtieß, während ſich Napoleon ſeiner Gemahlin gegenüber, von dem Unrechte gedrückt fühlen mußte, das er gegen ſie verübt hatte.

Digitized by Google

Er verabschiedete sich daher von ihr nach einer kurzen und sehr kühlen Unterredung, indem er ihr nochmals seinen Dank für das ihm so bereitwillig gebrachte Opfer aussprach, und zugleich versicherte, sie werde jederzeit ihren besten Freund an ihm finden.

In der That bewahrte Napoleon während seines ganzen Lebens und bis an sein Ende eine dankbare Erinnerung an seine erste Gemahlin. Ja er bekannte sogar auf dem Felsen der Verbannung seinen Unglücksgefährten: daß er durch diese Scheidung einen großen politisch-moralischen Mißgriff begangen, der wesentlich zu seinem Sturze beigetragen habe.

II.

Wir finden Napoleon in seinem Kabinette allein, mit der Durchmusterung verschiedener, an ihn eingegangener Papiere und Briefschaften beschäftigt. Die meisten warf er nach einem flüchtigen Durchblicke mit einem „Ba!" in den neben ihm stehenden Korb: einige legte er neben sich auf den Tisch, ein Zeichen, daß sie Beachtung bei ihm gefunden hatten.

Besonders aber schien ein zierlich gefaltetes Briefchen seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er betrachtete es sorgfältig von allen Seiten, gleichsam als ob er es ihm schon von Außen ansehen wolle, was es enthalte. Endlich öffnete er das wohlgeruch-duftende Blatt, und ein freundliches Lächeln spielte einen Augenblick lang auf seinem ernsten Gesicht, so wie er nur einen Blick auf die Unterschrift geworfen hatte; es war, als ob ihn bei derselben eine angenehme Erinnerung aus einer längstverklungenen Zeit überkäme.

„Hier ist Arbeit für Sie, Menneval," redete er seinen jetzt eintretenden Kabinets-Sekretair an, und wies dabei auf den bis an den Rand mit von ihm geöffneten Briefen gefüllten Korb, „antworten Sie den Leuten!"

„Was befehlen Ew. Majestät, daß ich antworten soll?" fragte Menneval.

„Nun, das ist meine Antwort!" antwortete lachend der Kaiser, indem er zugleich dabei auf den Korb deutete. „Diese da" — befahl er weiter, auf die neben ihm auf dem Tisch liegenden Schreiben zeigend — „müssen an die betreffenden Minister zu weiterer Begutachtung befördert werden, und diesen" — schloß er lächelnd, auf das zierliche Briefchen deutend — „wollen wir selbst beantworten, als ob wir noch der Liebhaber von ehedem wären. Schreiben Sie!" — Er dictirte:

„Madame! Wie es Ihnen einst Vergnügen gewährte, mir Kirschen anzubieten, so ist es mir jetzt angenehm, Ihr Ihren Sohn betreffendes Gesuch gewähren zu können.

An Madame Amelie von Gassendi, geb. La Roche."

„Schreiben Sie!" fuhr er fort und dictirte dem höchlich verwunderten Menneval eine Ordre an den Kriegsminister, sofort das Erforderliche, die Entlassung des jungen Gassendi aus dem Kriegsdienst betreffend, zu veranlassen.

„Sie sehen mich ja ganz verwundert an?" fragte lächelnd Napoleon, der das Erstaunen seines Kabinets-Sekretairs über eine so unerhörte Ordre wohl bemerkt hatte.

„Ich muß gestehen, Ew. Majestät," erwiederte dieser verlegen, „daß mich allerdings diese so ganz ungewöhnliche Ordre einigermaßen befremdet."

„Sie wird Ihnen begreiflich werden," gab Napoleon zur Antwort, indem er sich an der Verwunderung seines Kabinets-Sekretairs zu weiden schien, „wenn ich Ihnen eine kleine Jugendscene erzählt haben werde. Ich bin eben zum Schwatzen aufgelegt, und die guten Leute da" — er wies dabei lachend auf den Korb — „werden immer noch zeitig genug ihre Antwort erhalten. Hören Sie also. Ich war noch ein blutjunger Mensch, und eben bei dem Artillerie-Regiment La Fere als wohlbestallter Unter-Lieutenant eingetreten. Meine Kameraden hänselten mich ein wenig, denn ich studirte, daß mir der Kopf rauchte, war eine Art von Philosoph, eifrig und pünktlich im Dienste, während die jungen Herren den Mädchen und dem Theater nachgingen. Mein Oberst, ein alter wackerer Degen, stellte mich den jungen Herren als das Muster eines jungen Officiers vor; aber nun war ich erst recht den Spöttern ausgesetzt, die mich in aller Weise aufzogen. Der Gutmüthigste unter ihnen war noch Herr von Gassendi, ein echter Lebemann, der mir oft derbe und wohlgemeinte Strafpredigten hielt, daß ich doch nicht den „Sonderling," den „Cato" spielen, sondern das Leben frisch genießen solle. Er beredete mich, das Haus unseres Obristen zu besuchen. Der alte Herr, der mich schon wiederholt eingeladen hatte, war sehr erfreut über meine öftern Besuche. Er glaubte ganz ehrlich, daß seine lehrreichen Erzählungen von den Feldzügen, die er unter Soubise und so weiter in Deutschland gegen die Preußen mitgemacht hatte, der Magnet wären, der mich anzöge und fesselte. Da irrte sich aber der gute alte Herr gewaltig. Seine etwas weitschweifigen Erzählungen langweilten mich fürchterlich und ich wäre längst davon gelaufen, wenn nicht seine wunderschöne Tochter Amelie gewesen wäre, in die ich mich schnurstracks verliebt hatte. Das merkte aber ihr eifersüchtiger,

Digitized by Google

von dem Vater begünstigter Liebhaber Gassendi. Er war ein sehr reicher junger Mann und daher in den Augen des Vaters ein sehr beachtungswerther Bewerber. Amelie aber gab offenbar, aus mädchenhafter Laune, meiner geringen Person den Vorzug: sie fühlte sich durch die ehrerbietige, fast an Anbetung grenzende Scheu, mit der ich sie gleich einer Göttin verehrte, nicht wenig geschmeichelt. Der Gedanke, einen Cato, wie mich, zu ihren Füßen zu sehen, mußte aber auch nothwendig ihrer weiblichen Eitelkeit schmeicheln. Wir verständigten uns bald mittelst der stummen, aber mächtigen Augensprache und durch leise Händedrücke, und während der arme Gassendi dies zu seiner größten Pein von fern mit ansehen und — eine wahre Marter für ihn — mit dem guten alten Papa Schach spielen mußte, entfernten wir uns in aller Stille und gingen schweigend und seufzend neben einander in dem Garten auf und nieder. Ich sah ihr schmachtend ins Auge, was eben so schmachtend von ihr erwiedert ward. Gedankenvoll und schwermüthig blieben wir oft mitten im Garten stehen, und entweder sie oder ich pflückten von den Bäumen Kirschen, die wir Einer dem Andern darboten und mit großem Behagen verspeisten, fast ohne ein Wort dabei zu sprechen. Eines Tags, da wir wieder wie gewöhnlich mit unserm sentimentalen Kirscheneſſen beschäftigt waren, standen plötzlich zu unserm nicht geringen Schrecken der Vater und Gassendi hinter uns. Der alte Herr, der, von dem eifersüchtigen Gassendi auf unsere geheimen Zusammenkünfte aufmerksam gemacht, uns nachgeschlichen war, machte, als er so sein Töchterchen mit mir Kirschen essend ertappte, ein gar langes Gesicht: er mochte wohl bei unserm unschuldigen Kirschen-Essen an verbotene Früchte denken. Auf einen leisen Wink von ihm entfernte sich das Töchterchen, über und über roth, während er sich mit mir in ein langes Gespräch über Allerlei vertiefte. Als ich aber am andern Tage wieder zu ihm kam, vermißte ich Amelie. Auf meine Frage nach dem Fräulein hieß es: „Zu einer Tante nach Lyon." Bald darnach ward mir angekündigt, daß ich nach Toulon versetzt sei. Sobald die Luft rein war, berief der Vater sein Töchterchen wieder zu sich, die endlich dem wackern Gassendi, von dessen standhafter Liebe besiegt, ihre Hand reichte. Nun, ich habe inzwischen meine Carriere gemacht, und der brave Gassendi hat, wie mir Frau von Gassendi hier schreibt, als Obrist den Heldentod bei Friedland gefunden. Sie sehen selbst, Menneval, da habe ich schon eine Ausnahme von der Regel machen müssen. Und nun Basta mit Plaudern und an die Arbeit!"

Es war an einem milden Märzmorgen des Jahres 1810, als Napoleon gedankenvoll im Tuilerien-Garten auf und abging. Er hatte seinen gewöhnlichen, einfachen grauen Ueberrock an und einen runden Hut auf, und konnte so eher für einen untergeordneten Garten-Aufseher, als für den Gebieter eines mächtigen Reichs gehalten werden. Noch war es früh am Tage und nur die mit dem Reinigen der Gänge beschäftigten Arbeiter sah man im Garten. Nicht ohne großes Befremden bemerkte daher Napoleon um diese ungewöhnliche Stunde eine wohlgekleidete Dame, die den Hauptgang heraufkam und sich forschend nach allen Seiten umsah, als ob sie Jemand suche. —

„Was wünschen Sie?" fragte Napoleon herrisch ihr in den Weg tretend.

„Sind Sie etwa, mein Herr, der Aufseher hier?" antwortete die Dame, sichtlich empfindlich über das gebieterische Benehmen des unscheinbaren Graurockes, „daß Sie die Leute so zu fragen berechtigt wären?"

„Freilich bin ich hier Aufseher," erwiederte Napoleon mit einem Lächeln, „und wohl berechtigt zu fragen, wer Sie sind und was Sie wollen? Oder sollten Sie nicht wissen, daß der Eintritt in diesen Theil des Gartens nicht gestattet ist?"

„Das wußte ich nicht," sagte sichtlich ängstlich die Dame; „ach Gott, ich bin fremd hier und eigentlich hergekommen, den Kaiser zu sprechen. Er soll, hat man mir gesagt, zuweilen um diese Stunde hier im Garten spazieren gehen. Vielleicht können Sie mir sagen, mein Herr," bat sie den vermeintlichen Garten-Aufseher, indem sie ihm zugleich ein Fünffrankenstück in die Hand drückte, „wo ich den Kaiser wohl am sichersten treffen und sprechen kann?"

„Was wollen Sie von dem Kaiser?" fragte neugierig Napoleon, den dieser Auftritt zu ergötzen begann; „vielleicht kann ich Ihnen dienen, denn ich gelte etwas bei ihm."

„Ach, mein Herr, wenn Sie das vermöchten," sprach lebhaft die Dame, zutraulich seine Hand fassend, „so sollten Sie mich gewiß dankbar finden."

„Lassen Sie doch endlich hören, was Sie haben, wir werden ja sehen, was sich thun läßt!" ermunterte Napoleon freundlich die Fremde zum Reden.

Die ganz zutraulich gewordene Dame erzählte ihm nun mit einiger Weitschweifigkeit, wie sie durch den ihr ganz unerwarteten Sturz eines Marseiller Handelshauses um ihr kleines Vermögen gekommen, wie sie dadurch in die größte Dürftigkeit gerathen, und nun hier sei, den Kaiser um eine kleine Pension anzugehen.

„Und doch verschwenden Sie noch so viel?" sprach

Digitized by Google

der Kaiser mit strengem Tone, indem er ihr zugleich das Fünffrankenstück, das sie ihm vorhin gegeben, hinhielt, „und wollen Leute, die Sie gar nicht kennen, bestechen? Wissen Sie wohl, daß Sie sich dadurch sehr verantwortlich machen?“

„Ach, mein Herr,“ sagte die Dame ganz erschrocken, „es ist mir noch nicht geschehen, daß es Einer von der Umgebung der Dienerschaft des Kaisers übel genommen hätte, wenn man ihm Geld anbietet. Sollten Sie denn der Erste und Einzige sein? Oder hätte ich Ihnen vielleicht zu wenig angeboten?“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Französische Blätter erzählen einen gräßlichen Vorfall, der sich am 8. Juli bei einer Hinrichtung in Riom ereignete. Pierre Lefeure, früher des Vatermords angeklagt, und später wegen Ermordung seines Oheims zum Tode verurtheilt, sollte die äußerste Strafe des Gesetzes erleiden. Als einen Mann von herkulischer Kraft, hatte man ihn im Gefängniß mit so schweren Fesseln belastet, daß man eine halbe Stunde brauchte, um sie loszuschmieden. Da man Widerstand auf dem Schaffot befürchtete, hatte man die Nachrichter von St. Flour und Moulins jenem von Riom als Gehilfen beigegeben. Als Lefeure auf dem Gerüste erschien, ragte seine hohe athletische Gestalt weit über diese und den begleitenden Priester empor. Es scheint, man hatte den Unglücklichen nicht fest genug an das Brett gebunden, welches auch zu kurz für ihn sein mochte. Sein Kopf ragte über die Oeffnung hinaus, und als das mörderische Eisen fiel, traf es das Holz, und brachte dem Patienten nur eine Wunde bei. Nun sah sich der Scharfrichter von St. Flour genöthigt, vor den Apparat zu treten, und während sein Kollege von Riom das von Blut geröthete Fallbeil wieder in die Höhe zog, sich gleichsam rittlings auf den Kopf des Unglücklichen zu setzen. Allein Letzterer entrang sich den Händen des Henkers und richtete sich unter fürchterlichem Geschrei, das die Zuschauer mit Schauder erfüllte, empor. Seine stieren Augen, sein geröthetes Gesicht, Brust, Schultern und Rücken mit Blut bedeckt, der Priester, der den Bejammernswerthen umarmte und ihm das Kruzifix vorhielt, die Henker, die ihn mit unerhörten, aber vergeblichen Anstrengungen wieder zu fassen strebten — all' dies soll einen unbeschreiblich grausenvollen Anblick gewährt haben. Dabei antwortete das Volk, von Mitleid und Zorn bewegt, auf den Weheruf Lefeures mit nicht minder furchtbarem Geschrei. Endlich brachte es der Priester durch sein Zureden dahin, daß sich Lefeure an das fatale Brett zurückführen ließ. Allein ungeachtet man ihn diesmal besser anband, so konnte er sich doch wieder regen, und das Beil brachte nur eine Erweiterung der Wunde hervor. Jetzt wurde Lefeure's Heulen noch herzzerreißender, als zuvor, und drohend stürzte die Menge auf das Schaffot zu; die drei Henker aber standen wie gelähmt vor Schreck da, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Endlich ermannte sich einer derselben, und legte den Kopf des Schlachtopfers zurecht, während das Beil zum dritten Male fiel und den Leiden des Unglücklichen endlich ein Ziel setzte. In der ganzen Stadt Riom hat diese Schauerscene einen äußerst schmerzlichen Eindruck gemacht; die drei Scharfrichter aber sollen abgesetzt werden.

— In Brescia trug sich kürzlich folgende sonderbare Geschichte zu. Anfang dieses Monats waren es 20 Jahre, daß ein wohlhabender Brescianer mit Tod abging und in seinem Testament bestimmte, daß sein Nachlaß, im Betrag von 700,000 Liv., gerichtlich verwaltet und die Interessen durch 20 Jahre zum Kapitale geschlagen werden sollten. Nach Ablauf des festgesetzten Termines sollte nach Andeutung des beiliegenden Codicills, welches bis dahin verschlossen bleiben mußte, verfügt werden. Es wurde nun unlängst das Codicill eröffnet, und man fand darin 200,000 Liv. für fromme Stiftungen ausgesetzt, eben so viel für die natürliche Tochter des Verstorbenen, deren Namens und Geburtstag genau angegeben war; als Haupterbe aber erschien ein ebenfalls genau bezeichneter, mit einer andern Frau unehelich gezeugter Sohn des Verblichenen. Man schlug die Taufbücher nach, fand die Angaben genau mit denselben übereinstimmend, forschte weiter, und fand beide Erben, — aber als Mann und Weib.

— Die englischen Lebensversicherungen nehmen jetzt lieber Versicherungen kranker, als gesunder Personen an, da jene sonst bekanntlich von Lebensversicherungen ausgeschlossen waren. Es hat nämlich die Erfahrung gelehrt, daß die Schwankungen in der durch Krankheiten verursachten Sterblichkeit weit geringer als bei den sogenannten Gesunden sind. Die Assecuranzen für das Leben nehmen daher für Kranke in doppelter Weise zu.

— Immendorf, eine halbe Meile von Ehrenbreitenstein, ist fast allein von Juden bewohnt. Der Lehrer der jüdischen Schule, Schatz, war von seinen Glaubensgenossen als neuerungssüchtig und nichtorthodox verschrieen und gehaßt, an ihm wurde am 18. Mai d. J. eine echt altjüdische Hinrichtung vollzogen. Man fand denselben auf dem Wege von Immendorf nach Arenberg ermordet, und zwar zu Tode gesteinigt. Bis jetzt wurde nur einer der muthmaßlichen Thäter, ein Jude und Knecht eines jüdischen Viehhändlers, verhaftet. Hoffentlich wird man dadurch den übrigen auf die Spur kommen.

— Die Familie Orleans besitzt an Forsten 100 Millionen Frcs. Werth. Das Privatvermögen der Madame Adelaide, Schwester des Königs der Franzosen, beträgt 80 Mill. Fr., das Privatvermögen des Herzogs von Aumale 40 Mill. Fr. Man kann nicht sagen, daß diese Familie zu den ärmeren des Landes gehöre; zudem kommt an Einkünften aus Staatsfonds: Civilliste 12 Mill. jährl., aus dem Krongut 10 Mill. jährl., Civilliste des Kronprinzen 1½ Mill., Einnahmen aus Domainen 3 7/10 Mill. jährl., macht in Summa 27 3/10 Millionen jährlich, oder seit der Julirevolution die hübsche Summe von 387 Mill. Francs, was für die Constitution des Volkes (als Aderlaß) sehr dienlich sein soll. Es sind übrigens neue Anträge um Dotation einzelner Mitglieder der Familie Orleans an die Kammern gemacht worden; man weiß nicht, ob aus Besorgniß für die Gesundheit des Volkes, oder um des Wohls der Prinzen willen. Bei Gelegenheit dieses Geldgesuches für die Königs-Familie, welche ein Privatvermögen von 270 Mill. Francs und eine jährliche Einnahme aus der Staatskasse von 27 5/10 Mill. besitzt, wurden

Digitized by Google

obige Berechnungen durch die öffentlichen Blätter dem Volke vorgelegt.

— Um unsern Leserinnen zu zeigen, wie viel Kaffee der liebe Gott in einem Jahre wachsen läßt, theilen wir ihnen die Berechnung mit, welche ein englisches Handelsblatt enthält. Nach derselben wurden im Jahre 1843 in Brasilien 170 Mill., auf Java 140 Mill., auf Cuba 45 Mill., auf St. Domingo 35 Mill., auf Portorico und in Guyana 36 Mill., auf den englischen Antillen 10 Mill., in Indien und Marocco 6 Mill., in den französischen Colonien 4, auf den holländischen Antillen 3 Mill., im Ganzen also 459 Millionen Pfund Kaffee erbaut.

— Stephan Forster, ein reicher Gutsbesitzer in Chelmsford, bewarb sich um die Hand eines jungen und hübschen Mädchens, die Lehrerin in einer Erziehungsanstalt war. Später besann er sich aber anders und es kam mit solchem Eclat zum Bruche zwischen den beiden Liebenden, daß das Mädchen sich genöthigt sah, ihren Ungetreuen wegen Schadenersatzes zu verklagen. Bei den Gerichtsverhandlungen darüber wurden denn auch die Briefe vorgelesen, welche die Liebenden einander geschrieben hatten. Die des Herrn Stephan Forster zeichneten sich weniger durch leidenschaftliche Ausdrücke, als durch eine fabelhafte Dürre des Styls, wie duech die Seltsamkeit aus, daß alle einzelnen Sätze numerirt waren. Man denke sich Liebesbriefe in folgendem Style:

„Meine theure Geliebte, 1) ich habe mich zu entschuldigen, daß ich nicht früher schrieb; 2) ich danke für Ihren Brief; 3) ich habe jetzt keine Zeit; 4) ich hoffe, daß Sie sich wohlbefinden; 5) ich freue mich, daß Sie zufrieden sind; 6) ich kann nicht in die Stadt kommen, weil ich viel zu thun habe; 7) ich bin Ihr

ganz ergebenster

Stephan Forster.

Trotz der Vorsicht und Kälte, mit welcher alle Briefe geschrieben waren, wurde Stephan Forster doch verurtheilt, dem Mädchen 400 Pfd. St. (2500 Thlr.) Schadenersatz zu zahlen.

— In einer Gesellschaft wurde von einem so eben bekannt gewordenen Unglücksfalle, von dem Erfrieren eines Menschen gesprochen. Ein Mitglied der Gesellschaft bemerkte: das Erfrieren müsse ein sehr leichter Tod sein. Gewöhnlich überrasche er die ihm Verfallenen auf dem Felde: sie sind müde, sagt er, vermögen ihrer Schläfrigkeit nicht mehr zu widerstehen, setzen sich hin, hüllen sich gut in ihren Mantel, schlafen ein, und wenn sie erwachen, sind sie todt.

— Als in dem Kriege des Jahres 1814 Truppen in G. einrückten, erhielt der General v. L. sein Quartier im Hause des Generalsuperintendenten, eines sehr stolzen und hochmüthigen Mannes. Der General nannte ihn immer „Herr Pastor." Dies verdroß den Titelsüchtigen und er sagte zu ihm: „Sie könnten mich wohl bei meinem mir zukommenden Titel, Generalsuperintendent, nennen, den mir mein gnädigster König zu verleihen geruhet hat. Ich bin so gut ein General über meine Prediger wie Sie über Ihre Soldaten!" — Lächelnd erwiederte der General: „Das kann ich kürzer haben; ich werde Sie Herr College nennen." So nannte er ihn auch fortwährend.

— Als der Engel des Herrn den Völkern ihre Sprache zutheilte, kam er zuletzt auch nach England, aber, o Unglück, sein Sack war leer und nur Krümchen und Rechsten lagen noch in demselben. „Die sind gut genug für die Engländer," sprach er, schüttelte all' die Ueberbleibsel zusammen, drehete den Sack um und stäubte ihn über dem Inselreiche aus. Daher kommt's, daß das Englische aus so bunten Lappen zusammengeflickt ist.

— Unter dem Kaiser Tiberius war es den Männern untersagt, Seide zu tragen, und der Kaiser Aurelian soll die ernstliche Bitte seiner Gemahlin um ein seidenes Kleid abgeschlagen haben, weil es zu hoch zu stehen komme. Heliogabal war der Erste in Europa, der ein Kleid ganz von Seide trug.

— In Boston hat sich ein neuer Gewerbszweig gebildet. Man speculirt daselbst auf das Heirathen. Eine gewisse Serena Purnel ward klagbar gegen den Schiffskapitän Lamberson, welcher ihr die Ehe versprochen hatte, und sich nun weigerte, sein Versprechen zu halten. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, daß die schöne Dame bereits gegen den dritten Mann auf diese Weise klagbar geworden sei, und daß sie die Sache fabrikmäßig betreibe. Sie entwickelt nämlich eine so ungemeine Liebenswürdigkeit, daß man, hingerissen von derselben, nichts sehnlicher wünscht, als die innigste Verbindung. Ist das Eheversprechen gemacht, so kehrt sie die linke Seite heraus, und diese ist dergestalt unliebenswürdig, daß ein sofortiger Rücktritt des Bräutigams die Folge seiner Erkenntniß ist. Nun bringt die junge Dame eine Klage auf Vollziehung der Ehe oder auf Schadenersatz an, jederzeit wird von dem Verklagten die Leistung des letzteren der Vollziehung der Ehe vorgezogen, und so ist die Dame bereits durch wiederholte Klagen zu einem ganz ansehnlichen Vermögen gekommen. Sie beabsichtigt dieses so lange fortzusetzen, bis sie sich ein ihren Wünschen genügendes Vermögen erworben haben wird, dann will sie sich einen Gatten nach ihrem Geschmack aussuchen, und diesem gegenüber keine andere als die allerliebenswürdigste Seite zeigen.

— Ein Ungar wurde gefragt, warum der Zeitgeist bei ihnen noch nicht durchgreife? — Was brauchen wir Zeitgeist, sprach er, haben wir doch Zwetschgengeist (Sildowiz, Pflaumenbranntwein).

— In der Stadt Neuyork wurden am 13. März drei und neunzig Doctoren der Medicin, durch den Senat der Universität creirt. Am 20. April brachten die von allen Staaten der Union zusammengetretenen Todtengräber der Universität von Neuyork in corpore ein Lebehoch und reichten der medicinischen Fakultät eine große mit 17000 Unterschriften versehene Dankadresse ein.

— Nach den sehr genauen statistischen Nachrichten von Frepier giebt es in Paris 30,000 Menschen, die nur vom Diebstahl leben; — die Verbrecher anderer Art sind hierin nicht mit begriffen!

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. In der Stadt trägt man meist kurze, kaum bis über die Hüften reichende Röcke mit breitem niedrigem Kragen und weiten, ringsherum in Röhrenfalten gelegten Schößen. Die Revers sind sehr breit und schlagen sich bis nach unten um, gleichwohl können die Röcke bis oben hinauf zugeknöpft werden. Die Aermel sind von der Achsel an bis an den Ellbogen weiter als bisher; von den Ellbogen aber an bis an die Hand sind sie enger. Die Knöpfe sind halbrund

Digitized by Google

erhaben und überspannen von der Farbe des Rockes; Schooß und Leib werden ganz mit Atlas in der Farbe des Tuches, die Aermel dagegen mit weißer Seide gefüttert. Die Westen sind gerade geschnitten, mit kleinem Kragen, sehr weit offener Brust und vorn sehr lang; sie werden nur mit vier Knöpfen zugeknöpft. Die Westen mit Shwalkragen werden auch wieder viel getragen, besonders wählt man dazu einfarbige oder geripyte gelbliche englische Valencias und weiße englische Piquees. Die Pantalons sind immer noch weit an den Beinen, aber ohne Falten, so daß sie gerade auf den Stiefel fallen, und haben festgemachte Fußriemen. Perlengrau, melirt Grau, hell Nußbraun, einfarbig oder dunkler gestreift, sind die beliebtesten Farben. Drillbeinkleider kommen wenig vor, wohl aber erscheinen hier und da Beinkleider von englischem Piqué und von indischem Nankin.

Der Hauptbestandtheil der Straßentoilette besteht in dem Oberrock, dessen Kragen einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall hat; die Taille übersteigt kaum um einen Centimeter die Hüften, (denn unsere Elegants haben sich dafür entschieden, sie wieder lang zu tragen), sie ist breit und nach unten gebogen, die Seitentheile sind sehr leicht gerundet, eben so die Achselstücken; der Rock ist kurz und reicht noch nicht bis zu den Knieen; er ist weit, fällt ringsherum in Falten, was ihn ungemein graziös erscheinen läßt; die Anglaisen macht man noch breit, aber viereckig und bis nach unten überschlagend, indessen können sie auch bis obenherauf zugeknöpft werden. Die Zipfel des Kragens macht man viereckig, wie den obern Theil der Anglaisen und sie sind fast eben so breit, wie die letztern. Alle Oberröcke werden überwendlinks auf dem Rande gesteppt.

Damen-Mode. Man hat den eleganten Sicilianerinnen von 1760 ein Kleidungsstück entlehnt, das allerdings in hohem Grade das Anmuthige und Bequeme vereinigt, und pulverin oder Staubmantel heißt. Es kann nichts bequemer, nichts geeigneter sein, gegen den Staub am Tage, wie gegen die Kühle der Nacht zu schützen. Man hat diesen neuen Mantel von schottischer oder schwarzer Seide, von ähnem schottischem oder grauem Merino, und er besitzt meist einen Capüchon, einen großen Pelerinkragen, sehr weite Aermel, einen Zuggurtel und Züge an den Aermeln vorn. Er wird in greller Farbe gefuttert und ganz oder halb wattirt.

Sehr hübsche Kleider sind von Grenadine oder Seidenmuslin; zwei breite Volants und große Zacken zieren den Rock; das ausgeschnittene Leibchen hat gezackte Revers, venetianische Aermel und innen eine sogenannte Nonnenguimpe mit einem schmalen gestickten Bündchen, das nebst einer schmalen Spitze die Einfassung bildet. Auf dem Lande trägt man gern Oberröcke von Leinenzeug mit großen Revers und bis an dem Gurtel offenem Leibchen; eine seidene Borte, gut einen Finger breit, faßt das Leibchen und die Revers ein und geht vorn auf dem Rocke herunter. Stahlknöpfe geben diesem Oberrocke ein ganz eigenthümliches Aussehen. Die einfachen, frischen Stoffe, wie die gedruckten Musline, die farbigen Jaconas, die schottischen Batiste sind ebenfalls sehr beliebt. Das Weiß steht fortwährend in Gunst, und namentlich ist der Bazin sehr gesucht, ein feiner und dauerhafter Stoff, der schon früher viel und gern getragen wurde. Man macht jetzt daraus sehr hübsche Ueberwürfe für das Haus, die einen kleinen Umschlagkragen und einen Zuggürtel haben, so daß sie bis obenhinauf zugemacht oder umgeschlagen werden können. Man putzt diese Ueberwürfe mit gefälteltem Muslin, oder auch mit Zacken aus, die sehr gut daraus aussehen. Einige nennen diese Ueberwürfe à la Beauvoy, weil zu Ende der Regierung Ludwigs XV. die unter diesem Namen bekannte liebenswürdige Frau sehr oft ein ähnliches bequemes Kleidungsstück trug. Darunter wird ein Rock mit hoher Falbel und ein Hemd im chriechischen Schnitt getragen. Die schönen und reichen Ueberwürfe sind von Jaconas oder Muslin und gestickt oder von Barege mit Soutaschbörtchen besetzt.

Fangen wir einmal beim Anfange an. Eine elegante Dame zieht, sobald sie das Bett verlassen, sobald sie die Fuschen auf den weichen Teppich gestellt und die Strümpfe von schottischem Zwirn angezogen hat, Hausschuhe von grauem Atlas an, der kirschroth gestickt ist, oder von schwarzem Atlas mit Goldstickerei. Diese Fußbekleidung, die unsre Großmütter trugen, hat keine Steife und läßt die Ferse ganz frei. Man trägt sie auch nur im Schlafzimmer und legt sie bei dem Frühstücke ab. Der Ueberwurf, in den sich die Dame in ihrem Schlafzimmer hüllt, ist von staubfarbigem Cashemir, mit himmelblauer Seide gefüttert; kleine Schnürchenverzierungen in derselben Farbe gehen über das Futter heraus und bilden eine Guirlande auf dem Cashemir. Eine Gürtelschnur umgibt die Taille und ordnet die Falten.

Man sieht auch Ueberwürfe von indischem Muslin mit Pünktchen, die mit rosa oder gelber Seide gefüttert und vorn von oben herab bis an den Saum unten mit Spitzen besetzt sind. Sieben Bandschleifen schließen diesen Hausrock und man kann also nur selten das Unterkleid sehen, das vom feinsten Batist ist. Zu diesem eleganten Morgenanzuge trägt man Assafinenhäubchen, die wir schon erwähnt haben, und die ihren Namen von jener Mouche haben, welche die Damen zur Zeit der Pompadour und Dubarry an den Augen- oder Mundwinkel legten. Andere Damen tragen früh Kleider von Gros de Naples mit glasirten Streifen; das Leibchen daran ist schwalsförmig mit Revers; darüber befindet sich ein Canneleu von gesticktem Batist, der einen kleinen Umschlagkragen mit einem Spitzchen hat. Auf der Promenade sieht man auch Pelerinen, und zwar in nicht geringer Anzahl, namentlich auf Kleidern von Seide und Baregé; am vorherrschendsten sind aber die sogenannten Nowogorod-Shwals. Die Fontange-Mantillen, die man auch in Menge sieht, sind von Muslin und mit ausgezackten Streifen oder mit einer schmalen Spitze besetzt. Der Muslin ist bald glatt, bald gestickt. Mehrere dieser Mantillen haben weite kurze Aermel, die ebenfalls mit Spitzen besetzt sind, welche dann graciös auf den Arm fallen. In der Provinz, wie in Paris ist das Weiß noch immer sehr beliebt. Die beiden Volants auf diesen Kleidern von getupftem Muslin sind durchaus nothwendig; die Leibchen haben stets eine Schneppe und sehr viele Falten, ohne doch die Taille stark erscheinen zu lassen. An diesen leichten, luftigen Kleidern sieht nichts hübscher aus, als ein Aermel à la Montespan, der aus fünf Jockey's besteht; der erste, an der Achsel, ist nicht breit und nicht sehr weit, der zweite ist es etwas mehr, der dritte erweitert sich noch mehr, der vierte hat eine noch bedeutendere Weite und der letzte, der den Ellbogen berührt, ist am weitesten. Die seidenen Kleider mit Aermel à la Ludwig XIII. und Pelerine mit Schneppe vorn und hinten und fünffachem Besatz von vier schmalen Sammetbändern gelten für sehr geschmackvoll und werden von den elegantesten Damen getragen. Sehr beliebt sind auch die carrirten Bareges, rosa auf weiß, weiß auf blau, kirschroth auf zeisiggrün, grün auf lilas, und zu diesen Kleidern, die bald offen sind, bald nicht, sieht ein weißer Hut von Gras de Naples ganz vortrefflich aus. An den Haubchen für den Abend fangt man an, zu viel Spitzen und Band zu brauchen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Rock mit einer Reihe Knöpfe, und mit Moiree überzogenem Kragen. Gestreifte weite Beinkleider. 2. Kleid mit doppeltem Volant und Aermel aus Jockey's bestehend. Blousenleibchen. 3. Kleid von gesticktem Tarlatan mit Volants.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der ächte Kuß.

Von weiten Reisen kehrt ein Freund uns wieder,
Fürwahr, dies ist ein selt'ner Hochgenuß.
Es kreist der Becher, froh ertönen Lieder,
Man reicht sich schnell den warmen Bruderkuß.
Kann man wohl diesen Kuß den ächten nennen? —
Nur fein Geduld, bald sollt ihr ihn erkennen.

Wir küssen Aeltern, Brüder, Basen, Schwestern,
Bei Hochzeit, Namenstag und Pfänderspiel,
Doch oft geschieht dies, heute so wie gestern,
Ohn' alle Wallung, alles Mitgefühl.
D'rum weg von allen Küssen, die nicht brennen,
Denn — ächte Küsse — kann man sie nicht nennen.

Wenn Cardinäle, Fürsten und Prälaten
Sich drängen zu dem Papst-Pantoffelkuß;
Ich thu' es nicht, — ich danke für den Braten —
Ich küss' nur Rosenlippen, nicht den Fuß.
Auch ist es sicher hier nicht zu verkennen,
Daß solchen Kuß man wohl nicht ächt kann nennen.

Ein schönes Bild, wohl schöner kaum zu finden,
Ist's, wenn die Mutter ihren Säugling küßt;
Wenn Aug' an Auge, Lipp' an Lipp' sich binden,
Die Freudenthrän' dem Mutteraug' entfließt.
Zwar ist dies Alles himmlisch schön zu nennen,
Doch kann den ächten Kuß ich nicht erkennen.

Doch, wenn die Maid voll sehnendem Verlangen,
Voll süßer Scham dem Jüngling Lieb' verräth,
Wenn Beide sich in heißer Lust umfangen,
Das Aug' nur spricht, jedweder Sinn vergeht;
Wenn alle Pulse lauter, freier schlagen,
Wenn Brust an Brust, wenn Lipp' an Lipp' sich preßt,
Wenn Beide dann das traute — Du — sich sagen
Dies ist der reinen Liebe schönstes Fest.
— Und diesen Kuß! — an seinem Feuerbrennen,
Für den ganz ächten wirst du ihn erkennen.

(Unterhaltungssaal.)

Aus dem Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

„Sie haben fürwahr eine saubere Meinung von der Dienerschaft des Kaisers!" entgegnete Napoleon, laut auflachend über die naiven Aeußerungen der Dame, von deren Wahrheit er sich zugleich betroffen fühlte. — „Doch wer sind Sie und was haben Sie da?" fragte er, rasch wieder ernst werdend, auf ein Papier deutend, das die Fremde in der Hand hielt.

„Ich bin die Witwe des Obristen Gassendi, der

Digitized by Google

bei Friedland fiel," antwortete die Dame, „und habe hier gleich eine kurze Vorstellung mitgebracht, um sie dem Kaiser zu überreichen."

„Geben Sie her!" sprach Napoleon, nach der Bittschrift langend.

„Nein," sagte Frau von Gassendi, ihre Hand zurückziehend, „die will ich nur dem Kaiser selbst überreichen."

„So geben Sie doch nur her!" rief Napoleon lachend; „es ist der Kaiser, der sie von Ihnen begehrt."

„O Sire, verzeihen Sie? — wie konnte ich nur ahnen —?" stammelte ganz bestürzt Frau von Gassendi, indem sie zu des Kaisers Füßen sank.

„Sie sind die Wittwe eines braven Offiziers," sprach Napoleon, indem er sie von der Erde aufhob, „und außerdem bin ich noch in Ihrer Schuld, wegen der vielen Kirschen, die Sie mir einst in Ihres Vaters Garten so freigebig spendeten. Hier empfangen Sie die Abtragung meiner Schuld," und damit gab er ihr die Bittschrift zurück, auf die er flüchtig mit Bleistift geschrieben hatte: „gewährt."

„Bringen Sie dies Menneval zur Ausfertigung!" unterbrach er die Dankes-Ergießungen der Frau von Gassendi; „dies hier aber" — er wies dabei der Erröthenden das von ihr empfangene Goldstück — „werde ich bewahren zum Andenken an unser seltenes Zusammentreffen und an die gute Meinung, die Sie von meinen Dienern haben."

Beelegen suchte sich Frau von Gassendi zu entschuldigen.

„Schon gut," unterbrach sie Napoleon, „Sie haben nicht so ganz Unrecht!" und trennte sich von der hocherfreuten Frau, nachdem er ihr die Hand gereicht.

„Es ist doch gut," sprach Frau von Gassendi daheim zu ihren Freunden, nachdem sie ihnen ihre Unterredung mit dem Kaiser erzählt hatte, „wenn man einen Artillerie-Lieutenant zum Anbeter hat und Kirschen mit ihm ißt: denn was kann Alles aus solchen Leuten werden? Hätte ich nur entfernt ahnen können, daß aus meinem furchtsamen Liebhaber mit der Zeit ein Kaiser werden würde, ich hätte ihn wahrhaftig geheirathet, und meines Vaters Nein sehr leicht in ein Ja verwandelt."

III.

Napoleon war überhaupt um diese Zeit, wo er dem nahe bevorstehenden Einzug seiner ihm bereits in Wien durch Procuration angetrauten jungen Gemahlin, Marie Louise, mit stolzer Selbstbefriedigung entgegen sah, ungemein zugänglich gestimmt und machte viele Bewilligungen. Mit der größten Zuversicht sah er seine Dynastie durch diese Verbindung dauernd befestigt mit Frankreich. „Ich werde einen Sohn erhalten," äußerte er voller Freude gegen seine Vertrauten, „den ich in meinen Ansichten und Grundsätzen will erziehen lassen, und der mein Reich erben wird." — „Gewiß!" stimmten geschmeidig die Höflinge bei. Waren auch nicht alle von der Unfehlbarkeit der Prophezeihung des Gebieters überzeugt, ahnte doch Keiner, am wenigsten Napoleon selbst, daß es schon nach wenigen Jahren mit der geträumten Herrlichkeit ein Ende voll Schrecken haben werde, und daß gerade diese Verbindung mit einer österreichischen Erzherzogin, durch die sich freilich Napoleons Stolz nicht wenig geschmeichelt fühlte, seinen Sturz herbeiführen sollte. Nur wenige tiefer Blickende, unter ihnen obenan der schlaue Talleyrand, der seit einiger Zeit bei dem Kaiser in Ungnade gefallen war, durchschaueten es, wie seine Stellung durch diese Verbindung bei den mannigfachen Rücksichten, die sie ihm für Oesterreich auferlegen mußte, und die er gleichwohl als Stifter einer neuen Dynastie und als Eroberer nicht nehmen konnte, eher unsicher und verwickelt gemacht, als wahrhaft befestigt wurde. Die Masse des Volkes aber, die nun Alles für beendet hielt, sah in dieser Verbindung die Bürgschaft des lange heiß von ihr ersehnten dauernden Friedens. Mit einem allgemeinen Freudenjubel ward daher die jugendliche Kaisertochter bei ihrem Einzug in Paris von dem ihr voll Entzücken entgegen strömenden Volke empfangen.

Als der Donner der Kanonen und das Läuten der Glocken die Annäherung der jungen Kaiserin verkündeten, war gleichsam die ganze unermeßliche Hauptstadt bis in ihre entlegensten Winkel hinein erregt worden. Alles strömte nach den Plätzen und Brücken hin, über die der Zug seinen Weg nach den Tuilerien nehmen mußte, und nur die Schwachen und die an ihr Lager gefesselten Kranken blieben an diesem Tage in ihren Wohnungen zurück.

Ein Greis mit schneeweißen Locken und einer altmodischen, etwas unscheinbar und sogar hin und wieder durchsichtig gewordenen Kleidung schien an dem Volksjubel keinen Theil zu nehmen, starrte vielmehr mit schwermüthig trüben Blicken in das frohe Getümmel hinein.

„Ihr seid ja so traurig, alter Vater," redete den Greis eine junge, muntere, neben ihm stehende Frau an, die ihr unruhig strampelndes Kind hoch über sich empor hielt, damit es auch etwas von dem Zuge sehen möchte; seid Ihr kein guter Franzose, daß Ihr Euch nicht an diesem allgemeinen Volksfeste freuen könnt?"

Digitized by Google

„Gewiß bin ich das, so gut wie nur Einer!“ erwiederte gelassen der Greis; „aber es kam mir nur unwillkührlich beim Anblick dieser jubelnden Menge und bei dem festlichen Einzug, dem wir entgegensehen, die Erinnerung an ein höchst trauriges Ereigniß aus meiner Jugendzeit in den Sinn.“

Der jetzt weithin erschallende, donnernde Jubelruf: „Vive l'empereur! Vive l'impératrice!“ verschlang die letzten Worte des Greises, auf welche die junge lebhafte Frau ohnehin kaum mehr geachtet haben würde, da eben die kaiserliche, mit acht prächtigen weißen Pferden bespannte Staatskarosse sichtbar ward, in der die junge neuvermählte Kaiserin saß, die sich nach allen Seiten hin mit freundlich herablassender Huld gegen die jubelnde Menge verneigte. Hüte und Mützen flogen in die Luft, aus allen Fenstern und von allen Balkons wurden dreifarbige Bänder und Schärpen geschwenkt.

„So ward einst auch Marie Antoinette von diesem Volk empfangen, und 20 Jahre später von ebendemselben Volke mit wüthenden Schmähungen zum Blutgerüst geschleppt!“ seufzte der Greis leise vor sich hin.

„So saht Ihr den Einzug Marie Antoinettens?“ fragte ein neben ihm stehender martialisch aussehender Mann, wobei er zugleich dem aus dem Volksgewühl Fortstrebenden behülflich zu werden suchte.

„Freilich!“ entgegnete der Greis, schon im Fortgehen begriffen.

„O erzählt mir davon!“ bat der Unbekannte, indem er sich dem Greise ganz ungezwungen anschloß; „ich höre dergleichen gar zu gern von Augenzeugen.“

„Wenn Ihr mich in meine ärmliche Wohnung begleiten wollt, mein Herr, recht gern!“ erwiederte der Greis. —

„Wir sind zur Stelle!“ sprach er bald darauf, und öffnete seinem Gefährten die Stubenthür, nachdem sie keuchend bis zu dem fünften Steckwerk eines ziemlich verfallenen Hauses hinaufgestiegen waren.

„Der Tausend noch eins!“ sprach dieser, indem er sich schnaufend und den Schweiß von der Stirne wischend auf einen etwas klapprichten Stuhl warf. „Ihr wohnt fürwahr nahe beim Himmel!“

„Gewiß, ich stehe schon dicht an den Pforten der Ewigkeit!“ erwiederte ernst lächelnd der Greis, indem er auf sein, den kahlen Scheitel kaum deckendes Silberhaar deutete.

„Aber tauschen wir nun“ — begann er nach einer Pause wieder — „unsre Namen gegen einander aus: Ich heiße Sylvester, war einst — das ist freilich schon sehr lange her — jung, reich und lebensfroh, und bin jetzt arm, alt und lebenssatt. Seht da in aller Kürze meine Lebensgeschichte! Im Grunde läuft's auf dasselbe hinaus, als wenn ich Euch erzählen könnte: ich heiße Alexander, eroberte ein Dutzend Königreiche und gewann fünfzig Schlachten. Denn:

„Eines Weltgebieters stolzen Scheitel
Und eines Bettlers zitternd Haupt
Deckt mit einer Nacht das Grab.“

Und nun seid Ihr an der Reihe!“

„Ich heiße Armand Plessis,“ erwiederte dieser, den Greis ganz verwundert von der Seite ansehend, „war bei der kaiserlichen Garde, habe bei Friedland diesen Arm“ — er zeigte dabei auf seinen leeren linken Rockärmel — „liegen lassen, und beziehe nun ein kleines Ruhegehalt. Aber Ihr wolltet mir ja von Marie Antoinettens Einzug erzählen?“

Der Greis erzählte nun mit allmählig wieder erwachendem Jugendfeuer von Marie Antoinettens Einzug unter einem ganz ähnlichen Volksjubel; von ihrer großen Liebenswürdigkeit und Schönheit, von dem Beifall, den sie gefunden, von dem Entzücken, das sie allgemein erregt habe.

„Doch schon am Abend desselben Tages,“ schloß der Greis seine Erzählung, „ereignete sich eine schreckliche Katastrophe, verwandelte sich der allgemeine Jubel in die allgemeinste Trauer. Zur Verherrlichung dieses Festes sollte nämlich ein großes Feuerwerk in den Elysäischen Feldern abgebrannt werden. Eine ungeheure, schaulustige Volksmenge war hier zusammengelaufen. Bei dem unerwarteten Platzen einiger Raketen wird sie von einem Schrecken ergriffen und stiebt nach allen Seiten auseinander, über den Haufen rennend, was ihr in den Weg kam. 1800 Menschen wurden hier auf eine grausame Weise zerquetscht und zertreten. Man hat dies in der Folge für ein verhängnißvolles Vorzeichen von unserer furchtbaren Revolution angesehen. Auch ich war mit meiner Braut nach dem glänzenden Schauspiele, das wir uns von jenem Feuerwerke versprachen, hingegangen. Sie war mir immer dicht zur Seite gewesen; als nun mit einmal die Massen entsetzt auseinander stiebten, faßte ich hastig und ohne mich sonderlich umzusehen, meine neben mir stehende Braut in die Arme und lief, was ich konnte, dem ersten besten Ausgange zu. Aber denkt Euch mein Entsetzen! Als ich nun endlich keuchend und ganz außer Athem meine vermeintliche Braut zur Erde niedersetzte, lächelt mich ein wildfremdes Gesicht an: ich hatte in der Hast eine fremde Frau ergriffen und gerettet; meine unglückliche Braut aber war mir von dem ungestümen Menschenstrudel weggerissen und — zertreten

Digitized by Google

worden. Iſt das nicht ein grauſamer Hohn des Geſchickes!"

Hier ſchwieg der Greis, erſchüttert von der Erinnerung an jenes, freilich längſt in dem Strome der ungeheuerſten Ereigniſſe verklungene, traurige Erlebniß.

„Seit jenem Unglückstage" — ſo fuhr er nach langem Schweigen fort — „iſt nichts als Unglück über unſer armes Frankreich gekommen, und glaubt mir, Herr Armand Pleſſis, auch dieſe Verbindung wird wieder Unglück über unſer Frankreich bringen."

„Ich glaube es ſelbſt," ſtimmte ganz unmuthig der alte Krieger dem Greiſe bei. „Warum hat er denn nicht lieber eine Franzöſin geheirathet? Wir waren wohl mächtig genug, ſeine Wahl vor ganz Europa auszufechten."

Die beiden Männer erörterten noch lange dieſes damals vielbeſprochene Thema, und ſchieden erſt ſpät als Freunde von einander.

War auch Napoleons Vermählung mit Marie Louiſe nicht gleich Anfangs von einem ſo unheilvollen Vorzeichen begleitet geweſen, ſollte ſich doch nur zu bald ein ſolches ereignen.

Der öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt von Schwarzenberg, veranſtaltete nämlich zu Ehren des jungen kaiſerlichen Ehepaares ein prachtvolles Ballfeſt. Die glänzendſten Vorkehrungen waren zu demſelben mit verſchwenderiſcher Pracht von dem Fürſten getroffen worden, und um Raum für die von ihm eingeladene zahlreiche Menge von Gäſten zu gewinnen, hatte er an ſeinem Hotel einen hölzernen Saal anbauen und prächtig decoriren laſſen. Alle damals am Hoflager des mächtigen Kaiſers der Franzoſen, vor dem Europa zitterte, anweſende Könige Herzöge und Fürſten nebſt ihren Gemahlinnen, die fremden Geſandten, die Erſten vom Hofe Napoleons, ſeine vornehmſten Generale und Miniſter, die ausgezeichnetſten Notabilitäten unter den Pariſer Gelehrten und Künſtlern, vor Allen aber das kaiſerliche Ehepaar ſelbſt waren von dem Fürſten, welcher mit der, einem vornehmen Weltmanne angeübten feinen Haltung die ſo gewinnende öſterreichiſche Gutmüthigkeit verband, zu dieſem Feſte eingeladen worden.

Eine unüberſehbare Reihe von ſtattlichen Caroſſen fuhr an dem feſtlichen Tage, eine nach der andern, unter dem Zuſammenlauf einer unzählbaren, ſchauluſtigen Menge, am Hotel des Fürſten vor, und heraus ſtiegen junge und alte Damen in ihrem ſchönſten und reichſten Putze, mit Diamanten beſäet, und von der gaffenden Menge mit einem bewundernden „Ah!" oder „O!" zuweilen aber wohl gar mit Gelächter empfangen, jenachdem ſie jung und ſchön, oder alt und häßlich waren. Auch der beſternten und unbeſternten Herren in bunten und reich geſtickten Uniformen fanden ſich in Menge ein. Der Fürſt empfing ſeine Gäſte am Eingange des Saales mit der ihm eigenen liebenswürdigen Höflichkeit. Allmählig kamen nun auch die königlichen und fürſtlichen Gäſte an. Schon wogte in dem prachtvoll erleuchteten Saal eine unzählbare Menge erlauchter, vornehmer und berühmter Gäſte auf und nieder, und man wartete nur noch auf das kaiſerliche Paar, um das Feſt beginnen zu können.

Ein kurzer Trommelwirbel verkündigte jetzt deſſen Ankunft, und bald darauf trat, ſeine junge Gemahlin am Arme führend, der Kaiſer, der in ſeiner einfachen grünen Uniform, im Gegenſatz zu den vielen bunten und reich geſtickten Uniformen, auffallend abſtach, in den Saal. Sobald er ſeine Gemahlin zu dem für ſie beſtimmten Fauteil geleitet hatte, trat er gleich zu dem umſtehenden Herren-Kreiſe und unterhielt ſich mit jedem, von Einem zum Andern gehend, ein Paar Minuten. Was er ſprach, war meiſt ſcharf, bitter, ja oft beißend und nur ſelten freundlich, und aus Allem leuchtete unverkennbar jene Nicht-Achtung der Menſchen hervor, die dieſem außerordentlichen Manne bereits zur anderen Natur geworden war.

„Brennt es nicht dort?" ſtieß ein öſterreichiſcher Officier ſeinen Nachbar leiſe flüſternd an, als eben Napoleon mit dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Kurakin, ſprach.

(Fortſetzung folgt.)

Das böhmiſche Harfenmädchen.

Zu den ſtereotypen Erſcheinungen der Leipziger Meſſen gehören die Harfenmädchen, unter denen die böhmiſchen wieder die Mehrzahl bilden. Wie die Schwalben das Frühjahr, ſo verkünden dieſe Nymphen, zuerſt einzeln, dann in ganzen Schwärmen zu allen Thoren hereinziehend, den Beginn der Meßfreuden, zu denen aber dieſe Sängerinnen in der Regel keineswegs zu rechnen ſind, denn es iſt eine große Ausnahme, unter ihnen ein friſches, angenehmes Geſicht zu erblicken, eine Stimme zu hören, die dem Ohre nicht die himmelſchreiendſte Gewalt anthut.

Eine ſolche Ausnahme nun war es, welche vor etwa zehn Jahren unter den Leipziger Lions das allge-

Digitized by Google

meinste Aufsehen erregte. Wohin man kam, da hörte man die Jünger Merkurs von der schönen böhmischen Anna phantasiren, die Leipzig zum ersten Male mit ihrer Gegenwart beglückte. In dem Kaffee- oder Speisehause, wo sie sang, war es stets überfüllt; ein ganzer Schwarm von Anbetern zog hinter ihr her, wenn sie einem neuen Orte zuzog; in den Pausen des Gesanges war sie von den zarten Jünglingen umlagert, die ihr die fadesten und abgedroschensten Süßigkeiten zuflüsterten; sie aber achtete auf diese nichtssagenden und ihr doch wahrscheinlich neuen Schmeicheleien so wenig, sie wies die Zudringlichkeiten der Dreisteren mit so sicherer weiblicher Würde zurück, daß sie auch auf ernstere Männer, die ihr fern blieben, Eindruck machte. Und in der That war diese neue Erscheinung ein reizendes Mädchen; Unschuld und Reinheit strahlte aus ihrem Auge; ihre Wangen trugen die Farbe der üppigsten Gesundheit, und die Frische und der Wohlklang ihrer Stimme erfüllten alle Musikliebhaber und sogar die Musikkenner mit Entzücken.

Alle diese Eigenschaften waren so seltene Erscheinungen bei einer Mezzharfenistin, daß die böhmische Anna Aufsehen erregen mußte; und zwar ein Aufsehen anderer Art, als einige Zeit zuvor ein anderes Harfenmädchen, welches sich wie die eleganteste Dame kleidete, die reichverzierte Harfe sich durch einen Jokei in geschmackvoller Livree nachtragen ließ, bei schlechtem Wetter zu den Orten fuhr, wo sie musicirte, und mit ihrer Dienerschaft in einem der ersten Gasthöfe wohnte, wo sie während der Stunden ihrer Muße Besuche der vornehmen jungen Männerwelt empfing. Einer Dame der Art, die mit einer goldenen Uhr, goldener Kette, Ohrringen, Armbändern und sogar mit Brillantringen geschmückt war, die von den Huldigungen zu erzählen wußte, welche die höchsten Officiere aller Heere ihr in dem Lager von Kalisch, von wo sie mit eigener Equipage nach Leipzig gekommen war, dargebracht hatten, einer solchen Dame wagten die Wenigsten kleine Geldstücke auf das Notenblatt zu legen, wenn sie mit süßlächelnden Blicken umherging, die Gaben einzusammeln; aber auch auf das Notenblatt der schönen Anna flog manches Achtgroschenstück, ja sogar dann und wann ein harter Thaler, und es waren Gefühle reinerer Art, ein wahres Wohlgefallen an dem lieblichen Mädchen, welches dieser so reiche Spenden erwarb.

Abermals hatte die schöne Anna, deren Ruhm nun schon durch ganz Leipzig erschallt war, eines Abends die Räume des Café national überfüllt und eine dichte Schaar von Bewunderern umstand die Sängerin, deren Gesang zwar der eigentlichen musikalischen Ausbildung entbehrte, die aber ihre Lieder mit viel Ausdruck und Gefühl vortrug.

Lautes Bravo erschallte, so oft sie ein Musikstück endete; unter all den jüngeren Männern aber, die sich in ihre Nähe gedrängt hatten, schien keiner ihrem Gesange mit so gespannter Aufmerksamkeit zu folgen, als ein Mann von gesetzten Jahren, der in einiger Entfernung von ihr an einem Tische saß. Er wiegte wohlgefällig mit dem Kopfe, schlug kaum merklich den Tact und schien mit dem, was er hörte, sehr zufrieden zu sein. Endlich, als die Harfenistin wieder ein Lied beendigt hatte, stand er auf, drängte sich zu ihr durch und sprach einige Worte mit ihr, doch so leise, daß selbst die zunächst Stehenden sie nicht hören konnten.

Zur höchsten Verwunderung aller Anwesenden sah die schöne Anna ihn, als er endete, mit so freundlichen Blicken an, wie bisher noch Keiner von ihr empfangen hatte, wendete sich dann zu einem ihrer Begleiter, der zwar nicht alt genug war, ihr Vater zu sein, aber offenbar die Stelle eines solchen vertrat, und sagte ihm einige Worte in das Ohr, indem sie auf jenen Herrn deutete. Beide wechselten nun einige Worte, der Fremde schrieb sich etwas in die Brieftasche und entfernte sich dann mit einem freundlichen Kopfnicken gegen die schöne Anna.

Dieses Intermezzo der Gesangsscene machte nicht wenig Aufsehen, denn einer der Verliebtesten hatte gehört, daß es die Adresse von Anna's Wohnung war, welche der Fremde in seine Brieftasche schrieb, und da sie diese bis jetzt auf alle die zahlreichen Anfragen darnach hartnäckig verweigert hatte, gerieth man auf die Vermuthung, Anna's Strenge sei am Ende doch wohl nicht so groß, als sich bisher gezeigt.

Bald jedoch wurde dieser kränkende Verdacht in sein Nichts zurückgewiesen, denn als am nächsten Abend die schöne Anna an all den Orten, wo sie sonst zu singen pflegte, vergebens gesucht wurde, verbreitete sich schnell die Kunde, jener fremde Herr sei der Musikdirecter eines bedeutenden auswärtigen Theaters gewesen, und er habe Anna für dasselbe unter dem Versprechen einer gründlichen musikalischen Ausbildung und unter sehr günstigen Bedingungen für mehrere Jahre engagirt, dabei aber ihr zur Pflicht gemacht, augenblicklich mit ihm abzureisen, weil er fürchtete, daß die Anstrengung des vielen Singens bis tief in die Nacht hinein, und mitunter in dikkem Tabaksqualm und drückender Hitze, dem frischen Schmelz ihrer Stimme Eintrag thun möchte. Ihr Bruder, jener ältere Begleiter, hatte zwar einige Schwierigkeiten gemacht, sie von sich zu lassen, da er die Vortheile des Augenblicks im Auge hatte; allein auf die vernünf-

Digitized by Google

tigen und gewichtigen Vorstellungen des Musikdirectors war er zuletzt dem Glücke der Schwester nicht länger entgegen, zumal, als der Musikdirecter den Vorschlag machte, daß Anna einen Theil ihrer Gage ein für alle Mal an ihre Familie cediren sollte, und das liebe Mädchen sich dazu freundlich und uneigennützig bereit erklärte.

So also wurde die Schaar der böhmischen Harfenistinnen schnell ihres ersten Sternes beraubt.

Die zu Anna's Ausbildung bestimmte Zeit war verflossen und hatte die befriedigendsten Resultate geliefert. Ihr Stimme hatte an Fülle und Umfang gewonnen, ohne an Lieblichkeit zu verlieren, und sie nahm jetzt unter Deutschlands gefeiertesten Sängerinnen eine der ersten Stellen ein. Ihr Ruhm hatte bereits einen großen Theil von Deutschland durchflogen und die mit allen Reizen des Körpers geschmückte Darstellerin der glänzendsten Parthien wurde mit Huldigungen überschüttet. Anna war eine strahlende Erscheinung, aber jener Zauber der Reinheit und Unschuld, der für das schüchterne böhmische Harfenmädchen so unwillkührlich und so allgemein eingenommen hatte, war verschwunden; Anna war nicht mehr das liebliche Naturkind, wie auf der ersten von ihr besuchten Messe, sondern eine vornehme Dame, vom Gifthauche der Welt berührt. Die zahllosen Schmeicheleien, an die ihr Ohr sich wie an einen ihr gebührenden Tribut gewöhnt, hatten ihr den Kopf verdreht, und sie war sich des errungenen Werthes vollkommen bewußt, ja, sie überschätzte denselben sogar, denn sie bedachte nicht, daß die Schönheit der Jugend und die Frische der Stimme, jene Zaubermittel, durch die sie jetzt alle Welt hinriß und entzückte, höchst vergängliche Güter sind.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Wie Kriechen zu Aemtern und Würden führen kann.) Die Zeitung „Semaphore" von Marseille giebt ihren Lesern in einer ihrer letzten Nummern einen Zug von Ueberspannung zum besten, der in einer Zeit, wo Wahnsinn eine ansteckende Krankheit werden zu wollen scheint, nicht ohne besonderes Interesse sein dürfte.

Ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren, vielseitig unterrichtet, namentlich in der Mathematik sehr bewandeet, dabei Schriftsteller und Arzt aus Liebhaberei, lebte seit mehreren Jahren zurückgezogen und vereinzelt in einem abgelegenen Landhause mit einer alten Köchin; zuerst im Geheimen, dann auch öffentlich betrieb er die seltsamsten Dinge, deren Ursprung in der Julirevolution lag, nach welcher er so viele Personen rasch bis zum Gipfel aller gesellschafttichen Auszeichnung hatte gelangen sehen. Auch er fühlte sich von einem nicht zu beschwichtigenden Ehrgeiz ergriffen, der ihm foetan keine Ruhe ließ.

Er machte eine Reise nach Paris, kleidete sich von Kopf bis zu Fuß schwarz, verweilte Tage lang in den Vorzimmern der Minister, reichte Bittschriften über Bittschriften ein und wurde überall abgewiesen. Der fruchtlosen Bemühungen endlich müde, kehrte er nach seiner Bastide (seinem Landhause) zurück. Hier las er vom Morgen bis zum Abend nichts als Oppositionszeitungen und gewann dadurch bald die Ueberzeugung, daß Intrigue die Regierenden umgebe, daß durch jene allein Gunstbezeugungen, Aemter und Auszeichnungen vertheilt würden, und daß man, um die einen oder die anderen sich zuzuwenden, eben sowohl seit 1830 als vor diesem Jahre kriechen müsse.

Unglücklicherweise prägte sich dieses Wort kriechen so tief seiner Einbildungskraft ein, daß er endlich auf den Gedanken kam, es sei ihm bisher Alles nur deshalb mißlungen, weil er nicht gekrochen sei. Von Tag zu Tag mehr in dieser Ueberzeugung bestärkt, verwirrte sich sein Begriffsvermögen endlich dergestalt, daß er nicht mehr moralische Kriecherei, sondern physisches Kriechen als das einzige Mittel zur Erreichung seines Zweckes betrachtete.

Eines Morgens sah ihn seine Köchin der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt, bemüht, ohne Hülfe seiner Hände und Füße auf dem Bauche sich fortzuschieben, was ihm nur mit Mühe gelang, und wobei ihm große Schweißtropfen über die Stirn liefen. Immer mehr in seine fixe Idee sich vertiefend, war er zu keiner andern Stellung als der vorliegenden zu vermögen. Bald erlangte er eine gewisse Geschicklichkeit im Kriechen, indem er die Bewegungen einiger Schlangen nachahmte, welche er sich verschafft hatte, und an denen er allein noch Gefallen zu finden schien.

Seitdem sind zwölf Jahre verstrichen und der arme Wahnsinnige hat sich in seiner Ansicht täglich mehr bestärkt. Während dieser zwölf Jahre hat er sich nicht ein einziges Mal seiner Füße bedient. Kriechend verläßt er sein Lager auf ebener Erde und kriechend begiebt er sich wieder nach demselben. Die Gelenkigkeit, womit er dies Manöver in Ausführung bringt, ist so groß, daß jede Zickzackbewegung seines Körpers ihn mehr als einen Fuß vorwärts bringt. Indeß glaubt er noch nicht, den höchsten der Vollkommenheit in solcher Beziehung erreicht zu haben. „Erst wenn ich mich eine Klafter weit vorwärts schnellen kann," sagt er zu seinen Bekannten, „werde ich erreichen, was ich wünsche."

(Bild eines Modeherrchen vor 100 Jahren.) In einem Buche, welches 1721 im Druck erschien, liest man Folgendes über die Mode damaliger Zeit: „Ein junger Mann läßt sich das Haar oder die Perrücke dreimal täglich accommodiren. Das Gesicht wäscht er sich dreimal täglich mit Schminkbohnen- oder Lilienwasser, die Hände mit Mandelkleien und Seife, worin Sal tartari aufgelöst ist. Der Bart wird alle Morgen rasirt, wenn auch die Haare nicht zu finden. Zur Seife thut er Lait virginal. An der Cravatte muß keine unebene Falte, auf dem Kleide kein Fältchen, an den Strümpfen keine Ranzet, an den Schuhen kein Stäubchen zu sehen sein. Der galante Kerl, so geputzt, geht nach Zahl, Maaß und Gewicht als eine steife Marionette, die auf den Draht

Digitized by Google

gezogen, oder hüpft wie eine Bachstelze kreuzweis von einem Mittelstein zu andern, damit die knappen Schuhe mit rothen Absätzen nicht zu Schaden kommen. Der Hut wird unter dem linken Arm getragen, es sei kalt oder warm, Sonnenschein oder Regen. Es macht der junge Mann Schritte nach der spanischen Elle, mit ziemlich hohlem Rücken. In der Rechten führt er meisterhaft ein spanisches Rohr mit blankem, polirtem Knopf und Favoritband. Geht ein solcher Jüngling spazieren, dann führt er eine Bürste mit sich, damit, wenn ja etwas Puder auf das Kleid gefallen oder die Perücke sich verschoben hätte, dies zu arrangiren."

— Der jetzt regierende Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha äußerte den Wunsch, daß man ihn zu seinem Geburtstage (den 4. Juli) nicht anfingen möchte; aber gerade diese Aeußerung veranlaßte den Hof- und Theaterdichter, Professor Millenet (M. Tenelli) in Gotha, Ihm nachstehendes Sonett zu überreichen:

O bange nicht! Ich füge mich bescheiden:
Du bleibst, mein hoher Herr, unangesungen;
Wie Kronos seine Kinder einst verschlungen,
Verschluck' ich mit dem Lied — mein Dichterleiden.

Indeß soll ich auch Vers und Reime meiden,
Und hast Du mir die Lyra abgerungen:
Des Herzens Saiten sind drum nicht zersprungen;
Die klingen fort und fort: — das mußt Du leiden.

Und deshalb laß mich form- und schmucklos sagen,
Wie mir so lieb der Tag, der Dich geboren,
Der liebste selbst von vielen schönen Tagen,
Weil der so recht bedeutsam auserkoren:
„Wie Lenz und Sommer Hand in Hand heut' gehen,
Soll Dir, was gut und schön, zur Seite stehen."

— Ein Oberbeamter einer bedeutenden böhmischen Herrschaft gerieth wegen ihm zur Last gelegter Unterschlagungen in eine gefahrliche Untersuchung. Dieselbe dauerte mehrere Jahre und endete damit, daß er vollkommen freigesprochen wurde. Er erhielt sein ganzes rückständiges Gehalt nebst den Zinsen ausgezahlt, und legte dieses nebst den Ersparnissen aus früheren Jahren zum Kaufe eines großen Gutes sehr glücklich an. Bei der Uebergabe des Gutes wurde er nun sogleich den Unterbehörden, den Ortsrichtern und allen zahlreichen Beamten der Herrschaft als der neue Gutsherr vorgestellt, was seinem Stolze nicht wenig schmeichelte. Als er daher den sogenannten Bestandpächter (derjenige, der die Produkte der Brennerei des Gutes übernimmt, und an die Schänker in den verschiedenen Döfern der Herrschaft verkauft) einen Juden erblickte, sprach er: „Ah, ist er auch da, Samuel, ich habe viel von ihm gehört, er ist ja ein rechter raffinirter Spitzbube." Der Jude faßte sich sogleich, trat ein paar Schritte vor, verbeugte sich sehr demüthig und sagte: „Ja, gnädiger Herr, ich bin da — Gott's Wunder, ich hab' schon so viel von Ihnen gehört, Sie sind ja auch ein so ehrlicher Herr."

— In einem Gefängnisse Münchens hat sich ein wegen Mordes zum Tode verurtheilter Verbrecher, um sich die Langeweile der Gefangenschaft zu vertreiben, eine sehr sonderbare Beschäftigung geschaffen. Er hat nämlich aus Brodkrume und Nuillen (eine Art sehr gewöhnlicher Nudeln in Baiern) mehrere Personen gebildet, unter denen er, der Verurtheilte, eine Hauptrolle spielt. Er hat den Moment der Hinrichtung aufgefaßt, wo der Scharfrichter sein unter dem Schwerte gefallenes Haupt dem Publikum zeigt. Ein Franziskaner liegt auf den Knieen und betet auf dem Schaffot, neben ihm steht ein Invalide mit einem hölzernen Beine, welcher seine, aus den Gerichtsakten gezogene Mordgeschichte zum Verkauf ausbietet. Ohne Zweifel kann sich ein Mensch mit der Vorstellung seines ihm bevorstehenden Schicksals nicht vertrauter machen.

— Ein Schauspieler in Paris wollte nach Versailles reisen, hatte aber nicht Lust, die Fuhre allein zu bezahlen. Er suchte sich also einen Reisegesellschafter und fand auch bald einen außerordentlichen dicken Abt. Sie fuhren zusammen fort; weil aber der dicke Körper des Abts dem Schauspieler in dem engen Wagen sehr beschwerlich war, so sann er auf ein Mittel, seiner los zu werden, ohne jedoch das Fuhrlohn allein bezahlen zu dürfen. Es fiel ihm auch bald eins ein, das ihm glückte. Er erzählte nämlich dem Abt, er sei einmal von einem tollen Hunde gebissen und zwar so ziemlich wieder geheilt worden, und habe nur noch zuweilen Anfälle von Wuth, wo er zu bellen anfange und um sich herumbeiße. Nachdem sie einige Zeit gefahren waren, fing er an zu bellen. Der Abt, welcher sich steif und fest einbildete, er bekomme seinen Paroxismus, sprang mit der größten Geschwindigkeit aus dem Wagen, bezahlte dem Kutscher seinen Antheil und ging zu Fuße, aus Furcht, von dem Schauspieler gebissen zu werden. Dieser reiste nunmehr ganz behaglich und vergnügt über seinen glücklichen Einfall nach Versailles und machte sich über die Leichtgläubigkeit des Abts in allen Gesellschaften lustig.

— „Kapitain!" rief ein Matrose seinem Gebieter zu, „ist eine Sache verloren, von der man weiß, wo sie ist?" — „Keineswegs," erwiederte der Kapitain. — „Nun so seien Sie ganz ruhig wegen Ihrer silbernen Theekanne, die ich vorhin fallen ließ, ich weiß ganz bestimmt, daß sie sich dort unten auf dem Meeresgrunde befindet."

— Beim Namensfeste Louis Philipp's sind nicht weniger als 2900 Orden der Ehrenlegion verliehen worden.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Sobald das Wetter wieder heiterer, die Luft wärmer wird, werden auch augenscheinlich die während der rauhen Tage zurück gelegten Sommer-Bekleidungen wieder angelegt. Einige unserer Elegants trugen bei den letzten Darstellungen der Taglioni in der Oper, Fracks, deren Kragen sehr hoch im Genick standen, und mit außerordentlich überschlagenden Revers, welche sehr breit, und mit scharf markirter Spitze waren, die Aermel durch drei Knopflöcher geschlossen. Einige trugen die Gilets mit breiten und offenstehenden Revers, mit langen, in der Art ausgeschweiften Vordertheilen, daß zwischen beiden Spitzen ein Zwischenraum blieb. Bei andern war das Gilet gerade, welches, obgleich bis oben hinauf mit Knopflöchern versehen, dennoch so geschnitten war, daß es nur bis zur Hälfte zugeknöpft wurde. Mehr und mehr gewinnen die Fracks an Weite und Bequemlichkeit; und ein im vergangenen Jahre verfertigter Frack kann gegenwärtig nicht mehr getragen werden. Unsere ersten Kleidermacher haben dies Genre von Frack vortheilhaft zu brauchen verstanden, indem sie ihnen ein weites und flatterndes Ansehen gegeben, wodurch sie [illegible]racks des vorigen Jahrhunderts erinnern. Auch [illegible]racks weite Aermel, viereckig geschnittene Schoße [illegible] außerordentlich breite Revers. An den Oberröcken

ist der Schnitt der nämliche; der Rock ziemlich kurz, die Taille sehr lang. Schwarz ist die beliebteste Farbe. Diese Weite in den Fracks scheint einen allgemeinen Charakter annehmen zu wollen, und diese Mode wird dem Anschein nach von längerer Dauer sein, als es in der Regel die neuen Veränderungen und Umgestaltungen sind. Auch die Beinkleider sind halbweit, bequem und auf den Stiefel fallend; es erscheint minder geschmackvoll, sie wie im vergangenen Jahre, anschließend und gespannt auf dem Stiefel zu tragen. Sehr beliebt sind die Pantalons von indischem Nankin. Zur Morgen-Toilette ist das schottische Gilet ausschließlich en vogue. Zu eleganteren Toiletten dienen die Gilets von weißem Piqué und strohgelbem Valencias; die Gilets reichen sämmtlich sehr tief und in ausgeschweifter Spitze herab. Die Phantasie-Cravatten sind außerordentlich modern. Man trägt die Hemdskragen oder mehr noch die falschen Kragen breit, gerade und hochstehend; die Cravatte lose und nachlässig zugeschlungen. Für die halblangen Cravatten haben unsere Elegants ausschließlich sich entschieden.

Damen-Mode. Die Mode hat für den Augenblick keine feststehenden Regeln, keine strengen Gesetze; alles scheint erlaubt zu sein und man könnte sagen, es sei Jedermann freigegeben, sich nach seinem Gefallen zu kleiden. Aber man hüte sich wohl; die Freiheit hat ihre Klippen und man darf sich nur mit kluger Vorsicht auf die gefährliche Bahn wagen, wo ein Fehltritt um so mehr zu fürchten ist, als Jeder, der fällt, nichts weniger als Mitleid, sondern Hohn und Spott findet. — Ja, es ist erlaubt, seinen Anzug zusammen zu stellen, die schreiendsten Farben zu verbinden und phantastische Negligés zu schaffen, die so reizend zu Gesicht stehen; aber alles dies ist nicht leicht und man kann fehlen, wenn man auch wirklich Geschmack zu besitzen glaubt. Es gehört oft sehr wenig dazu, um einem Kleide ein häßliches aber ein reizendes Aussehen zu geben, um sich durch einen Krepphut verstellen oder verschönern zu lassen. Und die Wahl des Stoffes und die Harmonie der Farben? Dies lernt sich nur nach langer Uebung.

Außer den Gatepalys und Bareges werden häufig Papyrus, Grenadine und Seidenmuslins getragen, die besonders mit zwei großen Volants gut aussehen. Das Leibchen derselben ist tief à la vierge ausgeschnitten und die Aermel sind kurz, wenn man einen Canezou von indischem Muslin mit halbweiten Pompadourärmeln tragen will, welche bis an den Ellbogen reichen und dem Arme volle Freiheit lassen.

Es wäre ein Unglück, wenn es keine Ruhezeit gäbe, wenn die Damen fortwährend in großem Putze erscheinen müßten. O wie gern flüchtet man sich bisweilen in den Hausrock und in die Pantoffeln oder in ein Negligee, gleich dem, das wir beschreiben wollen! Ueberrock von indischem Stoffe in Zimmetfarbe, mit glattem Leibchen und drei schmalen grünen Sammetstreifen auf den Revers, welche die Gestalt einer Pelerine mit Schneppe vorn haben, und mit ähnlichem Streifchen auf dem Rocke, die da schürzenförmig aufgesetzt werden. Dazu weiße Creolinnenärmel von Batist, mit Sammetband ausgeputzt auf dem Jockey. Um das Handgelenk ein Armband, ebenfalls von grünem Sammet mit einer Schnalle von schwarzem Glasfluß geschlossen; Umschlagkragen von Batist mit Spitzenbesatz und Stiefelchen von grüner Seide. Oder auch Ueberrock von Nankin, auf der Brust und auf dem Rocke mit Sautaschbörtchen benäht; Spitzenhäubchen mit Barben und mit einem staffelähnlichen Bandbesatz in schwarzem Grunde mit grünen, blauen und rothen Atlasstreifen.

Was soll ich von der Form der Kleider sagen? Ich fürchte, der Wiederholung beschuldigt zu werden, aber die Moden wiederholen sich und ich muß es erwähnen. Aber nur Geduld, der Herbst rückt heran und er wird, wie man hört, manche Neuigkeiten und Ueberraschungen bringen. Vor der Hand müssen sich die Damen mit der Verschiedenheit der Stoffe begnügen. Man zieht die lebhaften Farben vor, die bekanntlich sehr gut kleiden. Man braucht nicht mehr zu fürchten, durch Farben sich auszuzeichnen, welche die Augen anziehen; man darf sich schon etwas Effektvolles erlauben, wenn nur der ganze Anzug harmonirt.

Man sieht viele Hüte von Krepp ohne einen andern Ausputz als ein Band, das unter dem Schirme um den Kopf herum durch einen Bausch gezogen ist. Die weißen Kleider werden mit Spitzeneinsatz und Stickereien, oder mit ausgezackten schrägen Streifen garnirt, die man übereinander, glatt auf dem Rocke aufsetzt bis vier Hände breit vom Leibchen. Auch eine sehr einfache und sehr bequeme Pelerine zu den Morgennegligés glauben wir erwähnen zu müssen; sie ist mit einem einfachen ausgezackten Volant garnirt, geht auf der Brust übereinander und wird auf dem Rücken zusammengebunden. Wir sahen diese Pelerinen von broschirtem Muslin. Ein italienischer Strohhut und ein einfaches Kleid vervollständigen diesen Anzug, der sich besonders für den Aufenthalt im dem Garten eignet.

Für die Kinder zieht man jetzt die kurzen Kleider ohne Pantalons vor.

Den Gebrauch der Mantille können wir jetzt nicht genug empfehlen. Durch dieses hübsche Kleidungsstück werden der Hals, die Achseln und der Kopf gleichzeitig vor der Sonnenhitze geschützt. Die Kapuze vertritt den Hut und ersetzt ihn mit Vortheil. Es sieht freier und ungezwungener aus und die Kinder sträuben sich dagegen nicht wie gegen die Hüte.

Tunikas und sogenannte Amazonenkleider mit glattem, sehr hoch hinauf gehendem Leibchen, kleinem glattem Batistkragen und halbweiten Aermeln mit Aufschlägen sieht man jetzt sehr häufig. Ganz enge Aermel trägt man nur an seidenen Kleidern, und auch da gibt es Ausnahmen. Die halbweiten Aermel sehen gut aus und sind in der Wärme angenehm. Die Hüte werden, wie wir bereits bemerkt, an den Wangen immer kürzer, dafür verlängert man sie aber im Verhältniß vorn, so daß ihre Gestalt allmählig verändert wird. Indeß zeigt sich die Veränderung erst an den Reisstrohhüten. Auf den Zughüten, wie auch auf den gewöhnlichen Hüten, bringt man viele Guirlanden an; ist ein Bouquet an der Seite, so besteht es fast immer aus Blumen von verschiedenen Farben. Die Zughüte von rosa Krepp, die mit einem Halbschleier von Spitzen überzogen sind, machen jede Dame hübsch; sie sind deshalb auch sehr beliebt. Man muß gestehen, daß nichts schöner ist, als Spitzen; Spitzen überall und auf allen Putzgegenständen geben sogleich ein ausgezeichnetes Aussehen. Cashmieshwals und Spitzen sind jetzt das Einzige, was die kleine Eleganz von der großen trennt und die Aristokratie des Anzugs bildet.

Die alten Schmucksachen werden noch immer sehr gesucht. Als Fichü- oder Leibchennadeln zieht man die niedlichsten vor. Die sogenannten Broche-Nadeln trägt man gar nicht mehr und man muß gestehen, daß nichts schöner aussehen kann, als ein Bouquet am Leibchen; es macht einen großen breiten Schmuckgegenstand unmöglich, schließt aber eine kleine Nadel nicht aus. Will man kein Bouquet tragen, so steckt man eine Reihe Nadeln übereinander. Man hat Gürtelschnallen von Macassir. Wir bemerkten ein sehr schönes Armband von blauem Email, mit Blümchen umgeben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Rock mit breiten Revers und Faltenschößen. Carrirte Weste und Beinkleider. 2. Kleid mit kurzen offenen Aermeln und geschmackvollem Leibchen-Ausputz; der Rock mit zwei Volants, mit Spitzchen besetzt. 3. Frack mit schmalen Revers und ganz breiten Schößen. Großcarrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24ßCour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner.** Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Das Wiedersehen am Schaffot.

Die Sonne sinkt, der Nebel steigt,
Tebaldo hat das Ziel erreicht,
Die heimathliche Erde.
Wie träumt er sich das Wiedersehn
Mit der Geliebten doch so schön
Am väterlichen Heerde.

Seit einem Jahr schon lag er fern
In Sclavenketten eines Herrn,
Der ihn im Kampf gefangen;
Und keine Kunde dieser Zeit
Konnt' zu der heißgeliebten Maid
In's Vaterland gelangen.

Nun aber über Land und Meer
Eilt er im raschen Flug daher,
Sein Lieb' ans Herz zu drücken.
Auch sagt ihm leise seine Brust,
Daß wohl noch eine höh're Lust
Am Ziel ihn könnt' beglücken.

Denn ob die Maid so fromm als schön,
So konnte doch der Liebe Flehn
Nicht stets sie widerstreben.
Es bleibt das menschliche Geschlecht
Ja der Natur gewalt'gem Recht
Für immer untergeben.

Drum eilt, von süßer Hoffnung schwer,
Er raschen Schrittes jetzt daher,
Als lieh' der Wind ihm Flügel.
Nicht achtet er der Wiesen Thau,
Und nicht der Wetterwolken Grau
Am fernen Rebenhügel.

Doch wie er näher kommt dem Ziel,
Beschleicht ein seltsam bang' Gefühl
Den Busen ihm, ein Beben.
Er weiß nicht, wie er's deuten soll,
Es wird sein Herz von Ahnung voll,
Als gält es Tod und Leben.

Und immer näher an die Stadt
Bringt ihn der wohlbekannte Pfad;
Schon sieht das Licht er schimmern.
Beflügelt eilt er durch das Thor,
Da sieht am Rathhaus hoch empor,
Ein Blutgerüst er zimmern.

Und dumpfer Stimmen Trauerchor
Schlägt schaurig dröhnend ihm an's Ohr,
Und hemmet seine Tritte.
Starr steht er vor dem Blutaltar,
Da naht sich eine Häscherschaar
Im feierlichen Schritte.

Und eine weibliche Gestalt,
Das Haupt von schwarzem Flor umwallt,

Digitized by Google

Tritt ſchweigend zum Schaffotte;
Den Todtenkranz im dunklen Haar,
Umgeben von der Prieſter Schaar
Und von der Schergen Rotte.

Ihr ſchönes Auge, groß und licht,
Blickt ruhig von dem Hochgericht
Hin auf die rohe Menge;
Und vor dem ſeelenvollen Blick
Bebt jedes Herz bewegt zurück
Im wogenden Gedränge.

Dem Henker ſelbſt, dem bärt'gen Mann,
Der Hunderte ſchon abgethan,
Erbeben ſcheu die Glieder.
Sie aber nimmt ein Kreuz zur Hand,
Und kniet, den Blick hinauf gewandt,
Voll Andacht betend nieder.

Tebaldo überläuft es kalt;
Ihm iſt's, als kenn' er die Geſtalt,
Doch wagt er's nicht zu denken.
Da ſieht er von der Schergen Hand
An des Schaffottes dunklem Rand
Die Feuerkerze ſchwenken.

Und bei der Fackel fahlem Schein
Erkennt er — wer beſchreibt die Pein? —
Das heißgeliebte Weſen;
Die Braut, um die trotz Tod und Schmach,
Er muthvoll ſeine Feſſeln brach,
Das Wort des Schwurs zu löſen.

Als hab', vom Schlangenhauch bethaut,
Er der Phorriden Bild geſchaut,
Durchſchauert's ihm die Glieder.
Ein dumpfer Schrei entfährt der Bruſt:
Roſaura — Gott! — und unbewußt
Der Sinne, ſinkt er nieder.

Und bei dem wohlbekannten Laut
Hat hoch Roſaura aufgeſchaut, —
Wer ſchildert ihr Erbeben? —
Auch ſie erkennt, am blut'gen Ziel,
Ihn, dem im wogenden Gefühl
Sie hin ſich einſt gegeben.

Er iſt's, um deſſen Miſſethat
Die Mörderin gefrevelt hat
An ihrem eignen Kinde.
Nur weil ſie treulos ihn geglaubt,
Beging ſie an dem theuren Haupt,
Im Wahnſinn faſt, die Sünde.

Wo iſt die Feder, die geübt
Hier die Gefühle wiedergiebt,
Die jetzt ihr Herz ergriffen?
Entſetzlich! — Er zurückgekehrt
Im Augenblick, da ſchon das Schwert
Für ihren Hals geſchliffen.

„Es iſt zu ſpät! Es iſt gethan!
„Entſchwunden iſt der finſtre Wahn,
„Und ſchrecklich muß ich büßen!
„Unglücklicher! Du kehrſt zurück,
„Um mich im nächſten Augenblick
„Als Leiche zu begrüßen! —

„So ſei denn Gott in ſeiner Huld
„Ein milder Richter unſrer Schuld,
„Und wolle uns vergeben. —
„Auf denn, Du bleicher Henkersknecht,
„Dort herrſcht die Gnade, hier das Recht —
„So ende denn mein Leben!"

Und eh's die ſcheue Menge glaubt,
Liegt ſchon das ſchöne Lockenhaupt
Vor der entſeelten Hülle. —
Erloſchen iſt der Fackel-Schein,
Und ſtumm ſenkt man zwei Leichen ein
Zur ew'gen Grabesſtille.

(B. Figaro.)

Das böhmiſche Harfenmädchen.

(Beſchluß.)

Wir erblicken Anna als Gaſt in einer der erſten Reſidenzen. Ihre Darſtellungen hatten allgemeinen Enthuſiasmus erweckt, und ihr Aufenthalt war eine ununterbrochene Reihe von Triumphen. Dieſe endeten mit dem heutigen Tage, denn mit dem nächſten Morgen mußte ſie in ihr Engagement zurückkehren; doch die Huldigungen ſollten bis zum letzten Augenblicke währen, und nachdem ſie mit Kränzen und Gedichten überſchüttet worden war, geleiteten die vornehmſten ihrer hieſigen Anbeter und Bewunderer ſie zu einem Abſchiedsfeſte, welches ihr zu Ehren gegeben wurde. Ihr Sitz am oberſten Ende der Tafel war mit geſchmackvollen und zum Theil ſehr reichen Geſchenken umſtellt; offene und verſteckte Liebeserklärungen aller Art wurden ihr zu Füßen gelegt, und ſie fühlte ſich durch Alles ſo glücklich geſtimmt, daß ſie die ungezwungenſte Heiterkeit rings um ſich her verbreitete. Doch die Heiterkeit ſtieg zur Luſtigkeit, und der Champagner trieb dieſe beinahe bis zur Ausgelaſſenheit. Die Freude wurde endlich ſo lärmend, daß zarte Weiblichkeit das Auge abwenden mußte und mehrere der anweſenden Damen die Geſellſchaft verließen. Anna aber fühlte die Unſchicklichkeit nicht, die ſie beging, indem ſie noch länger in dem Kreiſe weilte, denn der Champagner hatte auch auf ſie ſeine Wirkung geäußert

Digitized by Google

und aufs Heftigste erhitzt, stieg sie unmittelbar aus dem Festsaale in den Reisewagen, von mehreren der Festgeber noch bis zur nächsten Station in einer glänzenden Cavalcade begleitet.

Die Strafe für die Ueberschreitung von Maß und Ziel bleibt selten aus, auch Anna entging ihr nicht. Schon während der ersten Tagereise fühlte sie ein leichtes Unwohlsein; doch dieses nahm, vermehrt durch die Anstrengung der Reise, so sehr zu, daß sie durchaus heiser war, als sie ihren Wohnort erreichte, und sich bei ihrer Direction sogleich krank melden lassen mußte. Nach einiger Zeit fühlte sie sich zwar so weit wieder hergestellt, um auftreten zu können, allein die früheren Triumphe wurden ihr nicht mehr zu Theil, ja, es ließen sich sogar einzelne Töne des Mißfallens hören, denn ihre Stimme hatte so gelitten, daß sie gegen früher nicht mehr zu erkennen war, obwohl sie selbst dies noch nicht fühlte.

Außer sich über die ihr zu Theil gewordene Behandlung kehrte Anna in ihre Wohnung zurück, und ein hitziges Fieber war die Folge der Aufregung und Kränkung. Als sie von dem langwierigen Krankenlager erstand, war sie unfähig, auch nur einen Ton zu singen. Jetzt konnte sie sich das harte Schicksal, von dem sie betroffen worden war, nicht mehr verhehlen, und als der Director ihr schrieb, daß er sich genöthigt sähe, den Kontrakt mit ihr als aufgelöst zu erklären, wagte sie keine Erwiederung auf diese sie niederschmetternde Nachricht. Zwar gerieth sie darüber in Verzweiflung und war nahe daran, sich das Leben zu nehmen, aber der Drang der Selbsterhaltung, der im Menschen so mächtig wirkt, siegte nach kurzem Kampfe. Sie machte zu Gelde, was sie besaß, und war wenige Tage darauf verschwunden, ohne daß die wenigen Freunde, welche noch einige Theilnahme für sie bewahrten, erfahren konnten, wohin sie sich gewendet hätte.

An einem sonst weniger besuchten Vergnügungsorte Leipzigs hatte die Ostermesse dieses Jahres eine größere Menschenmenge versammelt. Auch die gewöhnliche Unterhaltung dieser Zeit der Fremden, Musik, fehlte nicht, doch es war eben kein Genuß, den ihre Klänge den Anwesenden boten; zwar gehörte der Mann, der die Violine spielte, nicht zu den gewöhnlichen seines Schlages, und es wurde ihm sogar manches wohlverdiente Zeichen des Beifalls zu Theil, auch der jüngere Flötist war gar nicht übel; gern aber hätte man der Harfenistin, welche das Terzett vollzählig machte, den Gesang erlassen, mit welchem sie von Zeit zu Zeit ihr recht geläufiges Harfenspiel begleitete, denn die vielen unreinen und falschen Töne thaten dem Ohre wehe, und für das Mangelhafte des Gesanges entschädigte nicht einmal ein frisches, jugendliches Gesicht, denn die schlaffen Züge, die ungesunde Gesichtsfarbe der Harfenistin verriethen nur zu deutlich die unregelmäßige Lebensweise, welche Personen der Art zu führen pflegen.

Als daher die Sängerin mit dem Notenblatte umherging, einzusammeln, wurden überall die kleinsten Münzstücke hervorgesucht. Es mußte deshalb dem Harfenmädchen auffallen, als ein größeres Geldstück auf ihr Notenblatt gelegt wurde. Sie richtete einen Blick der Dankbarkeit auf den Geber, kaum aber hatte sie ihn angesehen, als sie erblaßte, heftig zu zittern begann und dann ohnmächtig zu seinen Füßen niederfiel.

Der freundliche alte Mann nahm sich ihrer theilnehmend an; er brachte sie mit Hülfe des Wirthes und ihrer Mitspieler in ein leeres Zimmer, wo sie unter seiner Pflege bald zum Bewußtsein zurückkehrte. Kaum aber erblickte sie ihn an ihrer Seite, als sie die Augen mit beiden Händen bedeckte und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Der Fremde wußte sich das auffallende Benehmen des Harfenmädchens nicht zu deuten, denn er konnte sich nicht erinnern, dasselbe je zuvor gesehen zu haben. Bald aber sollte ihm die Erklärung werden, denn der Violinist sagte nicht ohne einen Ton von Bitterkeit: „Sie erkennen uns nicht wieder, Herr Musikdirector, ich aber habe es noch nicht vergessen, daß Sie es waren, dessen Vorspiegelungen und Schilderungen einer glänzenden Zukunft meine arme Schwester vor zehn Jahren bewogen, sich von uns zu trennen, und eine Laufbahn zu verfolgen, die sie unglücklich gemacht hat, während sie glücklich und zufrieden geblieben wäre, hätte sie kein anderes Loos kennen lernen, als das, zu welchem sie sich wieder verdammt sieht."

Ohne sonderlich auf diese Vorwürfe zu achten, wendete der Musikdirector sich zu der Harfenistin und fragte verwunderungsvoll: „Wie — Sie sind —?"

„Anna, ihre ehemalige Schülerin!" fiel sie ihm in das Wort. „Du aber, Bruder," fuhr sie gegen diesen fort, „Du thust sehr Unrecht daran, diesem Ehrenmanne Vorwürfe zu machen. Er hat mich wirklich auf die Bahn des Glückes geführt, und was ich jetzt zu tragen habe, leide ich durch meine eigene Schuld, weil ich mich zum Uebermuthe verleiten ließ, weil ich den Schein für die Wirklichkeit nahm, — weil ich falschen Götzen opferte. — Möchte mein Schicksal bekannt werden, und mancher Jüngerin der göttlichen Kunst, die gleich mir dem Abgrunde zutaumelt, und in dem Wahne steht, ihre Triumphe könnten nie enden, zur Warnung werden, die

Digitized by Google

ſie bewegt, umzukehren, während es noch Zeit iſt. Leben Sie wohl, edler Mann," ſagte ſie dann, ſich gewaltſam aufraffend, „leben Sie wohl und vergeſſen Sie eine Unglückliche, die ihr Mitleid nicht verdient!"

Ehe der Muſikdirecter noch zu einer Antwort kommen konnte, hatte ſie das Zimmer verlaſſen; ihre beiden Brüder folgten ihr, und alle drei verließen ſchnell das Haus. —

Theilnahmvoll blickte der Muſikdirecter der Unglücklichen nach, die unter der Laſt ihrer Harfe zu erliegen ſchien. —

Aus dem Leben Napoleons.

(Fortſetzung.)

Der Angeredete, gleichfalls ein öſterreichiſcher Officier, gewahrte, nach dem von Jenem bezeichneten Fenſter hinſehend, eine ſchnell auflodernde Flamme, die eben ſo ſchnell wieder verlöſchte: die aus einem leicht entzündbaren Stoffe beſtehenden Gardinen hatten Feuer gefangen. Der Officier ſprang raſch hinzu, riß die Gardine ab und trat die noch glimmenden Funken vollends mit dem Fuße aus. Aber in demſelben Nu flammte der am obern Fenſtergeſimſe befindliche Vorhang auf. Graf Caraman, Kammerherr Napoleons, ſprang auf den Stuhl, riß ihn herab und trat das Feuer ebenfalls aus. Aber gleich einem Lauffeuer flammten jetzt raſch nach einander ſämmtliche Vorhänge in hellen Flammen auf. Ein unbeſchreibliches Durcheinanderdrängen und Lärmen entſtand nun im Saale. Der Tanz, der eben begonnen hatte, ward unterbrochen, und Alles ſtürzte theils nach den Fenſtern zu, um die brennenden Vorhänge herab zu reißen, theils nach den Thüren, um ſich zu retten: denn ſchon ſtand auch der nur aus leichtem Holzwerk gezimmerte Saal in hellen Flammen. Der Kaiſer eilte, ſo wie er nur einen Blick auf das Feuer geworfen hatte, auf ſeine Gemahlin zu, und führte ſie, begleitet von dem Fürſten von Schwarzenberg, zum Saal hinaus durch den Garten zu ihrem bereits hierher beorderten Wagen, und fuhr mit ihr nach den Tuilerien. Unterdeß war der in ein Feuermeer verwandelte Ballſaal zu einem Schauplatz des Entſetzens und Schreckens geworden. Während hier ein Gatte nach ſeiner verlorenen Gattin ſuchte, irrte dort, jammernd nach der vermißten Tochter rufend, eine Mutter, oder ein Bräutigam, angſtvoll Jedermann nach der Braut fragend, umher. Ueberall ließ ſich Hülfegeſchrei vernehmen; aber nirgends fand man Hülfe und Rettung. Vergeblich ſuchte eine in den Saal rückende Abtheilung kaiſerlicher Pompiers die Flammen zu bewältigen und war ſchon im Begriff, von ihrer ganz fruchtloſen Arbeit abzuſtehen, als plötzlich der Kaiſer in ſeinem grauen Ueberrocke mitten unter ihnen ſtand, und mit ſeiner gewöhnlichen kalten Ruhe, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ſeine Befehle ertheilte. Aber die Elemente waren hier mächtiger als Menſchen; auch der Kaiſer mußte zuletzt dieſen Schauplatz des Schreckens verlaſſen, und nicht eher verloſchen die Flammen, als bis das ſchwarz verkohlte Gebälk zuſammengeſtürzt war. So lag alſo derſelbe Saal, der nur noch wenige Stunden zuvor ein Sitz der glänzendſten und auserleſenſten Geſellſchaft und der rauſchendſten Freude geweſen war, plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, als ein ſchwarz ausgebrannter, wüſter Trümmerhaufen da. Aechzend und ſtöhnend ward unter dem zuſammengeſtürzten Gebälk der ſchwer verwundete Fürſt Kurakin hervorgezogen; ganze Körbe mit Brillanten, Perlen und koſtbarem Schmuck, welche die fliehenden Damen in dem furchtbaren Gedränge verloren hatten, wurden zuſammengeleſen und nach der Polizei-Präfectur gebracht.

Bei der jetzt durch die eingeſtürzte Decke hereinbrechenden Morgenſonne konnte man den Greuel der Verwüſtung erſt recht überſehen. Unter dieſem grauenvollen Trümmerwerk ſah man einen jungen, ſchönen Mann in öſterreichiſcher Militair-Uniform mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen ſuchend umherirren. „Amalie!" rief er von Zeit zu Zeit laut; aber nur das Echo antwortete, wie ſpottend: „Amalie!"

Da fragte Einer der hier mit Aufräumen beſchäftigten Arbeiter einen Andern: „Was mag das wohl ſein, was dort zwiſchen den Balken hervorſchimmert?" und ging zu dem ſtark verkohlten Thürpfoſten, die kreuzweis über der eingeſunkenen Thürſchwelle über einander geſtürzt waren.

„Eine Frauenhand!" rief er ſchaudernd, als er nun herangekommen war, und wirklich ragte zwiſchen dem ſchwarzen Gebälk eine zarte, weiße Frauenhand hervor.

Ungeſäumt machte man ſich an die Hinwegräumung des Gebälkes und fand in der dadurch frei gewordenen, durch das Einſinken der Thürſchwelle entſtandenen Vertiefung einen ganz verkohlten weiblichen Leichnam.

„Amalie!" rief der inzwiſchen gleichfalls wieder herbeigekommene öſterreichiſche Officier — der Fürſt Adam von Schwarzenberg — und warf ſich laut jammernd über die Leiche hin: es war ſeine Gemahlin, eine Mutter von 8 Kindern, die hier einen grauſamen Tod ge-

Digitized by Google

funden. Sie hatte bereits, wie ſich in der Folge zeigte, den Saal verlaſſen gehabt, war jedoch, um ihre vermißte Tochter aufzuſuchen, vermuthlich in jene Vertiefung geſtürzt, in der man die Leiche fand.

Mitleidig und ſchaudernd umſtanden die Arbeiter den unglücklichen Fürſten. Erſt dem indeß herbeigerufenen Geſandten gelang es durch ſanfte Bitten, ſeinen Bruder zu bewegen, aufzuſtehen und ihm in ſein Hotel zu folgen.

Ein Schauer erfaßte bei dieſem Ereigniß, das vom Volke als ein der Vermählung Napoleons Unheil verkündendes Vorzeichen betrachtet wurde, alle Gemüther, und ſelbſt Napoleon konnte ſich eines ſolchen nicht ganz erwehren, nach dem eigenen Geſtändniß, das er ſpäter ſeinen Unglücksgefährten auf St. Helena machte.

IV.

Wir wenden uns nach dem Schloß Finkenſtein, wo bekanntlich Napoleon nach der blutigen Schlacht bei Preußiſch-Eilau längere Zeit ſein Hauptquartier hatte.

Es mußte hier ſeiner nähern Umgebung bald auffallen, daß der Kaiſer öfters, nur von ſeinem getreuen Ruſtan begleitet, bald längere, bald kürzere Zeit abweſend war, ohne daß man das Ziel und den Zweck ſeiner geheimnißvollen Ausflüge zu errathen vermochte, denen man natürlich näher nachzuſpüren nicht wagte. Wohl flüſterte man im Hauptquartier von einem geheimen Liebesverſtändniß, das der Kaiſer mit einer vornehmen Dame in der Nachbarſchaft unterhalten ſollte; aber es waren nur dunkle und unbeſtimmte Gerüchte, denen Niemand auf die Spur kommen konnte, und Ruſtan, allein in das Geheimniß ſeines Gebieters eingeweiht, ſchwieg wie das Grab.

Die warnenden Bitten ſeiner Generale, ſich doch lieber bei ſolchen Gelegenheiten von einer Escorte begleiten zu laſſen, als ſich der Gefahr auszuſetzen, den oft dicht bis an das Schloß Finkenſtein heranſchwärmenden Koſacken in die Hände zu fallen, wies Napoleon jederzeit mit verächtlichem Lächeln zurück und ſetzte unſorgt ſeine geheimnißvollen Ausflüge fort, über die man erſt ſpäter Aufſchluß erhielt.

Etwa eine Stunde von Schloß Finkenſtein war im tiefſten Forſte einſam und verſteckt eine Förſterei gelegen. Vor demſelben hielt zu Anfang des Märzes eines Abends — es war ſehr kalt, hatte den Tag hindurch geſchneit, und die Wege waren kaum aufzufinden — ein ſtark bepackter Reiſewagen.

Eine in anſehnliche Wildſchur ſtehende Figur wälzte ſich ſchwerfällig von dem ſehr hohen Kutſchbock herab, und ſuchte dem verwundert und neugierig vor die Hausthür heraustretenden Förſter Sturm in einem gräulichen Miſchmaſch von Polniſch, Franzöſiſch und Deutſch, den Wunſch ſeiner Herrſchaft: für dieſe Nacht ein Unterkommen hier zu finden, zu dollmetſchen. Vater Sturm ging, ſobald er nur einigermaßen begriffen, worum eigentlich die Rede ſei, ohne ſich weiter an das Kauderwelſch des Polen — denn das war der Redner — zu kehren, ſogleich auf den Wagen zu, öffnete den Kutſchſchlag und bat, indem er ſein Käppchen abzog, die in dem Wagen ſitzende, dicht verſchleierte und tief in einen Zobel verhüllte Dame höflichſt, auszuſteigen und bei ihm vorlieb zu nehmen. Die Dame ſtieg aus und trat, geleitet von Vater Sturm, ins Haus. Hier bewillkommneten Mutter Sturm und Sabinchen, ihr Töchterchen, die Fremde, die ſehr angegriffen ſchien, herzlich und geleiteten ſie in das Wohnzimmer. Die Fremde, die bei der hier herrſchenden wohlthuenden, ebenmäßigen Wärme ſich bald erholte, legte ihren ſtattlichen Pelz ab und zeigte eine ſchlanke, zierlich gebaute Figur, ein feines, regelmäßig gebildetes, edel geformtes Geſicht und ein ſchwarzes, geiſtvoll funkelndes Augenpaar. Sie fing nun franzöſiſch mit ihrem Wirth zu reden an, und Vater Sturm, der in ſeiner Jugend Kammerdiener bei dem ſeligen Grafen Finkenſtein geweſen war und ſich mit ihm längere Zeit in Paris aufgehalten hatte, beantwortete ihre Fragen mit geläufiger Zunge in dem allerzierlichſten Deutſch-Franzöſiſch, ſo daß die Fremde, wie traurig ſie auch zu ſein ſchien, mitunter ein leiſes Lächeln kaum zu unterdrücken vermochte. Auch Sabinchen wagte ſich zuweilen mit einigen mühſam zuſammengeſtoppelten franzöſiſchen Phraſen, die ihr vor Zeiten der alte Cantor in Mehrungen mit Hülfe ſeines Lineals, das ihm etwas locker in der Hand ſaß, beigebracht hatte, gegen die Fremde hervor, und Mutter Sturm weidete ſich in ſtiller Seligkeit an dem Franzöſiſch-Parliren ihres Alten und ihres Sabinchens, obgleich ſie kein Wort davon verſtand. Die Fremde gab endlich, nachdem ſie Einiges genoſſen, ihren Wunſch nach Ruhe zu erkennen. Sabinchen geleitete ſie in das für ſie bereitete Zimmer, war ihr beim Entkleiden behülflich und entfernte ſich hierauf, ihr mit einem tiefen Knix eine geruhſame gute Nacht wünſchend.

Am andern Morgen fand Sabinchen die Fremde fiebernd im Bette, und weder an dieſem, noch an den nächſtfolgenden Tagen war an eine Fortſetzung der Reiſe zu denken. Als endlich die Kranke das Bett wieder verlaſſen konnte, woran die ſorgliche Pflege der guten Sabine keinen geringen Antheil hatte, verſchob ſie entweder ihre Abreiſe von einem Tage zum andern, bald unter

Digitized by Google

diesem, bald unter jenem Vorwande, oder ließ sich von den guten Menschen, in deren Mitte sie sich befand, nach einigen sichtlich nicht ernstlich gemeinten Einwendungen gern zum längeren Verweilen bereden. Alle hatten sich an die Fremde — die auf Befragung: wie sie hiße, nur mit Thränen in den schönen Augen geantwortet hatte: „Nennt mich Valerie und fragt nicht weiter!" — gewöhnt und sie liebgewonnen. Valerie unterrichtete die gelehrige Sabine im Französischen und im Lautenspiel, und eroberte dadurch vollends die Herzen von Vater und Mutter Sturm, deren Augapfel Sabinchen war. Dennoch murrte Vater Sturm zuweilen über die geheimnißvollen Besuche, die Valerie öfter von einem kleinen graugekleideten Manne empfing, der sich meist des Abends, nur von einem einzigen Diener in orientalischer Tracht begleitet, einzustellen und mehrere Stunden bei Valerie zuzubringen pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— In Wien befindet sich eine große Schwimmschule, in welcher sowohl Herren als Damen schwimmen lernen, und in welcher vor nicht gar langer Zeit es durchaus nicht ungewöhnlich erschien, Damen als Zuschauerinnen bei den Künsten der Herren zu sehen. Der Bankirr k....mann wollte auch schwimmen lernen; er hatte sich durch nichts als durch ein paar glückliche Bankerotte bekannt gemacht. Eine Dame, deren Gatte hierbei nicht wenig verloren hatte, frug ihn, ob es wahr sei, daß er schwimmen lernen wolle, und als er es bejahete, war sie entzückt und sagte: „Da muß ich mich gleich nach einem guten Platze umthun, ich freue mich königlich, Sie am Stricke zu sehen."

(Die Sonnenflecken.) Das Prophezeien ist eine mißliche Sache. Seit der Zerstörung von Jerusalem bis auf den heutigen Tag ist so viel vorausgesagt worden, was nicht eingetroffen ist, daß man dadurch wohl aufmerksam werden und die ganze Prophetenkunst aufgeben könnte, dennoch geschieht es bis auf den heutigen Tag, daß sogar gelehrte Männer ein Verdienst darin suchen, in die Zukunft zu blicken, sich eine Sehergabe zu vindiciren, die doch nur dem Lenker aller Schicksale zukomme, und wir haben der neuen und neuesten Beispiele genug, daß sie sich lächerlich machen. Eine solche Komedie spielte in diesen Tagen, die auf Sonnen-Beobachtungen gestützte Wetterprophezeihung des Professor Gruithuisen in München. Derselbe erzählt, daß seit den drei verflossenen Monaten sich nur wenige bedeutende Veränderungen auf der Sonne gezeigt haben, die sich aber auch alle Male auf der Erde übereinstimmend bemerklich machten, und den ordentlichen Gang der Jahreswitterung störten. „Daher," sagt dieser große Gelehrte und Entdecker der Mondfestungen und Chausseen, „daher die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Jahres (wir bemerken gar nicht so Unerhörtes), welche auch die jetzige nasse Witterung nicht stören kann, denn der gegenwärtige sehr große Sonnenflecken, der sie verursachte (hört! hört!), wird am 14. Juli am westlichen Sonnenrande größtentheils verschwunden sein, und hernach seine Wirkungen zu äußern aufhören. Er ist aber der Größte, der sich seit mehren Jahren zeigte, und seine beträchtlichen Wirkungen werden sich in den verschiedenen Gegenden auf mannigfaltige Weise geäußert haben, hier im Regen, der durch Verdünstung die schwüle Atmosphäre abkühlt, anderwärts mit schwüler Luft und mit einzelnen schönen Tagen, zwischen veränderlicher oft sehr übler Witterung. Aber aus all diesen Unbeständigkeiten, die sich in dem ordentlichen Witterungslaufe einmengen, geht die Gewißheit hervor, daß große Sonnenflecken den meteorologischen Chemismus unserer Atmosphäre in Unordnung bringen, und Stürme, Hagel, Regengüsse, Ueberschwemmung, und alle andern nachtheiligen sie begleitenden Ereignisse verursachen. Gleichwohl ist nicht rathsam, zu behaupten, daß eine völlige Unveränderlichkeit auf der Oberfläche der Sonne wünschenswerth wäre."

Nein, gewiß nicht! aber sehr rathsam ist, zu behaupten, daß es wünschenswerth und nothwendig wäre, daß der gelehrte Professor Gruithuisen sich mit des älteren Herschels Beobachtungen über die Sonnenflecken so weit vertraut machte, um zu wissen, daß sie keinen Einfluß auf die Witterung der Erde haben, eine Behauptung, die durch den vorliegenden Fall bestätigt wird. Da der Sonnenfleck, der den Regen bedingte, seit dem 15. verschwunden ist, und seit dieser Zeit das Regenwetter erst recht begonnen hat, bis es am 22. und 23. d. seine Culmination erreicht zu haben schien. Wie lange es auf diesem Gipfelpunkt stehen bleiben wird, müssen die nächsten Tage lehren; daß die Sonnenflecken aber nicht daran Schuld sind, haben die vergangenen Tage gelehrt.

(Moderne Mädchenerziehung.) Wie fast Alles jetzt, mehr oder weniger, auf Glanz und Schein und Mode berechnet ist, so findet dies bei dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande auch ganz vorzüglich statt. Eben fällt mir ein, daß ich schon durch die Ueberschrift eigentlich einen Verstoß gegen die Mode begangen habe; ich hätte sollen schreiben: Töchtererziehung; Mädchen giebts eigentlich, eben dieser Mode nach, gar nicht mehr, blos Töchter; — sogar die Correctionerinnen heißen jetzt „Strafföchter." Also bitte um Verzeihung, ihr Töchter, daß ich Euch „Mädchen" genannt habe; es soll nicht wieder geschehen, und nun ein Wort über eure Erziehung.

Das Erste, was heutzutage in einer modischen Familie geschieht, um die Tochter auch modisch zu machen, der erste Schritt zur feinen Erziehung, sobald sie etwa das fünfte Jahr erreicht hat, ist, daß man ihr einen Cüraß, — Schnürleib genannt, machen läßt, und sie (oft noch früher) in ein französisches Institut schickt. Auf diese Art ist der beste Grund gelegt, Geist und Körper zu verkrüppeln; um dies Ziel desto sicherer zu erreichen, so läßt man auch bald das Töchterchen Clavier oder Guitarre und feine Perl- und andere Stickerei lernen. Wie entzückt ist dann die Mutter, wenn sie „„Kalkulatorisch und Aktuariussens"" zum Kaffee hat, und das Töchterchen sich auf dem Piano mit einem mühsam eingelernten Stückchen, accompagnirt von einer Fistelstimme, hören läßt. Dann sieht sie schon im Geist eine der ersten Virtuosinnen in ihr. — „Ja," flüstert sie der Frau Aktuariussen ins

Digitized by Google

Ohr, — „Gismunde ist ein wahrer Ausbund; — Genie ist bei ihr zu wenig, zu gemein; wer hat nicht heut zu Tage alles Genie? Nein „Genie" ist bei meiner Gismunde zu ordinair; aber „Ausbund" das bezeichnet so recht etwas Außerordentliches, und Gismunde ist außerordentlich. Der letztere Ausspruch der enthusiastischen Mutter bestätigt sich auch bald als sehr wahr. Nämlich der Cüraß oder Schnürleib, die frühzeitigen französischen, Musik- und Stick-Stunden haben Gismunden so außerordentlich gemacht, daß sie in ihrem achten Jahre in eine orthopädische Anstalt muß. Hier wird nun der schiefe oder höckrige oder schiefe und höckrige Körper im Streckbette gedehnt; Gismunde bekommt auch Turnstunde, und die Mutter spricht wieder triumphirend: „Ja, meine Tochter ist ein wahrer Ausbund; sie turnt wie Rappo." —

So verfließen Gismunden die Jahre bis zur Confirmation; ihr verkümmerter Körper hat sich wieder etwas erholt. Zur Confirmation bekommt aber Gismunde einen neuen Cüraß oder Schnürleib, hinten mit einem kissenartigen Anhängsel, dazu einen Reifrock und ein straßenfegendes Kleid. Gismunde ist nun ein eigentlich unnennbares Ding, weder Kind noch erwachsen, das aber laut Mode, Fräulein heißt, bis sie heirathet, oder in den Spittel zieht. Jungfrauen giebts jetzt bekanntlich nicht mehr, als höchstens welche aus der alten Zeit auf dem Leichenzettel, in dem schönen Alter von 60 bis 70 Jahren.

Der queu de Paris und der Reifrock sind für Gismunden das Zeichen des Eintritts in die Welt der Erwachsenen; ihre Erziehung ist damit vollendet. Wir schließen also auch unsern Aufsatz über die Töchtererziehung; geben aber, die Gelegenheit benutzend, noch einen kleinen Beitrag zur Geschichte der modernen Reifröcke.

Ein solcher Reifrock wiegt bei einer vollständigen Modedame ungefähr acht Pfund und erreicht mit seiner Länge gerade das Straßenpflaster. Die Folge davon ist, daß sich, von diesem schweren langen Rocke und dem noch längeren Kleide zusammengekehrt, ein kleiner Kehrichthaufen darunter sammele, sobald eine so bekleidete Dame die Straße passirt. Ja, kürzlich ist es sogar, wie aus einer namhaften Stadt berichtet wird, vorgekommen, daß eine Modedame durch mehrere Straßen, bis an die Treppe ihres Hauses, mit ihrem Reifrocke eine todte Katze fortschleppte, die sich darin verfangen hatte.

(Familienangelegenheiten der Kaiser von Marocco.) In dem berühmten Werke von Gräberg von Hemso, dem schwedischen Generalconsul, über Marocco, sind mehrere Beispiele von der zahlreichen Nachkommenschaft angeführt, welche verschiedene Fürsten des Landes hinterließen. Muley Ismael, der 55 Jahre regierte, hatte nicht weniger als 845 Söhne und 342 Töchter. Die Zahl seiner Frauen belief sich, nach einander wahrscheinlich, auf 8000. Der Gesandte Ludwigs XIV., von Saint Olon, erzählt, er habe den erwähnten Sultan 34 Jahre vor dem Tode desselben mit einem Gefolge von 110 Söhnen gesehen. — Man glaubt vielleicht, Muley Ismael habe seine kaiserlichen Vorrechte in etwas zu großer Ausdehnung benutzt, aber seine Nachfolger zeichneten sich ebenfalls durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft aus. Der vorletzte Sultan z. B. sah sich von 48 Söhne und 124 Töchtern umgeben. Findet ein solcher Sultan, daß er der Kinder zu viele um sich hat, oder werden sie ihm sonst beschwerlich, so schickt er sie in den Süden, nach Tafilet, wo man in einer Provinz nicht weniger als 40,000 Personen zählt, die sämmtlich der großen souverainen Familie der Nachkommen Mahomeds angehören.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Tweeds und Röcke, welche man jetzt trägt, sind sehr leicht und weit, wie die Beinkleider, die an dem Gurt keine Falten haben; auch kommen die so sehr unbequemen Fußriemen immer mehr ab. Die Röcke haben meist nur eine Reihe Knöpfe und sehr volle weite Schöße; sie reichen fast nur bis über die Knie und sind durchaus mit Seide gefüttert. Die neuesten Fracks sind fast alle schwarz und vorn tief ausgeschnitten, während die Schöße unten ziemlich spitz zulaufen. Die Klappen an denselben sind breit wie der Kragen, die Taille ist lang, die Aermel sind knapp und kurz und die Fracks durchaus mit Seide gefüttert. Die schwarze Farbe ist wieder sehr beliebt; man trägt schwarze Fracks, schwarze Beinkleider, schwarze Westen. Die Weste namentlich ist von schwarzem Castemir und hat Knöpfe von schwarzem Glasfluß, oder von Berliner Eisenguß, oder von geschwärztem Stahl. Die Cravatte ist meist schwarz, häufig sind es auch die Handschuhe. Der Rock muß als Knopf einen dunkelvioletten Amethyst haben. Anzüge: Rock mit einer Reihe Knöpfe, schmalem niedrigem Kragen und kleinen Klappen von gemusterter Seide; gestreifte Beinkleidre; Weste mit Shwalkragen; bunte Cravate und Hut mit sehr schmalen Krämpen. Frack mit niedrigem breitem Kragen und langer Taille ohne Einschnitt; halblange Aermel mit kleinen Aufschlägen; carrirte sehr lange Weste mit eingeschnittenem Shwalkragen; bunte Cravate, ziemlich weite gestreifte Beinkleidre.

Noch einige Tage, und unsere Lions legen die elegante Straßen-Toilette ab, um sie mit dem Jagdcostüm zu vertauschen. Ein ächter Jäger opfert die Eleganz der Bequemlichkeit; man sieht da weder jene gezwungenen Fracks, noch jene anschließenden Pantalons; ein guter Frack von Zwillich, oder von Satin, gehörig weit und mit Taschen garnirt, weite und etwas kurze Pantalons, mit einem Wort, ein Anzug, in dem man jagen kann, ohne sich im geringsten genirt zu fühlen. Indessen ist ein solches Costüm nicht durchaus vorgeschrieben; die Mode gestattet hierin alle Freiheit nach dem Geschmack eines jeden Einzelnen, und so sieht man sie denn auch in aller Formen und von allen Farben; den à la française geschnittenen Frack, die lange Jacke mit breiten Schößen, der gerade Oberock mit kurzem Rock, und selbst die Blouse; die anschließenden Pantalons, die Stulp-Stiefeln, oder die weichen Stallmeister-Stiefeln, die Kamaschen mit Leder bis zum Knie; die weiten faltigen Pantalons, ohne Sprungeiemen, und mit Leder garniet, ebenfalls auch die Halb-Kamaschen, und die starken Schuh, dies Alles ist gleichzeitig modern und man wählt darunter nach Belieben. Eben so verschiedenartig wie die Formen, sind die Farben; roth, grün, helblau, melirtes grau, bronzefarbig, englisch schwarz sind gleichzeitig in der Mode, indessen scheint man den Farben grün, bronzefarbig und englisch schwarz vor den Uebrigen den Vorzug zu geben. Die Straßen-Toilette hat seit einem Monat keine Veränderung erlitten; die Kragen der Oberröcke haben noch wie vor einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall, die Taille ist lang, der Rock weit und kurz, die Angtaisen breit und viereckig, die nach unten überfallend; die Zipfel des Kragens sind ebenfalls breit viereckig; die Aermel von oben bis beinahe zum Handgelenk weit, wo sie dann aber eng endigen. Die Faeden sind noch dieselben, die man im vergangenen Monat trug. Die Gilets wie die Pantalons haben ebenfalls keine Veränderung erfahren; einige macht man gerade, andere weit auf den Beinen, gerade auf die Fußbiege fallend, so daß sie mit und ohne Speungriemen getragen werden können, auch trägt man sie

Digitized by Google

sehr lang. Die Gilets, welche man zu dem Frack à la française zu tragen pflegt, macht man gerade, und nach Belieben bis oben hinauf zugeknöpft; sie sind lang und machen unten eine Spitze. Man verfertigt auch viele, welche in ihrem untern Schnitt die nämliche Form der Westen à la Louis XV. haben. Alle jene Gilets macht man von englischem Valencias, von verschiedenen Farben, mit Streifen und mit Carreaux; indessen ist die silbergraue, paille und meergrüne Grundfarbe die beliebteste; die Knöpfe trägt man für dies Genre von Gilets von dem nämlichen Stoffe.

Damen-Mode. Roth und Orange, goldige schillernde Reflexe, wie sie in den Gemälden großer Maler vorherrschen, sind sehr vortheilhaft für die Weiße des Teints, für die Durchsichtigkeit der Haut; sie erhöhen noch den Glanz der Schönheit durch gewisse Lichteffecte, die sich über die Gesammtheit der Züge verbreiten und denselben ein doppeltes Leben geben. Das Schwarz kleidet die Blondinen vortrefflich, aber wir möchten es nicht anrathen, wenn das Gesicht nicht frisch ist, oder wenigstens jene Vollkommenheit besitzt, die über Alles triumphirt; leider sind aber die tadellosen Profile gar nicht zahlreich, und man muß also auf der Hut sein vor matten Stoffen und die schillernden Farben benutzen. Man hat jetzt außerordentlich viel changirende seidene Stoffe und das Auge erfreut sich an diesem wunderbaren Prisma, das immer neue und immer angenehme Effecte hervorbringt. Durch dieses Wunder verschmelzen die Farben, welche man für unverträglich hielt, in eine Harmonie, die man nicht müde wird zu bewundern. Wir bemerken in den lichten Farben einen rosa Stoff mit satinirten Streifen und apricosenfarbigem Widerschein, der, mit offener Seide gestickt, reizend aussehen muß. Die Langshawls von chinesischem Krepp in dunkelblau und dunkelgrun haben sehr abstechende Borduren in Arabesken-Mustern, welche reich und glänzend von einem glatten Grunde vortreten. Der Orient hat die Stoffe von Gold und Seide in die Mode gebracht, aber er liefert sie nicht so schön, wie sie jetzt bei uns zu haben sind. Man kann nichts Schöneres sehen, als die goldgestickten Börsen, Täschchen, Pantoffeln, Armbänder ꝛc.

Die Wellenscheitel sind jetzt modisch und wir erlauben uns ein paar Worte über diese Mode, welche allen Gesetzen der Kunst und der Wahrscheinlichkeit widerspricht. Das Haar muß mit dem Gesicht harmoniren; man hat nicht die Wahl, ihm einen Charakter zu erfinden; es muß vielmehr in dem bleiben, welchen ihm die Natur gegeben hat. Statt dessen wollen die Coiffeurs denselben Effect auf allen Köpfen, auf den blonden und braunen, auf den bleichen und blühenden, auf den melancholischen und heiteren hervorbringen; sie geben dem Haar durch allerlei Künstelei ein stark wellenförmiges Aussehen, und daraus entstehen dann Seltsamkeiten, die dem Auge unangenehm sind, wie Alles, was nicht zu dem allgemeinen Tone des Gesichts gehört. Die erste Bedingung der Schönheit ist die Harmonie. Man vermeide die Contraste. Für die Brünetten sind die classischen, stark vortretenden Kopfputze, für die Blondinen dagegen die englischen, die Sevignélocken; Gaze, Blonden und Bänder scheinen für eine Art Schönheit erfunden zu sein, die ihren Effect in der Durchsichtigkeit und den hellen Farben, in Weiß, Rosa und Blau findet. Für die Brünetten ist der Glanz; der ponceaurothe Sammet, das Dunkelblau, das Orange hebt das Glänzende des Auges und den Ausdruck hervor, der ihm eigenthümlich ist; in unserm traurigen nordischen Clima müssen die lebhaften Farben die Sonne ersetzen.

Die feine Wäsche macht noch immer Fortschritte. Die Morgentaschentücher garnirt man mit doppelten Falten, die durch eine einfache Stepperei getrennt sind, aber welche Stepperei! Die Unterröcke besetzt man unten mit gestickten Einsatzstreifen, die mit Spitzen garnirt sind. Diese Stickereien auf Jaconas sind sehr matt; wir sahen z. B. ein Muster, das aus Rosenblättern mit sehr vortretenden Blumen und Knospen bestand. Die Blumen sind nämlich en relief gestickt, die Blätter dagegen kaum angedeutet. An jeder Seite des Rockes vorn hat man Oeffnungen, die mit Stickereien und Spitzen garnirt werden und Taschen bilden. Warum Taschen? Wir können Taschen in den Kleidern nie empfehlen, weil sie ungraziös sind. Welche Dame kann sich, ohne den Gesetzen des Geschmackes zuwider zu handeln, die so gemeine Bewegung erlauben, etwas in der Tasche in ihren Kleidern zu suchen! Diese Bewegung macht sie alt und wäre sie noch so schön und jung; man kommt, sieht man diese Bewegung, unwillkührlich auf die Vermuthung, sie suche suche die Tabacksdose oder die Brille, pfui! Gleichwohl trägt man Taschen, aber man sollte keine tragen. Die Kleider von dunkelblauem oder perlgrauem Moire werden mit Volants von schwarzen Spitzen und eben solchen Berthen besetzt. Die Mode der halboffenen Leibchen hat Gelegenheit gegeben, sehr hübsche Fichus und Cannezous zu erfinden; an den Vordertheilen der Fichus befinden sich die zierlichsten, feinsten Stickereien. Zum Negligé hat man Muslin-Fichus mit Fältchen, am Rande vorn mit einem gestickten Einsatzstreifen und mit einem Spitzenjabot. Zu solchen Fichus gehören dann eben so gefältete Untermärmel, die am Handgelenke mit einem Einsatzstreifen geschlossen werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Straßentoilette: Phantasie-Frack mit zwei Reihen Knöpfen mit Kragen ohne Einschnitt, mit viereckigen, nach Belieben sich umschlagenden Revers und mit etwas schief stehenden Taschen in den Schößen. Shwalweste und oben sehr weite, nach unten enger laufende Beinkleider mit Falten. 2. Hut mit Feder. Oberrockkleid mit Revers und engen Aermeln, mit geschmackvollem Ausputz. 3. Hut mit Federn. Kleid mit offenem Leibchen und der Rock in Tunikaform offenstehend. Kurze offene Aermel.

Im Verlage von **Jm. Dr. Wöller** in Leipzig (kleiner Blumenberg) erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Die Gärtnerei

in ihrem höchsten Ertrage durch größtmögliche Vereinfachung.

Ein vollständiges Hand- und Hilfsbuch für Gärtner und Gartenbesitzer, Landwirthe und überhaupt alle Diejenigen, welche ihre Einkünfte auf eine sichere Weise durch die Zierpflanzen-, Obst-, Wein- und Gemüsezucht erhöhen wollen. Auf vieljährige Erfahrung gegründet und herausgegeben von dem Bearbeiter von Gruners Blumen- und Monatsgärtner: **E. F. Förster.** Mit einer Figurentafel. Brosch. Preis 1 Thlr. 6 gGr. (1 Thlr. 7½ Ngr. oder Sgr. — 2 fl. 15 Kr. rhein.

Der Name des Verfass. von diesem Werke ist durch seine Bearbeitung der im vorigen Jahre bei demselben Verleger in 4. Aufl. erschienenen 2 Gartenschriften: „H. Gruners praktischer Blumengartner" und dessen „unterweisender Monatsgärtner" schon zu rühmlich bekannt, als daß dieses Werk einer besondern Empfehlung bedürfte. Das hier genannte Werk bildet nun gleichsam mit jenen beiden ein Ganzes, (obwohl jedes für sich allein wieder als ein besonderes Werk dastebt), so daß alle 3 eine kleine zusammenhängende Gartenbibliothek bilden, deren Besitz diejenigen, die nicht gerade Gartner vom Fach sind, der Anschaffung anderer größerer und theurer Gartenwerke überhebt. — Das hier angezeigte bildet dann den einleitenden oder praktisch-industriellen Theil zu den beiden anderen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.
Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßGour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N: 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Ohren-Beichte.

Mariechen, das sonst heitere, lustige, harmlose Kind, die Freude der Eltern, der Gegenstand vieler sehnsüchtigen Blicke junger Männer eines Städtchens, das an dem mit schönen Städten und Dörfern, alten grauen Burgen und grünen Rebhügeln eingefaßten Rheine liegt, — war seit einigen Wochen sehr still, sinnend und nachdenkend geworden. Oft sah die sorgliche Mutter verstohlen von ihrer Arbeit nach der geliebten achtzehnjährigen Tochter hin, wenn diese unruhig an dem Fenster saß, und zuweilen über deren von Unschuld und unentweiheter Gesundheit lebensfrisch umstrahltes Antlitz ein leuchtendes Erröthen flog. Aus dieser stummen und doch so ausdrucksvollen Sprache, welche die Seele durch den Körper redete, wollte die Mutter erforschen, was doch ihrem Lieblingskinde fehle, verstand jedoch die Sprache nicht eher, als bis sie schräg ihrem Fenster gegenüber den jungen Doctor der Philosophie erblickte, der gerade recht sehnsüchtig nach der Glasscheibe schaute, hinter welcher Mariens Kopf sich unruhig hin und her bewegte.

„Ich denke," sagte die Mutter hingeworfen — „der Doctor, der eine Rheinreise macht, wollte nur wenige Tage hier bleiben. Hat er nicht so zu Dir gesprochen, Mariechen?" Das liebe Kind bückte sich, um das glühende Gesicht zu verbergen, tief auf die Stickerei, die für des Vaters Geburtstag bestimmt war, und erwiederte leise: „Es muß dem Doctor doch hier gefallen." Gemüthlich und schlau tächelte die Mutter; ihr war ein Licht aufgegangen. Der Doctor, ein rüstiger, blühender Mann, war reich, obgleich ein Student. Ersteres wußte die ganze Stadt bereits; Letzteres hatte seine Wirthin der Nachbarin verrathen. In kleinen Städten ist ein Mann der Art Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Da dachte denn die Mutter: „je nun, meinetwegen! Käme es so weit, ich sagte nicht Nein! Einen Doctor zum Schwiegersohn! Es klingt nicht übel!"

Eines Sonntags führte der Vater, achtbarer Bürger und Tischlermeister, sonntäglich angethan, die Mutter und das Töchterlein an den sonnigen Ufern des Rheines spazieren. Wetter und Gegend waren gleich schön; das stimmte den alten Herrn gemüthlich; er sagte: „Wunderschön heut', Mütterchen, beinahe so schön als vor 25 Jahren an unserm Hochzeitstage. Nicht wahr?" Mütterchen schmunzelte und meinte: „Ja, ja! Wir werden ja wohl auch noch eine Hochzeit erleben. Was meinst Du, Mariechen?"

Mariechen aber hörte das nicht; denn eben sah sie

Digitized by Google

den Doctor ſtattlich und freundlich heranſchreiten. Er grüßte, ſprach vom Wetter, von der Gegend, von des Rheingaus mannigfachen Herrlichkeiten ſo begeiſtert und ſinnig, daß des Tiſchlermeiſters patriotiſcher Stolz erwachte und er in des Doctors Rühmen und Preiſen gemüthlich einſtimmte. Der Doctor begleitete die liebe, freundliche Familie bis an das Wohnhaus, auf deſſen Fenſtern die ſcheidende Abendſonne noch einen recht lieblichen Blick zwiſchen den Bergen hindurch warf. Die Herzen waren durch Gang und Geſpräch recht weit und liebevoll geworden, und ſo geſchah denn das für ein ſolches Städtlein unerhörte, daß der Tiſchlermeiſter den Doctor, mit Hinweiſung auf Mariens Koch- und Servirkunſt, zum Abendeſſen einlud. Da begegneten ſich zwei Augenpaare blitzſchnell, und aus ihnen fuhren zwei Herzen in einander ſo warm und innig, daß ſie keine Macht auf Erden noch im Himmel mehr ſcheiden konnte. Vater und Mutter mochten ſo etwas ahnen; denn nachdem ſie jene Blicke geſehen hatten, ſahen ſie ſich fragend und bedenklich an. Die Mutter lächelte ein wenig.

Vier Wochen war nun ſchon Doctor Manulich bei der Familie ein- und ausgegangen. Im Städtlein hieß es: „Meiſter Krügers Mariechen kriegt einen Doctor, einen Studirten.“ — Der Doctor, unabhängig von Andern, hatte ſich ſeine zur Trauung nöthigen Zeugniſſe ſchicken laſſen, und brachte ſie dem Schwiegerpapa. Der ſetzte die Brille auf und las, und — warf das Blatt mit einer Gebärde des Entſetzens zur Erde. Er ſtand oder ſprang vielmehr auf, ging mit großen Schritten ein paar Mal vor dem Erſchreckten auf und ab, blieb dann vor ſeiner Frau ſtehen und ſagte in bitterem Tone: „Mutter, er iſt ein Proteſtant!“

Mutter und Tochter waren wie vom Schlage gerührt; keine von ihnen hatte darnach gefragt, und dem Doctor war in ſeiner Philoſophie und Liebe der Unterſchied des Bekenntniſſes nicht einmal eingefallen. „Die Liebe“ — hatte er gemeint — „überwinde Alles: auch die Glaubensform.“ Jetzt wollte er vor dem Vater ſeine Vernunft- und Bibelgründe für dieſen Satz entwickeln; aber kaum hatte er zwei Worte geredet, ſo rief der Alte fanatiſch aus: Fort, Ketzer, fort! Sie betreten mein Haus nicht wieder!“ Der Doctor, aus aller Faſſung gebracht durch dieſen glaubenswürdigen Ausbruch bei dem ſonſt ſo ruhigen und verſtändigen Manne, ergriff ſeinen Hut und ſtürzte zur Thür hinaus. Mariechen fiel der Mutter in die Arme.

Vier Tage darauf ſah man Mariechen bleich und verſchleiert mit Roſenkranz und Gebetbuch nach der Kirche gehen. Sie begab ſich in den Beichtſtuhl, um nach der Eltern ſtrengem Befehl dem Geiſtlichen in der Ohrenbeichte die ſchwere Sünde zu bekennen, einen Proteſtanten geliebt zu haben. Sie that das mit zitternder Stimme, die Hände gefaltet, zwiſchen denen der Roſenkranz mit dem Kruzifix herabhing. Als ſie ſchwieg, fragte der Geiſtliche: „ob ſie keine Sünde mehr auf dem Herzen habe?“ — Mariechen erhob die gefalteten Hände noch ein Mal, ihr bleiches Antlitz erröthete, zitternd und kaum hörbar lispelte ſie: „Ach, ich lieb' ihn ja noch, ich lieb' ihn ewig, und werde ſterben müſſen!“

Der Geiſtliche, ein ehrwürdiger Greis mit hoher, klarer Stirn und leidengefurchten Wangen, lehnte immer noch mit dem Ohr an der Wand, durch welche die Beichtende geſprochen. Ein großer Schmerz ſeiner Jugend wachte in ihm auf. Auch er hatte menſchlich und göttlich gefühlt, er hatte geliebt, er hatte ſeine ganze Mannskraft aufbieten müſſen, um in dem auferlegten Entſagungskampfe nicht unterzugehen. Dem Mädchen ſeiner Liebe, das der Schmerz aufs Todtenbette gebracht, hatte er die letzten Sakramente gereicht und dann es ſterben geſehen. Aus der Ohrenbeichte einer Mutter wußte er, daß ſie ihre Tochter in das Irrenhaus gebracht, weil ſie ihr die Ehe mit einem Proteſtanten verweigert hatte. Lange ſann er, ſprach die Worte der Abſolution und ermahnte, ſeiner Pflicht im Beichtſtuhle getreu, gegen dieſe Liebe nach Kräften zu kämpfen. Während der Rede vernahm man ein Geräuſch. Mariechen war ohnmächtig zur Erde geſunken. — Schnell war eine Sänfte herbeigeſchafft, und das lebloſe Mädchen unter des treuen Beichtvaters Geleite nach Hauſe getragen. Der Doctor hatte geſehen, daß ſie zur Beichte ging, er ſah die Sänfte, von dem Geiſtlichen begleitet, in das Haus tragen. Die ganze Gewalt ſeiner Liebe ergriff ihn; er ſtürzte der Sänfte nach, erreichte ſie, riß ſie auf, und rief mit heißen Küſſen und Liebesworten die Lebloſe ins Bewußtſein zurück. Jammernd eilten die Eltern herbei, und nun ward offenbar, „daß die Liebe Alles überwindet.“ Mit voller Gewalt ihrer Siegeskraft ſprach der Doctor zu den Beſtürzten von dem Frevel, den ſie im blinden Glaubenswahn an ihrer Tochter begingen, von Gott, der die Liebe ſelbſt iſt, von ſeinem Wort: „daß, wer in der Liebe bleibt, der auch in Gott bleibe,“ daß die Liebe — das über Glaube und Hoffnung hinaus Unvergängliche, Ewige — weder katholiſch noch proteſtantiſch, ſondern vernünftig, und darum der göttlichen Natur des Menſchen gemäß, alſo chriſtlich ſei. Die Mutter ſchluchzte, dem Vater ſtanden ein paar große bittere Thränen in den Augen, Mariechen erhob ſich, ſtürzte dem Liebenden und Geliebten an die Bruſt, umarmte dann Vater und

Digitized by Google

Mutter — und Vater und Mutter umarmten den Schwiegersohn. Es war ein heiliger, herzerhebender Anblick, wie die allgewaltige ächte Liebe vier edle reinchristliche Seelen auf immer vereinigte. Der alte Geistliche wischte ein Paar Thränen aus seinem vom Strahl göttlicher Liebe leuchtenden Augen, und sprach einen herzlichen Segen über das liebende Paar aus mit des Heilands herrlichen Worten: „Richtet nicht, so werdet auch Ihr nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet auch Ihr nicht verdammet; vergebet, so wird Euch vergeben! — Ich will den Vater bitten, er soll Euch einen Tröster geben, daß er bei Euch bleibe ewiglich: den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kennt; denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Ihr aber kennet ihn, denn er bleibt bei Euch und wird in Euch sein."

Der protestantische Geistliche aus dem Nachbarstädtchen vollzog nach vierzehn Tagen die Trauung; der katholische Geistliche war zugegen und schrieb den Act in sein Kirchenbuch. Unser Doctor ist ein allgemein geachteter und geliebter Lehrer an einem süddeutschen Gymnasium, und hat bereits einen Kreis von blühenden Kindern um sich, die Vater und Mutter in Liebe christlich und in der Furcht des Herrn gemeinsam erziehen. Noch nie hat Bekenntnißstreit den Himmel ihrer Liebe getrübt; „denn aller Glaube ist Eins durch die Liebe."

Aus dem Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

Das überaus Herrische in dem Wesen und Benehmen des kleinen grauen Mannes, das jede vorwitzige Frage nach seinem Namen und Stand, die Vater Sturm oft schon auf den Lippen schwebte, zurückscheuchte, der ernste strenge Ausdruck in seinen Blicken und Mienen, die regelmäßige Schönheit seines olivenfarbenen Gesichtes machten großen Eindruck auf Vater Sturm, der sich mächtig zu dem kleinen Graurock hingezogen und zu gleicher Zeit von ihm abgestoßen fühlte. Er vermuthete in dem Unbekannten einen vornehmen, französischen Offizier, oder gar einen General, der ein geheimes Liebesverhältniß mit Valerie unterhalte, die allemal nach seinen Besuchen schwermüthiger war wie gewöhnlich. Der alte Waidmann spöttelte oft recht bitter und anzüglich über „gewisse Dämchen, die Herren-Besuche annähmen." Wenn ihn aber dann Valerie mit ihren sprechenden, und in Thränen schwimmenden Augen so recht innig, wie um Schonung flehend, ansah, vermochte er nicht länger zu zürnen. „Man müßte fürwahr ein Herz von Kieselstein haben," sagte er, „wenn man ihr böse bleiben wollte."

Einst, von einem Ritte nach Schloß Finkenstein zurückkehrend, trat er ganz erhitzt in das Zimmer zu den Seinen. „Eine verdammte Geschichte das!" rief er, ungestüm Hut und Tasche in den Winkel schleudernd.

„Was ist's? Was hast Du denn?" fragten ganz erschrocken Mutter und Tochter wie aus einem Munde.

„Nun ist's heraus!" rief der Alte, mitten im Zimmer stehen bleibend; „wer der kleine Graurock ist, der unsere Valerie besucht."

„Nun wer denn!" fragten neugierig Beide.

„Wer anders," erwiederte Vater Sturm, „als der Kaiser: ich habe ihn heute im Schloßhofe zu Finkenstein Musterung halten sehen über seine Garden!"

Die weibliche Oppositions-Parthei lachte den Alten geradezu aus und behauptete: dies sei rein unmöglich. Um so eifriger verfocht dagegen der Alte seine Meinung, und wir wissen, daß er diesmal wirklich Recht hatte.

Napoleon hatte während seines Aufenthalts in Warschau im Januar 1807 die Bekanntschaft der Gräfin Valerie gemacht, und sich durch die schöne, feurige, geistvolle junge Polin, die ihm eine an Fanatismus gränzende Anhänglichkeit und Hingebung zeigte, bald angezogen und gefesselt gefühlt. Dies Verhältniß, das er anfangs als einen Zeitvertreib betrachtet hatte, nahm allmählich von seiner Seite den Character von Zuneigung an, die, obgleich nur eine sinnliche Erregtheit, von der sich gern täuschenden Valerie für Liebe gehalten wurde. Sie folgte daher, als Napoleon Warschau verließ, um dem unter Benningsen anrückenden Russen entgegen zu gehen, ohne sein Wissen und Willen dem französischen Heere. Napoleon, zwar Anfangs, als er es erfuhr, hierüber unwillig, gestattete ihr doch zuletzt, von ihrer Hartnäckigkeit überwunden, in seiner Nähe zu bleiben, und wies ihr jene, so versteckt gelegene Försterei, die er während seines Aufenthaltes im Schloß Finkenstein aufgespürt hatte, zum Aufenthalt an, da er freilich aus verschiedenen Gründen dies Verhältniß geheim zu halten wünschen mußte. Ihre Krankheit, unmittelbar nach ihrer Ankunft bei Vater Sturm, die mancherlei Vorwände, unter denen sie ihre Abreise entweder zu verzögern, oder sich von dem ehrlichen Sturm zum Bleiben nöthigen zu lassen wußte, waren nur eine geschickt gespielte Rolle von ihrer Seite gewesen.

„Ich muß Sie bitten, meine Liebe," sagte einst Napoleon bei einem seiner Besuche zu Valerie, „für jetzt nach Warschau zurückzukehren; ich denke ein Tänzchen

Digitized by Google

mit dem General Benningsen zu machen, und da dürfte es für Sie nicht rathsam sein, sich im Treffpunkte der Armeen aufzuhalten; mich aber würde es beunruhigen, wüßte ich Sie nicht zuvor in vollkommner Sicherheit."

Valerie wagte sich zwar mit einigen schüchternen Einwendungen hervor. Als aber Napoleon diese, nicht an Widerspruch gewöhnt, kurz und kalt zurückwies — er war im Grunde schon des ganzen Verhältnisses überdrüßig geworden — widersprach sie nicht weiter.

Schon wollte sich Napoleon mit einem kalten: „A revoir donc, ma chère!" von ihr verabschieden, als sie laut schluchzend mit dem Ausrufe: „Grausamer! Sie verlassen mich, ich bin Mutter!" in seine Arme sank.

Napoleon war einigermaßen betroffen über diese ihm höchst unerwartete und unwillkommene Nachricht. Alles mußte ihm daran liegen, seine Vaterschaft unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu verbergen, und den von der öffentlichen Meinung um seine Person geschaffenen Nimbus, der leicht dadurch zerstört werden konnte, ungetrübt zu bewahren.

„Um so mehr, meine Liebe," sagte er mit schnell wiedergewonnener Fassung, „müssen Sie ungesäumt nach Warschau zurückkehren. Und noch eins!" fügte er halb drohend hinzu, „lassen Sie sich ja das tiefste Geheimniß anempfohlen sein. Geben Sie mir zu seiner Zeit Nachricht; ich werde stets für Sie und Ihr Kind sorgen."

Mit dieser frostigen Zusicherung schied Napoleon von Valerie, die bald darauf, nachdem sie unter heißen Thränen von den redlichen Sturms Abschied genommen hatte, abreiste.

Nach dem Tilsiter Frieden machte sie sich auf den Weg nach Paris. Dort angelangt, gab sie dem Kaiser Nachricht von ihrer Ankunft. Hoffend und mit ängstlich pochendem Herzen sah sie stündlich seinem Kommen entgegen. Allein statt seiner kam die polizeiliche Weisung, innerhalb 24 Stunden Paris und binnen 8 Tagen Frankreich zu verlassen.

Napoleon, erzürnt über Valeries Verwegenheit, ungeachtet seines ihr beim Scheiden ertheilten Winkes, nicht nach Paris zu kommen, hatte diesen Befehl ertheilt, sowohl sie, ihres Ungehorsams wegen, zu bestrafen, als auch dem Bekanntwerden eines Geheimnisses, das er vor der Eifersucht seiner Gemahlin und vor der Spottsucht der Pariser sorgfältig zu bewahren wünschen mußte, zuvorzukommen.

Mit blutendem Herzen verließ Valerie Paris. Sie mochte jetzt zum ersten Mal deutlich erkennen, daß nicht Liebe, sondern nur Sinnlichkeit den Kaiser in ihre Arme geführt hatte: der Rausch war verflogen und sie vergessen.

In Warschau gab sie sich für die Wittwe eines polnischen Officiers aus, und gebar in aller Stille einen Knaben: der Kaiser, davon unterrichtet, sorgte mit kaiserlicher Freigebigkeit für Mutter und Kind.

In Valeries stürmisch bewegtem Gemüth war allmählig durch die wohlthätige Macht der Zeit wieder Stille und Frieden eingekehrt, und sie gedachte der Vergangenheit und ihrer Liebe zu dem mächtigen Kaiser der Franzosen, vor dem Europa zitterte, mit Wehmuth nur noch wie eines glänzenden Traumes, besonders, wenn sie mit ihrem Knaben, dem leibhaften Ebenbilde des Vaters, tändelte. Zerstreuung und Erheiterung gewährte ihr der Umgang mit Obrist Düfour, der von einem Landsmann bei ihr eingeführt worden war. Obrist Düfour, schon längst über die Jahre der brausenden Leidenschaft hinaus, und durch ein viel bewegtes, an Erfahrungen reiches Leben, das er meist in den verschiedenen Feldzügen der Franzosen verlebte, zu jener gehaltenen Gediegenheit gelangt, die den älteren Franzosen oft so liebenswürdig macht, hatte bald das volle Vertrauen Valeries gewonnen. Sobald er ihr Geheimniß errathen, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit für sie.

Valerie nannte das Gefühl, das ihr der Obrist, der mit einer angenehmen äußern Persönlichkeit zugleich jene so einnehmende, soldatisch freie Haltung verband, unwillkührlich eingeflößt hatte, Freundschaft; daß es aber ein weit anderes und wärmeres Gefühl sei, mochte sich Valerie selbst nicht gestehen. Schon ihr weiblicher Stolz ließ das nicht zu, da sich Obrist Düfour, ihr gegenüber, in seinem Benehmen stets in den Grenzen der angemessensten, ehrerbietigsten Zurückhaltung hielt.

Obrist Düfour hatte Valeries keimende Liebe für ihn längst bemerkt und mußte sich gestehen, daß sie eine antwortende Stimme in seinem Innern gefunden; allein er sah in Valerie gewissermaßen die Wittwe seines Kaisers, der er Ehrfurcht schuldig sei, und unterdrückte daher Gefühl mit kräftiger Selbstbeherrschung, indem er sich darauf beschränkte, ihr nur die größte Ehrerbietung zu beweisen, dadurch ihr gleichsam die unübersteigliche Kluft andeutend, die er zwischen ihr und sich erblickte. Vielleicht würde aber dennoch die Liebe über diese künstliche Schranke gesiegt haben, wenn nicht plötzlich Obrist Düfour Befehl erhalten, mit seinem Regiment zu dem großen Heere zu stoßen, das wider Rußland auszog. Die allgemeine Bewegung, die sich in Europa von den Säulen des Herkules bis zu den Ufern des Niemen auf das Gebot des Gewaltigen kund gab, ergriff auch Valeries Herz mächtig. Von derselben berührt, sprangen gleichsam die verschlossenen Pforten ihres Herzens auf, und das Bild

Digitized by Google

des kurzen Liebesglückes in den Armen des Mächtigen erwachte mit neuer Stärke nicht so sehr in ihrem Herzen, als in ihrer Phantasie. Sie vermochte zuletzt diesem lockenden Bilde nicht länger zu widerstehen und folgte, indem sie sich der Frau eines französischen Offiziers, die ihren Gatten begleitete, anschloß, und nachdem sie ihren Sohn einem alten treuen Diener ihres Hauses übergeben, dem Heere nach Rußland.

V.

„Jusupow," sprach ein finster drein sehender, reich besternter Mann, der nachdenklich in dem hohen Fenster eines kirchenähnlichen Gemachs des Kremls gelehnt stand, zu einem alten, graubärtigen, demüthig hinter ihm stehenden Russen; „Jusupow, die kirchenräuberischen Feinde werden bald in Moskau sein."

„Wie wäre das möglich, o Herr!" erwiederte der Granbart. „Sind denn nicht die Mutter Gottes von Kasan" — er bekreuzte sich andächtig bei Nennnng dieses Namens — „und der heilige Alexander Newski" — er bekreuzte sich abermals fromm — „in diesen Mauern? Und werden sie es zugeben, daß der kirchenräuberische Feind in diese heilige Stadt komme?"

„Jusupow," sprach rasch der Besternte, in welchem wir den General-Gouverneur Grafen Rostopschin erkennen, „die Heiligen mögen wohl auf uns zürnen. Wir haben eine große Schlacht verloren, wie mir der Feldmarschall da schreibt" — er deutete dabei auf einen Brief, den er in der Hand hielt — „und die Gottlosen werden bald in unserer heiligen Stadt sein."

„Gott ist groß und allmächtig!"*) sprach feierlich der alte Russe. „Die Gottlosen werden hier sein und Feodor Iwannowitsch ist doch hier! Wie versteh' ich das?" —

„Jusupow," hob Rostopschin von Neuem an, „kann ich mich auf Dich verlassen?"

„Wird Feodor Iwannowitsch gebieten," erwiederte der Russe, indem er zugleich den Rock des Gebieters faßte und an seine Lippen drückte, „Andrea, tödte Deinen Sohn oder Bruder, Andrea wird, so wahr ihm die heilige Mutter Gottes von Kasan helfen möge!" — er bekreuzte sich zugleich wieder — „seinen Sohn oder Bruder erschlagen; denn Dein eigen ist er so mit seinem Körper, wie mit seinem Willen, und Dein Wille ist sein Wille."

„So schleiche Dich unbemerkt," gebot Rostopschin, „zu Murawief, und heiße ihn ungesehen zu mir kommen."

*) Sprichwörtliche Redensart der Russen.

„Den Zuchthaus-Aufseher willst Du sprechen, o Herr? fragte ganz verwundert der alte Russe. „Wirst Du nicht — verzeih', o Herr, Deinem Knechte diese Rede — durch seine Gegenwart besudelt werden?"

„Eben darum," erwiederte Rostopschin, „darf Niemand, versteh' mich wohl, Jusupow, Niemand, sage ich, auch nur im Entferntesten vermuthen, daß ich diesen Verworfenen zu mir beschieden habe. Es muß scheinen, als ob er auf seinen eigenen Antrieb käme. Mache Deine Sache klug, Andrea; geh' und schick' mir den Murawief!"

„Es soll geschehen, mein Gebieter!" sprach der alte Russe, sich tief bis auf die Erde verneigend und ging.

Das Knarren der Thüre weckte jetzt Rostopschin aus dem tränmerischen Sinnen, in das er vertieft schen eine Zeitlang am Fenster gestanden, nnd auf die zu seinen Füßen liegende, unermeßliche, von ihm dem Untergange geweihten Hauptstadt geblickt haben mochte. Als er sich umsah, erblickte er den hinter ihm stehenden Murawief.

Der Mann, mit seiner kurzen stämmigen Figur, mit seinem pockennarbigen, mit röthlichen Sommerflecken ganz bedecktem Gesichte, das durch ein Paar schielende Augen in seiner abschreckenden Häßlichkeit noch mehr hervorgehoben wurde, und mit seinem struppichten, fuchsrothen Haupt- und Barthaar, schien gleichsam der personificirte Judas Ischarioth.

Murawief verbeugte sich tief bis auf die Erde und küßte knechtisch den Rock des Gouverneurs.

„Iwan," redete ihn dieser an, „die Franzosen werden bald in unserer heiligen Stadt sein."

„So sagt man!" erwiederte gleichgültig der Aufseher.

„Sollen wir's gelassen dulden?" fragte Rostopschin.

„Können wir's hindern?" antwortete mit derselben unerschütterlichen Gleichgültigkeit der Zuchthaus-Aufseher.

„Iwan," fuhr der Gouverneur nach kurzem Schweigen fort und seine Augen funkelten, „ehe ich es dulde, daß Rußland ein schmachvolles Joch von diesem corsischen Emporkömmling auferlegt wird, will ich eine Fackel anzünden, von der ganz Europa wiederleuchten soll."

Hier schwieg Rostopschin und schien eine Antwort zu erwarten. Murawief aber sah gleichfalls schweigend vor sich nieder und schien seinerseits eine nähere Erklärung abwarten zu wollen.

„Wie viel Sträflinge hast Du unter Deiner Fuchtel?" unterbrach Rostopschin plötzlich das Schweigen.

„Zweitausend, Erlaucht!" antwortete der Aufseher.

„Sind es schwere Verbrecher?" fragte Rostopschin weiter. —

Digitized by Google

„Die Meisten, Erlaucht," erwiederte grinsend der Aufseher, „sind überreif für Sibirien, und Viele können sogar einen gerechten Anspruch auf die Knute und die Bergwerke von Nerschinsk machen.

„Du bewachst die Kerle gewiß recht streng?" fragte lächelnd Rostopschin.

„Die Henne kann ihre Küchlein nicht sorgfältiger behüten, als ich diese Bursche, und eher soll mir ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als auch nur Einer von ihnen entkommen!" betheuerte mit vieler Selbstgefälligkeit der Aufseher.

„Recht so, Iwan, das muß ich loben!" — Dabei klopfte Rostopschin dem höchlich Geschmeichelten auf die Achsel. „Aber höre, Iwan, Du könntest wohl einmal, mir zu Liebe, Deine schielenden Augen zudrücken. Du kannst nicht dafür, wenn die Kerle mit Gewalt ausbrechen, ein Bischen plündern, auch wohl einmal hier ein Häuschen und dort ein Häuschen in Brand stecken. Geräth dabei wohl gar Moskau in Brand, wie sich zufällig begeben würde, so können sie ja leicht in dem dadurch entstehenden Wirrwarr das Weite suchen, und brauchen weder den kleinen, unfreiwilligen Spaziergang nach Sibirien, noch die angenehme Bekanntschaft mit der Knute zu machen. Verstanden, Iwan?"

„Wie mich selbst, Erlaucht!" antwortete sich bis auf die Erde verneigend, der Häßliche mit einem teuflischen Lächeln und ging.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Das Rütli der Mode.) Der Gedanke der deutschen Nationalität wurzelt immer tiefer und fester unter uns. Vor kurzem wurde davon ein neuer glänzender Beweis gegeben, den drei Notabilitäten der Mode in Leipzig traten zusammen, um uns eben so vom Joche der französischen Mode zu befreien, wie 1813 Oesterreich, Preußen und Rußland uns von französischer Gewaltherrschaft befreiten. Was 1813 das Schwert that, wird 1844 die Scheere vollbringen, und wir preisen die fortgeschrittene Civilisation dafür. In einer schönen einsamen Sommernacht traten feierlich der berühmte Kleiderkünstler Hoyer, die poetische Modistin Gismunde Rosenlaub und der ruhmwürdig bekannte Haarvetuos Pfefferkorn zusammen, hielten bei Gellerts Denkmal auf dem Schneckenberg ein feierliches Rütli und schwuren auf die Etegante dem Franzosenthum der Mode den Untergang. Seitdem kleiden Herr Hoyer und Gismunde Rosenlaub die Figuren des Herrn Pfefferkorn, und dieser coiffirt die Putzköpfe der Gismunde Rosenlaub und liefert die Frisurzeichnungen zu den Gemälden an Herrn Hoyers Atelier. Die Kunde dieses Zusammentritts soll unter den Pariser Modisten einen panischen Schreck hervorgerufen haben, und selbst die Course an der Börse sollen in Folge davon in's Schwanken gerathen sein.

— Unter den zahlreichen Badeorten, die Frankreich besitzt, gehört bekanntlich Vichy zu den besuchtesten; Vichy ist sogar eigentlich zu stark besucht, denn man hat berechnet, daß alle Quellen dort nicht hinreichen, mehr als 600 Bäder täglich zu liefern, gleichwohl werden aber täglich über 1200 genommen. Wie die Leute dies möglich machen, ist wohl leicht zu erklären, denn der Allier fließt bei Vichy und wie die Weinhändler den Wein mit Wasser mischen, so mischen die Leute in Vichy ihr Mineralquellwasser mit Flußwasser. Dies geschieht übrigens nicht blos in Vichy; es ließen sich auch deutsche Badeörter nennen, wo man dieselbe Industrie betreibt. Die Hauptmerkwürdigkeit von Vichy ist aber die außerordentlich strenge Sittenpolizei, welche dort geübt wird, und die wahrhaft tyrannisch ist, nicht der Moral an sich wegen, sondern um dem Orte den moralischen Ruf zu erhalten, in dem er steht. Die Gasthäuser nehmen Niemand auf, der sich über seine Stellung nicht genau ausweisen kann, und die Wirthe beobachten genau Alles, was in ihren Häusern vorgeht; sobald sie etwas bemerken, was zu einer — Untreue führen könnte, machen sie Anzeige, und sogleich erscheint im Interesse des Gesetzes und — des entfernten Eheherrn ein sittenstrenger Polizeidiener, der die Verdächtigen dann nicht so leicht wieder aus den Augen läßt, und im Nothfalle auf Entfernung derer anträgt, welche auf andere Winke nicht achten. Trotz dieser strengen polizeilichen Aufsicht sollen doch bisweilen einige einzelne — Unglücksfälle vorkommen.

— Die Familie Bonaparte ist wieder um eins ihrer Glieder ärmer geworden, denn Joseph Bonaparte, früher König von Neapel und Spanien, starb vor einigen Wochen in Florenz. Es sind nun nur noch die beiden Brüder Napoleons, Ludwig und Hieronymus, übrig, die beide in Florenz leben, der erste als Graf von Leu, seit mehreren Jahren fast ganz gelähmt, der letztere als Fürst von Montfort. Zahlreich sind die Nachkommen der Familie. Joseph hatte zwei Töchter, die beide mit Vettern verheirathet sind, die eine mit dem Prinzen Carl von Canino (dem Sohn Lucian), die zweite mit dem ältesten Sohn Ludwigs. Dieser starb vor 3 Jahren, wie man sagt, von Mörderhand. Ein anderer Sohn Lucians lebt in Belgien. Der älteste Sohn Ludwigs starb 1831 in Forli, der Bruder desselben sitzt gegenwärtig in dem Schlosse Ham in Frankreich gefangen. Hieronymus hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Von den ersteren steht einer in den Diensten seines Oheims, des Königs von Wurtemberg, der zweite hat unter allen Napoleoniden die größte Aehnlichkeit mit dem Kaiser, und die Tochter, die schöne Mathilde, ist mit dem reichen russischen Grafen Demidoff verheirathet. — Die Söhne der Prinzessin Caroline und Murats leben in Amerika, die Töchter sind die Gräfin Papoli in Bologna und die Gräfin Rasponi in Ravenna. Die Prinzessin Elise, Fürstin Baccicchi, hatte zwei Kinder, einen Sohn, der 1837 in Rom mit dem Pferde stürzte und starb, und eine Tochter, die Gräfin Camerata in Ancona. Der verstorbene Graf von Survilliers (Joseph) war der reichste der ganzen Familie; er soll 15 Millionen Franks hinterlassen haben.

(Das schöne Gebet.) Der Reisende Hay wollte in der Nähe eines arabischen Dorfes seine Zelte aufschlagen, als er sich plötzlich von einer tobenden Menge umringt sah, welche

Digitized by Google

über die „Gotteslängner" fluchte. „Wie könnt Ihr sagen, daß wir nicht an Gott glauben," redete er einen greisen Mann, den er an der Tracht für einen Priester erkannte, „höre mein tägliches Gebet und urtheile dann selbst." Hierauf sprach er das Vaterunser. Staunend und schweigend hörten die Araber zu, bis endlich der Priester ausrief: „Möge Gott mich verfluchen, wenn ich je wieder die verfluche, die solchem Glauben folgen; ja, was noch mehr ist, dein Gebet soll fortan auch das meinige sein, bis meine Stunde schlägt. Ich bitte dich, o Nazarener, wiederhole mir das Gebet, daß wir es lernen und, mit goldenen Buchstaben geschrieben, unter uns aufbewahren."

(Friedrich der Große und Georg von England.) Bekanntlich haßten einander die verstorbenen Könige von Preußen und England außerordentlich. Georg nannte Friedrich: „mein Bruder der Feldwebel", und Friedrich ihn dagegen: „mein Bruder der Tanzmeister." Als der König von Preußen auf dem Sterbebette lag und seine Familie um ihn her stand, fragte er den Geistlichen: „Muß ich, um in den Himmel zu kommen, allen meinen Feinden vergeben?" — Als ihm darauf entgegnet wurde, daß dies nothwendig geschehen müsse, wendete er sich an die Königin und sagte: „Nun, Dorothea, so schreibe Deinem Bruder und sage ihm, ich vergäbe ihm alles Böse, was er mir gethan hat. Ja, sage ihm, daß ich ihm verzeihe, aber — warte, bis ich todt bin."

— Was der Staat für die Menschen, ist die Ehe dem Menschen: ein auf Gesetze gegründeter Verband, der die Willkühr vernichtet und das thierische Begehren zum vernünftigen Wollen erhebt.

Es gibt gute und schlechte Staaten, gute und schlechte Ehen; beide in vielerlei Abstufungen, von der absoluten orientalischen Tyrannei bis zum occidentalen Libertinismus. Man kann die politische und moralische Stellung des Weibes immer als Maaßstab annehmen, für den politischen und moralischen Werth eines Staates. Wo das Weib unfrei ist, sinkt auch der Mann zum Sklaven herab; wo es in Libertinage ausartet, degenerirt auch der Mann wie in Italien.

Die Ehe ist die Axe des Staatslebens. Alles, Gesetz, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Krieg und Friede dreht sich um sie, empfängt Licht und Wärme von ihr, der Sonne alles vernünftigen Daseins.

Dieses Verhältniß muß daher das erste, wichtigste für die Gesetzgebung bleiben, der Augenpunkt, wonach alle übrigen Verhältnisse des großen Lebensgebäudes zu reguliren sind.

Unsere bürgerlichen Gesetzbücher sind nur darum voll von Widersprüchen und Inconsequenzen, weil sie das Eherecht so oberflächlich behandeln, nicht zur Basis des Ganzen machen.

— Einer der reichsten Bankiers aus Frankfurt a. M. fuhr auf einem Dampfschiffe den Rhein hinab. Er setzte sich mit seiner Familie auf Stühle, die er aus dem Saale holte und auf das Verdeck stellte, freute sich der schönen Aussicht und des Glückes, ein reicher Mann zu sein, der für sein Geld Alles, sogar schöne Gegenden haben kann. Die Familie stand auf, spazierte umher, wollte sich wieder setzen, da kam der Marqueur und holte die Stühle weg. Der Bankier äußerte den Wunsch, sie noch ferner zu behalten, der Marqueur aber, welcher sie um die Tafel zum Diner zu stellen beabsichtigte, sagte, er könne sie nicht auf dem Verdeck lassen, denn es seien Kajütenstühle.

Voll der tiefsten Indignation schlug der Bankier die Hände über dem Kopfe zusammen, „Gott!" rief er aus, „Gott meiner Väter, hast Du es gehört, wie man umgeht mit den reichsten aus Deinem auserwählten Volk, ka-Jüden-Stühle! nehmt ihr auch ka-Jüden-Geld? Herr Kaptain, ist das erlaubt, ich bin der reichste Frankforts am Mainer Bankier, und soll mich nicht hinsetzen, weil das ka-Jüden-Stühle sind. Herr Kaptain, ist das die gerühmte christliche Toleranz? Ich werd das doch bringen vors Forum der Oeffentlichkeit.".

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Trotz der Zeit des Spätsommers beschäftigt die elegante Welt sich noch immer mit der Mode, wenn nicht mit der gegenwärtigen, so doch wenigstens mit der wahrscheinlich in der nächsten Zeit herrschenden oder zur Herrschaft zu beingenden. So ist die Rede davon, die sogenannten ungarischen kurzen Beinkleider in die Mode zu bringin, um endlich der Herrentoilette eine ganz andere Richtung zu geben. Die Beinkleider haben alle möglichen Variationen und Modificationen durchgemacht und Jedermann sieht ein, daß die jetzige Art der Gamaschen-Pantalons nicht länger geduldet werden darf. Bereits werden viele einfach runde Pantalons ohne Fußriemen getragen, die ziemlich lang sind und oben am Gürtel keine Falten haben. Daß diese Art der Pantalons sich noch weniger halten kann, versteht sich von selbst, weil sie gar nichts Elegantes haben. So ist man den möglichen Kreislauf der Pantalon-Neuerungen durchlaufen und es muß etwas Neues kommen. Man braucht sich deshalb auch nicht eben sehr zu wundern, wenn die kurzen Beinkleider plötzlich wieder in die Mode kommen. Die Modewelt muß etwas haben, um ihre täglichen Launen und Einfälle zu befriedigen, und die Toilette ist der Zeitvertreib gar vieler unbeschäftigter Personen. Wenn man diesen zu lange ein und dasselbe Kleidungsstück gibt, und wenn es noch so schön wäre, so komme es ihm endlich langweilig und lästig vor. Es ist so ziemlich die Geschichte mit der Puppe, welche man dem Kinde gibt. Wie gesagt, wir werden uns nicht wundern, wenn wir die kurzen enganliegenden Beinkleider und dazu feine lange lackirte Stiefeln mit Stolpen wieder zum Vorschein kommen. Für die Jäger sind die neuen wasserdichte Stoffe sehr zweckmäßig, welche sich von den früheren gänzlich unterscheiden, indem sie nicht mit Kautschuck überzogen sind, und die Zeuge, frei von allem unangenehmen Geruch, auch nicht auf einander geklebt zu werden brauchen. Die Tuche ꝛc., die nach dem neuen Verfahren wasserdicht gemacht sind, lassen die Luft ungehindert durchdringen, behalten ihre ganze Gefügigkeit und werden auch nicht schwerer. Die Jäger sind auch endlich der ewig grünen Farbe überdrüssig geworden und man sieht viele in Anzügen von ziemlich dunkel melirten Zeugen.

Unsere Liens tragen als Morgen-Toilette meistens den Twine. Der Kragen hat einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall; die Taille bezeichnet genau alle Theile des Körpers; der Rock ist ziemlich kurz und weit; die Vordertheile haben breite Revers, welche zugeknöpft oder nach Belieben übergeschlagen werden können; die Vordertheile sind mit sechs Knopflöchern versehen, welche weit von einander getrennt sind, so daß der letzte ganz nah am Rande des Rockes sich befindet; die Revers sind breit und viereckig, ebenfalls die Zipfel des Kragens; die Aufschläge an den weiten und langen Aermeln haben eine Oeffnung, welche vermittelst dreier Knöpfe geschlossen wird. Auf der linken Brustseite, wie auf jeder Seite des Rockes befindet sich immer eine Tasche. Den Twine besetzt man gewöhnlich mit einer schmalen Borte, oder steppt auch wohl den überwendlings genommenen Rand. Diese letztere Art ist der Haltbarkeit wegen vorzuziehen; Rock, Leib und Aermel sind mit

Digitized by Google

dazu passender Seide gefüttert, und die Knöpfe sind von demselben Stoffe. Die Gilets zu den ländlichen Toiletten haben die Form der Westen à la Louis XV., d. h. man knöpft sie bis oben hinauf zu; sie sind lang und unten ausgeschweift, die Taschen sind mit einer breiten Patte mit drei Spitzen bedeckt. Die für dies Genre von Gilets beliebtesten Stoffe sind: die Valencias und die karrirten oder gestreiften Piquees, die Knöpfe trägt man von farbigem Golde. Die Pantalons sind entweder gerade, oder mit Falten, weit auf den Beinen, lang, unten rund, offen auf der Seite, und ohne Sprungriemen, die am meisten dazu benutzten Stoffe sind die englischen Zwilliche, mit breiten Streifen oder mit kleinen Doppel-Carreaurs Farbe auf Farbe. Man trägt auch viele leichte, grau mit schwarz melirte Satins. Zur Reit-Promenade dient nach wie vor der Frack à la française, sein Schnitt hat keine Veränderung erfahren, niedriger Kragen, breiter Ueberfall, lange Taille, die Schöße bis in die Kniekehlen reichend, unten nicht sehr breit, und gerundet, erweitern sie sich bis zu dem untern Theile der Revers; auf der Mitte der Schöße, einige Centimetres unter den Hüften, befindet sich eine horizontal gesetzte breite Patte, welche eine Tasche bedeckt; die breiten und viereckigen Revers schlagen bis zum vierten Knopfloch über; die Zipfel des Kragens sind breit und viereckig, angepaßt dem oberen Theile der Revers. Die weiten und langen Aermel haben niedrige Aufschläge; Schöße und Leib sind mit dazu passendem Atlas gefüttert und die Knöpfe von gedrehter façonnirter Seide. Alle Fracks haben überwendlings gesteppte Ränder.

Damen-Mode. Bereits werden reizende Neuigkeiten für den Herbst vorbereitet. Der bekannte Malteser-Shawl, den die Damen diesen Sommer von Spitzen ꝛc. trugen, wird in Sammet, in Cashemir oder Atlas wieder zum Vorschein kommen. Es läßt sich auch fast mit Bestimmtheit annehmen, daß diese Shawlart Beifall finden wird, denn sie kleidet durch ihre großen und anmuthigen Draperien ungemein gut.

Im Herbst und Winter werden höchst wahrscheinlich sehr viele fingerlose und halblange Handschuhe von Sammet getragen werden.

Der größte Theil der tonangebenden Modedamen befindet sich in Bädern, namentlich sind die Seebäder sehr zahlreich besucht, und man muß sich dorthin wenden, wenn man die neuesten und geschmackvollsten Toiletten sehen will. In den Bädern aber wird nothwendig die Zeit, die für das erste Negligee bestimmt ist, sehr bedeutend verlängert. Früh, wenn die schöne Badende zuerst das Fenster öffnet, um die frische Morgenluft zu athmen, trägt sie entweder das classische Nachtjäckchen, dessen Gemeinheit unter einer dreifachen Reihe gestickter Garnirungen verschwunden ist, welche sich um das glatte Stück befinden, welches die Falten festhält. Um die Taille wird es durch einen breiten gestickten Gürtel mit hängenden Enden festgehalten, der mit einer schmalen Spitze garnirt ist. Oder die Dame trägt einen sogenannten Bettmantel, den man aus dem 17. Jahrhundert wieder hervorgesucht hat und der mit Spitzen ꝛc. umgeben ist, welche auch die Aufschläge der fast ganz engen Aermel bilden. Andere dergleichen Mäntel, die sehr weit und sehr lang sind, sind vorn gestickt und mit Spitzen garnirt. Auch fügt man durchscheinendes Rosa und einen Shawl hinzu, der ebenfalls mit Rosa unterlegt und mit einer breiten Spitze garnirt ist, und an welchem sich eine Kapuze gleich jener befindet, die man über den Kopf wirft, wenn man sich aus dem Bade in seine Wohnung zurück begibt. Die gestickte mechelner Spitze, mit welcher dieser Kopfputz garnirt wird, ist so breit, daß sie eine Art Halbschleier bildet und so das Gesicht vor dem zu schnellen Uebergange aus einer Temperatur in die andere schützt. Dann folgt das sogenannte „kleine Lever", eine Art Camail von Mulin oder gefüttertem Batist, der ausgezackte Garnirungen und einen kleinen Kragen hat, welcher am Halse durch ein breites Taffetband befestigt wird. Dieses sogenannte „kleine Lever" wird zu einem einfachen Unterkleide mit kurzen Aermeln und hohem Volant getragen. Dieser Anzug ist bequem in der Zeit, welche der eigentlichen Toilette vorhergeht, und in welcher viele Besuche gemacht werden, um die Ausflüge und Vergnügungspartieen für den Tag zu besprechen. Außerordentlich graziös sind die Häubchen, welche man zu einem solchen Negligee trägt. Ist es ein eigentliches Nachthäubchen, so besteht es aus sehr feinem Batist, mit gestickten Zügen und dichten Spitzengarnirungen, welche die Papilloten verdecken sollen, oder es ist ganz glatt vorn und endigt in langen Barben, die auf dem Kopfe zusammengebunden werden. Das Häubchen dagegen, welches man etwas später trägt, ist von Muslin, mit rosa Gaze gefüttert und hat gleiche Bindebänder. Noch später setze die Dame ein Häubchen von Tulle mit mehreren Reihen Rüschen oder Gazebandauspuz auf, welcher das Gesicht ganz frei läßt und nur durch zwei Nadeln mit Marcassitbouquets festgehalten wird. Sehr junge Damen erlauben sich auch bisweilen natürliche Blumen anzubringen, die sie auf den Morgenspaziergängen selbst gepflückt haben und die sie während des Frühstücks behalten.

Alle Kleider zum Negligee werden jetzt mit Schnallengürtel getragen. Auch mehrere Kleider zum Putz haben bereits wieder Gürtel, die man vorn zusammenbindet, so daß ihre Enden lang herunter hängen, oder die ebenfalls eine Schnalle haben. Diese Schnalle ist meist sehr klein, so daß sie nur ein Band von höchstens zwei Fingerbreite aufnehmen kann. Sie ist entweder von Gold, oder, wenn sie noch eleganter sein soll, von Marcassit. Auch sieht man einige von emaillirtem Golde, und zwar dann, wenn das Kleid mit alten Emailknöpfen besetzt ist.

Die Formen der Roben haben nur in einzelnen Theilen einige Veränderungen erfahren. Z. B. sind die nun zu allgemein gewordenen geschnürten Leibchen durch die Leibchen mit Revers, oder mit Patten ersetzt worden; viele endigen unten in einem mehr oder minder langen Schooß, welcher die Taille verlängert, und ihr eine außerordentliche Grazie verleiht. Dies Genre wird besonders zu den Herbstkleidern viel getragen werden. Viele Leibchen endigen in einer abgerundeten Schneppe, was die Benutzung der Gürtel mit Schnallen, zu welchen man nach und nach zurückkommt, gestattet. Die starken Knöpfe werden zu einem Luxus der Herbsttoiletten werden. Wir haben darin die verschiedensten Arten und wahre Schmucksachen gesehen. Der Schnitt der Aermel ist so verschiedenartig, daß man nach Gefallen alle tragen kann, lange oder kurze, weite oder enge. Doch sind die orientalischen Schnitte die vorherrschendsten, d. h. sie sind oben eng, und indem sie sich nach unten erweitern, reichen sie fast bis zur Mitte des Armes, was gestattet, einen kleinen Unterärmel zu tragen, welcher sobald es kalt ist, anschließend und von dem Stoffe der Robe ist, und will man die Toilette eleganter erscheinen lassen, so wählt man statt des Ersteren einen Aermel von puffigem Musselin. Ueber ausgeschnittene Roben trägt man kleine Canezous von gesticktem Musselin, ringsherum mit einer Guirlande gestickt, welche den Kopf von einer flach angesetzten Spitze bildet. Dies neue Genre von Garnitur wiederholt sich um den Rand der an diesen Canezous befestigten Halb-Aermel, welcher Cannezout basquine genannt wird.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Gerader Frack; Weste mit einer Reihe Knöpfe; Beinkleider glatt am Gurt und auf den Knieen halbweit. 2. Kleid mit kurzen engen Aermeln; mit Kragen und Faltenleibchen, mit Bandgürtel und breitem Volant. 3. Grauer Hut; schwarze Cravate; weiße Piquéweste, kurzer Rock mit sehr kleinen Knöpfen Beinkleider von Nankin. —

Gerader Frack; Weste mit einer Reihe Knöpfe; Beinkleider glatt am Gurt und auf den Knieen halbweit.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.
Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßl Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang. **III. Quartal.**

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse Nº 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

An unsere geehrten Abonnenten.

Mit künftiger Nummer schließt das III. Quartal dieses Jahres, und die steigende Theilnahme beweist, daß sich unser Journal immer mehr in der Gunst eines geehrten hiesigen und auswärtigen Publikums befestigt, und verdankt dies namentlich dem Vorzug, den es vor andern Modejournalen hat, daß dasselbe die geschmackvollen Pariser Modekupfer des Petit Courrier des Dames und des Journal du Tailleur fast **einzig und allein**, und wenn sie von andern gebracht werden, doch um volle 8 Tage eher bringt. Dazu kommt noch, daß geschmackvolle Ausstattung, unterhaltende Erzählungen und die enorme Billigkeit unser Journal vor Allen andern empfehlenswerth machen. Das neue Abonnement beginnt.

Unsere **Europäische Eisenbahn**

Ein Blatt für die ganze Welt

erfreut sich gleichfalls der fortwährenden Gunst der Leser, und gilt dies als hinreichender Beweis, daß es uns mitunter gelingen mag, den tiefen Ernst des Lebens mit dem lächelnden Sonnenstrahl des Humors zu erheitern, und werden wir auch künftig bemüht sein, die ungesalzene Suppe unseres Daseins durch pikante Laune und Witz zu würzen, wozu mannigfache Artikel und Carricaturen, deren alle 14 Tage eine erfolgt, bereit liegen. Preis pro Viertelj. 11½ Ngr.

Beide Zeitschriften zu beziehen durch alle Wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen, in Leipzig durch

Die Expedition, Petersstraße No. **31.**

Digitized by Google

Aus dem Leben Napoleons.

(Beſchluß.)

Am folgenden Tage hallte ganz Moskau wieder von der doppelten Schreckenskunde der verlornen Schlacht bei Borodino und dem gewaltſamen Ausbruche der Sträflinge aus dem großen Gefangenhauſe, die ohne Scheu in die Häuſer und Läden einbrächen, plünderten und ſie anzündeten. Erſchrocken flüchteten die Einwohner entweder in die Wälder, oder in die Kellerr ihrer Häuſer, während jene Räuber an hellem Tage ſengend und brennend in die Häuſer und Läden drangen. Vergeblich rief man um Hülfe, vergeblich ſuchte man zu löſchen: denn ſchon war der General-Gouverneur an der Spitze ſämmtlicher Behörden und der ſchwachen Beſatzung, ſowie das Polizei- und Spritzen-Corps nebſt allen Feuerſpritzen und Waſſerkufen abgezogen. Die bald hier, bald da ausbrechenden Flammen verlöſchten nur, wenn die Häuſer in ſich zuſammenſtürzten, um gleich darauf an andern Stellen mit erneuter Wuth hervorzubrechen.

Es mochte etwa um die vierte nachmittägige Stunde ſein, als ſich plötzlich unter dem entſtandenen furchtbaren Wirrwar das luſtige Geſchmetter von Trompeten vernehmen ließ. Bald darauf ſah man einen zahlreichen und und glänzenden Trupp franzöſiſcher Reiterei, unter Anführung des Königs von Neapel, in die Stadt ziehen; mehrere Regimenter Fußvolk folgten, und endlich kam der Kaiſer an der Spitze ſeiner Garden und umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Generalſtabe. Der Kaiſer, in ſeinem gewöhnlichen, einfachen grauen Ueberrocke, zeichnete ſich unter den vielen glänzenden, mit überladenen Stickereien verbrämten Uniformen ſeiner Marſchälle und Generäle auf eine höchſt charakteriſtiſche Weiſe aus. Er mochte hier, wie anderswo, auf den bewillkommnenden Empfang des Magiſtrats gerechnet haben, und ſchien nicht wenig befremdet, als ſich ſtatt deſſen nur hin und wieder ein bettelhafter Krüppel, oder ein altes Weib auf den Straßen zeigte. Endlich ſah man einen grotesken, aus einem Dutzend langbärtiger, zerlumpter, in ſchmutzige Schafspelze ſteckender Ruſſen beſtehenden Zug die Straße heraufkommen, an deſſen Spitze eine lange, dürre, in einem etwas fahlen, ſchwarzen Frack ſteckende Figur, Chapeaubas, mit Tanzmeiſter-Schritten einherſtolzirte. Dieſes Menſchenkind trat auf den erſtaunten Kaiſer zu, ſetzte ſich in Poſitur und wollte ſchon mit großem Pathos eine feierliche Rede beginnen, als ihm der Kaiſer mit der barſchen Frage: „Wer ſind Sie?“ entgegen fuhr.

„Chambeau, autre fois maitre de langue!“ ſtotterte der plötzlich niedergedonnerte und verblüffte, unglückliche Sprecher.

„Allez Vous en!“ befahl der Kaiſer, dem ganz Zerknirſchten und ritt weiter, während ſeine Umgebung ſich des Lachens über dieſen burlesken Auftritt kaum zu erwehren vermochte.

Höchſt übel gelaunt ſtieg der Kaiſer ab im Kreml, dem alten Czaaren-Pallaſt. Indeß durchwühlten ſeine verhungerten Krieger, deren erhitzte Phantaſie ſchon lange mit den glänzendſten Bildern des ihnen von ihrem Kaiſer in Moskau verſprochenen paradieſiſchen Lebens erfüllt war, die verödeten Paläſte und Häuſer nach Schätzen und Lebensmitteln. Mit brennenden Lichtern durchkrochen ſie alle Winkel, ohne der Funken zu achten, welche auf die hier oft angehäuften brennbaren Stoffe fielen, höchlich erſtaunt, wenn oft ganz plötzlich die lichten Flammen zu den Dächern herausſchlugen. Die Mühe, ſie zu löſchen, machten ſie ſich gar nicht; wenn die Häuſer krachend in ſich zuſammenſtürzten, verlöſchten die Flammen ganz von ſelbſt. Aber ſie brachen immer wieder von Neuem aus, und weiter und weiter um ſich greifend, ſtanden bald ganze Straßen in Flammen.

Napoleon ſaß inzwiſchen tief ſinnend in ſeinem einſamen Zimmer. Dem Gewaltigen mochte wohl bei dem öden Schweigen, das hier in dem einſtigen Wohnſitze der ruſſiſchen Herrſcher waltete, ein Gefühl des Grauens überfallen, und vernehmbar mochte es in ſeinem Innern klingen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Haſtig ſprang er endlich von ſeinem Sitze auf — denn ihm war, als ob er über ſich den Tritt des nahenden göttlichen Weltgerichts vernähme — ſchellte, ließ ſich von dem eintretenden Diener entkleiden, legte ſich nieder und war bald tief eingeſchlafen.

Erſt das Geſchrei ſeines ungeſtüm hereinſtürmenden Kammerdieners: „Feuer! Feuer!“ weckte ihn. Er ſprang von ſeinem Lager, ließ ſich raſch ankleiden und eilte auf den vor ſeinem Fenſter befindlichen Balkon hinaus. Unwillkührlich trat er einen Schritt zurück; denn vor ſeinen Blicken lag das unermeßliche Moskau, ein wogendes Flammen-Meer; ein furchtbar erhabener, grauenvoll ſchöner Anblick! Mehrere ſeiner Generale, die ſich inzwiſchen gleichfalls eingefunden hatten, ſahen nicht minder entſetzt auf das furchtbare Schauſpiel. „Es giebt keinen Rückzug mehr für die große Armee!“ rief verzweiflungsvoll Berthier. Napoleon verhüllte ſchweigend einen Augenblick lang mit beiden Händen ſein Geſicht. Er las deutlich aus dem brennenden Moskau Gottes Flammenſchrift: „Bis hierher und nicht weiter!“

Mehrere raſch nacheinander eintretende Ordonnanz-

Digitized by Google

Officiere meldeten inzwiſchen, daß die ganze Umgebung des Kremls nur ein einzig Flammenmeer, daß die größte Gefahr vorhanden und keine Zeit mehr zu verlieren ſei, indem ein furchtbarer Sturm die Flammen über ganz Moskau hinjage. Da verließ endlich Napoleon ſchweigend mit ſeinem Gefolge den Balkon. Er mußte ſich noch glücklich ſchätzen, daß ſich ein mit der Ortsgelegenheit vertrauter alter Pole fand, der ihn durch eine Hinterpforte aus dem Czaaren-Pallaſt und durch verſteckte Seitengaſſen aus der, dem Untergange geweihten Stadt hinausgeleitete. Gleichſam als ob die Flammen Moskaus ſeinen ſonſt ſo hellen Geiſt mit Blindheit geſchlagen, ließ er ſich durch die ihm von dem alten Kutuſow ſchlau vorgeſpiegelten Friedens-Unterhandlungen ſechs Wochen lang hinhalten und trat erſt dann ſeinen Rückzug an, als es ſchon zu ſpät geworden war.

Schwer hing der Himmel eines trüben Novembertages über die große Eismaſſen mit ſich fortwälzenden Fluthen der Bereſina, indem nach anhaltend ſtrengem Froſtwetter plötzlich Thauwetter eingetreten war. Die Ufer des Fluſſes waren weithin mit den kläglichen Trümmern des einſt großen Heeres und mit unzähligem Fuhrwerk bedeckt. Nicht mehr ein Heer, ſondern eine Maſſe jammervoller Bettler war es zu nennen, die eher Mitleid als Furcht einzuflößen vermochte. Das nur noch vor zwanzig Monaten ſo glänzende Heer hatte ſich aufgelöſt in einzelne, buntſcheckige Trupps, zuſammengewürfelt aus Soldaten von allen Waffengattungen, Troßknechten, Marketendern, Flüchtlingen, Schauſpielern, Seiltänzern und Glücksrittern, die dem Heere vortheilſüchtig nach dem ruſſiſchen Elderado gefolgt waren. Alle Bande der Zucht und Ordnung hatten ſich aufgelöſt, und weder Stand noch Geſchlecht, weder Jugend noch Schönheit wurden mehr geachtet oder geſchont. Unbewegt und unerſchüttert, gleich einer ehernen Säule, ſtand in dieſem fluthenden Menſchengewühl allein Napoleon. Nicht eine Miene verzog ſich in ſeinem ernſten Geſicht, und mit der größten Gleichgültigkeit, als ob ihn der unermeßliche Jammer rings um ihn her nichts angehe, zeichnete er mit ſeinem Stecke allerlei Hieroglyphen in den Schnee, während unter ſeinen Augen und von ſeiner, noch immer zauberiſch auf die Gemüther der Soldaten wirkenden Gegenwart befeuert, 500 bis an den Hals in den eiſigen Fluthen ſtehenden Artilleriſten, den Helden des Alterthums vergleichbar, an den Brücken arbeiteten, und nicht eher entfernte ſich Napoleon, als bis dieſe fertig waren. Ungeſtüm drängten nun jene zuchtloſen Maſſen nach den Brücken, nur mühſam noch von den aufgeſtellten Wachen im Zaum gehalten. Als aber jetzt der Donner des Geſchützes die Annäherung der Ruſſen verkündete, war kein Halten mehr: gleich einem brauſenden Wogenſturz ſtürmte der ungeheure Menſchenknäuel auf die Brücken los, um den Uebergang zu erzwingen. Unbarmherzig trat man ſich einander zu Boden, ſtieß und drängte ſich einander gegenſeitig zu den ſteilen Ufern in den Fluß hinab; zugleich brachen ſich die von allen Seiten herbeiraſſelnden Geſchütze, Pulverkarren und Wagen Bahn durch dieſe Maſſen, und ſtürmten über Liegende und Stürzende hinweg. Da ſprangen Tauſende und aber Tauſende verzweiflungsvoll in den Fluß, um nach dem jenſeitigen Ufer hinüberzuſchwimmen, und wurden von den eiſigen Fluthen verſchlungen: Tauſende und wieder Tauſende fanden dort ihr Grab. Mitten unter dieſen wüſten Schaaren ſah man unter Andern auch eine Frau, mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen einen Zugang nach den Brücken ſuchend umherirren. Sie ward zwar auch zuweilen von einer anſtürmenden Menſchenfluth ergriffen und mit fortgeriſſen; doch immer hatte ſie ſich bis jetzt noch loszumachen und dem Schickſale, widerſtandslos in den Strom mit hinabgeriſſen oder hinabgeſtoßen zu werden, zu entgehen gewußt. Doch jetzt kam mit einmal eine ſolche Menſchmenge ungeſtüm auf ſie einhergebrauſt und riß ſie wirbelnd mit ſich nach dem ſteilen Uferrande fort. Schon gab ſie ſich für verloren, und befahl Gott ihre Seele, als ſie ſich plötzlich von einer ſtarken Hand gefaßt und mächtig aus dem Menſchenſtrudel fortgezogen fühlte. Ihr rettender Engel, der in einem weitbauſchigen Prieſter-Rocke ſteckte, brach ſich, indem er wacker ſeine Ellbogen gebrauchte, glücklich durch die fluthende Menge Bahn und ſtand erſt ſtill, als er mit ſeiner Schußbefohlenen eine freie Stelle gewonnen hatte.

„Hier, Gräfin!“ ſprach ihr Führer, „ſind wir in Sicherheit und können abwarten, bis ſich die Menge einigermaßen verlaufen hat.“

Verwundert und fragend ſah Valerie — denn ſie war es — ihren Retter an, den der weite Prieſterrock und dazu eine Pudelmütze unkenntlich machte.

„Obriſt Düfour,“ beantwortete dieſer den fragend auf ihn gerichteten Blick der Gräfin, „ſchätzt ſich glücklich, daß ihn ſein guter Stern zu Ihnen geführt hat. Aber wie ſind Sie nur hierher verſchlagen worden?“

Weinend erzählte Valerie, wie ſie von der ungeheuren Völkerfluth ergriffen und gleichſam nach Moskau hingeriſſen worden ſei. „Den Kaiſer einige Mal von fern bei Muſterungen geſehen zu haben, iſt das einzige arme Glück geweſen,“ ſprach ſie, „das mir dort geworden. Ach, er hat die arme Valerie wohl längſt vergeſſen!“ Hier brach die Unglückliche in einen Strom von

Digitized by Google

Thränen aus. Dem ſanft tröſtenden Zuſpruch des wackern Düfour gelang es endlich, ſie zu beruhigen. „Nun" — ſprach ſie mit einem wehmüthigen Lächeln weiter — „wie ich willenlos von der unermeßlichen Völkerfluth nach Moskau mitgeführt, ſo bin ich auch von ihr willenlos wieder hierher zurückgeführt worden. Vor etwa einer halben Stunde ſprang ich aus meiner Kibitke; denn es ergriff mich plötzlich eine namenloſe Angſt, daß ſie von dem von allen Seiten wild vorbeiſtürmenden Fuhrwerk überfahren werden könnte, und ſo bin ich denn hierher gerathen und wäre wohl nun ſchon ohne dieſe treue Freundeshand" — ſie rückte dabei leiſe des Oberſten Hand — „ein Opfer des grauſamſten Todes geworden."

„Wir dürfen hier nicht länger weilen," ſprach Oberſt Düfour, nachdem Valerie geendet hatte; „kommen Sie, Gräfin, wir wollen die Brücke zu gewinnen ſuchen."

Behutſam leitete er Valerie zu dem glatten, abſchüſſigen Ufer nach der Brücke hinab. Schon befanden ſie ſich auf derſelben, als der Obriſt durch eine neu anſtürmende Menſchenwoge von Valerie's Seite geriſſen ward. Mit Hand und Fuß ſuchte er ſich zu ihr zurückzuarbeiten. Schon war er in ihrer Nähe, ſchon wollte er ihre Hand faſſen, als ſie vor ſeinen Augen durch die ungeſtüm drängenden Maſſen von der Brücke in den Fluß hinabgedrückt ward. Noch einmal tauchte ſie auf; noch einen lauten Weheruf vernahm er und ſie war von den Fluthen verſchlungen. Erſtarrt, entſetzt ſtand Düfour; aber ihm war keine Zeit vergönnt, ſeinem Schmerze nachzuhängen, denn unwiderſtehlich riß ihn der gewaltige Menſchenſtrom mit ſich fort.

Als Napoleon ſpäterhin durch Obriſt Düfour von Valeries unglücklichem Ende hörte, war ein kalt bedauerndes „Ah! la pauvre petite!" Alles, was er ihrem Andenken widmete.

Doch auch ihn erfaßten bereits die Gerichte des Herrn. Die Völker hatten die Flammenſchrift Gottes geleſen und gedeutet; ſie erhoben ſich mit einmüthiger Begeiſterung, und Napoleon ſah ſich zuletzt genöthigt, von dem unter ihm zuſammenbrechenden Throne herabzuſteigen und in die Verbannung zu gehen.

Türkiſche Strafe.

Gegen Ende des Jahres 1839 kam ein Fremder von ungemeiner Schönheit, ſchwarzen, funkelnden Augen, ſchwarzen, ſchwerlockigen Haaren, nach St. Jean d'Acre zu dem reichen Kaufmann Ben-Raiffa, erklärte, er ſei ein Venetianer, heiße Ludwig Paläſtrino und wünſche in das Comptoir des Ben-Raiffa einzutreten. Nach einigen Fragen, des Mannes Umſtände betreffend, wurde ſein Wunſch erfüllt. Er erhielt ſeinen eigenen Schreibtiſch von Cedernholz, eine Sammetdecke darüber, ſeine Pfauenfedern und den Titel eines Sekretairs des Ben Ben-Raiffa. Während mehrerer Monate ſtand der junge Chriſt mit Eifer ſeinem Amte vor. Er verließ die Magazine ſeines Herrn nicht, er verkaufte keinen Angora-Shawl, kein Fläſchchen mit Roſenöl, kein Maroquin-Fell, ohne daß der Verkauf auf das Genaueſte in ſeine Bücher eingetragen worden wäre, und der Herr legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach: „Franke, ich bin mit Dir zufrieden."

Eines Tages war Paläſtrino beſchäftigt, einen Brief über die Annehmlichkeiten ſeiner Lage zu ſchreiben und nach ſeiner Heimath zu ſenden, als plötzlich der Vorhang ſeiner Thüre ſich öffnete, und eine Erſcheinung, welche er für eine göttliche zu halten geneigt war, ſich ſeinen Blicken zeigte. Ein Mädchen von ſo blendender Schönheit, wie er noch nie geſehen, trat herein. Paläſtrino ließ den Goldſand, welchen er auf ſeinen Brief zu ſtreuen im Begriffe war, fallen, um das liebliche Kind anzuſchauen. Flamina zählte kaum funfzehn Frühlinge, doch der Süden hatte früh ihre Reize gereift, nicht ein Kind, ein vollendetes Weib von den blendendſten Schönheit ſtand vor ihm. Sie erzählte ihm, während Thränen in ihren ſchwarzen Augen glänzten, daß ſie geſchlagen worden ſei, und ließ das Gewand von den reizend geformten Schultern ſinken, deren Schnee rein wie das Gefieder des Schwanes von den Streifen geröthet war, welche die Peitſche des Sklavenwärters darauf gedrückt. „Alle Weiber des Harems ſind ſo gezüchtigt," ſagte ſie, „weil der Kaffee, welchen Ben-Raiffa heute Morgen trank, ihm nicht ſtark genug war."

Das Auge des Italieners funkelte vor Zorn. „Und Ihr ſucht Euch nicht zu rächen?" frug er.

„Alle ſeine Weiber wollen die Sklavinnen deſſen ſein, der ſein Blut vergießt. Funfzig blühende Schönheiten für einen Stoß mit dem Hanjar."

„Funfzig blühende Schönheiten," ſprach der Italiener für ſich. Erinnere Dich Deiner Worte, morgen werde ich die Bedingung erfüllt haben."

Am folgenden Tage, in dem Augenblick, wo die Sonne ſich über das Gebirge des Libanon erhob, in dem Augenblick, da der Iman den Türken zum Gebete rief, der vom Opium berauſcht in ſüßen Träumen ſchwelgte, empfing er von den Händen des Italieners drei tödtliche Stiche. Paläſtrino ging in den Harem und zeigte ſeine

Digitized by Google

blutigen Hände. Die schönen Weiber, braune und blonde, Töchter der nordischen wie der südlichen Sonne, schmachtend, glühend, sentimental oder flammend in heißer Liebe, umringten ihn, wuschen mit Rosenwasser seine Hände, vertilgten die Spuren des Mordes, machten sich seiner Liebe streitig, und der Schuldige vergaß im Taumel der Leidenschaften seine Unthat. Er war glücklich, er war Herr, alle seine Wünsche waren gekrönt, waren überboten, die Zukunft mit ihren Schrecken entschwand seinen Augen.

Am folgenden Morgen zeigte sich die blonde Flamina und sprach: „Herr, hier ist Deine Sklavin, sie ist bereit Deine Befehle zu erfüllen."

„Engel des Lichts," sagte Paläſtrino, „berühre mich nicht, damit Deine Unschuld nicht durch den Mörder befleckt, damit sie nicht vergiftet werde. Ich liebe Dich, doch nicht wie die andern Weiber, ich will in meinem Herzen Dir einen Altar errichten, auf dem nur für Dich die Flamme lodern soll."

Die Mädchen des Harems versammelten sich um zu berathschlagen, auf welche Weise man das Leben ihres neuen Beschützers erhalten könne. Diese schlugen vor, er solle fliehen, jene, er solle sich im Hause verbergen, Flamina allein hatte in dem Tumult geschwiegen. Jetzt als Alle mit unfruchtbaren und unausführbaren Rathschlägen sich erschöpft, erhob sie sich von dem Divan, und ernst und bleich wie eine Lilie sagte sie: „Es besteht ein Gesetz, welches jedem Verbrecher das Leben verbürgt, wenn ein Sterbender den Pascha darum bittet. Seht, Töchter des Kaukasus und des Libanon, hier ist eine solche Bitte, überreicht sie dem Statthalter des Sultans."

„Gut," sagten die Sklavinnen, „die Bitte ist da, doch Du bist keine Sterbende."

„Ich bin es," antwortete Flamina, und ein langsamer, aber kräftiger Druck, versenkte die schilfartige Klinge eines kleinen Hanjars tief in ihre Brust. „Ich sterbe, doch sein Leben wird erhalten," und in dem Augenblick, da Flamina gebadet in ihrem Blute niedersank, drangen die Soldaten des Pascha ein, und bemächtigten sich des Verbrechers.

In der Türkei ist die Justiz sehr schnell; ist das Verbrechen festgestellt, so folgt der Urtheilsspruch augenblicklich, und diesem wiederum die Exekution. Man hat nicht nöthig, zwei Jahre lang aus Furcht vor dem Tode zu sterben. Ueberführt des Mordes, ward Paläſtrino verurtheilt am Spieße zu enden. Da brachte man dem Kadi die Bitte der sterbenden Flamina und das Leben des jungen Mannes war gerettet. Allein wer hätte ein solches Leben, wie er es nun zu führen verdammt war, nicht gerne mit dem Tode vertauscht. Der Kadi sprach: „Ich darf Dich nach dem Koran, nach dem heiligen Gesetze, welches uns der große Prophet hinterlassen, nicht mit dem Spieße bestrafen, ich muß Dein Leben schonen, doch kann das Verbrechen, welches Du ungläubiger Hund begangen, da Du einen gläubigen Muselmann mordetest, nicht verziehen werden. Du sollst mit dem Leichnam Deines Wohlthäters, Deines Herrn zusammengeschmiedet werden, Du sollst ihn auf Deinen Schultern tragen, bis Azrael Dich von der Erde abruft." —

Und so geschah es. Die furchtbare Strafe ward an dem Unglücklichen vollzogen; er mußte die verwesende Leiche Jahre lang mit sich herumschleppen und ward, um seiner Last nicht zu erliegen, wohl gespeist und getränkt. Der Pascha aber bemächtigte sich, wie das in solchen Fällen gebräuchlich, der Reichthümer des Ermordeten.

Als die Kanonen des Admiral Napier vor St. Jean d'Acre ertönten, als die Marmormauern unter den Kugeln der Engländer zersplitterten, als die englischen Soldaten jene geweihten Städten betraten, welche das fanatische Treiben der Kreuzfahrer in der rauhesten Zeit des Mittelalters gesehen, als der Pallast des Pascha zertrümmert war, und Alles aus der Stadt entfloh, die Leibgarden des Pascha, die Vertheidiger der Stadt, die türkischen so gut wie die fremden Bewohner, da entwickelte sich ein wunderbares Schauspiel unter den Augen der Eroberer. Es nahete sich ein junger kräftiger Mann, schön wie der Gott des Tages, doch bleich wie der Tod. Er trug auf seinen Schultern das entfleischte Gerippe eines Mannes, von dessen kahl geschorenem Scheitel die Haare gewachsen waren, welche der Türke im Leben darauf nicht duldet. Im folgte eine Schaar von schönen jungen Weibern, welche ihn wie im Triumphzuge den Engländern zuführte. Es war Paläſtrino, welchen die Weiber Ben-Raiffas aus seinem Kerker befreit hatten. Nicht fliehend mit dem Pascha wie sein übriger Harem, waren sie zurückgeblieben, hatten sie die Thüren seines Gefängnisses eröffnet, führten sie ihn nun den Kriegern zu. Der Unglückliche ward von der angeketteten Last befreit, und die jungen Weiber drängten sich um ihn, eine jede wollte vor der Andern seine Beachtung verdienen. Ein schmerzhafter Blick nach oben sagte ihnen jedoch, daß Paläſtrino nicht mehr derselbe sei, welcher sie an dem hartherzigen Kaufmann gerächt. „Geht meine Lieben," sprach er zu ihnen, „die ich suche, und die mir theuer war, ist nicht mehr unter Euch. Ich entbinde Euch jeder Pflicht gegen mich und gebe Euch

Digitized by Google

Euer Versprechen, meine Sklavinnen zu sein, zurück. Hinfort brauche ich keinen Diener, ein Kloster meines Vaterlandes wird mich aufnehmen, und mir vielleicht Erleichterung von meinem Kummer und meinen Gewissensbissen, Beruhigung durch den Trost der Religion gewähren." Betrübt schlichen die Mädchen von dannen, Palästrine bat um Aufnahme auf einem Schiff und segelte nach Italien, woselbst er im Kloster des Pausilippe Aufnahme fand.

Miscellen und Anecdoten.

(Der Begräbnißplatz der Armenier in Constantinopel.) Auf einem Berge, von dem man den Bosporus in seiner ganzen Weite übersieht, liegt in Constantinopel der Kirchhof der Armenier, mit Tausenden von Bäumen bepflanzt, welche ein balsamisches wohlriechendes Harz ausschwitzen, und eine ungemeine Größe erlangen. Es gewährt dieser Kirchhof indessen nicht blos eine herrliche Aussicht, sondern auch einen unübertrefflichen Genuß an sich, insofern, als hier alle armenischen Familien sich um die Gräber ihrer heimgegangenen Verwandten sammeln und mit diesen — ein Leben nach dem Tode anzuknüpfen scheinen. Die Armenier glauben nämlich zwar nicht an ein Fegefeuer, aber sie meinen, daß die Abgeschiedenen nach einem Orte gelangen, wo sie weder Freude noch Schmerz empfinden, obschon des Vergangenen sich vollkommen bewußt sind. Aus diesem Zustande können sie durch Almosen und Gebete befreit werden, an welchen die Lebenden es nicht fehlen lassen. Der Montag nach Ostern wird besonders dazu bestimmt; aber auch jeden Sonntag und manchen Wochentag bringen sie auf dem Kirchhofe aus gleicher Absicht zu. Ein Priester, der sie begleitet, eröffnet den Zug nach dem Grabe, und liest hier die Todtengebete ab, wobei die ganze Familie Antheil nimmt. Dann trennen sich alle in einzelne Gruppen und setzen sich zu den Gräbern Derer, die ihnen einst die Liebsten waren, und rufen ihnen zu, oder scheinen mit ihnen gleichsam ein Gespräch anzuknüpfen. Spätechin gehen sie an einen unfern des Grabes zubereiteten Tisch, wo es Genüsse aller Art gibt, die dann mit Mäßigkeit und wohlthuendem fröhlichen Sinne genossen werden. Im Angesichte des Kirchhofes liege die Insel Marmora, von ihren großen Marmorbrüchen so genannt. So ist den Armeniern ein Mittel dargeboten, der Todten Namen und Feste zu verewigen. Zum Theil finden sich daher hier sehr prachtvolle Mausoleen. In allen Leichensteinen aber gibt es eine Menge kleiner Höhlen, die den wohlthätigsten Zweck haben. Auf den Bäumen hier nisten nämlich Tausende von Vögeln, die oft aus Mangel an Wasser umkommen mußten. Aber wenn es regnet, füllen sich die Becher, aus denen sie dankbar den Durst löschen. Die Armenier erwähnen auf solchen Grabsteinen nicht blos gern die Geschäfte, welche der Todte während des Lebens trieb, sondern auch die Art seines Todes, und so findet man nicht selten die Abbildung eines Gehängten, Geköpften u. s. f. Das Ding scheint auffallend. Allein ein Armenier, der reich wird, erregt die Habsucht der Türken, und von da bis zur Anbichtung eines Verbrechens, das ihm den Tod zuzieht, ist nur ein Schritt. Der letztere aber ehrt den, welcher ihn leidet. Er sagt, daß dieser reich und darum angesehen war. Ein Glück ist es, daß die Türken kaum ihre, geschweige die armenische Sprache lesen können; denn sonst könnten die Inschriften auf solchen Monumenten nothwendig den Tod aller Armenier zur Folge haben. Hier ist eine solche:

Ihr seht, mein Grab ist hier die grüne Erde,
Mein Hab und Gut gab ich den Rändern hin,
Die Seele ging zu Gott, daß ich da glücklich werde,
Der Leib fand hier die Ruh', und dies ist mein Gewinn.
Der du am Grab' hier bist,
Fleh' du für meine Sünden.
Bei ihm, der gnädig ist,
Werd' ich die Gnade finden.

(Zwei Wunder des Schäfers von Nieberempt.) Das größte Wunder, welches der verstorbene Schäfer von Nieberempt bewerkstelligt hat, und das an Ort und Stelle wie in der Umgegend, besonders aber in Cöln den Reisenden erzählt wird, ist nachstehendes: Ein Lehrjunge hatte seinem Meister einen Thalerschein gestohlen und denselben an seinem Leibe verborgen. Der Meister, den Verlust sogleich bemerkend, ließ den Jungen hart an und beschuldigt ihn, der Dieb zu sein. Eine Durchsuchung und somit eine unvermeidliche Entdeckung befürchtend, kauert sich der Bursche zusammen, steckt das Papier in den Mund und schluckt es hinunter. Der Bestohlene, dies Verfahren bemerkend, ergreift den Jungen und prügelt ihn so lange, bis er sein Vergehen gesteht. Sogleich führt ihn sein Herr zu dem wunderthätigen Schäfer, der die Hand auf des Knaben Bauch legt und einige Worte murmelt. Es stellte sich nun bei jenem eine heftige Kolik ein, in Folge deren er den Thaler wieder von sich gab, jedoch nicht mehr in Papier, sondern (der Schäfer versichert, durch die Kraft seiner Beschwörung und der Kolik) in dreißig einzelne Silbergroschen zersetzt.

Ein Anderer hatte einen Ducaten verschluckt, der ebenfalls durch Vermittelung desselben Wunderthäters und in Folge einer ähnlichen Procedur wieder an's Tageslicht befördert wurde. Nachdem der Eigenthümer die einzelnen Silbergroschen überzählte, bemerkte er, daß nur 2 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. Münze da seien, während doch der Ducaten laut Tarif 3 Thlr. 5 Sgr. habe. „Könnt Ihr beschwören," fragte ihn der Schäfer, „daß Euer Ducaten nicht beschnitten gewesen und der Werth von 7 Sgr. 6 Pf. daran gefehlt?" Der Mann mußte gestehen, daß wirklich das Goldstück etwas benagt gewesen, er jedoch den Verlust nicht für so bedeutend gehalten habe. „Da seht Ihr," rief der Wunderthater, „was die Juden mit ihren beschnittenen Ducaten verdienen."

(Britisch-aristokratischer Gleichmuth.) Der wohlerzogene Engländer darf seinen Gleichmuth nie verlieren, vorzüglich nie von der Geringschätzung abweichen, die er seinen Untergebenen zeigt. So wurde verwichenen Herbst Lady D..... bei einer Ueberfahrt nach Schottland von einem heftigen Sturm überfallen. Ihr Haushofmeister klopfte an die Thür ihrer Kajüte und sagte: „Mylady, ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß wir in Gefahr sind zu ertrinken." — „Naseweiser Mensch," erwiederte die Dame, „was braucht er mir das vorzuschwatzen; das ist die Sache des Capitains."

Digitized by Google

(London im Jahre 1844.) Rom hieß die Herrin der Welt und war auf dem Höhepunkte seiner Größe klein gegen London. So die gefeiertesten Städte des Alterthums, Karthago, Tyrus und Alexandrien. So die berühmtesten Städte späterer Zeit, Venedig und Genua, als ihre Seemacht die Meere beherrschte und gehende und kommende Geschlechter das Unermeßliche ihres Handels anstaunten. Was waren sie im Vergleich mit London, dessen Handel den Erdball umfaßt, das Colonieen hat, wo immer der Mensch zu leben vermag, in dessen Reichen die Sonne nicht untergeht, dessen Flagge auf allen Meeren schwimmt. Die Bewohner Londons sind ein Volk. Vierzig Jahre haben die Zahl verdoppelt. Sie beträgt jetzt 1,900,000. 1845 wird sie zwei Millionen sein. Von Ost und West zieht sich eine Häuserreihe drei Stunden lang, von Nord nach Süd ziemlich zwei. Und wird die Länge von Chelsea bis Blackwall, die Breite von Walworth bis Golloway gemessen, und das sind integrirende Theile der Stadt, so bedeckt London über sieben Quadratmeilen Land. Dann sein Fluß, die Themse, die auf ihrem Rücken Schiffe aller Nationen trägt, und seine Werfte, seine Docks, die ost- und westindischen, die Londoner, die Handels- und St. Katharinen-Docks, zusammen ein Flächeninhalt von mehr als 500 Acker, eine Welt voll Reichthum, und die westindischen Docks allein haben Raum für 500 große Schiffe. Ende 1843 besaßen die Londoner Rheder 2950 Schiffe mit 500,000 Tonnen Gehalt und 32,000 Matrosen. In demselben Jahre liefen in den Hafen: aus den englischen Colonieen 1683 Schiffe, von englischen Küstenstädten 20,205, aus Irland 907, aus fremden Ländern 2355. Diese und 3166 englische Schiffe hatten den Jahreshandel betrieben. London hat hunderttausend bewohnte Häuser mit ungefähr halb so viel Verkaufsläden. Der jährliche Verbrauch an im Orte gebrautem Porter und Ale beträgt zwei Millionen Faß. Auf dem Viehmarkte Smithfield wurden im letzten Jahre 1,403,400 Schafe und 183,000 Rinder verkauft. Meilen weit erstrecken sich die benachbarten Gemüsegärten und viele hundert Acker sind mit Glas überdacht. Millionen Eier werden von den Meiereien, gegen 70 Millionen jährlich vom Auslande eingeführt. 12,000 Kühe versorgen London mit Milch. Die Wassercompagnien liefern jährlich in die Häuser 237 Millionen Orhoft. Die Gascompagnien nähren täglich 100,000 Flammen mit zehn Millionen Cubikfuß Gas; das Pflaster kostet jährlich 1,400,000 Thaler, der Schlußenbau das Doppelte. Es gibt 6000 Hotels, Tavernen und Kaffeehäuser, 20 Theater, ungezählte Concertsäle. London druckt das Jahr 30 Millionen Zeitungsbogen, befördert jährlich 10,000 Menschen auf Dampfschiffen und bietet über 200 Meilen lange Eisenbahnen. Durch die Post gehen jährlich 70 Millionen Briefe und der Geldumsatz der Banquiers berechnet sich des Monats auf 520 Millionen Thaler.

— Der Bediente eines adeligen Rittergutsbesitzers im ——schen war vor mehreren Jahren plötzlich verschwunden und gleichzeitig vermißte sein Herr eine Cassette mit mehrern hundert Thalern und zwei mit seinem Wappen verzierte Pistolen. Es gelang, den Flüchtigen bald wieder einzuholen, doch wollte er von der Entwendung nichts wissen und behauptete, er sei wegen der ihm widerfahrenen schlechten Behandlung im Unmuth davon gelaufen. Die Untersuchung wurde weiter geführt und endlich ein Vertheidiger bestellt. Dieser unterredet sich mit seinem Schutzbefohlenen und dringt in denselben, er solle wenigstens ihm die Entwendung gestehen. Es geschieht und der Vertheidiger erfährt den Ort, wo die gestohlenen Effecten vergraben sind. Einige Tage darauf kehrt in einem einige Meilen davon gelegenen Wirthshause ein Handwerksbursche ein, der gleich Abends seine Zeche bezahlt, um, wie er angiebt, in aller Frühe aufbrechen zu können. Als der Wirth des andern Morgens in das Zimmer kommt, wo derselbe übernachtet hat, findet er ein Kistchen und ein Paar Pistolen auf dem Tische; in dem übrigens leeren Kistchen liegt ein Zettel mit den Worten: „Der Bediente des Herrn von X. ist unschuldig, ich bin der Dieb gewesen, dessen zum Beweise lasse ich die Sachen da. Traget sie in die Gerichte nach **." Das Kistchen und die Pistolen werden dahin gebracht, der Gutsherr erkennt sie als die ihm gestohlenen an, der Bediente wird freigesprochen und erhält noch ein Geldgeschenk von seinem Herrn als Schmerzensgeld für die erlittene Haft. Das Geld, welches in der Kiste gelegen hatte, war freilich nicht zurück gelangt und alle Nachspürungen nach dem räthselhaften Handwerksburschen blieben vergebens. Dies war aber niemand Anderes gewesen als der — Vertheidiger selbst.

— In Lyon wurden einst folgende Facultäten auf eine originelle Weise präsentirt: Der Jurist rechtet um eine Nuß, gewinnt sie, nimmt den Kern heraus und gibt seinem Clienten die Schaale. Der Medicaner steht mit verbundenen Augen und mit einem Stocke vor einem Bette, worin zwei Personen, — die Natur und die Krankheit, — liegen. Er schlägt blindlings zu und trifft die Natur.

(Ein rigiger Gerichtspräsident.) Von einem Präsidenten des königlichen Gerichtshofes in Paris erzählt man zahllose Anecdoten, unter andern auch folgende. Vor einigen Jahren hatten sich die Bäckergesellen des 12. Bezirks der Hauptstadt verschworen, nicht mehr zu arbeiten, wenn sie keinen höhern Lohn erhielten. Der Präsident des Gerichts, bei dem die Sache anhängig gemacht war, glaubte hier eine besonders kräftige Maßregel ergreifen zu müssen; er stellte eine große „Razzia" an und in der Nacht wurden sämmtliche Bäckergesellen dieses Stadttheils aufgehoben. Man brachte die Armen in das Gefängniß und was geschah? Am andern Tage war in keiner Bäckerei des ganzen Stadttheils ein Brod zu haben. Die Folge davon war eine augenblickliche Hungersnoth und das Volk drohte mit Aufruhr. Da sah sich denn die obere Behörde genöthigt, einzuschreiten, und — die Bäckergesellen wurden freigelassen.

— Ein sehr armer Candidat der Theologie hatte bei einer Familie eines Handwerkers einen Freitisch. Er wurde einmal ausnahmsweise zum Abendbrod eingeladen, weil der Geburtstag des Hausvaters durch eine große Schüssel voll Reis und eine Flasche Wein gefeiert werden sollte. Als alle bei Tische saßen und vom Wein bereits ein Weniges getrunken war, löschte die Hausfrau aus Versehen das Licht aus und ging in die Küche, um es wieder anzuzünden. Es war stockfinster; der arme Candidat, vor dem die Flasche mit demjenigen Naß stand, von welchem er so selten in seinem Leben zu kosten bekam, ergriff dieselbe, pfropfte sie behutsam auf, nahm einen tüchtigen Schluck und stellte sie leise wieder hin. Kurz darauf trat die Hausfrau mit dem Lichte herein; Alle erstaunten und der Candidat erblaßte. Er hatte die Flasche mitten in die Reisspeise gestellt! Sogleich stand er auf, nahm seinen Hut und sagte mit halb freundlicher, halb wehmüthiger Stimme: „Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst!"

Digitized by Google

— Eine in der Romanliteratur sehr gelehrte Bürgerstochter in Mannheim las dieser Tage den „Flottnofficier von Marryat.“ Der Vater, ein schlichter Mann von gutem Schrot und Korn, überraschte sie mit dem Nähzeuge in dem Schooße vor dem Buche. Er besah sich das Buch und rief, solches zerreißend und die Leserin links und rechts beohrfeigend: „Was, der flotte Officier?! — Ist es nicht genug, daß sie Dich zu meinem Verdrusse Tag und Nacht umschwärmen, mußt Du auch noch ein Buch von ihnen lesen?“ Die Tochter heulend und die Ohren reibend, entgegnete: „Es ist ja der Flottenofficier, nicht der flotte!“ — „Was Flottenofficier,“ meint der Vater, „was Linienofficier, nichts Officier!! Das Buch ist zerrissen, Du hast Deine Ohrfeigen, damit basta! Nimm Dein Nähzeug und arbeite flott!“

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Einige Kleiderkünstler, von denen gewöhnlich die neuen Moden ausgehen, scheinen die kurzen Tailles wieder einmal einführen zu wollen und schon werden sie von einigen Stutzern getragen. Gleichwohl dürfte es zweifelhaft sein, ob sie im nächsten Winter allgemein angenommen werden, da die Anzüge durchaus nichts an Anmuth dabei gewinnen. Gewiß dagegen ist, daß man in Pantalons und Westen viel Streifen, viel Carreaux tragen wird. Allem Anscheine nach wird zu Westen der Sammet vorherrschen, wenigstens sind in den Fabriken von Lyon sehr viel Sammete mit Mustern, carrirte und gestreifte, bestellt worden. In der Stadt trägt man noch immer vorzugsweise kurze Röcke mit niedrigem breitem Kragen, langer Taille, die etwas über die Hüften reicht, und sehr weitem Schooß. Die Anglaisen schlagen sich bis zum dritten Knopfe um und wölben sich ein wenig; die Aermel sind oben weit und unten eng. Alle Röcke werden an den Rändern gesteppt; die Knöpfe sind meist flach, von gewöhnlicher Größe und übersponnen. Von den Farben zieht man das Dunkel- und das Hellblau, ein sogenanntes Joinoille-Grün, Schwarz, Braun und Moosgrün vor. Die Westen haben theils Steh-, theils Shawlkragen und sind wiederum etwas weniger lang, als bisher, ob sie gleich noch immer über die Hüften gehen. Die Stoffe zu solchen Westen sind carrirte oder gestreifte Valencias und Piques, die letztern namentlich in Weiß. Die Westen werden mit einer kleinen passenden Schnur eingefaßt oder sehr regelmäßig englisch gesteppt. Die Knöpfe sind immer von gleichem Stoffe. Die Pantalons sind unten weit, fallen gerade auf den Stiefel und haben feste Fußriemen; doch sieht man auch unten ausgeschnittene ohne Fußriemen, doch so, daß sie die Fußbiege fest umfassen und auf dem Stiefel sitzen, als wären Fußriemen daran. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Art Beinkleider allgemein würden; noch ist aber keine sichere Aussicht dazu da, obgleich Jedermann über die häßlichen und im höchsten Grad lästigen Beinkleider mit festen Fußriemen klagt.

Damen-Mode. Noch wollen sich keine Veränderungen zeigen; die Ueberröcke mit Revers haben noch immer dieselbe Form wie bisher, mit Stickerei und Posamentirbesatz; sie sind theils offen, theils geschlossen und lassen im ersten Falle schön gestickte Chemisetten sehen; die Besetzungen bleiben ebenfalls dieselben; Querstreifen, Sammetstreifen, Falten, und in Kleidern von weißem Mustin Spitzeneinsatzstreifen als Stickereien; die Aermel sind à la Ludwig XIII. oder die Gürtel haben lange herabhängende Enden. Von den Stoffen ist die sogenannte isländische Popeline sehr beliebt; zum Halbputze verwendet man häufig Popelinen mit Carreaux und lebhaften Farben. Die seidenen Stoffe mit ombrirten und satinirten Streifen sehen ebenfalls sehr elegant aus und die italienischen Taffete sind in den hellen Farben noch immer sehr gesucht; sie ersetzen den Barege, den man allmählig aufgibt, weil man die Kälte zu fürchten anfängt. Die Morgenhäubchen sind sehr mannichfaltig, aber immer sehr einfach. Sehr viele sind von gesticktem Muslin, mit schmalen paneaurothen Sammetstreifen ausgeputzt. Wir haben Zughüte von Krepp in zwei Farben bemerkt, was eine Neuigkeit ist, die zu gefallen scheint. Wahrscheinlich wird man sie nicht blos in hellen, sondern auch in dunkeln Farben annehmen. Bereits kommen die Moires und die Atlasse sowohl zu Kleidern als zu Hüten wieder zum Vorschein; auch Zughüte von schwarzen Spitzen sieht man und man muß dieselben reizend finden, zumal wenn sie mit Blumen ausgeputzt sind. Sie passen dann sehr gut zu Kleidern von schwarzem Pour de Soir mit drei Volants von Spitzen. Ein Hut von grünem Moire mit zwei Blumenagraffen, unter dem Schirm rosa gefüttert, bildet mit einem Kleide von silbergrauem Moire mit Amazonenleibchen und einem weißen Cashemieshawl einen ganz vortrefflichen Anzug. Zur Promenade. Hut von weißem Krepp mit einer spiralförmigen weißen Straußfeder; Ueberrock von schwarzem Pour de Soir; schwarze Mantille, deren Pelerine einen Volant mit Röhrenfalten hat, die auf dem Rücken am größten sind und nach vorn zu immer kleiner werden. Die Mantille hat ferner einen kleinen Kragen mit spitzen Ecken, und zur Einfassung drei Falten oder Sammetstreifen. Zum Ausgehen: Kleid von glasirtem Taffet mit gestreiftem hohem Leibchen mit Revers, die eine Art Shawl bilden und bis an die Schneppenspitze gestreiftem hohem Leibchen mit Revers, die eine Art Shawl bilden und bis an die Schneppenspitze des Leibchens herunter gehen. Jockeys in demselben Style; lange, ganz enge Aermel und sehr weiter Rock mit zwei großen Volants, über denen drei schmale Fältchen hinlaufen. Kreppbut mit Blumen. Ferner: Zughut von französischblauem gekrepptem Krepp mit einem Rosenbouquet und langen Atlasbändern in derselben Farbe; Kleid von glasirtem italienischem Taffet, hohem aber sehr weit offenem Leibchen mit Revers, unter dem man eine gestickte Chemisette sieht; lange offene Aermel mit Unterärmeln; Langshawl von Sommer-Cashemie. Zum Besuch: Kleid von Dahlia-Barege mit gezogenem Leibchen und drei Volants auf dem Rocke; Zughut von paille Krepp mit Rosen in derselben Farbe; Langshawl von schwarzen Spitzen. Zum Soirée-Dansante: Haarputz mit natürlichen Blumen; Kleid von französischblauem Tartatan mit tief ausgeschnittenem gesteiftem Leibchen, oben herum mit zwei Reihen Bandfältchen in derselben Farbe eingefaßt; zwei Röcke, von denen der obere tunicaartig bis in die Mitte des Beines reicht, unten einen sehr breiten Saum hat und an der linken Seite der ganzen Länge nach offen und hier, wie oben am Leibchen, mit Band garnirt ist. In der Mitte hält ein kleines Bouquet von natürlichen Blumen diese Oeffnung zusammen. Am Leibchen in der Mitte ein ähnliches Bouquet. Halblange Handschuhe. Watteau-Fächer.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Gekreuzter Paletot, eng anschließend, so daß kein Frack darunter getragen wird. Breite Revers, lange Taille, getrennt durch Falten. Carrirte Weste und weite Beinkleider. — Frack zum Ausgehen, Revers von mittlerer Breite, die sich bis zum letzten Knopfloch umschlagen; breite und unten ein wenig gerundete Schöße. Weste mit kleinem Shawlkragen. Halbweite Beinkleider. 3. Geschmackvolles Kleid mit Bandgürtel und schmalen Volants mit Spitzchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart)

Druck von F. André in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

III. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Gefahren der Einsamkeit.

Im Jahre 1842 fand im Herbst ein Abendessen im Casino des Städtchens N. statt, wozu sich fast die sämmtlichen männlichen Honoratioren eingefunden hatten. Obgleich dem Bachus gehörig gehuldigt wurde, so wollte doch keine rechte Fröhlichkeit aufkommen, und die Mehrzahl schnitt verdrießliche Gesichter. Endlich rief Rath B., ein junger lebhafter Ehemann, dem man ansah, wie sehr ihn die Stimmung der Gesellschaft langweilte: „Nun, meine Herren, ich dächte, wir brächten einen Toast zum Wohl der Damen unserer Stadt aus, sie sollen leben hoch, und abermals hoch!" Alle stimmten ein, doch fehlte dabei der sonst gewöhnliche Enthusiasmus, und der Bürgermeister W. rief: „Vivat den Damen, aber Pereat ihrem Lesekränzchen." Erst schwieg man, und sah sich unter einander an, als wolle Jeder die Gedanken des Andern errathen; als aber auf den Gesichtern Aller ein Gleiches zu lesen war, brach ein rauschender Beifall aus. „Ja, Freundel" rief der Apotheker, „da haben sie jetzt das neumodische Buch, ich habe wieder vergessen, wie das Ding heißt, das bringt noch Unheil unter uns, denn nicht nur, daß darüber Mann, Kind und Haushalt bei Seite gesetzt wird, nein, es giebt auch noch zu dem verwünschten Lesekränzchen Veranlassung, denn erst lesen sie es für sich und, weil dieses noch nicht hinreichend scheint, auch Abends noch in Gesellschaft. Mir wäre heute beinahe mein Kind aus dem Fenster gestürzt, weil meine Frau so vertieft in das Buch war, daß sie es nicht beachtete, wie sehr der Knabe sich hinausgebeugt hatte." — „Meine Frau hatte, um das Buch zu lesen, die neue Mode aufgebracht, den Mittag nur, statt des Essens, einen Kaffee zu kochen," rief ein Advokat. — „Gestern schmeckte man an unserm Reisbrei, daß das Buch im Hause war," klagte der Pastor.

Jeder wußte nun etwas von dem Wunderbuche zu erzählen, nur Rath B., welcher bisher geschwiegen hatte, begann nun etwas triumphirend: „Meine Frau weiß, daß ich die Romane nicht liebe, darum liebt sie auch keine; auch besucht sie nicht das Lesekränzchen, weil es mir nicht angenehm ist. Ueberhaupt wüßte ich nicht, daß sie irgend eine Liebhaberei besäße, wie doch die meisten Frauen; ihr ganzes Wollen und Handeln beschränkt sich nur auf mich." — „Sie darf keine haben," flüsterte der Apotheker dem neben ihm sitzenden Bürgermeister zu, „an Wollen wird es nicht fehlen, denn sie ist eine Frau wie alle, aber die Eifersucht des Raths wird es schon verbieten." — „Besser Liebhabereien, als

Digitized by Google

Liebhaber," rief der alte grämliche Doctor D., indem er aufstand und fort ging. Man war an solche Aeußerungen, die aus einem gränzenlosen Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht herrührten, gewöhnt, und Niemand dachte sich etwas dabei, nur B. schien etwas ärgerlich zu sein, doch vergaß er es bald wieder, da die Gesellschaft, nachdem sie dem Herzen durch ihre Klagen Luft gemacht hatte, recht heiter wurde; und als man nach Mitternacht sich trennte, tröstete sich Jeder bei dem Gedanken, daß das Buch ein Ende habe.

Als B. nach Hause kam, fand er seine Frau wie gewöhnlich, wenn sie ihn noch so spät erwartete, am Klavier, und sie machte ihm scherzhafte Vorwürfe über sein langes Außenbleiben, welche er durch Erzählung des Erlebten zu beschwichtigen suchte. Beide lachten herzlich über die klagenden Ehemänner, und Dorette, die junge Frau, auch über die ebenfalls mitgetheilte Aeußerung des Doctors.

Einige Tage darauf war B. in Geschäften verreist gewesen, und kam erst Abends spät, doch früher, als er geglaubt, nach Hause zurück. Er war verwundert, die Töne ihres Instruments nicht zu vernehmen, welche ihm doch bei seiner Zurückkunft immer entgegenschallten; noch auffallender war es ihm, daß Dorette ihm nicht, wie sonst, mit dem Licht, entgegen eilte, und schon glaubte er, es sei ihr irgend etwas begegnet, und eilte deshalb mit geflügelten Schritten die Treppe hinauf. Da trat sie ihm freundlich und liebevoll, doch, wie es schien, etwas verlegen, an der Stubenthüre entgegen, und entschuldigte ihr nicht Entgegenkommen damit, daß sie ihn nicht habe kommen hören. B. neckte sie, weil er glaubte, sie habe geschlafen; doch fiel ihm bald ihr träumerisches, zerstreutes Wesen auf, das er sich nicht zu erklären wußte, und welches hinreichend war, einen so mißtrauischen Mann, wie er, zu beunruhigen. „War Niemand hier?" fragte er endlich seine Frau. „Doctor Thomas hat mir einen Brief von meiner Schwester gebracht," antwortet sie mit leichtem Erröthen. „Ei, Dein früherer Verehrer wählt seine Zeit recht gut, um Dir einen Besuch zu machen," rief gezwungen scherzend, der Rath; denn seitdem er erfahren, daß der Doctor seine Frau geliebt, und nur seine beschränkten Verhältnisse Ursache waren, daß er nicht um ihre Hand angehalten, da sah er den Besuch desselben, der mehrere Stunden entfernt wohnte, sehr ungern, und wich, so lange er da blieb, nicht aus der Stube. Heute nun, wo er nicht zu Hause war, hatte es sich treffen müssen, daß Thomas kam; dieser Gedanke beunruhigte ihn sehr, besonders wenn er das Benehmen seiner Frau damit zusammenstellte. Er that noch verschiedene Fragen, da dieselben aber nur kurz und zerstreut beantwortet wurden, so entfernte er sich bald, um, wie er sagte, noch etwas auf seinem Zimmer zu arbeiten; im Grunde aber, um seinem Aerger Luft zu machen, welches er gewöhnlich durch ein Selbstgespräch that. Heute hatte er ganz besondere Ursache dazu, denn es war das erste Mal seit seiner zweijährigen Ehe, daß er unzufrieden mit seiner Frau war, und doch erlaubte ihm sein Gefühl nicht, ihr dieses zu gestehen.

Der Rath war erst spät, als er sich wieder etwas ruhiger gesprochen, zu Bette gegangen, und hatte deshalb ungewöhnlich lang und fest geschlafen. Wie erstaunte er, als er beim Erwachen seine Frau schon völlig angekleidet und, wie es schien, aufgeregt in sein Zimmer treten sah, da sie doch sonst den Morgenschlummer sehr liebte, und auf sein Befragen die etwas sehr verlegen gegebene Antwort erhielt, der schöne Morgen habe sie in den Garten gelockt.

Der Tag verging beiden Eheleuten nicht in der angenehmsten Stimmung, denn da er sehr übel gelaunt war, welches er auf ihr Befragen auf seine gestrige Reise schob, so wurde sie, wie es oft zu geschehen pflegt, es doch endlich auch, und als er Abends mißmuthig, wie er war, Hut und Stock nahm, um der Einladung eines alten Freundes zu einer Punschfete zu folgen, so war es ihm, als bemerke er ein heiteres Lächeln auf dem Antlitz seiner Gattin. Wie sie nun ihm freundlich sagte: „Es ist recht, daß Du ausgehst und Dir Zerstreuung machst," ein Wort, welches er noch nie von ihr gehört, und sie glühend den Kopf beugte, als er sagte: „Thomas besucht Dich wohl heute wieder," da fielen ihm die Worte des Doctors ein: Liebhabereien sind besser als Liebhaber, und hastig verließ er das Zimmer. Unschlüssig, ob er zu dem Freunde gehen, oder ob er in der Nähe bleiben und seine Frau beobachten sollte, stand er in dem Hausflur; doch sein Stolz siegte, und er eilte raschen Schrittes weiter. Rath B. war ein kenntnißreicher, thätiger Mann, der von Allen, die ihn näher kennen lernten, geschätzt und geachtet wurde; seine so sehr leicht erregte Eifersucht hatte ihm aber schon manchen Streich gespielt, der seinen Stolz auf das empfindlichste beleidigt hatte, darum suchte er auch dieses Gefühl so viel als möglich zu verbergen, da er es nicht zu besiegen vermochte. Hatte er doch deshalb einstens den Entschluß gefaßt, unverehelicht zu bleiben, und er würde ihn gewiß auch ausgeführt haben, hätte er nicht die reizende Dorette R. kennen gelernt, die alle Entschlüsse zunichte machte. Zwei Jahre war er

Digitized by Google

bereits mit ihr verbunden, und bis jetzt war seine Eifersucht noch nie erregt worden. Freilich hütete er sie sehr sorgfältig vor fremden Eindrücken, und verließ sie auch nur sehr selten, aber er that es mit so viel Freundlichkeit und Liebe, daß die junge unerfahrne, unbefangene Frau nichts davon ahnete, besonders da ihr von jeher ein zurückgezogenes Leben am liebsten war. Gewöhnlich war sie auch bei seinen kleinen Geschäftsreisen seine Begleiterin gewesen, aber bei der gegenwärtigen rauhen Jahreszeit war es unmöglich, und obgleich ihn dieses oft beunruhigte, seine junge schöne Dorette allein zu lassen, so war ihr Benehmen bei seiner Rückkehr doch immer so beschaffen, daß auch der leiseste Argwohn hätte verschwinden müssen. Gestern aber der Empfang, die Zerstreutheit, der Besuch des Doctors, alles Dieses zusammen genommen, jagte alle Furien der Eifersucht in dem Herzen des Raths auf, und um sich zu betäuben, verfiel er bei seinem Freunde in eine so tolle Lustigkeit, daß Alle darüber erstaunt waren, und sich das Benehmen B's. nicht erklären konnten. Abends spät, als B. nach Hause kam, fand er, als er in die Stube trat, das Licht tief herabgebrannt und seine Gattin schlafend auf das Sopha zurückgelehnt. Er meinte, sie noch nie so reizend gesehen zu haben, und blieb gedankenvoll vor ihr stehen. „Nein, dieses Engelsbild kann nicht täuschen, es ist unmöglich!" rief er aus, und beg sich leise hernieder, die holde Schläferin durch einen Kuß zu wecken, da öffneten sich leise die rosigen Lippen, und sie flüsterte: „Thomas, ach Thomas!" Vernichtet stand B. da, so hatte ihm also der Schlaf die Träume und Gedanken seiner Frau verrathen. Doch schnell kam seine Besonnenheit zurück, und er verließ ohne Geräusch das Zimmer, um in seiner Stube reiflich zu überdenken, was er hierbei thun sollte. Nach einer Stunde trat er wieder herein, und fand sie zwar eben erwacht, aber noch ganz schlaftrunken. Er eilte auf sie zu und bat sie, sich zu Bette zu legen, da es schon so spät sei; er selbst müsse morgen wieder eine kleine Reise unternehmen, von der er erst gegen Mitternacht zurückkehren würde; jetzt habe er noch auf seiner Stube zu arbeiten. Er umarmte sie hierauf nur flüchtig und eilte hinaus. Dorette, welche die große Eile in Geschäften bei ihrem Manne gewohnt war, fand bei der ganzen Sache nichts Auffallendes, und flüsterte lächelnd: „Also, Thomas, morgen bin ich ungestört;" doch, als erschräke sie vor ihren eigenen Worten, legte sie schnell den Finger auf den Mund und sah ängstlich nach der Thüre, allein diese war fest zu, und sie eilte nun zur Ruhe.

Den andern Morgen bekam der Rath noch unvermuthet einige Geschäfte, und darum konnte er erst nach einem flüchtig eingenommenen Mittagsmahl, wobei er noch Acten durchlas und unterzeichnete, abreisen. In dem nächsten Dorfe ließ er Wagen und Pferde zurück, um, wie er sagte, bei dem heitern Herbstnachmittag die Reise zu Fuße zurückzulegen, und befahl dem Kutscher, seine Rückkunft hierselbst zu erwarten. Er eilte nun auf Seitenwegen seinem Hause zu, wo er in der Dämmerung eintraf, und schlich leise der Thür seiner Frau zu. Alles war still, da vernahm er plötzlich ihre Stimme, welche mit Begeisterung ausrief: „Thomas, Du bist ein herrlicher Mann!" Jetzt verließ den Rath alle bisher behauptete Besonnenheit, er riß so wüthend an der Thür, daß diese, obgleich verschlossen, sogleich aufsprang, und rief mit schrecklicher Stimme: „Treuloses Weib, wo ist Thomas, der Verräther?" Dorette war halb ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken, und rief mit flehender Geberde; „Vergieb, vergieb!" dann beugte sie sich zur Erde und reichte zitternd, wie eine Verbrecherin, ihrem Manne ein ihr vor Schrecken aus der Hand entfallenes Buch, es war — Thomas Tyrnau, der allgemein bewunderte Held des Tages. Beschämt und verwirrt stand der Rath da, und suchte einen Scherz aus der ganzen Sache zu machen, doch gelang ihm dieses so schlecht, daß Dorette Alles errieth. Es erfolgte nun eine gegenseitige Erklärung, in welcher sie gestand, daß sie freilich gefehlt habe, ihm nicht die Ueberschickung dieses Buches durch den Doctor mitgetheilt zu haben; auch habe sie theils seinen Spott, theils seine Vorwürfe gefürchtet, da er ihr die Casino-Unterhaltung mitgetheilt habe, und doch sei die weibliche Neugierde zu stark gewesen, um ungelesen dieses allbewunderte Buch der Schwester wieder zurückzuschicken; sie habe daher seine Abwesenheit zur Lesung desselben benutzt. Da es sie sehr interessirt, sei sie so zerstreut gewesen, und bei dem Namen Thomas sei sie stets so verlegen geworden, da er ihr geklungen hätte aus dem Munde ihres Mannes wie eine Mahnung des Gewissens. Es wurde nun ein Versöhnungsfest gefeiert, worin Beide gelobten, es solle Dergleichen nie wieder vorfallen.

Auch in N. kehrte wieder der häusliche Frieden zurück, denn nachdem Thomas Tyrnau, gleich einem Poltergeist, jedes Haus durchwandert, ging es ihm wie vielen seiner Vorgänger, er wurde vergessen, und mit ihm löste sich, zur Freude aller Ehemänner, das Lesekränzchen auf.

Digitized by Google

Das iſt das End' vom Lied.

Mein Großpapa der hatte
Ein Sprichwort ſtets zur Hand,
Das er in ſeinem Leben
Unzähl'ge Mal genannt.
Wenn er uns was erzählend
In ſeinen Zorn gerieth,
Dann rief er zum Beſchluſſe:
Das iſt das End' vom Lied.

Er ſprach: Die Leute klagen:
Die Zeiten werden ſchlecht!
Ich möchte faſt behaupten
Das Gegentheil iſt recht,
Denn die verdammte Mode,
Wie man ſie täglich ſieht,
Macht viele Menſchen närriſch,
Das iſt das End' vom Lied!

Zieht unſ're liebe Jugend
Erſt ein Paar Hoſen an,
Dann wird's dem alten Manne
In Allem gleich gethan.
Sie rauchen auch Cigärrchen
Mit vielem Appetit.
Und — na ich will nur ſchweigen —
Das iſt das End' vom Lied!

Manch Weibchen muß ſich ſchmäcken
Mit jedem Modetand,
Ihr Männchen nimmt geduldig
Die Börſe ſtets zur Hand,
Doch wenn er dann alleine
Sein Schuldregiſter ſieht,
Bekommt er graue Haare:
Das iſt das End' vom Lied!

Faſt jedes Stubenmädchen
Trägt Seide und Camlott,
Doch wo das Alles herkommt,
Das weiß der liebe Gott!
Gott' Eine einmal beichten
Mit reuigem Gemüth,
Wir würden Dinge hören —
Das iſt das End' vom Lied!

Für Liszt und Paganini
Mit ſammt dem Ole Bull
Gab man in frühern Zeiten
Kaum eine leere Null.
Wer jetzt die Muſikanten
Die neueſten nicht ſieht,
Der ſtirbt vor langer Weile:
Das iſt das End' vom Lied!

Zu meiner Zeit da tanzten
Wir zierlich Menuett
Und tranken auch ein Gläschen
Und gingen dann zu Bett,
Wer jetzt — nach Strauß und Lanner —
Das tolle Drehen ſieht,
Bekömmt gewiß den Schwindel:
Das iſt das End' vom Lied!

Wer kannt' in meiner Jugend
Den Mäßigkeits-Verein,
Und doch krank Vater Noa
Auch ſchon ſein Gläschen Wein.
Ob Wein, ob Schnaps im Glaſe
Giebt, wenn man's recht beſieht,
Koſt gleiche rothe Naſe:
Das iſt das End' vom Lied!

Er eiferte ſo Stunden
Und ganze Tage lang
Und wenn er Abends ſtill ſchwieg
Rief Alles: Gott ſei Dank!
Ob er auch jetzt im Grabe
Noch friſch von Leder zieht,
Das weiß ich nicht zu ſagen,
Das iſt das End' vom Lied!

F. W. Rothelius.

Engliſche Geſetze.

Wir provociren ſo gerne auf Frankreich oder England, welche beide uns mit leuchtendem Beiſpiel voran zu gehen ſcheinen, und doch findet man in der Verwaltung, in der Geſetzgebung und in der Handhabung des Geſetzes nirgends ſo ſchreiende Mißbräuche als gerade in dem Lande, auf welches ſich unſere Blicke ſo ſehnſüchtig richten. Wer die engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen lieſt, findet täglich Beiſpiele, welche dieſe Anſicht beſtätigen, nur zwei davon aus England, und vom nämlichen Tage dem 1. Auguſt d. J. datirt, wollen wir hier anführen. Ein Mädchen bringt ein neugeborenes Kind um, indem ſie es aus einem höhern Stockwerk in des Nachbars Hof ſchleudert. Die Mörderin wird unmittelbar aufgefunden, aber ſie iſt ſo ſchwach, daß ſie nicht vor dem Coroner erſcheinen kann: er giebt Befehl, daß ſie einſtweilen im Armenhauſe untergebracht werden ſoll, und ein Arzt, der ſie beſichtigt, erklärt, ſie könne ſchwerlich vor vier Wochen erſcheinen. Die Todtenſchau wird vertagt, und als ſie abgehalten werden ſollte, ſiehe, da iſt kein Delinquent zu finden; ſie hatte, als ſie ſich beſſer fühlte, ganz ruhig das Armenhaus verlaſſen. Der Coroner fuhr den Aufſeher des Armenhauſes gewaltig an, der aber gab ganz ruhig die richtige Antwort: „Ein Armenhaus iſt kein Gefängniß, und ich kann Niemandem wehren, der im Armenhauſe iſt, daſſelbe zu verlaſſen, wenn er will.“ Die Armen-Angelegenheiten ſind

Digitized by Google

Sache der Pfarrei oder Municipalität; durch das neue Armengesetz hat die Regierung nur eine Oberaufsicht erhalten, und sicherlich kann das Armenhaus nicht für die Sicherheitspolizei benutzt werden; allein man vergesse nicht, daß der Coroner ein Mann von Erfahrung ist, der die Kindesmörderin nur ins Armenhaus schickte, weil er keine andere Verwahrungsanstalt für sie wußte. Wenn aber das Armenhaus sagen konnte: das ist nicht meine Sache, so tritt auch eben so oft Wiedervergeltung ein. Hier ein Beispiel, welches nur um wenige Tage älter ist. Ein Mensch wird des Nachts auf den Straßen gefunden, dem Hungertode nahe. Die Polizei greift den Mann auf und nachdem sie von ihm sein Uebel erfahren, bringt sie ihn menschenfreundlich in ein nahes Hospital, das große Hospital von Charing Cross. Die Beamten der Anstalt bereiten Alles für seinen Empfang vor, als der Vorsteher erscheint, der berühmte Arzt Guthrie. Wie der aber hört, daß der Mensch nur vor Hunger sterben will, sagt er ganz richtig nach den Gesetzen des Hospitals: „Das ist ein Fall fürs Armenhaus, aber nicht fürs Hospital," d. h. wenn Jemand in der Straße übergefahren wird, ein Bein bricht und dergleichen durch einen unglücklichen Zufall, dann muß jedes Hospital einen solchen Patienten aufnehmen; für innere Krankheiten muß man aber eine Empfehlung von einem Mitgliede der Privatgesellschaft oder der Direction haben, welcher das Hospital gehört. Der Mann mußte also durch die Polizei in das sehr entfernte Armenhaus der Pfarrei Marylebone, worin er gefunden, gebracht werden, ungeachtet ein anderes Armenhaus, Strand Union, ganz in der Nähe war; über dieses Hin- und Herziehen gingen zwei Stunden verloren, und kaum war der arme Teufel im rechten Armenhause angekommen, als er verschied. Nun noch den andern Fall. Im Park ist ein kleines Wasser, die Serpentine (an dessen Ausfluß in die Themse, wie es in Stein's Geographie heißt, London liegt); im Sommer dient es zum Baden und im Winter zum Schlittschuhlaufen. Eine Menge Unglücksfälle ereignen sich daselbst jedes Jahr; an einigen Stellen sind kalte Quellen, die dadurch gefährlich sind, daß sie leicht Krampf hervorbringen und im Winter die Dichtheit des Eises verhindern. Im Auslande denkt man vielleicht, daß dieser Stellen wenige und bekannt sind, man würde verhindern, daß die Leute sich dorthin wagten; allein dies wäre ein Eingriff in die persönliche Freiheit, und so hat sich eine eigne Gesellschaft gebildet, Human Society, welche ein Haus im Park hat und ihre eigenen Leute immer an dem kleinen Wasser hält, und die die wirklich Verunglückten herauszieht. Nun kommt aber noch eine andere Verwickelung hinzu; weder Staat noch Gesellschaft geben eine besondere Belohnung, wenn ein Mensch gerettet wird, dagegen wenn der Mensch todt herausgezogen wird, so erhält der Schiffsmann der Gesellschaft, welcher alsdann nothwendig vor den Coroner berufen wird, drei Schilling Gebühr als Zeuge. Die Sache stellt sich also im Ganzen so heraus: wenn er den Menschen rettet und lebendig herauszieht, bekommt er nichts, wenn er aber mit dem Herausziehen wartet, bis zu spät ist, bekommt er vom Coroner drei Schillinge. Nun ist es ganz bekannt und auch begreiflich, daß, um die drei Schillinge zu verdienen, der Schiffsmann der Gesellschaft gerne zu warten. Am 31. Juli aber wurde das Ding zu auffallend gemacht, denn die Freunde des Ertrunkenen, welche hier Medicin studiren, legten es vor dem Coroner einzig der Sammelsigkeit des Dieners zur Last, daß er nicht gerettet wurde. Das ist jedoch bald wieder vergessen und kein Mensch kümmert sich darum. Das sind aber keine bloßen Zufälle, es sind die Abzeichen und Folgen eines allgemeinen Systems, das einmal nicht mehr taugt und in der Mitte der Civilisation durchaus an die Administrationsversuche von Staaten in der Kindheit erinnert. Die vielen Unglücksfälle in der Serpentine sind zu bekannt; wenn Badende verunglücken, geschieht es daselbst; warum verhütet die Regierung dies nicht? warum untersagt sie das Baden nicht an dieser kleinen Stelle und richtet die ungefährlichen Kanäle, welche ganz in der Nähe sind, nicht dafür zu?

Das überschreitet die Staatsvollmacht überhaupt, und in dem besondern Fall existirt keine Behörde. Die Polizei steht unter dem Home Secretary oder Minister des Innern; die Parke dagegen stehen unter einer besondern königlichen Behörde (wood and forests), welche eigentlich nur mit Bausachen zu thun hat, und der die Polizei-Angelegenheiten fremd sind; als Probe ihrer Polizeifähigkeit mag eine ältere Verordnung dienen. Es ist noch nicht vier Jahre her, daß an den Eingängen aller Parke Tafeln aufgestellt waren, worauf „allen Livreebedienten und Hunden" der Eingang untersagt war (No livery — servants or dogs admitted here.) Die Human Society thut wenigstens so viel sie kann, unterhält eine zahlreiche Dienerschaft und Gebäude, worin Verunglückte ins Leben zurückgebracht werden. Wer will sie beaufsichtigen? Läßt man sie nicht thun, wie sie wollen, so geben sie die Sache auf. Die Hospitäler sind gleichfalls Privatanstalten, welche unter keinerlei Aufsicht stehen, wiewohl ihr Hauptvermögen in der Regel in Vermächtnissen besteht. Die Verwaltungskosten nehmen so immer einen unverhältnißmäßigen Antheil

Digitized by Google

hinweg, und dann kommen auch noch Sonderbarkeiten hinzu, so daß es viele spezielle Spitäler für spezielle Krankheiten giebt, z. B. ein eigenes Hospital für die Typhusfieber, und bedeutende Aerzte haben dies für gefährlich erklärt, weil durch die Anhäufung der Kranken die Kraft der Krankheit verstärkt wird. Kaum mit dem halben Gelde, thun die Pariser öffentlichen Spitäler mehr als alle die Privatspitäler in London. Allein sie, so wie die Armenhäuser haben immer einen halb öffentlichen Charakter; das geht so lange es kann; aber sobald es einem Beamten dieser Privatanstalt einfällt, auf den spezielleren Verordnungen zu bestehen, dann kommen eben Fälle wie die obigen. Das nämliche gilt auch von den meisten Strafanstalten, sie gehören der Grafschaft oder den Corporationen; die Regierung kann sie benutzen, allein sie ist nicht Herr darin, und weil es schwer zu bestimmen ist, was die Regierung thun darf und die Grafschaft oder Corporation thun soll, so kommt es denn, daß es einmal eine Verwahrungsanstalt thut wie im oben erwähnten Falle der Kindesmörderin. So lange der Coroner nicht Mord erklärte, konnte die Thäterin nicht criminell verwahrt werden; auf einen Warant konnte sie im Polizeigefängnisse festgehalten werden, allein diese sind nicht für Kranke eingerichtet. Soll die persönliche Freiheit etwa darin bestehen, daß die Regierung nicht regiere? daß alle öffentlichen Zwecke durch Privatpersonen oder Privatgesellschaften aus Eigennutz oder Liebhaberei besorgt werden? Man kann wohl sagen, diese Einrichtungen sind alt und erprobt und festgewurzelt im Volke; das ist aber eben das Unglück in dieser Zeitepoche. In Folge der künstlichen Verhältnisse reichen die Hausmittel nicht zu, die Regierung sollte an allen Enden und Ecken einschreiten, um eine neue zeitgemäße Richtung zu erzwingen; allein da stehen ihr überall Gesellschaften und Corporationen, Privatinteressen und Privatliebhabereien entgegen, daß sie weder vorwärts noch rückwärts kann. Nur in einem einzigen Bezuge hat die Regierung die Arme frei, nach außen. Oft hat man gesagt, die Regierung, um ihren innern Verlegenheiten zu entgehen, werde am Ende Krieg anfangen müssen. In der That enthält die Times einen ziemlich kriegerisch lautenden Artikel gegen Frankreich wegen gewisser Verfälle in Otaheiti (Nr. 220). Hiemit ist ein anderer Artikel im Morning-Chronicle zu vergleichen, der etwas offener sagt, um was es sich handelt. Man ist eifersüchtig wegen Marokko, man sieht es ein, daß man keinen plausibeln Grund hat, dort einzuschreiten, was ist also zweckdienlicher, als einen solchen vom Zaune zu brechen? Die Königin Pomare oder was es ist, genug, wenn das Ziel erreicht wird, und wenn man de facto dem Haltmende beispringen kann, ohne seine christlichen Sympathien zu offen einzugestehen. (D. A. A.) Dies wäre allerdings nicht das erste Mal, wir haben der Beispiele in der Geschichte sehr viele und brauchen nur an Navarin zu erinnern.

Miscellen und Anecdoten.

— Der Doctor St. zu B. war in einem Alter von 74 Jahren sehr rüstig und dabei ein sehr soviater Mann. „Wie haben Sie es angefangen, lieber Doctor, daß Sie so alt geworden und so gesund und heiter geblieben sind?" — „Das will ich Ihnen wohl sagen," versetzte St.: „ich habe mir in meinem ganzen Leben kein Recept verschrieben."

— In Brüssel hat man ein neues wunderthätiges Marienbild entdeckt. Ein furchtbarer Brand hatte daselbst Statt, bei welchem mehrere Menschen um das Leben kamen, mehrere Kinder des abgebrannten (Verwitz) hat man in den Trümmern in gänzlich verkohltem Zustande gefunden. Im ersten Stockwerk dieses großen Gebäudes wohnte ein Greis, dem es gelang sich zu retten, jedoch ohne daß er das geringste hätte mitnehmen können. Er besaß die Summe von 16,000 Frk. in Golde, die er in einem flachen Kasten mit einem Bilde der heiligen Jungfrau bewahrt, und wie gewöhnlich unter einen großen Kleiderschrank gestellt hatte. Das Haus ist gänzlich ausgebrannt, die Stelle aber, auf der die genannten Gegenstände lagen, ist völlig unversehrt geblieben, und das Marienbild wird von dem entzückten Greise, so wie von dem Volke als unmittelbare Ursache der Rettung des Goldes betrachtet.

(Anecdote.) Der Sohn eines Bauers von Longbree in Irland, mit Namen Casey, war vor einigen Jahren die Geißel der Dubliner Poststraße. Er verdankte seine Ausbildung dem famosen Wegelagerer Freney, und das Beispiel seines Meisters befeuerte, nahm er so manchem Landsmann die Börse ab, bevor dieser noch „was ist das?" herausbringen konnte.

In einer schönen, mondhellen Nacht, als Casey und seine Genossen auf die Landkutsche von Galway warteten, fuhren sie einen unscheinlichen Familienwagen des Weges kommen.

— Nun zieht Euch zurück, meine Burschen, sprach Casey, und seht zu, wie ich diese Leute traktiren werde," — und ohne eine andere Waffe, als einen gewöhnlichen Spazierstock, schritt Casey vorwärts und hielt die Pferde an.

— Wer seid Ihr, mein Herr? schrie der wohlbeleibte alte Kutscher, mit drohender Stimme und Geberde.

— Ein gewisser Casey, aufzuwarten, antwortete der Straßenräuber.

— Ich, Herr Casey! Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen! rief der Kutscher, halb todt vor Angst, und hielt die Pferde nun selbst zurück.

— Alle Wetter, was gibt es? schrie eine kreischende Stimme aus dem Innern des Wagens.

Digitized by Google

— Ich muß Euer Gnaden höflichst bitten, mir die Börse, Ohrringe und sonstige Kostbarkeiten zu überliefern, sagte Casey, und trat mit einer Verbeugung an den Kutschenschlag.

— Was will der Kerl von mir? knirschte die alte Dame und fuhr mit einem kupfernen Instrumente dicht vor das Antlitz des Räubers. Dieser war durch das unerwartete Manöver ganz außer Fassung gebracht, und fand den ersten Augenblick gar keine Worte, um seine Bitte zu wiederholen.

— Wie könnt Ihr Euch unterstehen, meine Kutsche anzuhalten? schrie die erzürnte alte Dame, und zielte beständig nach seinem Gesichte.

— Ich bitte Euer Gnaden tausendmal um Vergebung, sagte Casey, es war ein Irrthum. Belieben Euer Gnaden wieder fortzufahren!

— Ich sollte Euch arretiren lassen, versetzte die Alte.

— Erbarmen, Erbarmen! schrie Casey, und warf sich auf seine Kniee in den Straßenstaub.

— Fahre zu, Jonas! rief die lebhafte alte Dame. Der Kutscher hieb in seine Pferde, und Casey blieb zurück, mitten auf der Straße in knieender Stellung.

— Das hast Du pfiffig gemacht, sagte einer der Gesellen zu Casey, als er zurückkam. — Wo sind nun die Ringe und die Börsen? fragte ein Zweiter. — Die Weiber werden verdammt keiggeisch in dieser Gegend, sagte Casey. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich dies Mal ums Leben gekommen. Die alte Hexe bringt ein Terzerol hervor, mit einer so großen Mündung, daß ich anfangs glaubte, es sei eine kleine Haubitze. — Und wer sagte Dir, daß das Ding geladen war? fragte einer von der Bande. — Geladen oder nicht geladen, es schien mir jedenfalls gefährlich, versetzte Casey.

Bei diesen Worten brachen die Bursche in ein unmäßiges Gelächter aus, warfen ihre Hüte in die Luft, wälzten sich vor Freude auf dem Grase herum und erzählten ihm sodann, daß es Niemand anderes gewesen wäre, als Mistreß Anastasia Malony, die taube Offizieswitwe, welche sich einer Hörmaschine zu bedienen pflegte. — Hm! sagte Casey, sollte dem wirklich so sein, so bleibt mir nichts übrig, als diese Gegend für immer zu verlassen. Meine Reputation ist compromittirt! Was werden die Leute denken, wenn es heißt, Casey von Longhera habe sich vor der Hörmaschine eines alten Weibes entsetzt! Der Teufel hole die Maschinen!

(Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.) In einer großen Garnisonsstadt fand sich seit einiger Zeit ein reisender Engländer täglich an der Table d'hote eines besuchten Hotels ein und jedes Mal, bevor er seinen Platz einnahm, legte er mehrere Goldstücke neben sein Couvert, welche er aber nach beendigter Tafel ruhig wieder in seine Börse steckte. Anfänglich glaubte man, er wolle damit seine Zeche bezahlen, auch aß und trank er tüchtig drauf los, als solle diese Summe darauf gehen; da man aber auf Erkundigung vom Wirth erfuhr, daß er auf Rechnung speise, so nahmen sich die militairischen Gäste dieser Wirthstafel vor, ihn hierüber zur Rede zu setzen und nöthigenfalls bewaffnete Rechenschaft abzufordern. Die Gelegenheit fand sich schon den folgenden Tag und einer der Marssöhne sagte zu ihm:

„Mein Herr, Ihr Benehmen mit dem Gelde beleidigt uns und ich fordere Sie im Namen sämmtlicher Gäste auf, es uns zu erklären und" — legte dabei die Hand an den Degen.

Ruhig zog unser Engländer ein Paar Pistolen aus der Tasche und sagte:

„Hier wählen Sie, mein Herr, sie sind beide scharf geladen; aber im Voraus muß ich Ihnen sagen, daß ich mein Ziel nie fehle; Sie wären nicht der Erste, den ich dieserhalb schon in die Ewigkeit expediren müßte; ich lasse mir nie etwas abtrotzen! — Sollten Sie es jedoch aber vorziehen, mich um eine Erklärung zu ersuchen, so soll sie Ihnen werden."

Der besonnene und ruhige, aber auch entschlossene Ton des Fremden bewog die Herren, gelindere Saiten aufzuziehen, man umringte ihn und bat von allen Seiten. —

„Aber nur unter Einer Bedingung, meine Herren," sagte der Sohn Albions, Sie müssen mir insgesammt Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie mich um dieser Erklärung willen nicht auf's Neue in die Nothwendigkeit versetzen wollen, dennoch Jemand erschießen zu müssen."

Als man sich auch hierzu verstand, sagte er: „Meine Herren! Ich habe einen großen Theil der Welt durchreist und habe vieler Herren Länder gesehen; auch habe ich stets, wo thunlich, immer an der Wirthstafel einen Platz genommen, wo ich auch fast überall immer einige Herren vom Militair vorfand; dabei habe ich bemerkt, daß in allen Ländern die Unterhaltung dieser Herren sich stets nur um Hunde und Pferde, oder Mädchen und Gewehre drehte; ich habe mir daher vorgenommen, wenn ich je eine solche Gesellschaft finden sollte, wo diese vier Dinge nicht zur Sprache kämen, 10 Louisd'or für die Ortsarmen zu geben, und halte sie daher stets in Bereitschaft. Bis zur Zeit aber, meine Herren, haben die Armen noch nichts erhalten und" — hiermit verneigte sich der spleenigte Mylord und ging zur Thür hinaus.

— Als Friedrich der Große einst in Breslau anwesend war, starb daselbst ein katholischer Schauspieler, welchem als solchen der dasige Bischof das Begräbniß in geweihter Erde versagte. Die Angehörigen des Verstorbenen wendeten sich in dieser Sache an den König. Dieser ließ den Bischof kommen und sagte ihn gleich beim Eintritt: „Wie tief geht Ihre Weihe in den Erdboden? wenn Sie den Kirchhof weihen." Der Bischof, über diese ihm höchst unerwartete Frage betroffen antwortete verlegen: „Ohngefähr drei bis vier Ellen." — „Nun gut," entgegnete Friedrich, „so soll der Schauspieler fünf Ellen tief begraben werden."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Ueber die Herrenmoden im Allgemeinen läßt sich so wenig neues und sicheres sagen, wie über die Damenmoden. Man sieht an der Pforte der neuen Jahreszeit und behilft sich für die letzten schönen Sommertage mit einer freien Wahl und Zusammenstellung in den bekannten mannichfachen Formen der Sommermoden. Bequeme Phantasiefracks mit etwas fliegenden und sehr breiten Schößen. Bequeme Gehröcke mit kurzen und sehr weiten Röcken, alle Röcke mit breit und hohl zurückgeschlagenen Brustklappen, mit einem niedrigen nicht zu breiten Kragen versehen. Die Weste sehr lang, auf der Brust tief und breit offen gemacht und unten in einer unter der Rocktaille sich zeigenden Spitze geendigt. Das Beinkleid weit geschnitten und faltig und breit deckend auf den Stiefel fallend. Dies sind die Herrenmoden oder vielmehr das ist der Typus derselben, der sich im behaglichen Ge-

Digitized by Google

henlassen darstellt. Der Winter wird freilich größere Sorge und Genauigkeit zurückbringen und man fürchtet daher, für die bequeme überlange Taille den über den Hüften scharfen Einschnitt aller Röcke eintauschen zu müssen, wie ihn der Ceremoniefrack immer beibehält. Die Stoffe zu Beinkleidern und Westen für den Winter sind fertig und theilweise schon ausgestellt, so daß man mit Sicherheit sagen kann, die Streifen und Gitter halten sich und zwar sind alle Muster sehr groß und grell gezeichnet, sie werden daher den guten Geschmack gefährlich auf die Probe stellen. Für Westen wird der bunte Sammet sein Vorrecht behaupten. Die Bronzefarbe in allen Abschattirungen wird in den Tüchern zu Röcken am meisten bestellt. Die Halsbinden bleiben lang und sind von glattem oder gemustertem Atlas sehr häufig getragen.

Man macht mancherlei Vorbereitungen für den Winter. Wir sahen bereits Ueberzieh röcke von neuem Schnitte von englischer Ratine, mit Atlas gefüttert; Herbst-Twines von Oceanienne mit doppelten Steppereien auf allen Nähten; Pantalons zum Halbputze aus großeareirten Zeugen mit einem Röllchen an der Seite, unten rund geschnitten, und ohne Fußriemen, sodann andere zu größerem Staate, die unten gar nicht weit waren, die Fußbiege eng umfaßten, oben etwas weiter wurden und ebenfalls keine Fußriemen hatten; endlich viele Westen, die theils gerade geschnitten waren, theils übereinander gingen, theils Shwalkragen hatten, je nach dem Zwecke, für welchen sie bestimmt waren. Sie waren von schottischem Sammetplüsch oder von Cashemir-Sammet mit glänzenden kleinen Palmen.

Damen-Mode. Als eine Neuigkeit, die sehr zu gefallen scheint, und wahrscheinlich sehr häufig getragen werden wird, weil sehr viele Damen sie bereits gekauft haben, können wir kurze leicht wattirte Palletots mit weiten Aermeln und Gürtel erwähnen, die vorn am Aermelrande und an dem Pelerinenkragen mit leichten Soutache-Stickereien verziert, oder, was auch sehr gut aussieht, rund herum mit schwarzen Spitzen besetzt sind. Unter diesen Palletots kann man selbst einen schönen Sommeranzug tragen, denn man zieht sie an oder legt sie ab, je nach der Witterung. Die Mode der Ueberröcke mit Revers und sehr weit offenem Leibchen, wird sich auch den Winter hindurch erhalten, wenn man nach den neuen Modellen schließen darf, die man in allen großen Modehandlungen sieht. Vor kurzem sahen wir einen Ueberrock von perlgrauem Pekin, dessen Revers am Leibchen, an den Aermeln und auf dem Rocke von rosa Plüsch waren, und der eine Gürtelschnur von grau und rosa hatte. Man trägt viele Cannezons, die fast alle sehr hoch sind und von denen die für den Vormittag bestimmten Einsatzstreifen haben, während die für den Abend in Falten gelegt sind und auf den Achseln durch Schleifen von schottischem Taffet gehalten werden. Man hat versucht, den einfarbigen Barege mit doppeltem Rock zu tragen, was allerdings sehr gut aussieht; aber der Barege muß, damit die beiden Röcke von einander abstehen, mit Seide, Farbe auf Farbe, gestickt sein. Es gibt dies einen sehr geschmackvollen und doch einfachen Anzug. Die Kleider von Taffet mit breiten Streifen, weiß und rosa, weiß und blau, weiß und lilas werden überrockartig gemacht; die Aermel daran sind kurz über den Spitzenärmeln, die bis an den Ellbogen reichen und von den geschnürten Handschuhen durch drei oder vier Armbänder getrennt sind, von denen eines sehr breit sein muß. Ueber solche Ueberröcke werfen viele Damen eine große Pelerine von Spitzen oder einen kleinen Langshwal von gesticktem Muslin. Die Hüte werden im nächsten Winter leicht bleiben und mit leichter Bandschleife ausgeputzt werden. Besonders reich sollen die Kopfputze getragen werden; man wird dazu mit Gold gestickten Sammet und smyrnaischen Atlas verwenden, ja sogar tunesische Langshwals zu Turbane winden. Die Häubchen ihrerseits werden niedlicher und duftiger sein als je und mit Rosen, virginischem Jasmin und glänzenden Käfern geschmückt werden. Immer mehr und immer reicher entwickelt sich die Stickerei an den Chemisetten in Kleidern mit offenem Leibchen, an den Sevigné-Berthen, den tief ausgeschnittenen Gumpen, die auf den Achseln zusammengeknöpft werden, an den Cannezons, welche die Brust so schön herausheben, an den Taschentüchern, den Unterärmeln, endlich an den reichen gestickten Kleidern, an den Mänteln von ganz neuem Schnitt, den Ballüberwürfen, Mantillen ꝛc. ꝛc.

Anzug zum Ausgehen früh: Ueberrock von Zwirnbatist oder Nansuk; Leibchen mit kleinen Achselstücken, in welchen sich das Leibchen oben gerade so faltet, wie unten im Gürtel, der aus einem Bande besteht, das um die Taille geschlungen, vorn zusammengebunden wird, und mit langen Enden auf dem Rocke hinunterfällt; Zughut von glasirtem Pour de Soie mit Tüllband ausgeputzt; Langshwal von schwarzer Seide; Battistraschentuch mit gestickter Bordure. — Promenadenanzug: Ueberrock von gestreiftem Taffet mit hohem langem, aber nicht gesteiftem Leibchen, oben am Ausschnitte mit einer gezackten Rüche eingefaßt; enge Aermel mit kleinen Aufschlägen; Mantille von weißem Barege, à la vieille mit gleichem Stoffe garnirt; Hut von rosa Gros de Naples, mit Krepp überzogen. — Visitenanzug: Kleid von glasirter Seide mit zwei Leibchen, die beide sehr weit offen und sehr tief ausgeschnitten sind; das obere ist von farbiger, das untere von weißer Seide; in der Oeffnung vorn sieht man das weiße Unterleibchen. Die Aermel sind der ganzen Länge nach geschlitzt, so daß man einen bauschigen Unterarmel mit Spitzeneinsatzstreifen sieht, wie an der Leibchenöffnung eine halbhohe Chemisette, die vorn gestickt ist. Auf dem Rocke zwei hohe Volants, die, wie die Aermel und das Leibchen, mit embrirten Zäckchen eingefaßt sind. Will man dieß Kleid zum Ausgehen tragen, so legt man einen weißen Langshwal um und setzt einen italienischen Strohhut auf mit einer langen Feder.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ueberrockkleid mit Schneppenleib, tief ausgeschnitten, mit Revers mit Spitzchen besetzt. Enge Aermel, gleichfalls, so wie vorn herab mit Spitzchen besetzt. Vorn offen, darunter Unterkleid mit hohem Spitzenvolant. 2. Hut mit Band- und Blumen-Ausputz. Kleid, das Leibchen mit Revers und an der Taille mit Schößen. Vorn herab und oben mit Posamentirarbeit verziert. Dazu Langshwal in gestreiften schreienden Farben. 3. Jäger-Anzug. Frack-Rock mit doppelter Reihe Knöpfe, mit Patten an den Seiten und gestreifte weite Beinkleider, nach unten eng zulaufend.

G. Ettler & Comp.

in Leipzig, während den Messen: Auerbachs Hof, Markteingang das erste Gewölbe linke,

empfehlen für diese Messe ihr wohlassortirtes

Knopf- und Posamentir-Waarenlager,

als: alle Arten Knöpfe an Röcke, Westen und Hosen, in Seide, Lasting, Horn, Metall u. s. w., Besetz- und Einfaßborden und Schnuren, Quasten an Bouenuß, Mäntel u. dergl., Franzen, Gorls und Agraments zur Besetzung auf Damenkleider, so wie alle in das Posamentirerfach einschlagende Artikel, Lampendochte, elastische Brustwattirungen, Hosen- und Westenschnallen u. dergl. m. und offeriren selbige zu Preisen, die es ermöglichen, bei gleicher Qualität der Waaren, mit den die hiesigen Messen besuchenden derartigen Fabrikanten concurriren zu können.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.
Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Sgr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Yezid.

Eine afrikanische Skizze.

Unter den Völkern der Barbarei herrschen Gebräuche, welche ein sonderbares Gemisch von Größe, Kraft und Wildheit darbieten, oft an gänzliche Rohheit grenzen, und deren ausführliche Schilderung, durch einen Geschichtsschreiber oder Dichter, uns in die Zeiten der ersten Naturmenschen versetzen könnte. In jenem Zustande lebt der Araber noch heutigen Tages. Er ist ernsthaft und heftig wie der Löwe seiner Wälder, er ist ruhig wie jener, oder geht auf Beute aus, schmeichelt, oder zerreißt in Stücke, und kennt kein anderes Gesetz als das seines Instinktes oder der Leidenschaft.

Es mögen nun einige Jahre sein, daß ein vornehmer Russe mit seiner jungen Frau nach Kairo kam, und Egypten das erste Mal besuchte. Da er mit orientalischer Gastfreundschaft aufgenommen wurde, so wollte auch er nicht zurückbleiben, und bot nun Alles auf, seiner Nation Ehre zu machen. Seine Gärten und Zimmer, aufs eleganteste geordnet, strotzten von asiatischem Luxus und wurden durch zahlreiche Gäste belebt. Bunt durch einander sah man europäische und egyptische Gesichtsfarben. Die junge Russin, von der Neuheit dieser Umgebungen entzückt, überließ sich ganz dem Gefühle, das jene auf sie machten. Der Musik liebliche Töne, die ungewohnte Heiterkeit des südlichen Himmels, jene balsamischen Wohlgerüche aus den am Nil gelegenen Gärten, und endlich die großartigen Denkmäler des berühmten Egyptens, machten einen besondern Eindruck auf ihr ganzes Wesen, so daß neuer Liebreiz auf ihrem schönen Gesichte sich entfaltete. Das einfache malerische Kleid ihres fernen Heimatlandes, die Zärtlichkeit ihres Muchjes von einer harmonischen Anmuth umflossen, zogen aller Blicke auf sie. Man hätte sie für einen jener wandernden Schwäne halten können, die der Norden der Mittagszone als ein Sinnbild edler Würde, Anmuth und Reinheit zuschickt.

Unter den zum Feste Geladenen zeichnete sich ein junger, arabischer Scheik, Namens Yezid aus, der erst vor Kurzem nach Kairo gekommen war, um Mehemed Ali seine Dienste anzubieten. Yezid sprach französisch, das er von einem Sclaven erlernte, den das Schicksal während des egyptischen Feldzuges seinem Vater zugeführt hatte. Zum öftern hatten sie sich über europäische Sitten und Gebräuche, Künste und Wissenschaften mit einander unterhalten, und diese Unterredungen, welche dem französischen Sclaven das Schlimme seiner Lage

Digitized by Google

weniger fühlbar, und dem Araber die Einsamkeit angenehm machten, enderen nie, ohne daß nicht der junge Scheik die Unterhaltung auf die europäischen Frauen und auf jene Gleichstellung derselben mit den Männern gelenkt hätte, welche die Araber in Oberherrschaft umzuändern verstanden, und welcher letzteren wir einen Theil unseres Uebergewichts verdanken. So unter dem Schatten seiner Palmbäume sitzend, hatte Yezid öfters mit stiller Sehnsucht über das civilisirte Europa nachgedacht, und sich, obwohl von den schönsten Sclavinnen umgeben, den Besitz einer freien Lebensgefährtin als höchst wünschenswerth vorgestellt.

Kaum hatte er die junge Russin erblickt, als er ihre Schritte überall verfolgte, und sie war es, welche in ihm den Entschluß rege machte, seine Heimath zu verlassen, und sich der Sache des orientalischen Reformateurs anzuschließen. Mit jedem Augenblicke wuchs seine Unruhe. Nur einige einfache aber gefühlvolle Worte, welche die junge Frau leichthin an ihn richtete, als er ihr sich gerade näherte wollte, waren hinreichend, sein Herz in helle Flammen zu versetzen, und ein Gefühl in ihm rege zu machen, das bisher nur die Schüchternheit zurückgedrängt hatte. Ganz außer sich stürzt er zu ihrem Gatten.

„Franke!" sprach Yezid zu dem Russen, ohne auf die in umgebenden Personen zu achten, „ich liebe deine Frau mehr als mein Leben, tritt sie mir ab, und sage nur, welchen Preis du für mein Glückst verlangst."

Der Russe hielt diesen sonderbaren Vorschlag blos für eine der Scherzheit seiner Frau gemachte orientalische Galanterie, worauf ein Europäer nur mit einem Scherze zu antworten gewohnt ist.

„Junger Scheik," erwiederte er, „meine Frau wäre zu theuer für dich, und selbst des Paschas Schätze, betrügen sie auch 2000 Beutel, wären nicht hinreichend, dieses Kleinod zu erwerben." — „Ich biete dir 3000 dafür," fiel der Araber schnell ein. — „Ich nehme sie an," sagte der Russe lachend, „eine solche namhafte Summe zurückzuweisen wäre thöricht. Morgen sollst du sie haben, ich bringe sie dir selbst."

Unterdessen hatte sich der größte Theil der Anwesenden entfernt, und es trat nach diesem lebhaften Auftritte die vorige Ruhe wieder ein. Die beiden Ehegatten, nebst einigen andern europäischen Freunden, welche noch dageblieben waren, unterhielten sich über das nun bald zu Ende gehende Fest, und genossen die Kühle einer angenehmen und herrlichen Nacht, welche nach einer afrikanischen Hitze so überaus erquickend ist, und in Afrika den Schatten und die sanfte Ruhe unserer europäischen Wälder vertritt. Mannigfaltige Erzählungen würzten die Unterhaltung. Man sprach von der Abwechslung in der Kleidung, von den natürlichen Anlagen und der Landessitte, welche bei einer kurzen Unterhaltung mit einem Orientalen so merklich hervortreten. Man verglich jene mit den europäischen Gesellschaften, und fand, wie sie sie sehr verschieden seien, und wie das echte Nationale, das doch den Hauptcharakterzug der Völker am deutlichsten kennzeichnet, immer mehr verschwinde.

Zuletzt erzählte der Russe noch das von dem Scheik an ihn gestellte Verlangen, indem er lächelnd bemerkte, welches großes Aufsehen ein Derartiges in Petersburg machen würde. Ein spanischer Consul hatte ihm bisher mit großer Aufmerksamkeit und mit so ernster Miene zugehört, daß solches dem Russen auffiel, und ihn zu der Frage veranlaßte: „Was könnten Sie bei meiner Erzählung Bedenkliches finden? Mit gespannter Erwartung, gleichsam als ob er nichts Gutes ahne, harrte er der Antwort des Consuls entgegen, welcher endlich erwiederte: „Sie sind in einen schlimmen Handel gerathen; fremd in diesem Lande, sind Ihnen seine Gebräuche und Sitten unbekannt. So wissen Sie denn, daß das mahomedanische Gesetz für seine Gläubigen sehr streng, und für die Fremden unwiderruflich ist. In diesen von unwissenden Leuten bewohnten Lande werden die Worte gleich den Schriften heilig gehalten. Des Scheiks Anträge waren ernstlich gemeint, und er wird nicht davon abstehen. Vertrauen Sie meinen Erfahrungen. Ich rathe Ihnen, Ihre Frau sogleich von hier zu entfernen, und dann auf eine Entschuldigung wegen ihres schnellen Verschwindens zu denken, die Ihr Gegner unbedingt glauben muß, und die triftig genug ist, Ihre mit ihm eingegangene Verbindlichkeit wieder aufzulösen."

Den Russen überlief bei diesen Vorstellungen ein eiskalter Schauer, und er sah jetzt nur zu gut ein, welch namenloses Unglück ihm seine Unbesonnenheit bereitet hatte, zumal da seine Frau, die er aufs zärtlichste liebte, ihn in diesem fremden Lande sein Vaterland vergessen lassen sollte, und er mit ihr die glücklichsten Tage zu verleben hoffte. Er folgte daher dem Rathe des spanischen Consuls und entfernte sie unverzüglich.

Doch wie groß war sein Erstaunen, als am folgenden Morgen der Scheik sich bei ihm anmelden ließ; er brachte mehrere Sclaven mit, welche die 3000 Beutel trugen und sie dem Russen vorzählten. „Hier ist dein Geld, nun gib mir deine Frau," sprach der Scheik. — „Es thut mir leid, junger Mann," antwortete der Russe, „meine Frau ist heute Nacht plötzlich geflohen, und deshalb findest du mich in so großer Bestürzung und

Digitized by Google

tiefe Trauer verſetzt, behalte dein Geld, denn ſein Anblick vergrößert meinen Schmerz nur noch mehr." — „Wie deine Frau iſt todt?" entgegnete der Scheik halb raſend. „Iſt es wohl auch wahr! indeſſen iſt bei Gott kein Ding unmöglich, ich muß es dir glauben, und mich in mein herbes Schickſal ergeben. Seit geſtern war jene, die du beweinſt, mein, der Tod allein hat ſie mir geraubt; der Preis, den du für ſie verlangteſt, gehört dir, eines Muſelmannes Wort iſt heilig, führe mich aber doch zu ihr, damit ich ſie wenigſtens zum letzten Male noch ſehen kann." — „Verzeihe, wenn ich deinen Wünſchen nicht entſprechen kann, allein unſere Geiſtlichen ſind wirklich bei der Todten und verrichten dort den üblichen Trauergottesdienſt." — „So muß ich darauf verzichten, da ich eure Religionsgebräuche wie die meinigen zu ehren habe," entgegnete der Araber weinend, und entfernte ſich.

Nach einer Stunde wurde der Ruſſe vor den Kadi gerufen, und traf dort den Scheik, der unbeweglich und ſchweigend da ſtand.

„Du haſt einen Muſelmann hintergangen," rief der Kadi dem Eintretenden entgegen, „nachdem du deine Frau an dieſen Mann verkauft hatteſt, ließeſt du ſie heimlich wegbringen. Ein von Alexandrien gekommener Zeuge iſt ihr unterwegs begegnet." — „Junger Scheik," fuhr der Kadi fort, indem er ſich an den Araber wandte, welche Genugthuung verlangſt du?" — „Keine" entgegnete der Scheik.

Hierauf zog er einen unter ſeinem Mantel verborgenen Dolch hervor, ging auf den Europäer los, und ſtreckte ihn todt zu Boden, dann ſchritt er langſam durch den Gerichtsſal, ſtieg zu Pferde, und nahm traurig ſeinen Weg nach der Wüſte.

Schamil.

Die Weſerzeitung ſagt in einer Biographie des Tſcherkeſſen-Anführers Schamil: Es war im Jahre 1829; die Ruſſen hatten Wunder der Tapferkeit gethan, die Natur und die Menſchen gebändigt; in einer dunkeln Schlucht lag Kaſi-Mula, der Schrecken des Kaukaſus, von 20 Kugeln durchbohrt; er ſtarb auf vier Leichnamen der Seinigen, und hielt zum Zeugniß ſeiner Leiden mit der Hand ſein Piſtol, mit den Zähnen ſeinen langen Bart krampfhaft gefaßt. Die Ruſſen triumphirten. Täuſchung! Der ruſſiſche Adler erhebt ſich nur über den Kaukaſus, um alſobald wieder herabzuſteigen; er kann ſeinen Horſt nicht auf die ſchneeigen Gipfel bauen. Zur Seite Kaſi-Mula's fanden die Ruſſen einen 14jährigen Knaben; der Zögling Kaſi-Mula's ſollte ſein Nachfolger werden; dieſer Gefangene war Schamil, und dieſes Kind ſollte einſt den Kaukaſus unterwerfen, und die Ruſſen zerſchmettern. Der junge Fürſt war nach St. Petersburg geſandt, und in das Regiment der Adeligen aufgenommen, um darin ſeine Erziehung zu erlangen. Er war einer der beſten Zöglinge, und zeichnete ſich durch ſeine ſeltene Geſchicklichkeit aus. Als er Offizier geworden war, begab er ſich nach dem Kaukaſus, und kämpfte in dem Vortrab der Ruſſen gegen ſeine Landsleute mit einer Tapferkeit, welche mehr als einmal die Eiferſucht der Ruſſen rege machte, während ſie zu gleicher Zeit, ſeinen Vorgeſetzten Verdacht einflößte. So viel Muth für eine fremde Sache ſchien Verſtellung, und ein ungeſchickter Chef ließ einſt in Schamils Beiſein das Wort Verräther fallen. Der folgende Tag ſah Schamil nicht mehr in den Reihen der Ruſſen; er war beim erſten Schaarmützel zum Feinde übergegangen. Die Ruſſen verloren ihn aus dem Geſichte, aber ihre Niederlagen vermehrten ſich; die geringſte ihrer Bewegungen war ſogleich dem Feinde bekannt, der geringſte ihrer Fehler von den Circaſſiern benutzt; die Deſertion ſelbſt riß bei dem Armeecorps des Kaukaſus ein, dem beſten vielleicht, das jemals auf der Welt exiſtirt hat, während die Kräfte des Feindes zum Erſtaunen an Zahl wuchſen, und endlich ſchlug ſchallend, eine rächende Geißel, der Name Schamil an ihr Ohr. Er ſetzte alles in Bewegung, den Fanatismus, die Liſt, die Macht, und das Geld, nicht mehr um den Kaukaſus zu rächen, ſondern um die Ruſſen bereuen zu laſſen, ihn verkannt zu haben. Mit der Kenntniß der ruſſiſchen Armee vereint er die der nur ihm zugänglichen und dem Feinde unbekannten Gebirge. Er hat ſich ein Europäiſches Heer von 4000 Mann gebildet, von Engländern aus Afghaniſtan, Polen, Franzoſen, ja ſelbſt Ruſſen, welche die Lockung des Gewinns zu ihm hinüber gezogen hat. Mit dieſem Heere erhält er Ruhe und Gehorſam unter den Circaſſiern, und treibt ſie gegen die Ruſſen. Eines Tages ward ein Offizier vom Regiment der Adeligen an der Spitze von 150 Mann ausgeſandt, um Heu in den Gebirgen zu ſuchen; kaum hätten ſie ſich 20 Werſt vom Armeecorps des Generals Grabbe entfernt, als die Circaſſier, unzählbar und ſchrecklich, über ihn herfallen. Der am Arm verwundete Offizier vertheidigt ſich mit ſeinen Soldaten, die, wenn nicht ſiegen, ſterben können. Ein ſchöner Reiter ſtürzt auf ihn los, und hält unbeweglich einige Schritte von

Digitized by Google

ihm an. „B....", ruft er ihm auf ruſſiſch zu, „erkennſt Du mich? Wir ſind zuſammen aufgewachſen." — „Schamil, du biſt es? erwiederte der ruſſiſche Officier, nachdem er ſeinen alten Kameraden in der circaſſiſchen Tracht und ſeinem Bart erkannt hatte. Der Kampf wurde eingeſtellt, und die beiden Anführer umarmten ſich Angeſichts der beſtürzten Soldaten. Schamil ließ unter die Ruſſen Lebensmittel austheilen. „Ich liebe ſtets die Ruſſen," ſagte er zu B...., „und kämpfe wider Willen gegen ſie; aber jeder Andere würde an meiner Stelle Daſſelbe thun. Wüßteſt Du, welche Beleidigung mir widerfahren iſt! Die bloße Erinnerung dieſes Tages erfüllt mich mit Wuth; Du weißt nicht, was ich Alles von ihrem Betragen erduldet habe. Eines Tages wird vielleicht das Schickſal der Schlachten uns wieder vereinigen, und dann werde ich dir Alles ſagen, was ich gelitten habe." — „Unſinniger!" antwortete B...., „kannſt Du gegen den Czar kämpfen?" — „Und was iſt mir ſeine Macht? Hier iſt ſie Nichts: ich entziehe mich allen ſeinen Schlägen, und ihr könnt den meinigen nicht entgehen. Von meinen hohen Bergen ſehe ich was ihr treibt, während ihr mich nicht einmal aufzufinden wißt." — „Deine Leidenſchaft blendet Dich, Du glaubſt Dich ſtärker als Du biſt, und eines Tages..... denke doch an Kaſi-Mula!" — Bei dieſem Namen wurde Schamil bleich; das Andenken der Kindheit richtete ſich einen Augenblick in entſetzlicher Geſtalt vor ihm auf; aber indem er ſich wieder faßte, erwiederte er: „Sein Ende war glorreich." — Ein Gedanke durchfuhr den ruſſiſchen Officier; er hätte den Kampf erneuern, und ſein Land von dieſem furchtbaren Feinde befreien mögen; aber Schamil ließ ſeine Wunde verbinden, und er ſtieß mit Unwillen den Gedanken zurück, ihn zu tödten. „Wenn Du dennoch Frieden ſchlöſſeſt, Schamil!" ſagte er ihm, „Du würdeſt ihn vortheilhaft abſchließen können." — „Nie, meine Rache iſt nicht geſtillt!" — „Aber welche Zukunft, welcher Ruhm wird Dir?" — „Meine Zukunft iſt in den Händen Gottes, und mein Ruhm in meinen Händen." — „Du kannſt Verzeihung, einen Poſten in der Armee erlangen." — „Euer Czar unterhandelt nicht mit Rebellen; ich ziehe es vor, ſelbſt Czar zu ſein; ich bin es hier."

Die Coquette.

Es gab eine Zeit, in welcher München, die glänzende Hauptſtadt Baierns, das Iſar-Athen, der Sammelplatz aller Künſtler von Ruf war; Maler, Bildhauer Baumeiſter hielten es für ſo nothwendig als angenehm, in der prächtigen Stadt, die unter König Ludwig wie durch einen Zauberſchlag entſtanden war, eine Zeit lang zuzubringen. Die Kunſtſchätze, welche der Monarch daſelbſt aufgehäuft, zu ſehen, zu ſtudiren, und ſelbſt etwas zu ſchaffen, von dem ſie ſagen konnten, ich habe es in München gemacht, wie ſonſt der Künſtler ſich mit Stolz rühmte, irgend eines ſeiner Werke in Rom vollendet zu haben.

Nach München begab ſich auch der junge Maler S., nachdem derſelbe in ſeinem Vaterlande ſchon berühmt, ſich in Rom zu ſolch einer Höhe aufgeſchwungen, daß man ſeine Leiſtungen nicht mehr zu tadeln wagte, ein Beweis von ihrer höchſten Vollendung, denn was man auch von Gemüthlichkeit und dem heiteren Sinne der Künſtler ſagen mag, gerecht ſind ſie nicht gegen Ihresgleichen, und wo an einem Gemälde auch nur der geringſte Tadel zu finden iſt, da wird kein Maler etwas gutes daran laſſen. Exempla sunt odiosa, ſagen wir Lateiner, wir wollen darum keine Exempel anführen, allein wir haben von Baumeiſtern und Bildhauern erſten Ranges daſſelbe gehört und geſehen, und es dürfte denn doch wohl ſo ziemlich Regel genannt werden.

S. hatte ſich auf den Punkt geſchwungen, auf welchem der Künſtlerneid verſtummt. In dieſem Ruhme glänzend hatte er München erreicht, und nirgend war man mehr bereit, als dort ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Aber der Frohſinn, welcher die Söhne der Muſen ziert, ſchien nicht ſein Erbtheil. Es hatte ſich ein gewiſſer Trübſinn, man konnte es beinahe Schwermuth nennen, um ſein junges Gemüth gelagert. Einem reichen Hauſe angehörig, war er mit den glücklichſten Hoffnungen von der Heimath fort nach dem Lande der Ideale gegangen. Sein froher leichter Sinn hatte ihn den Schmutz und Unflath des Volkes, unter dem er ſich bewegen mußte, über der Fülle der Kunſtſchätze, die ihn umgab, leicht vergeſſen gelehrt. Wenn er die majeſtätiſchen Trümmer der längſt vergangenen Heroenzeit des römiſchen Reiches ſah, ſo vergaß er, daß nicht Scipionen und Cäſaren, ſondern Lazaroni und Maulefallenkrämer es bewohnten; wenn er die überſchwengliche Fülle der herrlichen Kunſtgebilde in den Sälen des Vatikans mit ſtummem Entzücken betrachtete, ſo war es ihm ſehr gleichgültig, daß ſchmutzige Pfaffen darüber herrſchten, waren ſie doch dem Blicke des entzückten Kunſtjüngers nicht verſchloſſen.

So ſchwelgte er mehrere Jahre lang in den Genüſſen, die ſich ihm darboten, ſo erhob ihn ſeine Kunſt über das Leben, bis ein Schlag nach dem andern das

Digitized by Google

Haupt des Unvorbereiteten traf. Seine Mutter starb, sein Vater litt durch eine Reihe schwer zu überwindender Verluste eine solche Einbuße an seinem Vermögen, daß er nur mit Mühe entbehren konnte, was er mit Freuden seinem Sohne nach Rom sandte. Bald darauf starb auch er, Vormundschaftsgerichte bemächtigten sich des übrigen Vermögens, das unter mehrere Geschwister getheilt, nicht mehr von großer Bedeutung war.

S. stand durch seine Kunst unabhängig da. Der Verlust seines Vermögens betraf ihn also nicht hart, allein die frühere Heiterkeit war verschwunden, und ein Ernst, welcher an Melancholie grenzte, bemächtigte sich seiner. Das Treiben der Genossen mit ihren olympischen Spielen, ihren Festen, Maskeraden, sagte ihm nicht mehr zu, zurückziehen wollte er sich nicht, um nicht ein Sonderling zu scheinen, so verließ er denn Rom, um in München ferner der Kunst sich allein zu widmen.

Er hatte nicht den rechten Ort gewählt. Wollte er abgesondert bleiben, so mußte er als Künstler nicht nach München wandern, denn in München bleibt der Künstler nicht unbemerkt. Er traf einen Jugendfreund, den Doktor B. daselbst, und schloß sich auf das innigste an diesen. Der Jugendfreund zog ihn in einige der Gesellschaften, denen er angehörte, und bald war S. überall bekannt.

Das Leben in München unterscheidet sich höchst auffallend von den geselligen Kreisen anderer Orte. Es beginnt dort schon das Wirthshausleben, was wir im ganzen Süden und Westen von Deutschland allgemein finden. In den großen Bierhäusern versammelt sich die ganze Stadt. In den Sälen an den langen Tischen sieht man neben einander sitzen den Staatsrath A., den Gerber B., den Kammerherrn C., den Maler E., den Grafen F., den Professor G., den Tischler H., den Bildhauer J., und so fort. Ein bunteres Gemisch, wie es dort gefunden wird, läßt sich kaum denken. Allerdings gesellt sich gleich zu gleich, doch sitzen vier Handwerker, welche eine Gesellschaft bilden, an demselben Tische mit sechs Personen höchsten Ranges, welche eine andere Gesellschaft bilden, und an die dritte Gesellschaft unmittelbar grenzt, welche wieder anderen Ranges und Standes ist. Im Winter kommen nicht selten auch Damen dazu. Allerdings gehören diese nicht den ersten Ständen an, denn wie überall, so auch dort, ziehen sich die Frauen der höchsten Staatsbeamten, der reichsten Particuliers aus dem öffentlichen Leben zurück, doch anständige Frauen von Kaufleuten, Fabrikherren, wohlhabenden Ouvriers, von Gelehrten und Künstlern, sieht man häufig in diese Kreise treten, und sie tragen nicht wenig dazu bei, die Unterhaltung in solcher Richtung zu erhalten, daß sie nie die Grenzen des Schicklichen überschreitet, ohne deswegen an Heiterkeit zu verlieren, ja die Neigung dazu ist so groß, daß jeder Anlaß aufgesucht wird, einen Scherz, eine Posse herbeizuführen. So werden denn häufig kleine Maskeraden veranstaltet. Eine Gesellschaft vermummter Personen tritt in ein solches großes Gasthaus, sucht die Bekannten auf, neckt dieselben, läßt rathen, foppt Diesen oder Jenen ein wenig, und zieht sich dann wo möglich unerkannt, zurück, entweder um dasselbe Spiel von Neuem in einem andern Hause zu treiben, oder um nach kurzer Zeit in gewöhnlichen Kleidern in das erste Haus zurückzukehren und sich erzählen zu lassen, was so eben vorgefallen, woraus denn Stoff zu allen möglichen Scherzen genommen wird.

Noch anders waltet der Sommer, hier findet diese Ausschließung der höheren Stände bei weitem weniger statt. Die vielen großen Gärten rings um und in München sind der Sammelplatz aller Personen, die gute Kleider haben. Zwar nicht an einem Tische, doch auf einem und dem nämlichen großen Raume, sitzt die Familie des Staatsraths und die seines Schuhmachers neben einander; in diesen Sommervergnügungsorten findet man die ganze schöne Welt der bairischen Hauptstadt versammelt, hier sieht man die zahllosen schönen Frauen und Mädchen, an denen München reicher ist, als irgend ein Ort auf der Erde. Hier ist schon schwer, durch Schönheit ausgezeichnet zu sein, man sieht lauter Madonnengesichter, und hier wandeln die Liens unstät und flüchtig umher, um sich des lieblichen Anblicks zu erfreuen. Wie eine reiche, frische Blumenflur im blendendsten Farbenschmuck der Jugend, so treten die herrlichen, üppigen, vollen Gestalten dem staunenden Fremden entgegen; da ist nicht die krankhafte nordische Bläße der Engländerinnen, noch die Bronzefarbe der Italienerinnen und Spanierinnen, da ist nicht die übermäßige Schalkheit der Ersteren noch die ungewöhnliche zierliche Kleinheit der Letzteren; zu der frischesten Farbe der Gesundheit, zu dem reinsten Incarnat des Nackens und der Schultern, zu der lachenden Röthe der Wangen gesellt sich ein junonischer Wuchs, gleich weit entfernt von holländischer Ueppigkeit und von südländischer Dürftigkeit, das reinste Ebenmaaß der schönen Glieder, erfreut das Auge des Künstlers wie des Laien; das Offene, Heitere strahlt von freudigem Leben, was Wunder, wenn dort, wo so viel des Schönen dem Auge begegnet, so viel des guten geleistet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Merkwürdige Steuer.) Ein Zeichen des Reichthums und Ansehens bei den Chinesen sind lange Nägel und Zöpfe. Die holländische Regierung auf Java hat dieses nicht außer Acht gelassen und auf beide eine ansehnliche Steuer gelegt. Je länger sie ein Chinese tragen will, desto mehr zahlt er davon. Es ist ein ordentlicher Tarif darüber vorhanden, auch finden von Zeit zu Zeit die nöthigen Messungen Statt. Man muß gestehen, daß solche Abgaben die allerbilligsten sind. Machten es die Regierungen nur auch so mit den Bärten!

— In dem durch die Päpste berühmt gewordenen Avignon sind Mönchs- und Nonnenklöster beinahe in so großer Menge wie in jener Zeit, da von der finsteren gefängnißähnlichen Burg, die römischen Machthaber der Welt Gesetze vorschrieben und Könige vor sich im Hemde Buße thun ließen. Ein Nonnenkloster brannte daselbst vor kurzer Zeit ab. Mit Mühe nur rettete man die heiligen Jungfrauen, wobei die Rettenden in alle Gänge drangen, um Niemanden umkommen zu lassen, auch Sachen sowohl als Menschen zu bergen. Hiebei wurde eine 32jährige Nonne gefunden, welche halb nackend mit beiden Füßen an die Mauer einer kleinen dumpfen Zelle gekettet war, und in diesem jämmerlichen Zustande schon vier und ein halbes Jahr verharret hatte. Sie war gänzlich stumpfsinnig geworden, schien weder ihren schrecklichen Zustand mehr, noch die damit vorgegangene glückliche Veränderung zu fühlen. Die Nonnen verweigerten beharrlich jede nähere Auskunft über den Vorfall, man hoffe aber die Unglückliche durch sorgfältige Pflege wieder herzustellen, und dann zu erfahren, weshalb sie von ihren frommen Schwestern auf so scheußliche Art gemartert worden ist.

(Astronomisches. Man hofft, nun bald außer dem Mann im Monde auch dessen Kinder und Hausthiere sehen zu können. In einigen Wochen wird nämlich das Riesenteleskop fertig, das der Graf Rosse auf seinem Landsitze Birr-Castle gefertigt hat. Es hat eine Länge von 50 Fuß, einen Durchmesser von 3 Fuß, hänge zwischen zwei starken Mauern und ist das größte auf Erden. Beiläufig! In einem von dem berühmten Pariser Astronomen Arago der Deputirtenkammer bei Gelegenheit der von der Regierung an diese gestellte Forderung von 94,000 Franes für die Pariser Sternwarte erstatteten Berichte kommen unter mehreren sehr interessanten Angaben über den jetzigen Stand unserer Kenntniß von der Sternenwelt auch folgende vor: „Der einundsechzigste Schwanenstern ist so weit von der Erde entfernt, daß sein Licht zehn Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Wurde er plötzlich vernichtet, so sähen wir ihn noch zehn Jahre nach seinem Untergange. Nun bedenke man, daß das Licht in jeder Secunde 77,000 französische Wegstunden durchläuft, daß ein Tag 86,400 Secunden hat, daß das Jahr 365¼ Tag zählt, und daß diese drei Zahlen erst mit einander und dann noch mit zehn multiplicirt werden müssen, um den Zwischenraum, der uns von jenem Stern trennt, zu erhalten." (Fünfundzwanzig solcher Wegstunden sind gleich funfzehn deutschen Meilen.) — Ferner: „Man ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Masse der Sonne 355,000 Mal großer sei als die Masse der Erde, oder mit anderen Worten, daß die Sonne, wenn sie in die eine Schaale einer großen Waage gelegt würde, 355,000 Erden in der andern Schaale das Gleichgewicht halten würde!" —

(Die Schneider und die Kleiderhandlungen.) Es ist schon so viel gegen die Kleiderhandlungen in den großen preußischen Städten geschrieben und gesprochen worden, daß es wohl gut sein möchte, die Sache auch einmal von einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten. Es wird wohl Niemand ein Kleidungsstück in einem Magazin kaufen, wenn er es sich durch einen Schneider nur beinah so billig herzustellen weiß. Das ist aber zum Theil gerade wegen der enormen Schneiderrechnungen nicht möglich. Es versteht sich von selbst, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, und auch dem Kleidermacher so viel werden muß, daß er als Mensch und Bürger anständig bestehen kann. Allein das, was auf den Rechnungen als sogenanntes Wochenlohn im engern Sinne aufgeführt ist, obgleich Einzelne auch hierin das Maß der Billigkeit überschreiten, ist es zunächst nicht, was deren Höhe so steigert, daß sich Viele entschließen, ihre Kleidungsstücke lieber fertig aus den Magazinen zu entnehmen, wobei sie bedeutend billiger kaufen, obgleich hier außer dem Schneider noch der Kleiderhändler für sein Bestehen einen entsprechenden Gewinn haben muß. Wäre es unter solchen Umständen nicht zweckmäßiger, die Rechnungen fielen etwas mäßiger aus? Wozu die hohen Ansätze für Nah- und Drehseide, für Watte und dergleichen? Heut zu Tage ist Niemand so unwissend, um nicht zu wissen, oder erfragen zu können, wie viel Seide und Watte zu einem Kleidungsstück ist, und was dieselbe kostet. Es ist eine Beleidigung für den gesunden Menschenverstand, Jemandem zuzumuthen, solche Ansätze für baare Münze anzunehmen. Uebrigens gehört das, womit der Schneider nähet, sei es Zwirn oder Seide, zum Macherlohn. Wenigstens habe ich noch keine Schuhmacherrechnung gesehen, worin für Spähne, Pech, Drähte ꝛc., keine Schlosserrechnung, auf der die Kohlen und Blasebälge ꝛc., besonders liquidirt worden waren. Mit demselben Rechte kann auch noch ein Satz für Abnutzung des Fingerhutes, der Nadeln ꝛc. auf die Rechnung kommen. Wenn das Publikum jetzt seine Bedürfnisse aus den Kleiderhandlungen entnimmt, und für die Folge immer mehr entnehmen wird, so weicht es darin, wenigstens theilweis, sein Urtheil über die mitunter enormen Rechnungen der Kleidermacher aus.

Ein welkes Blatt.

Vor dem alten Buche sitzt die Frau,
Selber alt, mit Locken silbergrau.
Lange schon nahm sie es nicht zur Hand,
Auf dem staub'gen Brett es lange stand.
Einst war's schön, mit blanken Messingspangen —
Doch die Zeiten sind schon längst vergangen.

Und sie blättert leise her und hin,
Sucht mit trüben Augen still darin,
Sieh', da findet sie ein welkes Blatt
Längst verdorrt, vergilben, fahl und matt,
Einst hat's grün am Eichenbaum gehangen —
Doch die Zeiten sind schon längst vergangen.

Und die Frau das welke Blatt erblickt, —
Denkend dessen, der es einst gepflückt,
Der ihr's gab vor langer, langer Zeit
In des Lebens Frühlingsseligkeit,

Digitized by Google

Eh' des Todes Grauen ihn umfangen —
Doch die Zeiten sind schon längst vergangen.

Und die Frau ruft alles sich zurück.
In dem welken Blatte liegt ihr Glück,
In dem welken Blatt, ihr glaubt es kaum,
Liegt begraben ja ihr schönster Traum;
Golden war er, blühend ihre Wangen —
Ach! die Zeiten sind schon längst vergangen.

— Lady C... hatte den Lord S... an ihren Triumphwagen gefesselt. Sie behandelte ihn mit einer auffallenden Laune. Einst wurde in ihrer Gegenwart von dem Lord gesprochen. Sie mischte sich in das Gespräch, und machte eine sehr treffende Schilderung von ihm. — „Ich hätt' es nie geglaubt," sagte Jemand, „daß Sie den Lord so sprechend malen könnten." — „Warum nicht?" meinte ein Spötter: „die Lady hat ja den Pinsel in ihrer Gewalt."

— Im alten Bautzener Gesangbuche steht über dem Evangelium der Speisung von 5000 Mann, unter anderen folgende naive Strophe:

Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gezählet,
Sie rechnen wie ein Kind.
Mein Jesus kann addiren
Und kann multipliziren,
Auch da, wo lauter Nullen sind.

— Es werden jetzt in Paris drei Telegraphen verfertigt, welche die Bestimmung haben, auf dreien Schiffen zwischen England und Frankreich stationirt, die Nachrichten aus den Hauptstädten, wenigstens für die Dauer des Besuchs des Königs der Franzosen in London, mit möglichster Unmittelbarkeit und Schnelle zu überliefern. — Was wird das mit der Zeit werden, bald giebt es schwimmende Telegraphen zwischen Europa und Amerika, zwischen Europa und Asien, und zuletzt machen die Menschen selbst die Reise, indem sie sich auf ihre Nachrichten setzen wie Münchhausen auf seine Bombe, und erzählen dann: Als ich gestern beim Kaiser von China ein starkes Abendessen eingenommen, darauf bei dem Präsidenten von Mexico zu Mittag gegessen, und nun bei Louis Philipp ein Frühstück zu mir nehmen sollte, fühlte ich doch einige Unbequemlichkeiten — drei Mahlzeiten im Zeitraum von zwei Stunden ist offenbar zuviel! — und doch muß es so sein, eine Nachricht heute in Canton dem Telegraphen übergeben, kommt über Amerika gehend schon gestern zu uns. — Die Sonne braucht, um diesen Weg zu machen, sechzehn Stunden, der Telegraph nur zwei, mithin kommt die nach Osten gehende telegraphische Depesche vierzehn Stunden früher zu uns, als sie aufgegeben ist. Welch ein Fortschritt!

(Leipzig.) Der H. C. schreibt: Die Baarwuth in Leipzig steigert sich in jedem Jahre. Pallaste schießen aus der Erde wie Pilze. Umfangsreiche Garten, wie z. B. der Reimersche, werden bebaut und dadurch immer mehr neue Stadttheile begründet. Man sollte glauben, daß unter diesen Umständen der Miethzins heruntergehen würde, da sich die Zahl der Bevölkerung doch nicht im Verhältniß zu den Neubauten mehren kann; doch ist dies der Fall nicht, im Gegentheil steigt der Miethziens mehr und mehr. Erklären läßt sich dies dadurch, daß durch die Eisenbahnen viele Menschen nach Leipzig gezogen sind und ferner nach gezogen werden, und daß sich die Messen mit jedem Jahre großartiger gestalten. Jede Messe bringt neue Verkäufer, die, da es an Gewölben fehlt, die oberen Stockwerke zu Verkaufslocalen und Waaren-Niederlagen benutzen müssen, wodurch natürlich eine Menge Privatleute aus der innern Stadt verdrängt und genöthigt werden, ihre Wohnungen in den neuen Anbauten zu suchen.

— „Krumm und lahm wird man bei dem ewigen Sitzen," sagte ein Kanzellist, „da haben es doch die Landstände besser!" — „Wie so?" fragte ihn sein Collega. — „Lesen Sie denn keine Zeitung, da steht ja deutlich, daß bald dieser, bald jener Landstand eine Motion gemacht hätte."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Für die Herren ist die große Frage: wird man einen neuen bequemen Schnitt erfinden, der den veralteten Twine ersetzt, oder soll man bloß auf den langen Ueberrock angewiesen sein? Zum Herbst sind Ueberzieher in neuer Form von englischem Sacine mit kostbarem Seidenfutter gemacht worden. Doch auch noch einige Twines, deren Taille immer anschmiegender wird, von Decanienne verfertigt, haben sich eingeschlichen. Die Westen, die ihren drei angenommenen Schnitten treu bleiben, d. h. sie sind entweder gerade und fast ohne Kragen gemacht, oder sie sind wie ein Rock dreit gekreuzt, oder sie sind im Spwalschnitt — andern jetzt wenigstens den Stoff. Sie zeigen statt der lichten Piqué's schottischen Plüschsammet und Sammetcachemir mit sehr bunten Palmetten. Statt der schwer sitzenden überlangen Westen, die trotz der angebrachten Zwickel und Abnäher nicht recht vortheilhaft sind, schlägt man wie schon vorm Jahre wieder Schoßwesten vor, doch wollen diese außer für die Jagd nicht recht fassen. Eine kleidsame und bequeme Neuigkeit ist ein Mittelding zwischen Rock und Jacke. Man führt dies für den Sommer auf dem Lande von Nanking, im Herbst unter dem Ueberzieh-rock von englischem elastischem Zeuge und im Winter fur das Haus von Sammet aus. Der vielgetragene kurze Gehrock wird fast noch kürzer und weiter im Rocke und behält die sehr breiten und breit und tief zurückschlagenden Brustklappen bei, dazu noch die knappen, etwas zu kurzen Aermel gerechnet, und man möchte wohl auf eine unschöne Form schließen, wenn sie die augenblickliche Mode nicht verträte. Das Beinkleid ist noch mittelweit und straff gespannt am hauffigsten getragen.

Damen-Mode. Die kühlen Herbstwinde und die früh einfallenden Abende machen in der Stadt wie auf dem Lande eine schützende Hulle über den noch leichten Damenkleidern unentbehrlich. Der vielgetragene Schwal-Novgorod ist nur im Wagen brauchbar, der vornehme Cachemirschwal ist theils nicht für Jedermann erlangbar, theils paßt er nicht zu jedem Anzug, und so sind außer den persisch gemusterten viereckigen Schwals die Paletots und Sommermäntel an der Reihe. Die Sommermäntel sind meist von leichten buntgedruckten Wollenstaffen gemacht, als schottischem Cachemir, Thibet, ja selbst Musselin de Laine. Sie sind mit sehr abstechender Seide gefuttert und halbwattirt. Man gibt ihnen gern den Schnitt des wallachischen Mantels, wie man ihn im Winter trug, oder auch die gewöhnliche Aermelmanteiform; dann sind sie hinten in der Taille gezogen, haben sehr weite Aermel und einen großen reich geschnittenen Kragen. Auch die Echarpe maltaise wird jetzt zu gleichem Zweck von schillerndem Seidenzeug mit Futter versehen, angefertigt. Ist diese Echarpe von weißem Cachemir gemacht und mit Posamentir-Guipure umrändert, so giebt sie eine sehr elegante Theaterhülle. Der bekannte Schnitt des Damenpaletots hat keine bedeutende Verände-

Digitized by Google

rung erfahren, nur muß er vorn in Brustklappen und Kragen ganz das Ansehen eines Herrenrocks haben, ja selbst hinten sucht man so viel als möglich die übertriebene Taille der Herrenröcke anzudeuten. Man macht sie von Seide, von einfarbigen wollenen Zeugen und von buntem Samet, füttert sie reich und wattirt sie ein wenig. Eine sehr größere Dame allerdings Neuigkeit sind die kleinen Sammetwamse mit Schößen, die bis über die Hüften gehen. Man nennt sie Juste au Corps Louis XIII. Sie sind mit einer eng anschließenden hohen Taille und engen Aermeln gemacht, und haben fünf ganz angelegte Schöße. In der Taille haben sie keinen Gürtel, sondern sind mit zwei länglichten Knöpfen und Schnuren geschlossen, wenn sie nicht offen stehen sollen. Ein Modell dieses Schnittes war von dunkelblauem Tuchmir angefertigt und alle Schöße und die Handaufschläge waren mit Sammetstreifen verziert. Der Sammet, der Atlas, der Reps und alle reichen Stoffe werden diesen Winter wieder in den Soireeanzügen vorkommen, schon der Herbst bringt schwere Moors, atlasgestreifte Perkins zu Kleidern und Ueberröcken. Das Grün, als smaragdgrün, pyrisirgrün und meergrün wird sehr modisch bleiben, außerdem wird Goldbraun und rothblau (prune de Monsieur) sehr gesucht. Die Spitzen und die Posamentirarbeit müssen das Vorrecht für allen Besatz behalten, und zwar werden sie mit Gelde und Silber durchaus viel verwendet werden. Die Spitzenvolants werden steht man auch jetzt gloriet zu machen, war sehr hübsch aussieht. Neu sind Besätze von langen Perlfransen, die drei Mal um den Rock laufen und Aermel und Berthe zieren. Eine andere reichere Posamentirarbeit ist das romantische Muster; dies ist ein Flitt von Chenille, mit Gelde und Silberfäden durchzogen. Man kann dies zu Aufsätzen benutzen, zur Verzierung von Scharpes oder zum Schürtenbesatz auf große Puyklieder. Die jetzt zu gewöhnliche Soutache-Stickerei hat eine Neuerung erhalten, indem man diese Muster von ganz schmalen Sammetbandchen ausführt und zwar so, daß man die beiden Saumseiten des Bändchens beim Aufnähen zusammennimmt und somit eine ganz feine Sammetwulst bildet. Die Herbstbarège und Kleider von leichterem Gewebe sind mit Schabstaillen und einer oder zwei breite Falbeln gemacht. Neu sind die Annitas falbeln, d. h. solche, die vorn in der Mitte des Rockes offen sind und sich da wie ein Jumkarel formen. Die Falbeln zackt und bogt man mit Seide aus, oder besetzt sie mit Zeugpuffen oder Bandgekraus.

Man sieht bereits reiche Sammlungen von neuen Stoffen. Die Muster für Staatskleider sind im allgemeinen sehr groß. Wir haben besonders Damaste bemerkt, deren Blumen durch breite Streifen in große Karos getrennt sind; schottisches Sammet, der mit Vorliebe zu Abendtoiletten verwendet werden dürfte, und Pompadours mit Mustern, die sachig auf weißem, himmelblauem, rosa, oder lilas Grunde broschirt sind.

Die Mäntel werden dieses Jahr kurz und nicht sehr weit getragen werden, doch sind auch bereits einige gesehen worden, die sich durch ihre Länge und Weite vor allen andern auszeichnen.

Man will von den Pelzkrägelchen, d. h. den offenen und geschnürten nichts mehr hören, dagegen gefallen diejenigen sehr und mehr, deren Leibchen bis zum Gürtel sehr weit offen sind. In einigen ist das Leibchen gerade wie an einer Herrenweste, und die Oeffnung kann unten zwei bis drei, oben fünf bis sechs Fingerbreiten betragen; andere haben amazonenartige Revers mit Bayonetten, die sich bis an die Achsel umschlagen bei andern sind die Revers schwalbförmig und besteben aus zwei oder drei Falten, die breit genug sind, um zum Theil die Achsel zu bedecken. Unter solchen Leibchen, bei denen nur der Uebelstand ist, daß sie nicht leicht gut sitzen, trägt man eine Chemisette, à la vierge, eine Chemisette, die auf den Achseln zugeknöpft wird, oder eine Chemisette, durch welche der Kopf gesteckt werden kann, und welche dann den Oberkörper ganz gut umfaßt. Die Chemisetten, die zu jeden Kleidern getragen werden sollen, haben einen ganz kleinen Umschlagkragen, unter welchem man meist ein Band anzubringen beliebt. Man macht auch ziemlich viele Cannegous mit halbweiten und halblangen Aermeln. Man bereitet bereits viele Mantillen für den Herbst und Mäntel für den Winter von Atlas und Sammet vor; einer neuen Formen, welche bestimmt zu sein scheint, Beifall zu finden, zeigt einen Mantel mit oben glattem Leibchen, am Rücken und unten in Falten gelegt, mit einer kleinen Basquine und einer spitzenaufwendenden Pelerine, die vorn in den Falten des Gürtels endigt. Dieser Pelerinenschluß ist wattirt wie der ganze Mantel, ganz von Sammet oder doch wenigstens mit Rennets von Sammt, an jeder Achsel offen und mit Sammetband aufschnürt, und mit weiten Aermeln, die Aufschläge von Sammet haben, welche wie die Pelerine geschnurt sind. Der Rock dazu ist breit und lang. Da man zu den dunklen Stoffen zurückkehrt, so wohl zu denen von Seide als von Wolle, so sieht man auch wieder an, die Kleider mit Byrinth-Posamentirarbeit und mit Zephirspitzen, einem neuen Knopfe, zu verzieren, zu dem zum Theil Chenille verwendet wird. Nichts aber dürfte schöner aussehen, als die Sammetstreifen in allen Farben, die man zum Aufputze verwenden wird. Der Atlas, der afrikanische Sammet, mit einem Worte, die Herbst- und Winterstoffe kommen bereits zum Vorschein, und Zuputze von weißem Atlas, mit rosa Atlas gestickert, sehen sehr gut aus zu den Kleidern von Pekin und langschwals von schwarzen Spitzen. Die weißen Federn werden ganz gleich auf den Hut gelegt; auf Sammethüten sieht man auch gewundene. Ein Zuputz von abwechselnden Atlas- und Sammetstreifen mit Spitzenbarden sieht ganz vortrefflich aus, obgleich viele Damen den Hüten, die von schwarzen Spitzen sind, den Vorzug geben. Nach den Proben, die wir gesehen haben, werden die Bänder sehr reich und sehr mannichfaltig sein. Die Anhängetäschchen ersetzen die Taschen in den Kleidern, die immer getragen werden, weil sie bequem sind, die aber die Mode nicht anerkennt. Die Taschen bleiben also geheim, während das am Gürtel hängende Täschchen elegant, fast ein Schmuck geworden ist. Diese langen Täschchen, welche meist von Atlas und sehr einfach sind, werden unter dem Gürtel durchgesteckt und die beiden Enden fallen nebeneinander herunter. Auf den Kleidern von Atlas oder Cashemir wird man einen sehr hübschen Zuputz anbringen, welcher die Gastschuhbärchen verdrängen soll; nämlich sehr schmale Sammetbänder, die man auf die Zeuge näht und die so Muster en relief bilden, welche sehr hübsch aussehen. Ein Kleid von grünem Cashemir mit einer solchen neuen Besetzung (man nennt sie auch Stickerei) von dunkelgrünen, ja von dunkelblauen Sammetbändchen gibt ein allerliebstes Anzügchen. Die Mode der schwarzen Spitzen ist so allgemein, daß es nicht mehr für Luxus gilt, auf der Promenade breitaube Volants von schwarzen Spitzen auf einem Kleide von Moire und einen gleichen Langschwal von Spitzen zu tragen. Wir haben auch lange Spitzenärmel gesehen, die man unter den offenen Aermeln der Sammetkleider tragen will.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Palettot. Weite Beinkleider. 2. Häubchen mit Sammetaufputz. Ueberrock von Seide mit offenem Leibchen, das ganz wie ein Herrenjäckchen gemacht ist; lange Schöße und Aermelaufschläge dar; auf dem Rock vorn, an dem Leibchen und den Aermeln mit Sammetschnürchen benähet. 3. Hut mit Feder. Rovogorode-Shwel.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expeditilon für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Eine geraubte Fahne.

Ein tragikomisches Ereigniß, das im Genfer Bundeslager Bestürzung verbreitete, hätte bald zwischen dem Könige von Sardinien und der Republik Genf Krieg veranlaßt. Die „Gazette des Tribunaux" berichtet merkwürdige Umstände von diesem seltsamen Ereignisse. Bekanntlich werden die Milizen der Schweizer-Kantone alljährlich in Lagern zusammengezogen, um sich einige Wochen ans Soldatenleben zu gewöhnen. In diesem Jahre haben die Genfer ein Thal zwischen Genf und Saint-Julien zu ihrem Lagerplatz erwählt. Dort stehen ihre Zelte; tiefe Gräben umschließen das Lager; spanische Reiter sichern die Zugänge; vorliegende Festungswerke sollen, wenn ein Ueberfall stattfinde, den Feind aufhalten, bis die Truppen Zeit gehabt, die Waffen zu ergreifen; zahlreiche Marketenderinnen sind in der Umgebung des Lagers versammelt; kurz, es ist alles eingerichtet, wie es zur Sicherheit, zur Belehrung und zum Wohlsein der „Wildthuer" erforderlich ist. „Wildthuer ist übrigens nicht in einem schlechten Sinne zu verstehen; die Genfer geben sich in ihren kriegerischen Zusammenkünften selbst diesen Namen. Nun ereignete es sich, daß ein warmer Tag eintrat und die Bürgersoldaten, durch ein zweistündiges Exerciren in der Sonnenhitze erschöpft, die Marketenderbuden umdrängten. Dort hatten sich auch zwei Fremde niedergelassen, sardinische Soldaten, die vom Urlaub nach ihrer Garnisonstadt Saint-Julien zurückkehrten. Das Beispiel ist ansteckend, und schon war die Marketenderin mehr als ein Mal gerufen worden. Der Wein macht großmüthig und mittheilend. Als die beiden Soldaten die vier Milizmänner sahen, die einen Platz suchten, luden sie diese ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen und mit ihnen zu trinken. Die Milizmänner hielten es für unhöflich, diese Einladung auszuschlagen, und so saßen bald vier reiche stolze Bürger der Republik Genf neben zwei armen Soldaten und Unterthanen des Königs von Sardinien. Man trank und plauderte, bis die Unterhaltung auf Politik kam. Als gute Patrioten tischten die Genfer den beiden Ausländern prächtige Tiraden auf über die Freiheit, die Vorzüge einer Musterregierung wie die ihrige, über die Tapferkeit, die Redlichkeit, die Uneigennützigkeit, kurz über alle Tugenden einer Republik. Alles ging friedlich vorüber, so lange die Milizmänner im Allgemeinen sprachen; als der Wein und die Begeisterung ihnen aber zu Kopf gestiegen war, gingen sie zu nähern Erläuterungen über und proclamirten, wo keine Republik sei, gebe es nur Freiheit, Ge-

Digitized by Google

meinheit, Unehrenhaftigkeit. „Das lügen Sie!“ schrieen die Diener Karl Albert's, „und wir wollen Ihnen mit dem Säbel oder dem Bajonnet, nach Ihrem Belieben, das Gegentheil darthun.“ Bei dieser Antwort blickten die „Wildthuer“ sich gegenseitig an, dann standen sie gleichzeitig auf und eilten ins Lager, wahrscheinlich, um Waffen zu holen.

So dachten die beiden sardinischen Soldaten und blickten ihren Gegnern nach, allein diese wurden wahrscheinlich durch Dienstpflichten zurückgehalten und kehrten nicht wieder, und als die beiden Vertreter der Monarchie ihre Aufforderung wiederholen wollten, antworteten ihnen tausend Kehlen mit Drohungen und Hohn. Wuthentbrannt entfernten die Soldaten sich und schwuren, am folgenden Tage solle die Sonne ihre Rache sehen. Sie versteckten sich in der Nähe, kehrten gegen Mitternacht zurück, durchkrochen den Graben und gelangten quer durch eingeschlafene Schildwachen mitten ins Lager. Hier erhebt sich majestätisch das Zelt des Obersten und Lagercommandanten, auf dem die Bundesfahne weht. Der Milizmann, der über seinen Feldherrn und seine Fahne wachen sollte, hatte längst den Cjako mit einer Mütze vertauscht und lag ruhig neben seiner Flinte im Grase. Eurtyalus u. Nisus erkletten rasch das Zelt, reißen die Fahne ab und eilen davon. Kaum sind sie wieder im Freien, erheben sie ein gräßliches Alarmgeschrei; das Echo erweckt die schlafende Schildwache, der Tambour schlägt Generalmarsch, man hört Flintenschüsse. Allein Alles vergebens: die Wildthuer müssen ihre Feinde ruhig abziehen lassen. Als der Tag anbrach, standen die Soldaten der Besatzung von Saint-Julien um ihre Kameraden herum, und diese breiteten die zerschossene Fahne des Kantons Genf vor ihnen aus. Der Kommandant der Festung begriff die Bedeutsamkeit dieses Streichs. Die beiden Helden wurden vorläufig in Verhaft genommen, und das Ganze sofort nach Turin berichtet. Die sardinische Regierung ertheilte dem Komunandanten von Saint-Julien und dem Capitän der beiden Soldaten Befehl, sich sofort nach Genf zu begeben und dem Senat der Republik persönlich die Fahne zu überreichen. In Genf war nun aber guter Rath theuer. Endlich faßte der Senat in dieser zarten Lage einen Entschluß, der seltsam erscheinen mag, allein der einzig mögliche gewesen sein dürfte. Er erklärte, das Anerbieten der sardinischen Regierung sei ihm unbegreiflich. Die Fetzen, welche man ihm zeige, seien nicht die Fahne der Republik, und die Republik könne deshalb auch keine Entschuldigung für eine That annehmen, die nicht stattgefunden habe. Als die Abgesandten zurückkehrten, wurden Eurtyalus und Nisus in Freiheit gesetzt, da Diejenigen, die sie verletzt haben sollten, selbst ihre Unschuld anerkannten. In Genf entsetzte der Senat dagegen den Officier, der in der Nacht die Wache gehabt, seines Postens und stellte den armen Milizmann, der vor dem Fahnengelte Posten gestanden, vor ein Kriegsgericht.

Das Leipziger Stadttheater, seine Mitglieder und deren Leistungen.

Kunst beruht auf Freiheit und nur durch die Freiheit der Ideen gedeiht Kunst und Wissenschaft. In diesen Kreis gehören auch die Besprechungen und Kritiken über die theatralische Kunst, die wir seit der Eröffnung unseres neugeschmückten Theaters in verschiedenen Formen und aus verschiedenen Federn vor Augen bekommen und nicht selten die Spindel sind, um die sich der Faden der Unterhaltung in geselligen Kreisen dreht. Ein Schriftsteller sagte einst: das Publikum ist eine Chimaire, es gibt kein Publikum. Dieser Meinung kennen wir durchaus nicht beistimmen. Der Verständige richtet seinest nach dem Erkennungsvermögen seiner Vernunft, ist jenach sein eigener Recensent und weder die Meinung des einen noch des andern Kritikers kann ihn in seinem Urtheile irre machen. Der Einwurf: Einer ist kein Publikum, ist allerdings gerecht, doch ist von einem Kopfe, der ruhig im Parterre sitzt und nicht die leisesten öffentlichen Beifallsspenden an den Tag legt, oft weit, weit mehr zu erwarten, als von den sämmtlichen Inhabern großer Logen, die aus angebornem Dummheit die Fäuste schwingen und nur das Mittelmäßige zu schätzen wissen, weil der tiefere Kern, die Wahrheit, ihnen Dinge sind, die über ihren Horizont gehen. Das wahre Publikum zeigt sich nicht in dem Theater während der Vorstellung, sondern Tage und Wochen nachher.

Darum wollen wir in diesem Berichte nicht den Stimmen der Kritiker, sondern der des Publikums folgen. Stimmen Einzelner duldet das Publikum nicht und dadurch bewährt es seine Allmacht. Das Publikum bildet die wahre unverwüstliche Allgemeinheit und faßt in sich eine so große Lebens- und Bildungskraft, daß es sich nicht vernichten und auf die Länge hin von Schauspielern an der Nase herumführen läßt.

Es gibt Schauspieler, dramatische Bosses, die es verstehen, das Publikum ein Weilchen zum Besten zu

Digitized by Google

haben, die es verblüffen, düpiren und ihnen ein X. für ein U. machen. Alle diese Dinge sind aber nur von kurzer Dauer. Das Publikum ändert sich wie das Wetter. Hat es auch Abends noch so sehr applaudirt und Ruhmeskränze ausgetheilt, über Nacht steigen andere bessere Gedanken auf und wenn es seinen Rausch ausgeschlafen, so besinnt es sich nach einem halbstündigen Katzenjammer auf seine Pflicht und wird seiner Würde bewußt. Wehe aber dann dem Scheintalente, wenn es sich besonnen und zu der Ueberzeugung gelangt, daß man seine Geduld gemißbraucht. Wehe dann der Schwäche, welcher das Publikum in minutenlanger Verblendung, Bewunderung zollte; Wehe dann der Geckenhaftigkeit, um derentwillen es Unwerth erzeigte dem schweigenden Verdienste. Das Publikum ist am schlimmsten, aber auch am consequentesten, wenn es züchtigt; es ist am gefährlichsten, wenn der Stachel der Reue fühlbar wird. Er weiß zu lösen, aber auch so zu binden, daß an keine Lösung mehr zu denken ist.

Unser Direktor, Herr Dr. Schmidt, begann mit einer großen Anzahl neuer Mitglieder die Vorstellungen und erst jetzt ist es dem Beobachter möglich, über die Leistungen derselben ein Urtheil zu fällen, da fast jeder Schauspieler und Sänger Gelegenheit gehabt hat, in einer wo möglich glänzenden oder nichtglänzenden Rolle sein Talent zu bewähren. Was Decorationen, Costüm und andere in die Augen und Ohren fallende Dinge anbelangt, so hat Herr Dr. Schmidt keine Opfer gescheut. Doch sagt man, fehle ihm die eiserne Kraft, die an Ringelhardt so gerühmt wurde und unumgänglich an einem Orte nöthig ist, wo viel Köpfe und viel Sinne. Ein tüchtiger Regisseur, Herr Marr, hat zwar das Scepter in den Händen, aber ein Dritter nimmt immer zu viel Rücksichten auf Conventionen, Gevatterschaften und Freundschaften. Dies schadet der Kunst, die Posemträger, meistens talentlose Subjecte, werden bevorzugt, der ruhige, besonnene ernste Charakter, der Mensch mit Gesinnung, wird unterdrückt, und kommt auf keinen grünen Zweig, er mag es anfangen wie er will. Ein Regisseur, der das Repertoir macht, sucht Stücke vor, in denen er Glanzrollen hat und gefallen muß. Der Beifall schmeckt süß und überwergen wird das Stück wiederholt; in vier Tagen noch einmal, das schmeckt dem Publikum bitter und es klagt sich, wie wir Alle gesehen.

Der Chor besteht aus 47 Köpfen und die Tenorstimmen darin sind mit Gagen von 300, 350 und 400 Thaler bedachte, Summen, für die am Weimar'schen Hoftheater der zweite Tenorist erste Partbieren singen muß. Jedoch den Chor tüchtig zu wissen, ist löblich, denn er ist die Grundstütze der heutigen Oper. Nur fehlen die Mittelstimmen und der Baß, hieher müssen Kräfte, und das bald.

Dem Opern-Regisseur, Herrn Eicke, wäre etwas von der Energie des Schauspiel-Regisseurs zu gönnen. Unter dem Sängerpersonal hat sich vorzüglich Herr von Ulram und Fräulein Meyer bewährt, weniger die ersten Tenoristen, die Herrn Lehmann und Klein; eine Schuld, die durchaus nicht auf der Direction lastet, indem selbige Alles aufgeboten, hierin Genüge zu leisten. Herr Kindermann wird von Tag zu Tag trefflicher, mit Pögner geht es bergunter, seine Blüthenzeit ist vorüber.

Bei einem Blick auf das Schauspiel, vorzüglich was das Fach der edlen Väter und Charakterrollen anbelangt, stimmen wir der Klage Aller bei; warum hat man den trefflichen Reger gehen lassen, einen Schauspieler, wie die Jetztzeit wenige aufzuweisen. Er lebt fort in Aller Erinnerung und unsere jetzigen Charakterspieler zusammengeschmolzen geben noch nicht Regers, Schatten. Ein Wort aus seinem Munde hatte mehr Wirkung als wie einen ganze Rolle von Herrn Marder gesprochen eine Fingerbewegung von ihm war schöner als wie Richters ganzes Don-Carlos-Spiel.

Herr Richter, für erste und zweite Liebhaber mit 1400 Thlr., schreibe Ein Tausend vier hundert Thalern engagirt, (eine Gage, die selbst Emil Devrient zu Kürtners Zeit nicht bezog) ist dem Publikum in seinen Leistungen als Don Carlos, Waldenberg jun. und andern splendiden Rollen bekannt geworden. Im Besitz eines sonoren Organs, aber weniger geeigneten Theaterfigur ist er baar aller Poesie. Sein größter Fehler ist die Nachahmung immer will er Emil Devrient copiren, und das Resultat ist ein unglücklicher. Das Genie ahmt niemals nach, sondern schafft aus sich selbst und durch sich selbst seine Originale.

Herr Marder, früherer Zeit ein guter Sänger, jetzt im Begriff, hier Helden- und Charakterrollen zu spielen, entbehrt der nöthigsten Requisiten, deutliche vernehmliche Aussprache und Auffassungsvermögen. Sein Marquis Posa war schon verfehlt, sein Egmont ganz und gar.

Im Bereiche des Lustspiels glänzt vorzüglich Herr Meixner. Die Schachmaschine, der verwunschene Prinz, Hans Lust, so wie die einactige Posse „Blutrache" ließen ihm Raum, als Bonvivant und Naturbursche zu glänzen. Nur hüte er sich vor Uebertreibung.

Herr Andree, begabt mit schönen äußern Mitteln, an die sich auch unverkennbares Talent reiht, hat außer

Digitized by Google

der Rolle des Major Tellheim in „Minna von Barnhelm," Carl im „Räthsel" und Gärtner Bock in den „Vertrauten" nichts Weiteres von Bedeutung spielen können. Warum beschäftigt man den strebsamen jungen Mann nicht mehrfach in der Tragödie oder im Lustspiel? Sein Conversationston hat Glanz und Rundung und der „Tellheim" ist eine Talentprobe, die er vollkommen gerechtfertigt und den Beweis geliefert hat, daß richtiger Takt und Gefühl sein Inneres belebt.

Die Herren Berthold und Ballmann, seit 12 Jahren hier geschätzt und geliebt, schienen ganz verschollen, wenn nicht der „Zerrissene" ihnen Gelegenheit zu einem Lebenszeichen gegeben hätte.

Herr Stürmer, Sänger und Schauspieler, ist stets an seinem Platze. Der neu engagirte Schauspieler, Herr Bergmann, hat von Seiten der Kritik viel Anfeindungen erlitten, selbst Laube mischte seiner Limonade ein Körnchen Salz bei. Herr Bergmann besitzt Verstand, aber — keine Arroganz. Im Besitz derselben würde er mit oben aufschwimmen, denn wahrlich, Arroganz ist beim Theater der erste Schritt zum Glück. Die Herren Paulmann und Guttmann sind Schauspieler, die weder warm noch kalt sind.

Im Damen-Diadem unserer Bühne ist Madame Dessoir der glänzende und Alles überstrahlende Diamant und allgemein wurde bedauert, daß sie im „Egmont" nicht als Klärchen erschien. Man gönne dem jugendlichen Talente Raum, denn — es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken! aber offen gesagt: Fräulein Bernhard war noch nicht reif für diese Rolle, obgleich sie mit einem Beifall überschüttet wurde, der mehr der anmuthigen Erscheinung als dem Geiste der Darstellerin galt. Der Künstler muß angeregt werden, dies ist nicht mehr als löblich, nur ist hier die alte Klage zu wiederholen, die auch der große verstorbene Schröder so oft vernehmen ließ: „Daß doch kein Publikum einen Unterschied zwischen Beifall und Aufmunterung macht!" Wie soll die wirkliche Vollkommenheit belohnt werden, wenn solcher Beifall an eine Anfängerin vergeudet wird, die hier und da Spuren von Talent zeigt? Der Künstler ist — sein Geschäft bringt es mit sich — reizbar und leicht verletzlich: man sollte diese Schwäche, wenn es anders eine Schwäche ist, mit Schonung berücksichtigen, wenn man seine angewohnten Darsteller in begeisterungsfähiger Stimmung erhalten will.

Madam Günther-Bachmann, die uns bald die Wiener weggeschnappt hätten, ist noch immer die anmuthige Erscheinung und die Zierde unserer Bühne. Möge sie derselben noch lange erhalten werden, ihr Verlust wäre unersetzbar.

Die Coquette.

(Fortsetzung.)

An einem solchen Orte war es, wo S., der schon lange den Staatsrath M. kannte, nun auch dessen Familie und unter dieser dessen Tochter Euphemia sah.

Empfänglich wie jedes Künstlergemüth für das Schöne, war auch das seinige, und hundert kleine Streifschüsse hatte sein Herz schon bekommen, doch als er Euphemia sah, war vergessen Alles, was er früher gesehen. Was sonst Eindruck auf ihn gemacht, was ihn entzückt, was ihm unvergleichlich schön geschienen, das kam ihm jetzt unbedeutend, nichtssagend vor. Lange umschwärmte er den Tisch, an welche die Reizende saß, unbeachtet von ihr, bis der Vater, seiner gewahrend, ihn näher zu treten bat. Kalt weilte das Auge des Mädchens auf dem ihr gegenüber sitzenden jungen Mann, bis der Staatsrath seinen Namen nannte, und Euphemia, wohl bekannt mit den künstlerischen Leistungen aller Notabilitäten des Ortes, in ihm die gefeiertste derselben erkannte. Sie hatte schon manches von ihm gesehen, sie sprach mit vielem Geist über seine Auffassung der Gegenstände, sie lobte mit noch mehr Geist und Feinheit die vortreffliche Ausführung seiner Werke, und S. schwebte in einem Himmel voll Wonne. Die Bekanntschaft, so schnell sie gemacht war, so dauernd wurde sie. Es geschah das Ungewöhnliche, der Vater lud den jungen Mann ein, sein Haus zu besuchen, und Alfred S. hatte nichts eiligeres zu thun, als diese Einladung anzunehmen. Bald sah man ihn wie einen Hausfreund in der Familie, er kam wöchentlich, er kam dann tägtich ein paar Mal, er wurde durch sein glänzendes Talent der Mittelpunkt der Gesellschaft, man bewunderte seine Werke, man beneidete den Staatsrath um die glückliche Acquisition, man drängte sich zu dem sonst kleineren Kreise, doch Alfred sah alles dieses nicht, er sah nur Euphemia, welche ihm gewogen war, welche ihm Liebe zu schenken schien, und sich nichts daraus machte, daß so ziemlich ein Jeder bemerkte, welche Huldigungen von dem jungen Künstler ihr dargebracht wurden. Es schien hierin eine Art von Befriedigung ihres Stolzes zu liegen, sie sah mit Freuden, daß aller Augen sich auf sie richteten, wenn sie so ungezwungen,

Digitized by Google

als wäre sie allein im Saale, mit S. sich unterhielt, und Alfred, so discret er sonst war, glaubte doch eben deswegen kein so strenges Geheimniß aus seiner Liebe machen zu dürfen, und vertraute, was er empfand und was er hoffte, dem einzigen Freunde, den er hier hatte, einem jungen Arzte E. aus seiner Vaterstadt an. Der junge Freund schüttelte zwar den Kopf, doch Alfred S. war zu lebhaft mit seiner Liebe beschäftigt, als daß er hiroon etwas hätte merken sollen.

Die glücklichsten Tage, die je ein Mensch genossen, folgten dieser näheren Verbindung mit dem freundlichen Hause des Staatsraths. Es tauchte neben Alfred mancher Maler auf, doch konnte sich keiner eines so glänzenden Erfolges rühmen, als der junge Künstler, er blieb der Lion des Tages, und wenn er auch in größter Bescheidenheit seines Ruhmes genoß, so war es doch immer ein Genuß und er war nicht zu verachten.

Es bildete sich nach und nach ein so inniges Verhältniß zwischen ihm und Euphemia aus, daß er nicht zweifeln konnte, das holde Mädchen liebe ihn von ganzer Seele, und mit ganzer Seele gab er sich diesem beglückenden Gefühle hin, dem Gefühle, sich von dem schönsten und geistreichsten Mädchen geliebt, und zwar mehr um seines Geistes und seiner Kunst, als um seiner körperlichen Vorzüge willen, geliebt zu wissen.

Euphemia machte wenig Hehl daraus, und die Eltern schienen vorurtheilsfrei genug, um den Künstler für sich ebenbürtig zu halten. So verfloß der Sommer, verfloß der Herbst, es waren die schönsten Tage, die jemals dem Glücklichen gelächelt, es waren auch die fruchtreichsten, denn sie begeisterten ihn zu immer neuen Schöpfungen, und das Aufsehen, das er bei seiner Ankunft erregt, war nicht gesunken, es steigerte sich im Gegentheile von Tag zu Tag.

Der Winter mit seinen Freuden, mit seinen Bällen und Maskeraden, dem Theater und den Concerten rückte heran. Mit ihm vermehrte sich die Zahl der Fremden, welche München belebten. Die Kreise des Hofes wurden immer glänzender und munterer, und auch in den Privatzirkeln fand sich lebhafterer Verkehr ein.

Die Künstler hatten beschlossen, eine große Maskerade zu geben. Bei derselben sollte nicht Rang, sollte Schönheit die Ebenbürtigkeit bestimmen. Wer in ganz München hätte unter solchen Bedingungen wohl mehr Ansprüche auf das Erscheinen bei derselben gehabt, als Euphemia.

An der Seite des Mannes, dem ihr Herz gehörte, wollte sie den Ball besuchen, und deshalb hatte sie bereits mit S. die nöthigen Verabredungen über das Costüm getroffen. Der lange vorher angesetzte Ball ließ Zeit Alles zu wählen und zu ordnen, und so wurde aufs genaueste festgesetzt, was irgend erforderlich. Dies mußte jedoch auch geschehen, weil Euphemia den Hofbällen und den vielen Assembleen beizuwohnen genöthigt, weniger als früher im Stande war, sich dem theuren Freunde zu widmen.

Zwei Tage vor dem berühmten Künstlerballe war in dem Hause des Staatsraths eine vornehme Gesellschaft versammelt. Hier fand der junge Maler einen Grafen v. Gauer, eine so glänzende Erscheinung, wie die ersten Salons sie nur irgend aufzuweisen vermögen. Jung, schön, geistreich, gebildet, von hoher Geburt und sehr reich, schien das Glück alle Gaben auf ihn gehäuft zu haben, schien er bestimmt, jeden Mann mit Neid, jedes Weib mit Wünschen zu erfüllen. S. konnte sich nicht leugnen, daß auch er zu den ersteren gehörte, daß er mit einem gewissen Neide auf die großen Vorzüge des Fremden blickte, der, sichtbar der Bevorzugte, aller Augen auf sich zog, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden für sich ausschließlich in Anspruch nahm. Der Graf seiner Seits schien höchst unbefangen dieses nicht zu bemerken, schien die Huldigungen, die ihm so sichtbar dargebracht wurden, kaum zu ahnen, und widmete seiner Seits die ganze Aufmerksamkeit der schönen Euphemia allein, was der junge Maler nicht ohne einen Anflug von Eifersucht wahrnahm. Kaum konnte er hin und wieder einen Blick erhaschen, kaum einen verstohlenen Händedruck wagen, und als die ganze Gesellschaft sich erhob, um zur Tafel zu gehen, wobei alles für einige Minuten durcheinander gerieth, flüsterte Euphemia ihrem Geliebten zu, sie sei durch die Anwesenheit einer kranken Tante am Besuche der großen Maskerade gehindert.

Alfred stand da wie vom Donner gerührt, er traute seinen Sinnen nicht, mußte aber leider die nochmalige Bestätigung der traurigen Nachricht von den Lippen der Geliebten vernehmen.

Jede Freude war von diesem Augenblicke an für ihn verschwunden. Still und in sich gekehrt saß er da, ein Raub trüber, düsterer Gedanken, und weder die seinen Delikatessen, unter denen Reichthum sich die Tafel bog, noch die köstlichen Weine, die bald die Fröhlichkeit der Gäste an die Grenzen der Ausgelassenheit führten, waren im Stande, seine düstere Stimmung zu bewältigen. Ganz niedergeschlagen und mißgestimmt nahm er, sobald es irgend möglich, in aller Stille Abschied, und suchte seinen Kummer im Schlafe zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Die Gelegenheit.) Die Alten sagten sehr sinnbildlich, die günstige Gelegenheit oder die Glücksgöttin komme zu jedem Menschen, doch habe sie nur vorne ein Haarbüschel, wo sie zu fassen ist, rücklings ist sie ganz kahl und nicht mehr zu ergreifen. Auch ist öfters eine Kugel das Attribut der Glücksgöttin und mit dieser Idee ist eine eigenthümliche Symbolik verwandt, welche sich unter den gemeinen Menschen an der bairischen Grenze findet. Die gute Gelegenheit, sagen sie dort, oder das Glück rollt einmal bei jedem in Gestalt einer Kugel vorüber, die ein kleines hoch hat (etwa wie unsere Bomben), jeder hat einen Stab und sticht nach dieser goldenen Kugel, doch hält sie nur derjenige auf, dessen Stabspitze mitten und tief genug in die Oeffnung derselben getroffen hat.

Gleiches Schicksal.

„Sag' doch, mein süßes Liebchen
Wie geht es denn so zu,
Daß, finden meine Lippen
Auf Deinen Lippen Ruh',
Ein namenloß Entzücken
Die heiße Brust durchglüht
Und es mich immer wieder
Zu Deinem Munde zieht?"

Da schlang sie schelmisch lächelnd
Den vollen Arm um mich;
In duftgem Hauch bewegten
Die rosigen Lippen sich.
„Die Antwort," sprach sie leise,
„Die bleib' ich schuldig Dir,
Ich sollte Dich wohl fragen,
Denn — grad' so geht es mir.

— Der berühmte Pritchard hat die Politik Englands vollkommen durchdrungen. Wie sie die Religion zu Handelsverbindungen im Großen benutzen, so benutzt er sie zur Handelsbeförderung im Kleinen. Es kam im Januar dieses Jahres ein englisches Schiff zu Tahiti an, das überfüllt war mit Baumwollen- und anderen Stoffen, die es nicht hatte absetzen können; alsbald bestieg Herr Pritchard den geistlichen Rednerstuhl, donnerte gegen die abscheuliche und fluchwürdige, heidnische Nacktheit der christlichen Eingebornen, drohete allen, welche das Heidenthum nicht auch in diesen Stücken ablegen wurden, mit ewigen Höllenstrafen, und schloß endlich damit, daß er sie auf die Langmuth und Gute Gottes wies, welcher statt sie schon jetzt durch Feuer und Wasser, Krieg und Pest zu strafen, ihnen vorher noch ein, mit preiswürdigen Waaren reich beladenes Schiff sende, wovauf sie für geringes Geld alles finden würden, was zu ihrer christlichen Bekleidung nöthig war. Das Schiff machte in Folge dieser Empfehlung gute Geschäfte. Können wir uns nicht auch solche Missionaire und Comium anschaffen?

— Luther, der Unglückliche, ist nicht nur verurtheilt, nicht in die Walhalla aufgenommen zu werden, ihm ist sogar der Eintritt in die Hallen der Geschichte verboten. Die neueste Weltgeschichte zum Gebrauche in Schulen in Baiern enthält kein Wort von Luther und der Reformation. Wie wird sich Luther ärgern, daß man ihn so schmählich um die Unsterblichkeit prellt!

(Zwei kostbare Puhartikel.) Zwei Artikel, welche sich in der so viel besprochenen und bewunderten Gewerbsausstellung in Paris befanden, werden die Aufmerksamkeit besonders unserer Leserinnen erregen, ein Damenkleid nämlich und ein Taschentuch. So weit man es auch in der Kunst gebracht hat, die Natur nachzuahmen, so ist doch noch immer unmöglich, z. B. die schönen Schmetterlingsflügel so darzustellen, wie sie die Natur schafft. Das wußte ein gebuldiger Pariser Künstler recht wohl, deshalb nahm er wirkliche Schmetterlingsflügel, befestigte sie bewundernswürdig zierlich auf einen durchsichtigen Stoff und schuf so ein Kleid, das mit nichts in der Welt zu vergleichen ist. Alle, welche es in der Ausstellung sahen, staunten es an. — Der zweite Gegenstand ist ein Taschentuch von fast übermenschlicher Arbeit, die aber auch die junge Stickerin, welche es fertigte, beinahe um das Licht der Augen gebracht hätte. Das ganze Taschentuch stellt eine Landschaft vor, Bäume, Hügel, Dörfchen und einen Fluß, der sogar die Gegenstände an seinem Ufer abspiegelt. Die Stickerin soll 1000 Franes für die Arbeit bekommen haben. Ihre Sehkraft wurde aber nur durch besondere Pflege gerettet. Ein Käufer hat sich bisher zu dem Taschentuche nicht gefunden. Es kostet seriös — sechstausend Francs!

Man soll den Satan nicht an die Wand malen.

„Man male nie den Teufel an die Wand,
Sonst kommt er unversehens hergerannt!"
Dies hat bewährt sich oft bei manchem Fant,
Der Liebchens Bild gehetzet an die Wand.
Denn wie er ihr nur am Altar gereicht die Hand —
Da war der Teufel auch schon hergerannt! —

(Chinesische Götter.) Die Chinesen haben außer den allgemeinen Gottheiten, den eigentlichen himmlischen Großmächten, eine Unmasse spezieller Götter, die in engerer Sphäre etwa wie Fürsten im Verhältnisse zu einer Bundesversammlung herrschen. So hat jeder Stand, jedes Gewerbe, jede Familie ihren besonderen Gott, der ihre speciellen Interessen zu wahren hat. Dieses Verhältniß führt aber häufig zu den sonderbarsten Auftritten, von denen ein Missionär höchst komische Geschichten erzählt. Zu Zeiten der Dürre z. B. wenden sich die Chinesen an den Gott der oberen Gewässer, damit er die Schleusen des Himmels eröffne; wenn aber der Regen nach mehrtägigen Anrufungen und Bitten nicht kommt, nachdem man viel Weihrauch und heiliges Papier verbrannt hat, so geht man von der Anbetung zum Hohn über: „Du Dieb, gewähre uns, um was wir bitten, oder gib uns zurück, was wir Dir dargebracht haben. Deine Eitelkeit findet Gefallen an unsern Huldigungen, und darum läßt Du Dich bitten. Aber siehe, die Bittenden haben jetzt den Stock in der Hand. Laß regnen, oder . . ." Und dann peitschen sie ihn wie ein eigensinniges Kind. Was die Hausgötter betrifft, so ist die Sache noch merkwürdiger. Wenn die Geschäfte schlecht gehen oder ein Unglück die Familie betrifft, so ist der Götze schuld daran, und der Prozeß ist ihm bald gemacht: man nimmt ihn von seinem Piedestal herunter, man erklärt ihn aller Ehren verlustig, man verweist ihn in irgend einen Tempel, wo die unthätigen, trä-

Digitized by Google

gen Götter aufbewahrt werden, oder man kündigt ihm den Gehorsam etwa in folgender Weise auf: „So viele Jahre schon beten wir Dich an; wir haben vor Deinem Altare so und so viele Pfund Weihrauch verbrannt; wir haben uns jeden Tag so und so oft vor Dir niedergeworfen, wir haben ungeheure Summen ausgegeben, um Dir zu gefallen, und doch hat uns die Anbetung Deiner Gottheit noch nicht eine Sapeke eingebracht. Wisse also, daß wir nichts mehr von Dir erwarten, und daß wir jetzt auf Deine Gunstbezeugungen verzichten; wir suchen uns jetzt einen freigebigeren Gott. Um aber als gute Freunde zu scheiden, erzeigen wir Dir die letzte Ehre.“ Bei diesen Worten wirft sich die ganze Familie mit dem Kopfe zur Erde nieder, und so endet das Lobewohl. Trotz ihrer Vielgötterei rufen die Chinesen doch in großen Gefahren: „Koo-Tien-Yhe!“ (o großer Herr, hilf uns!) oder auch: „O alter Himmel, hilf uns!“ — Die Geschichte des chinesischen Himmels ist aber mehr noch als die des Griechen- und Römerhimmels eine Chronique scandaleuse, die dicke Bände füllt und noch immer im Wachsthum steht.

— Der Mann wird erst ganz durch das Weib, durch diese Verbindung ein Mensch. Wenn vom Menschen die Rede ist, sind immer Beide gemeint. So einfach diese Wahrheit, so wenig wird sie erkannt, und alles Uebel unserer socialen Zustände hat seine Quelle in der seltsamen Starrköpfigkeit des Mannes, der sich vom Weibe unabhängig glaubt. —

Der Mann kann so wenig als selbstständig gedacht werden, wie Vernunft ohne Gefühl. Empfundenes Denken erst gibt eine Ihee, und Gefühl ist nichts als gedachte, zum Bewußtsein erhobene Empfindung. Bewußtsein ist: Erfahrung seiner selbst, oder Selbstkenntniß, und diese ist Weisheit. —

Der Mann wird sich seiner erst durch das Weib bewußt, und das Weib setzt sich erst im Mann. Der Kopf bedarf des Herzens und umgekehrt, damit sie ihre Existenz erfahren. Ein Mann ohne Weib ist ein Schachspieler ohne Gegner, ein Schnellläufer, der mit sich selbst um die Wette rennt, ein Zähler ohne Renner; ein Weib ohne Mann ist ein Feld, worauf Korn will wächst, ein Schauspiel ohne Zuschauer, eine Carta bianca, dem verschwenderischen Zufall in die Hand gegeben.

— Der Marquis von Custine erzählt in seinen Memoiren, daß der Prinz de Croy, welcher unter Karl XII. die Schlacht von Narwa mitgemacht und dabei gefangen, nach Revval geschleppt worden sei. Da er jedoch während seines Aufenthaltes in der Provinz bedeutende Schulden gemacht hatte, und diese aus seinem Nachlasse nicht zum hundertsten Theile gedeckt werden konnten, so blieb, nach einem uralten dortigen Gebrauch, sein Leichnam, wie der eines jeden insolvent gestorbenen Schuldners, unbeerdigt. Er wurde in einem offenen Sarge in der Kirche beigesetzt, und blieb daselbst über hundert Jahre stehen, während welcher Zeit die Schuld durch Zinsen und Zinseszinsen begreiflicher Weise ungeheuer anwuchs. Kurz vor seinem Tode kam Kaiser Alexander in die Kirche, sah den Leichnam, und erstaunt über die Barbarei, befahl er, daß man denselben sofort beerdige. Es geschah. Allein am folgenden Tage nach der Abreise des Kaisers wurde die Leiche wieder ausgegraben, und auf derselben Stelle in der Kirche niedergelegt, wo sie 120 Jahr gestanden hatte. Dort soll sie sich noch jetzt befinden. — Es wäre in der That interessant, zu erfahren, ob dieses wahr ist. Dann müßten nämlich die Leute dort unglaublich ehrlich und höchst schuldlos, oder das ganze Land müßte mit unbegrabenen Leichen bedeckt sein.

— Zu Nottingham wurden am 7. August dreizehn Personen auf die grausamste Weise hingerichtet, darunter eine auf Befehl der Justiz. Diese Person war ein verschofter Mörder, er hatte seine Frau und drei Kinder umgebracht und ward deshalb zum Galgen verurtheilt. Wie gewöhnlich bei solchen Volksfesten, war eine unglaubliche Menschenmenge versammelt, welche, nachdem der Verurtheilte abgethan war, sich drängte und schob, und dabei in einer sehr schmalen Passage dreißig Personen zu Boden drückte und in wilder Hast darüber hinstürmte. Nachdem die Menschenmassen sich verlaufen, wurden die Unglücklichen aufgehoben — zwölf derselben waren todt, die übrigen achtzehn sind sämmtlich so schwer verletzt, zum Theile zermalmt, daß man befürchtet, viele derselben, wo nicht die mehrsten, werden an den Folgen dieser Quetschungen sterben. Welch eine schauderhafte Art von Justiz, welche die Hinrichtungen sämmtlich mitten in den volkreichsten Städten, oft auf ganz beschränkten Räumen geschehen, und auch die Neugierigen in ungezählter Menge dazu strömen läßt.

— Der Erzbischof von Nancy hat ein Vermögen von drei Millionen Franes hinterlassen, dieser Erbe der Herzog von Bordeaux ist. Hierunter befinden sich 700,000 Frs. als Ertrag einer Sammlung zur Erziehung der in China ausgesetzten Kinder. Arme Leute daselbst legen ihre Kinder, wenn ihnen deren Erziehung schwer wird, ohne Gewissensbisse und ohne daß ihrer dafür eine Strafe wartet, auf die Straße, — sind die Kinder sehr jung, so werden sie gewöhnlich von den Hündinnen, an welche Nahrung gewöhnten Schweinen gefressen, — sind die Kinder älter, ein Jahr und drüber, so bilden sie einen Handelsartikel, sie werden, besonders wenn sie fett sind, aufgenommen, geschlachtet und als Fleisch auf dem Markte öffentlich verkauft. Nicht selten übernehmen die Eltern selbst dieses Geschäft. Es scheint dieses Folge der ungeheuren Ueberbevölkerung mancher Provinzen des Reiches, denn in den Gegenden nach dem Innern des Landes hin, nach der russischen oder indischen Grenze zu, findet man solche Grausamkeit nicht.

— In dem toleranten und republikanischen Nordamerika schlagen sich die Leute um ihrer Religion willen haufenweise todt. Man hatte den Irländern zu Philadelphia bereits mehrere ihrer Kirchen entzogen, als am 4. Juli d. J. (Jahresfest der Unabhängigkeits-Erklärung) sich das Gerücht verbreitete, die Native Americans würden den Irländern die Kirche des heiligen Philipp nehmen. Sogleich bereiteten sich diese auf eine Abwehr vor. Nun kamen die Amerikaner mit Kanonen und so wurde ein förmliches Gefecht geliefert, bei welchem von beiden Seiten viel Todte und Verwundete blieben, die Kirche förmlich geplündert und zuletzt der Versuch gemacht wurde, sie in Brand zu stecken, was jedoch nicht gelang. Der Pöbel wüthete die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Tage versuchte man dem Sturme Einhalt zu thun, jedoch mit so unzulänglichen Mitteln, daß die gräulichsten Unordnungen stattfanden.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Zeit der Entscheidung naht und die Neuigkeiten, welche für die bevorstehende Saison vorbereitet sind, werden enthüllt. Unter andern erwähnen wir Zugabüte, die gewiß gefallen werden. Sie sind von rosa, paille oder blauem Atlas, rundlich von Form und mit einer breiten schwarzen Spitze besetzt, die an jeder Seite des Gesichtes als Halbschleier herabfällt; ein Hutstreif von Schalen aus schwarzem Sammethand, das mit einer der Farbe des Hutes entsprechenden Nüance gestreift ist, bildet den einzigen Ausputz. An der einen Seite endigt dieser Ausputz in langen Enden des Sammethandes, die mit Atlas in der Hutfarbe gefuttert sind. Diese Hüte, einer der schönsten Kopfzuge, die wir gesehen haben, können einen Ausputz unter dem Schirme nicht entbehren und man wählt dazu meist Blumen, die in immer größerer Vollendung geliefert werden. Eine höchst Neuigkeit, die gewiß diesen Winter häufig bei Soireen Dansantes getragen wird, sind einfarbige Barege mit zwei Röcken, die beide unten mit glänzender Seide ausgeputzt sind. Die Ueberröcke sind noch immer sehr modisch und werden es auch den Winter über bleiben; auch die auf der Brust weit offenen Leibchen mit breiten Revers scheinen sich in Gunst zu erhalten. Wir sahen z. B. einen Ueberrock von braunem Pekin, der Revers auf dem Rocke, an den Aermeln und am Leibchen von dunkelbraunem Plüsch hatte; eine ebenfalls dunkelblaue Glacéseidene mit Aechtschalang sich um die Taille und fiel auf das Unterkleid von Musselin, das in der Cuirre gefaltete Einsatzstreifen hatte. Eine Chemisette und Unterarmel mit Einsatzkreisen und Spitzenstab vervollständigten diesen geschmackvollen Anputz. Die Pelerine trauerbut ist noch immer beliebt und wird im nächsten Winter stark benutzt werden. In der Sommerwärme waren die glatten Scheitel wieder zurückgekehrt, so daß sie wenigstens die Mehrheit bildeten; mit dem Herbst finden sich die langen englischen Locken wieder ein, welche namentlich einen hübschen Lanchottischen Gesichtsausdruck verleihen. Mit den Manschetten beschäftigt man sich noch wenig, desto mehr aber mit den Mantillen. Die Form derselben ist einfach, die Peterine ist groß und die Blatter sind breit und eckig unten. Von keinem guten Geschmack wurde es sein, dieselben in glänzenden oder schillernden Farben zu tragen; im Allgemeinen herrscht das Schwarz vor. Sie sind meist von Atlas und haben kleine schwalzemige Revers, die sehr weit herunterreichen; als Garnitur wählt man eine Sammetspitze, die bereits von uns genannte neue Erfindung der Polanneteartbreit. Diejenigen Damen, welche die Mantillen auf der Brust geschlossen tragen, befestigen sie durch eine Bandagrafe oder mit einer der neuesten Brochen, die von schwarz gravirtem Silber und Email sind.

Die Kleider und Ueberröcke, deren beiden in der letzten Zeit so sehr offen waren, sind jetzt fast ganz geschlossen; die Oeffnung, welche man noch gestattet, ist zu klein, als daß sie eine Chemisette in ihrer ganzen Schönheit sehen lassen könnte; man benutzt deshalb zum Ausfüllen dieser Oeffnung einen Batistkreifen, der in verschiedener Art verziert, gestickt ist. Dieß Neuigkeit, welche an eine der hübschesten Zierden des vorigen Jahrhunderts erinnert, wird ohne Zweifel um so bereitwilligst angenommen werden, da die bevorzugten Leibchen in diesem Augenblick die sogenannten Amazonenleibchen mit großen Schößchen sind. Die neuen und schon beliebten Stoffe sind satinirte Peklins mit ungemöhnlich breiten Streifen und andere Stoffe mit Stuicken von Blumen ꝛc. Die Breite dieser Streifen ist so bedeutend, daß sich auf der ganzen Breite des Stoffes nur drei befinden. Dann kommt der Mogador, ein Stoff, welcher den Broeat nachahmt, der aber ungemein gefällig ist. Die Kleider sind hoch, glatt und gestreift. Bei den breiten Stoffen, von denen wir gesprochen haben, wäre es unmöglich, Volants daran anzubringen; man ist deshalb auf die Idee gekommen, fünf, sieben, selbst neun Querstreifen anzuwenden, die um so näher an einander kommen, je nahe sie der Taille rücken. Es zeigt sich ferner ein Bestreben, die Moden aus der Zeit Franz I. nachzuahmen, und schon haben wir einige Kleider gesehen, welche den kleinen Umschlagkragen hatten. Auch ein Wallkleid haben wir bereits gesehen. Es war von Tülle mit drapirtem Leibchen und Aermeln, die etwas bauschiger waren, als man sie in der letzten Zeit trug. Der Rock war nicht doppelt, aber mit zwei Volants besetzt, die mit breitem Atlas besetzt waren, und der oberste an der Spitze durch eine Agrafe von Bändern und Blumen aufgenommen. Die neuen Hüte von afrikanischem Gros, Atlas oder Sammet haben noch immer einen niedrigen Kopf und einen horizontalen Schirm, der aber etwas mehr ausgeschweift ist, was wahrscheinlich seinen Grund darin hat, daß alle Damen die glatten Scheitel aufgeben, um die langen englischen Locken anzuordnen.

Herren-Mode. Auch die Herrenmoden fangen an, sich zu entscheiden, und wir haben bereits bei einigen der bekanntesten Kleidermacher neue Modelle und neue Zeuge gesehen. Auf den Phantasiestoffen bemerkten wir sehr schöne guillochirte Mosaikarbeiten, Knöpfe in Gold und Silber. Auch neuen Westenstoffen sahen wir Plüsch in den schönsten Farben, Sammetpiküs, Cashmirstoffen und ähnliche. Die neuen Ueberzieherröcke sind braun oder grün, mit großen Knöpfen und mit sehr schwarzem offenen Revers, welche mit Moire oder Sammet gefuttert sind; die Aermelaufschläge, ebenfalls von Moire oder Sammet, sind sehr groß; an den Seiten, etwas unterhalb der Hüften, befinden sich Taschen. Die Röcke zur Promenade sind etwas länger als bisher und werden offen getragen mit einer Weste von feinkarrirtem Seidenzeuge und einer Cravate von schwarzer oder dunkelblauer Seide und mit gestreiften Beinkleidern. Für die Soiréen ꝛc. ist der schwarze Frack mit den schwarzen Beinkleidern noch immer das Beste, was getragen werden kann; dazu eine Weste von weißem englischem Piqué und eine Cravate von schwarzem Atlas mit einer kleinen Schleife und einem Türkisen. Die Taille des Fracks ist minder lang, als im vorigen Jahre. Die Schöße sind nicht sehr lang und nicht übermäßig breit. Die Kragen und Aufschläge sind minder breit, doch ziemlich groß und die letzteren schließen sich nur bis zum vierten Knopfe um. Die Beinkleider werden häufig ohne Fußriemen getragen, namentlich zu Schuhen. Die Staatsröcken sind gerade geschnitten und ziemlich lang, so daß sie die Hüften mit umfassen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Staatsrock mit breiten Revers die nach unten überschlagend. Weste mit kleinem Shwalkragen und einer Reihe Knöpfen. Beinkleider mit erhabenen Seitennähten, ziemlich weit. 2. Hut mit Feder. Kleid mit Schuppenteil und Peterine. Täschchen. 3. Ueberrock Kreuz gearbeitet. Rock mit weiten faltigen Schößen. Weite Pantalons.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Cour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die Coquette.

(Fortsetzung.)

Der Tag verging ihm auf das Traurigste. Er hatte sich so sehr auf das Fest gefreut, hatte gehofft, Arm in Arm mit der Geliebten, einen ganz fremdenreichen Abend durchzuschwärmen, was konnte ihm jetzt, da sie den Ball nicht besuchte, erwünscht noch werth sein. In seinem großen Verdruß beschloß er nun auch zu Hause zu bleiben, und so gestimmt suchte er den Doctor, seinen Jugendfreund auf.

Auf dem Wege zu ihm traf er denselben in der nämlichen Absicht. Der Doktor wollte ihn, den jungen Maler besuchen.

„Ich bin im Begriffe auf ein paar Tage zu verreisen," sprach der Letztere, „und wollte deshalb von Dir Abschied nehmen."

„Wie?' frug der Doktor, „heute, 24 Stunden vor dem großen Künstlerfest; was bedeutet das?"

„Ich wollte mich ein wenig zerstreuen, und deshalb mit die schönen Wintergegenden ansehen."

„Mich zu zerstreuen beabsichtige ich auch," sprach der Doktor, „doch nicht im Nebel auf dem benachbarten Meer, sondern grade auf dem Maskenball."

„Ich will mich fern von demselben halten, ich bin nicht aufgelegt dazu. Es hat sich eine gewisse Mißstimmung meiner bemächtigt, welche ich nicht überwinden kann — ich fühle mich nicht wohl."

„Armer Mensch," sprach der Doktor lächelnd, „ihnen er fünfundzwanzigjähriger Greis, Du hast den Spleen, ich will dich kuriren. Bleibe hier, besuche morgen mit mir die Maskerade und du sollst geheilt werden."

„Das Uebel sitzt tiefer als du glaubst."

„Es sitzt gerade so tief, als ich glaube, und deshalb möchte ich Dich in meine Kur nehmen. Versprich mir, den Maskenball zu besuchen."

Nach langem Weigern, mit sichtlichem Widerstreben und nur, weil er zu bemerken glaubte, daß er seinem Freunde damit einen Gefallen thue, willigte endlich Alfred ein. Es ward verabredet, daß Beide als neapolitanische Fischer verkleidet, vollkommen gleiche Masken tragen sollten, daß der Arzt dieselben besorgen werde, und daß sie sich mit dem Schlage der achten Stunde im Vorsaale des Odeons treffen wollten.

Der junge Arzt hatte mit Bedauern seines Freundes Liebe zur schönen Euphemia wahrgenommen. Mehr als

Digitized by Google

ein Jahr länger in Mänchen als sein junger Freund, kannte er die Verhältnisse besser als dieser. Auch das Haus des Staatsraths war ihm nicht fremd geblieben, und er hatte gewonnen, daß, so schön und so geistvoll Euphemia auch war, sie doch an einem solchen Grade von Coquetterie litt, wie er bis jetzt an einem so jungen Mädchen noch nirgends wahrgenommen. Jede glänzende Erscheinung der Männerwelt wollte sie zu ihren Füßen sehen. Bei ihrer großen Liebenswürdigkeit, bei ihrer seltenen Schönheit gelang ihr dieses immer, und so hatte sie an ihren Triumphwagen in der Zeit von wenigen Jahren schon mehrere Dugend gehorsamer Sklaven gespannt, als auch Alfred in ihre Netze ging. Es war in diesem Augenblick keine glänzendere Erscheinung in Münchhen vorhanden, er war der Gefeiertste der jungen Künstler, ihn mußte sie zu ihren Füßen sehen, und was war leichter, als ein so entzündliches Gemüth wie das seine in Flammen zu setzen; allein auch Alfred war nichts als ein Spielwerk für sie, seine heiße innige zärtliche Liebe rührte sie nicht, bewog sie nicht, einen andern Entschluß zu fassen. Sie wollte ihn, auf den Aller Augen gerichtet waren, ihren Sklaven nennen, bis eine neue Erscheinung ihn in Schatten stellte. Diese war gekommen. Graf Gauer war am Hofe aufgetreten, Euphemia hatte ihn gesehen, sie durfte nicht zugeben, daß eine Andere sich seines Herzens bemächtige, und wie wenig bedurfte es, um ihr Verhalten durchzuführen, wie wenig gehörte dazu, um einen eitlen Mann zu besiegen.

Der Graf fand wohl in den Kreisen des Hofes junge Damen, die an Rang, die an Reichthum Euphemien überlegen waren, doch keine war es an Schönheit, an Geist und an feiner Coquetterie, und so lag er beim ersten Blicke in ihren Fesseln. Euphemia triumphirte. Der schönste der Männer ging an allen Blumen des glänzenden Hofes nichtachtend vorüber, um ihr seine Huldigungen darzubringen, und vergessen war Alfred, denn er machte ja nicht mehr das größte Aufsehen.

Mit Bedauern hatte des Künstlers Freund das Entstehen von Alfreds Liebe bemerkt und vielfach ihn vor Euphemien gewarnt, doch wie die Liebe blind ist, so ist sie auch taub, die Sinne alle sind befangen, die Geliebte allein vermag sie zu wecken. Des Freundes Reden flogen in den Wind, erregten in Alfreds Herzen keine Aenderung, und es mußte ein so gewaltsamer Schlag geführt werden als derjenige, den der Arzt jetzt beabsichtigte, wenn Alfred jetzt geheilt werden sollte.

An dem bestimmten Abende befand sich genau zur festgesetzten Stunde Alfred in dem Vorsaal, er hatte noch nicht lange gewartet, so trat eine Maske, welche er für sein Spiegelbild hätte halten können, ihm entgegen — es war der an Gestalt ihm sehr ähnliche Freund, welcher sagte: „Nun will ich Dich von Deiner Aufgabe unterrichten. Du wirst bald eine neapolitanische Fischerin sehen, welche unserem Costüm entsprechend gekleidet ist; um die Verwechselung unmöglich zu machen — da doch auch eine andere Dame auf den Einfall kommen konnte, sich in eine Fischermaske zu stecken — wird sie eine weiße und eine rothe Rosenknospe an ihrer Brust tragen, wie ich eben solche hier im Knopfloch habe, und wie ich Dir ein gleiches Paar hiemit überreichen will. — Die Fischerin ist meine Braut. Sei so freundlich und gefällig, uns Beiden in einiger Entfernung zu folgen, so daß Du uns jederzeit im Auge behältst, doch wir Deiner nicht ansichtig werden.

Der betrübte Alfred, welcher nicht wußte, wohin das alles führen sollte, versprach zu thun, was der Freund wolle, und bald war dieser mit seiner Braut, die er im Gewühle der Masken gefunden, in den Reihen der Tanzenden, der Promenirenden. Alfred folgte ihnen von weitem und sah, was ihm höchst gleichgültig war, Braut und Bräutigam vertraulich kosen, sich im raschen Galopp wiegen, auf einem schwellenden Sopha vom wilden Tanze ruhen, in einem der Säle, die an den Hauptsaal stießen, soupiren, wieder tanzen, und fühlte endlich Langeweile dabei, als sein Doppelgänger rasch zu ihm trat und ihm zuflüsterte: „Jetzt wird meine Braut nach Hause fahren, ich werde sie an den Wagen begleiten, sobald sie eingestiegen ist, tritt du an meine Stelle und folge ihr in den Wagen, ich bleibe noch hier; wenn Dn sie nach Hause begleitet, so komme her, um mir Deine Abentheuer zu erzählen, nur in der Kutsche selbst sprich kein Wort, damit die Stimme dich nicht verräth, im Uebrigen thue was Dir gefällt."

Alfred folgte dem Freunde, eben füllte das rauschende Seidenkleid, das die Fischerin sehr im Versteck gegen das echte Costüm der Neapolitanerinnen dieses Standes trug, die ganze Breite des Kutschenschlages aus, als der junge Arzt seinen Freund rasch am Arme ergriff, an seine Stelle brachte und im Gewühle verschwand.

Alfred befand sich in einer sonderbaren Lage; von dem Bräutigam aufgefordert, mit der Braut allein bei dunkler Mitternacht durch die dunklen Straßen der weitläufigen Stadt zu fahren, sie zuletzt in ihre Wohnung zu geleiten — er wußte nicht, was er von dem erhaltenen Auftrage denken sollte, so viel schien ihm klar, der Freund wollte die Treue seiner Braut prüfen, er beschloß diese Treue auf keine zu harte Probe zu setzen, er stieg ein, hinter ihm schloß sich der Kutschenschlag.

Digitized by Google

„Du bist auf einmal so kalt, mein Geliebter,“ so sagte, nachdem Alfred nun ein paar Minuten stumm wie ein Fisch da gesessen, die schöne Nachbarin — es war Euphemiens Stimme. Alfred glaubte seinen Sinnen nicht, er wollte ihre Stimme noch einmal hören — er schloß sie in seine Arme — das liebliche Köpfchen von der häßlichen Maske befreit, sank an seine Brust — „O hier ist mir wieder wohl,“ sagte sie, „hier an Deinem Herzen ist mein Platz, nicht in jenem bunten Gewühl, nicht „unter jenen Larven, die einzige fühlende Brust,“ dort ist mir unheimlich zu Muth — ach, allein — allein mit Dir — auf einer Insel im Weltmeer, fern von allen diesen beengenden Verhältnissen, von diesem Zwange, von diesen Rücksichten, die man nehmen muß, o wie glücklich wollten wir sein, wir Beide uns allein genug, Niemanden Rechenschaft schuldig von unserem Thun und Treiben, Niemanden um und hatend, der unsere Küsse zählt. — O Arthur, mein süßer Arthur, wie liebe ich Dich!“

Das entzückte Mädchen plauderte, Alfred umschlingend, mit süßer Geschwätzigkeit so fort, ohne zu bemerken, daß ihr Geliebter selbst kein Wort sagte. Dieser aber war in einer grausamen Lage, nicht nur war er durchaus nicht mehr zweifelhaft, ob es Euphemia oder eine andere sei, die neben ihm saß, so hatte auch der Name Arthur ihm einen neuen Aufschluß über ihren Charakter gegeben. Arthur hieß der Graf Gauer, ihn also hatte sie in der Maske des neapolitanischen Fischers gesucht, seinetwegen hatte sie einen Vorwand gesucht, um ihn, Alfred, glauben zu machen, daß sie nicht die Maskerade besuche, — mit dem Grafen hatte sie ungestört im bacchantischen Taumel einige Stunden zubringen wollen — mit Arthur glaubte sie jetzt, wo die Eltern noch auf dem Balle, in das vereinsamte Haus zurückzukehren; ihn schauderte vor so viel Falschheit, Coquetterie, er wußte nicht, was für Namen er diesem Thun und Treiben geben sollte, und ob nicht Verworfenheit der rechte sei.

Man langte vor dem Hause Euphimiens an; um das erhitzte Gesicht der Nachtluft nicht auszusetzen, welche rauh und scharf demselben leicht schädlich werden und ein bleibendes Denkmal darauf drücken konnte, nahm sie die Maske wieder vor, und erreichte, von dem immer noch stummen Alfred geführt, ihr Zimmer. Hier ließ sie denselben stehen, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen, aus welchem sie nach wenigen Minuten in einem reizenden Negligee zurückkehrte.

„Wie, noch immer nicht demaskirt, mein Geliebter?“ frug Euphemia, „komm, setze Dich zu mir, wir sind allein, hier belauscht und Niemand, hier bedürfen wir keiner Vermummung — nimm die häßliche Maske ab, die mich hindert, Dein freundliches Auge zu sehen.“

Alfred nahm die Maske ab — mit einem Schrei des Entsetzens, die Hände vor das erbleichende Gesicht schlagend, sank Euphemia auf den Divan. Alfred klingelte, gab der eintretenden Dienerin einen Wink, auf das Fräulein deutend, und verließ das Haus.

Ein Schmerz wie er ihn noch nie gefühlt, nagte an seiner Brust, er stürmte hinaus in die eisige Winternacht, er warf eins seiner Kleidungsstücke nach dem andern von sich, um sich Luft zu machen, es war, als schnüre ihm etwas die Kehle zu. Er rang nach Luft, er rang nach Fassung, vergeblich, in einem Zustande, den keine Feder zu beschreiben vermag, langte er einige Stunden später in seiner Wohnung an, ein wildes Fieber schüttelte seine Glieder, der Hausmeister, welcher ihm das Thor geöffnet, sah ihm besorgt nach, und schickte seine Frau hinauf, damit sie sehe, ob dem jungen Herrn etwas fehle. Alfred hatte sich auf das Bett geworfen, er schien zu schlafen, zu träumen, denn er sprach wirres, verworrenes Zeug durcheinander. Die gutmüthige Frau hielt ihn für trunken, deckte ihn zu und überließ ihn seiner guten Natur. Diese siegte auch glücklich über das Fieber, was ihn ergriffen, noch vor Tage stand er auf und verließ in einen Mantel gehüllt das Haus.

Alfred eilte zu dem Grafen Gauer. Trotz aller Widerrede von Seiten des Kammerdieners drang er in das Schlafgemach, trat vor das Bett des Erstaunten und sprach: „Stehen Sie auf und folgen Sie mir in den englischen Garten, ich habe ein paar Pistolen bei mir, hiemit können wir unsere Ansprüche an Euphemia ordnen.“ Der Graf wollte nach der Klingelschnur fassen, doch Alfred nahm eine Pistole unter dem Mantel hervor und sagte: „Rühren Sie einen Finger, um etwas anderes zu thun, als sich anzuziehen, so haben Sie in der nächsten Sekunde aufgehört zu leben — ich will von Ihnen weiter nichts, als daß Sie mich erschießen sollen, damit ich nicht nöthig habe, es zu thun, — Sie sind der Räuber meines Glücks — wohlan, nehmen Sie auch mein Leben.“

Die wenigen Worte, welche noch gewechselt wurden, zeigten dem Grafen, daß er mit einem sehr entschlossenen Gegner zu thun habe; er fand daher auf und hoffte im Gehen nach dem verhängnißvollen Wäldchen hinter dem See, Alfred zur Vernunft zu bringen, doch vergeblich: angelangt an Ort und Stelle, bot der Maler seinem Gegner beide Pistole zur Wahl, und als der Graf in die Luft schoß, sagte Alfred kalt: „wir laden noch

Digitized by Google

einmal." Arthur weigerte sich entschieden zu schießen, „nun denn," sprach Alfred, „so werde ich schießen," und gleich darauf stürzte der Graf tödlich verwundet in den Schnee. Alfred lud sein Pistol nochmals, dann ging er in Euphemiens Haus, bat um die Erlaubniß das Fräulein zu sprechen, und als man ihm sagte, daß dasselbe krank sei, betrat er das Boezimmer, um einen Brief zu schreiben. Kaum hatte man ihn allein gelassen, als ein heftiger Knall sämmtliche Bewohner des Hauses erschreckte, von allen Seiten drängte man sich nach dem Orte hin, wo der Schuß gefallen, da fand man Alfred mit zerschmettertem Haupte dicht vor Euphemiens Thüre liegen.

Alfreds Freund, der junge Arzt, ward genesen, als er Euphemien weinend auf dem Diaan erblickte, frug er: „ist eine Coquette wohl so viel edles Blut werth, als hier um sie geflossen?"

Der Club der Unhöflichen.

Die Zeitungen haben uns von dem Berliner Nichthutabnehmungsverein zur Genüge berichtet, sie haben uns auch erzählt, daß die Polizei sich ins Mittel gelegt und die Nichthutabnehmungskokarden verboten habe, weil gesetzlich kein äußeres Abzeichen irgend einer Verbindung erlaubt ist. Was uns Deutsche betrifft, wenigstens die männlichen Geschlechts, so haben wir wohl Alle an dem Verein eine ziemliche Freude gehabt, wir haben das Hutabnehmen für eine lächerliche Förmlichkeit gehalten, wir haben geglaubt, man könne ebenso höflich, ebenso herzlich mit bedecktem Kopf grüßen, als mit unbedecktem und mit jener abgeschmackten Bewegung. Ob wir recht gehabt haben, — wer weiß es? Vielleicht gingen die Entschuldigungen zu Gunsten des Vereins nur aus unserem Mangel an wahrer, innerer Höflichkeit hervor. Die Franzosen wenigstens haben den Nichthutabnehmungsverein gar nicht begreifen können. Hören wir, was sie von dem „Club der Unhöflichen" berichten.

Die Clubs sind in der Mode; Gott allein mag ihre Namen alle wissen, von dem Club der Philanthropen bis zu dem der Dominospieler, von dem Jockey-Club von Paris bis zu dem Kameel-Club von Oran. In England, dem classischen Boden aller möglichen Sonderbarkeiten, hat man sogar einen Club der Fetten und einen der Mageren gegründet. Es schien dies bisher das Unübertrefflichste der Klubmanie, aber die Siegespalme in dieser Beziehung blieb für die Stadt Berlin aufbewahrt. Zwei oder dreihundert Preußen, von der Höflichkeit ein wenig ermüdet, vereinigten sich, um das Joch der Gewohnheit abzuschütteln, welches allen Leuten, die sich kennen, die Verpflichtung auflegt, sich wechselseitig zu grüßen. Diese Feinde des Hutabnehmens gründeten demnach den „Club der Unhöflichen." Alle Mitglieder dieses neuen Clubs legten den Eid ab, niemals den mindesten Gruß an Jemand zu richten oder zu erwidern, mit Ausnahme einer Handbewegung, welche ausdrückt: „Guten Tag, mein Verehrtester! Meine Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin!" Alles dies liegt nämlich in dem kleinen Winken der Hand und ersetzt vollkommen die Bewegungen eines Telegraphen. Der Club befand sich bereits in einer sehr günstigen Lage, täglich erhielt er neuen Zuwachs, und es hätte vielleicht nicht mehr allzulange gewährt, so wäre die Höflichkeit in Berlin nur noch ein leerer Schall gewesen, als die Leute, welche von der neuen Mode empfindlich in ihrem Gewerbe beeinträchtigt wurden, wir meinen die Hutmacher, daran dachten, die Plane des Clus der Unhöflichen zu durchkreuzen. Seit jeder Gruß unterdrückt war, war ein Seidenhut im Stande, drei Jahr auszuhalten, und ein Filzhut würde schier ein ganzes Menschenleben gewährt haben; es war mithin den unglücklichen Hutmachern unmöglich, länger einen solchen Zustand der Dinge zu ertragen. Das Schwerste war, ein Mittel zu finden, um jene Gesellschaft zu stürzen. Man hätte vielleicht zur Concurrenz einen „Club der sehr höflichen Leute" gründen können, welche gar zwei oder drei Mal gegrüßt hätten; aber es war schwer, Leute zu finden, die guten Willen genug hatten, um in eine solche Verbindung einzutreten. Die Berliner Hutmacher waren klüger, sie ließen die Politik eine Rolle in dieser Sache spielen, sie überredeten die preußische Polizei, die Hüte blieben deshalb so fest auf den Köpfen der Verbundeten, um die staatsgefährlichen Ideen zu verbergen, und als ein Anzeichen, daß man nicht gouvernementalmäßig aufgeputzt sei. Als eine Art von Losungswort, als Erkennungszeichen der Clubmitglieder und um der übrigen Welt die Ursache des „Nichtgrüßens" zu erkennen zu geben, hatten die Gründer des Clubs der Unhöflichen verordnet, daß die Hüte mit einer kleinen Kokarde geschmückt werden sollten. Diese unglückliche kleine Kokarde war es, welche sie verdarb; der Polizeidirector von Berlin sah in diesem Schmuck ein Banner der Empörung gegen die bestehenden Gesetze und glaubte, der Bürgerkrieg müsse ausbrechen. In der That aber hatten die schrecklichen Verbündeten nie an etwas Weiteres gedacht, als die Höflichkeit zu verletzen.

Digitized by Google

Von diesem Augenblicke triumphirten die Hutmacher auf allen Punkten, denn von dem unglücklichen Tage an, an welchem die Kokarde unterdrückt wurde, verlor der Klub in den Augen der Verbündeten einen seiner Hauptreize. Es war nicht wenig angenehm gewesen, die Augen der Berliner Gaffer auf sich zu ziehen, und dabei mit geringen Kosten verbunden; — denn wer besitzt nicht die Mittel, sich eine kleine Kokarde zu kaufen?

Friedrich der Große und sein Justizminister.

Wir entlehnen der Berliner Spenerschen Zeitung folgenden Aufsatz.

Der Graf von F., dem der große König besonders wohl wollte, wurde mit Wechselexecution verfolgt und erhielt von dem Monarchen eine schriftliche Ordre an den damaligen Justizminister v. Münchhausen, daß das Executionsverfahren gegen den persönlich Verfolgten eingestellt werden sollte. Diesen Befehl überreichte Letzterer dem Minister mit eigenen Händen; Münchhausen ließ jedoch den Grafen auf der Stelle festnehmen. Auf eine in Entrüstung an den Chef der Justiz mit dem Befehle, sich zu vertheidigen, gerichtete Anfrage, wie er es hätte wagen können, dem Königlichen Willen entgegen zu verfahren, erwiderte der für das Recht unerschütterliche Mann in einer ehrfurchtsvollen und gedrungenen Vorstellung, Se. Majestät hätte ihn zur Hut der Gesetze verpflichtet; was er gethan, sei in Folge dessen geschehen. Sein Kopf stehe Sr. Majestät jeden Augenblick zu Befehl, sein Gewissen aber habe nur Gott Rechenschaft zu geben. — F. wurde dadurch frei, daß der König den verfallenen Wechsel selbst auslöste.

Ein Herr v. *** aus einer alten, sehr angesehenen adeligen Familie war durch Verschwendung in Concurs versunken. Sein Antrag auf die bei unverschuldeter Vermögensinsufficienz dem Concursverfallenen gesetzlich gestattete Rechtswohlthat einer Unterhaltungssumme aus den Revenüen der Concursmasse (beneficium competentiae) wurde durch gleichlautende Erkenntnisse in den Rechtsinstanzen zurückgewiesen. Er wandte sich hierauf an den König, der, vielleicht aus Rücksicht auf die sehr achtbare Familie des Concursverfallenen, dem Justizminister v. Münchhausen Befehl ertheilte, dem Kammergerichte die Feststellung einer jährlichen Competenz von 1500 Thlr. für den Bittsteller aufzutragen. Münchhausen interessen gab dem Kammergerichte auf, die Concursgläubiger zu befragen, ob sie die erbetene Competenz bewilligen wollten. Dies geschah; wie jedoch vorauszusehen war, fiel die Erklärung der Betheiligten bei den an sich schon für jeden empfindlich gewordenen Verlusten einstimmig verneinend aus, worüber Münchhausen unverzüglich allerhöchsten Orts einberichtete. Der König resolvirte hierauf, daß das Kammergericht wenigstens die jährliche Competenz auf 1200 Thlr. feststellen sollte. Münchhausen schlug dasselbe Verfahren ein wie zuvor und es ergab sich ein gleiches Resultat.

Hierauf erfolgte ein in solenner Form erlassener Cabinetsbefehl an den Minister v. Münchhausen: „Wir Friedrich ꝛc. ꝛc. befehlen Euch, vermöge Unserer Königlichen Gewalt und bei Vermeidung Unserer Allerhöchsten Ungnade, dem ꝛc. in Sachsen ꝛc. eine jährliche Competenz von 1200 Thlr. mittelst Justizministerialrescripts festzusetzen."

Münchhausen entwarf nun selbst einen Befehl, aber nicht in der Form eines Justizministerialrescripts, sondern einer Allerhöchsten Cabinetsbestimmung, zur unmittelbaren Allerhöchst eigenhändigen Vollziehung und sprach sich in einem Begleitberichte dahin aus, daß von dem Chef der Justiz ein allen gesetzlichen Vorschriften zuwiderlaufender Befehl nicht ausgehen und die Verantwortlichkeit dafür nicht übernommen werden könne.

Wahrscheinlich in die Feder dictirt, erfolgte hierauf nichts weiter als: „Mein lieber Justizminister v. Münchhausen, Er ist ein sehr rechtschaffener Mann, aber ein recht grober Esel." — und hiermit war die Hauptsache beendet, aber ein äußerst interessantes schönes Nachspiel schloß sich hinterher an.

Münchhausen nämlich erkannte in der lakonischen Aeußerung seines Souverains sowohl die Stärke des Geistes, welche den Sieg des Gesetzes über den Eigenwillen zu erringen vermocht hatte, als auch in den Schlußworten, daß dieser Sieg ohne Anstrengung nicht gewonnen sein konnte, und sprach seinen Dank gerührt darüber aus, wie er nicht anders habe erwarten können, als daß das große Herz seines Königs sich der Gerechtigkeit zuwenden müsse. Dabei erlaubte auch er sich einen eigenthümlichen Schlußsatz: Er erdreiste sich abrt, Se. Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß der Concipient des königl. Erlasses sich gegen den ersten Diener der Krone sehr unziemlicher Ausdrücke bedient habe, und lebe der Ueberzeugung, Se. Majestät werden demselben das Unschickliche darin alles Ernstes verweisen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Moreau's Tod.) Der Baron Denniè erzählt in einer der neuesten Nummern des Constitutionel bei der Schilderung der Schlacht bei Dresden: „Der Kaiser ritt mehrmals im Laufe des Tages an der Linie hin von einem Ende bis zum andern, die Kugeln schienen ihn zu schonen; er sah und leitete Alles, und wenn irgend eine Schlacht mit einer Schachpartie verglichen werden kann, so ist es diese. Gegen 2 Uhr, als das Feuern nachzulassen anfing, hielt der Kaiser einen Augenblick vor einer Batterie der jungen Garde und betrachtete durch sein Fernrohr die Bewegungen des Feindes, als er am Abhange eines Hügels eine Reitergruppe bemerkte. Rasch drehte er sich um und sagte zu dem Officier, welcher die Batterie commandirte: „Vertreiben Sie diese Gruppe.“ Sogleich wurde eine Kugel nach der bezeichneten Stelle abgeschossen, und sobald der Rauch sich verzogen hatte, bemerkte man in jener Gruppe eine gewisse Unruhe. Diese Kugel, welche gleichsam von dem Kaiser selbst abgeschossen worden war, sollte — Moreau treffen.

— Am häufigsten werden die Künstler, selbst die größten, in Italien ausgezischt, oft aus Kabale, oft auch aus einer Laune, von welcher sich das Parterre selbst keine genaue Rechenschaft geben kann. Und zu welcher List man greift, wenn die Behörde einschreitet, stellt man sich kaum vor. Vor zwei Jahren z. B. wollten die Studenten in Padua um keinen Preis eine gewisse Sängerin hören, eine Künstlerin von Ruf. Sie pfiffen dieselbe regelmäßig und im größten Maßstabe aus. Endlich glaubte die Polizei einschreiten zu müssen, da der Zorn der Studenten völlig unbegründet zu sein schien. Nun begann ein Kampf zwischen der Behörde und den Studenten, welche zuletzt doch Sieger blieben. Bald wurden die Thüren lärmend aufgerissen und zugeworfen, bald waren Knallerbsen überall herum gestreut und Niemand konnte fest auftreten, ohne fürchterlich zu purzeln, durch einen Knall das Publikum zu erschrecken. Endlich als die Studenten nicht mehr wußten, was sie noch erfinden könnten, streuten sie auf die Lehnen der Logen, auf die Sessel, auf die Bänke im Parterre grobgeriebe Nieswurzel, die einen beißenden Geruch verbreitet. Die arme Prima Donna wurde, als sie erschien, mit einem allgemeinen Niesen empfangen. Das Orchester nieste, der Souffleur konnte das Taschentuch nicht aus der Hand legen, denn die Thränen liefen ihm aus den Augen und er nieste ohne Unterlaß, die Damen hielten die Taschentücher vor die Augen, und die Männer nieften und fluchten über das Niesen. Selbst die Polizeidiener, die sich wie gewöhnlich eingefunden hatten, um den Tumult zu stillen, nieften in tückischer Weise. Von Singen und Spielen war diesen Abend keine Rede und die Sängerin verließ Padua.

(Ein Urtheil über die Jesuiten.) Der Stand Argau hat in der letzten Sitzung der Tagsatzung auf die gänzliche Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz angetragen. Der Antragsteller (Herr Keller) ließ sich in seinem Vortrage ausführlich über diese gefährliche Gesellschaft aus. Der Jesuitenorden erscheint ihm — in seinem Ursprunge eine fromme Stiftung, in seiner Vollendung eine dämonische Macht, — in seinen Mitgliedern überall verbreitet, in seinen Constitutionen nirgends gekannt, — ein Bettlerorden, der nicht bettelt und an Reichthümern Fürsten überbietet, — in seinen Grundsätzen bald kirchlich verdammt, bald wieder gebilligt, — von einem Papst kraft göttlicher Eingebung aufgehoben und von einem andern Papst ebenfalls kraft göttlicher Eingebung wieder eingesetzt, — reich an trefflichen Lehrern und reicher an argistigen Verführern, — einfältig wie die Taube unter den Wilden, klug wie die Schlange an den Höfen, — auf Paraguay ein Stifter und Priester der Cultur, im civilisirten Europa ihr Verderben, jeder ein willenloser Knecht und zugleich ein Souverain; des Papstes Sclave und Tyrann zugleich; unter jeder Zone, unter allen Strahlen, in allen Verhältnissen immer wieder anders und doch überall immer derselbe; ein ewiger Proteus, ein weltgeschichtliches Räthsel!

(Einige Bemerkungen über die Ehe.) Louise von G. läßt die Heldin ihrer Novelle „die Heimath“ im Morgenblatt sagen: „Ich begreife nicht, wie Frauen gegen die Ehe eifern mögen; die Ehe ist unsere einzige Garantie den Männern gegenüber; sie allein giebt uns eine Stellung in der Welt. Was wären die Frauen, wenn das Institut der Ehe aufgehoben wäre? Die beklagenswerthesten Geschöpfe! Mit wie viel Widerwärtigkeiten hat jetzt schon eine Unvermählte zu kämpfen! Ist sie jung und schön, so muß sie beständig auf ihrer Hut, beständig escortirt und bewacht sein; ist sie alt und häßlich, so bleibt sie einsam, mit dem Namen einer alten Jungfer begrüßt in der Welt. Nur große Liebenswürdigkeit oder Talente können einer einzelnen Dame eine angenehme Existenz in der Gesellschaft bereiten, während eine Frau, wenn sie noch so unbedeutend ist, immer schon ihres Mannes wegen mit einer gewissen Rücksicht behandelt wird. Ich weiß, daß dies Verfahren gegen unvermählte ältere Frauen ungerecht ist; denn steht eine Frau, die ohne Liebe geheirathet, nicht tiefer als jene, die ihre Hand nicht ohne ihr Herz verschenken wollte und deshalb einsam dem Alter zuschreitet? Es sind aber die Männer, die den Verheiratheten solche Vorrechte geschaffen haben, und damit ist Alles gesagt. Durch eines machen sie indessen ihre Parteilichkeit wieder gut, — durch die höhere Achtung, die sie unverbunden dem ganzen Geschlecht überhaupt zollen, sobald sie sie selbst verheirathet sind. Es ist ein dummelweiter Unterschied in der Art, wie ein Ehemann und wie ein Junggeselle über Frauen spricht, und daß sie durch eine Verbindung mit einem Weibe das ganze Geschlecht so viel höher stellen, ist für uns eine Ehrenerklärung und wir können stolz darauf sein. Daß es viele unglückliche Ehen gibt, beweist nichts gegen die Ehe selbst, es gibt auch Täuschungen in der Freundschaft, Mißverständnisse zwischen Eltern und Kindern, die doch für einander da sind, und von allen menschlichen Verbindungen ist doch gewiß eine glückliche Ehe die schönste, heilringendste. Warum also dagegen declamiren? Überlassen wir das den Männern, die ja doch immer etwas zu klagen haben müssen; hätten wir aber die Ehe heilig, ich meine die aus Liebe geschlossene; die anderen erscheinen mir als contractliche Verpflichtungen, als kaufmännische Speculationen, als christliche Menschenopfer.“

(Guter Rath.) Eine unverheirathete Dame, die nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre stand, auch sich weder durch Schönheit, noch durch Sanftmuth auszeichnete, bat einen Herrn um Rath, wie sie sich von einem ihr widerwärtigen Bewerber befreien könne. „Heirathen Sie ihn,“ lautete die Antwort. — „Bewahre, ich möchte ihn lieber gehängt sehen.“

Digitized by Google

— „Heirathen Sie ihn nur, wie gesagt, und ich versichere Sie, es wird nicht lange dauern, so hängt er sich von selbst.“

— Nach der Schlacht von Borodino im Jahr 1812 kam ein Trupp französischer Verwundeter nach K. Auf dem Markte aufgestellt, um einquartiert zu werden wurden sie bald von Neugierigen umgeben, die mit Staunen bemerkten, daß den meisten die rechte Hand fehlte (wahrscheinlich in Folge eines Zusammentreffens mit russischer Cavallerie.) Ein ehemaliges, doch nicht aber scharfsinniges Mitglied des Magistrats brach bei diesem Anblick in die Frage aus: „Mein Gott, wo haben die armen Leute ihre rechten Hände gelassen?“ — „Herr Kämmerer,“ antwortete schnell ein nahestehender Jude, „die haben sie dem Kaiser von Rußland drauf gegeben, daß se nicht wullen wiederkümmen.“

— Im Mecklenburgischen coursirte vor kurzem eine Einladung zu einem Abonnement auf vier Bälle. Ein Baron hatte unterzeichnet:

„Ich komme auf allen vieren.“

Sein Nachfolger bemerkte:

„Ich komme vielleicht auf alle vier, jedenfalls auf zweien.“

Die Traumdeuter.

(Eine Lehre für Leute, die etwas sagen müssen.)

Dem Sultan that sich's im Traume kund
Er verlier' alle Zähne in einer Stund'.
Einen Weisen ließ er rufen herbei,
Der sollte ihm deuten die Träumerei.
Der spricht: „Der Traum, er bricht mir das Herz;
Der Herr hat sich auszustehen zum Schmerz.
Verlorne Zähne sind so zu verstehen;
All deine Verwandten wirst sterben sehen!“

Der Sultan scheie zornig: „Das büßest du!“
Und erkannt' ihm hundert Stockstreiche zu.
Einen zweiten Weisen rief man herbei,
Der sollte auch deuten die Träumerei.
„Heil dir!“ ruft er, „Herr, und dem Land! groß Glück
Hat dir bestimmt das gnäd'ge Geschick.
Brecht aus, ihr Völker, in Jubelschall!
Der Herr überlebt die Seinen all!“

Der Sultan lächelt vergnügt, und im Nu
Erkannt' er ihm hundert Goldstücke zu.
Die Höflinge stutzen aber und sahn
Einander lächelnd und kopfschüttelnd an.
Und Einer sagte dem Andern ins Ohr:
„Dasselbe sprach Der, was der Andre zuvor!“
Ein Kunstreicher aber belehrte sie dann:
„Man könn' Alles sagen — aufs Wie kömt's an!“

— Eine ältdeutsche Salondame feierte im Kreise ihrer Verehrer ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag. Während einer Pause in der Unterhaltung versiel sie in Nachdenken, und brach unwillkürlich und selbstvergessen in die Worte aus: „Wie die Zeit vergeht! Gestern waren es 22 Jahre, daß mein Vater starb!“

(Nachträgliches über den heiligen Rock.) Es scheint (bemerken jetzt die Rosen in Nr. 175, als ob es mit Christus Garderobe doch nicht so schlecht bestellt gewesen sei, als man nach den Angaben der Apostel vermuthen sollte. Während die Bibel nur von einem Rocke weiß, den die Kriegsknechte auswürfelten, ist die katholische Religion so glücklich, deren zwei zu besitzen. Der heilige Rock in Trier ist nicht das einzige Exemplar. Eine Wallfahrtskirche bei Paris bietet dem Gläubigen ein zweites zur Verehrung dar, welches nicht minder ächt ist als das Trierische. Endlich zeigt auch ein griechisches Kloster im Kaukasus einen ungenähten Rock vor, der Wunder thut und von Christus auf dem Gange nach Golgatha getragen ward. Da sowohl die griechische als die römische Kirche allein und ausschließlich rechtgläubig sind, so ist die Entscheidung schwer.

Uebrigens ist es hier noch bemerkenswerth, daß man auch in Prag fünf von den drei Nägeln aufbewahrt, mit denen Christus an das Kreuz geschlagen wurde, so wie man in einer Menge Kirchen, Klöstern ꝛc. Parcellen des heiligen Kreuzes findet und trotzdem auch noch zu Rom in der Kirche zum heiligen Grabe und bei den Kopten am obern Nil daßelbe ganz zu finden ist. — Deutsche! Deutsche! des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts!

(Löblich, sittlich.) Bei den Maladaren wird derjenige für den Schönsten gehalten, welcher die größten Ohren hat, weil er dann mehr Zierrathen als Andere daran hängen kann. — Wir civilisirten Nationen sind klüger; wir achten auch zumeist denjenigen, welcher den größten Geldsack aufzuweisen hat; aber nicht, weil derselbe mehr fassen kann als der Geldsack anderer Leute, sondern erst dann, wenn er eben gefüllt ist.

— In einem Concerte, als gerade das volle Orchester fortissimo spielte, waren zwei schön gepuhte Damen im eifrigsten Gespräche. Plötzlich trat ein Adagio pianissimo ein und nun vernahmen die erstaunten Zuhörer durch die schreiende Stimme einer der Sprecherinnen die verhängnißvollen Worte: „Ne, ick koch se mit Zwiebeln!“ — Unendlich Gelächter der Götter erschollt.

— Die Dorfzeitung meldet: Ein eigener Transport hat kürzlich auf dem zum Nürnberg-Münchener Eilwagen gehörigen Packwagen Stadt gefunden. In einem Criminalprocesse, wo es sich um eine Vergiftung handelte, wurde in der Landstadt Hersbruck bei Nürnberg ein Leichnam ausgegraben, der schon über zwei Jahre im Grabe lag. Der Rumpf wurde in eine Kiste, die Eingeweide in eine Schachtel gepackt und durch den Packwagen nach München an das Ober-Medicinal-Collegium zur chemischen Untersuchung befördert. Nebenbei beförderte der Wagen seine übrigen Güter, Nürnberger Bratwürste, Lebkuchen und dergl., die in München mit einem besondern Aroma angekommen sein sollen.

(Sehr schlau!) Um den Verdacht des Selbstmordes von sich abzuwenden, hat ein Festungsarbeiter, der vor kurzem ertrunken aus der Donau gezogen wurde, Folgendes in seine Beletasche geschrieben: Ich bin Math. Krüner von Rottenstetten O.-A. Ulm und habe blos baden wollen!

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Als Straßentoilette dient noch immer der Oberrock, dessen Kragen einen etwas niedrigen Fuß und breiten Ueberfall hat, die Taille ueberfteigt mindestens um 1 Centimetre die Hüften, ist breit und unten gedogen, der Rock weit und kurz, die Unglaisen etwas runder breit, aber immer viereckig, und die zum vorten Knopfloch überschlagend, sie haben, wie auch der Kragen, den Anschein, leicht gewedt zu sein, die Aermel sind oben weit, am Handgelenk eng. Im Uebrigen macht man die Oberröcke wie die Fracks mit breitem Leib; dies paßt nicht allein zu den langen Taillen, welche man die jetzt getragen, sondern auch zu den wenigen Verzierungen, womit man die Bekleidungen derselben gibt. Diese wesentliche des Korpers eine gewisse Ungezwungenheit gibt. Diese wesentliche Rortheil erschwert aber alle Bewegungen des Armes, weil sie zugleich elegant und bequem, weit und graziös sein sollen. Alle Oberröcke trägt man auf übermenschlings genommenen Rande; die Straßen-Taillen trägt, macht man gerade, oder mit Schwalbrogen; sie sind unten nicht mehr ganz so lang, wie vorher, obgleich sie die Hüften ungefähr von 2 Centimetre überfliegen. Die sie beide Genre von Gilets am meisten gewählten Stoffe sind die Valencias mit Carreaux, und mit verschiedenen Streifen auf hellfarbigem Grunde, als perlgrau, paille weiß, und chamois. Man trägt auch viele Gilets von weißem englischen, klein und karr gepicketen Piqué. Die Gilets befest man mit einer dunnen dapp passenden farbeter Seide, oder befest sie mit ganz regelmäßigen Stichen. Die Knöpfe macht man immer von demselbe Stoffe. Die Pantalons zur Straßen-Toilette trägt man weit auf den Beinen, grade auf den Stiefel fallend und mit befestigten Sprungriemen. Indessen trägt man auch viele Pantalons, welche unten rund sind und keine Sprungriemen haben; der untere Theil ist alsdann der Art gemacht, daß er genau auf die Fußbiege anschliebt, und auf dem Stiefel fest liegt, als hätte er einen Sprungriemen. Die zu diesen Pantalons gewählten Stoffe sind die leichten Satins mit Carreaux, oder mit verschiedenfarbigen Streifen. Man sieht deren auch in glatt, beigeau, meergrün, hell nußbraun, hellblau mit Steifchen, und Einige meliet, doch letztere selten. Man trägt auch Zwillich und Nankins.

Damen-Mode. Die neuen Stoffe finden sich von allen Seiten ein und ihre Mannigfaltigkeit ist um so größer, als jede große Modehandlung eine gewisse Anzahl Muster allein besitzt. Noch ist es zu früh, um von den Stoffen zu sprechen, welche zu großem Put und zu Ballanzügen bestimmt sind, und wir erwähnen deshalb nur flüchtig die mit Stroh und farbiger Seide gestickten Organdis, die Silbermoirés und den Konigsbrocat. Kamertuch sind die Seidenzuge für diesen Winter außerordentlich reich. Sogar die schwarzen Stoffe geben Muster von großer Mannichfaltigkeit und da noch immer das wahred eine große Verschiedenheit zu sieht man viele schwarze Seidenzuge mit breiten satinirten oder velinirten Streifen, zwischen denen aber auf einem matten Grunde Guirlanden ꝛc. erscheinen. Unter dem Schönsten, was man zu Kleidern zur Promenade und zur Visite hat, sind die perlgrauen, Remours-blauen, grünschien ic. Damaste zu erwähnen, die große blühende Zweige als Muster haben; unter die minder schönen Stoffe, die aber doch vorzerflich sind, gehören vor allen die Atzyonen mit gestirten Streifen, die Armuren mit Spitzenmustern, die glasirten Repe, die schillernden Levantinen und die Pour de Soie. Auch in Wolle ahmt man, theils durch Druck, theils durch Broschiren, die meisten Muster nach, welche die Seidenzuge haben, und erhält so wollene Peluns und Bajard, Merinolinen, Alpacad und neue Tartanellen; selbst die Flanelle, aus denen man Unterröcke, Hausklieder und Ueberwürfe machen will, werden mit niedlichen Mustern in lebhaften Farben versehen. Die Kleider sind hochheraufgehend; das Amazonen-Genre, das man durch Stahlknöpfe, durch die Revers des Leibchens und die Schärpen bezeichnet, tragt man am meisten. Ein sehr hübscher Morgenanzug besteht in einem Oberrock von Papyrus (einem einfarbigen, wenig glänzenden Zeuge) mit Leibchen in langlicher Herzform und mit Aermeln, die ziemlich lang, unten eng, oben aber etwas bauschig sind. An dem Leibchen befindet sich ein Fichu mit Bufenstreifen und kleinem Umschlagkragen; fünf schmale Sammetstreifen gehen an den Seiten des Leibchens an den Achseln hinauf und an jeder Seite des offenen Rocks herunter. Dazu eine schwarzseidene Mantille, die auf dem Rücken eine Shwalspitze bildet und mit schmalen Sammetstreifen in verschiedenen Mustern besetzt ist; ferner ein Zaquet von Gros de Neapler mit Bandern in fuhr verschiedenen Nuancen einer und derselben Farbe. Zur Promenade ist nichts ausgesuchteneer als ein Kleid von gothischem sittergrauem Damast, mit hohem Leibchen, mit großen Revers und kleinen Schärpchen, aber mit vier Sammetstreifen eingefaßt, fast ganz enge Aermel die an den Ellbogen, die unter dem Unterarme offen sind und die Puffen eines eleganten Unterrocks sehen lassen. Auf dem Rocke zwei Volants und über denselben drei schmale Sammetbändchen; vorn gestickte Schemisette mit gestickten und mit Spitzchen garnierten Kragen; Hut von Atlas mit glasirten kleinen Federn; Cashemir-Langshawl.

Wird man den an der Taille festanliegenden Polletot mit Aermeln und großem Kragen, oder den losen Polletot mit einer Gürtelschnur, oder die russische Bajaroweika oder was sonst tragen? Wir waren in großer Verlegenheit, wenn wir darauf eine bestimmte Antwort geben sollten. Warum sollen wir uns aber auch mit der Zukunft beschäftigen, da die Gegenwart so reich ist? Wahr, wirklich und gewiß ist, daß man auf den seidenen Kleidern eine hastig Pelzmantelumhang anbringt, und das ist wohlgethan, denn ein solcher Auspuß kann in's unendliche verschieden gemacht werden. Auch ist manches Neue in dieser Art zum Vorschein gekommen, wie z. B. eine Art dicker Spitzen mit Chenille, womit man jedenfalls die Mantillen von Atlas oder Sammet besetzen wird. Für den Abend, d. h. auf Putzkleidern verwendet man häufig Band und zwar in der verschiedenartigsten Weise. Wie saben in diesen Tagen einige Kleider, welche nach Bändler gefandt werden sollten. Das erste war von rothem Cashemir und hatte unten rund herum eine Guirlande von Eichenblättern in Stickerei; das Leibchen war hoch, mit Revers und Krägen, ebenfalls gestickt, und gepufften Aermeln, deren längstes bis an den Ellbogen reichte und der ganzen Länge nach mit Sammetbandstreifen zugeknöpft war. Das zweite war von himmelblauem Pekin mit gedrucken Rosenbouquets und Garnituren von Bandern in zwei Nuancen, vorn offen auf einem Rocke von weißem Pour de Soie mit drei Reihen Zacken von gleichem Stoffe. Die Aermel waren dadurch mit Unterarmeln von Spitzen und der vorn offene tief ausgeschnittene Fichu hatte eine breite Spitze, welche sich rund um das Leibchen herum legte. Das dritte von grauem, ins Fischrothe schillernden italienischen Taffet hatte drei Zackengarnituren von gleichem Stoffe, die unten am Rocke herumliefen. Darüber befand sich eine breite Spitzenfarbel. Das Leibchen war hohl offen und die Aermel à la Suedois XIII. hatten kleine Volants. Das dritte endlich war von weißem gestickten Moire mit großen ebenfalls gestickten und rosa gefutterten Revers und langen Aermeln.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kleid mit offenen Aermeln, Leibchen mit Revers, und Volants von Sammet. 2. Oberrock mit Auspuß. 3. Paletto mit breiten Revers. Gestreifte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Fgr. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Die plötzliche Ehe.

Eine Thatsache aus dem 18. Jahrhundert.

Im Jahre 1775 lebte zu Brüssel eine Wittwe, Namens Madame van Pestre von Sennefe, welche ihres streng moralischen Lebenswandels, und ihres überaus großen Reichthums wegen gewissermaßen berühmt geworden war. In der Zeit, von welcher wir hier reden, war sie schon hoch in den Funfzigen, hatte sieben Kinder, mehrere Enkel, und außer großen Gütern in Belgien noch bedeutende Besitzungen in Frankreich, so daß auch in Paris nie ihr Name genannt wurde, ohne den Zusatz, daß er der reichsten jetzt lebenden Wittwe angehöre. In einer Abendgesellschaft im Palast des Prinzen von Soubise, wo mehrere vornehme Cavaliere schmausten und zechten, lenkte sich das Gespräch zufällig auf die reiche Dame in Brüssel, und mehrere der Tischgenossen sprachen den Wunsch aus, noch jetzt, in ihren vorgerückten Jahren, Madame von Pestre zu ihrer Gemahlin erheben zu wollen, worauf andere entgegneten, daß die streng sittliche und tugendhafte Frau von ihnen sicher niemand mit ihrer Hand beglücken würde, da der Ruf sie sämmtlich als Libertins bezeichnete. Einer der Tischgenossen, der Graf Wargemont, ein Mann aus einer sehr vornehmen Familie, dessen Güter aber schwer verschuldet waren, sah in einer solchen Heirath ein vortreffliches Mittel, seine zerrütteten Finanzen wieder zu ordnen; vom Weine erhitzt, vermaß er sich hoch und theuer, er wolle die Hand der reichen Wittwe erringen. Seine Zechcumpane gingen große Wetten mit ihm ein, und schon am nächsten Morgen machte er sich nach Brüssel auf die Reise. Dort angelangt, zog er die möglichst genauen Erkundigungen über den Haushalt der Dame ein und erfuhr, daß ihre vertraute Dienerin und ihr Beichtiger viel über sie vermochten. Beide wußte er durch Schlauheit, Gold und Geschenke zu gewinnen, denn er stellte seine Absicht, die unbescholtene tugendhafte Frau zu seiner Gemahlin zu erheben, in das hellste Licht.

Die bereitwillige Zofe versteckte ihn also eines Abends in dem Schlafzimmer ihrer Herrin. Um Mitternacht trat er mit Geräusch hervor und erweckte dadurch die Schlafende; sie schrie, da sie ihn gewahrte, laut um Hülfe. Verabredetermaßen eilte sogleich die Zofe herzu und schien von der Anwesenheit des vornehmen Cavaliers, der augenblicklich seinen Namen genannt hatte, wie vom Donner gerührt. Sie jammerte laut über das Unglück und die Schande, die dieser Vorfa

über die Wittwe herbeiziehen würde, wenn die Nachbaren erführen, daß ein Mann um Mitternacht in ihrem Schlafzimmer gewesen sei, und beschwor ihre Gebieterin, in dieser Angst zu ihrem Beichtiger zu senden. Dieser ward auch wirklich herbeigeholt. Der Graf entschuldigte die Unbesonnenheit seines Schrittes mit der großen Leidenschaft, welche er schon lange Zeit für die Wittwe hege, und erbot sich, ihr augenblicklich die Hand zu reichen, wo sie dann als seine gräfliche Gemahlin jeder Nachrede trotzen könne. Der fromme Vater sah hierin begreiflicherweise das einzige Mittel, jeden Scandal zu beseitigen, und er sowohl, als die Dienerin und der Graf bestürmten die schwache Frau dermaßen, daß sie endlich ihre Einwilligung gab.

Madam van Pestre aber schrieb Bedingungen vor, von denen sie durchaus nicht abgehen wollte; sie bestand darauf, daß die Heirath in Brüssel stattfinden, und sie sowohl als ihre Besitzungen den flandrischen Gesetzen unterworfen bleiben sollten; daß ihr Gemahl nie das Recht haben solle, sie nach Frankreich zu führen; daß sie einzige und alleinige Herrin ihres großen Eigenthums bliebe und daß sie ihrem Gemahl nur ein jährliches Einkommen von 20,000 Frcs. und ein Capital von 100,000 Frcs. aussetze. Die Vermählung wurde unter diesen Bedingungen im Februar 1776 vollzogen. Ganz kurze Zeit nachher reiste Wargement wieder nach Frankreich, führte sein früheres Leben weiter und schrieb im Junimonat an seine Gemahlin ungefähr folgendermaßen: Wie sie glauben könne, daß er irgend einen anderen Grund gehabt haben könne, eine alte Frau zu heirathen, als den, Herr ihres Vermögens zu werden, daß er Beschlag auf ihre Güter und deren Einkünfte in Frankreich legen lassen, und sie zwingen würde, wie es seiner Frau zukomme, sich mit ihm nach Frankreich zu begeben.

Der befehlende Ton in diesem Schreiben, ja Schritte, die der Graf gethan hatte, um seine Drohung in Ausführung zu bringen, bestimmten seine Gemahlin, die längst den gethanen Schritt schmerzlich bereut hatte, auf eine Scheidung von Tisch und Bett anzutragen. Der Graf war ebenfalls damit zufrieden und das geistliche Tribunal von Mecheln erfüllte ihr Verlangen. Der Graf bekam nun ein für alle Mal 350,000 Frcs. und ein jährliches Einkommen von 30,000 Frcs. — Die 350,000 Frcs. waren bald wieder durchgebracht. Wargement kehrte sich nicht an die stattgefundene Trennung, machte fortwährend Ansprüche auf die Güter in Frankreich und Belgien, benutzte alle möglichen Chicanen und Intriguen, und verwickelte Madame van Pestre in unzählige Processe, so daß die arme, reiche Frau ihres Lebens nie mehr froh ward; sie fing an zu kränkeln und starb schon nach einigen Jahren.

Die Vereinigung Belgiens brachte das ganze Besitzthum der Verstorbenen unter französische Gerichtsbarkeit; und bis zu seinem Ende verfolgte der Graf Wargement die Erben der Madame van Pestre von einem Tribunal zum andern, und ein großer Theil ihres Vermögens floß in die Kasse der Advokaten. Ja nach seinem Tode noch processirte seine Schwester, Frau von Querrieux, mit den Erben der Madame van Pestre.

Friedrich der Große und sein Justizminister.

(Beschluß.)

Jahr und Tag vergingen, Münchhausen wurde weder an den Hof noch an die Tafel des Monarchen eingeladen. Seine Ministercollegen mußten ihn für gänzlich vergessen, wenn nicht geradezu beungnadigt erachten, indessen er selbst, unbekümmert und nicht weiter gestört, seinem wichtigen Berufe nachging, als er unvermuthet zu einer Ministerconferenz nach Charlottenburg beschieden ward. Der König besprach sich gewöhnlich und so auch dießmal in einem Parterrezimmer des Schlosses mit den Verständen der verschiedenen Ministerien, die ihn alsdann in einem Kreise umstanden, und es war seine Gewohnheit alsdann, die Unterredung in der Reihe von einem zum andern übergehen zu lassen. Zufällig hatte Münchhausen seinen Platz in einer Vertiefung der Fensternische gefunden. Der König richtete seine Fragen und Aeußerungen auf die leutseligste Weise an die übrigen Minister, warf, als er sich Münchhausen näherte, ihm einen jener durchbohrenden Blicke zu, wodurch er in Momenten des Unwillens die vernichtende Gewalt seines Auges so oft in seiner 46jährigen Regierung zu bethätigen Gelegenheit hatte, und ging, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, an ihm vorüber. Münchhausen ertrug diesen Blick mit fester und steifer Haltung und kein Zug im Ausdrucke des Gesichts verrieth eine veränderte Regung des Gemüths. Der König wiederholte demnächst die Runde und wurde immer milder und freundlicher, je mehr er zum zweiten Male sich Münchhausen näherte. Als er ihm gegenüber stand, legte er diesem vertraulich mit den Worten die Hand auf die Schulter: „Na, lie-

Digitized by Google

der Münchhausen, ich habe es meinem Secretair gesagt."

Die naive Form dieser Abbitte, bei völliger Schonung der fürstlichen Würde des Souverains dem Beamten und Unterthanen gegenüber, und die öffentliche Anerkennung vor den Collegen des zwar schroffen, aber höchst verehrungswürdigen Mannes, wie eine solche Leitung der Cabinetsjustiz zur Gesetzlichkeit zurück (wenn diese fehlgegangen) in der Seele des Monarchen die Beruhigung und Ueberzeugung fest wurzeln lassen, daß das Rechte und Gute in solchen Händen treu verwahrt und gesichert sei, trägt einen wahrhaft königlichen Charakter in ihrem Gepräge. Natürliche Stimmungen und in dem Leben der Staatenhäupter unaufhörlich wechselnde und einwirkende Verhältnisse können so leicht Veranlassung werden, die Neigung des Moments zur Vorschrift zu erheben, und darum wird der hochherzige Staatsdiener auch den Mißmuth seines Monarchen nicht scheuen, der sich doch früher oder später bei furchtloser, unbeugsamer Pflichttreue immer in Hochachtung auflösen muß, falls er thut, wozu er in der ihm angewiesenen Stelle berufen ist.

Der Thalermann.

Ein wackrer Mann, der Falkenwirth. Aber es kommen allerlei Gäste zu ihm, und er weiß nicht immer, was er aus ihnen machen soll. Kein Wunder. Es ist Confusion in die Natur gerathen. Sonst gabs auf zehntausend Menschen einen Gelehrten; jetzt ist der zehnte Mensch ein Gelehrter, wenn auch nur privatim. Vordem hatte höchstens der tausendste Mann einen Schnauzbart, jetzt kommen 9/10 Schnauzbärte auf ein glattrasirtes Angesicht. Ein Graf sieht aus, wie sein Schneider; der Buchbinder trägt Brillen wie der Professor, den er beschirt. Man tritt auf der Gasse irgend einem sanftmüthigen Alten auf die Zehen, und siehe da: beim Licht betrachtet ist er ein kriegsgewaltiger Obrist. Man rennt in einem Winkel an einen wildraufrisch dreinschauenden Kerl, und siehe: er ist ein Hofballetänzer. Der Bankerott fährt vierspännig nach Ungarn oder Teras durch; der geniale fürstliche Herr botanisirt, und spaziert als bescheidener Fußtourist von Land zu Land. Und so ist gewissen Verwechslungen und Mißgriffen gar nicht auszuweichen.

Und eben darum ist einstmals am Abend Einer in den Falken zu Schweißnichtwo gekommen, aus dem nicht der Wirth, nicht sein Kellner haben etwas machen können, just, weil so vieles aus ihm zu machen war. Denn er konnte sein:

Ein Student mit langen Haaren und Bart und landsmannschaftlichen Bändern, und zwar Einer, der schnurgerade vom Staatsexamen abgefahren; denn von seiner Stirne predigte edle Resignation: „Alles ist eitel."

Ein vazierender Handlungsdiener mit langem Bart und Haar, der ahnungsvoll ans Schicksal die Frage stellt: wo werd' ich demnächst servieren?

Ein malender Künstler, ganz Haar und ganz Bart, mürrisch sitzend auf den Trümmern seines Roms und unwillig brummend: Ich habe mein Oel (Oelfarbe) vergebens verschwendet.

Ein musizierender Künstler mit Troubadourlocken und Minstrelbart, dem der Hohn von den Lippen singt:

„Ich kaufe dieß Schloß von dem, was ich erspare . . ."

Oder: ein agitender Künstler, der sich fragt: Und darum Räuber und Mörder?"

Oder: ein reisebeschreibungslustiger Tourist auf seiner letzten Etappe zum Verleger.

Oder: ein pythagoräerender Philosoph und Dichter nach Hegel und Schlegel, Fatumernst und Gottbewußtsein in sich tragend.

Oder — oder — oder ins Unendliche. Ein leicht zu verkennendes, gewiß schon tausendmal verkanntes unbegriffenes Individuum. Ein matt gefüllter oder durchaus leerer Tornister, seinem Herrn anhängend mit bedenklicher Gleichgiltigkeit, machte keinen erfreulichen Eindruck auf Wirth und Kellner. Eine Comödie ohne Effect und ein Mänzel ohne Effecten lassen beide den Zuschauer kalt.

Indessen ist der Falkenwirth ein wackrer Mann, und wirft die da kommen nicht aus dem Hause. Ebensogut, wie einen andern honetten Menschen wies er den räthselhaften Gast links ins Honoratiorenspeisezimmer, befahl, ihm ein Zimmer zu rüsten, und zwar vorne, nach der Gasse gelegen, und ließ ihm Speise und Trank vorsetzen.

Der Fremde machte sichs bequem und war geschwinder im Falken zu Hause, als das Dutzend von andern

*) Aus Spindlers Volkstaschenbuch „Vergißmeinnicht für 1845."

Fremden, das lange vor ihm angekommen war, und just deliberirte, ob es nicht vom schönen Abend profitiren, und geschwinde den Donau- (oder wie sonst der Fluß heißt) Ursprung ansehen sollte. Lange war die Frage im Stich, wie die Schweizer sagen; endlich mehrten sie noch einmal und das Mehr ging auf Ja. — Der Wirth ließ einen Knecht rufen, die Fremden zu führen. „Wenns erlaubt wäre, mich den Herren und Damen anzuschließen?“ fragte der zuletzt gekommene Gast; es ginge dann in einem hin.“ — Er meinte das Trinkgeld: denn zu jener Zeit war der Donauquell, oder wie mans nennen mag, noch unbekannt und eine kleine Belohnung für den Zeiger üblich.

Die Herren und Damen sagten natürlich abermals Ja, und der Zugänger kämmte dankbar lächelnd seinen Bart glatt, und schüttelte von der Mütze den Staub.

Leise jedoch hinter ihm her kam der Kellner, um boshaft höflich ihm unversehens auf den Zahn zu fühlen.

Er legte nämlich dem Gast plötzlich das Fremdenbuch und die Feder vor, und lächelte fein: „Wärs gefällig, mein Herr?“

Aber es war dem Reisenden meuchlings nicht beizukommen. „Recht gern;“ sagte er alsobald und ruhig, nahm mit der Rechten die Feder und mit der Linken langte er in die Tasche, zog einen Kronenthaler daraus hervor, und reichte denselben freundlich dem Kellner und sagte ebenso freundlich: „Sie wechseln mir wohl indessen den Thaler, mein Guter?“

Ueberrascht blinzelte der Kellner den Wirth an, der flüchtig den Thaler besah, ihn von ächtem Schrot und Korn befand, und schleunigst — mit erleichtertem Herzen — die Wechseloperation vollzog.

„Diesmal hätten wir uns in dem Gast geirrt;“ sagte er, nachdem die Fremden hinweggegangen, zu seinem Oberkellner. „Da steht auch schwarz auf weiß im Buche: Alexander Graf von Mannenbach, Rentier; kommt von Triberg, geht nach Schaffhausen. A la bonne heure; schreibt eine schöne Hantschrift, der Herr Graf . . . und à propos, mein Lieber, geben Sie ihm das bessere Zimmer neben an dem bisher für ihn bestimmten. Es schickt sich so, und den Teenister trag ich selbst hinauf.“

Was auch geschah, und weil der Falkenwirth ein durchaus braver Mann ist, erlaubte er sich nicht den winzigsten indiscreten Blick auf oder gar in den Tornister.

Die Gesellschaft der Falkengäste kam sehr wohlgelaunt nach Hause. Der Graf Alexander, oder Alexander Graf von Mannenbach hatte sie köstlich unterhalten. Von seinen vielseitigen Kenntnissen hatten die Herren noch viel zu reden, die Damen lachten ohne Ende über seine Anecdoten und Schwänke; und zwar um so unverholener, als der gepriesene Alexander nicht zugegen, indem er sich im fürstlichen Garten, zur Seite spazierend, von der Gesellschaft verloren. Seine neuen Freunde mußten zu ihrem Leidwesen schlafen gehen, ohne ihn wiedergesehen; ja sogar am frühen Morgen abreisen, ohne ihm Adieu zu sagen.

Allein der Falkenwirth erwartete ruhig den Gast und hielt ihm das Nachtessen warm, und richtig kam Alexander heim, bevor noch der Nachtwächter genesen. Er schien lustig, aufgeweckt; schimpfte nur wenig über den gänzlichen Mangel an Laternenlicht in des Städtchens Gassen, und über die Pflasterdefecte, und über die Frachtwagendeichsel, die in finsterer Nacht, ohne Warnungszeichen auf der Straße aufgepflanzt, des einsamen Wanderers Brust und Magen tödtlichst bedrohen.

„Diese Stadt ist ein niedliches, niedliches Nestchen, und auch die Umgegend finde ich so scharmant, daß ich Lust habe, hier mehrere Tage zu verweilen,“ rief er: auf diesen frommen Entschluß, Herr Wirth, lassen Sie mich noch einen Scheppen Wein setzen; denn ich bin wahrlich guter Dinge.“

Man muß selbst ein Ischweißnichtwoer sein, und einmal von einem Reisenden — es kommt nicht oft vor — die Gegend, — — loben gehört haben, um so recht aus dem Fundament mitzuempfinden, wie dem Gastwirthe das Herz hüpfte, und wie gern er dem wackern Gast seine Flasche füllte. — Und so gab ein Wort das andere. Natürlich fragte der Wirth beschieden nach dem Wie, Wann, Woher und Wohin des Herrn von Mannenbach, und meinte, derselbe müsse schon ein groß Stück Welt gesehen haben.

Der Graf schmunzelte biedherzig und sagte hierauf: „Das denke ich auch, mein lieber Herr. Bin ich nicht, um zum Exempel gleich von vorne anzufangen, in Neuyork geboren worden, indessen immer ein Sohn deutscher Eltern, die am Niagara ein Landhaus hatten, und mit denen ich später zur See nach London umkehrte, aber nach wenigen Jahren gen Petersburg fuhr, wo ich in der Chevaliergarde meinen Platz fand? Hab' ich dazumal nicht das Unglück gehabt, einen Cameraden im Duell zu erstechen, und mußte ich nicht über Orenburg nach Chiwa, von da nach Calcutta mich flüchten; 's ist freilich nicht der Mühe werth zu sagen, wie lange ich mich später in Neuseeland aufhielt und die Civilisation auf den Freundschaftsinseln verbreitete. Genug, daß

ich zeitig genug in Cairo eintraf, um meinen Onkel, den alten General, noch am Leben zu finden, der aber durchaus in Jerusalem begraben sein wollte, wie ihm auch geschah von Seiten seines Universalerben. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich dieser Ironie bin. Ich rede just nicht gern davon. Ich habe die knappen Allüren meiner mittellosen Jugendzeit beibehalten. Ein kluger Mann steckt nicht alle seine Eier in einen Sack. Brauchten die Beduinen, die Tscherkessen, die Calabresen, die Sachsenhäuser und wie alle die räuberischen Nationen heißen, deren Territorium ich zu bereisen hatte, brauchten die zu wissen, daß ich mich jetzo weniger um zehntausend Pfund zu bekümmern habe als vordem um einen Pfennig? — Das Prahlen ist nicht meine Sache; Sie merken das wohl, lieber Herr; aber Klugheit ist dagegen mein Steckenpferd. Klugheit und Wasser; — geben Sie mir noch einen Schoppen von Ihrem köstlichen Markgräfler. Ich habe ihn, auf Ehre nur in Basel so gut getrunken. — Also, wie ich sage: Klugheit und Wasser: dabei bleibt der Mensch nüchtern und naturgemäß. Und das Wasser, Herr, ist meine Passion. Bin ich nicht als kleines Kind im Niagara — in der großen Caskade daselbst — gebadet worden? Habe ich nicht auf der Themse, im Canal, im schwarzen und rothen Meer, mein Schifflein getrieben? Komm ich nicht schnurgerade vom Tyberger Wasserfall, von der Donauquelle, und will ich nicht pilgern zum Rheinfall und von dannen zum Staubbach, zum Aarfall, zur Pissevache, zu den Quellen von Lenk, zu Venedigs Lagunen, an Neapels Gestade, zu den Strudeln des Faro von Messina, zu den Wundern der Propontis und des Bosporus? Da ich nicht mit dem Eilwagen gehe — es ist mir zu unbequem und gemein — fehlt es hier doch nicht an Fuhrgelegenheit nach Schaffhausen?"

„Durchaus nicht, Herr Graf;" berichtete der Wirth. „Sie können augenblicklich bedient werden." — „Ha, wenn das ist — sagte der freude Herr leutselig — so will ich meinen Füßen ein paar Tage Ruhe gönnen, und dieses reizenden Städtchens, dieses köstlichen Hauses mich freuen. Ja, das will ich. Schnelle Pferde sollen mir die Zeit, die ich träge aufopfere, schnell wieder einfangen. Was meinen Sie?"

„Ganz zu Befehl. Allerdings. Es wird uns eine Ehre sein;" antwortete der Falkenwirth, den Leuchter ergreifend, da sein Gast sich gähnend vom Stuhle erhob

„Und wir ein Vergnügen, Herr Wirth. Ihre Küche ist ausgezeichnet. Solche leckere Hausmannskost ist meine Passion. Auf meinen Schlössern — nun, Sie solltens sehen, ich mag nicht davon sprechen, wie dort meine Küche bestellt ist. Aber auf der Reise — in den Hotels ersten Ranges verdirbt man sich den Magen mit französischen und englischen Spezialitätsteleien. Ich bin durchaus für das Praktische, Herr Wirth. Lassen Sie mich daher morgen ruhig ausschlafen, Schlaf, Wasser und Klugheit, sind mein Steckenpferd. Und ein excellenter Kaffee, ohne Surrogat, hübsch stark, hübsch heiß — in Sierra-Leone habe ich mich an die Hitze gewöhnt — ist wiederum meine Leidenschaft. Sie sorgen wohl dafür, mein trefflicher Wirth?

Und dreimal gähnte er dem Dienstfertigen „gute Nacht" zu, und der Wirth ging hinunter, ganz betäubt von den colossalen Reiseberichten des Fremden, und träumte von zwölf bis fünf Uhr nichts als Wüstenbewohner, Wasserfälle, brausende Ströme und gefährliche Sachsenhäuser, dahin schwimmen auf hohen Fluthen von „Eppelwein."

Die Nacht bringt Rath. Der glühende Enthusiasmus des Abends ist gewöhnlich am nächsten Morgen katzenhäuserblaß geworden. Die Stunden vor Schlafengehen, gehören der schöpferischen Phantasie; Aurora setzt wieder die nüchterne Wirklichkeit auf den Thron. Wir könnten noch allerlei bunte Gleichnißmännlein um diese sehr gewöhnliche Wahrnehmung hängen, und das wäre vielleicht recht schön. Vor der Hand wollen wir es indessen, da die Zeit drängt, bei den obigen bewenden lassen.

Also: die Nacht bringt Rath, und der Falkenwirth steht trotz aller wilden Träume, mit kühlem Kopfe auf, und denkt bei sich: „Ich will meinem Herrn Grafen von Mannenbach doch heute seine Rechnung präsentiren lassen. Wer weiß, wozu es gut ist? Mein Kellner hat eine Stirne wie Eisen und die Delicatesse zieht nicht bei ihm, wenn er einmal seinen Fremden aufs Korn genommen.

Sagte sichs und schrieb die Rechnung mit der saubern netten Hand, die alle Welt am Falkenwirth kennt, sowie auch seine Billigkeit bekannt ist. Die kleine Note lautete ungefähr, wie folgt: Nachtessen: 52 Kreuzer; drei Schoppen Markgräfler vom Extra: 54 Kreuzer; Logis: 30 Kreuzer; Frühstück: 18 Kreuzer. Summa: zwei Gulden vierundreißig Kreuzer.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Das Gastmahl.) Die Abendzeitung enthält in den „Briefen aus Spanien“ folgende merkwürdige Geschichte aus dem französisch-spanischen Kriege vom Jahr 1809: Ein französischer Cürassierregiment hielt gegen Abend, von einem beschwerlichen, durch Regen und tiefe Neckereien der Guerillas beunruhigten Marsche ermüdet, seinen Einzug in Osma, einem Städtchen des Königreichs Castilien, malerisch an den grünen Fluthen des Duero gelegen. Der General nahm nebst seinem Stabe in dem Kloster Quartier und ward von dem Prior mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit und Gastlichkeit aufgenommen. Bei einem sehr leckern Male, durch des Klosterkellers trefflichen Weine gewürzt, saßen die Krieger bis tief in die Nacht hinein, entzückt von ihres Wirthes Artigkeit. Da erhob sich der Prior von seinem Sitze, und auf einen großen Goldpokal deutend, der vor dem General stand, sprach er: „Laßt uns, Senor General, zum Nachttrunk jenen Pokal leeren, den die armen Brüder dieses Klosters als ein Ehrengeschenk demüthig Euch darbringen.“ Und mit diesen Worten füllte er den Becher bis zum Rande und leerte ihn, um jedem möglichen Verdachte zu begegnen, zuerst bis auf den Grund, welchem Beispiele dann die ganze Tischgesellschaft freudigen Muthes folgte. Kaum aber war der Reihetrunk, mit manchem freundlichen Dankeswort für den gastlichen Wirth, geendet, als dieser, bleich, wie nichtenden Hohn in den Zügen, sich erhob und mit Donnerstimme seinen Gästen zurief: „Bereitet Euch zum Tode, Ihr trefflichen Zecher! Es war Gift, das Ihr als ewigen Schlaftrunk genossen, das als die verdienteste Gabe des Klosters Beiden Euch weihten; und ehe noch die Stunde ihren Lauf vollendet, seid Ihr mit mir des Grabes sichere Beute!“ Entsetzliches Grauen erfaßte die lebenslustigen Krieger. Der Prior hatte wahr gesprochen; eine große Leichenkammer ward der Speisesaal, der Wirth hatte redlich mit seinen Gästen getheilt. Gleichzeitig wurden alle Franzosen in der Stadt überfallen und ermordet, und die nächste Morgensonne sah keinen Mann jenes Cürassierregiments mehr am Leben.

— Bis zum 15. September sind mehr als 700,000 Pilger zu dem heiligen Rock nach Trier gewallt. Unter den Pilgern sind viele hohe Personen, besonders Bischöfe und Erzbischöfe von Paris, Lüttich, Speier, Münster, Limburg, Tombertu, Lyon, Schiras, Graz, Jedda und Philadelphia, also auch Bischöfe, deren Reich in partibus infidelium liegt. Es sollte eine große bischöfliche Conferenz stattfinden, man hat diesen Congreß jedoch unterlassen, weil die Großmächte der Kirche sich keiner Mißdeutung der Großmächte politischer Seits aussetzen wollten.

— Am 18. September traf nebst hundert andern Prozessionen, auch eine von Limburg kommende, fünftausend Köpfe zählende in Trier ein. Es gewährt einen herzerhebenden Anblick, die Seelsorger der Kirchen mit den Kindern der dazu gehörigen Schulen diesen Prozessionen entgegen ziehen, sie einholen und begleiten zu sehen. Leider sind die Kinder unvernünftig genug, von dem steten Laufen müde zu werden, ja wohl gar erschöpft umzufallen — bei ihnen wirke der Glaube noch nicht so stark wie bei den Erwachsenen, welche zu allen Wundern darin das größte sehen, daß ein Greff sich beinahe 2000 Jahre gehalten hat, während sonst kein Stoff irgend einer Art die Zeit einer halben Jahrtausende überdauert.

— „Mintachet Attam toremtete! wos fang ich an?“ so sprach ein ungarischer Landstand zu Castelli, seinem Landsmann — „wo ich zu halten übermorgen in Preßburg große Reden — sonn sie — zwo Bogen lang — und kann ich sie mich lernen auswendig.“ — „Ei,“ erwiderte der Gefragte, „ein gutes Mittel, das auswendig lernen zu erleichtern, ist das Abschreiben — versuchen Sie es doch, dadurch prägt sich solche Rede am besten ein.“ — „Jo, jo,“ sprach der Landstand, „will ich glach probiren.“ Acht Tage später trafen Beide wieder zusammen und Castelli frug wie es gegangen. „O Doonnerwetter!“ rief der Ungar, „haben sie mich ausgefahren (angeführt). Dummes Zeug — hilft gor nix — hob ich lassen abschreiben die ganze Rede wohl zwanzig Mal von mein Schreiber, wie ich komm an Ständatafel, will halten meine Reden, waas ich nix, gor nix, waas ich — hoben sie mich ausgelacht — no —“

— Der Kaiser von Marokko ist sehr gärtlich gegen die Königin Victoria gesonnen. Der Kaiser schreibt an seinen Sohn einen Brief, der im Zelte des Letzteren gefunden wurde, und theilt ihm die Vorschläge und Forderungen der Königin von England mit, indem er sagt: „Hier hast Du auch Das, was diese verfluchte, verteufelte Hexe von mir verlangt.“ Darüber wundern sich die Leute — das ist ja ein Beweis von der mächtig fortschreitenden Civilisation — vor dreißig Jahren noch würde er ganz anders gesprochen haben, da wir Christen ja alle „ungläubige Hunde, unreine Thiere, verdammte Sklavinnensöhne sind.“

— Wir finden so eben im Sun die Ursache der Freisprechung des alten O'Connel. Pater Mathew hatte drei Viertheilen der Bewohner von Irland das Gelübde abgenommen, sich des Genusses und des Tabacks zu enthalten, so lange O'Connel gefangen sei. Dieses hat in England einen solchen Schrecken erregt, und der Absatz des Branntweins nach Irland hat so schreckenerregend abgenommen, daß sich das Oberhaus bewogen fand, den wackern Mann und den Branntwein- und Tabakshandel freier zu machen.

— Im Gothaer Anzeiger stand kürzlich folgendes Dienstgesuch: „Ein unbescholtenes Mädchen, welches als Amme gehient hat, wünscht ein baldiges Unterkommen als Jungfer.“

— Ein Lohnkutscher wurde krank und lag in den letzten Zügen. Sein Bruder stand an seinem Bett und rief schluchzend: „Fahre hin, Armer, Dir ist nicht mehr zu helfen.“ Da kam der Kranke zu sich und da er die Worte: „Fahre hin,“ vernommen hatte, antwortete er: „Ist denn schon angespannt?“

— Im siebenjährigen Kriege wurde in L., wo die Preußen eingerückt waren, der preußische Zapfenstreich des Abends auf der Trommel geschlagen. Der neue Gouverneur lebte natürlich mit dem alten Rathe in sämmtlichen Unfrieden, und als eines der Rathsglieder sich eben mit dem Gouverneur in Gesellschaft befand, als man trommelte, fragte dieser: Wissen Sie, nach welchem Versmaaß der Zapfenstreich componirt ist? — Nein, sagte der Rathsherr; und der Gouverneur recitirte:

Und wenn der Rath des Teufels wär',
So bleib' ich doch hier Gouverneur.

Digitized by Google

ganz gut! erwiederte der Rathsherr, wir haben jedoch den neuen Text untergelegt.

Dem König sei allein die Ehr',
Der Teufel hol' den Gouverneur!

— Als Kaiser Maximilian I. zu Aachen gekrönt wurde, verehrten ihm die Juden einen goldenen Korb mit goldenen Eiern. Der Kaiser war den Ueberdringern dieses ansehnlichen Geschenkes sehr gnädig, befahl jedoch, die Ueberdringer in Verwahrung zu halten. Das kam den Israeliten äußerst unerwartet, und als sie sich von ihrem Staunen erholt hatten, erkundigten sie sich angstvoll nach der Ursache ihres Verhaftes. Der Kaiser erwiederte scherzend: „Hühner, die so köstliche Eier legen, muß man nicht so schlechterdings wieder fliegen lassen, sondern sie einstallen und wohl halten."

(Kleidertracht im 18. Jahrhundert.) Wie steif war doch im vorigen Jahrhundert die Kleidertracht! Obrigkeitliche Personen trugen große Allongenperücken, Stutzperücken wenigstens oder Haarbeutel über den halben Rücken. Die Candidaten der Theologie gingen chapeau bas in Beutelperücken, das Paraplui unterm Arme. Nicht leicht ging ein ordlicher Mann, und wenn er Copist war, ohne Stock und Degen in sein Collegium, die Uhr versteht sich von selbst, und einen grossen gefangen oder gekräuselten Busenstreif am Oberhemde, einen Rock mit langen steifen, durch ein Haarsieb aufgestellten Schößen, eine Weste bis ziemlich auf die Knie herab, mit goldenen oder silbernen Tressen eingefaßt, chapeau bas oder ein kleines bereichtes Hütchen auf dem Kopfe mit einer ähnlichen Tresse. Nur wenn er zum Abendmahl ging oder zur Leiche fuhr, trug er sich prachtschwarz und in einen schwarzen Mantel gehüllt; Wohlhabende deßgleichen einen eigenen, für Andere gab es hier und da in der Stadt einige Familien oder Kleiderhändler, die ein ganzes Magazin solcher Mäntel vorräthig hielten und das Stück des Tages für eine Kleinigkeit verborgten. Die Frauen gingen noch unnatürlicher, in steifen Schnürleibern mit eisernen Blankscheiten, damit sie eine Wespentaille bekämen, in Kleidern, die theilweise in neuester Zeit wieder Mode geworden, größteren Theils jedoch wie die Adriennen, Circassiennen, Schlumper u. s. w. für immer verschwunden sind. Sie trugen goldene und silberne Streichaalen mit Perlen und Knöpfen, in den Händen bald elenlange, bald wieder ganz winzig kleine Fächer, auf den Köpfen goldene und silberne Schleppen oder Sackmützen mit goldenen Bamlotten und den verrufenen Reifrock, welcher aus Spanien nach Deutschland einwanderte. So unbequem diese Tracht war, denn wenn zwei Damen neben einander gingen, so mußte die eine von der Seite gehen und ein Gleiches geschah, wenn eine Thür passirt werden sollte, so trug man sie dennoch überall, bei Hofe, auf dem Theater, bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, ja selbst beim Abendmahl! So mächtig ist die Mode!

— „Na Bruder Berliner, wie geht es Dir?" fragte kürzlich ein Handwerksbursche einen Seidengesellen, welcher rückwärtsgehend, vergnügt seine Schnüre drehte. — „Ja nu," sagte der mallitiöse Berliner, „mit unsre Mesjö jetzts schon, wann die Leute vorwärts wollen, die haben allerhand Verdrießlichkeiten."

— Ein Handelsjude, der durch die Straße ging, ward von einem jungen Manne drei Treppen hoch in das Haus gerufen, um etwas zu täuschen. Als derselbe oben autam, grüßte er höflich, erstaunte aber sehr, als er den Antrag vernahm: „Jude, ich habe den Schnupfen, was giebst Du mir dafür?" — Schnell antwortete der Jude: „Nu, ich habe das Lariern, was geben Sie dafür?"

— Ein Weinhändler in Paris hat einen Schild malen lassen, worauf ein Hund und eine Katze, aus einer Schüssel fressend, dargestellt war, es hatte die Unterschrift: „zum herzlichen Einverständniß." Die Polizei fand die Sache höchst gefährlich und verlitte sich den Schild abnehmen zu lassen. O freies constitutionelles Frankreich!

(Sonnenaufgang an der russischen Grenze.) Zwei preußische Gutsbesitzer reisten unlängst nach Polen. An dem russisch-polnischen Schlagbaume angelangt, ging einer derselben zum Paßrevisor hinein, um die Pässe visiren zu lassen. Verdutzt kehrt er aber zurück und meldet seinem Reisegefährten, der Revisor behaupte: „die Sonne wäre noch nicht aufgegangen," und er könne also weder die Passe visiren, noch den Schlagbaum öffnen, wiewohl die Sonne doch am Himmel stehe. Was ist nun zu beginnen? — „Das ist einfach," erwiederte der Andere, der hier schon öfters gereist war, „haben Sie neun Gulden bei sich, so können Sie damit den Anfang der Sonne ganz leicht bewirken." — Die Sache machte sich und die Reisenden fuhren alsbald weiter.

— Die einst so berühmte Transfusion, die Ueberfüllung frischen Arterienblutes aus einem gesunden Körper in einen andern kranken, nach vorheriger, theilweiser Entleerung des schlechten Venenblutes, kommt wieder in Aufnahme, und neuerdings (am 29. Juli) hat Herr Partwig in Berlin Aderlaßblut aus einem lebenden Pferde in die Pulsadern eines todten Pferdes gebracht, wodurch die Kopfadern des Thieres so zu schlagen begannen, als sei dasselbe lebendig. Ja sogar die Umwandlung des Arterienblutes in Venenblut ging vor sich, und das aus den Venen auslaufende Blut war bedeutend dunkler gefärbt, als das eingebrachte hellrothe Pulsadernblut. Man beabsichtigt, um sich näher zu unterrichten, dieses Experiment zu wiederholen. Diese Kunst, durch welche bereits Medea den alten Vater des Jason verjüngt haben soll, ward im 16. Jahrhundert durch Pogelius in Rostock, und im 17. Jahrhundert durch viele andere Aerzte berühmt und wieder hervorgerufen, und es gab eine Zeit, in welcher man dadurch beinahe Wunder bewirkte, bis man das Blut von Thieren anwendete, was üble Folgen hatte und die Sache in Mißkredit brachte. Ob sie nach den neueren Erfahrungen in's Leben gefährt sich besser halten wird, muß die Erfahrung zeigen.

— Der Polenball in London, zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers von Rußland, macht noch jetzt großes Aufsehen und wird vielfältig und in allen Blättern besprochen. Der Ball war so glänzend, wie nie zuvor, und für die Diamanten und sonstigen Eitelkeine, welche die Damen zierten, hätte man, so behauptet der Sun, ganz Rußland kaufen können. Die Mehrzahl der Tänzerinnen hatte sich in die polnischen Farben gekleidet (sonst trugen die Männer die Farben ihrer Damen). Der Kaiser ließ sich ein Billet zu diesem Balle holen und bezahlte es mit 500 Pfd. Sterling. 20,000 Pfd. Sterl. bestimmte er zu Trinkgeldern für die Dienerschaft, und ließ der Patronissin des Balles, der Herzogin von Sommerset, durch die russische Gesandtschaft eine Brillenuhr für den Polenhülfsverein

Digitized by Google

anbieten, von einer Höhe, welche sie selbst beliebig bestimmen sollte. Der Polenverein erklärte, er könne hierin Alles, nur nicht Theilnahme sehen, und lehnte das Anerbieten ab.

— In China gelten nur die dicken Leute für vornehme, wir lachen darüber und denken nicht daran, daß wir ähnliche Ansichten haben. Unser Respekt vor einem Minister, einem Bürgermeister, einem General ist bei weitem tiefer, wenn der Mann groß und dick, als wenn er mager ist; das Imposante der Figur wirkt auf den Geist der mehrsten Menschen, und es gibt nicht übertrieben viele, welche dem Eindruck zu widerstehen vermögen. In manchen Ländern wird mit der Dicke der Leute eine Art Luxus getrieben, so z. B. in England mit dicken Kutschern. Die Königin Victoria hat einen Kutscher, der 450 Pfund wiegt. Unter 300 Pfund darf der Kutscher eines vornehmen Engländers nicht wiegen, und hat er über 400 Pfund, so wird er vier bis sechsmal so gut bezahlt als ein anderer. Solcher Mensch hat nichts zu thun, als sich den ganzen Tag mit Porter und Braffkraks zu pflegen und auf den Bock zu setzen, wenn die Herrschaft ausfahren will, seine sämmtlichen übrigen Funktionen, bis zum Vorfahren der Kutsche, besorgen andere Diener.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Jagd! die Jagd! dies Wort vernimmt man jetzt aus aller Munde, und die Männer von allen Ständen überlassen sich passionirt diesem Vergnügen. Man weiß, daß die Treibjagd ihr eigenthümliches Costum von auffallender Farbe, mit reichen Verzierungen hat. Der Frack à la française, d. h. der in den Vorderhüften gerundete, hat dem Frack mit Einschlitz, welcher in den Schößen fast rockartig ist, weichen müssen.

In einigen Tagen wird die italienische Oper der Elite des Publikums ihre Pforten öffnen, und schon fertigt man die elegantesten Toiletten zu dieser Feierlichkeit an. Die schwarzen Fracks werden etwas weniger Weite, als die von vergangenem Jahre haben. Als Straßen-Toiletten werden dienen: Meine etwas flatternde Fracks, mit breiten Schößen und großen über fallenden Revers, breite Oberröcke, von weitem Schnitt, sehr lange Westen, sehr offen über der Brust, und in einer Spitze herabbrechend; weite Pantalons, welche lose und weit auf den Stiefel fallen — dies, ist die Mode, oder vielmehr der Geist der gegenwärtigen Mode.

Die jetzt getragenen Stoffe gehören der Uebergangs-Saison an: die Pantalons sind von wollenen Stoffen mit Carreaux, oder mit schrägen Streifen, die Gilets mit Revers, von Cachemire. In einigen Tagen werden die Winterstoffe ankommen. Augenblicklich fertigt man für den Jockey-Club geschmackvolle Jagd-Costüme an: der Oberrock hat einen kurzen Rock, und geht kreuzt sich über der Brust; die Knie-Beinkleider sind von Leder, und die Stiefeln haben Stulpen. — Die Reitfracks werden von unten bis oben zugeknöpft, und haben dicke glänzende Goldknöpfe.

Damen-Mode. Die Ueberröcke von Taffet in verschiedenen Farben sind für den Augenblick sehr beliebt und gesucht; die Leibchen an denjenben sind langlich, soll alle gefreift und sehr weit offen, aber nicht geschnürt; ein geschnürtes Leibchen zu tragen, gilt jetzt für ein Zeichen von schlechtem Geschmacke. Unter dem offenen Leibchen wird eine Chemisette getragen, die man auf den Achseln zubindet, oder eine Chimise, die vorn oder auf dem Rücken sich schließt. Auch die gestickten Bertchen sind sehr modisch und oft haben sie einen bauschigen Saum, durch den man ein Band zieht.

Die Kleider haben selten sehr weite Aermel; man hat die Weite derselben vielmehr noch verringert und in Folge davon auch die Unterärmel.

Man sieht allmälig einige Herbst- und Winterröbe, die, statt einen sehr geschlossenen Schirm zu haben, im Gegentheil sich mehr öffnen zu wollen scheinen. Alle werden mit Federn in der verschiedensten Art ausgeputzt. Wir bemerkten unter andern einen eisengrauen Sammetput, der mit rosa Atlas gefuttert und gaenirt war und der vortrefflich aussah.

Auch Mantel kommen bereits zum Vorschein, weniger weil sie schon der Kälte rung wegen getragen werden müßten, als um zu zeigen, wie man sie zu tragen gedenkt. Wir sahen z. B. einen Mantel von schwarzem Atlas, der überrockartig gemacht war, ein Leibchen von einem Gurrel hatte; eine Peleine, die auf dem Rücken ziemlich groß war, lag wie ein Fichu mit großen Revers auf, die durch Knöpfe gehalten waren.

Die Aermel waren weit und mit Aufschlägen. Der Rock erlichte nicht ganz bis an den Saum des Kleides und die Bordertheile schlagen sich als Revers um, welche durch Knöpfe geschlossen wurden. Dazu wurde ein Zeug von Sammet mit Streifen getragen und unter dem Mantel ein Ueberrock von Perkin mit engen Aermeln.

Anzug zum Ausgehen: — Atlasput mit einer weißen liegenden Feder; Ueberrock von einfarbiger glasirter Seide, mit knappem hohem Leibchen, um das, wie an den Oeffnungen des Rocks, eine seidene Borde gesetzt war. Chatelaine-Uebergiebrock, eine Art Mantel, von Sammet und Hermelin, mit Glockenbeinleibchen, das rund um die Hüften geht. Der Hermelin bildet die Pelerine und besetzt unten herum das Leibchen; halbenge Aermel mit Aufschlägen von Hermelin.

Anzug zur Promenade und zu Besuchen: — Zugput von glasirtem Atlas, mit einer schmalen Blonde besetzt und mit Sammetbandern an der Seite ausgeputzt; Uebergieh-Oberrock in der Art der Pelzüberröcke von 1814 von schwarzem Atlas mit hohem steifen Leibchen und halbweiten Aermeln, die am Vorderarme unten offen und da geschnürt sind. Horn auf dem Leibchen ein breiter Marderbesatz mit gleichem Aufschlag; kragen; ähnliche Aufschläge und vorn herunter auf dem Rocke zwei Marderstreifen.

Darunter ein einfaches Kleid.

Besuchanzug: — Hohes Kleid von glasirter Seide mit Rucken vorn, die eine Art Schoß am Leibchen bilden, und enge Aermel, die nach unten hin an Weite zunehmen, und stats am Handgelenk rund zu sein, unten eine chriechische Schneppe mit passender Rucke haben. Durch die ovale Oeffnung im Aermel unten am Ellbogen sieht man die bauschigen Unterärmel. Der Rock ist mit ähnlichen Bouschen besetzt, die nach unten zu größer werden. Hut mit Blumen.

Ballanzug: — Kleid mit steifem Leibchen, das eine dreifache bauschige Garnirung hat, welche eine Art Schoß bildet; kleine und ebenfalls bauschige Aermel; in der Mitte des Leibchens ein Rosenbouquet, auf den Aermeln eingelne Rosen. Auf dem Rocke zwei Bauschreihen, die nach unten zu größer werden und auf denen in regelmäßigen Entfernungen Rosen angebracht sind. Halslange Handschuhe; reicher Fächer.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot mit langer Taille. Garnirte Beinkleider. 2. Frack mit breiten Revers. Gestreifte Weste und Beinkleider. 3. Oberrock mit Revers und kurzen Aermeln, darunter Musselinärmel.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßGour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

An die Herren Buchhändler.

Einzelne Exemplare bis unter sechs, seien es Europäische Eisenbahnen oder Modenjournale, werde ich künftige Ostermesse, nicht wie bisher, postnumerando, sondern pränumerando ganzjährig berechnen. Wer sechs Exemplare und darüber zusammenbezieht, seien es Eisenbahnen oder Moden, bekommt halbjährlich postnumerando Rechnung, dagegen sind diese Letzteren gebunden, ihre Abbestellungen bei der jedesmaligen vierten Nummer des Quartals zu machen, indem bei späteren Nummern keine mehr angenommen und Vierteljahr-Remittenden ganz und gar verbeten werden.

Die Expedition.

Digitized by Google

Der Schmutzhammel auf Freiersfüßen.

Einſt haben die Ritter, den Madel'n zu Lieb',
Sich g'ſchlagen mit Schwertern auf Stich und auf Hieb;
Jetzt kommen's die Stutzer, die Pfeifen im Maul,
Hab'n Sporn an t'Füß, doch im Stall keinen Gaul!
Se kommen's Tag täglich zum Mad'l in's Haus —
Wenn's aber kein Geld hat, ſo bleiben's wieder aus!

Joſ. Schickh.

I.

Der welterſchütternde heroiſche Entſchluß.

„Nein, nun wird es mir zu arg! ſprach Florian Haſelnuß, in das Zimmer ſeines Freundes, des Literaten Federweiß ſtolpernd — mit lebhafter Stimme; zwölf Uhr iſt es bereits — heut Mittag, und meine Kammer noch nicht aufgeräumt! Ob Einen da nicht gleich der Schlag treffen könnte!"

Nach dieſer Exclamation ging Haſelnuß mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, leiſe vor ſich hinbrummend und den neuen Quäcker auf- und zuknöpfend, bis er ſich zuletzt mit dem Stoßſeufzer: „Das muß anders werden, ich will heirathen!" auf das lederne Sopha hinwarf.

Florian Haſelnuß war Buchhalter bei einer großen Fabriksunternehmung, und bezog als ſolcher nur einen mäßigen Gehalt. Damals, als ihn das Heirathsfieber befiel, ſtand er gerade im 6ten Lebensluſtrum, i. e. im 30. Jahre ſeines Alters, und folglich im Solſtitio der Mannbarkeit. Wie alle Perſonen, bei denen das ſanguiniſche Temperament vorherrſchend iſt, leicht erregbar ſind, brauſete auch Freund Haſelnuß bei geringfügigen Anläſſen auf, um wenige Augenblicke nachher über die Aufwallung ſelbſt zu lachen, und ein ähnliches Strohfeuer belebte auch alle ſeine Entſchlüſſe und Unternehmungen. Sonſt beſaß er ein gutes Herz, mit einer kleinen Ader Eitelkeit unterlaufen, und eine an Verwegenheit ſtreifende Keckheit, die ihn aber ſogleich im Stiche ließ, wenn er ſich unvermuthet einem jungen Frauenzimmer vis à vis befand; ein Umſtand, der zu vielen luſtigen Auftritten Veranlaſſung gab.

Nachdem Literatus Federweiß, der bei Haſelnußens Polter- und Brummgange gerade ein ſoeben verfaßtes locales Lebensbild durchlas, und um im Concerte nicht irre zu werden, theilweiſe noch ärger wie Haſelnuß ſchrie — mit der Lectüre glücklich zu Ende gelangt war, ſteckte er die Feder hinter das rechte Ohr, rieb ſich wohlgefällig die Hände, und dann zu ſeinem Freunde gewendet, befragte er ihn um die Urſache ſeines Daſeins, woraus ſich zwiſchen Beiden folgendes intereſſante Geſpräch entſpann:

Haſelnuß (ſeufzend). Ich will heirathen!

Federweiß. Gut.

Haſelnuß. Das ewige Junggeſellenleben und die damit verbundene Unordnung nöthigen mich zu dieſem Schritte.

Federweiß. Gut.

Haſelnuß. Und da habe ich mich an Sie wenden wollen, als einen Mann, der auf hieſigem Platze wohl bekannt iſt, in der Meinung, daß Sie in Folge Ihrer weitläufigen Bekanntſchaften eine Parthie wüßten, die für mich paſſend wäre.

Federweiß. Gut. — Ich ſoll Ihnen alſo zu einer Frau verhelfen; — oder nicht ſo?

Haſelnuß. Ei bewahre; bloß einen Freundſchaftsdienſt erweiſen. Sie kennen ja meine Schwäche rückſichtlich meines linkiſchen Benehmens vis à vis von Frauenzimmern.

Federweiß. Nun, wir wollen ſehen was zu thun iſt. Ich kenne in der That ein hübſches Sümmchen heirathsluſtiger Witt- und Jungfrauen, von denen jede lieber heute als morgen unter die Haube kommen möchte. Hoffentlich wird darunter die Eine oder die Andere Ihren Anforderungen, die Sie an Ihre Zukünftige zu machen belieben, entſprechen.

Haſelnuß. Jung und ſchön muß ſie ſein; — das ſag ich Ihnen gleich im Voraus.

Federweiß. Natürlich!

Haſelnuß. Auch Geld muß ſie haben!

Federweiß. Verſteht ſich.

Haſelnuß. Und gut kochen, waſchen und nähen können.

Federweiß. Richtig! — Sonſt aber haben Sie keine Schmerzen mehr?

Haſelnuß. Sie Spottvogel, mit Ihren ewigen Sarkasmen und Localſömen! Warum Schmerzen? bin ich nicht ein Mann in den ſchönſten Jahren, gut conſervirt, und was die Hauptſache iſt, ich habe mein Auskommen! Ein jedes Mädchen, denke ich, müßte ſich ein Vergnügen daraus machen.

Federweiß. So denken Sie; es könnte ſich aber doch fügen, daß die Mädchen anders denken.

Haſelnuß. Das iſt plattterdings unmöglich!

Federweiß. Doch, doch! Man hat ſchon derlei Fälle erlebt.

Um aber eigentlich zur Hauptſache zu gelangen — wie hoch müßte ſich z. B. das Vermögen Ihrer Zukünftigen belaufen?

Digitized by Google

Haselnuß. Unter 6000 fl. C.-M. dürfte es nicht sein; denn da erreichen die Interessen gerade die Hälfte meines fixen Gehaltes 600 fl. jährlich. —

Federweiß. Nicht übel speculirt! — Nun, wie gesagt, wir wollen sehen, was zu thun ist. Doch da Sie gerade jetzt einige Tage abkommen können, so könnten Sie mir die Hälfte meiner mühsamen Schatz-Nachforschungen, wie auch die Beschreibung der Gestalt der Auserwählten ersparen, wenn Sie gleich Morgen mit mir selbst die Brautschau beginnen wollten. Sie gelangen dadurch weit früher zum Ziele, als durch die langweilige Intervention eines Zweiten oder Dritten, und die Sache gewinnt einen ehrenvolleren Anstrich. Also dabei bleibt es, nicht wahr? Nur ersuche ich Sie, bei allfälliger Vorstellung Ihre lächerliche Blödigkeit abzulegen, weil sonst die ganze Werbung und wir selbst lächerlich werden könnten. — Wollen Sie mir dies versprechen, schätzbarster Herr v. Haselnuß.

Haselnuß. Mit Hand und Mund! Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr v. Federweiß! Auf jeden Fall gehe ich mit Ihnen!

Federweiß. Also — bis morgen. — A revoir!

2.

Dirse oder Keine!

Gleich nach Florian's Abgang begann Literatus Federweiß unter seiner weiblichen Bekanntschaft die Musterung, und erkannte die Familie Malzmann als die acceptabelste, weil dieselbe mit weiblichen Sprößlingen reichlich gesegnet war. Das Haupt dieser Familie, der wohl constituirte und conservirte Bräuermeister Jeremias Malzmann besaß nämlich 7 — sage Sieben Töchter, alle in der Blüthe der Jahre, alle heirathsmäßig und heirathslustig, und alle bis über die Ohren verliebt.

Bei dieser Familie nun wollte Literatus Federweiß seinen Freund Haselnuß zuerst als Heirathscandidat ein- oder aufführen, in der Voraussetzung, daß bei einer so großen Auswahl ihm die Wahl selbst nicht besonders schwer fallen dürfte. In Hinsicht der Anforderungen, die Freund Haselnuß an den zweiten Theil seiner künftigen Existenz stellte, konnte er hier, durchschnittlich genommen, wohl zufrieden sein. Denn sämmtliche Malzmann'schen Töchter waren jung, schön und wohlgenährt, unbeschadet jedoch der Taille, die durchweg für schlank angenommen werden konnte; alle zusammen besaßen das Linzer-Kochbuch, in welchem sie sich Raths erholten, wenn sie kochen, auch überflüssig Seife, Nadeln und Zwirn, wenn sie manchmal waschen und nähen — wollten. Und daß die Töchter eines Bräuermeisters im Vermählungsfalle nicht mit leeren Händen erscheinen, sondern eine tüchtige Mitgift mitbringen würden, das ließ sich a priori billig annehmen. Es handelte sich vorläufig nur darum, wie hoch sich dieses Gift*) belaufe und wenn sich Alles zu Haselnußens Gunsten gestaltete, ob auch die Auserkorne ein Verlangen trage, die Seinige zu werden. Das Alles mußte der kommende Tag ins Reine bringen.

Zur bestimmten Stunde stand Florian Haselnuß in höchster Galla im literarischen Zimmer. Es war Abends gegen 4 Uhr, als man die Wanderung nach dem Malzmann'schen Bräuhause antrat, und eine halbe Stunde später erblickte man das prachtvolle Taubenhaus desselben.

Eben schnäbelten sich am Dache zwei allerliebste weiße Täubchen, worauf Federweiß, der jedem Ereigniß eine Deutung zu geben wußte, seinen Begleiter als auf ein gutes Omen aufmerksam machte. Dieser jedoch wurde, mit jedem Schritte dem Thore näher, immer befangener; schon wieder hatten seine Hände am großen Quäckerknopfe etwas zu thun, und als man vor der Treppe stand, die unmittelbar in das Vestibul des Grazientempels führte, meinte er, wie es für ihn, den Stockfremden, gar nicht schicksam sei, noch so spät seine Aufwartung zu machen, und daß er seinen Besuch lieber auf eine gelegenere Zeit aufschieben wolle, nach welcher Aeußerung er schnell Rechtsumkehrteuch machte, um, wie man zu sagen pflegt, abzufahren.

Allein Literatus Federweiß, der seine Absicht erkannte, nahm ihn förmlich ins Schlepptau, und bugsirte den Widerstrebenden glücklich in das Vorzimmer hinein. „Sie sind ein närrischer Kauz," sagte er leise zu ihm: „Der Bräumeister ist ja kein Menschenfresser, und bezüglich dieser unserer Visite durch mich bereits in Kenntniß gesetzt. Fassen Sie Muth, und Sie werden sehen, daß es besser geht, als Sie vielleicht denken." Federweiß klopfte nun herzhaft an; ein sonores: „Herein!" erschallte, und im nämlichen Augenblicke standen die Beiden auch schon im Zimmer.

Jeremias Malzmann empfing die Eintretenden mit allen Zeichen einer Bräuermeister'schen Freundlichkeit. Er stand rasch von seinem riesigen, sechs- oder achtecki-

*) Der juridische Ausdruck: „Mitgift," der eigentlich nichts anderes bedeutet als „Aussteuer," scheint daher zu stammen, weil besonders die Vormünder das Vermögen ihrer Mündeln im Heirathsfalle nur mit Gift und Galle hergeben. Anm. des Setzers.

Digitized by Google

gen Sorgenstuhle auf, reichte beiden auf gut deutsch die Hände, hieß sie am Tische Platz nehmen, und gab seiner anwesenden Haushälterin den Auftrag, die Gäste mit Allem zu bedienen, was Küche und Keller im Augenblicke vermochte, obschon es diese Höflichkeitshalber ablehnten. Der abgehenden Haushälterin rief er noch zu, seine Tochter Lisi herbeizuholen, wobei ihm unwillkührlich der Ausdruck entschlüpfte: „Ich weiß nicht, wo das Volk den ganzen Tag steckt?"

Der erste Schniger, den Haselnuß in seinen Verfangenheiten beging, bestand darin, daß er sich in dem unendlichen Sorgenstuhle niederließ, in welchem er sich seiner kleinen und schmächtigen Gestalt wegen sonderbar genug ausnahm. Vergebens winkte ihm Federweiß mit den Augen, daß er das occupirte Terrain verlassen und einen bescheidenen Sitz in der Nachbarschaft als Ruhepunkt erwählen möchte. Haselnuß verstand ihn nicht, und als jetzt die gerufene Lisi ins Zimmer trat, sich anmuthig erröthend vor den Gästen verneigte, da wurde es dem armen Haselnuß völlig ängstlich umb Herz; er fiel gleichsam beim Aufstehen vom Stuhle herab, eine dunkle Röthe umzog sein Gesicht, und in seiner Verlegenheit griff er in den Sack, zog daraus seine silberne Dose hervor, und wartete dem neben ihm stehenden Brauermeister mit einer Prise Tabak auf, worauf er sich wieder niedersetzte und freundlich vor sich hinlächelte.

Auch Lisi lächelte, und verwendete von dem Fremdlinge keinen Blick. Sagte es ihr der weiblichen Instinkt, daß dieser Besuch für sie eine tiefere Bedeutung haben könne (denn von dem ganzen Heirathsprojekte wußte sie noch kein Wort), oder gefiel ihr die kleine Mann mit den blonden Locken und dem braunen Quäcker; — genug, sie verließ von diesem Augenblicke an das Zimmer erst dann wieder, nachdem die Gäste Abschied genommen hatten.

Nach und nach fanden sich die noch übrigen 6 Malzmann'schen Töchter ein, und formirten in geringer Entfernung von dem Tische einen höchst interessanten Halbzirkel. Vierzehn Flammenaugen waren nun musternd auf den verlegenen Heirathscandidaten gerichtet — eine schreckliche Anzahl! seine Physiognomie und sein vergoldeter Quäckerknopf bildeten den Brennpunkt derselben! Was Wunder, wenn sein Herz in hörbaren Schlägen pochte, und eine Angströthe die andere verjagte! Literatus Federweiß, dem das Seelenleiden seines Freundes selbst zu Herzen ging, gab sich alle erdenkliche Mühe, das stets stockende Gespräch in Fluß zu bringen, ohne jedoch seine Absicht erreichen zu können. Die Mädchen, die jetzt leise unter einander flüsterten, wohl auch kicherten, vermehrten noch Haselnußens Verlegenheit, und wer weiß, zu welchem hohen Grade dieselbe noch gediehen sein würde, wenn nicht der Eintritt des Herrn Onkel Michel, der eine Fuhr Malz ankündigte, und den die Mädchen (Lisi ausgenommen) sogleich lärmend umringten, derselben ein Ende gemacht hätte.

Onkel Michel, ein Mann bei 60 Jahren, war noch immer ein Junggeselle, und seines lustigen Humors wegen eine allenthalben gern gesehene Erscheinung. Er brachte gleich Leben und Heiterkeit in's Zimmer, und sobald er sich aus den Händen seiner liebenswürdigen Nichten befreiet hatte, erblickte er zu seiner Verwunderung den Herrn Haselnuß, welchen er schon seit längerer Zeit kannte, und der ihm jetzt ein höflernes Kompliment nach dem andern machte. „Ei, Herr Buchhalter von Haselnuß!" rief er, „welchem Zufalle verdanken wir die Ehre Ihres Besuches? Und wie gut Sie aussehen? Setzen Sie sich nieder, und lassen Sie es sich bei uns wohl schmecken!" — „Buchhalter!" murmelten nun 7 blühende Lippen nach, und alsobald verschwanden ein Paar dieser reizenden Michel'schen Nichten, um sich bei dem Bierschreiber über die Wesendeit und den Werth des Wortes Buchhalter Raths zu erholen.

Sie kamen vom Bierschreiber instruirt, bald wieder zurück. Die Erklärung mochte überraschend gewesen sein, und wirkte sichtlich auf das Benehmen der Hulzgöttinnen ein, das von jetzt an viel gemessener wurde, und man machte gegenseitig die Bemerkung, wie Herr von Haselnuß gar kein übler Mensch wäre, wenn er nur nicht beständig schnupfen, niesen, und sich schneuzen thäte.

Nun machte die Ankunft mehrerer Milchmeier, die Treber zum Füttern für ihre Kühe kaufen wollten, die Anwesenheit zweier Töchter in der Brauslube nothwendig, um die Buttenzahl zu controlliren. Dazu wurden Jetti und Kathi commandirt, während Resi und Marie den Auftrag erhielten, für die Herren Caffee zu besorgen, so daß also außer Lisi nur noch Mali mit Fanni im Zimmer verblieben. Erst beim Abgehen wagte Haselnuß die Mädchen, welche sich mit Knixen empfahlen, näher ins Auge zu fassen, und der rastlos schwängende Onkel regenerirte mit seinen Späßen seinen geknickenen Muth zuletzt dermaßen, daß er die noch im Zimmer restirenden drei Malzgrazien herzhaft betrachtete, und von diesen wieder mit Wohlgefallen betrachtet wurde. Jetzt war die Bahn gebrochen; der Fluß der Rede kam nie wieder in's Stocken, und ein paar Stündchen verflossen schnell und angenehm. Besonders wohlgelaunt wurde

Digitized by Google

Literatus Federweiß bei der Bemerkung, daß sein Freund Haselnuß seine sonst so hartnäckige Mädchenscheu heute völlig abgelegt, und sogar ein paar Mal den Versuch gemacht habe, witzig zu sein; allein er ärgerte sich über die Maßen, als er bald nachher ihn an dieser Schwäche recidiv werden sah. Denn als er beim Abschiede die holde Lisi, die auf ihres Vaters Geheiß die beiden Herren mit dem Lichte bis zur Treppe geleiten sollte, mit ihrem Asphaltkleide zufällig an Haselnußens Quäcker anstreifte, wurde er — (wohlverstanden, nicht der Quäcker, sondern dessen Träger) dadurch dergestalt elektrisirt, und verwirrt, daß er des Brauermeisters dargebotene Hand küssen wollte, sich von ihm auf „Wiedersehen" empfahl, und bei der Stiege der grazieusen Benchterin ein neues Guldenzettel in die Hand drückte.

Unter dem Hausthor umarmte der begeisterte Haselnuß den schmollenden Literaten und sprach mit Emphase: „Wahrhaftig, alle sieben Malzmann'schen Töchter sind schön; aber von den sieben ist Lisi die Schönste. Die muß ich heirathen.

3.

Fluch und Segen der Literatur.

Während des Nachhausegehens wurde Haselnuß nicht müde, die Schenheiten Lisi's zu bewundern, und das Glück zu preisen, welches ihm heute durch seines Freundes Fürsprache bei Malzmann zu Theil geworden war. Aus Dankbarkeit drückte er ihn unzählige Male, nannte ihn Freund, Bruder, Wohlthäter ꝛc, bat um das Wort: Du, und beschwor ihn bei allen Göttern und Dämonen, es der Lisi gelegentlich zu wissen zu machen, daß er sie über alle Begriffe liebe und keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als einst mit ihr als Mann und Weib über die Erde zu pilgern. Literatus Federweiß, der seinen Eleven gut kannte, duldete und versprach Alles, und war zuletzt froh, des leidigen Schwätzers los zu sein.

Am Andern Morgen brachte ein Bote dem eben mit einer Idee zu einem localen Lebensbilde schwangergehenden Literaten Federweiß ein Billet, von Haselnußens Hand unterzeichnet, in welchem dieser sein Bedauern ausdrückte, einer dringenden Geschäftsreise wegen für heute nicht seine Aufwartung machen zu können, mit der beigefügten Bitte, die Bewerbung um Lisis Hand bei Malzmann eifrigst fortzusetzen, früher jedoch dem Alten vorsichtig auf den Zahn zu fühlen, auf wie viel er sich im Vermählungsfalle dieser seiner Tochter herbeilasse; denn — so schloß er, obschon Lisi ein in jeder Beziehung liebenswürdiges Mädchen, ja die Liebenswürdigkeit selbst ist, so sei er doch der Meinung, daß eine brillante Ausstattung, verknüpft mit einem splendiden Heirathsgute, dieser Eigenschaft nicht den geringsten Eintrag thun könne.

„O der heillosen Männerwelt!" seufzte Federweiß nach Durchlesung des Billets, „kann denn die Liebe ohne Eigennutz nicht bestehen, und wird in unserer materiellen Zeit die schönste aller Empfindungen allenthalben als Waare betrachtet und behandelt? — Fast hat es den Anschein! — Welche Liebkosung kommt aber dann auf Rechnung der Liebe, und welche auf die des Geldes? — Ich möchte beinahe annehmen, daß in unsern Tagen wahre, gegenseitige Liebe selbst unter den geringeren Ständen selten mehr zu finden sei.

Nach diesem Raisennement beschloß Literatus Federweiß die Bitte seines Freundes in Bezug der pfiffigen Zahnfühlung bei Malzmann dennoch zu erfüllen. Es fiel ihm, als alten Bekannten des Malzmann'schen Hauses ein, daß die Mutter dieser sieben Töchter, eine gewesene reiche Müllerin, die bald nach der Entbindung mit ihrer letzten Tochter starb, früher einer jeden derselben bei ihrer Herrschaft ein bestimmtes Capital als künftige Mitgift hinterlegt habe, nur das Quantum desselben fiel ihm nicht ein. „Allein — das kannst du ja leicht in der Amtskanzlei der Herrschaft C***, wo das Capital deponirirt ist, erfahren," sprach Literatus Federweiß zu sich selbst, zog seinen Gehrock an, nahm Pfeife und Stock zur Hand, liebäugelte früher noch ein wenig mit der schönen wolkenfreien Sonne und machte sich sofort nach C*** rüstig und munter auf den Weg.

Während der dreistündigen Wanderschaft nach dem herrschaftlichen Dorfe hatte Literatus Federweiß Muße genug, die über alle Beschreibung erhabene Einformigkeit der Natur, die ihn eingaum umgab, zu bewundern, und zugleich die Idee, mit welcher er schwanger ging, zu verarbeiten. Er berechnete schon im Voraus das viele Geld, welches er von seinem literarischen Oberherrn für diese seine Idee empfangen würde, wenn er sie auf dem Papiere verkörpert ihm übergeben hätte, und kam, dieses schwermüthigen Gedankens voll, endlich an den Ort seiner Bestimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Thalermann.

(Fortsetzung.)

„Im schlimmen Fall," dachte der Wirth ganz vernünftig, „und wenn auch der Herr nur den einzigen Thaler gehabt, und sogar etwas davon gestern extra muros ausgegeben hätte, werde ich an meiner Rechnung nur wenige Kreuzer verlieren müssen, und der Himmel weiß, wie viele von selbigen Rest-Kreuzern ich schon in meines Hauses schwarzen Schornstein geschrieben habe! Sollte, im Gegentheil, mein Fremder, wie ich doch ein Bischen für möglich halte, in der That ein solider Kunde sein, so mag ich ihn wohl mit der Versicherung beschwichtigen, daß meines Hauses Gewohnheit ist, allmorgentlich mit der Rechnung vorzufahren."

Ging sodann in die Küche, schärfte dem weiblichen Personale, das gewöhnlich der Versuchung, den Kaffee mit Cicherien und ähnlichem zu mißhandeln, nicht unzugänglich ist, die äußerste Redlichkeit in der Frühstückbedienung des Herren Alexander Grafen von Mannenbach ein; und als nach wenigen Minuten die Glocke von oben ertönte, und der Kaffee verlangt wurde, auch bald darnach in Bereitschaft stand, hinaufgetragen zu werden, rief der Wirth seinem Kellner. Allein: wie vor grauen Zeiten Adam gethan, so that heute der Kellner; er ließ sich rufen und antwortete nicht. Steckte er beim Liebchen, oder ließ er sich gerade die Haare scheiteln und einölen, oder schlief er noch, vom Morgenstraht in Gold gefaßt? davon meldet die Geschichte nichts.

Und weil auf mehrmaliges Rufen Niemand sich stellte, der dem eleganten Kellner nur im mindestens ähnlich sah, so faßte sich der Wirth kurz und sagte: Selbst ist der Mann! schob die Rechnung, bestimmt, gleich einer Sondirnadel, Herz und Nieren des Gastes zu prüfen, in seine Tasche, und stieg heldenmüthig die Treppe hinan.

Die Thüre des räthselhaften Reisenden öffnend, fiel dem Mann der Muth. Ein reizendes Stillleben herrschte in der Stube. Alexander Graf, oder Graf Alexander ruhte so gemüthlich auf dem Kanapee und hatte an den Füßen Pantöffelchen, und rauchte süßlichen Tabak aus einem niedlichen Pfeifchen und spielte kindlich mit einem traulichen Kätzchen, und ein Täubchen saß auf dem Sims vorm offnen Fensterchen und fürchtete sich eben so wenig vor dem schnurrigen Kätzchen, und vor dem freundlichen Männchen mit dem süßduftenden Pfeifchen, als vor dem Falken, der drohend im Schilde sitzt.

Und der Gast nickte hold dem Wirth zu, und sprach befriedigt: „Seit dem Tage, da ich nach einem Sieg im Caucasus achtzehn Stunden hintereinander geschlafen, schlummerte ich nicht so tief und fromm und ruhig, wie in Ihrem Hause, liebster Mann." — „Freut mich ausnehmend;" versicherte der Wirth ohne Falsch, und fragte sich im Geist, der Rechnung gedenkend: „Thu ichs, oder thu ichs nicht?"

Der Herr von Mannenbach machte sich über den Kaffee her und roch und schmatzte und lobte sehr den perlweißen Rahm, den aromatischen Java, die zierlichen mürben Hörnchen. „Man nennt diese in Wien Kipfel," bemerkte der Vielgereiste; „sie sind meine Passion. Kipfel, Wasser, Klugheit u. s. w. sind mein Steckenpferd."

Der letztere Gemeinplatz machte den Wirth mit der Hand nach dem Cente zucken, wie nach einem Dolch. Zur gleichen Zeit jedoch machte der Gast eine Demonstration, langte in die Tasche, zog einen Kronenthaler daraus hervor und sagte freundlich: „Sie wechseln mir wohl bei Gelegenheit diesen Thaler, mein Guter?"

Verblüfft ließ der Wirth die Rechnung, wo sie war, suchte vergebens nach Münze in seinem Beutel. „Es pressirt nicht," redete ihm der Gast lächelnd zu: „Ich bedarf des kleinen Geldes heute Morgen erst, wenn ich ausgehe, zu einigen winzigen Ausgaben. Von meinem gestrigen Taschengeld ist mir nur wenig geblieben. — Sie haben allerlei Verlockungen in Ihrem Städtchen," setzte er, so gewiß perfid schmunzelnd, hinzu.

Der Falkenwirth, indem er unten die Münze holte, warf die Rechnung in den Winkel und schmälte sich derb aus: Dummer Argwohn gegen einen feinen Cavalier! Ein Bischen locker ist der Herr vielleicht; denn ich zum Beispiel wüßte nicht, wie ich hier im Städtchen binnen ein paar Stunden Abendstreicherei einen großen Thaler anbringen sollte . . aber freilich: Jugend hat nicht Tugend, und immerhin noch gut, wenn sie wenigstens Geld hat. — Somit trug er das Geld hinauf, empfahl sich dem sanftgeruhigen Fremden angelegentlich und ging unbekümmert seinen übrigen Geschäften nach.

Der Fremde ging aus, seiner Neugier zu genügen. Das Wetter war herrlich, Sonnenschein auf Wäldern und Auen. Die Finken schlugen, die Drossel sang. Endlich kam auch Alexander wider nach Hause. Mit dem Appetit eines echten Touristen warf er sich auf die Mahlzeit. Die übrigen Gäste schauten verwundert zu; doch ersetzte er ihnen, was er von ihrem billigen Antheil usurpirte, durch seiner Unterhaltungsgabe Fülle, und die Heiterkeit herrschte an der Tafel unumschränkt.

Digitized by Google

Nach dem Essen verwandelt sich das Gasthaus in eine Kaffeewirthschaft, von Bürgern und Angestellten fleißig besucht. Die Würfel klappern, die Karten rauschen; auch das Billard lockt seine Liebhaber. „Machen wir eine Partie?" fragt ein lustiger junger Mann den Herrn von Mannenbach. — „Von Herzen gern. Wie hoch spielen Sie hier zu Lande?" — „Ei, 's ist kaum der Rede werth: um den Kaffee oder nur um das Billardgeld." — „Das ist wenig;" lacht der Fremde: „ich spiele, seit ich in Wien und Pesth gewesen, die Partie eigentlich nur um zwei Gulden Münze; aber ländlich sittlich. Der Fremde muß sich nach den Gebräuchen des Landes richten. Zu Ihrem Befehl also, mein Herr. Kellner, Sie wechseln mir wohl indessen diesen Thaler, mein Guter?"

Gefällig und gehorsam thut der Kellner, was verlangt wird." „Ei, ei," flüsterte er dem Wirth zu, „wir haben uns in Dem geirrt!" — „Merken Sie sich für die Folge," antwortet ihm der rechtschaffene Principal, „daß nicht die Kleider den Mann machen, und daß eines Gastwirths Pflicht ist, Jedermann human und vorurtheilsfrei zu empfangen."

Graf Alexander spielte einige Partieen. Seine Gewandtheit im Spiel, sein Dessin, seine großstädtische Ruhe erregen allgemeine Theilnahme. Sein Gegner verliert immerdar, aber verliert mit Vergnügen. „Sie sind mein Meister;" sagt er, das Spiel beschließend und streckt das Queue vor dem Sieger. „Ein Teufelskerl!" brummt wohlgefällig ein derber Förster. — „Ein coulanter Mensch!" ruft begeistert ein Reisender in Baumwolle.

Alexander entzieht sich den Huldigungen, um den Abend im Freien zu genießen. Müde, aber höchst zufrieden, kommt er ziemlich spät nach Hause, findet abermals den Falkenwirth allein." — „Mich freut es," sagte er, tapfer essend und trinkend, „mich freuts gewissermaßen, daß ein hiesiges Publicum am Abend das Bier aufsucht, und mich hier ungestört mit meinem lieben Wirth zum Falken verkehren läßt. Einen trefflichern Gastwirth — ich sags auf Ehre — hab' ich unter allen Graden der Erdkugel nicht kennen gelernt. Sie sind ein artiger, ein kluger Mann, und Sie wissen schon, daß Klugheit u. s. w meine Passion ist. Aber — was Sie nicht wissen und was mir schon zur Passion geworden — rathen Sie's?"

Der Wirth schüttelte den Kopf. Aeußerst gnädig sprach nach kurzer Pause der freundliche Alexander: „Ich hab's bei mir beschlossen: ich will mich hier ankaufen. Dummköpfe, die, wenn sie von hiesigem Lande reden, auch zugleich ein Wort von Kleinsibirien und Deutschkamtschatka anzubringen nicht versäumen! Naseweise sonder Gleichen, die nicht wissen, was sie reden, und wie gesund ihrem eignen dürren Schädel der frische Wind wäre, der über diese Hügel und Wälder weht! Ihre schlechten Witze können jedoch nicht einen Mann irre machen, einen Mann, wie ich einer bin, der einen ganzen Winter im Himalajagebirge zugebracht hat, um das wilde Eisthier zu jagen und asiatische Gletscherluft und Lust zu genießen; einen Mann, der nur zwei Klafterlängen von der allerhöchsten Bergspitze aller Welten entfernt war! Schade, daß man nicht ganz und gar empor zu dringen vermag! Schnee und Nebel leidens nicht. — Doch das bei Seite. Wissen Sie mir nicht hier ein Haus von nobler Art? Nicht gar zu theuer müßte es sein, doch würde ich gern ein zwanzigtausend Gulden daran wenden."

„Wenn's Ihr Ernst ist, Herr Graf," antwortete der Falkenwirth, „so dürfte wohl um ein Billigeres etwas ganz Artiges hier aufgefunden werden."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig, den 21. October 1841.

Unter die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Michaelismesse, gehörten unstreitig auch die Darstellungen des Herrn B. Bosco, welche er diesmal in einem neuen dazu besonders geschmackvoll eingerichteten Theater vor dem Petersthore bei stets vollem Hause gab. Imposant und originell schon im Auftreten, so wie in Ausführung der leichtesten wie der schwersten Stücke, entging ihm bei keiner Vorstellung der gebührende Beifall des kunstsinnigen Publikums. Insonderheit ist die delicate Behandlung seines Apparates und der damit ausgeführten Stücke, ganz besonders hervorzuheben. Indem wir ihm auch in der Ferne ein freundliches Lebewohl zurufen, können wir nicht umhin, hier einige Gedanken mitzutheilen, welche sich unserer bei seiner letzten Darstellung aufdrangen, wo man ihm nicht nur gleich zu Anfange einen mit Loeberrn umwundenen, neuen goldenen Zauberstab überreichte, sondern ihm auch nach der ersten Abtheilung seine Bühne mit Blumen bestreuete, ja selbst damit seinen Wagen und Wohnung auszierte.

Ein Bosco nur ist's, der im Fluge
Die Bälle durch die Lüfte treibt.
Und der mit mancher Dame Tuche
Sich ein Vergißmeinnicht hier schreibt.
Er läßt's verschwinden, läßt's erscheinen
Just wie es seine Laune will,
Er kann es trennen, kann's vereinen
Und überreiche es wieder still.

Den Tauben wechselt er die Köpfe
Und läßt sie dann spazieren geh'n.
Das Geld springt selbst in Glas und Töpfe
Und muß hernach ihm Rede steh'n.

Digitized by Google

Die Karten machen Komplimente
Im Zauberspiegel lebt Galant.
Er einigt schnell, was er erst trennte
Und lebend springt's aus seiner Hand.

So läßt er Uhren reparieren
Und weiß sie erst zum Fenster 'naus,
Läßt sie in Kugeln dann spazieren
Und legt sie ohne Schaden aus.
Die Ringe schießt er aus Pistolen
Mit scharfen Nageln an die Wand
Und zaubert dann ganz unverholen
Den Damen Sträußchen in die Hand.

Bei liebenswürdigem Betragen
Bleibt er stets fein und stets galant.
Was auch des Neides Stimmen sagen,
Sein Zauber ist ihm festgebannt,
Groß wie die Welt, ist seinem Herzen,
Neid, Streit und Hohnlust ewig fern,
Und unter Tändeln, unter Scherzen
Enthüllt er uns des Zaubers Kern.

C. Zehme.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Für die Herren ist eine Neuigkeit, daß man die Ueberziehröcke mit schmalem Sammetaufschlag statt der Vorstoßschnur umrändert. Man wird diese Röcke viel in lichten Farben tragen. Auch werden neben den Ueberziehröcken die Mäntel häufig gesehen werden, doch ist dis jetzt nur eine Art kurzer Ballmantel mit reichem Futter als neu erschienen zu nennen. Die Polkawesten, diese Art große Schafpelzwesten zum Ueberziehen, die man diesen Sommer auf dem Lande von Ranking trug, findet noch immer viel Beifall, um auf der Jagd und im Zimmer zu dienen. Man verfertigt sie jetzt von Sammet oder englischem wollenen Stoffen. Die melirten Zeuge oder Tuche macht man nicht neu. Alles gestreifte und gestirnte wird auch in die Augen fallen. Die Form der Herrenaufschläge wechselt jedes Jahr, vor 2 Jahren trug man sie arabisch, vorm Jahre griechisch und dieses Winter müssen sie russisch sein. Man scheint das Enge der Form an Röcken nachgeahmt zu haben, wie man sie an russischen Kutschern sieht. Die russischen Schlafröcke haben nämlich einen geraden Kragen, eine sehr gewölbte Brust mit scharf einschneidender Taille, einen langen nicht weiten Rock und Kosakenärmel. Man knöpft ihn vorn herunter mit Schlingen von Kunstschnure zu, die meist roth oder von sehr abstechender Farbe sind.

Damen-Mode. Wir haben uns bemühet, die genauesten Erkundigungen über die nächsten Wintermoden einzuziehen, und legen unsern Lesern unsere Notizen vor, welche das Sicherste enthalten, was sich bis jetzt geben läßt. Winterkleidung: Ueberzieher, Ueberwürfe, Mäntel u. dergl. Es ist ein neuer Ueberzieherock zum Vorschein gekommen, der nach seinem ziemlichen Schnitt großes Glück machen wird. Er heißt Renowa, deutet kaum die Taille an und hat eine kleine Pelerine mit einem gewöhnlichen Kragen darüber, reicht bis an die Knie und sieht vorn wie eine Mantille aus. Man trägt ihn von brocantine, von Sammet, von Atlas in dunkler Farbe, wie in dunkelbraun, russischgrün, eisengrau ꝛc., und läßt ihn mit Florentz in abstechender Farbe sutiren. Garnirt ist er mit kleinen Frausen in gleicher Farbe und auf den Revers vorn wird eine leichte Posamentierarbeit aufgewandt. Diese Renowa, deren anmuthig gerundete Pelerine die Taille verdeckt, ohne sie jedoch gänzlich zu verhüllen, läßt sich mit den Pelzetots und den andern knappen Kleidungsstücken nicht vergleichen, die man im variosen Winter schon in Gunst zu bringen suchte, die aber der gute Geschmack entschieden ausgeschlossen zu haben scheint. Wie es scheint, wird man viele solche Renowas von Sammet, mit Schwanenbesatz oder Spitzenaufputz tragen. Auch Sammetmantillen wird man tragen, die hinten sehr tief herumgehen und mit Schnuren, Bändern oder Spitzen ausgeputzt sind. Die Langhwals von schottischem Sammet werden vorzugsweise von jungen Damen getragen werden, wenn die Kälte nicht gar zu empfindlich ist. Man hat sie mit Atlas oder Florentz gefuttert und unten mit einer breiten Sammetfranse besetzt. Die sogenannten Limousinen oder Ceispinen, von schönem carrirtem Flanell, die mit einfarbigem Flanell gefuttert sind und rundherum eine einfache seidene Borte haben, werden hauptsächlich von jungen Mädchen oder zum Morgenspatziergehen getragen. Andere sind von gestreiftem Flanell und mit Sammet in der Farbe der Streifen ausgeputzt. Man wird viele seidene Stoffe mit breiten Streifen tragen; auch die carrirten Zeuge scheinen ihre ehemalige Gunst wieder einzunehmen. Zu Morgenkleidern wählt man den Amazonen-Atlas, den einfarbigen und gedruckten schottischen Cattemir, den sogenannten Mogador-Atlas und den Merino-Cattemir. Volants wird man diesen Winter nicht tragen; die Pastellier wird man mit ausgezacktem Sammet neun herauf, oder auch mit Sammetstreifen rundherum besetzen. Die Leibchen werden glatt und vorn offen sein oder Sammetrevers haben. Die Oberröcke von Wollenstoff werden ganz glatt sein oder mit einem kleinen Umschlagkragen von gleichem Stoffe, den man mit einem Spitzchen garnirt. Das tricht schneppenförmig offene Leibchen wird zugeknöpft und mit Posamentierarbeit besetzt werden. Die Hüte werden ausgeschweifter und niedriger sein als den Sommer: zum Hutputz wird man sie sammtnich von Sammet tragen, mit Spitzen und Blumen oder Sammet ausgeputzt. Die Zughüte von Atlas in hellen Farben werden dabei immer modisch sein. Auch wird man weiterhin Halbschleier von Spitzen, vielleicht auch große Schleier tragen. Die Blonden werden beliebter als je sein zu Häubchen mit Barben, die man häufig zu Seitern diesen Winter tragen wird. Die blonden Gannetzous ohne Kragen, mit Blonden oder Spitzen garnirt, die Fichus, die vorn gefaltet sind, oder eine Art Krause à la Heinrich IV. haben, die Schwarzier-Chemisetten mit Aermeln werden auch diesen Winter zu einer ausgezeichneten Toilette gehören. Die Manschetten werden auf die Hand fallen. Man wird einige Cameil-Pelerinen von Pelz sehen, besonders empfohlen werden aber die sogenannten russischen Fichus, die etwas über die Taille heruntergehen und vorn lange Blätter haben. Man wird sie hauptsächlich von Marder oder von Hermelin tragen. Im Ganzen wird der Hermelin diesen Winter weniger beliebt sein, als bisher. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß die Muffe von gleichem Pelzwerk unumgänglich nöthig sein werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Federn. Mantel Renowa, hinten mit Pelerine und vorn als Mantille, mit Fransen besetzt. 2. Mantel wie Nr. 1. 3. Rock mit zwei Reihen Knöpfen und weiten getollten Schößen. Quarrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Gour. pr. Quart)

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition

Peterstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Schmutzhammel auf Freiersfüßen.

(Fortsetzung.)

Es war in der Mittagsstunde, als Federweiß die Arena, ich meine den Staubplatz des Dorfes, betrat, dessen feierliche Stille blos durch das Geplärre eines Kalbes unterbrochen wurde, welches ein blutgieriger Schlächter den Armen seiner Mutter entrissen hatte, um es auf der Schlachtbank hinzuopfern. Dieser zeigte Federweiß auf dessen Befragen die Amtskanzlei, welche er unverzüglich betrat.

Auch hier herrschte eine feierliche Stille, denn außer dem offenherzigen Amtsschreiber, der Kirschen aß, befand sich Niemand in dieser Halle der Ortsgerechtigkeit. Verwalter Bleichmann war kurz zuvor nach seiner Wohnung gegangen, und war nach des Amtsschreibers Aussage erst um 4 Uhr Nachmittags wieder sichtbar. So lange konnte und wollte Federweiß nicht warten, weshalb er das Wagestück beschloß, Sr. Gnaden den Herrn Verwalter in seinem eigenen Versteck aufzusuchen. Der Amtsschreiber widerrieth es ihm, indem die Ortsgerechtigkeit fuchsteufelswild die Kanzlei verlassen, weil der im hohen Auftrage nach der Stadt um Fasanen ausgesandte Bote ohne dieses Federvieh zurückgekehrt sei.

Nun sah der Amtsschreiber auf seine Uhr und sagte gähnend: „Erst halb zwölf Uhr!“ worauf er aufstand, sich ein wenig streckte und dem guten Biteraten Federweiß lächelnd einen „guten Abend“ gab, der sich sodann entfernte.

Die Wohnung des Verwalters war von der Kanzlei ziemlich entfernt, und sehr naiv neben der Küche placirt. „Der g'strenge Herr Verwalter ist g'rade in's Zimmer gegangen,“ sagte die Köchin auf Federweißens Befragen; „klopf us nur an, er wird Ihnen schon aufmachen.“ Federweiß befolgte die gegebene Instruction genau, und es geschah, wie es die Köchin gesagt hatte. Verwalter Bleichmann, der seinem Namen keine Schande machte, eigentlich aber Bleichmännchen genannt werden sollte, fragte Federweiß ziemlich barsch und mit bedenklicher Amtsmiene um die Ursache seiner Gegenwart, und als dieser die sattsam erwähnte Malzmann'sche Auskunft verlangte, färbte sich das bleiche Männchen hochroth, bis auf den Frack, Hose und Stiefel, die schwarz verblieben, und verlieh auch seiner Stimme einen eigenen hohlen Klang, den man jedoch vergebens bei der Tonleiter suchen würde. „Ist hier der

Digitized by Google

Ort oder jetzt die Zeit, eine Auskunft zu verlangen!" tönte es, „man packe sich auf der Stelle fort, bei Gefahr, von dem Amtsdiener abgeführt zu werden!" Bei dieser Drohung lächelte Federweiß, denn er glaubte selbe für den Augenblick unausführbar. Er hatte kurz zuvor die executive Ortsgewalt — den Wächter, mit einer Depesche unter dem Arme dem Gasthofe zuwackeln gesehen, und einen Second-Wachmeister für diesen unscheinbaren Ort anzunehmen, schien ihm ein offenbarer Unsinn. Bleichmännchen gerieth bei diesem Lächeln, das er für respectwidrig halten mochte, in noch größeren Ingrimm; er hüpfte förmlich in die Höhe und vertrat nun selbst die executive Gewalt, indem er den guten Federweiß am Arme nahm, und mit dem Nebenworte: Da! da! da! zur Stiege hinführte und gewissermaßen hinunter stieß. Federweiß ging ganz geduldig hinunter, und sah sich daselbst kopfschüttelnd um, und da er den kleinen Herrn noch immer oben stehen sah, konnte er sich einer kleinen Schelmerei nicht erwehren; er wünschte ihm nämlich einen guten Hasenbraten-Appetit, und bedankte sich recht artig für die eben erhaltene Auskunft.

Hierauf schritt Federweiß wieder in's Amtshaus zurück, und stattete dem Amtsschreiber über das Vorgefallene einen getreuen Rapport ab. „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt," erwiderte dieser, „daß mein Patron heute fuchsteufelswild ist!" Federweiß bedauerte nur, daß er die Größe der Malzmann'schen Töchteranzahl nicht, weilen er den unsinnigen Weg bis hierher gemacht, nun nimmer erfahren würde, worauf ihm aber der Amtsschreiber bedeutete, daß er sie hierorts auch nicht erfahren könne, indem das Malzmann'sche Vermögen in der Stadt bei einer Commende depositirt liege, wohin die Mühle des Herrn von Malzmann als dienstbar gehöre. —

Mit dieser unverhofften Auskunft wohl zufrieden, empfahl sich Literatus Federweiß von dem genialen Amtsschreiber, und wanderte wieder der Stadt zu. Dort angelangt, fand er bei der benannten Stelle augenblicklich was er suchte, und erfuhr zu seinem nicht geringen Befremden, daß für jede der Malzmann'schen Töchter bloß 1000 fl. C. M. hinterlegt seien, eine Summe, über deren große Kleinheit sich Federweiß nicht genug verwundern konnte, sintemalen er die selige Malzmann wenigstens für eine halbe Millionärin gehalten hatte.

Sobald nun Haselnuß bei Federweiß seine erste Visite wieder abstattete, referirte ihm dieser das Ergebniß seiner gemachten Wanderkunschaft getreulich, worauf sich zwischen beiden folgendes interessante Zweigespräch entwickelte.

Haselnuß. Was Sie sagen, Herr von Federweiß, nicht mehr als lumpige 1000 fl. besitzt eine jede solche Tochter?

Federweiß. Um keinen Pfennig mehr.

Haselnuß. Und da meint er — der Malzmann, daß er sie einst an den Mann bringen könne?

Federweiß. Vermuthlich.

Haselnuß. 1000 fl. Ausßteuer für eines Bräumeisters Tochter — eines Bräumeisters, von dem man glauben sollte, er müsse bis über den Kopf im Gelde stecken! Ich dank' gehorsamst für die Partie!

Federweiß. Hoffentlich wird der Alte im Verheirathungsfalle noch ein Sümmchen dazu legen.

Haselnuß. Vielleicht 1000 fl. daß es puff! Nein, nein, mein liebster Federweiß, aus dieser Heirath wird nichts. — 1000 Gulden und Bräumeister — das ist rein zum Schlagtreffen!

Federweiß. Aber Lisi's Liebenswürdigkeit. —

Haselnuß. Liebenswürdigkeit? — Nun ja! — Aber haben Sie nicht bemerkt, wenn sie lächelte, daß ihr rechter Augenzahn ein wenig angebrochen ist? Ein angebrochener Augenzahn, hab ich mir sagen lassen, kann für das Auge selbst gefährlich werden. Selbst ein Erblindungsfall wäre möglich oder wenigstens denkbar. Und gesetzt auch, es träte dieser Fall bei Lisi nicht ein und ich heirathete sie wirklich, wie es aber bei mir der Fall jetzt nie mehr sein wird — so — so kann ich den Fall annehmen, daß einst der Malzmann in Folge eines schlechten Geschäftsganges, einer unglücklichen Speculation, einer, wie soll ich denn eigentlich sagen: z. B. einer Mißernte u. s. w. Bankrott machen, oder wie man sagt unwerden konnte, und dann hät' ich, — der Himmel bewahr jeden davon! außer der Lisi noch alle ihre sechs übrigen Schwestern am Halse! Ach, gehorsamer Diener!

Sie sind ein eigener Zukunftsberechner, ich hätte Ihnen solche Einsicht nicht zugetraut! Also mit der Lisi wird's nichts!

Haselnuß. Gott bewahre!

Federweiß. Sind Sie nur auf mich nicht ungehalten, daß Lisi nicht mehr als 1000 fl. hat. Wenn Sie durchaus die Liebe nach dem Gelde taxiren, so will ich Sie zu einem Mädchen führen, von dem ich mit Sicherheit weiß, daß es 10,000 fl. baares Geld besitzt, und —

Haselnuß. 10,000 fl.! O Herzensfreund, ich werde Ihnen den Gang reichlich vergelten. 10,000 fl. das ist ein anderes Nummero.

Federweiß. Nun gut. Kommen Sie übermor-

Digitized by Google

gen zu mir, ich will die Sache mittlerweile beim Herrn von Wunderlich, dem Vater dieſes Mädchens, einleiten. Und bis dahin wieder: Adieu!

4.

Gute Lehren und Sottiſen.

Am beſtimmten Tage introducirte Federweiß ſeinen geld- und heirathsluſtigen Freund wirklich im Hauſe, oder beſſer geſagt, im Speiſezimmer des Herrn von Wunderlich, eines reichen Bäckermeiſters und zugleich Inhabers verſchiedener Bahnactien, von dem die Sage ging, daß er die Zwanziger in Fäſſern liegen habe, und gar nicht wiſſe, wie viel Geld er eigentlich beſitze. Seine einzige Tochter Hanni genannt, ſollte einſt des Vaters unendlichen Reichthum ganz allein erben; im Falle ihrer Vermählung aber gleich 10,000 fl. C. M. baar zu Handen erhalten.

Es iſt daher ſehr begreiflich, daß die Augen vieler junger und nicht junger Männer auf beſagte Hanni und ihren Mamon gerichtet waren, ehe noch Federweiß ſeinen Freund Haſelnuß bei ihr präſentirte; allein Hanni, im ſtolzen Bewußtſein ihres Reichthums, nahm von allen Bewerbern wenig Notiz, und ihr, der Liebe ſcheinbar unzugängliches Herz, verbunden mit einer ſtarken Doſis von Abſprecherei, ſchreckte die Heirathscandidaten ſchnell in die engen Schranken der Beſcheidenheit zurück.

Um ſo auffallender mußte es daher dem Literaten Federweiß erſcheinen, daß ſein kleiner Freund von Hanni, die gerade allein im Zimmer war, mit allen Zeichen der Zuvorkommenheit empfangen wurde, ſobald ſie Stand und Namen des Aufgeführten erfahren hatte. Sie rückte geſchäftig gleich ein Paar Stühle zurecht, erſuchte die Herren ſich niederzuſetzen, bedauerte, daß ihr Herr Vater einer Geſchäftsangelegenheit wegen gerade abweſend ſei, fragte, womit ſie dienen könne, und ſetzte ſich zuletzt dicht an Haſelnußens Seite nieder, um mit ihm zu plaudern und an einem Strumpfe zu ſtricken.

Dieſe Situation war für den ſchüchternen Heirathscandidaten ſehr verlegenheiterregend. Seine Hand wühlte in beiden Rocktaſchen nach der Tabaksdoſe, dieſer ſeiner Univerſal-Verlegenheitsableiterin. Er konnte ſie nicht finden und ſchnupfte alſo in der Angſt ohne Tabak; darauf griff er nach dem vergoldeten Quäckknopfe und drehte ihn einige Mal herum. Zuletzt trat ihm förmlich der Angſtſchweiß auf die Stirne.

Literatus Federweiß wollte vor Unmuth faſt vergehen, weil ſein Clevе ſich wiederholt ſo lächerlich betrug. Er trat ihm heimlich, aber ſtark genug auf den Fuß, und mußte es erleben, daß ihm Haſelnuß noch 1000 Mal um Verzeihung bat, ihn ſo incommodirt zu haben, worauf Federweiß und Hanni, die es gemerkt hatte, herzlich zu lachen anfingen.

Hanni war aber auch ein Mädchen, welches ſelbſt einen ſprachgewanderten Freier, als Haſelnuß, hätte in Verlegenheit ſetzen können. Ihr Haar glänzte wie ſchwarze Seide, und in ihrem Gange bemerkte man etwas Stolzes und Imponirendes. Rechnete man dazu noch den durchdringenden Blick, der aus ihren dunklen Augen hervorleuchtete, ihre fein gebogene Römernaſe, ihre hohe und ſchlanke Geſtalt und ihren gleichſam nordeutſchen Dialect, — ſo mußte man auch ohne Rückſicht auf ihren unendlichen Reichthum vor ihr gewiſſermaßen Reſpect fühlen, wenn nicht dabei der Gedanke aufkam, daß doch auf der Erde Alles eitel ſei, und auch dieſe Schönheit verblühen und verwelken werde, wie es Millionen ihres Gleichen vor ihr ſchon geſchehen iſt, und noch ihr noch geſchehen wird.

Dieſer Haſelnuß'ſchen Verlegenheit machte des Vaters plötzliches Eintreten glücklich ein Ende. Er grüßte die Anweſenden leichthin und ſagte halbvertrüblich zu ſeiner Tochter: „Geh' doch hinaus, Hanni und gib dem Manne, der bei dem Thore ſteht, einen Zwanziger!“ Sogleich aber wurde er nach ſeiner Tochter Abgang wieder freundlich, reichte dem Literaten Federweiß die Hand, und fragte ihn, wie ſein locales Lebensbild, das er ihm jüngſt vertas, aufgenommen wurde?

„Was ich weiter fragen will,“ fuhr er, ohne des Literaten Antwort abzuwarten, fort, „iſt dieſes nicht der Herr, von dem Sie mir geſtern ſagten, daß er eine Abſicht auf meine Tochter habe?“ Ich antwortete durch eine bejahende Kopfbewegung. „Ja nun,“ fuhr er fort, „ich hätte dagegen nichts einzuwenden, denn ich laſſe meiner Tochter in dieſer Beziehung freie Wahl; doch muß ich Ihnen als offener Mann erklären, daß meine Tochter dieſen Herrn — der mir ſonſt ſehr ſchätzenswerth iſt, bereits kennt, und zwar von der Frau von F***, bei welcher er oft converſirt, und die bei ihm gleichſam die Rathgeberſtelle vertritt. Von dieſer Frau nun hat ſie erfahren, — denn wad reden nicht Alles die alten Weiber in ihrer Unvernunft — daß Ihr Freund hier — er ging damals gerade von ihr hinweg, als meine Tochter ſie beſuchte, wohl gern heirathen möchte, aber von ſeiner Zukünftigen gar große Geldanſprüche mache, die ſeinen jetzigen Verhältniſſen gar nicht gleich kommen, und daß er auch dabei — nichts für ungut — unbeſtändig ſei. Meine Tochter hat mir das Alles noch geſtern

Digitized by Google

gesagt. Wie Sie mir die bewußte Annonce machten, und ich ihr den Namen Haselnuß, — so heißt ja der Herr da — nicht wahr? — nannte, so werden Sie bemerkt haben, daß sie gewissermaßen lachte, und sich auf die Ankunft dieses Herrn freute, nun — wie halt schon die schlimmen Mädchen alle sind — um sich mit ihm zu unterhalten, weil er, wie sie sich äußerte, überaus verlegener Natur zu sein pflegt. — Aber heirathen — heirathen — mit dem Heirathen, — aus dem Heirathen — nun, nur nicht ungehalten — aus dem Heirathen wird halt bei so bewandten Umständen nichts; obschon es wunderlich scheinen mag, und ich Wunderlich heiße. In jeder andern Beziehung aber stehe ich den Herren stets zu Diensten.

(Beschluß folgt.)

Der Thalermann.

(Fortsetzung.)

„Sie entzücken mich" fuhr Alexander fort. Ein Besitzthum hier ist meine Leidenschaft. Ich möchte gern alljährlich einige Wochen hier zubringen. Ich würde meine Klimaleiter hier um eine zweckmäßige Sprosse reicher machen. Sie sollen hören, was ich mit dieser Leiter meine. Ein leidenschaftlicher Liebhaber von zarten Gemüsen und feinen Früchten, genieße ich dieselben gar gerne so oft und lange im Jahre, als es immer thunlich ist. Darum hab' ich in diversen Ländern Güter und Häuser in Stadt und Campagna acquirirt, und mache darinnen meine Jahresstationen durch. Natürlicher Weise kommt z. B. in Neapel die zarte Verdura früher vor als in Brescia, als in Brixen, als am Bodensee, als hier, als zu Regensburg, als im Fichtelgebirge, als in der Mark, als in Petersburg. Darum klimme ich meine Leiter langsam hinan. Wenn noch hier Winter ist, speise ich in Sorrento grüne Erbsen, die ich später in der Lombardie ditto ganz frisch genieße, die mir dann am Genfersee wiederum begegnen, die ich im August hier finde und so weiter bis an Lapplands Gränzen. Mit den Früchten ist's dasselbe. Ich fange mit der Orange im Süden an, mache alle Obstsaisons in allen Ländern durch, finde hier etwa im September die erste Erdbeere, in Norddeutschland die Meranertraube und so weiter, bis ich in Moskau wiederum zur portugiesischen oder messinesischen Apfelsine gelange. Rechnen Sie dazu die Fülle von Genüssen an Fischen, Austern und anderm Luxusgethier, das stufenweise so zu sagen mir entgegen schwimmt ganz frisch, ganz jung und fein, und Sie werden zugeben, daß..."

Der Falkenwirth beeilte sich, da der Gast etwas inne hielt, zu betheuern, daß die Erdbeere des Vaterlandes wohl schon früher als im September auf seiner Tafel zu finden sei.

Lustig schmeichelnd, wie man einem Kinde thut, das sich ohne Ursache ängstigt oder erzürnt, entgegnete der Gemüse- und Orangenfreund: „Ei nun, das soll uns nicht entzweien und nicht stören. Ich statuire Ihnen meinetwegen die Erdbeere schon im Juli. Ein Grund mehr für mich, meine Präsenz in hier ein paar Wochen früher anzutreten. — Im Ernst aber, Falkenwirth, Ihr müßt wahrhaftig meinen Mäckler machen. Nicht wahr? gebt mir die Hand darauf, und trinken wir noch eine gute Flasche mit einander. Auf meine Kosten natürlich. Ich habe Euch liebgewonnen, darum verzeiht Ihr mir wohl eben das Ihr; he? In der biederherzigen Schweiz sagt man auch nicht anders zu guten Freunden, und gute Freunde, Klugheit, Wasser und so weiter . . . . . Ihr kennt mich ja schon durch und durch, und meine Gedanken."

„Welchen Wein befehlen Sie, Herr Graf?" fragte der Wirth, der, selbst treuherzig und gut, an Güte und Treuherzigkeit glaubte. — „Ich sollte denken, eine Flasche guten Klingelbergers würd' es thun;" meinte der Gast.

Eine Minute später stand der köstliche Trank aufgepflanzt. „A propos," scherzte der Herr v. Mannenbach: „lassen Sie mich doch morgen meine Rechnung bezahlen. Ich verschwende ja wahrhaftig in Ihrem Hause, wie ein Thor. Was halten Sie davon, lieber Mann?"

„Daß es mit der Rechnung seine guten Wege hat," äußerte der Falkenwirth erröthend; „daß die Kleinigkeit nicht der Rede werth, und daß ich um Erlaubniß bitte des Herrn Grafen Gesundheit trinken zu dürfen."

Beschieden und freundselig dankte der Gast, und setzte, wie hingeworfen, hinzu: Ich werde dennoch längstens übermorgen reisen müssen, um in Schaffhausen meine Koffer einzuholen. Ich setze wahrlich wie ein Vagabund aus. Wäre ich im Besitz meiner Uniform und der Zubehör, ich würde suchen bei Hof mich einzuführen. Doch behalt' ich mir's für die Zukunft vor. Stoßen Sie an, lieber Mann. Auf mein neues Haus, wo möglich, in Ihrer Nachbarschaft!" — Sie tranken selig.

Digitized by Google

Mitten in die Seligkeit tappte der Hausknecht, ein paar Stiefel in der Hand. „Des Schusters Junge brachte sie," meldete der Mensch: „sie gehören dem fremden Herrn da, und sind trefflich besohlt, nach des Herrn Befehl."

„Charmant!" äußerte Alexander: „sehr schnell und gut gefertigt. Sie kosten?

„Einen Gulden, lieber Herr."

Flugs war wieder des Fremden Hand in der Tasche und lächelnd fragte er: „Wollen mir Sie wohl noch eine mal diesen Thaler wechseln, Falkenwirth?"

„Bak, bak," antwortete der Wirth: „der Kellner soll das Geld nur auslegen. Ich setze es Ihnen dann schon übermorgen auf die Rechnung."

„Es lebe der Credit! rief Alexander wohlgemuth spottend, indem er seinen Thaler wieder einschob. „Sie sind ein galanter Mann. Ich bin nicht umsonst in Ihrem Hause so heiter geworden, obschon ich müde und verdrießlich es betrat. Aber eine formidable Rechnung wird's doch absetzen, fürchte ich, mein Gutr. Nicht wahr? ha ha ha! Stoßen Sie an!" Der Hausknecht ging. Wirth und Gast blieben und tranken immer seliger. —

Jetzt ist's an der Zeit, zu sagen, daß der Falkenwirth außer seinem Hotel noch ein Haus und ein Bäschen hatte, das erstere dreißig, das letztere achtzehn Jahre alt; beide schön und nett und zierlich. Mit dem Herrn von Mannenbach hatte der Falkenwirth drei Flaschen Extra-Klingenberger getrunken. Aus der letzten hatte er den Tropfen, der zu viel ist, geschürft, und somit träumte er wiederum, was zwar vielerlei, und zwar manches von seinem Haus und von seinem Bäschen, das ihm, dem soliden verheiratheten Mann, noch niemals im Traum erschienen war. Dennoch war sogar der Traum aus der dritten Flasche ein höchst anständiger, denn er handelte nur von einer brillanten Hochzeit, die der Graf Alexander mit eben selbigem Bäschen hielt, und die in eben jenem dreißigjährigen Hause ausgerichtet wurde, das der Graf gekauft und generös bezahlt hatte. Alexander war Hofavalier geworden, das Bäschen als seine Gemahlin hatte Eintritt im hohen Zirkel, Glück und Ehre schwenkten ihre Paniere über den Häuptern des reizenden Paars. Ach, das war so angenehm! Der Falkenwirth ärgerte sich, als ihn des Hofhunds Gebell aus diesem schönsten aller Phantasieluftspiele aufweckte. Und während er sich ankleidete und als manierlicher Mann für den Tag aufstutzte, verließ ihn nicht der Gedanke: „Warum sollte denn der Traum nicht zur Wirklichkeit werden? Röschen ist schön und appetitlich, das Haus ist wie ein Puppenschränkchen aufgeschniegelt, der vielgereiste Graf von Mannenbach scheint ein bereitwilliges Herz und eine große Selbstständigkeit zu besitzen. Es haben wohl schon vornehme Sonderlinge und Nichtsonderlinge ein bürgerliches Bäschen geheirathet. Warum denn also nicht?"

Mit diesem Gedanken trat der Falkenwirth in die gemeine Gaststube, um nach dem Rechten zu schauen, und winkte freundlich, wenn gleich zerstreut, einem frühen Kunden zu, der wohlgemuth hinter seinem Schnapsgläschen saß. „Ei, ei, Meister Stübich, so früh, so früh? Ein seltner Gast. Schon seit einer kleinen Ewigkeit nicht da gewesen?"

Der Andere versetzte; „Drum will ich heut mit dem Eilwagen nach Stockach und weiter an den See. Die Früchte sind so rar und theuer. Kaum, daß ich genug ausbacken kann. Vielleicht sind ich zu Ueberlingen auf dem Markt, was ich brauche. Drum bin ich aber auch krank gewesen an einem geschwollenen Fuße und konnte nicht ausgehen bis date."

„So so? Thut mir leid. Labt's Euch schmecken, Meister. Ihr habt noch eine Viertelstunde Zeit und man hört den Postknecht deutlich blasen, wenn's drüben fortgehen soll. —

„Freilich, freilich. Noch ein Gläschen. Die Luft ist kühl und ich bin zum erstenmal seit sieben Wochen ausgegangen."

„Gratulire. Viel Glück zum Ausgang und zur Reise. Gott führe Euch ehrliche Leute und keine Spitzbuben über den Weg."

„Je nun, wie's kommt, wie's kommt. 's ist freilich nicht mehr wie vor alten Zeiten, da noch Rechtschaffenheit im Lande war. Damals wußte man noch nichts von den verdächtigen Gesichtern, die Einem jetzo überall begegnen."

„Aber man kann sich auch irren, lieber Meister. Es ist nicht ein Jeder ein Lump, der darnach aussieht."

„Das gebe ich zu. So will ich Euch sagen, Falkenwirth . . ."

„Ich habe auch ein Exempel bei der Hand und im Hause. Kommt da vorgestern ein Fremder an . . ."

„Vergeßt nicht Eure Biere, Falkenwirth. Eben auch vorgestern Abends war es, daß ein Mensch an meinen Laden klopfte . . ."

„Ein Handwerksbursch ohne Zweifel oder ein ausgedienter Militair. Das müssen sich die Bäcker am Ende der Vorstadt schon gefallen lassen. Aber stellt Euch vor, mein Fremder ist ein flotter, vornehmer Mann . . ."

„Meinetwegen, hört indessen nur den meinem Klo-

Digitized by Google

pier weiter. Schundig sah er aus, und ich will schon mein Fenster zuwerfen mit einem unfeinen: „'s Bettlen ist verboten . . .—"

„Aha! hab' ich mir doch eingebildet, daß es Bettlei war . . !—"

„Da zieht der Mensch eine Handvoll Groschen und Batzen aus dem Sack und sagt mir patzig: Umgekehrt ist auch gefahren, Meister Sauerteig. Ich wollt' Euch gebeten haben, mir einen Kronenthaler zu spendiren für diese Münze."

„Einen Kronenthaler?"

„Nun: wir Bäcker haben immer so ein kleines Wechselgeschäft am Baden, das nichts trägt, wo wir bald klein für groß, seltener groß für klein geben. Ich brauchte aber Kleingeld und zählte den Burschen Münze und sie war allesammt gut, und ich gab ihm dafür den Thaler gerne."

„Natürlich. Aber ich sehe noch nicht ein . . . ."

„Wer der Mensch war? das weiß ich selber noch nicht. Vielleicht dennoch ein frecher und ein Bettler, aber von den noblen, denen alle Welt gibt, und ein ökonomischer, das muß ich sagen. Denn er kam gestern Vormittags abermals und kaufte sich wieder einen Thaler für seine zwei Gulden zweiundvierzig. Diesmal hatte er Zwölfer und zwei Zwanziger . . .—"

Zwölfer und Zwanziger? Gestern? Was Ihr sagt!"

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Bekanntlich schickt Großbritannien einen großen Theil seiner Verbrecher nach Australien; einige bessern sich dort allerdings, einige werden aber noch verstockter; in der letzten Zeit hat man diese Böswilligen von den Bessern getrennt und 600 auf einmal an einen völlig öden Ort zwischen den Inseln Norfolk, Philip und Moreton-Bai gebracht. Diese Einöde heißt die Hölle-Zakl wegen der teuflischen Bosheit ihrer neuen Bewohner, welche die größten Böswichter Großbritannniens sind. Fast alle entgingen nur in Folge der Nachsicht der Geschworenen, oder wegen zufälliger Umstände der Todesstrafe, die sie sämmtlich verdient hatten. Unter diesen Menschen zählt man zwei Elternmörder; Einen, der drei Mal verheirathet war und seine drei Frauen umbrachte; Einen, der im Dienste bei einem Branntweinbrenner stand und seine Gebieterin brennendem Weingeist umbrachte; Einen endlich, der aus Hunger und Rohheit sein eigenes Kind umbrachte und aß. Diese Geschöpfe, welche von dem Menschen nichts haben als die Gestalt, werden wie wilde Thiere behandelt und stehen völlig außerhalb der Gesetze. Soldaten bewachen sie und schießen sie ohne Umstände nieder, wenn sie sich auflehnen. Unter einander liefern sie sich häufig die fürchterlichsten Kämpfe und bewesen dabei eine unerhörte Grausamkeit. Die Hölleninsel wird aber auch in der Strafcolonie so gefürchtet, daß die Verurtheilten sie für die entsetzlichste aller Strafen ansehen.

(Die geheimnißvolle Schöne.) Im Kloster des Sacré-Coeur in Paris befindet sich unter der Anzahl der Pensionairinnen ein junges Mädchen, ein wahres Wunder von Reizen und Talenten, reich wie ein Wesen aus dem Zauberm ährchen der „Tausend und eine Nacht", musikgebildet wie die heilige Cäcilie, Tänzerin wie die Taglioni, Malerin wie Camille Roqueplan, und Reiterin wie Kurr. Die frommen Schwestern beabsichtigten, die Erziehung des jungen Mädchens so vollständig als möglich zu machen, und thaten deshalb Alles, was zur Ausbildung der profanen Talente ihrer schönen Pflegebefohlenen, die geeignet sind, eine Frau in der großen Welt glänzen zu lassen, beitragen konnte. Zudem ist das junge Mädchen die Tochter eines Kaisers, und nicht etwa eines der Kaiser von einem Tage, die am Morgen als Herrscher ausgerufen und am Abend entthront werden. Ihr schwarzes Haar, das schönste von der Welt, fällt in langen lockenringeln über ihre Wangen herab. Ihre Augen bald schmachtend und feucht, bald glühend und stolz, ihre Aschenbrödelsfüßchen, ihre fast zu kleinen Hände, ihre, seltenen Perlen des Orients gleichenden Zähne, ihr schlanker Wuchs, kennen keine Rivalen. Stolz auf ihren Zögling, lieben die guten Nonnen von Sacré-Coeur das junge Mädchen mit unbeschreiblicher Zuneigung; sie träumen für sie von einer hohen Bestimmung und glänzenden Heirath, und doch ist die Schöne schon 24 Jahr alt, und diese Talente, dieser Geist, diese Reize, diese anderthalb Millionen, welche das Glück eines Gatten ausmachen sollen, sind noch hinter den Mauern eines Klosters verborgen. Diese junge Prinzessin hat nichts auf Rang und Vermögen, aber sie will und kann nur einen berühmten Mann lieben. Schon haben sich zwei Söhne von Herzögen, Erben des väterlichen Ruhmes und Ranges, umsonst um ihre Hand beworben. Keinem von ihnen wurde das Glück zu Theil, die Schöne zu sehen. In Folge einer sonderbaren Laune, oder eines übertriebenen Mißtrauens gegen sich selbst, verweigert die junge Pensionärin jede vorläufige Zusammenkunft: sie will mit vollem Vertrauen geheirathet sein. Die Bewerber erschienen vor ihr, ihre Rollen als Heirathslustige zu spielen; verborgen hinter einem Vorhange, sieht sie dieselben, ohne selbst von ihnen gesehen zu werden. Doch kein Heirathscandidat war noch so glücklich, dieser Diana des Klosters zu gefallen. Während dieser Bräutigamsschau rollen die Jahre dahin; vielleicht verlieren die Augen der Schönen ihren Glanz, vielleicht ihr schlanker Wuchs die leichte Haltung; aber die anerkannt Millionen wachsen und mehren sich, und so wird es der Schönen wohl nie an Bewerbern fehlen! Kürzlich hört ein renommirter Elegant von Paris, großer Freund von Abenteuern, Frauenverführer aus Neigung und Heirathscandidat aus Nothwendigkeit, diese phantastische Geschichte erzählen. Er entschließt sich sofort, die Eroberung dieser geheimnißvollen

Digitized by Google

und besonders so reichen Schönen zu versuchen. Er will und muß dem Dinge ein Ende machen; die Gelegenheit ist zu verführerisch, um sie entschlüpfen zu lassen, und eine Frau mit zwei Millionen findet sich nicht alle Tage. Er läßt sich im Kloster melden, und erhält die Erlaubniß, seine Ansprüche geltend zu machen. Sein erster Versuch ist vom Glücke begünstigt; Eduard, dies ist der Name des Minneritters, mißfällt nicht. Es folgt ein zweiter, ein dritter Besuch, und jedesmals zeigt sich Eduard leidenschaftlicher und hinreißender. Das Neue der Lage, die Größe der Mitgift regen seinen Geist und beinahe sein Herz mächtig auf. Einer abwesenden und zugleich gegenwärtigen Frau den Hof machen, ohne sie zu sehen, das war das pikanteste aller seiner Liebesabenteuer. Er konnte sich endlich von der unsichtbaren Millionärin geliebt halten; sie begnügte sich mit einer „Boudoirberühmtheit;" kurz, die Sachen gingen ganz vortrefflich, als Eduard eines Abends, von seiner Neugierde hingerissen, mit stürmischer Hand den Vorhang, der ihn allein von der durch seine Einbildungskraft mit so viel Reizen geschmückten Schönen trennt, zurückzieht und sich einer — Mulattin gegenüber findet. Eduard ist noch zu verheirathen.

(Frauenprobe.) Wie der russische Gelehrte A. A. Fuchs in seinen kürzlich erschienenen Briefen über die Volkssitten der Wotjaken, Tschuwaschen und Tscheremissen ꝛc. im asiatischen Rußland erzählt, so giebt es dort, namentlich unter den Wotjaken im Gouvernement Kasan, so mancherlei eigenthümliche Gebräuche, welche höchst schätzbare Beiträge für eine allgemeine Ethnographie bilden würden. Vorzügliches Interesse erwecken die seltsamen Hochzeitsgebräuche der Wotjaken, wovon wir Einiges fragmentarisch herausheben wollen.

„Die erkorene Braut," heißt es, „wird in Begleitung vieler Mädchen, die ihre Jugendgespielinnen waren, in das Haus ihres zukünftigen Mannes per Wagen oder Karren geführt, wenn einmal die Väter der Brautleute über die Mitgift einig geworden sind, welche je nach dem Stande des Vermögens von etwa 300 Rubeln bis zu Einem herabgeht. Die Braut muß auf diesem Wege ohne Unterlaß weinen, muß unter verzweiflungsvollen Geberden den heftigsten Schmerz ausdrücken, daß sie aus dem Rosenhimmel der Unschuld in das drückende Joch der Ehe geschmiedet werden, von ihren geliebten Eltern und Freundinnen scheiden, und einer fremden Familie, einem Manne angehören soll, den sie, wenigstens seinem Charakter nach, noch gar nicht kennt. Sie sucht auf dieser kläglichen Fahrt zu öftern Malen aus dem Wagen zu springen, wird aber immer wieder zurückgehalten und endlich in das Haus gebracht, worin sie die weibliche Herrschaft führen soll. Der Empfang von Seiten ihrer Schwiegereltern und des Bräutigams ist mit allerlei unerheblichen Ceremonien verbunden. Nunmehr hat sie aber mancherlei schwere Proben ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeit abzulegen, worauf wir unsere verehrten Leserinnen aufmerksam machen wollen. Sie verlegt von nun an mehrere Tage hintereinander um zwei Uhr des Morgens ihr Lager und verrichtet heute dies, morgen jenes Geschäft, wie es ihr künftiger Beruf mit sich bringt, und zeigt ihre Tüchtigkeit, vornämlich im Waschen, Brodbacken, Kleidermachen u. s. w. Hat sie nun in all' diesen Verrichtungen ihre zureichende Gewandtheit bewiesen, so wird sie als würdig erklärt, die Gebieterin des Hauses zu werden, und mit dem Bräutigam feierlich getraut. Hierauf folgt die sogenannte „Butterwoche", d. i. eine Reihe von Festlichkeiten und Lustbarkeiten, die wir nicht beschreiben wollen."

(Todesanzeige.) In einer rheinischen Zeitung las man: „Das innige Gefühl eines geliebten Mannes ist am 16. d. M. sanft und selig entschlafen. Das Leiden meiner kennt Niemand besser als ich bei meiner jetzigen Localität und Stockung der Geschäfte. Er, der Selige, war ganz mein Gatte und theilte alle Gefahren des Lebens mit mir. Des Lebens Unbestand mit Wehmuth zu genießen ist Tugend und Begriff. Die Geschäfte leiden keine Unterbrechung. Ich werde als Witwe das Möglichste versuchen."

(Curiosum.) Von einem humoristischen Eide giebt uns die „allgemeine Zeitung des Judenthums" Kunde. Die russischen Soldaten jüdischen Bekenntnisses müssen sich nämlich (si fabula vera) beim Fahneneide unter Anderm verpflichten, ihrer Fahne treu zu bleiben, auch wenn der — Messias kommen sollte.

— Auf dem Dorfe N. im K—er Comitat in Ungarn klagte ein Schneider beim Stuhlrichter, daß ein hausirender Jude ihm einen Gulden für das Zusammenmachen einer Weste schuldig sei und nicht zahlen wolle. Nach Erlegung der Gebühr von 12 Groschen durch den Kläger, berief der Richter den Gerichtsstuhl; der Jude wurde vorgerufen und erklärte, er zahle nicht, denn der Schneider habe ihm die Weste verdorben. Darauf fällte das löbliche Gericht folgenden Spruch: der Beklagte habe dem Schneider nicht zu zahlen, da er aber den Schneider darum, daß er ihm die Weste verdorben, zu jener Zeit zu verklagen verabsäumt habe, solle er als Strafe 25 Groschen an das Gericht zahlen. Von der Gerechtigkeit dieses Urtheils überzeugt, erklärten die Partheien ihre Zufriedenheit.

— Dreihundert Jungfern haben jede ein Pfund Jungfernwachs zusammengeschossen, um daraus eine kolossale Wachskerze machen zu lassen, welche sie selbst, funfzig an der Zahl, auf einer eigens dazu verfertigten Bahre nach Trier getragen haben, um sie der Kirche, in welcher der heilige Rock gezeigt wird, zu schenken, — sie brennt dort schon seit acht Tagen hell genug, um Licht zu verbreiten.

(Sprachliches.) Der Schauspieler Heckscher war in dem Wirthshause einer kleinen Stadt Oberbaierns abgestiegen, dessen Wirth nur seinen eigenen Jargon verstand. Heckscher fand es in dem Zimmer zu heiß. Der Wirth begriff das Wort „heiß" nicht. Endlich machte sich Heckscher durch Zeichen verständlich und der Wirth rief lachend aus: „Das haaßt ja haaß!" — Heckscher: Haas ist ein Thier, das einen guten Braten giebt. — Wirth: Sie meinen's holt a Hoos. — Heckscher: Hos' ist ein Beinkleid. — Wirth: Naa, bei uns z' Land Büchsen. — Heckscher: Büchse ist ein Feuergewehr. — Wirth: Das nennen wir a Stutzer. — Heckscher: Stutzer ist ein Narr. — Hier empfahl sich der Wirth.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Tuche zu den Fracks und Oberröcken sind diejenigen Stoffe, deren Farben den wenigsten Veränderungen in der Mode unterworfen sind, die dunkeln Farben werden noch wie vor getragen, und vorzugsweise wählt man schwarz zu den diesmgutirten Roletten.

Zu den Paletots benutzt man Phantasie-Farben, man macht viele Artikel von melirten Faden, unter Andern eisengrau, zusammengelegt aus grau und schwarz; diese Farbe ist reich, und harmonirt gut zu Vorbüren von Seide oder von Sammet, und zu dem durchlöppten Futter und wattirten Futter. Dies erinnert uns an unsern kurzlich gethanen Ausspruch, daß die Pardessus nicht be'ebt würden, und wie berichten dem zu Folge, daß wir seit jener Zeit Einige gesehen haben, welche mit einer Kaskete à cheval gesetzten Borte der Art besetzt waren, daß sie beide Seiten garnirte.

Zu den Pantalons verfertigt man seidene sehr breite Borten, welche sich gut zu solchen Pantalons eignen werden, welche Näthe auf der Seite und über den Füßen haben. Die Knöpfe von übersponnener Seide werden gern getragen.

Zu den über Kreuz liegenden Gilets, benutzt man viele Velours ottomans; es ist dies ein sehr flacker Sammet, mit großen Carreaux, oder mit Streifen.

Zu den geraden Gilets wählt man gern gestreifte Sammete, von verschiedenen sehr auffallenden Farben; die Sammete sowohl wie die Cachemires sind mit den reichsten Dessins versehen.

Morgen-Gilets, nach Art der Westen à la Louis XV. verfertigt man aus broschirten Atlassen, und selbst auf Seidenstoffen gestickt mit verschiedenen Farben, altmodische Dessins nachahmend.

Jene Morgen-Westen trägt man zu Schalröcken mit rankenartigen Dessins, und Fuß-Pantalons. Um modern colorirt zu sein, müssen die drei Theile der Bekleidung aus übereinstimmenden, wenn nicht aus demselben Stoffe bestehen.

Damen-Mode. Man wird dieses Jahr fast ausschließlich Sammet und Atlas zu den Hüten zum Ausgehen verwenden, so wie zum Ausputz ungestissenen Sammet oder Atlas, der mit Krepp überzogen ist. Die Schleyne sind kleiner und etwas länger, die Köpfe ein wenig größer und ziemlich rund. Sehr viele Hüte sind ganz schwarz an Sammet mit Futter von Atlas in der entgegengesetzten Farbe; diese Hüte sind mit Federbouquets in der Farbe des Futters oder mit Band in zwei Farben ausgeputzt, wie in Schwarz und Lilas, in Schwarz und Blau, in Schwarz und Citronengelb. Andere haben nur Schleyne von Sammet und dazu einen Kopf von Atlas in der Farbe des Sammets; dann erhalten sie einen sehr geringen Ausputz. Um sie geputzter zu machen, überzieht man den Kopf mit schwarzer Spitze. Die Hüte von ungestissenem, so wie auch die von gestissenem Sammet in hellen Farben, wie Grau, Grün ꝛc. werden mit Straußfedern ausgeputzt, die traurweidenartig herabhängen. Einer der elegantesten Hüte, die vorgesehen haben, war von Atlas, mit Spitzen und Marabouttauben ausgeputzt. Die Hutstelher sind meist von hellfarbigem, gestreiften oder schottischem Flanell oder von einfarbigem Cafemir, einige auch von damastirtem Seidenzeuge. Die Aermel halten sich unten ziemlich weit, um die weiten Unterärmel sehen zu lassen. Die elegantesten haben sehr glattliegende Capuchons, welche eine Pelerine bilden. Man garnirt sie mit Querstreifen von Taffet, um um die Taille werden sie durch einen Bandgürtel zusammengehalten. Die von Cafemir werden häufig mit einer hübschen griechischen oder arabischen Stickerei geschmückt und mit einer algierischen Gürtelschnur versehen. Ueberröcke sieht man von schottischem Cafemir, die mit Stickereien und Sammetbesatz geschmückt sind und auf der Brust übereinander gehen. Die Aermel endigen sich in fingerlosen Handschuhen, die mit gleichem Stoffe gestickt werden, damit man sie nach Belieben umschlagen kann. Dann zeigen sie kleine gestickte und mit Spitzen garnirte Unterärmel. Die Morgenkleider, welche vorn oder hinten offen sind, haben meist kleine Falten vorn am Leibchen. Sie werden dagegen häufig mit Sammetstreifen, die fünf, sechs, sieben, die eine verschiedene Breite haben. Oft wird eine Pelerine in der Gestalt eines Cannezon vom demselben Stoffe oder von einfachgrem Sammet hinzugefügt. Die geschicktesten Stoffe sind in diesem Augenblicke die Atlassen oder quergestreiften Armures. Die Putzkleider werden mit sehr schöne, meist offenen Aermeln, die breit bis sinnfach besetzt und mit ähnlichen Beethen. Die Sammetmäntel, welche man jedenfalls sehr zahlreich tragen wird, müssen ziemlich kurz sein, damit sie dem Auge den sorgfältigen Anzug nicht verdecken, den man dabei nicht entbehren kann. Solche Sammetmäntel besetzt man ziemlich häufig mit Pelz; zieht man einen Mantel von Atlas vor, so läßt man ihn statt mit Pelz mit Sammet ausputzen. Auch die Sammetmantillen werden beliebt sein. Wir haben einige neue gesehen, welche sehr weit und einfach mit offenen Aermeln oder schwarzen Spitzen garnirt waren. Einige sind auch mit einer kleinen Stickerei geschmückt. Auf die feine Wäsche wird noch immer, und mit Recht, ein großer Werth gelegt. Die Kragen sind noch klein, und bei den offenen Kleidern vorn gestickt. Die kurzen Aermel, die, wie es scheint, sich lange in der Mode halten werden, sind fast alle dem Fichu gleich. Die Häubchen, welche die Damen im Hause tragen, sind von gesticktem Muslin, mit Spitzen verziert. Der Boden dieser Häubchen wird nach der neuesten Mode mit Marquise in der Farbe des Aufputzbandes gefüttert. Die Muffe wird man diesen Winter klein, ohne Troddeln und ohne Schnuren tragen; die gestickten werden immer die von Hermelin sein, man hat aber dieses Pelzwerk so häufig und so geschickt nachgeahmt, daß das Aechte schwer zuweilen zu erkennen ist, und die eleganten Damen deshalb den Zobel vorziehen. Der russische Mantel scheint sehr zu gefallen; es ist nicht länger als eine große Crispine mit Aermeln, d. h. bis an die Knie und hat weite venetianische Aermel mit breiten Putzaufschlägen, die dem Besatze und der Pelerine entsprechen. Der Besatz ist sehr breit, die Pelerine sehr weit. Der Marder, den man verwendet, steht recht gut von dem Sammet des Mantels ab, der mit weißer Seide gefuttert ist. Die algierischen Langshawals sind in den letzten Tagen sehr modern geworden und man sucht auch für den Winter etwas Aehnliches herzustellen. Man macht deshalb langschwals von schottischem Sammet, welche auch sehr zu gefallen scheinen. Ferner sieht man solche Schwals von schottischem Flanell, die besonders zum Negligee von jungen Mädchen werden getragen werden. Der gestreifte Flanell gibt hübsche Mäntel, die man in der Farbe der Streifen besetzt. Aus dem Flanell mit großen Carreaux macht man Aermelmäntel mit sehr warmem, einfachen Kragen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot mit breiten Revers und Seitenaufschen. Darunter kurzer Rock mit schmalen Revers. Gestreifte Weste und Pantalons. 2. Hut mit Feder. Oberrock mit Sammetpelerine, mit schwarzen Spitzen besetzt. 3. Kurzer Mantel mit reichem Futter und ganz weiten Aermeln. Darunter Frack mit breiten Revers, fast bis nach unten überschlagend. Halbweite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Schmutzhammel auf Freiersfüßen.

(Beschluß.)

Haselnuß glühte bei dieser Rede vor Schaam wie eine Purpurrose, und fand seine Dose plötzlich in der Westentasche, wohin er sie in der Verwirrung gesteckt hatte, und nahm eine gewaltige Prise. Er wartete die Ankunft Hanni's, die ihn so unbarmherzig zum Besten gehabt hatte, nicht mehr ab, sondern richtete seinen Kakadu in die Höhe, rollte neuerdings grimmig seinen Quäckerkopf, preßte seinen Hut in die Hand, und ersuchte seinen Freund, ihn in die Bierhalle zu begleiten, was dieser auch lächelnd zusagte, worauf Beide sich von dem curiosen Herrn Wunderlich kurz empfahlen, der ihnen das Geleite bis zur Thüre gab, und lächelnd eine gute Unterhaltung wünschte.

„Der Kerb ist so übel nicht," meinte Federweiß, als sie Wunderlich's Wohnung im Rücken hatten, „und gleichfalls merkwürdig, weil die Belehrung aus der zweiten Hand mit einer größeren Feierlichkeit vor sich gegangen. Wie man aber auch so unklug sein kann," fuhr er zu Haselnuß, der vor Aerger bersten wollte, gewendet fort, „die tiefsten Falten seines Herzens einem Weibe zu erschließen, notabene einem alten Weibe, von dem es nicht geschrieben steht, daß es die anvertrauten Geheimnisse im Busen zu bewahren verstehe. Das Facit ist nun heraus, und ich gestehe es selbst, daß die Pille, die Sie gerade zum Schlucken erhalten haben, stark mit Bitterstoff geschwängert war. Meine Meinung wäre daher, wir schieben den Gang nach der Bierhalle für heute auf, weil dort neue Bitterkeiten uns erwarten, und schlagen den Weg nach meiner Wohnung ein. Ich habe da ein Heft des Lachmagazins liegen, in welchem sich recht amüsante Aufsätze befinden. Ich will Ihnen einige davon vorlesen, vielleicht bringen sie und auf andere Gedanken und verscheuchen wohl gar den Unmuth, der sich Ihrer so sehr bemächtiget."

Stumm wie ein Fisch und geduldig wie ein Lamm folgte Haselnuß seinem Mentor in die Wohnung. Das selbst angelangt, lag ein Briefchen mit der Adresse an Federweiß auf dem Tische. Federweiß erbrach das Siegel, las, und fing überlaut zu lachen an. „Da sehen Sie," sprach er zu Haselnuß, „wie das Unglück, wenn es einmal angeklopft hat, selten allein kommt. Der Inhalt dieses Schreibens geht eigentlich Sie an, denn die liebenswürdige Lisi, um derentwillen ich und Sie

Digitized by Google

doch so heiße Stunden auszustehen hatten, erklärt, daß, nachdem sie allerlei von den Motiven Ihrer Heirathslust gehört, es sowohl ihr, als den übrigen Familiengliedern sehr angenehm wäre, wenn Sie nicht wieder kämen und sich neuerdings lächerlich machten.

„„Das ist zu arg,“ “ donnerte jetzt Haselnuß, das arme Briefchen ergreifend und in kleine Stücke zerreißend, am Ende werde ich noch zum Stadtgespötte und die Leute zeigen mit den Fingern auf mich! Hol mich dieser und jener, wenn ich je mehr in meinem Leben auf eine Brautschau ausgehe! Ich hasse von jetzt an das ganze weibliche Geschlecht, das einen ehrlichen Mann wie einen Narren behandeln kann, und bleibe ledig!

Nach diesen mit Pathos gesprochenen Worten stürmte Haselnuß aus dem Zimmer, und schlug in der Wuth die Thüre mit solcher Heftigkeit zu, daß alle Fenster erklirrten, und Federweißens grauer Stubenkätzchen voll Entsetzen mit struppigem Buckel in die Höhe sprang.

5.

Die Ironie des häuslichen Glücks.

Ungefähr drei Wochen nach dem furiosen Abmarsche erschien Haselnuß wieder in seines Freundes Wohnung, ihm mit freudestrahlendem Gesichte zu hinterbringen, daß er nun einen für sich in jeder Beziehung ganz passenden Gegenstand*) gefunden habe, und die Ordnung in seinem Hauswesen bald hergestellt sein werde. — „Sie ist das verkörperte Ideal meiner Seele,“ sprach er in Extase, „ein Wesen, wie es kein Zweites mehr auf Erden gibt, ganz für mich geschaffen, mit mit ganzer Seele ergeben, und bald ewig, ewig mein!“

Federweiß ersuchte den Enthusiasten, der noch vor kurzer Zeit dem ganzen weiblichen Geschlechte den Fehdehandschuh hingeworfen und ewig ledig zu bleiben geschworen hatte, ihm doch die Dame seines Herzens namhaft zu machen, die eine so große Revolution in seinen Grundsätzen hervorzuzaubern vermochte. Als Haselnuß das Fräulein H** nannte, hatte Federweiß Mühe, das Lachen zu verbeißen, welches ihn mit aller Gewalt zu erkassen drohte. „In der That,“ sprach er endlich, „ich wünsche Ihnen zu dieser Acquisition alles Glück; nur möchte ich gerne erfahren, auf welche Weise Sie die Bekanntschaft dieser Dame, — die ich schon als Jüngling kannte, — gemacht haben?“

Haselnuß erzählte nun, daß er bei der Frau von F., welche er besuchte, um ihr sein bekanntes Mißgeschick zu klagen, das Glück gehabt habe, das Fräulein H** zu sehen, und durch der Ersteren Fürsprache mit ihr in wenigen Tagen allirt zu werden. „„Welche Reize besitzt nicht meine Angebetete, meine Zukünftige,“ “ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „„welche Welt- und Menschenkenntniß, welche Feinheit des Geistes! Wie tief stehen alle meine früheren Bekanntschaften im Vergleich gegen sie im Schatten! Welcher reiche Schmuck ziert ihren schönen Leib; die Bracelettes allein mögen 1000 fl. C. M. unter Brüdern werth sein! Und erst ihr übriges Vermögen und die Ansprüche, die sie noch auf Geld hat, wenn einst ihre alten Verwandten mit Tode abgegangen sein werden! In 3 höchstens 4 Wochen feiern wir unsre Vermählungsfest und dann — dann wird meinem Glücke die Krone aufgesetzt! — „„Aber“ “ fuhr Haselnuß mit gedämpfter Stimme fort, „„Sie haben mir, theurer Freund zuvor gesagt, daß Sie das Fräulein H** schon als Jüngling gekannt hätten; wie kann das sein, indem es dem Aussehen nach, höchstens in den Zwanziger Jahren stehen kann?“ “

Federweiß meinte nun, er könne sich in der Identität der Person vielleicht irren, machte aber den Heirathscandidaten darauf aufmerksam, daß es Mittel gäbe, das Alter und die Unförmlichkeiten des Leibes zu vertuschen, und daß er sich durch ein gesteltes und geschminktes Aeußere nicht täuschen lassen möge; nach welchem Winke er eines dringenden Geschäftes wegen, welches ihn abrief, mit Haselnuß die Treppe hinabstieg, und ihm beim Scheiden wiederholt alles Glück wünschte, aber auch alle Vorsicht empfahl.

Etwa ein halbes Jahr mochte vergangen sein, seit Federweiß seinen Freund Haselnuß nicht wieder gesehen hatte. Da plagte ihn die Neugierde ihn in seiner neuen Wohnung aufzusuchen, welche er der Ordnungsliebe wegen in einem sichern bequemen Hause, wie er früher sagte, beziehen werde. Das Haus war bald gefunden, folglich auch die Wohnung, und Federweiß läutete an der von der Hausmeisterin bezeichneten Thüre herzhaft an. Es war um die zehnte Stunde Vormittags, da dieses geschah, und die Thüre wurde aufgemacht. Ein ältliches bleiches Wesen mit einer schwarzen Haartour fragte ihn, was er wünsche? und da Federweiß nach einem kleinen Examen als alter Haselnuß'scher Freund erkannt wurde, so hatte es zuletzt keinen Anstand mehr, daß er den Eintritt in das Innere der Wohnung selbst erhielt. — Hier lag aber Alles noch in der größten Unordnung, und was man zu sehen bekam, war

*) Ist ein recht niedlicher Ausdruck! —

Anmerkung des Setzers.

Digitized by Google

eben nicht geeignet, ihm einen Begriff von der hergestellten Ordnung beizubringen. Im Kurzen war er im Klaren, daß dieses ältliche aufmachende Wesen die eigentliche Gemahlin seines Freundes, das einstige Fräulein H** sei, das sich bald bitter über ihren Herrn Gemahl beschwerte, weil er sie gar nicht mehr ästimire, seitdem er mit ihr verheirathet sei. Federweiß seufzte, machte heimlich Vergleichungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, sah vergeblich nach den Pretiosen, bemerkte jedoch nur Schminktöpfchen und falsche Zähne auf dem Fensterbrettlein, und empfahl sich endlich seufzend mit dem Versprechen, seine Aufwartung bald wieder zu machen, — ein Versprechen, welches er aber bis zur Stunde noch nicht gehalten hat.

Wem dringt sich wohl bei dieser Gelegenheit nicht das alte Sprüchwort auf: „Wer lang sucht, findet am Ende nicht immer das Beste!"

Der Thalermann.

(Beschluß.)

„Und, stellt Euch vor: am Abend — ziemlich spät, es war schon dunkel, brachte derselbe wieder dieselbe Summa in Käsperlen und Sechsern. Mir wollte jetzo das Ding doch etwas auffallen, aber er sagte ganz ruhig: Thut mir nur noch einmal den Gefallen. Morgen bin ich schon weit und werd' Euch nicht mehr überläſtig sein."

„Hat er gesagt? Erlaubt, Meister: ich muß auf einen Augenblick hinaus."

Nun hätte einer den Falkenwirth wie einen Hirsch über die Stiege springen sehen können, und an des Grafen Zimmer, und „poch, poch" klopfte er, und noch einmal, und zum drittenmal, und alles blieb still. Ein Anderer mit dem langen Gesichte des Falkenwirths hätte jetzo das ganze Haus zusammengerufen, einen Schlosser beschickt, einen Scandal gemacht. Aber der Falkenwirth ist nicht von selbigen, sondern ein besonnener Kopf, und darneben ein Tausendkünstler und Bäschler. Niemand könnte besser in Stuben und Schränke einbrechen als er, und zwar ganz subtil, denn er weiß mehr, als mancher Schlosser und so weiter von Profession. Aber der Falkenwirth ist ein Ehrenmann und braucht seine Künste nur, wo er darf. Und hier, im eignen Hause, durfte er sowiß. Er holte daher in aller Heimlichkeit sein kleines Handwerkszeug, und ehe Einer Hundert gezählt hätte, war die Thüre des Grafen offen, wenn gleich den innen verriegelt und vermacht. Sieh' da: das Nest war leer. Der Vogel hatte noch recht brav und ruhig darinnen geschlafen, das war zu merken. Aber alle übrige Spur von ihm war verschwunden, und das offene Fenster ließ errathen, wo für ihn der Zimmermann das Loch gelassen. Der erste Stock im Falken ist aber auch nicht hoch, zum Glück, und kann ein langgewachsener Mann schier mit der Hand hinauf an's Fenster langen. Kurz: der Graf war fort und alle Pläne, die das Haus angingen und das Bäschen, waren fort mit ihm.

Als der Falkenwirth herunter kam, hatte auch der Postillion geblasen und der Bäcker sich davon gemacht. Dem Kellner sagte der gescheidte Wirth so beiläufig und ganz unbefangen: „Es braucht kein Kaffee in Nummer drei gebracht zu werden. Der Herr Graf sind in aller Frühe abgereist und haben diesen kleinen Thaler der Bedienung zurückgelassen. Steckt ihn in die Büchse. Mich wundert nur, daß er nicht nach seiner Gewohnheit einen ganzen Thaler hergeschenkt hat."

So half sich der Falkenwirth vor seinen Leuten, und wurde daher nicht von ihnen verspottet. Nachdem er jedoch durch die Rechnung des Herrn von Ichweißnichtwer einen dicken Strich gezogen, lachte er selber über des muntern Herrn Wechselgeschäfte und konnte sie seinen Freunden nicht lange vorenthalten. Da lachte er nun zwar nicht mehr allein, aber weil es Einem doch bis ins Herz Spaß macht, wenn Einer Einen so artig betrügt, daß Einer noch Plaisir daran hat, so sagt bis auf den heutigen Tag der Falkenwirth gar manchmal, wenn er von dem vielgereisten Wechsler und Grafen redet, mit gutmüthigem Schmunzeln: „Bigott! wenn der Kerl noch einmal käme, ich müßte ihm einen Kronenthaler schenken ohne Gnade, weil er sein Stücklein so brav gemacht hat."

Aber der Mann im Bart muß von des Falkenwirths Absichten nichts erfahren haben, denn er ist bis zur Stunde nicht mehr gekommen.

Interessanter Brief an den König von England*)

(Aus dem Wandelstern.)

Bitte, lieber Herr König, seien Sie nicht böse, daß wir an Sie schreiben und gern etwas von Ihnen haben

*) Dieser Brief, von zwei jungen hübschen Mädchen geschrieben, die seit mehreren Jahren glückliche Hausfrauen und

Digitized by Google

möchten, aber in der Schule hat uns unſer Lehrer ſo viel von der britiſchen Großmuth und dem Reichthum erzählt, daß wir es wagen, dieſen Brief abzuſenden. Ach! denken Sie nur, den 1. Juli iſt in Hannover ein groſſer ſchöner Ball und wir beiden können auch hingehen, — aber wir haben keine neuen Kleider, und immer die alten wieder anzuziehen, — nein, das ſehen Sie ſelbſt ein, Herr König, das geht doch nicht. Mutter ſagt zwar: junge Mädchen brauchen keinen Putz, — aber wenn wir andere Damen, die lange nicht ſo hübſch als wir ſind und nur durch ſchöne Kleider ſchön ausſehen, ſo viel tanzen ſehen, ach, — dann denke ich: hätteſt Du nur einmal ein feines Ballkleid, dann würden die Herren mal viel mit Dir tanzen, denn gewiß wir würden darin ſehr niedlich werden. Weil wir nun ſo wenig Taſchengeld bekommen, ſo könnten Sie, Herr König, uns wohl ein Blonden-Kleid ſchenken. Meine Freundin hat ſchwarzes Haar, ſie will gern ein feuerrothes Kleid, ich habe nur braunes Haar, mir geben Sie ein roſa Kleid.

Wenn es Ihnen ſelbſt zu viel Mühe macht, können Sie es nur an Ihren Vetter, den Vicekönig in Hannover, ſchreiben, der kann es uns dann ſchicken, wir ſind nur drei Stunden von Hannover.

Aber bitte, ſprechen Sie ja nicht davon, denn wenn es unſere Mutter hörte, wären wir ganz unglücklich. Ein Bischen viel Zeug brauchen wir zum Kleide, denn wir ſind groß und die Kleider werden lang getragen, — wir möchten ſie freilich lieber kurz, denn unſer Fuß iſt ſehr nett, aber die Mutter will's nicht haben. — Sie ſagt: „man muß den Herren nicht alle Schönheiten zeigen,“ aber Ihnen, Herr König, können wir es wohl ſagen, Sie ſehen uns ja nicht. —

Nun leben Sie recht wohl und vergeſſen Sie den 1. Juli nicht.

Elze, den 5. Juni 1837.

Coroline . . . . .
Luiſe . . . . .

Mütter ſind, wurde von Elze aus unter der Adreſſe: „An den König von England, wohnhaft in London“, wirklich zur Poſt gegeben und die liebe Unſchuld wartete bis zum 1. Juli täglich auf Antwort, reſp. auf die erbetenen feuerrothen und roſa Kleider. Ob der Brief in die Hände des Königs gelangt iſt oder nicht, wiſſen ſie heute noch nicht. C. K.

Menſchliche Phänomene.

In London lebte vor einigen Jahren ein Menſch, deſſen ganzer Körper, mit Ausnahme des Geſichtes und der innern Handflächen, mit harten Schweinsborſten bedeckt war. Bei ſeiner Geburt war er wie jedes andere Kind beſchaffen, und erſt gegen Ende des zweiten Jahres fingen die Borſten an, aus der Haut zu treten. Sie erreichten eine Länge von 5 bis 6 Linien, und ſind mitunter ſo dick, wie die keimenden Federn bei dem Geflügel. Das Merkwürdigſte iſt aber, daß dieſe Borſten regelmäßig jeden Herbſt ausfallen, und dann nach einiger Zeit wieder wachſen. An einer Stelle, wo dieſer Menſch durch eine Verwundung die Haut verlor, iſt dieſe glatt, wie bei jedem Menſchen. Hier ſind die Borſten nicht wieder gewachſen. Dieſer Menſch war verheirathet und hatte ſechs Kinder, theils Knaben, theils Mädchen; alle waren ebenfalls mit Borſten bedeckt, ſtarben aber, bis auf einen Knaben, ſehr bald wieder.

Am 31. December 1752 kam in der Gemeinde Braſſiere in Poitou eine Mißgeburt zur Welt, die um ſo merkwürdiger war, da die Geburt eines regelmäßigen Kindes unmittelbar vorangegangen war. Es waren zwei Mädchen, vom Halſe bis unter die Bruſt zuſammengewachſen. Sie hatten nur einen Körper, aber mit zwei Herzen. Die beiden Köpfe waren wohlproportionirt und ſahen einander in das Geſicht. Die Verbindung fing erſt unter den Ohren und den untern Kinnbacken an. Das eine der Kinder hatte den rechten Arm vorn, das andere den linken Arm hinten; ein dritter Arm hing in der Mitte zwiſchen den beiden Rückgrathen; dieſer Arm hatte zwei Hände mit ganz ausgebildeten zehn Fingern. Die beiden Mädchen kamen lebend zur Welt, mußten aber die Nothtaufe empfangen und ſtarben bald darauf. Der vor ihnen geborne Knabe war wohlgeſtaltet und blieb am Leben.

Vor zwanzig Jahren wurden in Preßburg zwei zuſammengewachſene Mädchen geboren, die ein Alter von 20 Jahren erreichten. Dann wurde die Eine von einer Krankheit ergriffen und ſtarb; die Andere überlebte ſie um einige Tage. Sie waren in der Seite zuſammengewachſen, ſo daß ſie ſich nicht anſehen konnten. Man that ſie zu den ſchleſiſchen Schweſtern, wo ſie auf Koſten des Kardinals von Sachſen-Zeitz erhalten wurden. Sie hatten eine Aufſeherin, die ſie nie verlaſſen

Digitized by Google

durfte, denn die Schweſtern, welche von Geſicht eben ſo verſchieden waren wie von Charakter, hatten oft ſo heftigen Streit mit einander, daß man ſie zur Ruhe bringen mußte, um verderblichen Folgen vorzubeugen. Jede hatte zwei Arme und zwei Beine. Hunger empfanden ſie nicht zu gleicher Zeit, und man mußte ihre Bedürfniſſe zu verſchiedenen Zeiten befriedigen. Die Eine war ſtärker als die Andere, und wenn ſie ſich auf die Seite beg, konnte ſie ihre Schweſter ſo leicht aufheben wie ihren Arm; die Andere konnte ihre Schweſter nur mit der größten Anſtrengung aufheben. Zuweilen war die Eine krank, während ſich die Andere ganz wohl befand; die Eine war ſchön, ſanft und freundlich, die Andere häßlich, boshaft, jähzornig und zankſüchtig; ſie wurde oft heftig gegen ihre Schweſter, und nicht ſelten mußte ihrem Streite ein Ende gemacht werden.

Ein Parlamentsrath in Dijon, ſchon über ſechzig Jahre alt, bekam ein Wechſelfieber; als dies mit vieler Mühe curirt war, entſtand auf der linken Seite, zwiſchen den beiden falſchen Rippen, ein Gewächs von der Größe einer Kaſtanie; es war unregelmäßig, hart und ſehr empfindlich. In dieſem Zuſtande blieb es 10 Jahre; dann aber wuchs es 5 Jahre lang, ſo daß es zuletzt einem förmlichen Horne glich, und daß man es von Zeit zu Zeit bis auf eine daumbreite Länge zerſchneiden mußte, worauf es immer bis zu einer Länge von 6 Zoll ſehr ſchnell wieder nachwuchs.

Vor zehn Jahren war in Paris ein Zwerg, Gulia genannt, zu ſehen, der eine ganze Reihe von Wundern in ſich vereinigte. Er wurde der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeſtellt, war 22 Jahre alt und nur eine (?) Klafter groß. Er iſt in Illyrien, nicht weit von Triest, geboren, und ſeine Eltern ſind ganz wohlgeſtaltet. Gulia war bis zu dem Alter von 5 Jahren ein ganz gewöhnliches Kind, dann aber hörte er plötzlich auf zu wachſen. Was ihn vor andern Zwergen auszeichnete, iſt ſein ganz proportionirter Körperbau. Er beſitzt einen nicht gewöhnlichen Grad der Bildung, ſpricht fünf Sprachen, die beiden an den Ufern des adriatiſchen Meeres gebräuchlichen Idieme, deutſch, franzöſiſch und italieniſch; auch in den Künſten iſt er bewandert, ſpielt Violine, reitet und ſchießt ſehr gut. Die Anmuth und der Anſtand aller ſeiner Bewegungen hat ebenfalls allgemeine Bewunderung erweckt. Auch ſein Organ iſt angenehm, und alle ſeine Muskeln ſind vollſtändig gerundet und ausgebildet. Sein Geſicht iſt ernſt und ſieht dabei viel älter aus als ſein Taufſchein beſagt. Ganz beſonders bemerkenswerth iſt bei Gulia die Entwickelung ſeines Schädels und die hervorſpringende Stirn; man könnte glauben, den Kopf eines Jupiter auf dem Körper eines Apollo zu erblicken — wohlverſtanden, wenn man ihn durch ein Vergrößerungsglas anſieht. Seine Stimme iſt ſtark und männlich. Gulia hatte die Neigungen und Leidenſchaften des männlichen Alters, und die Liebe, welche jeden Unterſchied des Standes gleich macht, gleicht auch die Körperlänge aus: Gulia ſtand damals im Begriffe, ſich zu verheirathen, und eine Wienerin war es, die ſich ſeinem Schutze anvertrauen wollte.

Allerlei.

Ein höchſt galanter Ritter von der Elle, wegen ſeiner hübſchen Tournüre in Geſellſchaften, in denen getanzt wird, gerne geſehen, war an einem Sonntage zu einer Theegeſellſchaft gebeten und trat gegen acht, als bereits Alles verſammelt war, ein, um ein allgemeines Ah ——! zu hören, denn er hatte ſich nach dem neueſten Geſchmack coſtümirt und durfte auf ſolchen Triumph rechnen, doch ſein böſer Genius hatte ihm eingegeben, Sporen anzulegen, beim zweiten Schritt in das Zimmer verwickelt ihn ein zu ſtarkes Auswärtsſtellen der Füße in eine gefährliche Schlinge, die Sporenräder kamen mit den Beinkleidern in zu nahe Berührung, er ſtolpert, macht durch Zerreißen des angehackten Kleidungsſtückes einen weiteren Schritt möglich, kommt jedoch mit ſeinen Sporen in den dicken wollenen Teppich, der in einer großen Breite um den Theetiſch den Boden bedeckt, rollt denſelben auf, ſtößt ein paar beſetzte Stühle um, fällt endlich, ſo lang er iſt, der Frau vom Hauſe vor die Füße und reißt — um ſich zu retten, hat er das prachtvolle damaſtne Kaffeetuch ergriffen — und reißt das ganze Theeſervice von dem reich beſetzten Tiſch herab. Das Debüt war von ſo glänzender Wirkung, daß jede folgende Scene minder belohnend ſein mußte; der ſehr vernünftige Hauptſchuldige dieſer Begebenheit zog ſich daher, ſobald er ſich aus einem ganzen Berge von Taſſen, Tellern, Zucker-, Kuchens, Theebüchſen, Thee- und Sahne-Kannen, Rums- und Weinflaſchen hervorgearbeitet hatte, unter haſtigem Herſtammeln einiger Entſchuldigungen zurück, und ſoll verſchworen haben, jemals wieder Sporen zu tragen. —

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Eine traurige Geschichte.) Aus Paris, den 13. Sept. Da tragen so eben einige zerlumpte Kerle mit Trauerflören auf den schäbigen Hüten ein paar ärmliche Särge aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen, an meinem Fenster vorüber. Sie tragen die Särge in ein hohes fünfstöckiges Haus, auf dem Pflaster vor dem Hause ist ein garstiger großer Blutfleck und die sich vermehrende Volksmenge bildet lebhaft sprechend und erzählend einen Kreis um Haus und Blutspur. Es ist eine traurige Geschichte, deren Schluß sich hier entwickelt; ich will sie erzählen, so weh es mir thut. — An der Straßenecke N. N. standen gewöhnlich zwei Eckensteher, hier Commissionäre genannt, ein alter und ein junger, Vater und Sohn, Bousson mit Namen. Ich mochte den alten Mann wohl leiden, er hatte mir oft Gänge besorgt und war trotz seines Alters stets schneller als sein Sohn, ein starker Bursche von 18. Jahren, dem die Sinnlichkeit und Lebenslust aus schwarzen, tiefliegenden Augen herausſahen. Beide bewohnten ein Dachzimmer im 5. Stock, das ihnen zur Schlafstätte diente. Am letzten Sonntag kam der Sohn Abends etwas berauscht nach Hause, die junge Tochter des Nachbars in demselben Stocke ist allein zu Hause und gibt ihm Licht, er lockt das Mädchen in sein Zimmer, seine Sinne entzünden sich, sein weinumnebelter Verstand verläßt ihn, er begeht an dem armen 13jährigen Mädchen ein Attentat, worauf nach dem unerbittlichen Code Napol. 10 Jahre Galeere stehen. Der Vater des Mädchens erfährt am selben Abend von seinem weinenden Kinde den Hergang der Sache, sein Zorn entbrennt, voller Wuth hätt er dem Schänder seiner Tochter das Vergehen vorh, im Augenblick als der alte Bousson heimkommt und seines Sohnes Missethat hört. Mit einem Blick übersieht er die fürchterlichen Folgen, er beschwört den Nachbar zu schweigen und als dieser unerbittlich, sucht er aus einem Verstecke ein Säckchen mit 500 Franks hervor, das Ersparniß von 50 mühevollen Jahren, das einzige Erbtheil, das er sich für seinen Sohn abgespare, er bietet es dem Nachbar als Preis seines Schweigens. Der entrüstete Vater, obwohl arm, weist das Geld zurück und erklärt mit Tagesanbruch zum königlichen Procurator zu gehen und seine Klage anhängig zu machen.

Vater und Sohn bleiben allein, stumm, verzweifelt. „Was willst du thun, Joseph?" unterbricht endlich der Alte das Schweigen. — „Weiß ichs?" sagt der Sohn. — „Bedenke die Klage, 10 Jahre Galeere warten dein." — „So will ich sterben," antwortet der Sohn, „auf die Galeere gehe ich nicht." — Der Vater schweigt lange und sagt dann düster: „Du hast Recht, es bleibt nichts anderes übrig, wärst du ein großer Herr, so würde die Sache vertuscht, aber du bist arm, du mußt auf die Galeere. Und ich, der ich mit Ehren unter dem Kaiser gedient, ich soll einen Sohn auf der Galeere haben?" — „Sei ruhig, Vater, das sollst du nicht, ich sterbe." — „Und ich soll leben, allein, ohne Sohn," entgegnete der Alte weinend, „nein, ich sterbe mit dir." —

So saßen sie die lange Nacht weinend beisammen und sprechend. Am frühen Morgen gingen sie noch einmal zum Nachbar, sie erneuten ihre Bitten, sie boten ihm die 500 Fr. und eine Verschreibung auf andere 500, die sie rastlos erarbeiten wollten; er blieb unerbittlich; um 10 Uhr sahen sie ihn dem Justizpalast zugehen, zu dem Manne des Schreckens, den königl. Procurator. — Sie wußten nun, Alles sei vorbei, der Verhaftbefehl werde am andern Morgen kommen; man sah sie den ganzen Tag nicht, spät Abend schlichen sie leise zum Hause hinein, sie hatten sich 5 Bout. Champagner vom Weinwirth geholt und stiegen in ihr Zimmer hinauf, wo sie sich einschlossen.

Um Mitternacht ging ein Schlosser, der in der Straße wohnte, nach Hause, er sah einen Menschen am Boden liegen und trat hinzu, in demselben Augenblicke stürzte ein zweiter Körper aus der Höhe herab, es war der Vater, der sich dem Sohne nachgestürzt hatte. Von Blut überspritzt taumelte der erschreckene Zeuge dieses gräßlichen Schauspiels zurück; als er sich aber ermannt hatte, um Hülfe zu leisten, rührte sich keiner mehr, die zwei noch warme Leichen lagen in einem Meere von Blut. — Es gab Lärm, Nachbarn und Polizei eilten herbei, man trug die Leichen in einen leeren Laden des Erdgeschosses und erbrach die Thüre der Wohnung der Opfer. Man fand die 5 Flaschen leer, das Licht heruntergebrannt, ein Zettel auf dem Tische erklärte den Entschluß des Sohnes, lieber zu sterben, als im Bagno zu leben; mit zitternder Hand hatte der Vater hinzugefügt: „Ich will nicht allein bleiben, ich folge ihm." — 450 Fr. (das Fehlende hatte zur Bezahlung des Weines und einiger Schulden gedient) lagen versiegelt unter der Adresse des Vaters des gemißhandelten Mädchens auf dem Tische. — Jetzt eben trugen sie die beiden Särge zum Hause hinaus, die Menge zog trübe und schweigend hintendrein, doch wurden manche Worte gewechselt, die eine herbe Kritik unseres modernen Strafrechtes enthielten. Ich will nicht untersuchen, ob das sinnliche Vergehen einer unbewachten Stunde mit 10jähriger Galeerenstrafe gerecht bestraft ist, aber ich sage seufzend: Entsetzliche Gesellschaft, wo so etwas geschieht; wo so etwas geschehen kann!

(Ein Universalgenie.) In einem Marktflecken nicht weit von L..... wohnte noch vor einigen Jahren eine Art Universalgenie, über dessen Hausthüre ein großes Schild setzender sonderbar stylisirter Inschrift paradirte:

Balthasar Alexander Fabian Schwarzkittel,

Barbierer, Perückenmacher, Chirurgus, Hochzeitbitter, Altarmann der Kirche z. h. Kreuz, Schulmeister, Hufschmide und Geburtshelfer,

rasiret hier einen Teuer, verschneidet dü Hahre, hier zween Fenniche, und giebd den junghen Herrn und Dahmen noch Buther und Pomathe oben dreun. Machd Spahrlampen, englische Lichter, und änvermiet in der Deudschen Sprache und Ardograffih. — Nimmt junghe Leite in Bansion und lernd innen fegten, rasiren, ein Berth beschtagen, Spizzen gnöbbeln und das Hakebeädth spiehlen. Er unterreichte in singen und reiten wie der baste Stallmeuster. Er besohld und pflegt alde Schuh, Stihfeln und Pandoffeln. — Keene die Hof'boirs blahßen und die Zitter spihlen. Verteeupt Hühneraugen, läße zur Ahder und setze spahnische Fligen zu den billichsten Preußen. Er klystird und gibd Bruchanzen zu eunrn Teeuer die Boesigen. Hanneeld ang roh und ang drtalge mit allen Sorttrn von wolriechenden Wassern — mit Trachkorden, Siegellack, rinmachinirten Heringen, Pfefferkuchen und Schuhbürsten. Mit Ptasebälchen, Mäusevallen, Spritzkuchen und andern Konfeturen. Mit Goldtünktur, Magenpulver und Krampfpillen. Mit

Kartoffeln, Brabtwürsten und andern Genüssen. Giebt Unterricht in der Jographie und im Tanzen nach der neusten Mode; alle Sonnabend: und Mittwochs von 5 bis 7 Uhr mit vollständiger Musik und fier 6 Wenniche die Stunde.

(Aus einem medicinischen Examen.) Bei einem öffentlichen Examen wurde ein Medicinar gefragt: „Wenn Jemand durch irgend eine Explosion in die Luft geschleudert wird, was ist dabei zu thun?“ — „Ich würde ruhig abwarten, bis er wieder zur Erde käme, und ihn dann untersuchen,“ war die einfache und richtige Antwort. — „Welche Muskel würden Sie bewegen, wenn ich Ihnen jetzt einen Stoß gäbe?“ — „Jedenfalls die meines rechten Armes; denn ich würde keinen Augenblick anstehen, Ihnen eine Ohrfeige zu applicieren,“ war ebenfalls die einfache und richtige Antwort.

(Offenherzigkeit.) In einer englischen Zeitung befindet sich folgendes Gesuch: „Ein junger, großer, schöner und gebildeter Mann, der kein sicheres Brod, aber viel Lust gut zu leben hat, sucht eine Lebensgefährtin mit mindestens 20,000 Pfund Sterling. Dieselbe mag alle nur mögliche geistige und körperliche Reize entbehren, das ist ihm ganz gleich; so sollte sich eine Frau oder Jungfer von mindestens 70 Jahren melden, so würde er sogar seine pecuniairen Ansprüche auf die Hälfte reduzieren.“ Ich glaube, der Mann wird seinen Zweck erreichen.

— Wie glücklich ist das schöne Griechenland, es hat doch eine ganze Million Einwohner, und seit dem 15. September d. J. sind nur 500 Mordthaten in und um Athen begangen worden.

— Ein deutscher Colonist in Algier, der es in diesem Wunderlande nicht aushalten konnte, reiste nach Frankreich, um sich seinen Paß, der in Toulon gelöscht war, wiedergeben zu lassen und in sein Vaterland zurückzukehren. Er war todt, es stand ganz deutlich auf diesem Passe: „im Lazareth von Oran gestorben.“ Da Todte nun in Frankreich nicht neben den Lebenden geduldet werden, verweigerte man ihm diesen wie einen andern Paß, mußte ihm sogar zu, sich begraben zu lassen. Das Ende vom Liede war, daß der Mann, trotz des Passes von der obersten Behörde in Algier, gefangen gesetzt, auf seine Kosten über ihn correspondirt, und da sich die Todeserklärung als ein Irrthum des Greffiers auswies, für lebendig erklärt und mit einem neuen Passe versehen wurde. Der Spaß kostete ihm drei Monate Kerkerstrafe und 500 Frs.

— Ein Hausirer machte der Berliner Polizeibehörde die Anzeige, daß eine Müllersfrau aus einem Dorfe unweit Lübben an der Spree von ihm ein schnell wirkendes Gift gegen gute Bezahlung verlangt habe, und daß er besorge, die Frau wolle ihren Mann aus dem Wege schaffen. Es ward nunmehr ein Beamter aus Berlin an die Frau geschickt, welcher sich unter dem Vorgeben, er komme von dem Hausirer, zweierlei Gift, ein schnell und ein langsam wirkendes, anbot. Die Päcke waren mit allen möglichen Giftzeichen versehen, enthielten jedoch nur Cremor tartari. Die Frau entschied sich für das schnell wirkende und brachte dasselbe sofort ihrem Gehässigen Manne bei. Das Verbrechen war hierdurch festgestellt und man schritt zur Verhaftung der 26 Jahre zählenden Frau, welche auch gleich im ersten Verhöre gestand, sie habe ihren Mann aus dem Wege räumen wollen, weil er ihr zu alt sei. — Vor der Sünde durfte sie sich freilich nicht fürchten, sie brauchte ja nur nach Trier zu wallfahrten, dann sie gnug, um den heiligen Rock zu sehen, so waren die Sünden ihr vergeben.

— Eine Dame, die gar keine Zähne mehr hatte, klagte fortwährend über Zahnschmerzen. Vom Arzte darauf aufmerksam gemacht, meinte sie: das wäre ja eben der Schmerz über den Verlust der Zähne.

— Die überaus schöne Gräfin Flora in Paris gab einen Morgen-Ball. Ein junger Edelmann aus der Provence bat die liebliche Wirthin um ein Blumen-Bouquet, das sie am Busen trug, sie reichte dasselbe dem entzückten Gaste — dieser drückte das Streuschen an seine glühenden Lippen und — verspeiste dasselbe vollständig mit Stumpf und Stiel! Schnell ward die Heldenthat bekannt — der Lohn, den die Gräfin dem Andeter zollte, war der höchste, den eine That nur erringen kann, allein die Ehre, sich überall nachgeahmt zu sehen, war auch nicht zu verachten — das Blumenessen ist in Paris zur wüthenden Mode geworden, und selbst die ländlichen Liebhaber, deren Mädchen keine Blumen haben, da selbst das kleinste Gänsebouquet nach der Stadt wandert, müssen wenigstens ein Paar Hände voll Gras essen, wenn sie ihre Liebe beweisen wollen.

— Von den verschiedenen Exemplaren des Gewandes, welches Cyrillus auf seinem Wege nach Golgatha getragen, wird das zu Argenteuil seit dem 12. August dem Volke gezeigt. Die halbe kirchliche Welt ist auf den Beinen, um sich dahin zu begeben, die mehrsten ziehen von Trier dahin, um sich nochmals durch den Anblick des Rockes Ablaß für die Sünden, die sie begangen haben und begehen wollen, zu holen.

(Eine Anekdote von der Malibran.) Mad. Malibran hatte einst zu London die Rolle der Desdemona gesungen. Ein Blumenregen überschwemmte die Bühne. Ein Enthusiast warf eine Banknote von 1000 Pfd. St. mitten unter die Kränze und Bouquets. Die Malibran sah das Papier zu ihren Füßen niedersinken, und erkannte es sogleich für eine englische Banknote; allein das Parterre stand in Masse auf und verlangte, daß das Billet vorgelesen würde. Der Tenorist, welcher mit ihr auf der Bühne war, fing an mit einem köstlichen Phlegma vorzulesen: „Englische Bank 1000 Pfd. St. nach Sicht ꝛc.“ Unter dem allgemeinen Gelächter wurde er von der Malibran unterbrochen, welche ihm einige Worte leise sagte! hierauf trat er an den Rand der Bühne vor und sprach: „Ladies und Gentlemens, wir können nicht weiter lesen, wir haben das Billet aus Irrthum geöffnet: die Adresse ist an die Armen der Hauptstadt.“

(Ein guter Schwank.) Das Raaber „Vaterland“ meldet: „In dem Wunderdoctor in Ruhna kamen unlängst zwei junge Leute, die zufällig Beide durch einen heftigen Schrecken der Sprache beraubt wurden. Der eine war Steckengländer, während der andere blos die zarten Laute Galliens verstand. Der Doctor erriech wie gewöhnlich aus ihren Augen den Unfall und verschrieb sogleich die zur Hebung desselben nöthigen Recepte. Jeder bekam ein besonderes und sie eilten damit in die Apotheke des nächsten Ortes, mit dem Vorsatze, die Kraft der Heilmittel unterweilt an sich zu versuchen. Aber, o Jammer! was geschah? Ein tückischer Zufall ließ die Me-

Digitized by Google

kamente verwechseln, nach deren Gebrauch der Engländer zu seinem Erstaunen französisch und der Franzose mit gleicher Verwunderung nur englisch sprach und Keiner seine Muttersprache mehr verstehen konnte. Ein neuer Tausch der Sprachen soll durch keinerlei Arzeneien mehr hervorgebracht sein."

— Warum schicken die Aerzte die Patienten auf's Land?
— Weil sie draußen leichter in's Grab treiben können.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Kleider werden fast alle vorn schürzenförmig oder an der Seite garnirt. Die Volants, die in leichten Stoffen und ausgezackt, oder mit Band eingefaßt, selbst auf glatten Seidengrenzen so gut aufsehen, passen nicht so gut zu den reichen Stoffen der Wintersaison; deshalb wählt man denn auch die Polamentierarbeit oder den Sammet, um die Ueberröcke oder Kleider zu besetzen, und durch diese beiden Ausputz macht man eine sehr große Mannigfaltigkeit möglich. Auf einem Ueberrocke bringt man einen Finger breite Sammetbänder an, die quer laufen. Jedes dieser Sammetbänder kommt an jedes Seite aus einer Garnirung von dem Stoffe des Kleides; auch hat jedes seine kleine Stöberne Schnalle. Dieser Rock geht sehr hoch hinauf; das Sammetband ist auf dem ganzen Rocke gleich breit und zieht sich bis auf das Leibchen hinauf. Die Aermel sind eng, unten offen und haben mit Sammet eingefaßte Aufschläge. Sammetgurtel mit Schnalle. Eine andere Garnirung eines Oberrockes besteht aus zwei Sammetstreifen, deren jeder drei Finger breit ist, die schrezenartig auf dem Rocke aufgesetzt sind und nach unten zu immer weiter von einander sich entfernen. Zwischen diesen Sammetstreifen wird ein Gegitter von schmälerem Sammetband angebracht. Das Leibchen ist, wenn es hoch hinaufgeht, eben so garnirt, oder mit Sammet eingefaßt, wenn es Revers hat. Die Aermel sind faßt ganz eng, unten offen, mit Sammt besetzt und haben zwischen dieser Besetzung von Sammetband ein kleines Gitterwerk von ganz schmalem Sammetband, ähnlich dem auf dem Rocke. Vorzugsweise bringt man Sammetbesetzung auf Stoffen von Wolle, von Wolle und Seide an, wie auf Cashemir, auf Merinos und Popeline. Auf Seidenzeugen zieht man dagegen Posamentierarbeit vor, z. B. ein Gegitter von runden Schnürchen, oder Knöpfe mit ovaler Form, die in mehreren Reihen aufgesetzt und immer dichter kommen, je weiter sie nach unten hinabsteigen. Die Aermel sind dann eng und haben Aufschläge. Sehr viele Atelier sind noch immer mit den mannigfaltigsten Posamentierarbeiten an den Kleidern besetzt, so, daß diese Garnirungen nach unten zu immer weiter von einander anlaufen. Die Taschen müssen ebenfalls garnirt werden. Band und Spitzen zieht man wiederum zum Ausputz der Staatskleider vor. Auf Brautkleidern z. B. befinden sich immer ein oder zwei breite Spitzenvolants mit einem ähnlichen Langshwal von Spitzen. Das etwas offene Leibchen ist ebenfalls mit einer und zwar ganz glatt aufgelegten Spitze garnirt. Es werden sehr viele Sammetstücke verfertigt, noch werden aber wenig getragen, da die Mitterung noch nicht ungünstig ist. Man kann fast sagen, daß die Hüte von schwarzen Spitzen in diesem Augenblicke die Mehrzahl bilden.

Ueberzieher von Atlas, Mäntel von Sammet, Mantillen, die mit Pelz garnirt sind, so wie viele Ueberröcke von Sammet, die von den Hüften bis an den Hals hinauf zugeknöpft sind, das ist das Neueste, was in den letzten Tagen zum Vorschein gekommen ist. Die Mäntel haben alle Aermel, sind oben weitig in Falten genommen, unter sehr weit und reichen etwa bis an den Knöchel. Trotzdem sind auch viele jener großen Sammet-Peleriuen wieder erschienen, welche man Camaite, Mantillen, Crispinen benannt hat, um den Namen zu ändern, aber die Sache zu behalten. Das Neueste und Bizarrste aber sind, wie schon erwähnt, die russischen Peleriuen, die hinten sehr weit herunterreichen, vorn wie ein Langshwal aussehen, und allerdings sehr vortheilhaft die Eleganz mit der Bequemlichkeit vereinigen. Der Vorzug, daß man sie zu Allem und zu jeder Zeit tragen kann, verschafft ihnen augenblicklich eine sehr große Verbreitung. Wie setzen solche russische Peleriuen von Hermelin mit blauem Atlas gefüttert, von Zobel mit rosa Atlasfutter, von Marder mit braunem oder violettem Atlas. Auch bereitet man viele Sammetpalletots vor, die mit einer doppelten Marderrolle besetzt sind, halbweite Aermel und einen viereckigen Kragen haben, der auf der Brust eine Spitze bildet. Auch diese Aermel und dieser Kragen sind mit Marder besetzt. Ueberhaupt scheint man viel Pelz tragen zu wollen. Mit satin und Ueberzieherröcke von Seidenzeug, die ganz mit feinem und leichtem Pelz gefüttert waren. Ferner sind kleine Atlasmäntelchen, Boaburllen, die ebenfalls mit Pelz besetzt sind, Muffe und selbst Boas zu erwähnen, die sich bemühen, wieder in die Mode zu kommen. Wir wollen uns nicht wundern, wenn es ihnen gelange. Die Kleider scheinen von hier an weiter ordentlichen Weite etwas zu verlieren; auch die Länge hat bei denen, welche zum Ausgehen bestimmt sind, abgenommen, bei den Salonkleidern aber noch mehr zugenommen, so daß sie gar nicht weit mehr von den Schlepp-Kleidern entfernt sind. Die kleinen Aermel sind sehr kurz, aber sehr reich mit Spitzen verziert.

Herren-Mode. Die weiten Kleidungsstücke fragen offenbar den Sieg davon; weite Paletots, weite Fracks, weite Ueberzieherröcke. Man sieht Aermel von allen Formen und sie sind meist mit Moire oder Sammet in derselben Farbe gefüttert. Die Paletots haben sehr breit zurückgeschlagene Klappen, eine niedrige Taille und sehr weit auseinanderstehende Knöpfe. Die Fracks haben dieselben charakteristischen Kennzeichen: lange Taille, breite Schöße und sehr weit auseinanderstehende Taillenknöpfe. Die Westen gehen sehr weit herunter, haben eine Schneppe und lassen viel von dem Hemde sehen, namentlich bei Besuchs- und Soireetoiletten. Man benutzt diese Mode gern, um dem herrschenden Luxus in seiner Wäsche zu huldigen, und schöne Cravaten zu zeigen. Die Westen erleiden in diesem Augenblicke sehr bedeutende Veränderungen und die neueste ist die sogenannte Joinville-Weste. Sie verdankt ihren Namen dem ganz militairischen Schnitte. Sie hat Klappen, die man zurückschlagen oder zuknöpfen kann. Die Weste eignet sich für jede Toilette.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Feder. Oberrock, das Leibchen bis oben herauf zu und mit engen Aermeln mit Spitzenbesatz. Der Rock vorn herab ist mit einer Garnirung besetzt, und unten mit zwei hohen Volants von schwarzen Spitzen besetzt. 2. Pariser Hut mit einer Seitenstaffe und mit Federn auf den Hüften. Garnirte Beinkleider. 3. Oberrock, vorn am Leibchen und den Rock hinab mit einer Garnirung besetzt. Langshwal.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Fouc. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Zwanzig Minuten ein Freiknecht.

Ein Mal — die Schlacht von Jena war
Ein halbes Jahr zuvor geschlagen —
Macht' eine frohgestimmte Schaar
Sich Sonntags auf zu Pferd und Wagen,
Bloß um mit Frau'n, so jung als fein,
In Oetsch*) beim Tanz fidel zu sein.

Ich, der, nicht dichterisch, dies erzählt,
Grün angethan, nach Jägers-Weise,
Ward rings im Einklang' auserwählt
Als der Kourrier vom frohen Kreise,
Und ritt voraus, im Lustrevier,
Zu machen für mein Corps Quartier.

Schnell trug mein Fuchs nach Oetsch mich hin.
Ich sprang vom Pferd' und stürmt' im Fluge
Die Pfeif' im Mund, den Tabak d'rinn,
Ausqualmend beim behenden Zuge,
Zum Saale, fast mit Einem Satz,
Zu suchen für mein Volk den Platz.

Doch basta! Schweift auch schon mein Blick
Von Tisch zu Tisch, um auszuspüren,
Ob nicht etwa, bei ein'gem Glück,
Mein Plan noch wo sei auszuführen:
„Besetzt!" rief man mit lautem Schall',
Rückt ich wo an, allüberall!

Sieh da, mit eins gewahrt' ich dort,
An einem Tisch, besetzt mit Bauern,
Doch einen leeren Lehnstuhl noch,
Den nahm ich ein, Platz zu erlauern,
Als eben ich, der Saalthür nah',
Just einen Schelm von Kutscher sah.

Mit dem besprach ich schnell die List,
Vom Tisch' die Bauern zu vertreiben,
Damit er, auf die Tagesfrist,
Quartier für meine Schaar mög' bleiben.
Man höre zu, wie mir der Fang
Durch jenen Schelm so gut gelang.

Er winkte von dem Tisch', woran,
Mit mir vereint, die Bauern saßen,
Den Vordersten zu sich heran,
Und sprach: „Hört, Leute, nicht zu spaßen!
Ihr sitzt dort — doch vor'n Mund ein Blatt!
Beim Musje Freiknecht aus der Stadt!"

Ich rief nach Schnapps. — Mit scheuem Blick'
Kam jetzt dort aus des Saalesgrunde
Der Bauer an den Tisch zurück

*) Dorf bei Leipzig.

Digitized by Google

Und maß mich mit verzog'nem Munde,
D'rauf zischelt er dem Brüdercorps
Rings nach der Reih' etwas in's Ohr.

„Hört! Gih't i'm wet?" erklang's alsdann:
„Ja!" meinten all', um sich zu rüsten,
Ich aber that, als feiner Mann,
Flott dampfend, mich vor ihnen brüsten;
Und, ohne noch ein and'res Wort,
Stob scheu der Kreis der Bauern fort.

Grad' recht; denn daher eben kam
Mein Corps zu Pferde und zu Wagen,
Das pfeilschnell Platz um Platz einnahm,
Dem Pseudo-Freiknecht Dank zu sagen;
Den Bauern, (noch im Saal) ging d'rauf
Von fern das Licht der Wahrheit auf.

„Der Kutscherschelm hat uns genarrt!"
Sprach Einer, daß ich's konnte hören:
„Währ er nur nicht schon furt gekarrt;
„Ich wullt' ihm schon solch Foppen lehren!
„Doch nu — 's iś wahr — dar' grüne Hanns
„Mei Sehl, gleicht dem Kavilter ganz."

F. Döring.

Ein Reiseabenteuer.

Es war in Polen. Kaum war die Hälfte der Zeit verflossen, die meine Eltern zu einem Besuche auf dem Schlosse einer Verwandten, der Frau von B., bestimmt hatten, als wir die betrübende Nachricht erhielten, daß mein Vater plötzlich gefährlich erkrankt sei.

Unsere Reise hatte auch noch den zweiten Zweck gehabt, der Frau von B. ihren einzigen Sohn zuzuführen, der mit meinem Bruder und mir erzogen worden war.

Der Schmerz unserer Verwandten, sich sobald von uns zu trennen, besonders aber von meiner Schwester, der sanften Aninia, vermochte nicht, uns zurückzuhalten. Wir beschlossen ohne Zögern abzureisen, und selbst des Nachts unsere Reise fortzusetzen, zumal der Schnee aufgehört hatte zu fallen, der Mond schien und wir in dem alten Jäger meines Vaters einen zuverlässigen Kutscher hatten.

Dicht in Pelze gehüllt, mit Mundvorrath versehen, bestiegen wir unsern Schlitten, in welchem auch Leo seinen Platz gern wieder eingenommen hätte, wäre er nicht durch die mütterliche Liebe zurückgehalten worden.

Noch vor Anbruch der Nacht erreichten wir den großen Wald, der uns von der väterlichen Wohnung trennte, und der sich weit gegen Litthauen hin erstreckt.

Unser Weg war so breit, daß die Aeste der Bäume die Strahlen des Mondes nicht abhalten konnten, ihn zu beleuchten; aber die Menge kleiner Erhöhungen von Eis und Schnee hinderte so schnell zu fahren, wie wir gerne gemocht hätten, und ermüdete unsere Pferde.

Das Schweigen, welches unter uns herrschte, wurde nur durch den Hufschlag der Pferde unterbrochen und durch das Schnarchen der eingeschlafenen Kammerfrau. Meine Gedanken waren meinem Vater zugewendet, denn bei seinem hohen Alter konnte ich mir das Gefährliche seiner Krankheit nicht verhehlen.

Aninia ihrerseits war ebenfalls nicht geneigt, das Stillschweigen zu brechen. Ihre Seele war zwischen zwei Gefühlen getheilt. Wir näherten uns mehr und mehr dem Gegenstande ihrer kindlichen Liebe, während wir uns zugleich mehr und mehr von dem entfernten, welchem sie eine zärtlichere Neigung gewidmet hatte.

Es war schon nahe an Mitternacht, und noch hatte sich nichts Ungewöhnliches ereignet, als unsere Pferde plötzlich eine große Unruhe zeigten; sie athmeten schwer, und fingen von selbst an, viel schneller zu laufen. Wir hatten die Thiere schon seit mehreren Jahren, und wußten daher, daß nur etwas Ungewöhnliches diese Veränderung hervorbringen konnte. Sie schienen sich zu fürchten, wendeten die Köpfe scheu zurück, und es war, als triebe eine unsichtbare Macht sie vorwärts.

Bald wurden ihre Sprünge so wild, daß Rosko sie mit Gewalt im Zügel halten mußte, was ihm jedoch nur mit Mühe gelang. Mich machte diese ungewohnte Wildheit unserer Thiere besorgt, und ich erblickte darin die Annäherung irgend einer drohenden Gefahr. Auch der alte Rosko wurde jetzt unruhig; er blickte sich mehrmals um, und schien gespannt zu horchen; dann ließ er plötzlich den Pferden die Zügel schießen, und sie flogen im Nu davon, was sie nur laufen konnten.

Ich saß rückwärts im Schlitten. Indem ich mich ein wenig umwendete, war mein Mund dem Ohre unseres alten Führers nahe. „Was giebt's, Rosko?" fragte ich so leise, daß Aninia mich nicht hören konnte. Der Greis schien einen Augenblick nachzudenken; dann antwortete er mir eben so leise: „Ich fürchte, daß die Wölfe auf unserer Spur sind; die Kälte trieb sie aus den Wäldern, der Hunger führt sie uns zu, und wir sind verloren, wenn die Schnelligkeit unserer Pferde uns nicht rettet."

Ich habe den Tod unter furchtbaren Gestalten ge-

Digitized by Google

ſehen, aber nie hatte der Donner der Schlachten mich ſo erblaſſen gemacht, wie dieſe Worte. Mein erſter Gedanke war Aninia; ich ſah ihre ſchönen, zarten Formen ſchon von den blutdürſtigen Beſtien zerreißen. Oft hatte ich von der Hartnäckigkeit und Schnelligkeit gehört, mit welcher die Wölfe ihre Beute verfolgen; wenn unſere Pferde nicht ſtürzten, waren wir zwar gerettet, aber ich dachte mir nur zu lebhaft, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden.

Ich hatte ein Jagdmeſſer, eine Flinte und zwei Piſtolen, aber mein Vorrath an Pulver und Blei war nur gering, und ich konnte daher nur wenige unſerer Feinde erlegen, deren Gewohnheit iſt, zu Hunderten auf ihre nächtlichen Unternehmungen auszuziehen.

Der alte Reſko trieb die Pferde an, aber er hatte dies kaum nöthig, denn ihr Inſtinkt trieb ſie mehr an als ſeine Peitſche.

Ich ſah beſtändig rückwärts, aber noch hatte ich nichts entdeckt, als Reſko, deſſen Gehör und Geſicht unendlich ſchärfer waren, plötzlich ausrief: „Sie kommen! Sie kommen! Hören Sie das Schnaufen? Der dunkle Punkt dort unten, das iſt ein Haufe von mehr als hundert Stück!“

Jetzt ſah auch ich, was das ſcharfe Auge Reſko's zuerſt erkannt hatte. Eine dichte, finſtre Maſſe kam immer näher und näher. Wilde, furchtbare Töne drangen durch die Nacht zu uns herüber, ſichere Boten der nahenden Gefahr.

Noch ahnte Aninia nichts; Alles, was ſich zutrug, erweckte ſie nicht aus ihren Träumereien; doch ich durfte ſie nicht länger in ihrer glücklichen Unwiſſenheit der Gefahr laſſen.

Schon unterſchied ich einzelne Gruppen der reißenden Ungeheuer; ſchon eilten einzelne der Maſſe voraus, und kamen unſerem Schlitten bis auf Schußweite nahe. Ich erhob mein Gewehr und zielte auf die nächſte der Beſtien. „Bück Dich!“ rief ich Aninia zu, die dadurch wie aus tiefem Schlafe erwachte. Sie ſah mich an, als wollte ſie mich fragen, aber ſie ſchien auf meinem Geſichte zu leſen, daß jetzt keine Zeit zu Erklärungen ſei; unwillkürlich beugte ſie ſich nieder, und der vorderſte und größte der Wölfe ſtürzte, vom meinem Schuſſe getroffen. —

Der Knall erweckte die Kammerfrau; ſie glaubte, wir wären von Räubern überfallen, und ſtieß ein gellendes Hülfsgeſchrei aus. „Es ſind nur Wölfe,“ ſagte der alte Reſko mit furchtbarer Gleichgültigkeit; „ſie freſſen den Geſchoſſenen! Von einem Feinde ſind wir befreit,“ fuhr er fort, „aber es bleiben noch Hunderte, bis —“

Er endete nicht, denn er wollte die Frauen nicht mit dem Gräßlichen unſerer Lage bekannt machen.

Die Pferde, durch den Schuß angefeuert, jagten mit neuer Schnelligkeit vorwärts, während die Wölfe über den gefallenen Kameraden herfielen.

„Das wird ſie nicht lange aufhalten,“ flüſterte Reſko mir zu. „Bald ſind ſie wieder hinter uns her, und unſere Pferde werden erliegen.“

Jetzt mußte ich die Seelenſtärke Aninia's bewundern: ſie beſchäftigte ſich nur damit, die Kammerfrau zu tröſten und ſie zur Ergebung in das unvermeidliche Schickſal zu ermahnen. Dann faltete ſie die Hände und betete mit der Ruhe eines Engels.

Dieſer Anblick gab auch mir den Muth neuer Hoffnung wieder. Ich lud mein Gewehr wieder und hielt mich ſchußfertig; die Pferde ſtrengten alle ihre Kräfte an, doch zugleich ſah ich ſchon wieder einige Ungethüme mit gierig aufgeſperrten Rachen uns näher kommen.

Ein Schuß ſtreckte abermals den vorderſten nieder, und ich hoffte, daß wir durch den wiederholten Aufenthalt der Thiere bei den Leichen ſo viel Zeit gewinnen würden, um das Ende des Waldes oder irgend eine menſchliche Wohnung zu erreichen.

Aber ach, wie unbegründet zeigte ſich dieſe Hoffnung! Ich hatte kaum mein Gewehr geladen, als die Wölfe auch ſchon wieder dicht hinter uns waren.

„Das Alles nützt zu nichts,“ flüſterte mir Reſko zu; „bald werden die Pferde erſchöpft ſein und dann ſind wir verloren!

Und in der That war auch ſchon eine Abnahme der Kräfte bei den armen Thieren bemerkbar. Ihr Athem wurde keuchend, ihr Lauf ungleich. Sie thaten, was ſie vermochten, denn ſie erkannten gleich uns die Gefahr, doch ihre Kräfte waren der Erſchöpfung nahe.

Unſere Lage war entſetzlich, und ich zitterte, nicht für mein Leben, ſondern für das Aninia's. Zwar ſchoß ich noch einige nieder, aber ſie ließen ſich dadurch nicht mehr aufhalten. Sie waren jetzt dicht hinter uns, und ich konnte die lechzende Zunge, die flammenden Augen jedes Einzelnen erkennen.

Und welch' eine Menge! Ich hatte kein Pulver mehr, und zur Vertheidigung gegen die zahlloſe Maſſe der Feinde mir noch meine beiden Piſtolen, die noch nicht abgefeuert waren, meinen Hirſchfänger und den Kolben meines Gewehres. Das Alles hatte Reſko bemerkt. —

Digitized by Google

„Uns bleibt noch eine Hoffnung," sagte er. „Ich erinnere mich, daß ich auf dem Herwege eine verlassene Jagdhütte bemerkt habe, die nicht mehr fern sein kann; gelingt es uns, sie zu erreichen, so sind wir wenigstens für den Augenblick gerettet, wo nicht, so werden wir von den Wölfen zerrissen. Kommt es dahin," flüsterte er mir zu, „so seien Sie barmherzig, gnädiger Herr, und geben Sie dem theuern Fräulein durch eine Ihrer Pistolen, die noch geladen sind, einen schnellen Tod, um sie vor dem qualvollsten unter den Zähnen der Wölfe zu bewahren!"

Starr blickte ich den alten, treuen Diener an; eine Thräne kann über seine gefurchte Wange; er nickte mir noch zu, um mir den Sinn seiner fürchterlichen Worte zu bestätigen.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen! Eiskalte durchzitterte meine Glieder, indem ich den Blick auf die lieblichen Züge meiner Schwester richtete und daran dachte, daß ich vielleicht in wenig Secunden gezwungen sein würde, ihr den Tod zu geben, während sie fromm und ergebungsvoll die sanften Augen zum Himmel richtete, sich in dessen Willen ohne Murren fügend.

Plötzlich sahen wir unsere erbittetten Feinde zu beiden Seiten des Schlittens erscheinen; ich sah, wie sie die Rüstern aufrissen, als wollten sie dessen Inhalt erst witternd prüfen, ehe sie darüber herfielen.

In diesem Augenblick übertieß ich mich der Verzweiflung. Meine linke Hand ergriff eine Pistole; mit unsicherem Blicke suchte ich nach dem Kopfe meiner Schwester. Ich kann mir vor, als sei ich kein Mensch mehr, sondern auch ein reißendes Thier der Wüste, das andern diese Beute streitig machen wollte. Unwillkürlich zog ich mit der rechten Hand den Hirschfänger aus der Scheide. Es schwamm mir wie Blut vor den Augen; ich sah nichts mehr, als die gierigen Wölfe und die weite Schneefläschen.

Da that eine der Bestien einen gewaltigen Satz, um in den Schlitten zu springen; aber von meinem Streiche getroffen stürzte sie röchelnd zurück. Aminia wurde ohnmächtig an der Seite der Kammerfrau, die schon lange die Besinnung verloren hatte.

„Wohlgethan!" rief der alte Rosko. „Sparen Sie Ihr Pulver und bedienen Sie sich der Klinge und des Kolbens. Ich sehe schon die Hütte. Setzen Sie den Kampf nur noch wenige Augenblicke fort, und wir sind gerettet!"

Diese Worte gaben mir meine Geistesgegenwart zurück. Rosko peitschte erbarmungslos auf die Pferde ein, und die armen Thiere machten eine letzte gewaltige Anstrengung. Ich steckte die Pistolen vorn in meinen Pelz und stand aufrecht mit geschwungenem Kolb einm Schlitten. —

War es diese drehende Haltung, war es die erneuerte Schnelligkeit der Pferde, die unsere Feinde einen Augenblick stutzen machte, genug, wir gewannen einen Vorsprung, der zwar unbedeutend, in unserer Lage aber dennoch unschätzbar war. Ich sah mich um, und dicht neben uns die offene Thür der Hütte. Rosko stieß lautes Freudengeschrei aus, indem er die Pferde anhielt und von seinem Sitze sprang. „Wir sind da! Wir sind da!" rief er. „Jetzt keinen Augenblick verloren!"

Schon hatte Aminia, schnell von ihrer Ohnmacht erholt, mit bewundernswerther Schnelligkeit den Schlitten verlassen und war in die Hütte geeilt; Rosko folgte ihr, die noch immer ohnmächtige Kammerfrau auf dem Arme; ich blieb zuletzt.

Als wir eingetreten waren, entriß der alte Diener mir das Gewehr und eilte wieder hinaus. Voll Staunen blickte ich ihm nach, und indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich, daß die Wölfe im nächsten Moment in zahlloser Menge bei uns sein würden. Ich rief Rosko und beschwor ihn, sich nicht nutzlos einer Gefahr auszusetzen; aber seine Absicht war bereits erreicht. Mit zwei gewaltigen Peitschenhieben trieb er die Pferde in Galopp davon, dann kehrte er zur Hütte zurück, auf welche eben die vordersten braven Ungethüme zusprangen. Er tödtete beide mit dem Kolben des Gewehres, trat zu uns ein, und schob die Riegel vor die feste Eichenthür der Hütte. Es war Zeit!

Vergebens würde ich die Gefühle zu schildern versuchen, von denen ich in jenem Augenblick ergriffen wurde. Viele Jahre sind seitdem verflossen, viele Ereignisse habe ich erlebt, aber noch immer sind jene Momente meinem Gedächtnisse mit unverminderter Frische gegenwärtig.

Als Rosko die Pferde angetrieben, die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten, hatte er die Geistesgegenwart gehabt, die brennende Laterne vom Schlitten zu reißen und mit in die Hütte zu bringen. Während nun die Wölfe draußen heulten, während sie gegen die Thür sprangen und die mit starken Läden verschliessenen Fenster zu erklettern bemüht waren, untersuchten wir das Innere unseres gastlichen Asyles.

Wir fanden nichts als nackte Erdwände; eine Erdbank zog sich an der einen dieser Wände hin; in einer Ecke lag etwas halbverfaultes Stroh, daneben aber fan-

Digitized by Google

den wir einen unbezahlbaren Schatz: einen hinlänglichen Vorrath von trockenem Holz, um uns vierundzwanzig Stunden gegen die Kälte zu schützen. Der alte Diener zündete damit sogleich ein Feuer an, und eine wohlthuende Wärme verbreitete sich durch die Hütte. Der Rauch zog durch eine Oeffnung, welche man zu diesem Zwecke in den Jagdhütten zu lassen pflegt.

Mit mehr Ruhe betrachtete ich jetzt meine geliebte Schwester, die neben der Kammerfrau kniete, welche sie mit Hülfe einiger Tropfen eines geistigen Getränkes bald zum Bewußtsein zurückbrief. Dann lagerten wir uns um das wohlthuende Feuer, und während wir unsere Feinde draußen heulen hörten, wünschten wir uns Glück, ihnen entronnen zu sein.

(Beschluß folgt.)

Der Kriminalrath.*)

In den Papieren eines verstorbenen Freundes fand ich folgende Mittheilungen, welche einige Jahre vor seinem Tode niedergeschrieben und mit zum Druck geeignet schienen.

Ich fühlte mich einst veranlaßt, das Irrenhaus zu D. zu besuchen. Ein freundlicher alter Wärter führte mich darin herum; er nannte sich nur den Narrenvater und blickte auf das Thun und Treiben seiner Pfleglinge herab, wie man auf das Spielen der Kinder herniederschaut, mit Liebe und Nachsicht. „Die Narren", sagte er, „sind gar nicht so dumm als man glaubt, während die Klugen stets anzufriedn und unbefriedigt sind; ohne zu wissen warum, weiß der Narr recht genau, wo ihn der Schuh drückt. Er kennt die Wunde seiner Seele und legt sich selbst das Pflaster darauf. Der Ehrgeizige baut sich in seinen Phantasien einen Thron und setzt sich die Krone auf's Haupt, der Philosoph erfindet Systeme, der Arzt merkwürdige Kuren, und es gibt unter allen meinen Pflegebefohlenen nicht einen, in dessen Wahnsinn nicht irgendwo ein Sinn und Verstand gebergen wäre. Die Wahnsinnigen sind wie die Räthsel; wenn man den rechten Schlüssel, das rechte Wort findet, da versteht man sie auf einmal und kann sie auch behandeln."

Der alte Mann schloß mir eine reinliche Zelle auf, und ich betrat dieselbe mit jenem bangen Herzklopfen, womit man sich dem Bette eines zum Tod Erkrankten nähert. Ein schönes zwanzigjähriges Mädchen hatte eine große Wickelpuppe in ihren Shawl gehüllt, und trug sie singend im Zimmer auf und nieder. Es lag etwas so Liebliches in der jugendlichen Stimme, so wie in dem Ausdruck der Wahnsinnigen, daß ich mich nicht bei dem kurzen Anblick begnügen konnte. — Schläft es schon? fragte ich; da blickte mich ein frommes blaues Auge an; die Mutterliebe sprach warm und innig heraus, als sie leise antwortete: Noch nicht ganz fest; und ich war geneigt zu glauben, daß sie wirklich ein lebendes Wesen im Arm hielt. — Ich bat mit von meinem Begleiter nähere Auskunft über das Mädchen aus, die er mir auch, als wir die Zelle verlassen hatten, gern ertheilte.

Das arme Geschöpf, dessen wahnwitzige Mutterliebe meine Theilnahme erregt hatte, war als Kindermörderin zum Tode, und als Milderung der Strafe, zum Zuchthause verurtheilt worden. Noch vor der Vollziehung des Richterspruchs erbarmte sich ihrer der Wahnsinn, und sie kam in's Irrenhaus. Die Aerzte hatten die Rasende mit Drillmaschine und Sturzbad regalirt. „Nun, fuhr mein Erzähler fort, die Aerzte müssen wohl am besten wissen, was sie thun. Wer weiß denn, was in so einem verrückten Kopfe vorgeht, und ob das Sturzbad dem Geistekranken nicht wie ein Wasserfall von Schaffhausen oder vom Niagara vorkommt, und das Drillrad ihm nicht wie ein Ungeheuer, das ihn gefressen hat, erscheint. — Er fürchtet vielleicht verdaut zu werden, und die Todesangst macht ihn dann still. Ein krankes Gehirn verarbeitet alles ganz anders als ein gesundes, und wenn man den Rasenden an die Kette legt, so rasen seine Gedanken um so mehr im Innern. Wenn ein Mensch sich vor Gespenster fürchtete, und man wollte ihn in der Dunkelheit um Mitternacht festbinden, so würde er sich wahrscheinlich noch mehr fürchten, er könnte nur nicht davon laufen, er würde sich einbilden, die Gespenster hätten ihn gebunden, und sich in seinem Wahne noch bestärkt fühlen, anstatt geheilt zu werden. Ich suchte dem armen Mädchen so viel als möglich die Qual zu erleichtern, und als die Raserei sich legte, verfiel sie in Tiefsinn. Sie sehnte sich nämlich nach dem Kinde, das sie gemordet hatte, und weinte beständig nach dem Kleinen. Da heiterten sich plötzlich eines Tages ihre Züge auf. Kinder spielten im Garten mit einer Puppe; sie riß dieselbe an sich und wollte nicht von ihr lassen, ich mußte sie ihr mit Gewalt nehmen; da weinte sie die ganze Nacht nach der Puppe, die sie für ihr Kind erklärte, und sie kam der Raserei wieder nahe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der Europa.

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Die Geige von Amati.) Bei dem Marquis *** in Paris, der ein großer Musikfreund und Instrumentensammler ist, erschien unlängst ein Musikhändler und trug ihm eine ächte Geige von Amatie zum Verkaufe an. Der Marquis ließ die Geige von mehreren Violinspielern prüfen und nach befundener Aechtheit wurde der Preis von 5000 Fr. gezahlt. Die Geige wurde nun numerirt, sie prangte unter anderen Cabinetsstücken im Instrumentensaale und man kann sich denken, daß der Marquis sogleich in Entzücken gerieth, wenn er selbst oder sonst Jemand die Geige mit dem Bogen berührte. Natürlich führte der Marquis jeden Künstler, der sich ihm vorstellte, in seinen Concertsaal, und da jeder vorzuglich fand, was der Herr vom Hause lobte, so sah unser Beschützer den Himmel voller Geigen.

Der Marquis befand sich noch in den Flitterwochen seiner Vermählung mit der Tochter Amati's, als seine Freude plötzlich gestöret wurde. Als er eines Morgens mit der schönen Amati tändelte, trat sein Neffe und einziger Erbe ein und stellte dem lieben Onkel die dringende Nothwendigkeit eines neuen Reitpferdes vor. Der Onkel war zu sehr vertieft, er hörte nicht, oder wollte nicht hören.

„Ein herrlicher Goldfuchs, lieber Onkel, 15 Faust hoch."

— „Höre zu, mein Junge, bewunderte die Fülle dieses Tones."

„Sie sollten ihn traben sehen."

— „Ich fühle eine besondere Geläufigkeit in meinen Fingern, wenn ich diese Geigt in die Hand nehme."

„Und kostet blos 5000 Fr.!"

— „Wie? 5000 Franks für ein Reitpferd, lieber kaufe ich noch eine Geige von Amati."

Und somit wurde die Bitte rein abgeschlagen. Der liebe Neffe wollte aber durchaus ein Reitpferd besitzen und ersann folgende List. Er kaufte in der Rue du temple eine alte Violine mit einem Pferdekopfe am Ende des Halses, ganz ähnlich der Amati'schen Geige, für einige Franken, numerirte sie wie den Liebling seines Onkels, hängte sie an die Stelle der ächten Geige und verkaufte diese. Für die erhaltene Summe wurde der Goldfuchs angeschafft. Der Neffe reitet nun alle Tage ins Boulogner Wäldchen und der Onkel windet sich noch immer vor Entzücken bei den Tönen der Pseude-Amati, als als wenn es die ächte wäre. — Der Neffe ist nun Musikfreund geworden und wünscht, daß der Onkel recht viele edle Geigen kaufen möge.

(Thee, Kaffee und Tabak.) Thee, Kaffee und Tabak verbinden in diesem Augenblicke drei verschiedene Theile der Welt, die ohne diese Pflanzen wenig von einander wüßten. China ist mit England fast blos durch seinen Thee in Verbindung gekommen; Tabak war 300 Jahre hindurch der einzige Artikel, der unsere Schiffer nach der westlichen Halbinsel zog, und in Arabien suchen wir selbst heut zu Tage blos Kaffee. Diese sind die kleinen, aber mächtigen Quellen der Nationalverbindungen. Die Entdeckung des Kaffee's fällt gegen Ende des 13. Jahrhunderts, und war, wie viele große Entdeckungen, das Resultat eines Zufalls, von der Noth adoptirt. Ein Araber, der Sheik Omar, wurde von seinen Landsleuten verfolgt. Er und die Seinigen flüchteten sich in die Gebirge der Provinz Yemen, wo ihnen jedes gewöhnliche Nahrungsmittel fehlte. Ein Kaffeebaum war in der Nähe; der arme Flüchtling versuchte Bohnen zu kauen, fand sie aber zu hart; er machte den Versuch, sie zu kochen, trank das Wasser, fühlte sich neu belebt und machte sofort die Frucht zur Herrscherin der Welt. Der Kaffee mit all seinen empfehlenden Eigenschaften brauchte über 200 Jahre, um seinen Weg in die Welt zu finden. Von seinem eigentlichen Vaterlande war er verachtet, wie ein Prophet von seiner Familie. Das so nahe Aegypten und die Türkei fingen erst 300 Jahre nach der Entdeckung an, ihn zu trinken. Nun kam auch der Tabak, dessen Mißbrauch dem Kataloge unserer Laster einen neuen Artikel hinzugefügt hat. Es ist übrigens ein merkwürdiges Beispiel menschlicher Verderbtheit, daß, während der Kaffee, dieses angenehme und zuträgliche Getränk, 400 Jahre brauchte, um sich in Europa einzuführen, und die Kartoffel in vielen Ländern des Continents jetzt erst anfangt, cultivirt zu werden, der Tabak schon in 5—6 Jahren so weit bekannt war, wie ihn Schiffe tragen konnten.

— Basedow fand sich einst bei Gleim zum Besuche ein und bat dessen Nichte, die bei den Dichtern Gleminde genannt wurde, ihm, ehe Gleim selbst anwesend wäre, einen Spaß zu gestatten. Er wollte nämlich, sobald Gleim kame, unter den Tisch kriechen, und dann sollte sie denselben, am Tische sitzend, einmal an ihn erinnern. Die Nichte läßt es geschehen. Bald darauf schellte es an der Hausthür, und Basedow kroch unter den Tisch, dessen lang herabhängendes Tischtuch ihn gut verbarg. Die Uebrigen setzten sich und kaum war der Eierkuchen vorgelegt, so fing die Nichte an:

„Onkel, was mag wohl Basedow machen?"

„Was geht mich der Sch—hund an!" — antwortete dieser.

Hier zwickte Basedow Gleim ins Bein, und dieser, welcher glaubte, es sei der Hund, welcher unter dem Tische sitze, stieß mit dem Fuße nach ihm. Nach einigen Secunden sagte die Nichte wieder:

„Basedow ist lange nicht hier gewesen, wo mag er wohl stecken?"

„Er wird wohl sitzen und saufen," — war die Antwort.

Hier zwickte Basedow Gleim abermals, dieser hob das Tischtuch auf, sah unter den Tisch, und als er den großen Philantropen gewahrte, sprang er, der sonst voll Zartheit und Süßigkeit im geselligen Verkehre war, plötzlich auf und gab seiner Nichte ein Paar Maulschellen.

(Die Todesbrücke zu Luzern.) Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befand sich zu Luzern eine 300 Fuß lang überdeckte hölzerne Brücke, die Spreuerbrücke, schlechthin auch die Todesbrücke genannt. Jede, die Bedachung tragende Säule war nämlich mit zwei der Rückseite einander zugekehrten Bildern verziert, so daß man, von welcher Seite man auch hinschauen mochte, immer eine lange Reihe allegorischer Gemälde vor sich sah, welche die alte, bekannte Wahrheit: „Vor den Tod kein Kraut gewachsen ist!" versinnlichen sollten. Der Schöpfer dieser 36 Doppelgemälde, deren Entstehen in die Jahre 1631—1637 fällt, war Kaspar Mylinger. Eine eigene, seltsame Laune des Künstlers, vielleicht auch um der schon viel-

Digitized by Google

sach ausgeführten Idee eines solchen Todtentanzes ein etwas originelleres Gewand zu leihen, hatte ihn zu dem Gedanken veranlaßt, daß sich auf jedem dieser Gemälde der stille Freund Tod darin gefiel, sein Opfer zu hintergehen. Begnügen wir uns mit nur wenigen Andeutungen dieser wunderbaren Todesbilder!

Hier zeigt das eine Gemälde einen Reiter, welcher der Schlacht entflohen ist, aus Furcht, das Leben zu verstehen zu verlieren. Schon wähnt er sich vor jeder ihn treffenden Gefahr gedorgen — allein der Tod sitzt hinter ihm zu Roß.

Anderswo schleppt ein weißgelockter Greis lebensmüde herum. Nicht allzufern von ihm schläft ein Kind, sein Enkel, wie ein Engel, süßträumend und in vollster Gesundheit auf seinem kleinen Lager — da erhebt sich der Knochenmann hinter einem Zaune und über den Greis weg zeigt er, gräßlich lachend, auf die Wiege mit seinem schlummernden Engel.

Ein drittes Bild zeigt eine seit wenigen Augenblicken vermählte Jungfrau. Vater, Mutter, Freunde und Bekannte theilen sich nach einem hergebrachten Gebrauche in ihre Brautkrone und leeren auf das Wohl der jungen Glücklichen die Gläser — aber schon harrt ihrer an der Thür des Brautgemaches der düstere Mann mit Stundenglas und Hippe.

Dort sieh ein anderes Bild, ähnlich dem bei Holbein, eine Nachtscene schauen. Ein Mönch bringt einem schwer Erkrankten den letzten Trost der Kirch. Fackelschein erhellt das nächtliche Dunkel und der Fackelträger ist das häßlichste Gebäu — der Tod, welcher sich umdreht und mit jenem Lachen, das ihm nur eigen ist, auf den Tröster zeigt.

Da das Holzwerk der Brücke, (sie war 1404 errichtet und hatte nur wenig Reparaturen erleden dürfen), durch den Zahn der Zeit völlig unbrauchbar und unsicher gemacht warden war, vertauschte man die Brücke mit einer neuen, und so ist auch ihr Meisterwerk, wie so manches andere, das im Laufe des 15. Jahrhunderts in der Schweiz erstand, spurlos verschwunden.

(Künstlerlaune.) Jean Abell, ein ausgezeichneter Sänger und Lautenspieler an der Kapelle Karls II., Königs von England, hatte seine Stelle zur Zeit der Revolution von 1688 verloren und sah sich genöthigt, auszuwandern und ein reisender Concertgeber zu werden. Er bereiste Holland, Deutschland und endlich Polen. In Warschau ward er eingeladen, vor dem Könige zu singen. Abell entschuldigte sich, und auf eine zweite an ihn ergangene Einladung wiederholte er seine Weigerung schriftlich. Es ward ihm darauf förmlicher Befehl gegeben, bei Hofe zu erscheinen.

In dem Palaste angekommen, führte man ihn in einen geräumigen Saal, um welchen eine Gallerie herum lief. In der Mitte des Saales stand ein Sessel, welchen man dem Künstler darbot. Aber kaum hatte er sich niedergesetzt, als der Sitz durch einen künstlichen Mechanismus bis an die Decke gehoben wurde. In demselben Augenblicke erschien der König auf der Gallerie, umgeben von seinem Hofstaate. Auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich die Thüren des Saales und man sah Bären hereinstürzen. Der König stellte alsdann dem Musiker die Alternative, entweder auf der Stelle zu singen oder auf das Parkett mitten unter die wilden Bestien herabgelassen zu werden. Man kann wohl denken, daß Abell sich bedachte, das Erstere zu wählen. — Später gestand er selbst, als er diese Abenteuer erzählte, daß nie in seinem Leben seine Stimme besser gewesen wäre.

— Milton erwiederte auf den Tadel, daß er seine Töchter keine fremde Sprache lernen lasse: „O, eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Unter allen Zeugen, welche für den nahenden Winter den Damen geboten werden, nimmt das Amazonen- oder Gasemiretuch, das weich, dünn und doch warm ist, eine ausgezeichnete Stelle ein. Man macht daraus viele Morgenkleider und zierliche Negligees in dunklen Farben, namentlich Russischgrün und Bronze. Solche Kleider gehen hoch hinauf und haben einen kleinen Puritanerkragen, dieweilen auch Schößchen. Die Verzierungen bestehen in Soutasbändchen von Seide oder Sammet, aus Byzantinerleit, oder, was ganz neu ist, in einer feinen Stickerei in Seide und Chenille. Die wattierten Ueberröcke, die man seit einigen Jahren vernachlässigt hatte, kommen wieder sehr in Gunst. Will man einen warmen, aber minder dicken Anzug haben, so trägt man wattirte Kleider, die man besonders von Lirkone, von glasierter Leonantine oder von Repé in dunkeln Farben wählt. Zu einem solchen wattirten Leidchen trägt man dann am liebsten wattirte Unterjuppe. Ein sehr hübscher Anzug zum Ausgehen Mittags besteht in einem pertengrauen seidenen Kleide mit Schnallengürtel und hohem Leibchen mit doppelten Aermeln in abstechender Farbe. Die Aermel laufen fort und bilden ein umgekehrtes V bis hinunter auf das Kleid. Die fast ganz knappen Aermel lassen faconnierte Unterärmel sehen. Dazu einen Hermelin-Langshwal, einen Hut von weißem Atlas mit einem Eichenzweige und einigen glanzenden Käfern auf den Blättern. Man hat es auch versucht, in der eleganten Welt Sammet-Spenzer mit Schößchen in die Mode zu bringen und dieselben zu Röcken von schwarzem Atlas zu tragen, deren Leibchen mit Sammet garniert sind. Ueberhaupt ist das Schwarz dieses Jahr sehr modisch. Es handelt sich darum, die außerordentliche Weite der Kleider etwas zu verringern und man hat auch wirklich bereits einige Versuche gemacht. Die Volants sind so modisch, daß man sie sogar auf den Oberröcken trägt und zwar Spitzenvolants. Man trägt außerordentlich viel carrierten Flanell zu Mänteln, Langshawls und Hauskleidern; zu Langshwals auch gestreiften Flanell. Man sieht sehr viele kurze Mäntel von schwarz und weiß gekreistem Flanell, die man Reisemäntel nennt. Elegant sind sie durchaus nicht, aber man trägt sie sehr gottlich. Federn sieht man auf allen Sammethüten. Niemals hat man so viel Sammet getragen als diese Jahr; auch muß man gestehen, daß er sehr kleid ist, namentlich der Damastine-Sammet. Von jedem Sammt trägt man auch Mäntel, namentlich den sogenannten russischen Mantel mit Pelzbesatz, der mit weißem Atlas gefüttert und wattiert ist, auch eine große Pelerine und eine sehr breite Pelzbesatzung hat. Als Neuheit, daß man diesen Mänteln weit Pelz tragen wird, kann auch der Umstand dienen, daß wir Mäntel ganz von Pelz gesehen haben, die oben eine Pelerine und unten einen Langshawl bildeten. Es ist die Rede davon, große Kragen, welche eine Pelerine bilden, an den Oberröcken anzudringen, wenn diese von Sammet oder Atlas wären. Etwas Neues ist der griechischen Pallettot, der dem Herren-Pallettot sehr ähnlich, aber von demselben doch auch wieder sehr verschieden ist. Die Farbe und der Stoff desselben müssen stets mit denen des Kleides gleich sein. Er liegt am Oberkörper fest an und fliegt so wie

Digitized by Google

ein hohes Kleid aus. Die Aermel sind weit, namentlich unten, wo sie gefüttert und geschnürt sind. Der Rock ist sehr weit, nicht sehr lang und hat eine Oeffnung an jeder Seite, die wie die Aermel, geschnürt sind. Dieser Paletot sieht sehr gut aus und ist sehr zweckmäßig.

Herren-Mode. Als Morgentoilette trägt man den anschließenden Paletot-Twine, welcher genau alle Krümmungen der Taille und alle Theile des Körpers bezeichnet; die Revers, die Aufschläge und den Kragen füttert man mit dazu passendem Seidenstoff, welcher weder wattirt, noch durchsteppt ist; die Röcke haben eine Tasche in der Höhe der Hand, welche sich einige Centimetres unter der Hüfte befindet; eine andere bringt man auf der linken Seite der Brust an; die Aermel sind im Allgemeinen etwas weit, besonders für dies Genre von Bekleidung, welche oft den Pardessus ersetzt; die Vordertheile steppt man auf überwendlings genommenem Rande. Die Revers sind oben noch viereckig, ebenfalls die Zipfel des Kragens, aber nicht mehr so breit wie bisher; die Knöpfe macht man von demselben Stoffe. Die zu jenen Paletots beliebtesten Farben sind: eisengrau, braun, dragonergrün, und die Farbe der welken Blättee. Die Gilets, welche man zu solchen Paletots trägt, macht man über Kreuz liegend, oder mit Shwals, unten sehr lang, und die Hüften ungefähr um 2 Centimetres übersteigend, die Gilets mit Shwals knöpft man sehr hoch zu und verbirgt damit einen Theil der Cravatte; diejenigen, welche man über Kreuz liegend verfertigt, haben breite Revers, und man knöpft davon nur vier Knöpfe zu. Man sieht deren noch in andern Gestalten, da sie jedoch von der fashionablen Welt selten getragen werden, so wäre es überflüssig, sie zu beschreiben. Die zu den Morgen-Gilets verwandten Stoffe sind die Tartans-Cachemires, mit verschiedenfarbigen Carreaux oder Streifen aus blauer oder myrthengrüner Grundfarbe, oder auch wohl Sammete mit doppelten Carreaux auf schwarzen, hellgrünen oder granatfarbigen Grundfarben. Die Morgen-Pantalons sind weit auf den Beinen, fallen gerade auf den Stiefel und sind unten rund und ohne Sprungriemen. Die zu jenen Pantalons beliebtesten Satins haben doppelte Carreaux, Farbe auf Farbe, oder auch wohl dicke dunkelgraue Streifen.

Die Soireen haben kaum begonnen und schon steht die Mode in vollem Glanze, nicht wegen der Verzierungen, mit denen man sonst die Wintertrachten überlud, sondern wegen der eleganten Einfachheit, welche der gute Geschmack vorzieht. Die Fracks haben einen niedrigen breiten Kragen und die Taille reicht gerade bis zu den Hüften; die Schöße sind eher kurz als lang, d. h. sie reichen nicht ganz bis an die Wade; sie sind dabei unten breit und etwas abgerundet, vorn dagegen fast gerade geschnitten. Oben an den Schößen sieht man eine Patte. Die Anglaisen sind breit und schlagen sich bis nach unten um, die Aermel bleiben kurz und eng und die Aufschläge sehr klein. Die Knöpfe sind von droschirtem Atlas oder von einfarbigem Cashemir in der Farbe des Fracks. Für die Modefarben gelten: Schwarz, Pomare-Grün, Jsly-Blau, Mogador-Braun und Tanger-Rauch. Die Soiree-westen sind gerade und mit Shwalkragen, ziemlich lang und mit einer Schneppe unten. Man trägt sie von weißem Piqué, von Venetienne, von einfarbigem Sammet, und zwar in Smaragdgrün, Violett, Roth und Schwarz. Die Soiree-Pantalons sind halbanliegend, unten ganz knapp und an der Seite ein wenig offen. Diese Oeffnung wird durch vier Knöpfchen in Gold oder Glasfluß, je nach der Farbe der Pantalons, geschlossen. Man trägt sie indeß auch ohne diese Oeffnung; dann werden sie durch einen schmalen Fußriemen von Tuch gehalten. Die Zeuge, die man zu solchen Pantalons vorzieht, sind schwarzes Atlastuch und weißer Cashemir oder Casimir. Zum Ausgehen trägt man noch immer den Rock mit niedrigem breitem Kragen, sehr tiefer Taille und kurzem, sehr weitem Schooß. Die breiten Anglaisen schlagen sich bis nach unten um, sind aber so eingerichtet, daß man den Rock auch leicht zuknöpfen kann. Die Aermel sind wieder etwas weiter. Die Modefarben sind: Bronze, Braun, Schwarz und Grün. Die Westen zu diesem Anzuge hat man in dreierlei Art: gerade, mit Shwalkragen und übereinandergehend. Immer sind sie ziemlich lang, so daß sie über die Hüften hinweggehen. Die Stoffe, welche man vorzieht, sind Jsly- oder Mogador-Cashemir, Sammet mit doppelten Carreaux und doppelten Linien von verschiedener Farbe auf braunem, violettem oder schwarzem Grunde Auch einige, aber wenige, Valencias trägt man. Die Beinkleider zum Ausgehen sind an den Beinen weit, an der Seite offen und rundlich auf den Fuß vorfallend. Die Fußriemen sind leider noch immer festgemacht. Man trägt viele schinirte und carrirte Stoffe, doch auch einfarbige und zwar perlengraue und dunkelnußbraune. Man trägt noch Twines, welche sich vollkommen an den Körper anlegen, ganz mit Seide gefüttert, wattirt und gesteppt sind. Sie haben einen breiten Kragen, sehr breite Revers, welche sich bis nach unten umschlagen und ebenfalls gefuttert, wattirt und gesteppt sind. Die vorherrschenden Farben sind Pomare-Grün, das Victoria-Grün und das melirte Grau. Zu einem solchen Twine eine ganz übereinandergehende Weste und weite Beinkleider ohne Fußriemen. Es scheint indeß, als sollten die Twines oder Tweeds durch die Ueberzieh-rocke verdrängt werden; namentlich hat der bekannte Kleidermacher Humann einen ganz neuen, sehr eleganten erfunden, den er Zibourn nennt. Außer diesem hat man neapolitanische Celopinen mit weiten Aermeln, Letzteres oder kleine schief geschnittene Mantelchen mit unsichtbaren Aermeln, die man so nennt, weil der Mantel nicht über die Hände hinwegreicht und man die Aermel nicht gleich sieht, die zwischen den tiefen Falten angebracht sind.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Caban oder kurzer Herrenmantel mit Capuze, griechischen Aermeln und mit Posamentirarbeit ausgeputzt. Außen herum mit Sammetband eingefaßt. Die Vordertheile bilden oben ein kleines Revers. Der Rücken hat keine Oeffnung. Gerader Oberrock. Weite Beinkleider. 2. Sammethut mit Feder. Mantel mit Kragen und Pelerine, vorne herab pelerinenartig mit Sammet besetzt und unten mit doppelten Fransen-Volants. Kurze weite Aermel. 3. Gekreuzter Rock, der auch für einen Paletot gelten kann, denn die Taille ist breit und lang, nur an den Hüften sind keine Taschen, der einzige Unterschied, der zwischen ihm und einem Paletot ist. Kragen und Revers sind mit Sammet überzogen. Gekreuzte Weste und weite Beinkleider, die zu zwei Drittel die Länge des Fußes bedecken.

Annonce.

Knöpfe aller Art.
Hosen- und Westenschnallen,
Rockborten und Schnuren,

empfehlen bei vorzüglicher Qualität und in en gros-Kaufen, zu Preisen, wie selbige in den Messen von den ersten derartigen Fabrikanten verkauft werden.

G. Ettler & Comp.
am Markt Nr. 11.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Ein Reiseabenteuer.

(Beschluß.)

Nur der alte Rosko schien fühllos gegen die Gunst zu sein, welche der Himmel uns gewährt hatte. Er warf finstere Blicke in die flackernde Flamme; seine Stirn war gefurcht und von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf. Doch ich fühlte mich so glücklich, daß ich darauf nur wenig achtete. Plötzlich hörten wir draußen einen durchdringenden Schrei, und sahen uns erschrecken an; der Schrei war so stark, daß er aus keiner Menschenbrust kommen konnte; bald verstummte er, doch die gewaltige Klage, die er ausgesprochen hatte, tönte uns noch immer in den Ohren.

Nach einer Pause sagte Rosko: „Dieser furchtbare Schrei verkündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes, gnädiger Herr. Ich habe diesen Schrei oft von Pferden auf dem Schlachtfelde im gewaltigen Kampfe gegen den Tod gehört. Ich wette, daß die Stute weniger gelitten hat. Gewiß aber ist, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden sind, welche sie jetzt verschlingen und und deshalb etwas Ruhe lassen; bald aber werden sie blutdürstiger als zuvor zu uns zurückkehren."

Der alte Rosko sprach die Wahrheit. Sie begannen auf's Neue ihre Angriffe auf die Hütte, und wir konnten segar erkennen, daß ihre Wuth sich vermehrt haben mußte, denn sie machten gewaltige Anstrengungen, um an den Wänden herauf auf das Dach zu klettern. Voll Erwartung blickten wir in die Höhe, da vertrieb ein Windstoß den Rauch und zeigte uns den klaren Himmel, zugleich aber auch vier blutrünstige Wolfsrachen.

Mit großer Ruhe, die wir Andern nicht theilten, sagte der alte Rosko: „Von denen haben wir nichts zu fürchten; sie scheuen das Feuer und sind darum jetzt so geblendet, daß sie uns nicht einmal unterscheiden!"

Plötzlich entstand ein furchtbares Krachen; in demselben Augenblicke verschwanden drei der Ungethüme, das vierte aber stürzte durch das zusammenbrechende Dach zu uns herunter, grade in das Feuer.

„Schießen Sie, aber zielen Sie gut," rief Rosko mir zu, während zugleich er selbst das Gewehr ergriff. Ich schoß und traf, und Rosko versetzte dem Wolfe mit dem Kolben vollends den Todesstreich.

Wir warfen das getödtete Thier, dessen mit den Flammen vermischtes Blut einen stinkenden Qualm hervorgebracht hatte, in eine Ecke, und der alte Rosko sagte dabei: „Das ist wahrscheinlich der einzige Besuch der

Digitized by Google

Art, welchen wir während der Nacht zu fürchten haben, aber der Tag wird uns mehr von diesen Gästen zuführen, als wir zu tödten im Stande sind."

Diese Worte hatte ich allein gehört, und ich fragte ihn flüsternd, was er für den Tag zu fürchten hätte, da wir hoffen dürften, daß die Wölfe sich in das Innere des Waldes zurückziehen würden.

„Das ist nicht zu hoffen, denn da, wo die Wölfe sich in so großer Anzahl versammeln, scheuen sie das Licht des Tages nicht. So lange unser Holzvorrath verhält, sind wir wohl gegen einen Angriff von oben gesichert, aber dennoch bleibt uns kaum eine andere Hoffnung, als die Frauen und unser Leben auf das Aeußerste zu vertheidigen. Was sollen wir aber anfangen, wenn die Nacht wiederkehrt und unser Holz zu Ende geht?"

So war meine einzige Hoffnung vernichtet, und unser Verderben schien mir jetzt unvermeidlich. Dennoch bot ich Alles auf, Aminien meine Unruhe zu verbergen, und ich war froh, als die Ermüdung sie in einen festen Schlaf versenkte; das freundliche Lächeln aber, welches im Schlafe ihre Lippen umspielte, zerschnitt mir das Herz.

Ehe Rosko mir seine Besorgnisse mittheilte, riefen alle meine Wünsche den Tag herbei; nun aber wünschte ich, daß die Nacht ohne Ende sein möchte.

Endlich begannen die Sterne zu erblinden und der gefürchtete Tag brach an.

Der Augenblick, wo die Prophezeihung Rosko's in Erfüllung gehen sollte, nahete heran. Die Wölfe, ermuthigt durch das Licht des Tages, kletterten bis zu zwanzigen auf das Dach, welches unter ihrem Gewichte zusammen zu brechen drohte.

Aminia schlief noch immer und ich dankte Gott dafür. —

In dieser äußersten Noth, als schon jede Hoffnung verloren schien, fiel plötzlich ein Schuß, noch einer, wieder einer, bis gegen funfzig; lautes Jagdgeschrei und Hundegebell traf unsere Ohren. Die Frauen fuhren aus dem Schlafe empor; unsere Verfolger sprangen von dem Dache herab und liefen heulend davon.

Rosko riß hastig die Thür auf und rief voller Freuden: „Die Wölfe sind schon weit fort und die Jäger treten aus dem Walde."

Wir eilten zu der Thür, die Freiheit war uns zurückgegeben und mit ihr der Genuß des Lebens. Die Wonne des Daseins rann durch unsere Adern, und wir athmeten mit Entzücken die frische Luft ein.

Wir sahen jetzt unsern Befreier an der Spitze einer Menge Jäger erscheinen; es war Leo von M., der Bräutigam meiner Schwester.

In dem Schlosse seiner Mutter hatte sich die Nachricht verbreitet, daß eine große Heerde Wölfe aus Lithauens endlosen Wäldern hervorgebrochen sei und die Gegend erreicht habe, durch die wir mußten; mehrere Unglücksfälle seien schon vorgekommen, und die Bewohner der Umgegend vereinigten sich zu einem großen Treibjagen. Die größte Unruhe bemächtigte sich seiner; er versammelte sogleich alle Leute, die ein Gewehr führen konnten, und brach in eben dem Augenblicke auf, als auch andere Gutsbesitzer mit ihren Jägern eintrafen. Diese wollten die Jagd erst am folgenden Tage beginnen, aber Leo ließ sich durch nichts abhalten, und seine Beredsamkeit bestimmte auch die Andern, das Treiben sofort zu beginnen.

„So, meine theuren Freunde," schloß er seine Erzählung, „war ich so glücklich, mit zu Eurer Rettung beitragen zu können."

Der Kriminalrath.

(Fortsetzung.)

Da ließ ich ihr eine Puppe fertigen, und legte sie, während sie schlief, an ihre Seite. Das war eine Freude beim Erwachen, sie herzte und drückte sie. Seitdem ist sie nun ganz glücklich; jedes Band, jedes Stückchen Zeug, das man ihr gibt, verwandelt sie in Kindersachen; sie gibt der Kleinen zu essen von ihrem Essen, weshalb das Puppengesicht auch immer etwas schmutzig ist. Dann wäscht sie es zuweilen und weint bitterlich, wenn das Kind dann so blaß aussieht. Dann wartet sie es ab, wie ein krankes, bis ich ihm einen neuen Kopf gebe; dann ist die Freude wieder groß; die rothen Backen entzücken sie, und sie zeigt es stolz allen Menschen. Sie wäre eine recht gute und brave Mutter geworden, die Mutterliebe war in ihr mehr ausgebildet als bei manchen andern. Das Gefühl in ihr ist wahr und schön — nur daß es sich auf einen todten Gegenstand gerichtet hat, den der Wahn an die Stelle des lebenden adoptirte. Wie viele Mütter lieben nicht ungerathene Kinder, wie viele Frauen nicht schlechte Männer, man nennt sie nur nicht wahnsinnig, weil sie nicht im Irrenhause wohnen."

Bei der Erzählung des alten menschenfreundlichen Mannes überkam mich eine tiefe Wehmuth, nicht über

Digitized by Google

den jetzigen Zustand der Kranken, sondern über die Zustände, die den letzten herbeigeführt hatten. Was mußte nicht alles die Seele gelitten, welche Stürme in ihrem Innern getobt haben, um des stillen, klaren Mädchens Sinn so zu verwirren.

Wenn der Sturm über die Erde hinbraust, da deckt er wohl Hütten ab und wirft Riesenbäume um, er peitscht die Wellen und vernichtet Schiffe; doch wenn er sich gelegt hat, kommen die Menschen geschäftig herbei, sie bessern die Dächer aus, die Waldschäden werden zu Brennholz verbraucht, die Wellen schließen sich über die Trümmer, neue Schiffe werden gezimmert, und bald ist jede Spur des Unheils verschwunden. Bei den Stürmen aber in der Menschenseele regt sich selten eine liebende Hand, um wieder zu ordnen, zu heilen und zu beglücken. Wenn sich das Irrenhaus nicht auftut, so gibt es nur eine kalte, lieblose Welt, welche, anstatt die frierende, darbende, wunde Menschenseele pflegend in die Mutterarme zu nehmen, sie höchstens duldet.

Ich ließ mich noch weiter herumführen und begegnete den gewöhnlichen Narrenpossen und Narrensymptomen, welche die Irrenhäuser zu beherbergen pflegen.

Ich will Sie zum Kriminalrath führen, sagte der Wärter, dieser ist ein kluger denkender Mann — Narr wollte ich sagen, denn man hält ihn hier aus guten Gründen — die jedoch kein Mensch weiß.

Der Alte machte hier eine ziemlich pfiffige Miene und führte mich nach einem Zimmer des mittlern Stockwerks. —

Im Anfang, sagte er, wohnte der Herr Kriminalrath in einer Zelle des Erdgeschosses mit eisernem Gitter. Später bat er um eine hellere Wohnung, damit er lesen könne, und jetzt braucht er kein eisernes Gitter mehr, denn er hat alle seine Besitzthümer, seine Bücher bei sich; nun können wir sicher sein, daß er uns nicht entspringt, auch scheint er sich hier unter den Naeren zu gefallen.

Ich betrat ein geräumiges Zimmer, welches den Stempel der Gelehrsamkeit trug. Die hohen, wohlgeordneten Bücherbretter enthielten juristische, philosophische und auch belletristische Werke. Landkarten, Globen aller Art fehlten nicht, physikalische Instrumente waren auch aufgestellt und alles vom Staube gesäubert.

Der Bewohner saß am Schreibtisch im eleganten Schlafrock, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, mit hie und da ergrauenden Haaren und ernstem, wohlwollendem Ausdruck. Er besaß das Benehmen der guten Gesellschaft, und begrüßte mich wie ein berühmter Mann, der seine Bekanntschaft Suchende zu begrüßen pflegt. Ich knüpfte das Gespräch bei einem Werke Jean Pauls an, welches er vor sich aufgeschlagen hatte.

Es freut mich, sagte er, daß ich jetzt wieder Jean Paul lesen kann. Es gibt Stimmungen, wo der Humor auf den Geist den Effekt eines scharfen Messerstichs macht, oder den eines grellen Lichtstrahls, der das an Dunkelheit gewöhnte Auge trifft. — Ich konnte lange Zeit nur Schiller lesen; dieser entrückte mich der Misere, er war mir das wiedergefundene einer schönern Welt als der unsrigen; das Oelblatt einer schönern Natur, der Frühlingsbote eines bessern Erdenlebens. Nur die Ideale machten mir einen sonderbaren Eindruck, sie wollten mir lange nicht zusagen. Auf meiner schwarzen Wiegenwoods-Theekanne sitzt ein kleines Weibchen zusammengekauert und in Schleier gehüllt; so sah ich immer die in den Idealen gepriesene Freundschaft auf einem Felsen sitzen. Das Meer, welches denselben umspülte, hatte ausgetobt, die Wellen sich gelegt, die Schiffe mit den angeschwellten Segeln waren verübergefahren oder gescheitert, die Leuchtthürme verlöschen; das Meer war flach und ruhig, und was das Leben verherrlicht hatte, lag in Trümmern; das schwarze Weibchen da oben erschien mir als eine traurige Gespenstin.

So darf man Ihnen also nicht Freundschaft bieten? fragte ich.

Mit nichten, erwiederte der Wahnsinnige, ich habe empfunden, was die nie gemütende Beschäftigung vermag. — Ehedem schien sie mir nur ein Almosen zu sein für den Verarmten, eine Bettlergabe vom bettlerhaften Leben. — Ich habe sie indeß als große Wohlthat anerkennen gelernt, und die Freundschaft würde mir wohl auch heilbringend sein, das kleine armselige Weibchen auf meiner Theekanne zur wohlthätigen leuchtenden Fee werden, wenn die Bewohner dieser Räume nur auf einen Freund rechnen könnten.

Glauben Sie, daß ich Sie öfters besuche? fragte ich weiter.

Erlauben? das ist wohl nicht das rechte Wort, erwiederte der Kriminalrath; ich mußte jahrelang das Auge der Neugierigen dulden; der Blick eines wahren Interesses, und sei es auch nur das der Humanität, muß mir lieb und willkommen sein.

Ich kehrte also öfters wieder und ward bald der Freund des Wahnsinnigen. — Der alte Wärter führte mich immer mit schelmischem Lächeln zu ihm, und verhandelte mich wie einen, der ein Geheimniß mit ihm theile, und eben so klug war als er selbst. So oft ich aber wiederkehrte, so konnte ich doch während meiner ziemlich langen Besuche nie ein Anzeichen des Wahn-

Digitized by Google

ſinns bei dem Kriminalrath entdecken. Nur dann und wann äußerte er eigenthümliche Anſichten, wie die genialen Menſchen es ſo oft thun, indem ſie bei allen Dingen immer die eine Seite grell beleuchten, während ſie die andere Seite im Dunkeln laſſen. Es bedarf eines ruhigen, ewig gleich brennenden Verſtandeslichtes, um das Leben in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen zu verſtehen; und das Leben des neunzehnten Jahrhunderts hat nicht nur zwei Seiten, nicht nur eine Vorder- oder Rückſeite, eine rechte oder eine linke, ſondern deren unzählige, und nur wer keine dieſer Seiten der Aufmerkſamkeit entgehen läßt, wer ſie alle in ſich aufnimmt und beleuchtet, der iſt dem Wahnſinn am fernſten. Damit iſt aber noch nicht geſagt, daß er nicht für wahnſinnig gehalten werden kann, wenn er eine neue Seite auffindet und beleuchtet, die für andere Augen noch im Dunkel ruhte.

Der Kriminalrath konnte recht heiter ſein; nur dann und wann tauchte ein ſchmerzlicher Hauch wie ein Weh der Erinnerung in ihm auf; ich meinte, ſein Aufenthalt im Irrenhauſe müſſe dieſen hervorrufen, und bot ihm einſt meine Dienſte an, um ihn daraus zu befreien. Ich machte mich anheiſchig, einer jeden Behörde ſchriftlich oder mündlich mein Zeugniß einzureichen und meine Bürgſchaft zu bieten, daß er *nicht mehr* unter die Wahnſinnigen gerechnet werden könne. Er dankte mir herzlich für die freundliche Abſicht, erſuchte mich aber, keinen Schritt dieſer Art zu ſeinen Gunſten zu thun.

Wenn ich je wahnſinnig geweſen bin, ſagte er, ſo bin ich es noch, und werde es wohl auch zeitlebend bleiben. Deshalb darf ich dieſes Aſyl der Geiſteskranken nicht verlaſſen — und warum ſollte ich es auch, ich bin nicht unglücklich in dieſer Umgebung.

Daß die Welt ein großes Irrenhaus iſt, haben ſchon Viele behauptet, und wer nur einigermaßen als Beobachter durch das Leben geht, wird auch wohl dieſer Anſicht beiſtimmen. Wie viel von dem Treiben, Streben, Ringen, vom Glauben, Lieben, Hoffen und Verzweifeln der Menſchen gründet ſich auf einen Wahn. Wie könnte ein Pietiſt mit kaltem, liebloſen, egoiſtiſchen Herzen auf ein ewiges Seelenheil hoffen, wenn nicht ein Wahn ihm das Alleinſeligmachende des Glaubens vorſpiegelte? Wie könnte der Autor um den Beifall eines Publikums buhlen, auf welches er eigentlich mit Verachtung herablickt, wenn ihm nicht ein gelinder Wahnſinn ſein beſchmutztes, zerleſenes Buch in der Leihbibliothek in einen Lorberkranz, das Lob eines befreundeten Kritikers in einen Schlüſſel zum Parnaß verwandelte?

Wer läugnet den Wahnſinn der Liebe ab, welcher die Frauen zu befallen pflegt, in ſeiner tagtäglich ſich aufbauenden Stufenleiter, vom erſten ſtolzen Blick à la Donna Diana bis zur ſich ſelbſt verläugnenden Demuth eines Kätchens von Heilbronn? Sieht man nicht die Eine ihr Herz verkaufen gegen Pracht und Reichthum und wieder eine andere Pracht und Reichthum hingeben, um dem Herzen zu folgen. Zeugt nicht der Einen Thun eben ſo gut vom Wahnſinn als das der Andern? Sahen nicht alle Liebende ſchon Liebe entſtehen und Liebe ſchwinden, und glauben nicht alle deſſenungeachtet an die Ewigkeit der Gefühle, die ſie erregen und die ſie hegen? Studiren nicht alle Menſchen die Weltgeſchichte; ſchon auf den Schulbänken beginnen ſie damit; ſie merken ſich Jahreszahlen und die Namen der Helden nebſt den von ihnen vollbrachten Thaten. Aber die Moral, die große Lehre vom Entſtehen und Vergehen, vom Steigen und Fallen, die die Geſchichte der Völker und der einzelnen Menſchen ihnen vorhält, dieſe bleibt ihnen meiſt unenthüllt. Die Wahnſinnigen wiſſen nicht die große Pateone des Hiſtoriſchen auf ihr eigenes kleines Maß zu reduciren. Wie konnte der Menſch ohne augenſcheinliche Geiſtesbefangenheit den Tod, dieſen ewigen Nachbar und Gefährten, welcher eigentlich immer neben ihm ſteht und ihm über die Schulter blickt, ſo wenig achten, daß er ſo leichtſinnig an ſeiner Seite praßt, ſchwelgt, ſündigt und Andere begräbt.

Ja, ſie ſind alle vom Wahnſinn beſeſſen die Menſchen, ihre Denkfähigkeit entweder geſteigert oder befangen. Der Eine hat einen frohen, der Andere einen traurigen Wahnſinn, der Eine einen lauten, der Andere einen ſtillen, und der am häufigſten einkehrende Wahnſinn der Menſchen iſt *das Verachten*. Verachtend blickt Jeder auf den Nebenmenſchen, welcher nicht denkt wie er; der Staatsmann verachtet den Dichter, der Dichter den Philoſophen, der Geiſtreiche den Geiſtesarmen, der Bekenner des einen Syſtems den des andern. Diejenigen, deren Wahnſinn im Bewundern beſteht, ſind leider die ſeltneren. Wer mit beobachtendem Blick in der Welt umherwandelt, findet keinen Menſchen, weder den geſcheiteſten noch den beſten, der nicht in den Augen von irgend Jemand als Narr anerkannt oder verachtet wird; keinen, der nicht auf Momente irgend einem Wahnſinn verfallen war und auf gewiſſen Punkten wahnbefangen iſt. Wer aber kann genau angeben, wo der Wahn anfängt und wo er endigt, um dem Wahnſinn Platz zu machen; bei der letzten Frage ſetzt nur das Irrenhaus ſelbſt die Grenze, welche weder das Leben noch die Geſellſchaft genau anzugeben weiß. Vor dem Gebäude iſt

Digitized by Google

noch Sonnenſchein, im Innern aber der gebrochene Strahl oder völlige Dunkelheit.

Und doch, wenn man mit Liebe dieſe Räume durchwandelt, wird man den göttlichen Funken ſelbſt in dem Narren entdecken; — nur den durch körperliche Zerrüttung zum Thier herabgeſunkenen, nehme ich davon aus. Die Menſchenſeele iſt immer eine ächte Perle, nur in der Faſſung iſt oft etwas verfehlt, und wenn man das herausgefunden, befindet man ſich im Irrenhaus in guter Geſellſchaft. Nein, ich möchte nicht wieder hinaus in die Welt, die mich, als einen von dem Wahnſinn Geneſenen, verachten, mit ſcheuem Blick betrachten würde. Gilt doch das Irrenhaus im Urtheil der Welt als etwas Ehrenrühriges, wie das Zuchthaus. Stahl der Wahnſinnige nicht von der fremden, ihm verbotenen Gedankenfrucht, die er nicht erreichen konnte? Fing er ſich nicht in den um den Baum der Erkenntniß aufgeſtellten Fußangeln; übertrat ſeine Seele nicht Gebote, überſprang ſie nicht Geſetze und zwar göttliche, nicht bloß menſchliche? war er nicht ein Sünder, welcher ertappt wurde, als er nach der Paradieſesfrucht langte, ehe er ſie erreichen konnte? er fiel vom Baum und ſein hochſtrebender Geiſt zappelt auf der Erde. Man ſcheut ſeinen Blick, der halb in dieſe und halb in eine andere Welt ſchaut. Man fürchtet beſtändig das Lächeln des kindiſch Gewordenen, ſo wie auch das Toben des im Innern mächtig Angeregten; die ſtolze Haltung des Hauptes, welches im Wahne ſich eine Krone aufſetzte, iſt der Welt ein Aergerniß. Nein, ich bleibe lieber bei meinen ehrlichen, aufrichtigen Narren, die ich beglücken, tröſten und pflegen kann, indem ich den Maßſtab der für vernünftig geltenden Menſchen ihnen anlege — da draußen vermag ich nichts zur Beglückung der Menſchen zu thun!

Die Geſchichte von des Kriminalraths Wahnſinn war folgende:

Er gehörte einer armen adlichen Familie an, einer der vielen, welche ſo lange ihren bedeutenden Grundbeſitz unter die zahlreichen Erben getheilt hatte, bis für meinen Freund nichts mehr vorhanden geweſen war, indem das vielverſchuldete Gütchen hatte verkauft werden müſſen. Nur unbedeutend war die Summe, welche er herausbekam, als ſeine Eltern ſtarben. Er war damals Kriminalaſſeſſor, hatte ſich durch tüchtige Studien ausgezeichnet und war allgemein geachtet.

Seine alte, blinde Amme konnte den Uebergang des herrſchaftlichen Gutes in fremde Hände zwar nicht mehr ſehen, aber doch noch beweinen. Sie hatte gänzlich von den Wohlthaten der Familie gelebt, und der junge Aſſeſſor verſprach noch fernerhin für ſie zu ſorgen. Sie zog mit ihrer hübſchen Enkelin, die noch ein halbes Kind war, auf ſeinen Rath in die Stadt; dort konnte die Kleine durch Handarbeiten und Aufwartung Geld verdienen, und er ſelbſt ſich immer mit eigenen Augen überzeugen, daß ſeiner Pflegebefohlenen nichts abgehe.

Die Alte nannte ihren frühern Säugling einen Engel und erzählte am Feierabend und am Sonntag mit der Geſchwätzigkeit des Alters von ihm; ſeine Kindheit und ſeine Jugend boten ihr ein unerſchöpfliches Thema, denn ſie hatte unzählige hübſche Worte und kleine Heldenthaten zu berichten, und Betty hörte ihr gern zu, wie alle Kinder Freude haben an dem Unbedeutendſten, was ihnen erzählt wird. Auch Betty theilte die Verehrung der Großmutter für den Kriminalaſſeſſor, und obgleich ihre ſchönen Augen weit offen ſtanden, ſo war ſie doch nicht weniger blind in ihrer Anbetung; ſie blickte zu ihm hinauf, wie zu einem Schutzgeiſt.

Des Kindes Vertrauen erfreute und rührte den vielbeſchäftigten Mann; er beſchloß, ihr Unterricht im Leſen und Schreiben zu geben und fand in ihr eine fleißige Schülerin. Eine Reiſe ſtörte den Unterricht, da der Lehrmeiſter einen Winter in Paris und einen Sommer in der Schweiz zuzubringen beſchloſſen hatte.

Zu dieſer Reiſe hatte er mehre Motive. Der Zeitpunkt rückte nämlich heran, wo eine Rathsſtelle ihn feſter an das Kollegium binden ſollte, und es ſchien ihm vernünftig, die letzten Momente ſeiner Freiheit noch zu benutzen, um die Welt zu ſehen, um ſo mehr, als noch ein anderer Grund ihm rieth, auf einige Zeit ſeinen jetzigen Aufenthalt zu verlaſſen.

Sein Präſident, ein alter wackerer Mann, hatte eine im Verhältniß zu ſeinen Jahren ſehr junge Frau, und als mein Freund Aſſeſſor wurde, rieth man ihm allgemein, die Gewogenheit der Frau zu erlangen, da ſie Einfluß auf den Präſidenten habe. In wie fern dieſer Einfluß ſich nun auf die Kollegialverhältniſſe erſtrecken ſollte, war nicht entſchieden; indeß machte der Präſident ein angenehmes, ja beinahe das einzige Haus in der Provinzialſtadt aus und es war natürlich, daß die Frau den Hauptſchlüſſel zum Himmelreich ihres Salons beſaß. —

Karoline war eine jener Brünetten, die ſich lange auf einem gewiſſen Punkt erhalten, wo man über ihr Alter nicht entſcheiden kann. Sie hatte dunkle, feurige Augen, Grübchen in den Wangen und Perlenzähne ſchmückten ihr Lächeln.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Von den Amerikanerinnen bemerkt Dr. Grisson in seinem neuen Werke über die Vereinigten Staaten unter andern Folgendes:

In Amerika liegen dem Manne außer seinen gewöhnlichen Geschäften auch die gesammten Sorgen für den Haushalt ob, er ist die Hausfrau und ihn findet man einkaufend auf dem Markte; ihn sieht man, was sich lächerlich genug ausnimmt, mit einem großen Korbe voll Grünigkeiten am Arme, oder eine Hammelskeule oder einen Fisch in der Hand vom Markt nach Hause wandeln, ihn würde man überall finden, im Rathssaal, im Gerichtszimmer, im Comptoir und an der Börse, in der Küche und in der Kinderstube. Die Damen finden sich nur heimisch im Schlafzimmer, im Besuchzimmer, und Nachmittags auf dem Broadway. Dort sieht man sie schaarenweise lustwandeln, und die Männerwelt folgt ihnen gern, um sich an dem Anblick ihrer Schönheit zu erlaben: denn das muß man eingeräumen, schön sind die Amerikanerinnen von Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore und Charlestown, und in geschmackvollen Toiletten thun es ihnen Keine zuvor. So wandeln Spaziergänger jeden Alters nach vollbrachten Tagesgeschäften den Broadway auf und ab, während ihnen zur Seite aus den geöffneten Fenstern der prächtigen Gast- und Privathäuser die Stiefel- und Schuhsohlen derer in unzähliger Menge entgegen starren, die nachlässig auf Stühlen hingestreckt, Cigarren im Munde, die Beine bequem auf die Fensterbänke gelegt, ihrerseits die Vorübergehenden die Musterung passiren lassen.

— Die Ausschmückung der Kramladen in London ist sehr reichhaltig, es kommen Glasfenster vor, welche man auf 12 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite schätzen kann, deren Preis auf 1000 Pf. St. angegeben wird, und welche man des Nachts mit massiv-eisernen Jalousien verwahrt. Es kommen Laden vor, wo das Schaufenster zwei Etagen einnimmt, das natürlich aber zusammengesetzt ist. Die verkaufslokale und die Basentische sind sehr geräumig, und fast überall ist der Preis fest und schon auf den Ausbängestücken mit großen Zahlen bezeichnet. Viele Querstraßen als Passagen dienend, sind nur für den Fußgänger zugänglich und nichts als Verkaufsläden. Von dieser Eigenz macht nur die Räuberstraße und der Lumpenmarkt eine Ausnahme. Die Verkäufer in der ersteren sind eigentlich Diebshehler; sie bieten gute seidene neue Taschentücher zu 15 Sgr. aus. An diesen Orten ist man nicht besser situirt, als in Prag auf dem Trödelmarkt; hier giebt nichts als das Wohlfeilste und Trödel aller Art.

(Forschungen unter dem Meere.) Der berühmte englische Physiker und Botaniker, Mr. Edward Forbes, Professor am King's College in London, hat sich in der letzteren Zeit die Untersuchung der Meeresgründe in verschiedenen Zonen zur besonders Aufgabe gemacht und diesen Zweig der Wissenschaft durch viele sehr erhebliche Resultate bereichert gefördert. Diesen zu Folge stellt er mit wohldegründeter Beweisführung als ersten und obersten Grundsatz für die unterseeische Geologie und Naturgeschichte auf: „Die lebenden Geschöpfe sind auf dem Grunde des Meeres keineswegs auf's Gerathewohl vertheilt, sondern gewisse Arten leben nach Beschaffenheit der Tiefe an gewissen Stellen, wornach sich im Schooße der Gewässer eine Reihe von Zonen ergiebt, wovon jede wieder ihre eigenthümliche Bevölkerung hat.“ Als seinen nächsten Grundsatz läßt er gelten: „In den tieferen Meereszonen ist die Zahl der Thierarten weit geringer, als sie in den höheren ist, und die Vegetation hört bei einer gewissen Tiefe ganz auf, während sich auch die Thierspecies immer seltener darstellen, und endlich nicht mehr seen in einen Mittelpunkt auflösen.“ — Außerdem wird noch gesagt und auch gehörig begründet, daß, so wie jede Thier- oder Pflanzenart ihr Fortkommen nur in einem gewissen, d. h. ihr gebrüchlichen Grunde und Klima finden kann, dieselbe nothwendig ausserben muß, wenn sich der Boden verändert, sei es nun, daß diese Veränderung tellurischer Natur war oder eine Folge ihrer eigenen Vermehrung.

(Der beleidigte Taschendieb. Ein Dandy trat an die Casse des Theaters de la Porte St. Martin, zog seine elegante Neubörse hervor, in welcher auf der einen Seite das blanke Gold, auf der andern das blitzende Silber durchschimmerte und bezahlte mit vornehmem Anstande sein Billet. Als er das Theater verließ, war ihm seine Börse gestohlen, was ihm um so unangenehmer war, da er erst am zweiten Tage darauf wieder Geld erhalten konnte. Sollte er zu Hause bleiben oder ausgehen mit einer Börse ohne Geld? Endlich kam er auf einen guten Gedanken: er hatte wunderschöne Spielmarken, welche auf 24 Stunden schon als Geld figuriren konnten. Er steckte 20 davon in seine Börse und ging Abends ins Theater, da ihm noch so viel Silber geblieben war, um ein Billet kaufen zu können. Nach dem Theater ging er in eine Restauration auf dem Boulevard und speiste zu Abend. Als er bezahlen wollte, bemerkte er, daß sein die Börse wieder gestohlen sei. Er lächelte dreimal und gedachte einstmalen dem Witzig seinen Ring zum Pfande zu lassen, als ein reichgekleideter Fremder ihm trat und ihn bat, einen Augenblick mit ihm vor die Thüre zu treten. Der Dandy folgte und der Fremde sagte zu ihm: „Mein Herr, ist Ihnen gestern in der Porte St. Martin eine Börse mit 20 Napoleons aus der Tasche gezogen worden?“ — „Ja!“ — „Und heute in der Barietes eine Börse mit 20 — wie soll ich sagen? — Marbailen?“ — „Ja!“ — „Ist dies Ihre Börse?“ — „Ja!“ — Der Fremde warf sie ihm zu, gab ihm aber zugleich ein Paar Ohrfeigen und setzte hinzu: „Nehmen Sie das noch, damit es Ihnen nicht wieder einfällt, ehrliche Taschendiebe zum Besten zu haben.“ Nach diesen Worten war er verschwunden.

(Verbrechen.) Ein junger Mann in Avignon, der die Erbschaft seines Oheims nicht erwarten konnte, tödtete denselben mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln und warf den Leichnam in eine Cisterne. Das Corpus delicti — war sehr gut verborgen; nur zu gut fur die Zwecke des Mörders. Es war ihm aber sein Erwarten — aber auch weiter, als es sein Vortheil heischte, gelungen. Der Mann war in der That verschwunden; da aber sein Tod nicht außer Zweifel gesetzt war, so konnte die Erbschafte nicht angetreten werden. Dies paßte nicht zu der Rechnung des Mörders. Er begab sich daher zum königlichen Prokurator und erzählte ihm unter Thränen, er habe eben ein schreckliches Unglück entdeckt; er habe in einem

Digitized by Google

Brunnen einen Leichnam gesehen, den er für den Leichnam seines Oheims hatte, der als Opfer eines Mordes oder Selbstmordes gefallen sei. Die Cammissäre begaben sich sogleich an den Ort, geleitet von dem jungen Mann, der seinen Irrthum, unsichtbaren Schmerz durch heftiges Schluchzen setzte. Ein Gerichtsdiener drugt sich zuerst über den Rand des Brunnens, um den Leichnam zu entdecken, er strengt sein Gesicht an, beugt sich die Augen und sieht immer und immer aufmerksamer — doch vergebens. — Es treten nach einander mehre Personen heran, aber keiner kann etwas entdecken. Der Prokurator, dem plötzlich ein Gedanke aufdämmerte, ruft gebieterisch den jungen Mann herbei, der in einiger Entfernung geblieben war und sagt zu ihm: „Wo sehen Sie Ihren Onkel?" — „Dort Herr, ich sehe seinen Rockschoß." — „Da haben Sie ein äußerst scharfes Gesicht. Wenn Sie ihn da unten sehen, müssen Sie ihn wohl selbst hineingeworfen haben." Der Unglückliche fährt zusammen, erbleicht und gesteht sein Verbrechen.

(Curiosa.) Von den seltsamen Kunstarbeiten im königl. Schlosse zu Stuttgart führt Büren in seinen „nachgelassenen Schriften" einige merkwürdige Beispiele an. „Ich trat in einen Saal," erzählt er, „da sprang mir ein Spitz bellend entgegen, es war ein Uhrwerk. Eine andere Uhr stellte eine vorgallonirte Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund steht ihr offen und man sieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numerirt sind. Des Morgens um 6 Uhr ist der Mund zahnlos. Mit der siebenten Stunde nimmt sie aus einem Tollettenkästchen den Zahn Nr. 1 und setzt ihn ein; so fort alle 12 bis Abends 6, wo der Mund voll ist. Mit 7 Uhr Abends nimmt sie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Kästchen links und sofort alle. Morgens 6 Uhr ist sie wieder zahnlos. Die Uhr geht sechs Tage.

An einer Wetteruhr kommt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es schneien soll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter gibt, mit einem Gebetbuche zum Vorschein nach 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr stellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabakspfeife nimmt und so oft niest, als die Stunde macht.

Ein Exemplar von Büffon's Naturgeschichte in vierundzwanzig Foliobänden habe ich gesehen, die auf mittelweißen Atlas gedruckt waren. Die Kupfer waren sämmtlich in Seide gestickt.

Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 breit, ist auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglase belegt. Es ist so dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verstorbene Königin Katharina von Würtemberg hat es von ihrem Bruder, dem Kaiser Alexander, zum Geschenk erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekostet.

(Ankündigung eines chinesischen Dintenverkäufers.) Ein englisches Journal theilt folgende Uebersetzung der Ladenankündigung eines Dintenfabrikanten in Canton mit, die den Beweis liefert, daß die chinesischen Fabriken ihre Waaren eben so gut anzupreisen wissen als die Berliner: „Im Laden des Tasching, — dem höchst glücklichen, — sehr gute Dinte, — fein! fein! Aller Laden: Negrosoater, Geosoater, Vater und ich selbst machten diese Dinte; schön, stark; sehr stark; mit Sergfalt gesammelt, mit Bedacht ausgesucht. Ich verkaufe sehr gute Dinte. Die mir sehr hoch zu stehen kommt. Diese ist schwer, — so auch Gold. Kein Anderer macht solche. Das Auge des Drachen funkelt und blendet, — so auch diese Dinte. Anderer, welche Dinte machen, thun es, um zu betrügen; ich aber mache sie des Namens wegen. Viele Akwantse's (Ehrlente) kennen meine Dinte; meine Familie hat nie betrogen; sie hatte immer einen guten Namen. Ich mache Dinte für den Sohn des Himmels und für alle Mandarinen des Reichs. Wie das Gebrüll des Tigers nach allen Seiten hin schallt, so auch der Ruf des Drachen-Juwels (d. h. der Dinte). Kommt, all' ihr Akwantse's, kommt nach meinem Laden und merkt euch das Schild Taoscheng neben der Thür. Es ist in der Scan-Schwuy-Straße (kleinen Wasserstraße), ausserhalb des südlichen Thors."

(Liebkingsgespräche.) „Ich muß gestehn, daß Sie recht haben — ich spreche von nichts lieber als von interessanten Krankheiten," sagte ein Arzt, als man ihm den oben angeführten Vorwurf machte — „ohne Sie, Herr Oberlandgerichtsrath" — — „Nun ja, es hat Jeder sein Steckenpferd," erwiederte dieser, „mir ist allerdings eine Unterhaltung über einen Criminalfall, der neue Situationen bietet, die angenehmste." — „Doch Sie, Herr Hauptmann, wovon sprechen Sie am liebsten?" — „Vom baldigen Tode meiner Vorderleute.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die hatophen Kopfzuge diejenigen sind, welche von allen Damen vorzugezen werden, und mit Recht, und nach dieser Ansicht sind denn auch die Staatskopfzuge eingerichtet. Im Theater beginnt ein Wettkampf zwischen den Kopfzugen und Leibchenagraffen von natürlichen Blumen und denen von nachgeahmten. Die eingelnen Blumen sieht man nicht häufig; man sieht die Guirlanden vor, in denen eine oder einige Blumen vorherrschen, d. h. größer sind, als die andern. So werden z. B. die Mohnblumen, die Rosen, ja wie neue brasilianische Blumen mit der Fuchsia, mit spanischem Flieder ꝛc. in den neuen Kopfzugen verbunden, welche einigermaßen an das griechische Diadem erinnern.

Zur Bekleidung bei dem Fortgehen aus dem Theater erwähnen wir zuerst eine sehr sinnreich angeordnete Crispine, die dis an die Hand herunterreicht und ziemlich schief gestellt ist, so daß die oben nicht eben tiefen Falten unten außerordentlich tief werden. In diesen Falten nun sind zwei unsichtbare Aermel angebracht, die man nach Belieben anziehen kann oder nicht. Solche Crispinen sind von schottischem Gassenstoff, von Kniegstoffad ꝛc.; so man hat sie von Tuch mit Soutaschverzierung. Die Aermelröcke verhalten sich zu den Aermeln wie die Zughüte zu den eigentlichen Hüten; sanft gehörten beide zu dem vollständigsten Negligee; jetzt aber kann ein hübsch gemachter Aermelrock recht wohl zu einem schönen Hute, und was einen ganzen Kleid, das mit Spitzen garnirt ist, zu einem seidenen Zughute getragen werden, den eine glatte Feder schmückt.

Die Kinderanzuge verdienen ebenfalls eine besondere Beachtung. Wir haben unter andern hohe Winterbrousen von Tuch gesehen mit einem dicht anliegenden Kragen, die an der Seite zug knöpft wurden; das Leibchen wird vorn und hinten mit einem Sammetstreifen, wie an den Uniformen, besetzt; vorn geht dieser Sammet auf dem Rocke fort bis hinunter, während er auf dem Aermel Stucken am Gürtel aufhört; die Aermel

Digitized by Google

sind weit, und endigen unter dem Ellbogen in Engageanten und lassen enge Unterärmel sehen. Die Schöße sind sehr weit und rund herum in Falten gelegt; ein orangenfarber Gürtel von Seide gibt diesem Anzuge vollends etwas Eigenthümliche. Die Beinkleider sind hochweiß. Der Anzug der kleinen Mädchen folgt heuer den der Frauen: man macht jetzt für sie kleine wortirte Ueberröcke und kleine Mäntel; die Pelzschuhe stehen noch immer in Gunst.

Die bis jetzt erschienenen Damen-Mäntel sind von schwarzem Atlas, der überrockartig gemacht ist, ein Leibchen und einen Gürtel hat; eine Peterine, die auf dem Rücken ziemlich groß war, sah wie ein Fichu mit großen Revers aus, die durch Knöpfe gehalten waren, die Aermel sind weit und mit Aufschlägen. Der Rock reicht nicht einmahl bis an die Knie, und die Vordertheile schlagen sich als Revers um, welche durch Knöpfe gehalten werden. Dazu paßt ein Zughut von Sammet mit Federn und unter dem Mantel ein Ueberrock von Perlin mit engen Aermeln. Namentlich sind die Seidenzeuge sehr für diesen Winter außerordentlich reich. Sogar die schwarzen Stoffe gewähren eine große Mannichfaltigkeit, und da noch immer das PerlinsGenre vorherrscht, so sieht man viele schwarze Seidenzeuge mit breiten satinirten oder velourirten Streifen, zwischen denen auf einem matten Grunde Guirlanden ꝛc. erscheinen. Unter dem Sch-ßnen, was man zu Kleidern zur Promenade und zu Visiten hat, sind die perigrauen, nemours blauen, granitfarben u. s. w. Damaste zu erwähnen, die große blühende Zweige zum Muster haben; unter die minder schönen Stoffe, die aber doch vortrefflich sind, gehören vor allen die Alepynen mit glasirten Streifchen, die Armur-n mit Spitzenmustern, die glasirten Revs, die schillernden Levantinen und die Pour de Soie. Auch in Wolle kömmt man, theils durch Druck, theils durch Verschirren, die weißen Muster nach, welche die Seidenzeuge haben, und ebäit so wollene Pekins und Bajaine, Mermolinen, Alpacas und neue Tartanellen, selbst die Flanelle, aus denen man Ueberröcke, Hauskleider und Redingotte machen will, werden mit niedlichen Mustern in lebhaften Farben versehen.

Die Kleider sind hochheraufgerückt; das Amazonen-Genre, das man durch Stahlknöpfe, durch den Revers des Leibchens und die Schößchen bezeichnet, trägt man am besten. Ein sehr hübscher Morgenanzug besteht in einem Ueberrock von Popeline, feinem einfarbigen, wenig glänzenden Zeuge; mit Leibchen in länglicher Herzform, und mit Aermeln, die ziemlich lang, unten eng, oben aber etwas bauschig sind. In dem Leibchen befindet sich ein Fichu mit Bisenstreifen und kleinen Umschlagkragen, fünf schmale Sammetstreifen gehen an den Seiten des Leibchen nach den Achseln hinauf und an jeder Seite des offenen Rockes herunter. Dazu eine schwarzseidene Mantille, die auf dem Rücken eine Capuzkappe bildet und mit schmalen Sammetstreifen in griechischen Mustern besetzt ist; ferner ein Zughut von Groß de Naples mit Bändern in fünf verschiedenen Nuancen einer und derselben Farbe. Zur Promenade ist nichts ausgezeichneter als ein Kleid von gethlichem fildergrauem Damast mit hohem Leibchen, mit großen Revers und kleinen Schößchen, aber mit drei Sammetbändchen eingefaßt; fast ganz enge Aermel bis an den Ellbogen, die unter dem Unterarme offen sind und die Puffen eines eleganten Unterärmels sehen lassen. Auf dem Rocke zwei Volants und über denselben drei schmale Sammetbändchen; vorn gestickte Chemisette mit gestickrem und mit Spitzen garnirtem Kragen; Hut von Atlas mit glasirtem kleinen Foren; Cass.-mir-Zangschuh. Auf den seidenen Kleidern bringt man sehr häufig Polamentirausaug an. Auch ist manche Neu- in dieser Art zum Vorschein gekommen, wie z. B. eine Art Spitzen mit Chenille, womit man jedenfalls die Ueberzierröcke, die Mantillen von Atlas oder Sammet besetzen wird. Für den Abend, d. h. auf den Punkteldern verzeichnet man Länge Land und zwar in der verschiedenartigsten Weise.

Ballanzüge. Kleid mit steifem Leibchen, das eine dreifache bauschige Garnirung hat, welche eine Bertha bildet; kleine und ebenfalls bauschige Aermel in der Mitte des Leibchens ein Rosenbouquet, auf den Aermeln einzelne Rosen. Auf dem Rocke zwei Bauschreihen, die nach unten zu größer werden und auf denen in regelmäßigen Entfernungen Rosen angebracht sind. Halslange Handschuhe. Bollkleid von weißem Krepp mit zwei Röcken, von denen der zweite vorn in vier Oeffnungen geschlitzt ist, die mit kleinen Bandrüchen besetzt sind; am Falteneinbeben ein Bouquet, wie am Ende der Schlitze im Rock Blumengewinde; auch die Aermel sind mit Blumen aufgeputzt. Ein anderes Ballkleid besteht aus Atlasblumen Tulle und ist mit echt Tülldrauschen garnirt, welche drei Viertel des Rockes bedecken; diese Tüllbauschen werden immer kleiner, je näher sie dem Gürtel kommen; das Leibchen ist drapirt und die kleinen Aermel sind ebenfalls mit Tüllbauschen garnirt. Das Unterkleid ist von italienischem Taffet.

Herren-Mode. Als Straßen-Toilette wird man den Oberrock mit breitem Kragen tragen, an denen die Taille kaum die Hüften übersteigt; der Rock ist kurz und sehr weit; die breiten und oben viereckigen Aufschläge können zugeknöpft, oder nach Belieben übergeschlagen werden; die Zipfel des Kragens sind ebenfalls viereckig, und die Aermel weit; die Vorderseite, die Aufschläge und der Kragen sind übereinstimmig auf dem Rande gesteppt; die Garnituren sind außerordentlich leicht und man bringt so wenig Watte als möglich daran an; die flachen oder halbgewölbten Knöpfe sind sayonnirt in gedoppter Seide, von dazu passender Seide. Die zu den Straßentoiletten getragenen Gilets macht man mit Spenals und mit großem Kragen, die einen wie die andern etwas hoch zugeknöpft; man trägt sie nicht mehr so lang, wie im vergangenen Sommer; sie sind von grunem oder violettem Sammet, durchschnitten mit darstellenden Schnuren, in Form von Tarlanen, von verschiedenen Farben, oder auch wohl durch breite Bänder von Atlas oder Moirée; auch trägt man sie von Velours d'entelle, von Velours tapisserie, von einfachem schwarzem Sammet, von Venetienne. Durch nichts Besseres als durch diese Stoffe konnte man den einfachen Atlas, wie die Wahrheit von allen Farben ersetzen.

Die Pantalons sind weit auf den Beinen, sollen gerade auf den Stiefel sind unten rund, und mit oder ohne Sprungriemen. Sie sind von Satin, mit breiten Streifen, mit Cordrour, gerippt und einfach in allen Farben, indessen sind die Vorderre schendsten hell und dunkelgrau, weiße Blätter farbig, terre d'Alger, braun d'Arménie. Bloß angezogenen ist, das nach den zahlreichen Bestellungen, die bei unsern bedeutendsten Kleidermachern gemacht werden, die Parbessus in diesem Winter sehr en vogue kommen werden. Aehnlich denen im vergangenen Winter werden sie einen breiten Kragen haben, Taille und Rock werden lang sein; die, wie der Kragen und die Aufschläge, mit Sammet bedeckten breiten Revers werden bis nach unten übergeschlagen, und das durchgängige Futter wird aus wattirter durchgesteppter Seide bestehen. In der ceremoniellen Toilette gibt es in diesem Monat noch keine Veränderung.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sammethut. Crispine mit schwarzen Sammetbändchen besetzt. 2. Häubchen. Kleid mit Sammet besetzt und unten mit zwei Sammetstreifen. 3. Ballanzug. Frack mit umschlagenden Revers, halbenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Anna.

Vor Kurzem bemerkte ein Arbeitsmann in Paris, als er an einem kalten, düstern Abend mit seiner Frau nach Hause geht, an einem Eckstein eine unbeweglich liegende menschliche Gestalt: er nähert sich und findet, daß es eine Frau ist, die ein Kind im Arme hält. Die beiden Leute reden sie an, sie antwortet nicht; sie sprechen lauter, sie fassen sie an, endlich gelingt es, sie in's Leben zurück zu rufen und ihre erste Lebensäußerung ist ein Ausdruck der Mutterliebe: sie streckt ihre Arme aus und hält ihnen das Kind entgegen, als wollte sie ihnen sagen: Rettet es! Als sie die Sprache wiedergewinnt, will sie ihnen danken, aber sie spricht eine fremde, den Leuten nicht verständliche Sprache.

Doch die Wahl ist bald getroffen: der brave Arbeitsmann nimmt Mutter und Kind mit in seine Wohnung und läßt es ihr an Pflege nach seinen Kräften nicht fehlen.

Zu Hause angelangt — welche Ueberraschung bietet sich den Leuten dar! Die Fremde ist eine Frau in schönster Jugendblüthe. Eine reizende, durch den Schmerz etwas alterirte Physiognomie; ihre Gesichtszüge, ihre edle Gestalt, ihr ganzes Aeußere deutet auf vornehme Abkunft. Ihre Kleidung, eben so fremdartig wie ihre Sprache, zeigt durchaus keine Armuth an. Man verwendet alle mögliche Sorgfalt auf sie und des andern Tages stellt man Nachforschungen an, um das Geheimniß dieses Vorfalls zu enträthseln.

In der ganzen Nachbarschaft machte das plötzliche Erscheinen der schönen Unbekannten das größte Aufsehen. Mehrere Tage lang sprach man nur von ihr; Jedermann wollte sie sehen, sie bewundern; aber auf alle Fragen, die man an sie that, antwortete sie mit unverständlichen Worten. Ihre Stimme war so sanft und traurig, ihre Geberden waren so edel und ausdrucksvoll, daß man nicht anders als auf ein großes Unglück, das ihr begegnet war, schließen konnte. Besuche auf Besuche häuften sich, aber es lag ihnen ein edleres Gefühl als das der Neugier, selbst der Neugier des Wohlwollens zu Grunde. Der großmüthige Arbeitsmann, der sie so gastfreundlich aufgenommen hatte, hoffte unter der Menge von Leuten, die zu ihm kamen, Jemanden zu finden, der ihre Sprache verstände; seine Hoffnung täuschte sich nicht. Ein alter Soldat, der die Feldzüge in ganz Europa mitgemacht hatte, kam, um, wie Andere, seinen Tribut des Mitleids

Digitized by Google

der unglücklichen Fremden zu bringen. Bei den ersten Worten, die sie an ihn richtet, erkennt er die Spanierin. Glücklicherweise hatte bei seinen Feldzügen Spanien eine Hauptrolle gespielt und er verstand auch genug von der spanische Sprache, um die Erzählung der jungen Frau seinen Freunden verdollmetschen zu können. Als sie ihre Muttersprache vernahm, strahlten ihre bisher thränenbenetzten Augen vor Freude, ein Lächeln trat auf ihre Lippen, endlich konnte sie ihre Schicksale erzählen, ihren Wohlthätern danken, und vielleicht an das Ziel ihrer Leiden gelangen.

Anna *** war kaum 18 Jahr alt; sie war unter dem schönsten Himmelsstriche Spaniens, in Valencia, geboren. Hier herrscht ein ewiger Frühling; stets fruchtbeladene Orangenbäume, blühende Granatbäume; des Nachts Jalousien, die sich öffnen und schließen; Serenaden unter den Fenstern der Geliebten; kurz Alles, was Natur und Sitte an verführerischen Reizen haben können! In Valencia ist die Liebe die ernsthafteste Beschäftigung für Männer und Frauen. Unter diesen Spanierinnen mit den großen Augen und den kleinen Füßen, mit den feinen Taillen und den schwarzen Haaren gelten die Valencianerinnen für die schönsten. In Valencia hat sich der Typus jener engelhaften Gestalten erhalten, wie wir sie bei Murillo finden.

Anna lebte bei ihrem Vater; sie war glücklich. Auf der Promenade der Glorietta, unter Rosen und Citronenbäumen, folgte ihr mehr als ein galanter Cavalier. In der Kirche ward ihr von solchen das Weihwasser gereicht; Abends schlief sie unter dem Gesange einer reizenden Stimme ein, des Nachts umgankelten sie liebliche Träume, und am andern Morgen begann dieses romanenhafte Leben von Neuem.

Eines Tages kam ein Fremder nach Valencia und sah die wunderbare Schönheit; jung, unternehmend wie er war, schrieb er ihr. Sein Brief wurde zurückgeschickt. Ein zweiter Versuch, der gleich vergeblich blieb, erhöhte seine Leidenschaft für sie. Seitdem folgte er Anna überall hin, überall traf sie ihn. So viel Ausdauer überraschte sie; sie fühlte sich geliebt, sie liebte, und bald lebte sie nur für ihn allein; aber bald sollte der erste Schmerz ihre Liebe trüben; ihr Ehrtritt drohte bekannt zu werden, sie konnte ihn ihrem Vater nicht mehr verhehlen. Anna reiste nach Madrid; hier, bei ihrem Kinde und dem Manne ihrer Wahl, glaubte sie an eine ewige Liebe. Der Name dessen, der sie liebte, hatte ihr genügt, sie hatte weiter keine Verhältnisse, noch seine Familie kennen zu lernen Verlangen getragen; vertrauungsvoll dachte sie nicht entfernt daran, daß sie je verlassen werden konnte.

Eines Morgens trat der Fremde in Anna's Zimmer. „Hier ist eine Börse voll Gold", sagte er zu ihr: „eine wichtige Angelegenheit ruft mich nach England; aber gräme Dich nicht, wir werden uns bald wiedersehen. Sei den 1. Oktober in Paris im Hotel ***, Du wirst mich dort finden, Muth, Anna!"

Er schloß sie in seine Arme, schwur ihr ewige Treue und ging. Anna beruhigte sich über diese vorübergehende Trennung. Ihre Vorbereitungen waren bald getroffen; sie verließ Madrid, wie sie Valencia verlassen hatte, die geliebte Vaterstadt, zwar unter Thränen, aber ohne Besorgniß. Nur ehe sie Spanien, vielleicht für immer, verließ, wollte sie ihren Vater noch einmal wiedersehen, ohne von ihm gesehen zu werden, und gleich darauf ging sie nach Barcelona.

Ihr Kind wurde krank, sie zitterte für sein Leben; glücklicher Weise genas es, aber nur langsam. Anna sah mit Schaudern die Zeit verstreichen; der 1. Oktober rückte immer näher. Wie sollte sie eine so anstrengende Reise mit einem noch kranken Kinde unternehmen? wie sollte sie aber auch ihrem Geliebten nicht Wort halten, der sie zu Paris erwartete? Endlich konnte sie an die Reise gehen. Anna hatte nie den Mangel des Geldes gekannt; sich selbst überlassen verstand sie nicht, ihre Börse gegen die gebräuchlichen Ausgaben zu wahren, sie hielt sich für reich genug, um auf ihrer Reise die Unglücklichen, die sie traf, unterstützen zu können. Ihre Mittel waren bald erschöpft. Als sie in Paris ankam, blieben ihr kaum noch einige Goldstücke,

Einmal in Paris, wie verzweiflungsvoll war nicht ihre Lage! Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie hatte den Namen des Hotels vergessen, wohin sie kommen sollte; vergebens suchte sie sich darauf zu besinnen. Unbeweglich, ihr Kind im Arm haltend, stand sie da. Ein mitleidiger Mensch führte sie in ein kleines Gasthaus in der Nähe; man gab ihr ein dürftiges Zimmer. Wie sehnsuchtsvoll dachte sie jetzt an ihre reizende Wohnung in Valencia, an die Genüsse und Annehmlichkeiten ihres früheren Lebens. Jetzt stand sie einsam mitten in betäubendem Geräusch; ein düsterer Himmel, rauhe Luft umgab sie. Man schenkte ihr keine Aufmerksamkeit; man ahnte die Armuth ihrer Kasse; keine heitere Miene, kein Ohr, das ihre Sprache verstand. Einen Augenblick war sie im Begriff, den Muth zu verlieren; aber sie umarmte ihr Kind und das Vertrauen kam ihr wieder. Jeden Tag irrte sie in den Straßen umher, völlig fremd, auf gut Glück weiter gehend, die Physiognomien der Begegnenden prüfend, immer in der

Digitized by Google

Hoffnung, in jeder neuen Straße den, den sie suchte, zu treffen.

Der 1. Oktober war vorüber; ungeachtet ihrer Sparsamkeit besaß sie kein Geld mehr. In ihrem Gasthause sprach zwar Niemand ihre Sprache, aber man hatte ihr doch gut begreiflich machen können, daß sie entweder das, was sie schuldig war, zu bezahlen oder sich zu entfernen hätte; und am Abende, wo dieser ehrliche Arbeiter und seine Frau sie an einem Eckstein fanden, war sie im Begriff, vor Hunger, Elend und Verzweiflung zu sterben.

So viel Vertrauen und Unglück, traurige Folgen eines ersten Fehltrittes, flößten den guten Leuten, die sie aufgenommen hatten, das zärtlichste Interesse für die junge Valencianerin ein.

Man führte sie zu Herrn von Azuiteia, dem spanischen Gesandten. Sie erzählte ihr Unglück von Neuem, der Gesandte bezeigte ihr seine lebhafteste Theilnahme, zog Erkundigungen ein und bot ihr seine hülfreiche Hand. Ihre kleinen Schulden wurden bezahlt: man verschaffte ihr eine neue bessere Wohnung, eine Sammlung wurde veranstaltet und bald besaß sie genug Geld, um nach Valencia zurück kommen zu können.

Als man ihr ankündigte, sie werde nun bald ihren Vater und ihr Vaterland wiedersehen können, glaubte man sie freudig bewegt zu sehen; aber Anna weigerte sich entschieden. — „Ich soll die Stadt verlassen, wo er mich zu erwarten versprochen hat? bald werde ich ihn finden, ich bin dessen gewiß.“ Vergebens bemühte man sich, sie über die wahrscheinliche Absicht ihres Geliebten in's Klare zu bringen; sie wollte nichts davon hören, nichts glauben. „Er wird kommen, zweifelt nicht daran; in diesem Augenblick sucht er mich, er ist eben so besorgt, eben so unruhig wie ich!“ Aber man hielt ihr ein, daß er vielleicht krank, gar todt sei! Bei diesem Gedanken vergoß sie Thränen, sie konnte sich dessen nicht wieder entschlagen: ihr Geliebter untreu? das war unmöglich; aber todt? ja, das glaubte sie. Sie willigte ein, in ihr Vaterland zurück zu kehren.

Der spanische Viceconsul Rubio vermittelte, daß sie in Begleitung zweier Spanierinnen in ihre Heimath gelangen konnte.

Die Erzählung ist vollkommen wahr. Pariser Blätter veröffentlichten sie, damit vielleicht der untreue Fremdling, wenn sie ihm zu Augen kommt, bei der Schilderung des Unglücks seiner Geliebten, von einem Rest von Pflichtgefühl ergriffen werde.

Die Rache eines russischen Bauers.

Am 2 August 1842 ging ein Mann in einem alten grauen Tuchmantel, in Begleitung eines finnländischen Hundes, rasch in der Newsky-Perspektive in Petersburg hin, trat in den Palast des Fürsten Gagarin und wurde sofort eingelassen, da er, wie er sagte, eine Nachricht zu überbringen hatte. „Ich bin einer Ihrer Leibeigenen,“ begann der Mann in dem Zimmer des Fürsten, „und ich habe Ihnen eine Bitte vorzutragen. Seit langer Zeit habe ich das Wald auf Ihren Besitzungen beaufsichtigt, und immer zur Zufriedenheit, bis an die Stelle des alten Aufsehers ein neuer kam. Dieser überraschte mich, als ich eines Tages einen Hasen schoß, wozu mich nur der Hunger getrieben hatte. Der Aufseher wußte es recht wohl, aber er nahm mir eines meiner Kinder und sperrte es, um mich recht empfindlich zu strafen, in einen Keller, in dem es sich noch befindet, obwohl ich ihn auf meinen Knieen bat, es frei zu lassen. Sie sind mein Herr, Sie müssen gerecht sein; ich komme deshalb in aller Hoffnung 60 Werste weit zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie sagen werden: „Man wird Dir Dein Kind zurückgeben.“ — Der Fürst Gagarin hörte nicht ohne Verwunderung diese Worte seines Leibeigenen an, aus denen, trotz ihrer scheinbaren Demüthigkeit, ein gewisser Stolz sprach. Anfangs empfand er Mitleiden, aber bald unterdrückte er es und sagte: „Dein Vergehen hatte Strafe verdient. Man wird mir einen Bericht senden, und dann werde ich mich bedenken, was zu thun sein mag.“ — „Ich komme morgen wieder,“ antwortete der unglückliche Vater, und er fand sich wirklich am nächsten Tage ein, als eben der Fürst in seinen Wagen steigen wollte. Der Fürst ließ den Zudringlichen durch seine Leute aus seinen Augen bringen, aber nach drei Tagen befand sich der Leibeigene schon wieder in dem Cabinet des Fürsten, um demüthig um die Freilassung seines Kindes zu bitten. „Es ist das letzte Mal,“ setzte er mit verbissenem Grolle hinzu. Der Fürst glaubte in den Zügen seines Leibeigenen nichts Gutes zu lesen, aber gerade deshalb, um den Trotz der Bauern nicht zu begünstigen, verharrte er auf seiner Weigerung, die Bitte des Vaters zu erfüllen, denn er befahl, sofort sich zu entfernen, während er gleichzeitig nach der Klingelschnur griff, um seine Leute herbei zu rufen. Aber in demselben Augenblick nahm der Leibeigene ein Pistol unter seinem Mantel hervor und schoß damit den Fürsten nieder. Der Schuß lief die zahlreiche Dienerschaft des Fürsten herbei und der Mör-

Digitized by Google

der wurde ergriffen. Am sechsten Tage bereits sollte derselbe seine Strafe bestehn, 6000 Spießruthenhiebe erhalten... Mehrere Regimenter Soldaten stellten sich auf dem großen Platze auf, die Trommel wirbelte dumpf und Schaaren von Neugierigen drängten sich hinzu, während der Verurtheilte auf einem Karren auf den Richtplatz gefahren wurde. Durch das Menschengewühl drängte sich da ein Hund trotz den Kolbenstößen der Soldaten bis an den Armen-Sünder-Karren, auf den das Thier hinaufsprang, um sich zu den Füßen seines unglücklichen Herrn niederzukauern. Dem Leibeigenen, das sah man, that diese treue Anhänglichkeit des Hundes wohl, und er bat dringend, ihm den Hund zu lassen; aber derselbe wurde unbarmherzig von dem Karren heruntergeworfen. Der Verurtheilte sah dem treuen Hunde traurig nach, dem man nicht einmal erlaubt hatte, bis zum Tode bei ihm zu bleiben. — Das schreckliche Drama fand an diesem Tage die gänzliche Entwickelung nicht, da der Leibeigene, nachdem er die Hälfte der ihm zuerkannten Strafe erhalten hatte, ohnmächtig wurde. Man brachte ihn deshalb in ein Hospital, wo man ihn sorgsam pflegte und behandelte, bis er geheilt war, damit er — den Rest der Hiebe ertragen und erhalten könne. — Diese zweite Hälfte brachte ihn um's Leben; er starb, ehe er alle Hiebe empfangen hatte.

Der Kriminalrath.

(Fortsetzung.)

Sie war zuvorkommend, gescheit, lebhaft, witzig, belesen, musikalisch und ließ sich gern den Hof machen. Es kostete dem jungen Assessor keine Ueberwindung, sich unter ihre Anbeter aufnehmen zu lassen; auch hieß sie Karoline und er verglich sie mit der ernsten Karolina, Karls V. Gesetzbuch, und fand sie weniger trocken, weniger hart, weniger alt und viel amüsanter. Er trat also zu eines jener Verhältnisse, welche der Hülfstruppen einer gemeinschaftlichen Beschäftigung bedürfen, und da er, wie alle Männer, meinte, alle Frauen wollten geliebt sein, ließ er durch Musik und Lektüre auch bald wärmere Gefühle hindurchschimmern, bis die Frau Präsidentin an diesen wärmeren Gefühlen mehr Geschmack fand, als an der gemeinschaftlichen Beschäftigung, letztere immer mehr bannte und nur geliebt sein und wieder lieben wollte. Sie war ganz eine Frau der großen Welt und die kleine der Provinzialstadt beengte sie; eine Intrigue war ihr die Würze des Lebens, und sie leitete und spielte dieselbe weder mit der Schüchternheit noch der tollen Leidenschaftlichkeit einer jungen Anfängerin, sondern mit der Vorsicht und tiefen Verzweiflung eines Feldherrn, welcher seine letzten Truppen in die Schlacht schickt, deren Ausgang zweifelhaft ist. Bald war der Assessor tief in ein Verhältniß gerathen, welches ihn aus verschiedenen Gründen zu ängstigen begann.

Vom Unrecht sprach ihn sein Gewissen frei, das ihm nichts anhaben konnte. Die Begriffe von Recht und Unrecht sind elastisch in der Männerbrust. Hatte er auch mit dem Herzen der Frau gespielt, so war er doch momentan recht ehrlich in sie verliebt gewesen; hatte er auch den alten Präsidenten betrogen, so hatte dieser doch nicht darunter gelitten, da es ohne sein Wissen geschehen war, und Karoline konnte mit sich selbst darüber rechten nach Belieben. Jetzt war ihm aber das Verhältniß über den Kopf gewachsen, er wußte nicht, wie es endigen sollte. Sie liebte ihn mit Leidenschaft und Eifersucht, es gab Scenen, Thränen, er mußte sich zu bestimmten Stunden bei ihr einfinden, mußte eine bestimmte Anzahl von Tänzen mit ihr tanzen, durfte mit andern Frauen nicht sprechen, kurz er war in allem sein Thun gezwängt und fühlte täglich mehr, daß der Rausch seiner Liebe vorüber sei, ohne irgend ein Gefühl der Achtung zu hinterlassen.

In der kleinen Stadt war ein Bruch schwer, da die nicht zahlreiche Gesellschaft die einzelnen Glieder immer wieder zusammenführte, auch zog sein Dienstverhältniß ihn viel in das Haus seines Präsidenten, und während die Frau in der beglückten Liebe keine Vorsicht aus den Augen ließ, übermannte sie doch das Unglück, die Furcht, zu verlieren. Alle Qualen der Verzweiflungsträumen in ihrer Brust wurden so mächtig, daß der Assessor jeden Augenblick eine Explosion fürchtete, eine Entdeckung, die in sein geselliges oder Dienstverhältniß störend eingreifen, ihn wohl gar zur Heirath mit einer geschiedenen Frau zwingen könnte. Deßhalb schien eine lange Abwesenheit ihm das beste Mittel, den Faden zu zerreißen; er hoffte, Karoline werde in der Zwischenzeit einen andern Verehrer finden; das war aber schwer, denn sie war nicht mehr jung, ihre Koketterie nicht mehr wirksam und Beständigkeit das Verächtlichste ihrer Seele geworden.

Als der Assessor nach Jahresfrist wiederkehrte, stattete er den ersten Besuch in Begleitung eines Freundes bei ihr ab; letzterer sollte eine Art von Schutzwache sein und das Gespräch in der heitern Sphäre der Außenwelt erhalten, von allen Anspielungen auf das innere Leben

Digitized by Google

entfernen. An dem schnellen Athmen Karolinen's, an den oft verkehrten Antworten, den schwermüthigen Augen, die sich vergebens bemühten, verstanden zu werden von ihm, der sie nicht verstehen wollte, sah er deutlich, daß wie in Pfessels Fabel vom kleinen Teufel, die Entfernung auch hier nichts gefruchtet hatte, daß seine alte Geliebte noch immer die alte, — ja leider sogar eine noch ältere war.

Dagegen war Betty dem Zurückkehrenden als erwachsenes, erblühtes Mädchen entgegengetreten mit der süßen Vertraulichkeit eines Kindes. Ihre unverholene Freude beim Wiedersehen, ihr reges Geplauder und die tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die sich alle auf seine äußere Einrichtung, auf sein physisches Wohl bezogen, rührten ihn. Sie hatte seine Bedienung übernommen gegen den üblichen Lohn einer Aufwärterin; sie diente ihm aber wie ein wohlthätiger Geist, wie eine freundlich waltende Fee, seine Befehle schnell vollstreckend, seine Wünsche errathend. — Ihre Dankbarkeit bemühte sich, die Schuld ihres ganzen Lebens abzutragen und die Wohlthaten, die er ihrer Großmutter im gebrechlichen Zustand des Alters und ihr selbst im unbehülflichen der Kindheit angethan hatte, zu vergelten. — Hatte er nun den Leichtsinn der großen Stadt mit von Reisen gebracht, hatte Paris ihn verdorben oder war er nur geblendet von der Leidenschaftlichkeit eines Weinrausches, war es die Schwachheit eines unbewachten Augenblicks von seiner Seite, war es des Mädchens Unschuld oder ihre Schuld, sie ward das Opfer derselben.

Wenige Monate nach seiner Rückkehr von Paris hatte der Assessor eine Geschäftsreise in die Residenz anzutreten, welche ihn Monate fesselte. Dort erhielt er die Nachricht, daß er eine bedeutende Erbschaft gemacht habe und die Erhebung derselben führte ihn in eine ferne Provinz. Während seines dortigen Aufenthaltes erkrankte er am Nervenfieber und Monate vergingen, ehe er wieder reisen konnte. Er reiste noch früher ab, als die Aerzte es erlaubten und zwar aus zwei Gründen:

Der erste war ein sehr unorthographischer Brief von der armen Betty, welche ihm meldete, daß sie unglücklich sei und einer Entbindung entgegensehe. Der Brief war ohne Datum und trug verschiedene Postsiegel; die Adresse war sehr konfus gewesen und es war ein Wunder, daß er an's Ziel gelangte. Während des Nervenfiebers hatte er lange unterbrochen liegen müssen. Ein bitterer Selbstvorwurf regte sich in des Assessors Brust bei Lesung der wenigen Zeilen. Klagt doch der größte Autor, daß die Feder ein unvollkommenes Werkzeug sei für die Empfindungen der Menschenseele, wie viel mehr mußte Betty das empfunden haben. Was stand nicht Alles zwischen den krummlaufenden, kaum leserlichen Zeilen? welche Thränen, welches Aechzen, welches Ringen der innern Angst! — Der Assessor war blaß geworden, als er den Brief gelesen hatte, — sie ist die Erste nicht, hatte er zwar gesagt, wie Mephisto im Faust von Gretchen. Tausende haben ihr Schicksal — dachte er, und hätte gern mit dem allgemeinen Elend das einzelne entkräftigt und entschuldigt, aber der armen Betty Thränen brannten ihm doch auf dem Herzen und er nahm sich vor, für das gute Mädchen, das ihm so innig ergeben war, auf humane, christliche und rechtliche Weise zu sorgen.

Der zweite Grund seiner Abreise war anderer Art. — In der Residenz hatte er nämlich ein schönes, liebenswürdiges, reiches Mädchen kennen gelernt; Herz und Vernunft riethen zu einer Vereinigung mit ihr, und als er die Nachricht von der Erbschaft erhielt, hatte er sich berechtigt gefühlt, ihr zuzuflüstern — darf ich wiederkommen? Und sie hatte bejahend genickt. Jetzt wollte er wieder kommen und sich verloben, ehe die so gesuchte, in jeder Hinsicht als gute Partie zu empfehlende Dame, ihm von andern Verehrern entrissen wurde.

Er verlebte einige glückliche Tage mit der Braut und diese wurden zu Wochen. Betty's bleiche Gestalt stieg zwar dann und wann vor seiner Seele auf, aber heirathen konnte er die arme Betty auf keinen Fall, und so war seine Verlobung kein von ihm begangenes Unrecht und er gedachte, das Begangene auf jede mögliche Weise wieder gut zu machen.

Er kam aber zu spät; als er an seinem Hause vorspuhr, führte man eben eine Kindesmörderin in's Kriminalgericht, es war die arme, harmlose, freundliche Betty. Sie hatte erst lange nach des Grafen Abreise ihren Zustand entdeckt, lange gezögert, ihn schriftlich davon zu benachrichtigen, da sie ihn immer von Woche zu Woche erwartet hatte. Sie konnte Niemanden ihr Leid klagen, der Großmutter nun gar nicht, die hätte sie geschlagen und wäre dann vor Kummer gestorben. Ihren Zustand konnte sie der Blinden verbergen, aber nicht das Kinderstimmchen, welches so laut schreien wollte, während die unglückliche Mutter so still hatte weinen müssen. Da hatte sie in der Angst des Augenblicks das arme Stimmchen erstickt. Sie hatte die Sünde so ungeschickt vollbracht, wie dieß meistens der Fall ist bei den nicht zur Sünde Geborenen, nicht in der Sünde Geriethen. Als man der alten Großmutter dieses furchtbare Ereigniß in die innere Dunkelheit hineinrief, war es, als sei sie taub — ihre Seele konnte das Entsetz-

Digitized by Google

liche nicht verstehen, was sie nicht hatte sehen können; das stille, häusliche, immer fleißige Mädchen war ja nie von ihrer Seite gewichen und hatte ihr immer zugehört, wenn sie erzählte. Diesmal weinten der Alten blinde Augen nicht, sondern sie legte sich zu Bett, um nicht wieder zu erwachen.

So fand es der Assessor in der Heimath wieder; — die Präsidentin aber gab einen großen Ball und hatte ihm eine Einladungskarte zugeschickt, welcher der Präsident das Dekret als Kriminalrath mit freundlich begrüßenden Zeilen beifügte.

Was er nun als solcher litt, als Zeuge der Verhöre im Kollegium, dem er oblag, die das Schuldig herbeiführenden Thatsachen aufzusuchen und zusammenzustellen! welches Mitleid ihn ergriff, als er das arme Weiben vor sich sah, bleich und gramvoll, sie, die er kannte, mit ihrem harmlosen, vertrauenden Herzen, mit ihrem einfachen Sinne, ihrer liebenden Seele! — Er erachtete sich selbst viel schuldiger als sie, obgleich er nicht gemordet hatte, er wünschte so gern ihre Strafe übernommen haben. Sie ward zum Tod — zum Zuchthaus verurtheilt, und Karoline, die Straßburgerin, ebenverbrecherische Frau, gab Feste und blieb geachtet und geehrt in der Welt. — Niemand durfte ein Wort gegen sie sagen, denn der betrogene Gatte schützte sie, und der Ablaßkram der Gesellschaft ist ebenso käuflich, wie einst Tetzel's Handel war, und die Sünden der Reichen und Hochgestellten werden leicht und schnell vergessen und vergeben. Daß man die Gerechtigkeit wie die Liebe mit der Binde darstellt, ist ein Mißgriff; — die Gerechtigkeit der Gesellschaft hat mit der Liebe nichts gemein, sie hat die Binde von den Augen gerissen und sie in die Wagschale der Unglücklichsten geworfen.

Der Wahnsinn, welcher die arme Betty befiel, erspärte den Kriminalrath von der bittersten Empfindung; der Wahnsinn war ein Segen für sie, besonders als derselbe stiller wurde, aber dennoch ging von diesem Augenblick an eine große Veränderung mit ihm vor.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Wie wenig Gedichte werden gelesen und wie viel werden doch gedruckt! Vor einiger Zeit erschien ein Gedicht von 20,000 Versen. Man sprach in Gesellschaft davon.

„Ich habe die beiden ersten Verse davon gelesen," bemerkte Jemand.

„Und ich die beiden letzten," sagte ein Anderer.

„Das ist eine eigene Sache," meinte ein geistreicher Kopf, „um das Gedicht ganz zu lesen, sind also nicht weniger als 10,000 Menschen nöthig!"

— Von der Putzsucht der Amerikanerinnen erzählt Griffon in seiner „Charakteristik der Vereinigten Staaten" interessante Züge. Auf den Schein — sagt er — kommt es dem Amerikaner vor allen Dingen an. Ich befand mich einst in einem Laden auf dem Lande, und es vergnügte mich für eine kurze Zeit nicht wenig, die kommenden und einkaufenden Farmer und ihre Frauen, ese in großen Familienzügen aus ziemlich weiter Ferne kommend, in ihrem Treiben zu beobachten. Da wurde besehen und wieder zurückgestellt, wieder besehen, gehandelt, gefeilscht und gedungen, probirt und kritisirt. Es war eine ganz ergötzliche Scene. Wahrhaftig, der Amerikaner ist Kaufmann durch und durch, Verkäufer und Käufer gleich schlau im fortwährenden Wettkampf begriffen, wer den anderen zu überlisten im Stande. Wie ich so dastehe und das Treiben belächelnd beobachte, kommt drall und keck ein hübsches junges Mädchen in den Laden. Ein seidenes Kleid umschließt ihren schlanken Leib, ein feiner Spitzenkragen Hals und Busen, ein feiner Shwal bedeckt, nachlässig übergeschlagen, ihre Achseln, ein feiner seidener Hut ihren Kopf, und von diesem rosenrothen Hütchen wallt ein feiner Schleier bis auf die Füße herab, aber diese Füße waren — nackt. Schuhe und Strümpfe waren zu entbehren, nicht Shwal, Schleier und Spitzenkragen.

Auf die Kleidung überhaupt verwenden Frauen und junge Leute unverhältnißmäßig viel Geld, aber wie gesagt, mehr auf das Scheinende, als auf das nützliche. Junge Mädchen gehen zum Dienen in der Regel nur aus, um sich genug zur Anschaffung von seidenen Kleidern zu erwerben. Ist dieser Zweck erreicht, dann gehen sie wieder nach Hause, und heirathen sie dann einmal, dann sind einige seidene Kleider alles, was sie ihrem Manne zubringen. Sind aber Frauen und Mädchen übertriebenem Kleiderluxus ergeben, so findet bei den Männern gerade das Gegentheil statt. Die Männer tragen sich in der Regel in Lumpen, Knaben und Jünglinge in der Woche zerlumpt und barfuß, um nur Sontags sich in Glanz zeigen zu können. Ich sah einst an einem Wochentage im Winter einen Zug, der mir in seiner Art doch etwas neu vorkam. Langsam und feierlich kam den Weg entlang ein roh gezimmerter Schlitten, ungefähr wie unsere Schleifen (denn viele weniger wohlhabende Farmer begnügen sich, statt einen Wagen anzuschaffen, den sie kaufen müßten, mit seinem Schlitten, den sie mit ihrer Art selbst zimmern können), von zwei kräftigen Ochsen gezogen. Vor den Ochsen her, die ungeheure Peitsche schwingend, mit Ja und Ha sein Gespann dirigirend, wandelte, in zerrissenen, beschmutzten Kleidern, den einen Fuß mit einem beinahe heilen Stiefel, den andern mit einem den Zehen keine hinreichende Bedeckung gewährenden Schuh bekleidet, den Kopf mit einem Strohhut, der bis auf den Boden und Rand, welchen noch und nach Käfer und Kühe abgefressen hatten, noch ziemlich vollständig war, bedeckt, eine ganz kleine, schwarz geraubte Pfeife im Munde, der Farmer, indem er zuweilen hinter sich Blicke warf auf seinen Schlitten, auf welchem auf untergebreitetem Stroh, in Sammet und Seide gekleidet, mit Shwals und Schleiern bedeckt, Rücken an Rücken seine Frau und Schwägerin, wie zwei zum Galgen geführte Delinquenten sa-

Digitized by Google

fen. Wohin der Zug ging? Nun, visiting: ein Besuch sollte abgestattet werden.

Nur keinen Stein.

Werft keinen Stein auf Jene, die gefallen,
Der Mensch ist schwach, Versuchung über allen,
Vielleicht hat nichts euch mit der Welt entzweiet,
Vielleicht das Glück nur Euch vom Fall befreiet,
Nur keinen Stein!

Habt ihr denn auch in ruhelosen Stunden,
Der Kränkung Qual, des Mangels Pein empfunden,
Empfandet ihr bei leicht bewegtem Blute
Tyrannen-Druck, den Hohn vom Uebermuthe? —
Nur keinen Stein!

Ihr seht die That, doch auch des Thäters Schmerzen
Habt Ihr gelesen auch in seinem Herzen?
Er fiel, — allein, er hat wohl auch gestritten,
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten —
Nur keinen Stein!

Und müßt mit Abscheu wenden ihr die Blicke,
So wendet sie zum Besseren zurücke,
Nicht soll durch Euch sein kaltes Herz erwarmen,
Nehmt Hülfe ihm, ja nehmt ihm selbst Erbarmen,
Nur keinen Stein!

Der Stein, den ihr geschleudert auf die Sünder,
Er fällt auf euch vielleicht, auf eure Kinder —
Man fragt euch einst an eines Thrones Stufen:
Wer hat zu Andrer Richter euch berufen?
Nur keinen Stein!

Als reuerfüllt, mit flehender Geberde
Das Weib gekniet vor dem Herrn der Erde,
Und als der Herr, sie All' betrachtend, fragte:
„Wer wirft zuerst?" — Wer war es, der es wagte!
Nur keinen Stein.

— In die Prozßsache des berüchtigten Zuchthausbetrügers Hottinger in Zürich ist nun auch dessen Frau verwickelt und deshalb gefänglich eingezogen worden. Anfangs war der Herr Gemahl nur wegen eines Vergehens: Vergeßlichkeit, worin ein Gefangener geforben (verhungert) eingezogen, jetzt ergiebt sich, daß er die Gefangenen überhaupt hat hungern lassen, und Frau Gemahlin sollen in der Menge sehr tüchtig geholfen haben. Muß ein interessantes Paar ehrlicher Schweizer sein, das!

— In Cairo sollten die Juden wieder einen Christen ermordet haben. Dem alten Bieckkinig muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß er alles aufbot, um die Verdächtigen zu schützen, und siehe nach vielmonatlicher Abwesenheit fand sich der von den Juden Geschlachtete wieder ein, und befreite die Unglücklichen von dem Verdacht und der damit verbundenen Gefahr.

Vierfylbiges Räthsel.

Sehr unbeständig sind die ersten Beiden:
Doch ist's der Wechsel eben, der gefällt!
Ja! diese Sylben herrschen allerzeiten
Und bringen neuen Reiz in unsre alte Welt!
So lang' die Welt steht, hat man sie beschuldigt:
Daß sie so gern den ersten Sylben huldigt! —

Die letzten Sylben müssen stets beweisen:
Wie weit die Ersten fortgeschritten sind!
Die Letzten sagen stets wie Erste hießen,
Damit es wisse jedes Menschenkind!
Das Ganze wird von nah' und fern bezogen,
Es gleicht der Ebb' und Fluth — im Meereswogen!

K. A. Schröter.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das Frühlingswetter der ersten Hälfte des Novembers konnte über die Nothwendigkeit der Winterhüllen täuschen, wenn man nicht nach den glaubhaften Prophezeihungen der Jäger und Landleute auf einen harten Winter rechnen müßte. Dieser Winterprophezeihung scheinen die Modehandlungen ganz besonders beizupflichten und haben daher in größter Auswahl und Mannichfaltigkeit die Winteranzüge ausgestellt. Die Mäntel und Aermelmäntel für Damen sind die große Frage des Tages und sie tragen die verschiedensten Namen nach den verschiedenen Formen, so daß sich kein allgemeiner Schnitt angeben läßt, wenn auch ein kurzer, weiter Rock mit mehr anschließendem Obertheil, dazu Aermel, Kragen und Pelerine angebracht, ein weißes, oder doch sehr lichtfarbiges Seidenfutter und ein dunkelfarbiger Mouteau als durchgehende Regeln gelten können. Die vollen Mäntel, d. h. solche, die in der Taille nicht gefaßt sind, haben alle große Pelerinen und Aermel, doch sind diese letzteren meist durch Zusammenfassung der Pelerine oder des großen Kragens gebildet, und nur selten sieht man weite Reichsständige Aermel angebracht. Man verfertigt die vollen Mäntel in höchster Eleganz von dunkelfarbigem oder schwarzem Atlas oder Sammet und besetzt sie mit Spitzen oder Pelz und futtert sie mit weißem Atlas: Der manteau russe ist in dieser reichen Zutat ein kleiderer Schnitt, dessen große Pelerine man entweder nur mit Borde umrändert, oder die man ganz mit Zobel bedeckt. Auch sehe man oft ganze Pelzfutter angebracht und zu Ballhüllen, die kurz und eng gemacht werden, wählt man sogar Hermeline futter unter dem lichtblauen oder rosa Atlasbezug, oder den weißen mit Goldstickerei verzierten Gasemirbezug. Die Schwanzeinfassung ist dies Jahr an Ballhüllen altmodisch und nur pozamentirarbeit, Hermelin- und Spitzenbesatz zulässig. Die vollen Mäntel sowie Stadttoilette wählt man viel in Schwarz oder doch in Schwarz mit buntfarbigen Streifen, gegitterten oder gestreiften feinen wollenen Stoffen, mit Franzen besetzt. Die schottischen Flanells sind nur als Notwendigkeit gestattet, die Mode erkennt sie nur noch für den einfachen Schlafrock an. Dabei wird auch eine Neuigkeit, die Milchmantel, das ist eine kurze Crispine von schwarz und weiß gegitterten Flanell gemacht, als sehr zweifelhafter Genre erwähnt. Unzweifelhaft am modisaßten sind alle Arten von Aermelmänteln. Der einfachste Schnitt dieser Art bildet einen kurzen faltigen, in der Taille leicht zugezogenen Ueberrock, über dem eine Pelerine-Scharpe oder ein großer runder Kragen (fast wie ein Cardinalkragen geschnitten) angebracht ist. Man wählt diese einfachen Aermelmäntel meist in einfarbigen Zeugen von Seide oder Wolle, mit

Digitized by Google

wenig abtrechenden Sammetbesatz verziert. Eine Neuigkeit dieser Art ist der griechische Paletot, der dem Mannerpaletot sehr ähnlich ist, und von Sammet oder Stide, dem hohen Kleid darunter, in Stoff und Farbe entsprechend, ausgeführt wird. Das Hervorstechende dieses Schnittes besteht darin, daß er keine quere Taillennaht hat, sondern nur Längennähte, so daß die beiden Brustbreite mit den Vorderblättern aus einem Stück sind und die beiden Rückentheile auch mit dem Rock aus dem Ganzen sind. Sehr vornehm ist noch ein ägyptischer Paletot, von dem ein schönes Modell von violettem Sammet gemacht und mit Frohgelbem Seidenfutter versehen war. Dieser Schnitt ist von beiden Seiten bis zur Höhe des Armes offen und bildet daher vorn eine Art Scharpe, man umrandet ihn mit Rücken oder Posamentirarbeit. Noch eine sehr beliebte Winterhülle sind die Pardessus, dies sind gewöhnlich wattirte Ueberziehröcke mit hohen glatten Taillen, griechischen Aermeln und einer Art Connetous-Pelerine gemacht, die Röcke verfehlen sind aber so kurz geschnitten, daß der Besatz an des Kleides darunter gehen wird. Die Pardessus fertigt man von weinen Stoffen an oder von wollgrünem und vollbraunem Castemir mit Sammtstichen besetzt. Unter den Jacken, die ihre Formen in nichts verändern, zeichneten sich auf den Pariser Promenaden einige hübsche Modelle aus, z. B. zur Stadtvoilette sah man eine Cappe von lila Sammet und gleichfarbigem Atlas so arrangirt, daß die beiden Stoffe auf dem Schnitte streifig Gitter bildeten, eine schwarz und lila Feder lag über den Kopfansatz und tschtilla Band umfaßte unten den Geschirt. Eine andere rote Cappe war mit Silberkraus bedeckt und mit einem Kranz voller Rosen um den Kopf gesteckt. Ein blauer Atlashut war oben auf mit einer rosa Feder, die mit weißen Maradouts verschleiert war, und unten mit rosa Rosen ausgeputzt. Diese Schleierfedern sind die neueste Federneuigkeit und dürften sich gemacht als die vorjährigen glatten Federn. Als Kopfputz zu großer Toilette gehören die brillantierten Marabouts und die mit Gold gepreßten sehr kleidsame Aufsätze. Die Ruffe sind unerläßlich für jeden winterlichen Stadtanzug, die bunten Arten sind auch gegen Abend, sie sind im Theater zu ersehen. Dies sind nämlich wattirte Halbärmel von Sammet oder Atlas gemacht und an beiden Oeffnungen mit Pelz umrandet. Unter die seitenen Mützen, die ihnen etwas Hart zu geben, empfiehlt man Kleider von weißem Cashemir.

Für Ballkleider hat man den Versuch gemacht, sie kürzer und zwar so kurz, daß man den Fuß sieht, anzufertigen. Die in Paris jetzt wieder in Aufnahme kommende Mode sucht soll diese Anwang der Ballkleider veranlaßt haben. Die Blumenbeläge der Ballkleider sollen die Mitte zwischen Bouquet und Guirlande, das heißt, sie bestehen aus vielen einzelnen, nebeneinstehenden, in die Breite gezogenen Blumengrassen. Die Handschuhe zu kurzen Aermeln gehen nur drei Finger breit über das Handgelenk und haben gar keine Garnierung, sind aber sehr ausschließend mit drei kleinen Knöpfen geschlossen.

Immer hatten die Mode sowohl auf den Sammetbüten als auf den Paßkleidern reiche Spitzen, bei denen man jetzt mehr auf schöne Anwendung, als auf die Menge sieht. Alle Arten, ausgenommen die an den Haushleidern, sind glatt und knapp; die zu schmächtigen Taillen fügen sich in diese Mode, indem sie Revers und schiefe Streifen fächerartig auf der Brust anordnen, oder gefältetes Band oder Posamentirarbeit da anbringen lassen. Auf den ausgeschnittenen Kleidern trägt man noch immer Fallen. Oft bringt man auch, vorzugsweise auf Ballkleidern, drei oder vier breite schiefe Faltstreifen als Besatz an; vorn werden sie durch Bandschleifen oder ein Blumenbouquet gehalten. Die englischen Locken trägt man dicker, aber weniger lang als in vorigem Jahre. — Neue Moden sind in Bezug auf die Kleider noch nicht festgestellt. Man sieht sie von allen Arten, doch empfehlen wir für den Vormittag die glatten hohen Leibchen, die meist vorn offen sind, und Revers und Krägen haben. An den Kleidern zum Ausgehen sind, wie mir bemerkt haben, die Leibchen häufig sehr hoch und vorn durch Schnüre oder Knöpfe geschlossen. Abends sind die Leibchen glatt, sehr ausgeschnitten, mit einer Berthe oder Mantille. Auch sieht man einige griechische Leibchen mit Agraff von Edelsteinen, Cameo oder Gelde, die sie in der Mitte der Brust und auf den Achseln festhalten. Die Aermel macht man auf tausend verschiedene Weisen, und alle sind geduldet, die Gigots ausgenommen: Aermel mit engen Bandchen, halbenge Aermel, Aermel à la renaissance, Aermel, Aufschlag, gefältete Aermel, Zockenaermel, ganz enge Aermel, offene Aermel, sehr kurze Aermel ꝛc.: die am meisten in Gunst stehenden aber an den Kleidern zum Ausgehen sind die, welche durch ihre ziemliche Weite gestatten, weiße Unterärmel zu tragen, die meist mit schönen Stickereien geschmückt werden.

Herren-Mode. Die Zwirnes haben eine breitere Taille und weitere Schöße erhalten. Die ersten Ueberzieherröcke mit langer breiter Taille, sind kostwendig sehr beliebt. Die Revers und der Kragen verfeinden werden ungemein breit und mit meisterter Seidr überzogen sein. Die gestuchteten Farben dauer, so wie der Phantasiestachs und der Rocke sind das Rußbraun, so wie überhaupt aller braunen Nuancen. Die Wantel durch ten dieses Jahr weiter mehr in Aufnahme kommen wie bisher. Die bereits erschienenen sind von mittlerer Länge und von ziemlicher Weite; der Kragen und das Futter sind von Sammet oder von Seide. Sie werden stets durch eine sehr reiche seidene Schnur zusammengehalten. Hinsichtlich der Kopfbedecke herrscht die russische Form vor. Der neueste Schlapphut hat hermach einen Streifragen, der den Hals eng umschließt, eine gewölbte Brust, eine sehr knappe Taille und einen sehr langen und nicht sehr weiten Schoß und dazu Rosaetenarmel. Vorn wird er durch eine kleine Schlinge zusammengehalten, wie an den Pantalons, nur mit dem Unterschiede, daß diese Schlingen von rother, oder sogar einer andern Farbe aufgenommen Farbe sind. Die Pantalons werden wie Fracks und Rocke mittlich weiter und bequemer, und nicht blos in den Beinen zeigen sich diese Veränderungen, sondern auch an den Oberstheile; man ist der engen, gezwangten Kleider herzlich überdrüssig. Die neuen Stoffe sind dunkler als die vorjährigen; die grellsaaren verschwinden ganzlich. Die Muster treten nicht mehr so scharf hervor, indes sind die Streifen und das Carrirte noch immer Mode.— Der Schnitt der übrigbleibenden Westen hat sich nicht sehr geändert, wenig man zu diesen Aenderungen nicht etwa die Länge und die erweiterte Breite der Ausschnitten rechnen will. Die neuesten Westen haben Streifen, die aber etwas weiter breit sind als im vorigen Jahre, auch etwas näher an einander sich befinden. Die Farben sind ebenfalls dunkler. Die elegantesten und gestuchtesten sind von Sammet mit farbigen Streifen in gewissen Farben. Auch sieht man unter diesen neuen Stoffen einen sehr langhaarigen Sammet und sehr zahlreich sind die Castemir ähnlichen Atlasse mit Streifen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Shwal in Mantelform. Kleid mit Sammetstreifen unten herum besetzt. Hut von Atlas mit Feder. 2. Hut ringsherum mit einer Feder. 2. Kurzer Mantel. Glattes Kleid. 3. Ueberzieherock, etwas kurz. Darunter Frack, bis oben hinauf zugeknöpft. Hutweite Krinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 Sgr. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.
Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Der Kriminalrath.

(Fortsetzung.)

Ihm erschien auf einmal die menschliche Gerechtigkeit wie eine ungerechte Tyrannin, wie eine fanatische, wahnbesangene Macht, die auf ihre verletzenden Waffen die heiligen Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung eingegraben hatte und sie deßhalb für heilig hielt.

Er hatte während seiner Universitätsjahre mit großem Eifer Jura studirt, Pandekten, Staatsrecht, Kirchenrecht und Kriminalrecht sich gehörig angeeignet, alle Rechte kannte er, und die Menschenrechte glaubte er zu kennen. Er hatte dem todten Buchstaben eine Seele gegeben, dem kalten Wort einen Geist eingehaucht, die leblose Form belebt. Darüber war ihm aber der Mensch todt geblieben und im Verbrecher sah er nur das Verbrechen. Bei dem begangenen Mord hatte er nur die gehobene Hand mit der tödtlichen Waffe gesehen, bei dem Diebstahl den entwendeten Gegenstand und den Entwender. Wie bei den ärztlichen Berichten von künstlichen Amputationen wohl jedes einzelnen Schnittes, jeder blutenden und verbundenen Ader gedacht, aber nie des menschlichen Schmerzes erwähnt wird, so hatte er sich immer nur an die äußern Symptome gehalten, und wenn seine Humanität sprach, hatte er sein Mitleid immer dem Gemordeten oder Beraubten zugewandt. Jetzt auf einmal, wo er über das arme, schwache Mädchen die härteste Strafe verhängt sah, weil es das große Verbrechen begangen hatte, jetzt schien ihm das Gesetz ungerecht. Er wußte, daß sie die harte Strafe nicht verdient habe und doch, während er die moralische Ueberzeugung ihrer Nichtstrafbarkeit hatte, mußte er sie nach dem Gesetz als der Strafe schuldig erklären.

Da kam ihm nun das Gesetz vor wie die kalte hölzerne Jungfrau des Vehmgerichts, welche geräuschlos und gedankenlos ihre mit tausend Messern versehenen Arme um die Unglücklichen, die man ihr entgegenstößt, schlägt und sie zu Tode umarmt. Ein Prokrustesbett schien ihm das Gesetz, welches den darein Gebetteten um Füße oder Kopf kürzt, je nachdem die vorgeschriebene Form es erheischt.

Der Kriminalrath hatte in jener Zeit beständig Herzpochen, das Blut stieg ihm nach dem Kopf und in der Nacht hatte er Visionen. Die in den Jahren seines Wirkens Gehängten zappelten mit den Beinen, die Geköpften setzten die Köpfe auf und schnitten drohende Ge-

Digitized by Google

ſichter, die Gefangenen im Zuchthaus klirrten mit den Ketten. Wäre er ein Tyrann des Mittelalters geweſen, oder ein gewiſſenloſer Miniſter, wie die Bühne ſie oft darſtellt und die Opfer ſeiner Habgier, die Zeugen ſeiner Schuld, die er ſtumm gemacht, wären ihm auf dieſe Weiſe im Traum erſchienen, die Viſionen hätten ihm nicht gräßlicher ſein können; und alle dieſe vor ihm auftauchenden Geſtalten waren nach Geſetz und Gerechtigkeit verurtheilt worden; keine Leidenſchaft hatte dabei obgewaltet, kein Verurtheil weder dafür noch dagegen geſtimmt. Und dennoch erkannte er die dabei waltende Grauſamkeit des Gerichts.

Er ſah den jungen ſchönen Mann, den zuletzt Geköpften; dieſer hatte eine Braut gehabt, welche er ſehr liebte, und ihr Vater hatte ſie zu einer andern Heirath mit einem alten reichen Manne zwingen wollen, und da ſie ſich deſſen weigerte, ſie mißhandelt. An den Haaren hatte der alte geizige Mann ſie gepackt, den Stock geſchwungen über das junge arme Weſen, ihr den Arm ſchon zerſchlagen und wollte noch nicht abſtehen von ſeinem Opfer, als der Bräutigam, von ihrem Geſchrei angezogen, hinzuſprang und den alten Mann erſchlug. Soll denn der Menſch mißhandeln laſſen die, welche er liebt? fragte trotzig das Trugbild den Träumenden.

Ein Anderer hatte ſein böſes Weib vorbedächtiger Weiſe in's Waſſer geſtoßen, weil es ſeinem Kinde erſter Ehe ſchlecht begegnete und kein Herz hatte für die Pflichten, die es als Stiefmutter übernommen. Er war gehängt worden und frug: Hätte ich die Kleine ſollen zu Tode martern laſſen?

Ein Dritter hatte bei nächtlichem Einbruch den getödtet, der ihn erkannte und verrathen konnte; zum Einbruch aber hatte ihn die Noth ſeiner Familie getrieben. „Sollte ich meine Kinder hungern ſehen?“ fragte dieſer.

Der Wilddieb hatte gemeint, das Wild habe Gott nicht nur für die Herren geſchaffen, die es jagen durften, ſondern für alle Menſchen, weil es ſo frei herumlaufe und von allen Feldern ſich nähre. Der Holzdieb hielt den Fichtenwald auch für ſein Eigenthum; wohl kannte er das Geſetz, welches den Frevel verbot, er hielt es aber für einen Uebermuth der Stärkern; — man hatte ihm wohl das Verbot mitgetheilt, nicht aber worauf es ſich gründet. Der zum Zuchthaus verurtheilte Paſcher meinte ein Held zu ſein, alle Mitglieder ſeiner ganzen Familie waren Paſcher geweſen, Eltern und Voreltern; Kraft, Ausdauer, Kühnheit und Liſt hatte er ſyſtematiſch für das Geſchäft entwickelt. Jetzt war er in ſeinen Augen ein Märtyrer der guten Sache und fluchte Richtern und Geſetz.

So waren des Kriminalraths nächtliche Träume beſchaffen, die, welche er am Tage mit offenen Augen träumte, gaben ihm folgende Reflexion ein:

Der Hungernde weiß, daß die Erde genug Früchte trägt, um alle ihre Kinder zu ernähren; wer verzehrt denn ſeinen Antheil? warum haben denn die Reichen doppelte Portionen, während er darben muß? Wenn der ſorgenbeladene Familienvater die hellerleuchteten Säle der Reichen ſieht, während es zu Hauſe und in ſeiner Seele ſo dunkel iſt wie im Grab, wenn er bedenkt, daß der Preis einer einzigen dieſer vielen Wachskerzen ihm und den Seinen einen ganzen Tag Nahrung gäbe, kann er denn ſo leicht zu der Reflexion gelangen, daß mittelbar der Arme vom Aufwand des Reichen lebt, daß jeder Luxusartikel die Amme iſt von tauſend arbeitenden Menſchen; gibt man denn den armen und niedern Ständen die gehörige Anweiſung, damit ſie nicht glauben, ein Recht zu haben auf die Beſitzthümer der Reichen, daß es ihnen klar werde, in wie fern Gottes Weisheit einen Unterſchied der Verhältniſſe für nöthig erachtet; lehrt man ſie kennen das Verbot und deſſen Warum, damit es ihnen nicht als Willkür erſcheine? Lehrt man die Jugend die Leidenſchaften zähmen, die Heftigkeit unterdrücken, damit ſie nicht einſt zur Unzeit hervorbrechen? Sorgt der Staat für jene mütterliche und väterliche Erziehung, die Gemüth und Verſtand bildet, ſtärkt und entwickelt, jene ſorgfältige moraliſche Erziehung, welche manche Inſtitute den Reichen und Vornehmen geben, wie manche gebildete Eltern ſie ihren Kindern ertheilen? Der Staat ſollte Vater und Mutter ſein ſeiner Kinder, aber nicht Vater und Mutter, wie ſie das Leben der niedern Stände, die Armuth hervorgebracht, jene durch die Verhältniſſe verkrüppelten Exemplare, ſondern wie Gott ſich Vater und Mutter gedacht hat, als er ſie werden ließ. Dann erſt hat der Staat das Recht, väterlich ſtreng zu ſtrafen. Wenn er aber ſeine Kinder ausſchickt in die kalte Welt ohne Mantel, auf das Glatteis ohne Schlittſchuh, in den Regen ohne ſchützenden Schirm, wie kann er da erwarten, daß ſie glücklich an's Ziel kommen?

Das Geſetz iſt dem Menſchen ein Stein, über den man zufällig ſtolpert, Arm und Bein oder den Kopf bricht, je nachdem der Stein groß iſt. — Wäre ich nur nicht dahin gegangen, dann wäre ich nicht geſtolpert, ſagt der Verbrecher — das iſt ungefähr die Stimme ſeiner Reue.

So eilten und jagten die Gedanken durch des Kriminalraths Gehirn und verſcheuchten ihm den Schlaf; ſelbſt in ſeinen Geſchäften verließen ſie ihn nicht. Die

Digitized by Google

Verhöre und Untersuchungen lieferten ihm lauter Belege zu seinen Ansichten. Wenn er ein Urtheil zu fällen hatte, suchte er die einsamsten Spaziergänge auf, er rannte wie ein Wahnsinniger, stehend die Menschen und seine Skrupel. Wo das Gesetz schuldig sprach, erklärte seine moralische Ueberzeugung für unschuldig; er kannte diese beiden Stimmen nicht in sich vereinen, sie drohten ihn zu zerspalten. Die Angeklagten und Ueberführten erschienen ihm alle als Märtyrer, als die unglücklichen Opfer eines kaltblütigen, fürchterlichen Fanatismus, den man Gerechtigkeit nannte. In seinen Augen war die Barbarei der Hexenprozesse noch nicht gemildert, nach seiner Ansicht gab es noch in der Kriminalpflege civilisirter Länder selten- und inquisitionsähnliche Anstalten. Die Kreuz- und Querfragen, die geschickten, verschmitzten Wendungen der Richter gegenüber den Armen an Geist, den Furchtbefangenen, durch Gefängniß Entmuthigten, zur Entdeckung des Geständnisses, schien ihm eine Feigheit.

Und was ist das Geständniß der That, woran dem Menschen so viel liegt, denn vor Gott? dachte der Kriminalrath weiter. Wie wenig ist die That! Ein Zufall! der letzte Tropfen, welcher den Becher überwoll macht; — ist dieser Tropfen schlimmer als die andern? Oder die That ist auch ein plötzlicher Wolkenbruch aus heiterm Himmel, unvorhergesehen, durch die Verhältnisse herbeigeführt.

In dem Kriminalrath steigerte sich das Mitleid mit den Menschen zum Wahnsinn, die Humanität wurde zur Raserei. Die Menschen sind ja alle Sünder, sagte er, wenn sie auch nicht immer gegen menschliche Gesetze sündigen. In ihnen Allen glimmt der Funken, ein Luftzug facht ihn zur Flamme und liefern die Verhältnisse dann das Brennmaterial dazu, so ist die verheerende Feuersbrunst fertig.

Die Materie ist nur das Werkzeug, wodurch der unsterbliche Geist sich äußert, und zwar ein unvollkommenes. Vergebens bemüht der Musiker sich, dem Instrument die Töne einzuhauchen, die der Geist ihm vorsingt. Vergebens braucht der Dichter Feder und Tinte; dem Liebenden, Bewundernden, Verehrenden scheint Blick, Wort, Kuß unzulänglich und dem Verzweifelnden genügt weder Schmerzensschrei noch Thräne. Selbst Gott, der Schöpfer, vermochte nicht, als er die Welt erschuf, vollkommnen auszudrücken den Geist, der sein Wesen ist. Wie oft modelte er nicht an der Schöpfung, wie viel ging nicht unter, bis Vollkommenes entstand. Deßhalb trägt der Mensch die eigene Sehnsucht in sich; hinaus, hinaus aus der Materie treibt es ihn; das ist der Weg zum Geist Gottes, das ist aber auch der Weg zur Sünde. Der Dürstende leicht den Durst auch wohl einmal aus der Pfütze, wenn der Himmelsthau ihm nicht gereicht wird. Armer, arme Menschheit! rief der Kriminalrath in seinem Wahnsinn.

Ja, er war wahnsinnig; er lief in den Wäldern umher, die Ufer der Flüsse entlang, er erkletterte Felsen; er rang die Hände im Mondschein; er sprach laut mit sich selbst und todte wie ein Verzweifelnder. — So that er in den einsamen Stunden, im Geschäft war er aber ernst, freundlich gegen alle Menschen, weich war seine Stimme im Verhör und immer trug er auf Milderung der Strafe an.

Endlich ward er auch ruhig in den Stunden der Einsamkeit, er eilte nicht mehr in's Freie, sondern blieb den Abend zu Hause; da schrieb und dachte er; ein großer Plan war in seiner Brust erwacht.

Das Gesetz sollte da sein für die Menschen, nicht die Menschen für das Gesetz, dachte er, und er wollte neue Gesetze bilden, dem menschlichen Bedürfniß angemessener als die bisherigen. Er wollte der Menschenseele ablauschen, was sie bedürfe, der Menschenbrust abfragen, was ihr Noth thäte. Auf das innere Bedürfniß, auf die eingeborene Nothwendigkeit des geistigen und Körperlebens sollte das Gesetz fußen und erst dann die äußere Ordnung vor Augen haben.

Was aber erheischte die Menschennatur? was waren ihre heiligsten Bedürfnisse, welche die bisherigen Gesetze beschränkt hatte? Da fand er doch kein Verbrechen, welches nicht bei irgend einem Volke als Tugend galt, keinen Mißbrauch im civilisirten Lande, der nicht irgendwo als heilige Sitte herrschte. Der Wilde tödtet den greisen Vater. Die Frucht ist zu reif, und die Mühseligkeit des Alters wird verkürzt, die Qual der Jahre gehoben. Die indische Wittwe übt Selbstmord, wenn sie dem todten Gatten sich in die Flammen nachstürzt. Ganze Völkerstämme verzehren ihre Gefangenen, martern ihre Feinde. In dem einen Land hat der Mann mehre Frauen, im andern mehre Männer nur die eine Frau in Gemeinschaft. Wie kann der gute Wille eines Gesetzgebers sich da zurecht finden? Gefährlich ist es, die Stimme Gottes in der Menschenbrust vernehmen zu wollen, man möchte leicht die der Todtenschaaren dafür halten. —

Nach langen Mühen gab der Kriminalrath seinen ersten Plan auf, um noch unzählige andere zu entwerfen.

Was bezweckt die Strafe? fragte er sich; Abschreckung? Nein. Während der Mordbrenner hingerichtet

Digitized by Google

ward, loderte ein Dorf empor. Während der Dieb am Halseisen ſtand, wurde ein neuer Diebſtahl vollbracht. Keiner glaubt entdeckt zu werden bei der böſen That, darum fürchtet er auch die größere Strafe nicht mehr als die kleinere.

Sollte das Strafgeſetz die göttliche Gerechtigkeit vorſtellen? Nicht die liebende Vaterhand Gottes kannte daſſelbe aufgezeichnet haben und es ausüben. Da war kein Paragraph der Geſetzbücher, er mochte noch ſo weiſe erſcheinen, der nicht im ſpeziellen Fall zur Ungerechtigkeit werden konnte. Nein, ſo richtete Gott nicht!

Der Kriminalrath erkannte, daß das Geſetz da ſei, um die öffentliche Ordnung zu erhalten, wie die den Feind bekämpfende Kanone, welche die friedlichen Bürger vertheidigt, über das Schlachtfeld fährt und nicht achtet, ob Erbſchellen, Leichen oder Verwundete unter den Rädern zermalmt werden, ſo waltet das Geſetz als unerbittlich fühllose Maſchine.

Der Kriminalrath ſann und ſann. Wie könnte man die Schwachen ſchützen gegen den Uebermuth der Starken? Wie den Armen an Geiſt vor den Fallſtricken der Klugen? Wie ohne Grauſamkeit den Schädlichen im Zaum halten und unſchädlich machen?

Die Todesſtrafe trat ihm zuerſt entgegen mit Beil, Schwert und Strick, dem furchtbaren Material des Henkerknechtes.

(Schluß folgt.)

Trauer andeutende Religionsgebräuche.

—

Die Peruvianer hatten Tempel, worin die Sonne durch einen Stein abgebildet wurde, den man Guakas nannte, welches Wort Thränen bedeutet. Man ging nie anders als mit thränenden Augen in dieſe Tempel und opferte dieſer traurigen Gottheit Menſchen. Jedes Haus hatte ſeinen Guakas, oder ſein trauriges Sinnbild der Sonne. Eben dieſe Völker feierten auch Feſte der Traurigkeit an den Tagen, wo Sonnen- oder Mondfinſterniſſe einfielen. Der Geſang war dabei kläglich, weil man dem Ende der Welt nahe zu ſein glaubte.

Unter den Völkern am Miſſiſippi findet ſich ein Volk, welches man das „weinende“ genannt hat, weil ſie bei der Geburt der Kinder und bei dem Anblick aller Fremden, die ſich zeigen, weinen, indem dieſe Wilden die Zurückkunft ihrer Vorfahren erwarten. Bei einem andern Volke in dieſen Gegenden finden Trauer-Feſte ſtatt, die man durch Klage-Geſänge und durch ein ſchreckliches Geſchrei feierlich macht.

Die Einwohner von Florida haben das Andenken der Sündfluth erhalten, denn ſie erwähnen dieſelbe in ihren Klage-Geſängen.

Die Braſilianer haben eben ſolche Geſänge, desgleichen die Canadier. Ihre Geberden ſind traurig, und doch gleichen viele von ihren Feſten den Bachus-Feſten und den Gebräuchen, die bei den Feierlichkeiten der Eres und der Iſis üblich waren.

Alle Reiſende beſchreiben uns dieſe Wilden als finſtere und ſchwermüthige Völker. Drake ſah an der Magellaniſchen Meerenge lauter Männer und Frauen, welche die Glückwünſche, die ſie an ihn richteten, mit Thränen und Seufzern vermiſchten. Unter den Inſulanern der Südſee ſah Dampierre ein Volk, das bei den Feſten, welche gewöhnlich des Nachts mit Klagen gefeiert wurden, ganz beſondere Gebräuche beobachtete, und durch ſeine Kleidung die Sitten ſeiner Vorfahren zurückrufen wollte.

Auf den Marianiſchen Inſeln begrüßen die Weiber den Mond mit Wehklagen, und nennen ihn in ihren Klageliedern den Tröſter der Nacht.

Die chineſiſchen Jahrbücher melden, daß die Menſchen vor dem Fohi in Wäldern umherirrten und ſehr unglücklich lebten. Nachdem ſie geſchlafen hatten, fanden ſie auf mit Seufzen und Stöhnen; hernach ſuchten ten ſie ſich ihre Nahrung gleich den wilden Thieren.

Die Grönländer ſind von Natur ſchwermüthig. Wenn ſie allein ſind, hängen ſie den Kopf und ſeufzen, oft ohne eine Urſache davon angeben zu können. Sie haben freilich keinen Grund, wegen ihres Elendes und des ſtrengen Klima's in ihrem Lande Freuden-Hymnen anzuſtimmen.

Leſen wir die Edda oder die Mythologie der Scandinavier, welche den Grund der Religion der mitternächtlichen Celten ausmachte, ſo ſehen wir in derſelben nichts als eine Sammlung von traurigen und ſchreckenvollen Gedichten, welche ſowohl Götter als Menſchen mit dem furchtbarſten Unglück bedrohen. Jede Seite dieſer Schrift wiederholt den Lehrſatz vom Ende der Welt und der Zerſtörung der Erde. Die ſchauderlich traurigſte Zukunft wird darin ohne Aufhören mit den auffallendſten und ſtärkſten Farben geſchildert. Die Dichter dieſer kalten Himmelsgegend ſchreinen ihre Einbildungskraft nur erhitzt zu haben, um die Menſchen zur Verzweiflung zu bringen. Nicht zufrieden, die Natur ſo darzuſtellen, als ob ſie in jedem Augenblick unter-

Digitized by Google

gehen wollte, verehren ſie noch eine Göttin, welche der Cybele und der Aſtarte ähnlich iſt und die den Tod ihres Geliebten unaufhörlich beweint. Sie nannten dieſelbe die Göttin der Hoffnung — weil ſie ſich ſchmeichelte, ihn niemals wiederzufinden. Sie feierten auch das Andenken und den Tod des Balder, eines mächtigen Gottes, den man für einen Apollo ausgab, welchen Menſchen und Thiere, Bäume und Pflanzen, Himmel und Erde beweinten. So hatten auch Pan und die Satyrs ehedem über den Tod des Oſiris geweint.

In ſolcher Weiſe ſtellte das Vergangene und das Zukünftige den Menſchen überall nur Trauriges vor Augen, und alle Anordnungen des Heidenthums ſcheinen zum Schmerz und zu Thränen aufzufordern. Man weiß auch, daß dieſe jammerreiche Lehre von den Druiden angenommen worden iſt, welche bei allen celtiſchen Nationen, die ehedem Europa bewohnten, Prieſter waren.

Ueberhaupt aber ging dieſe Hinwendung zur Traurigkeit immer von den Prieſtern aus, die von jeher den Grundſatz hatten: daß die Menſchen in der Zerknirſchung am leichteſten zu beherrſchen wären, indeß ſie ſelbſt in den Tempeln und deren Filial-Anſtalten ſich ein ſündiges Wohlleben zu ſichern wußten.

Der Sclavinnenbazar in Konſtantinopel.

Die Schönheit der Weiber in Circaſſien und Georgien iſt allgemein bekannt. Man führt ſie in blühendſter Jugend nach Conſtantinopel, um dort als Sclavinnen verkauft und in die Harems der Großen verbreitet zu werden.

Dieſe Weiber haben ganz europäiſche Züge, ſind aber noch idealiſcher als die ſchönen Weiber Italiens. Es gibt Brünetten, auch Blondinen. Aber ſie ſind alle, ſo lange ſie jung ſind, von einem herrlichen Ebenmaße und von einer Grazie umgeben, die man in Europa nicht kennt. Werden ſie älter, ſo bekommen ſie, vermittelſt der Ruhe, der nahrhaften Speiſen, und des häufigen Gebrauches der Bäder, jene fette Rundung (Embonpoint), welche den Türken ſo ſehr gefällt, und die im Gegentheil den Franzoſen ſehr widrig iſt.

Man darf ſich keineswegs wundern, daß dieſe Weiber ſo ungemein ſchön ſind. Sie werden aus den Schönſten ihres Landes gewählt, und von ihren nächſten Verwandten an die türkiſchen Sclavenhändler verkauft. Mehr muß man erſtaunen, wenn ein elendes Goldſtück über die Gefühle der Natur ſiegen, und ein weinendes Kind aus den Armen der Eltern in Ketten legen kann.

Der Preis dieſer Sclavinnen verändert ſich auf dem Markte zu Conſtantinopel, wie der aller andern Kaufmannswaaren, und beſtimmt ſich nach der Menge der Waaren oder nach der der Käufer. Er iſt gewöhnlich auf und ab von 500 bis zu 1000 türkiſchen Piaſtern. Was aber die ausgeſuchteſten Schönheiten betrifft, ſo kommen ſie gar nicht in öffentlichen Verkauf, und ihr Preis iſt unbeſtimmbar, je nachdem Eitelkeit und Stolz auf den Markt treten.

Der Sclavenhandel iſt durchaus den Juden und Chriſten, welche die Türkei bewohnen, unterſagt, man läßt ſie daher auch nie in den Bazar, wo ſie ausgeſtellt werden. Es iſt dies ausſchließlich den Türken vorbehalten, die ein Recht haben, ſie zu kaufen. Nur ein großherrlicher Firman kann die Erlaubniß zum Eintritte gewähren; er wird aber nur den Geſandten und Agenten fremder Mächte gegeben dann, wenn ſie eben abreiſen wollen. Solche Gelegenheit benutzt man, um ſeine Neugierde zu befriedigen, entweder die merkwürdigen Denkmäler der alten Zeit, welche der Barbarei oder dem Feuer entronnen, zu ſehen, oder die innere Einrichtung der vorzüglichſten Moſcheen, des Irrenhauſes, der Thiermenagerie, und endlich des weiblichen Sclavenmarktes kennen zu lernen.

Die Art, wie Käufer und Verkäufer mit der zu Markt gebrachten weiblichen Waare umgehen, muß jedem Gefühlvollen empörend ſein. Während der eine Theil die körperlichen Eigenſchaften herausſtreicht, betrachtet der Käufer, dem die Sache eine Spekulation iſt, die Waare auch unter dem Geſichtspunkte von Fehlern vollkommen ſo, wie in unſern Ländern Käufer und Verkäufer eines Pferdes zu thun pflegen. Und das iſt nicht genug, die Mädchen müſſen auf Verlangen zur Probe den etwanigen Käufer küſſen, ihm den Bart ſtreichen, vor ihm knieen, tanzen, laufen, Poſituren machen, Caſtagnetten ſpielen u. ſ. w. und dürfen Nichts, gar Nichts ſagen, wenn er mit dem Allen nicht zufrieden iſt.

Das Gebäude ſelbſt hat nichts Auffallendes. Es iſt ein viereckiger geräumiger Platz, von einer hohen Mauer umgeben. Rings umher laufen, wie auf den Gefängnißhöfen, kleine Kämmerchen, in deren Thür ein vergittertes Schallloch iſt. Jeder Sclavenhändler miethet ſo viele Kammern, als er bedarf. Für die Vornehmen, welche zu hohen Preiſen ausgeſtellt werden, ſind dieſe Kämmerchen mit vieler Bequemlichkeit eingerichtet, weil ſie ſich darin ſalben und ſchmücken müſſen, oder noch in der Kunſt zu gefallen abgerichtet werden.

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Echt französisch! Während das Schlachtfeld am Jelu, schreibt ein Augenzeuge, noch mit Verwundeten und Todten übersäet war, wurde im französischen Bivouac ein Vaudeville improvisirt, dessen Sujet eben der marokkanische Krieg war. Die Schauspieler waren Soldaten, welche noch einige Stunden vorher den Marokkanern eine tüchtige Schlappe versetzt hatten. Der Dialog soll sehr lebhaft gewesen sein, und es soll durchaus nicht an frappanten Situationen und Theatercoups gefehlt haben. Selbst der fameſe Sonnenschirm des marokkanischen Generalissimus figurirte in der Komödie. Ein Dutzend Ghoseure und Husaren, welche von Pulverdampf noch ganz geschwärzt waren, figurirten darin als Sultaninnen des Serails, welche dem Mulay Abderrhaman gar schön thaten. Während dieſer Vorſtellung wurde der erbeutete Kaffee und Thee zum duftenden Trank bereitet, in den Soldatenschüsseln serwirt, und die Zuschauer lagen auf marokkanischen Teppichen ausgestreckt, und rauchten marokkanischen Tabak aus marokkanischen Pfeifen. Der Succeß des improvisirten Stückes war überaus glänzend. Ein Grenadirer, der ſich über die jämmerliche Miene des Sultans todt lachen wollte, warf als Zeichen seiner Bewunderung seinen Tabak und seine Pfeife dem Schauspieler zu, der ſich durch dieſe seinem Talente dargebrachte Huldigung sehr geschmeichelt fühlte, und seinem Bewunderer durch eine sehr anmuthige Verbeugung dankte. Auch des Bombardements von Tanger wurde mit lautem Beifallen gedacht. Nach beendigter Vorſtellung legten ſich Schauspieler und Zuschauer nieder, um beim erſten Trommelwirbel neuen Mühen und Gefahren entgegen zu treten.

(Sicherſte Hoffung.) Ein Engländer, der ſehen wollte, wie die Bewohner der Fidſchi-Inſeln ihre Todten beerdigen, hörte, daß ein Begräbniß ſtattfinden ſollte, und begab ſich an Ort und Stelle. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er Denjenigen, der begraben werden ſollte, lebendig vor ſeinem Grabe ſitzen ſah; er hatte den Weg dahin zu Fuße zurückgelegt, er litt nur ein wenig am Huſten und Engbrüſtigkeit und ſchien noch in mittleren Jahren zu ſtehen. Der erſchrockene Engländer bot ſeine ganze Ueberredungsgabe auf, um den Unglücklichen von ſeinem Vorſatze abzubringen und ſtellte ihm vor, daß er leicht geheilt werden könnte. Umſonſt, der Kranke antwortete: „Ich habe mich einmal auf meiner Matte wund getragen, jetzt will ich mich begraben laſſen.“ Seine Verwandten, denen es oblag, ihm dieſen Wunſch zu erfüllen, legten ſich dazwiſchen und verboten dem Engländer, ſich weiter in der Sache einzumiſchen. Drei von ihnen banden ihrem duftenden Bitter einige rothe Tuchfetzen um den Kopf, ſtürzte ihm die eine Hälfte ſeines Geſichts ſchwarz und ſtutzte ſeinen Leib mit Oel. Er war jetzt für das Grab geſchmückt und bat nur noch um einen Trunk Waſſer. Dieſes erhielt er und er trank herzhaft. Als er noch ein Mal Waſſer verlangte, fiel ein alter Mann barſch ein: „Wozu brauchſt Du zu trinken, da Du Dich wollſt begraben laſſen? Mach fort!“ Er wurde in Matten gewickelt und ins Grab gelegt, welches, wie ſich jetzt zeigte, viel zu eng war. Auf ſeine Beſchwerde darüber wurde keine Rückſicht genommen. Man warf Erdſchollen über ihn und ſtampfte ihn mit den Füßen hinunter. Seine Klagen wurden dumpfer und ſchwächer, bis er endlich erſtickte.

(Erkennung durch Milchreis.) Im Jahre 1814 befand ſich in einem Kofferhauſe zu M. ein allerliebſtes Schenkmädchen, die vorzüglichen Milchreis bereitete; die ganze Stadt detete ſie an und oft ihren Milchreis. Sie aber erhörte nur einen gewiſſen Eduard D..., und ihre Liebe nahm ein unglückliches Ende. Eduards Eltern waren reich und verboten ihm, an das Mädchen zu denken. Er verließ M. und ſeine Eltern, um zur See ſein Glück zu verſuchen. Auch Annette verließ die Stadt und zog aufs Land, wo ſie einen Knaben gebar. Eduard ſchrieb fleißig, aber die ſchöne Annette war verſchwunden, ſeine Briefe blieben unbeantwortet. Dreißig Jahre trieb er auf der See herum; endlich nöthigten ihn Erbſchafts- und Erbſchaften zurückzukehren. Annette hatte inzwiſchen ihren Sohn erzogen und lieben gelehrt. Anfangs legten ſie eine Spekulation an, daraus wurde eine Reſtauration und aus dieſer ein großes, glänzendes Hotel. In eben dieſem Hotel kehrte E. ein, Tauſend Leute hießen D..., ſein Name alſo ſiel nicht auf; auch war Herr O.. ein mürriſcher Seemann, der entſetzlich fluchte, wenn ſeine Befehle nicht ſogleich auf's Pünktlichſte erfüllt wurden. — Wir hatte ſich in dieſen 30 Jahren die Stadt verändert! Seine Eltern, Freunde, Lehrer, Bekannte, Alles war geſtorben, ſelbſt von dem Kaffeehauſe, wo Annette ſo zierlich zu wirthſchaften pflegte, war keine Spur geblieben. Betrübt kehrte D.. ins Hotel zurück. Wehmuthsvoll beſtellte er ſich Milchreis. Der Beſitzer eilte ſelbſt ihn zu bedienen, ehe das Gewitter von Flüchen losbräche. D.. genoß den Milchreis, und wie wurde ihm dabei? Alles hatte ſich in M. ſeit 30 Jahren ſo vielfach verändert, nur Annette's Milchreis nicht.— Sie lebte alſo noch. — „Sie lebt?“ fragte zitternd der alte Seemann. — „Wer?“ — „Die den Milchreis gekocht?“ — „Natürlich, wer Milchreis kocht, kann nicht geſtorben ſein!“ — „Wie hat ihn aber gekocht?“ — „Meine Mutter!“ — „Deine Mutter? Mein Sohn! mein Sohn!“ — Das Uebrige läßt ſich denken.

— Ein Pendant zu dem in einer frühern Nummer unter Reiſe um die Welt erzählten Todeserklärung eines Colonisten liefert das Folgende:

In dem Dorfe Isle de Bourg war ein junges Brautpaar im Begriff ſich zu verheirathen, nur fehlten der Braut, die nicht aus dem Orte gebürtig, ſondern vor einigen Jahren dahin gezogen war, die Legitimations-Papiere, und das Paar wartete mit Ungeduld darauf. Sie kamen, und des Leſens unkundig, begehrt ſich die Brautleute damit zum Maire. „Lieben Kinder,“ ſprach dieſer nach aufmerkſamer Leſung der Akten, „es liegt da noch ein bedeutendes Hinderniß vor —“

„Lieber Himmel,“ ſprach der Bräutigam, „das wird wieder viel Zeit koſten.“

„Mehr, mehr!“ ſprach der Mann des Geſetzes, „der Code ſpricht ſich zwar nicht in dürren Worten aus, doch läßt ſich nicht bezweifeln, daß dem ſo iſt — in jedem Artikel über die Heirathen iſt von einem Jüngling und einem Mädchen oder von einem Mann und einer Frau die Rede.“

„Nun — und?“ frug der Bräutigam.

„Nun — und?“ erwiederte der Maire. „Dieſe Bedingung findet hier nicht Statt, denn der Herr Greffier ſchreibt,

Digitized by Google

da von den Ufern der Loire, daß gegenwärtige Pauline sich Paul nenne, und kein Mädchen, sondern eine Mannsperson sei! — Deine Braut also, wenn sie durchaus in Deine Familie hinein soll, kann nur Deine Schwester, nicht aber Dich heirathen!"

Der junge Mann lachte und hielt die Meinung, daß seine Braut ein Mädchen sei, mit so viel Sicherheit aufrecht, daß die arme Pauline verschiedene Male Ursache hatte, die hinter die Ohren zu erröthen — es wurde noch einmal, und noch einmal hin und her geschrieben, endlich ergab sich, daß der Schreiber sich geirrt. Die Braut ward gerichtlich für ein Mädchen erklärt, und hatte das Vergnügen, den Schreibern Irrthum mit 75 Francs 45 Centimes zu bezahlen.

Gleichniß.

Der Mord ist außer Mode
Für Liebesschwärmerei'n;
Doch gleicht ihm heut'ge Liebe:
Sie ist nur kalter Schein.

— Die Civilisation dringt immer tiefer in Mark und Blut der Türken, bald auf diesem, bald auf jenem Wege, so hat sich der Sultan jetzt durch den belgischen Gesandten 2000 Flaschen Geuzen Lambik aus Brüssel verschreiben lassen, alles um dem Koran treu zu bleiben, welcher wohl den Wein, doch nicht das starke Bier verbietet. Seine Minister, selbst die Ulemas, die heiligen Gesetz- d. h. Korankundigen, haben sich von diesem köstlichen Getränk zur Genüge besoffen, da es sich jedoch nicht schickt, daß sie so viel thun, wie der Sultan selbst, so hat ein Jeder von ihnen nicht zweitausend, sondern nur eintausend neunhundert neun und neunzig und eine halbe Flasche bestellt.

— Das himmlische Reich der Mitte soll durchaus den Europäern verschlossen werden. Die Engländer schaffen Opium dahin, die Franzosen verfälschten Wein, die holländer Rum und Rad, und jetzt gehen gar 25 russische Musiker nach Canton, Nanking, Peking und Jehol (Sibet), der Residenz, um den Zopfmännern „Schöne Minka ich muß scheiden" vorzuspielen.

— In Stuttgart ist eine neue Reiterkaserne gebaut worden, sieht jedoch, wie sich jetzt beim beginnenden Gebrauch zeigt, zu klein. In Stuttgart dauke man ein großes Orangeriehaus, als es fertig war, befand man es zu klein, denn man hatte zu den Kübeln, nicht zu den Kronen Maaß genommen — das einfachste war, man beschnitte die Kronen, nun hatte alles Platz. Könnte man dieses Mittel nicht auch bei den Sechzehngan für die neue Reiterkaserne anwenden — etwa Roß und Mann abhobeln — die Leute sind ohnedies dort sehr ungehobelt.

— Ein Gutsbesitzer hinterließ ein Testament, worin folgender Artikel vorkam: Die zwei Ochsen, welche mir durch Mangel an Aufsicht abhanden gekommen, vermache ich, wenn sie wieder gefunden werden, meinem Sohne Peter, wenn sie aber nicht wieder gefunden werden, meinem Verwalter.

— —

Zweisylbige Charade.

Schön ist das Ganze, wenn man's mäßig übt!
Es hängt bekanntlich stets der Jugend an.
Auch selbst den Alten kommt es in den Wahn,
Doch manches Mädchen Alles darum giebt!
Geht auch Gesundheit — Herzensruh verloren
Die Erste wird zur Zweiten doch erkohren.

K. A. Schröter.

Auflösung des viersylbigen Räthsels im vorigen Stück:

Modejournal.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Sammet, der Atlas, der Moire nahmen unter den Händen geschickter Modistinnen reizende Formen an. Wie haben schöne himmelblaue Zeughüte, die mit sehr zartem rosa, andere in rosa Atlas, die mit gelbem Atlas gefüttert waren, gesehen, ohne daß das Auge durch diesen Farbencontrast im mindesten beleidigt wurde. Vor einigen Jahren noch wäre eine Dame, die so etwas hätte sehen lassen, unbarmherziger Weise aus dem Reiche der Mode verbannt worden. Wir wiederholen es, die Mode ist heutzutage nicht ausschließend; sie richtet sich nach den verschiedenen Arten der Schönheit, und erlaubt den Blondinen saufte und zarte Farben, die über ihr reizendes Gesicht einen Schein von Anmuth werfen, so wie der Brünette lebhafte und grelle Farben, die ihr ein noch aufgeweckteres Ansehen geben. So trug ein blonds Mädchen auf dem Ball ein graziöses Netz von himmelblauem Sammet, mit weißen Perlen und Türkisen gestickt, welches ihre langen seidenen, goldenen Locken zurückhielt: eine leichte, dimmelblau und silberne Tunica von luftiger Gaze, darunter eine kürzere von Silbergaze, die auf beiden Seiten durch einen Busch kleiner weißen Rosen in die Höhe gehalten wird. Dagegen sah man eine brünette Schöne; ihr schönes, schwarzes Haar war mit einem prächtigen Turban bedeckt, dessen Boden ein Goldgewebe bildete. Er hatte breite grüne, orangefarbe, violette und nacaratfarbige Sammetstreifen, die sich um dieses Goldnetz flochten und durchschlangen, und von zwei langen goldenen Ehrenen gehalten wurden. Sie war in ein nacaratfarbenes Sammetkleid gekleidet, welches mit Gerbe besetzt war, und einen reichen Rock von mattweißem Broeat mit Gold bemerken ließ.

Was sollen wir von der Façon der Kleider sagen, als daß es tausend verschiedene Façons giebt? An den Morgkleidern ist das Leibchen meist glatt und hoch hinaufgehend, vorn gewöhnlich offen mit Revers und Kragen, während an den Kleidern zum Ausgehen, seit es kalt geworden, die Leibchen meist hoch und durch Schnuren oder Knöpfe geschlossen sind. Abends sind sie dagegen glatt und sehr tief ausgeschnitten, mit einer Berthe oder Mantille. Man sieht auch einige griechische Leibchen, die durch Agraffen von Edelsteinen, von Gamsen oder matten Golde in der Mitte der Brust und auf Achseln zusammengehalten werden. Zum Ausputz werden die Alanconner Spitzen diesen Winter allen andern Spitzenarten vorgezogen werden;

Digitized by Google

namentlich verliert die Guipüre mehr und mehr an Gunst. Die Sammetbänder, die Schnuren und die Knöpfe aller Art werden zum Ausputz verwendet und im Winter wird man auf den weichen Krepps- und Tullekleidern hübschen Ausputz von rosa und blauer Posamentirarbeit sehen, mit denen die Kleider und Tuniken namentlich unterbrochen besetzt werden sollen. Schönchen trägt man nur an den Negligékleidern. Der Theil der Toilette, welcher die größte Mannichfaltigkeit gewährt, ist der Aermel; denn man trägt, mit Ausnahme der Gigots, alle Aermelarten, selbst die ganz engen, die aufgegeben waren, kommen wieder zum Vorschein. Einen großen Luxus wird man diesen Winter mit Kleidern treiben, namentlich auf den Staatskleidern, so daß die Damen ihre Diamanten, Rubinen ꝛc. endlich einmal nützlich verwenden können; denn Schmuck wird man diesen Winter bis auf die Brochen, die Armbänder und die Kopfnadeln, nicht tragen. Als Staatskopfputz hält man die sogenannten historischen für die elegantesten; sie sind von Sammet, Brocat, Drap d'Or, mit Reliefarbeiten von Chenille und Gold oder Chenille und Perlen. Mehr noch als in den frühern Jahren werden diesen Winter die Roben für die, welche zu Fuße gehen, von denen verschieden sein, welche man im Wagen trägt. Auf dem Hute einer Dame, die zu Fuße geht, ist nur eine Reiherfeder erlaubt, im Wagen kann sie deren mehrere tragen. Vorzüglich hält man sich vor den ostindischen Mänteln von Flanell mit den großen Carreaux; sie heißen vorkommen mit Recht Milchweiber-Mäntel. Der schwarze Sammet wird zu einem Mantel das Eleganteste sein, was man tragen kann. Will man Pelz dazu, gut; will man keinen, desto besser; es macht freilich, so trägt man Aermel daran; legt man einen besondern Werth auf die Taille, so lasse man die Aermel weg. Mit einem Worte, die Mode ist diesen Winter, wie sie seit frühern Jahren gewesen, sehr nachsichtig; eine Dame kleidet sich so, die andere anders.

Morgenanzüge. Hauskleid von violettem Cashemir, mit ausgezackten Revers am Leibchen und am Rock und mit Aufschlägen von gleicher Farbe, darunter ein Rock von Jaconas in Gabrien geflickt. Kleine Haube von Battist, geflickt und mit einem schmalen violetten Sammetband besetzt; Kragen und Unterärmel von Battist, Pantoffeln von violettem Sammet, mit Grün und Orangegrün und Gold geflickt; geflickes Taschentuch. — Hauskleid von schottischem Tartarell, grün und Kanarinenbraun, mit Revers von grünem Plüsch. Haube von geflickten Muslin mit grünen Atlasschleifenbändern. Kleines blos gesteppter Halskragen von feinstickter Leinwand mit gleichen Manschetten. Pantoffeln von violettem gesteppten Moire, rundum mit einer getauften Garnirung aus violettem Sammet eingefaßt. **Mittags-Anzüge.** Ueberrock von schwarzem Atlas à la Reine. Das Leibchen, mit schwarzen Spitzen besetzt, geht sehr hoch herauf. Auf beiden Seiten des Rockes ausgezackte Revers. Die Mitte des Rockes mit Spitzen besetzt, die bis zum obern Theil des Leibchens heraufgehen und eine Reihe Rosetten aus Atlasband haben. Aermel glatt und oben falls mit Spitzen besetzt. Kleiner viereckiger Mantel von Sammet, dessen Nahte nicht zu sehen sind, mit einer sehr reichen Spitze besetzt. Violettsammetner Hut in fünf Nuancen, mit einem Schilfbusch aus nuancirtem Sammet, der wie eine Feder auf die Seite fällt. Hellviolette Handschuhe mit gelber Naht. Schleife. Algier'scher Beutel aus Gold- und Silberge webe. Schuhe à la Molière von lackirtem Leder, mit kleinen Absätzen und breiten gepufften Bändern. — Kleid von grauem Damast mit zwei großen grausammenen Querstreifen besetzt. Das Leibchen geht hoch herauf, ist offen bis zur Taille, mit sammetnen Revers, die oben breit und unten schmal sind. Die Aermel mit sammetnen Aufschlägen. Manschetten und Halskragen von Batist. Mantel von dunkelblauem Atlas, der ganz lang ist und mit Seide gesteppt, die Aermeln daran gemacht sind, so wie der Kragen sind mit schwarzen Spitzen besetzt. Weißer Atlashut mit zwei kleinen weißen Federn. Auf beiden Seiten fallen zwei herunter und die hinter dabei sich gerade auf der Mitte des Schirmes. Die Halbstiefeln sind von dunkelgrünem Sammet, und werden mittelst kleiner gedrehter ciselirter Knöpfe auf der Seite zusammengehalten. **Anzüge für Abendgesellschaften.** Kleider von himmelblauem oder rosafarbigem Atlas mit großen Falbeln von Spitzen besetzt. Das Leibchen läuft spitzig zu und ist drapirt. Die sehr kurzen Aermel sind mit Spitzen garnirt, und ein Kranz ziert die Haare. — Kleid von weißem Moire, über dem sich noch ein weißer Reck von Spitzen befindet, der auf der Seite durch drei Sträußchen zu der Höhe gehalten wird. Auf dem Miederleibe sind drei Rollen von weißem Atlas angebracht. Eine große Berthe bedeckt das Leibchen und schließt sich auf der Brust durch ein Sträußchen. Auf dem Kopfe ein Gothaer. Kleid von rothe Perlin mit hellen und matten Streifen, mit zwei ausgezackten Kreppfalbeln garnirt, die mit Atlas umfaßt sind. Zwei ausgezackte Kreppberthen, ebenfalls mit Atlas ringefaßt, bedecken das mit einer langen Schneppe versehene Leibchen und die sehr kurzen Aermel.

Herren-Mode. Die Zwirnet, welche sich vollkommen an den Körper anlegen, sind ganz mit Seide gestrickt, waterirt und gesteppt. Sie haben einen breiten Kragen und sehr weite, sich bis nach unten ausschlagende und deutsche gefütterte und gesteppte Revers. Die Unterschenkel derselben sind von Pomare-Grün, das Victoria-Grün und das meliere Grau. Mit einem solchen Zwirne vereinbart man eine ganz überraschende Wirkung, und weite Beinkleider ohne Zugfeinen. Mehr noch scheinen die Ueberzieh-Röcke in Gunst zu stehen; eine neue Art Ueberzieh-rock ist der schon erwähnte Zibourne. Außerdem trägt man neapolitanischer Crispinen mit weiten Aermeln, beliebtes oder braune schwarz geschnittene Mäntelchen mit ausgeschnittenen Aermeln, die man so machen will, daß man nicht über die Hände hinwegreicht, und man die zwischen den tiefen Falten angebrachten Aermel nicht gleich sieht. Die Röcke zum Ausgehen haben noch immer einen niedrigen breiten Kragen, eine sehr tiefe Taille und einen kurzen, sehr weiten Schooß. Die breiten Anglaisen schlagen sich bis nach unten um, und aber so eingerichtet, daß man den Rock auch leicht zuknöpfen kann. Die Aermel sind wieder etwas weiter. Die Modefarben sind: Bronze, Braun, Schwarz und Grün. Die Westen zu diesem Anzuge hat man in breierlei Art: gerade, mit Schwalzwinkeln und überrinanderhängenden. Immer sind sie ziemlich lang, so daß sie über die Hüften hinwegdecken. Die beliebtesten Stoffe dazu sind Zaiz- oder Mogador-Gasstreif, Sammet mit doppelten Carreaux und doppelten Linien von verschiedener Farbe auf braunem, violettem oder schwarzem Grunde. Die Beinkleider zum Anzügen sind an den Beinen weit, an der Seite offen und rundlich auf den Füßen vorfallend. Die Fußrimmen sind leider noch immer sehr gemacht. Man trägt viele chamirte und garnirte Stiefel, doch auch einfarbige und zwar perlengraue und dunkelnußbraune.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut nivrigrer Façon mit an der Seite etwas aufgeschlagenen Krempen. Frack mit rundaufgelaufenden breiten Schößen. Halbweite Beinkleider. 2. Ueberrock mit offenem Leibchen, weiten Aermeln, vorn geschnürt und mit Knöpfchen und Posamentirarbeit besetzt. Hut mit Feder und kurzem Schleier. Pelerinen-Mantel mit Pelz besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ßGour. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Zur gefälligen Beachtung.

Nur durch vierteljährliche Baarzahlung ist der Herausgeber im Stande, dieses Journal zu so billigem Preise herzustellen, daher erlaube ich mir bei vorstehendem Eisenbahn-Quartalschluß eine prompte Zahlung in Erinnerung zu bringen.

Vielfache Verluste, die bei der Billigkeit des Journals um so empfindlicher sind, nöthigen den Herausgeber zu der Bitte an auswärtige Leser, die Boten und Besteller in Stand zu setzen, bei der vierten Nummer Zahlung zu leisten, indem sonst eine Unterbrechung der Zusendung stattfindet.

Durch Postämter und Buchhandlungen ist die Zusendung am sichersten und der Preis derselbe, und dürfen die Abonnenten nur ihre Bestellungen dem resp. Postamte Ihres Wohnorts gefälligst aufgeben.

Unsere Modenzeitung

wöchentlich ein Bogen Unterhaltungslectüre mit 1 Modekupfer aus 3 brillanten Figuren, abwechselnd Damen und Herren, bestehend, Preis nur 15 Ngr. vierteljährlich, welche somit die größtmöglichste **Eleganz** mit der größtmöglichsten **Billigkeit** vereinigt, abgesehen noch von dem **Vortheile**, daß sie die **Pariser Moden** um **volle 8 Tage früher** als andere Modenzeitungen bringt, (ich berufe mich auf eine gefällige Vergleichung), wird sich auch fernerhin bestreben, den ihr im In- und Auslande geschenkten zahlreichen Beifall zu erhalten, und wird hierdurch nochmals nicht nur allen Denen, welche durch ihren **Beruf** bei **den Moden** interessirt, sondern auch allen **Gebildeten**, namentlich **Töchterreichen Familien** als Unterhaltungslectüre und Leitfaden empfohlen, um mit den Gesetzen **der stets veränderlichen** und **leicht zu verändernden Mode** gleichen Schritt zu halten.

Ohne Modenkupfer kostet das Quartal nur 10 Ngr.

Leipzig, im December 1844.

Die Expedition, Petersstraße Nr. 31.

Digitized by Google

Der Kriminalrath.

(Beschluß.)

„Ist doch der Tod der beste Freund des Menschen," sagte er sich, „eine schöne Gabe für den unglücklichen Sünder; der Tod öffnet ihm die Arme, wenn ihn die menschliche Gesellschaft ausstößt, und besser ruht es sich in den Armen des Todes als im dumpfen Kerker oder auf dem Strohlager der Armuth. Aber welchen Tod gibt man ihm? Unter den Martern der Todesangst, nach schrecklicher Erwartung, nach tausend quälenden unnöthigen Formen mit Sünderglöckchen, Kuhhaut, langer Fahrt zum Richtplatz, Stabbrechen u. s. w., bis es endlich aus ist mit ihm Ein ganzes Volk gewöhnt man systematisch an die Grausamkeit; die Kinder richtet man dazu ab, wie die Raubthiere ihre Jungen abrichten und der menschliche Schmerz wird ihnen als ein Schauspiel gereicht. Die Frauen putzen sich in den grellsten Farben, die innere Rohheit hat auch ihre äußere Hieroglyphensprache; das Landvolk strömt wie zum Fest, das heilige Menschenwerk wird wie ein Scherz und die Familie des Scharfrichters z.. einer Familie von Mördern. — Man denke sich nur das würdige Familienhaupt, welches sich übt, mit dem Schwerte Kohlköpfe abzuhauen — eine edle Beschäftigung! —

„Ja, schafft die faule Frucht fort aus der menschlichen Berührung, das räuzige Schaf muß ausgemerzt werden, aber reicht den Tod wie eine tröstbringende und erlösende Arznei, nicht mit der mittelalterlichen Grausamkeit. Der Mensch hat ja Gifte erfunden, welche schnell und schmerzlos tödten, wohlan, so reicht solches Gift dem Mörder und senkt ihn ein in die Tiefe der Erde, die ihn mit seiner Sünde und seinem Weh umhüllen mag."

„Das Gesetz verheißt den Tod dem Mörder. Also nur der Mörder soll auf diese Weise unschädlich gemacht werden, nur ihm, der die größte Sünde begangen hat, reicht man die kurze, ewig heilende Strafe, während unzählige andere geringere Verbrecher in langer ewiger Gefangenschaft schmachten, jahrelang in Ketten leben müssen, und wenn die Strafe des Gesetzes vollendet ist, noch den unzähligen kleinen Strafen einer vorurtheilsreichen Gesellschaft verfallen. Was bleibt ihm denn übrig, als wieder ein Verbrechen zu begehen, um wieder ein Asyl zu finden gegen die mittelalterischen Nachahmer, gegen die verachtende Gesellschaft, gegen Arbeitslosigkeit und Verarmung. O! reicht auch dem Dieb den sanften Tod, statt der Kette; jener ist eine geringere Strafe als die lebenslängliche Gefangenschaft, geringer als zehn Jahre Zuchthaus, eine geringere stets als das leichteste Gefängniß für die kürzeste Zeit, weniger schmerzhaft als eine Nacht allein hinter verschlossenen Thüren. Und der Tod macht sicherlich unsträflich; der Todte sündigt gewiß nicht mehr; seine Familie beweint ihn, seine Mutter wischt die Thränen um seinen Tod mit denen, welche seiner Missethat fließen, es ist ein kurzer Schmerz, ein Hoffen auf Vergebung im Jenseits. Wie ganz anders ist es ihr zu Muthe, als der Mutter des Gefangenen, in Ketten Schmachtenden. Kann sie denn schlafen in der Nacht? Können seine Kinder je wieder spielen? seine Geschwister je wieder lächeln, so lange sie ihn gefangen wissen?"

„Ein barbarisches Gesetz in England erkannte den Dieb eines Schafs oder einer unbedeutenden Summe für des Todes schuldig und er wurde gehängt. Das Hängen war die Barbarei, nicht der Tod. Wer die kleine Summe stiehlt, würde auch die größere nehmen, wenn sich die Gelegenheit darböte. Und wenn der Dieb selbst durch irrige Ansichten, traurige Umstände, mangelnde Erziehung zu entschuldigen ist, so muß die Gesellschaft dennoch von ihm gesühnt werden, jedoch auf so wenig grausame Weise als möglich. Darum gebe man ihm Gift."

„So reiche man auch Gift dem Ehebrecher, der der Welt ein Aergerniß gab; der Ehebrecherin, die sonst gesteinigt ward und jetzt verachtet wird von dem, am Ressentiwillen sie sündigt. Der Tod ist ihr ein Segen."

„Auch das gefallene, verführte Mädchen lasse man genießen von der Wohlthat, sie und das Wesen, welches die Welt nur duldet, nicht liebt. Was sollen die vaterlosen Kinder im Leben, was können die Verachteten werden oder sein! Gebt den süßen Tod allen Denen, deren Leben ein Aergerniß gab und immer geben wird. Reißt das Auge aus, welches euch ärgert und wenn es auch noch so schön und blau ist, werft das Glied hinweg, welches schmerzt, und wenn es auch noch so brauchbar erscheint. Das Menschenleben ist nichts; es gibt der Menschenleben so unendlich viele, sie wachsen empor wie die Pilze, sie drängen und drücken einander; lichtet die Reihen, nehmt die faulen Früchte heraus, damit sie nicht andere verderben; was nicht über die Erde paßt, das bettet darunter; aber seid nicht grausam, martert nicht, quält nicht. Das menschliche Leben ist nichts — aber der menschliche Schmerz unendlich viel. Es ist eine schlechte Gnade, wenn man die Freiheit nimmt statt des

Digitized by Google

Lebens, eine schlechte Barmherzigkeit, wenn man Entehrung reicht statt des Todes."

„Schnell sei das Gerichtsverfahren, öffentlich, ohne Heimlichkeit, ohne Rückhalt; mild sei man gegen den Sünder, freundlich, wohlwollend. Armer Mann, Du warst unglücklich! sage man zum Ueberführten, wie man den Kranken bedauert, der in einem tödtlichen Fieber darniederliegt. In der einfachen Mahlzeit, im durstlöschenden Getränke reiche man ihm das Gift, das ihn heilt."

„Seht, da stürzen die Zuchthäuser ein, frei hinaus strömen die jauchzenden Menschenseelen, welche darin gejammert; keine Ketten klirren mehr in Gottes schöner Welt, unzählige Thränen hören auf zu fließen, die Seufzer des Grolles und der Erbitterung verstummen; nicht mehr kratzt die ohnmächtige Hand die Nägel blutig an der gefühllosen Mauer, und es gibt keine Wärter mehr für die Lebendigen."

„Mit dem Gelde aber, welches Zuchthäuser und Strafanstalten unterhielt, errichtet Schulen für das Volk, aber gute Schulen, welche dem Verstand und Herzen gleiche Sorgfalt zuwenden, wo nicht nur der todte Buchstabe der Religion, nicht nur die Form des Christenthums gelehrt wird, rüstet die Menschen aus als Streiter für die Kämpfe des Lebens, reicht ihnen die rechte Waffe, den moralischen Mantel gegen die Kälte, die geistige Energie gegen den Hunger, die Resignation für die Entbehrung. Lehrt ihn arbeiten und beten und überlaßt das nicht schlechten, durch Armuth und Branntwein demoralisirten Eltern."

„Nehmt das Geld der Zuchthäuser und wendet es den Armen zu, laßt sie verkommen was sie bedürfen oder wenigstens glauben, daß sie es verdient haben. Nehmt das Geld der Zuchthäuser und errichtet eine kräftige Polizei, die die Schwachen schütze; die Polizei sei der Wächter, der das Böse verhüte, nicht der Spürhund, der das Böse verfolgt. Seid human, ihr Menschen! Die Humanität ist ja die höchste Religion, die höchste Politik und die höchste Philosophie zugleich."

Der Kriminalrath hatte mehrere Monate an dem Entwurfe seines Strafgesetzes nach den oben auseinander gesetzten Ansichten gearbeitet und alle seine Gedanken darauf gerichtet.

„Ich schrieb es mit meinem Herzblut," sagte er, „ich durchlebte es mit meinem Leben und durchfühlte es mit meinen Nerven."

Im Anfange hatte er nur die Arbeit zu seiner Zerstreuung begonnen, um das eigene Urtheil dabei zu prüfen und zu berichtigen, jetzt war er aber zufrieden mit seiner Schöpfung und setzte den Stolz eines Lykurg und eines Solon daran. Er sandte es dem König und den Ministern und hegte keinen Zweifel, daß Alles ausgeführt werde, was er vorgeschlagen; die Menschheit sollte beglückt werden und zwar durch ihn.

Er ging öfters an dem Zuchthaus vorüber, an dem alten, dickmaurigen Gefängniß. „Ich habe an diese Pfeiler gerüttelt," sagte er triumphirend zu sich selbst, „ich habe sie in ihren Fundamenten erschüttert."

Seine Phantasie eilte noch weiter und Hochmuth mischte sich in sein Hochgefühl. Er sah sich selbst geehrt und anerkannt, als Wohlthäter des Staats bezeichnet, Orden zierten seine Brust und er stieg in Rang und Würde; das Volk jauchzte ihm zu und nannte ihn den Beglücker der Menschen. Glücklicher Kriminalrath!

Unter allen diesen im Innern stürmenden Gedanken hatte er die arme wahnsinnige Betty vergessen und die ferne Braut war vernachlässigt worden. Seine Briefe wurden seltener und verworrener und plötzlich erhielt er Ring und Jawort zurück. Ihr Vater mochte wohl Erkundigungen eingezogen haben, deren Resultat eine Verbindung mit ihm nicht mehr wünschenswerth machte.

Auch die Präsidentin, seine liebe würdige Freundin, hatte er lange nicht besucht. Es fiel ihm ein, daß er sonst so Vieles mit ihr hatte sprechen können, was er Andern verschwiegen. Von den Freunden hatte er sich durch seine Beschäftigung zurückgezogen, sie hatten ihn verlassen wegen seiner wunderlichen Grillen, seinem trüben Wesen. Daß sein Besuch Karolinen willkommen sei, wußte er gewiß, denn er vertraute den Frauenherzen. Mit ihr wollte er von seinen Humanitätsplänen sprechen, da er sicher war, sie würde ihn verstehen. Von ihrer Liebe meinte er, würde sie geheilt sein und er rechnete auf ihre Freundschaft.

Als er zu ihr eintrat, sprang sie auf, stützte ihm zu Füßen und umschlang seine Kniee; — sie hatte gealtert, des Haar war hie und da ergraut. Sie weinte — er war aber nicht gekommen, um sie weinen zu sehen, sondern um sich mit ihr auszusprechen. Eine gleiche Sehnsucht beseelte auch sie; sie nahm das Wort, um es unaufhaltsam zu brauchen, so daß er nicht zum Wort kam.

Für ihren Freund und frühern Geliebten hatte sie eine Menge Vorwürfe. Sie verglich sich selbst mit dem König Lear und den Kriminalrath mit dessen drei Töchtern, denen sie Alles, Alles gegeben hatte, was sie zu geben vermochte. Jetzt wartete sie schon jahrelang auf Cordelia's Stimme; diese müsse durchaus einst in seinem Herzen erwachen und für die Freundin sprechen, ihm sagen, wie viel sie um ihn gelitten, wie sehr sie ihn ge-

Digitized by Google

liebt. Sie verglich sich mit einem einsamen Eiland, auf welches er als vorüberfliegender Vogel den Samen der Liebe geworfen hatte, der jetzt unaufhaltsam blühe und wuchere, sie sei ein Grab, sagte sie, auf welchem er Rosen pflanzen und pflücken solle. Sie fand unzählige poetische Vergleiche mit ihrem Liebesweh und alle ihre Worte gestalteten sich zu Elegien auf ihr Verlassensein. Sie hatte auch Worte, welche sich zum Schmerzensschrei gestalteten, und andere, welche dem Freunde zum bittern Vorwurf wurden, und in allen lag eine gewisse Wahrheit.

Wäre Kateline noch jung gewesen und schön, wer weiß, ob der Kriminalrath nicht, trotz seinem Gesetzgeberstolz, in die alten Rechte eingetreten wäre, obgleich sein Strafgesetz dem Ehebruch Gift zuerkannte. Es gibt süße Gifte im Leben, denen selbst die Blausäure nicht entgegenwirken vermag.

Jetzt aber predigte der Kriminalrath Buße, er sprach mit sanfter und doch kalter Stimme von vergangenen Sünden, er sagte gerade das Gegentheil von dem, was er damals gesprochen hatte, als er der Sünde fröhnte. Damals war das göttliche Gefühl ihm so heilig wie die christliche Kirche; damals schien ihm alles recht, was er als Gottesstimme auslegen konnte; damals gab es für ihn noch etwas Höheres als menschliches Uebereinkommen — damals — — Ach, ist sie nicht wahnsinnig die verlassene Geliebte, wenn sie noch fabelt von Damals. Sie ist nicht mehr geliebt! Das ist der niedergezogene Vorhang, der das Damals vom Jetzt trennt. Das ist der eingefallene Schacht, aus dem kein Gold mehr zu Tage gefördert wird; es ist die hatte Kruste des erkalteten Lavaströmes; keine Blume, kein Grün der Hoffnung kann mehr hindurch, wenn auch im inneren heißblühenden Vulkan der Menschenbrust noch Kräfte vorhanden sind, um die schönsten Blüten zu treiben. O, es war Alles vorbei, seit die Liebe vorbei war; sie hatte Alles, Freundschaft, Achtung, Schonung, alle Hülfstruppen der Anbetung mit sich fort in das ewige Nichts gerissen.

Der Kriminalrath hielt Kateline für wahnsinnig, für viel wahnsinniger als die arme Betty im Irrenhaus mit ihrer Puppe, denn sie forderte eine Unmöglichkeit. Sie war alt und wollte geliebt sein! Mit jenem Schauder, den der Anblick der Irrsinnigen erregt, mit jener Freude der Erlösung, womit man die Thür des Narrenhauses hinter sich zuschlägt, verließ der Kriminalrath das Haus der Präsidentin.

In seinem Zimmer saß er wieder beruhigt über „die schwere Stunde," wie er das Gespräch mit Kateline bezeichnete, und sonnte sich wieder in der Hoffnung auf künftige Anerkennung, welche wahrscheinlich nur so lange ausblieb, um so glänzender erscheinen zu können. Da wird ihm eines Tages der ehrwürdige Superintendent gemeldet.

Dieser brachte nach mancherlei Hin- und Hereden das Gespräch auf das Strafgesetz.

„Der König habe es mit großem Interesse gelesen, sagte er, manche scharfsinnige Bemerkung darin entdeckt und ihn, den Superintendenten, in Berücksichtigung seines guten Verhältnisses zum Herrn Kriminalrath mit einigen Einwendungen beauftragt, die sich besser zu mündlicher als schriftlicher Erörterung eigneten. Er solle nämlich ihm den christlichen Gesichtspunkt, den der Gesetzgeber außer Acht gelassen habe, vor die Seele führen." Der Kriminalrath merkte das moralisch leise Auftreten des Superintendenten und war darum nicht wenig gespannt.

„Gerade vom christlichen Gesichtspunkte aus, von der Liebe nämlich, habe ich meinen Plan entworfen," sagte er.

Der Superintendent nannte den Tod „eine nur im äußersten Nothfall anzuwendende Grausamkeit, da der Mensch sich im Zucht- und Arbeitshaus sich noch bessern könne. Und wenn das auch nur bei Einem unter Hundert der Fall wäre, so müsse man doch die Nützlichkeit der Anstalt preisen. Eine gerettete Menschenseele finde Gnade vor Gott und den Menschen!"

Gnade findet jede Seele vor Gott, erwiederte der Kriminalrath, und die zu bessernde trägt den guten Keim nur noch lebendiger in sich, welchen Leben und Verhältnisse bei den andern eingewußt und nuhhüllt haben. Warum sollte man aber nicht diesem wie dem andern einen schmerzlosen Tod gönnen. Sieht man doch täglich Leute sterben, scheut sich doch die göttliche Vorsehung nicht, aus der Mitte der Familie die hoffnungsvollsten und nützlichsten Glieder zu reißen. Der Tod soll keine Strafe sein, nur ein Heilmittel für die moralisch schwer erkrankte Gesellschaft, eine Erlösung vom Leiden für die Verbrecher."

„Sollte der Verbrecher nicht durch Reue dem Herrn zugeführt werden, wie der verlorene Sohn, wie das verirrte Schaf?"

„Wenn der Wilde seinen Vater mordete und seine Feinde verspeiste, weil er Beides nicht für unrecht hielt, so bemüht sich der Missionär, ihm zu beweisen, daß er Sünden gethan hat, und er soll sie beweuen, um Gott wohlgefällig zu sein. Darin liegt eine Grausamkeit gegen die Menschen und eine kleinliche Ansicht von der Gottheit. Die Gottheit ist aber die Barmherzigkeit selbst; laßt den Menschen nur heraus aus dem Leben und

Digitized by Google

Gottes Vaterarme öffnen ſich für Alle."

„Iſt es aber nicht eine Wohlthat, den Menſchen in dieſem Leben zu ſtrafen, damit er in jenem keine Strafe mehr zu empfangen habe? iſt die menſchliche Rüge nicht beſſer als die göttliche?" fragte der Superintendent mit leiſer, ſchüchterner Stimme.

Da ſpielte ein wunderbares Lächeln auf des Kriminalrathes Lippen und ein unheimlicher Ausdruck verbreitete ſich über ſeine Züge. Des Wahnſinns höhnende, übermüthige Blicke ſchoſſen aus ſeinen Augen und machten den Superintendenten erbeben. „Als ob es Gott nur um der Strafe willen zu thun ſei!" rief er aufſpringend, und mit großen Schritten auf- und niederreitend, begann er mit lauter Stimme zu ſingen:

„Iſt denn Gott ein Bär und Leu,
Der ſich nur nach Blute ſehnt,
Gottes Herz iſt lauter Treu
Und an Sanftmuth nur gewöhnt."

Der Superintendent war aber erblaßt und hatte ſich der Thüre genähert.

„Nun, ſagte er, die Hand an das Thürſchloß legend, ſo war es Ihnen alſo wirklich Ernſt mit dem Strafgeſetz?"

„Ja, mein heiliger, heiliger Ernſt!" rief der Kriminalrath.

„Und Sie möchten wirklich Alle, welche eine Schuld begangen haben, vergitten laſſen?" Der Geiſtliche hatte hier die Thür geöffnet.

„Alle Unglücklichen — alle!" ſchrie der Kriminalrath.

„Auch die Wahnſinnigen vielleicht?" äußerte der Superintendent — nur noch den Kopf zur Thüre hereinſteckend, er ſelbſt war ſchon draußen.

Der Kriminalrath bedachte ſich einen Augenblick; dieſer Fall war noch nicht in ſeinem Strafgeſetz aufgezeichnet. Da fielen ihm Karoline ein und Betty — Beide waren ſo leicht zu erlöſen von Wahn und Wahnſinn. „Ja!" ſagte er, „auch die Wahnſinnigen!" Der Superintendent eilte die Treppe hinab.

Nach einer Viertelſtunde kam der Arzt; er fand den Kriminalrath ſehr aufgeregt, mit rollenden Augen, jedoch ohne Fieber. — „Er iſt wahnſinnig," hatte der König geſagt, als er die eingereichte Schrift geleſen hatte. „Er iſt wahnſinnig," wiederholte der Miniſter. „Er iſt wahnſinnig," beſtätigte der Superintendent und der Doktor konnte nichts dagegen einwenden. „Er iſt wahnſinnig," ſagte Karoline, denn er hatte ſie nicht mehr geliebt — „Er iſt wahnſinnig," meinte der Präſident, denn er war in der letzten Zeit ſonderbar geweſen, auch Freunde und Mitbürger glaubten an den Wahnſinn, der von ſo vielen Seiten beſtätigt wurde, und die vernachläſſigte Braut hatte denſelben ſchon lange geahnt. —

Das war die Geſchichte von des Kriminalraths Wahnſinn.

„Wie denken Sie denn aber jetzt über Ihr Strafgeſetz," fragte ich ihn einſt nach langem Hin- und Herreden.

Der Kriminalrath ſchwieg eine Weile — „ich denke gar nicht mehr über ſolche Dinge," antwortete er endlich.

„Und meinen Sie noch immer, daß man den Wahnwitzigen Gift reichen müſſe?"

Da traf mich einer jener wunderbaren unheimlichen Blicke, die ſein Auge ſo ſelten und nur bei großer innerer Aufregung auszuſenden pflegte; dieſer verſchwand aber bald in dem feuchten Glanz einer Thräne. Endlich begann er mit weicher, zitternder Stimme:

„Viel Entſetzliches habe ich gedacht, viel Schmerzliches gefühlt, viel Trauriges erlebt — das hätte mir freilich erſpart werden können. — Jetzt aber, da es hinter mir liegt, iſt es auch gut. Es giebt Erinnerungen, welche wie Dolchſtiche ſchmerzen, Sonnenſtrahlen des Glücks, des geſchwundenen und verſcherzten nämlich, welche wie glühendes Eiſen ſich in die offene Wunde ſenken. — Die menſchlichen Gedanken ſind wie die wilden Thiere des Waldes und der Wüſte, ſie zerfleiſchen das Menſchenherz, wenn man ihnen nicht andere Speiſe verwieſt — deßhalb ſehen Sie mich von Büchern und Beſchäftigungen umgeben. Im Irrenhaus wie in der für venünftig geltenden Geſellſchaft muß der Menſch leben, wie Cäſar geſtorben iſt, das Angeſicht gehüllt in ſeine Toga und ſeine verlorenen Illuſionen, getäuſchten Hoffnungen, geſcheiterten Plane und verſagten Wünſche, den tröſtlichen Wahnſinn wie den ſchönſten Wahn vor ſich ſelbſt und vor der Welt verbergen."

Allerlei.

Ein Miſſionsfeſt iſt in Göthen gehalten worden „zur Erweckung der ſchuldigen Theilnahme der Chriſten an der Bekehrung der Haiden!" Bekehrt euch doch erſt ſelbſt, ihr Chriſten! — Den Splitter im Auge des Andern ſieht ein Jeder, den Balken im eigenen Auge will Niemand erkennen! Wie viele von den Heidenbekehrern ſind denn Chriſten??

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Ein Engländer hat in Reichenau, ein Dorf im Graubündner Canton, ein kleines Gebäude für 30,000 Thlr. gekauft, welches kaum den 15. Theil dieses Preises werth ist. Diese für ein scheinbar unbedeutendes Haus gezahlte Summe erklärt Folgendes: Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der Bürgermeister Tscharner zu Coire in Reichenau eine Schule errichtet; die Stelle eines französ. Lehrers war noch unbesetzt, als ein junger Mann sich Herrn Boul, dem Director der Anstalt, sich vorstellte, und ihm einen von dem Landrichter Aloys Zoest zu Zizers unterzeichneten Empfehlungsbrief überreichte. Er war ein geborner Franzose, sprach deutsch und englisch so geläufig wie seine Muttersprache, und verstand außer in diesen drei Sprachen, in der Mathematik, in der Physik und in der Geometrie zu unterrichten. Ein Lehrer mit so ungewöhnlichen Fähigkeiten konnte dem Director der Schule nicht gelegener kommen; außerdem machte der junge Mann die bescheidensten Ansprüche. Herr Boul engagirte ihn auf ein Jahr mit einem Gehalte von 500 Thalern und der neue Lehrer trat sogleich seine Stelle an.

Jener junge Mann war Ludwig Philipp von Orleans, Herzog von Chartres, der gegenwärtige König der Franzosen. Das Schulhaus ist noch in demselben Zustande, wie es zu jener Zeit war, wo ein Fürst, welcher in seinem Exil seinen Unterhalt nicht erbetteln wollte, keinen Anstand nahm, als Lehrer der Jugend ihn auf ehrenvolle Weise zu erwerben. Ein einziger Lehrer, College des Herzogs von Orleans, und einer seiner Schüler leben noch. Der ehemalige Lehrer ist der berühmte Romanschreiber Zschokke, und der Schüler der Bürgermeister Tscharner, ein Sohn desselben Tscharner, welcher die Schule gegründet hatte. Der würdige Landrichter Aloys Zoest starb im Jahre 1827 und ruht in seiner Vaterstadt Zizers.

(Gaunerstreiche.) An einem Abend, an welchem die junge Königin Marie Antoinette einer glänzenden Opernvorstellung beiwohnte, erregte eine vornehme, bei Hofe vorgestellte Dame, welche in einer Loge, der der Königin gegenüber sich befand, durch die prachtvollen Brillanten-Ohrringe, welche sie trug, die allgemeine Aufmerksamkeit. Während des Zwischenaktes trat ein elegant gekleideter, mit Orden dekorirter Herr in die Loge dieser Dame und meldete ihr, daß die Königin ihre Ohrringe bemerkt habe, und sie ersuchen lasse, ihr einen derselben auf wenige Augenblicke anzuvertrauen, um ihn in die Nähe bewundern zu können. Die vornehme Dame, deren Eitelkeit durch eine solche Aufforderung auf Höchste sich geschmeichelt fühlte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gesandten der Königin zu genügen, und dem Abgesandten einer ihrer Ohrringe zu überreichen. Als sie jedoch den Schmuck nicht in die Hände der Marie Antoinette gelangen sah, und nach Verlauf einer Stunde Niemand erschienen war, ihr denselben zurückzubringen, zweifelte sie nicht länger, daß sie das Opfer einer Spitzbüberei geworden sei. Die Polizei wurde davon in Kenntniß gesetzt. Zwei Tage später fand sich ein angeblicher Polizei-Offizier bei der bestohlenen Dame ein, um ihr anzuzeigen, daß man ihren Ohrring aller Wahrscheinlichkeit nach wieder bekommen habe. Der Polizei-Lieutenant, fügte er hinzu, wünsche jetzt den andern Ohrring zu haben, um beide mit einander vergleichen zu können; sie trug kein Bedenken, ihm denselben zu übertlassen. Er ging, und kam nicht wieder, und der Diebstahl war nun erst ein vollständiger.

— Eine achtungswerthe, schon sittliche Dame, reiste kürzlich auf der Eisenbahn nach Paris. Einige Stationen vor dem Ziele ihrer Reise, saß sie, die Ankunft des Dampfwagens erwartend, auf einem Bänkchen, als ein junges Mädchen sich ihr beschieden näherte. Madame, bat sie schüchtern, ich bin ohne Begleitung, mein Vater wird bei meiner Ankunft in Paris mich erwarten, würden Sie wohl die Güte haben, mir zu erlauben, mich bis dahin an Sie anschließen zu dürfen. Die Dame betrachtete theilnehmend das hübsche junge Mädchen, welches einfach, doch anständig gekleidet, kaum 16 Jahr alt, gesenkten Blickes vor ihr stand; ihre Haltung war züchtig, ihre Stimme sanft und wohlklingend. Mein Kind, sagte die Dame, von Herzen gern werde ich Sie unter meinen Schutz nehmen, bis Sie Ihren Vater wieder gefunden, und Sie dann meiner nicht mehr bedürfen. — O! wie gütig Sie sind, Madame, rief die Kleine, und welches Glück für mich, Ihnen begegnet zu sein. Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben; die Thüren der Dampfwagen wurden geöffnet und die Dame mit ihrem jungen Schützling an der Seite stiegen in ein und dasselbe Coupée. — Als der Wagen auf der nächsten Station anhielt, waren sie schon die besten Freundinnen; das junge Mädchen wurde immer zutraulicher und schüttete unbefangen ihr Herz vor ihrer Beschützerin aus, erzählte ihr, daß ihr Vater ein alter Offizier sei, der mit seiner spärlichen Pension eine zahlreiche Familie ernähren müsse. Als sie von ihrer verstorbenen Mutter sprach, benetzten Thränen ihre Augen. In Paris angelangt, bedauerten Beide, daß die Zeit ihres Beisammenseins so kurz gewesen sei. Ein großer Herr mit militairischer Haltung erwartete das junge Mädchen, und sobald er die Kleine erblickte, eilte er auf sie zu und ließ ihr kaum die Zeit, ihrer freundlichen Reisegefährtin zu danken, und zog sie dann schnell mit sich fort. Die Dame blickte ihr wohlwollend nach, und sandte dann nach einem Wagen, der sie nach ihrer Wohnung bringen sollte. Sie wollte den zurückkehrenden Boten bezahlen, steckte die Hand in ihre Tasche; allein sie hatte keine Tasche mehr, ihre Tasche war abgeschnitten, und mit ihr war ihre Börse, welche einige Goldstücke enthielt und mehrere Schlüssel, verschwunden. Die Dame erinnerte sich jetzt, daß ihre Begleiterin in ihrer Schüchternheit sich immer näher an sie angeschmiegt, daß Niemand weiter als die Unbefannte sich ihr genähert habe, und sie konnte nicht mehr zweifeln, daß jenes so verschämthuende Mädchen nichts weiter als eine geschickte und feche Diebin gewesen sei.

— Der Commis eines Herrn B. in Paris hatte kürzlich vier Actien der französischen Bank verloren, ließ sofort seinen Verlust auf alle erdenkliche Weise bekannt machen, und 1000 Fr. dem versprechen, der sie zurückbringen werde. Bald 14 Tage vergingen, und es schien nicht, als wären sie in ehrliche Hände gefallen, als Herr B. ein Schreiben mit der Post empfing, in welchem ein Ungenannter meldete, daß er die Bankactien gefunden habe, und dieselben gern ohne alle Belohnung zurückgeben möchte, da ihn seine Familie, sein Name erröthen machten, dergleichen anzunehmen. Gleichwohl nöthigten ihn ge-

Digitized by Google

bieterische Umstände, davon Gebrauch zu machen. Unmöglich könnte er aber das persönlich oder indem er seinen Namen bekannt werden lasse, und er werde daher die Actien wohlverstegelt einem zuverlässigen Manne übergeben, der sich damit am Montage um 2 Uhr an der Ecke der Rousseau- und Coquillièrestraße einfinden solle. Herr B. möge in gleicher Weise dahin unter Convert eine Tausend-Frankennote senden, und beide Couverts könnten dort ausgewechselt werden, ohne daß er, der Finder, sich compromittirt sehe. Herr B. verfuhr sehr vergnügt ganz nach dieser Angabe, und hatte die Ueberraschung, für seine tausend Franks ein in vier Theile zerschnittenes altes Zeitungsblatt im eingetauschten Convert zu finden.

— Doch giebt es auch wohlthätige Diebe, wovon der Commerce eine interessante Anekdote erzählt. Am 31. October reiste eine bejahrte Dame auf der Eisenbahn von Rouen nach Paris zurück. In demselben Waggon befanden sich noch ein Familienvater aus Paris mit seinen Kindern und ein sehr bescheidener und liebenswürdiger junger Mann von etwa 22 Jahren, welcher erzählte, daß er aus Rouen der einzige Sohn reicher Eltern sei, und eine Reise zu einer Hochzeit benutzt habe, um ohne Wissen seiner Familie einmal das schöne Paris zu besuchen, das er noch nicht gesehen habe. Der Familienvater warnte ihn vor den Folgen seiner Unbesonnenheit — und man langte endlich an. Als man ausstieg, war der junge Mann sehr geschäftig, der ältlichen Dame, welche sehr starklich gekleidet war, und eine goldene Uhr trug, zu einem Fiaker zu verhelfen, dabei machte er aber derselben das Geständniß, daß ihn die Worte ihres Begleiters sehr erschreckt hätten, und daß er gewiß sehr dankbar dafür sein würde, wenn ihn seine Reisegefährtin auf eine Nacht bei sich aufnehmen würde. Die Dame schlug es ab, da sie nur eine beschränkte Wohnung habe, indeß der junge Mann wußte so einschmeichelnd zu sprechen, daß er sie als seine Mutter hochachten wolle, daß sie endlich einwilligte. Man fuhr nach ihrer Wohnung, sie schränkte sich ein, und der junge Mann erhielt ein Bett in ihrem Wohnzimmer. Am Morgen schlief der junge Mann in den Tag hinein; sie öffnete endlich das Zimmer, fand es aber leer, ihre Möbel erbrochen und ihre Habseligkeiten umgewühlt. Auf einem Tische aber lag folgender Zettel: „Madame! der Schein trügt bisweilen, besonders die Spitzbuben. Ich hatte ein gutes Geschäft gemacht und dachte noch ein zweites zu machen, aber ich habe mich getäuscht. Sie sind arm und ehrenwerth, ein Paar Schwachheiten, welche mir mangeln, die aber mein Mitleiden erregen. Hier liegen 100 Franks, für welche Sie die Gegenstände aus dem Leihhause zurücknehmen mögen, von denen ich die Pfandscheine in Ihrem Secretär vorgefunden habe.“ Die Dame brachte ihre Sachen wieder in Ordnung und that, wie ihr der Dieb gerathen.

— Der jetzige Herbst hat in den Weinländern wieder zahlreiche Opfer gefordert; man glaubte, daß das schlechte Gewächs nicht stark in Gährung gerathen würde, auch geschah das später als sonst, und so sind am Rhein und in ganz Frankreich beinahe in jeder Stadt Unglücksfälle vorgekommen. Auf dem rechten Garonneufer in dem dicht von Wendau bestehenden Dorfe la Tour Sainte fliegen sonntags Mann hinterseinander in einen mit faulem Most gefüllten Keller, und so wie der erste den eigentlichen Gährungsraum betrat, sank er lautlos zu Boden, der Nachfolger schritt verdachtlos weiter, so der dritte, der zehnte, erst der vierzehnte bemerkte seinen Nachfolger, daß die Leute so still seien, daß er keine Schritte höre. Beide fingen nun zu rufen an, und da sie keine Antwort erhielten, holten sie Licht, welches jedoch sofort verlöschte, als sie ein Paar Stufen tiefer gingen. Mit Haken wurden die Unglücklichen herausgezogen, alle Bemühungen sie ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, der Tod hielt seine Beute fest.

— Die schaudervollen Borfommen dauern jetzt noch so auf den Straßen der Städte in England fort, wie im Mittelalter, und Wettkämpfe dieser Art finden noch überall statt. So geschah es auch am 2. October, daß sich nahe am Kensingtons-Kanal bei London zwei Leute boxten, von denen der eine nach dem dritten Gange todt blieb. Der Todtschläger und die Secundanten, überzeugt von ihrer Straflosigkeit, überlieferten sich selbst der Polizei, es wurden vier Zeugen abgehört, diese sagten, es sei alles in der besten Ordnung geschehen, man hätte sich nicht vor den Unterleib geschlagen. Der Geschworne, Georg Benson, habe nach einem Stoße auf die Brust und einem Hiebe gerade auf das Ohr — „Quak“ gemacht, sei niedergestürzt, und mit den Worten „ich bin ein todter Mann“ sogleich gestorben. Man sprach den Mörder frei, „weil es in der Ordnung gegangen.“ Eine schöne Ordnung!

Auflösung der zweisylbigen Charade im vorigen Stücke:

Tanzlust.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Zu Soiréetoiletten hat der Frack einen Kragen mit niedrigem Fuß und breitem Ueberfall, die bis zu den Hüften reichende Taille ist etwas schmal und unten gebogen; die Seitentheile sind in Uebereinstimmung mit dem unteren Theile der Taille, leicht gerundet; die Aermel sind sehr kurz als lang, d. h. es beurtheilt noch einiger Unentschiedenheit, bevor sie die Knöchelspitzen erreichen, sie sind unten breit und etwas gerundet, vorn sind sie, indem sie bis zu den Hüften hinaufreichen, sind gerade geschnitten; der obere Theil der Hüfte ist mit einer Patte verziert; die Anglaisen sind breite und oben viereckig, indem sie bis nach unten übereinander; ein jedes der Vorderertheile ist auf dem Aermel, welcher überschlägt, mit 5 Knopflöchern versehen; die ebenfalls viereckigen Zipfel des Kragens sind, obgleich um 2 Centimetres schmaler, dem oberen Theile der Anglaisen angepaßt. Die kurzen anschließenden Aermel haben sehr niedrige Aufschläge. In den Knöpfen wählt man die Farbe des Frack, sie sind von brochirtem Atlas, von gedrehter façonnirter Seide, oder von glattem Sachmar. Die für den Frack modernsten Farben sind: schwarz, Pomeranzen, Isabellan, Mogadorbraun, amerikanischschwarz, Bronze-Mordore und Tanger-Braun. Die Soiree-Gilets schneidet man gerade, oder mit Spitzen, etwas lang unten in einer Spitze. Sie sind von weißem Piquee, von Venetienne, von einfachem Sammet, in den Farben smaragdgrün, dunkelviolet, oreille-d'ours, rubinfarbig und schwarz. Die Soiree-Beinkleider sind anschließend, unten rag, und auf der Seite mit einer Oeffnung von 14 Centimetres versehen. Diese Oeffnung ist mit vier Knöpfen von Gold oder von Gagat, jenachdem die Farbe der Pantalons ist, geschlossen. Man macht sie auch ohne Oeffnung, welche dann durch einen Sprungriemen von sehr schmalem Tuch

Digitized by Google

gebotten sind. Die für's Erste gewählten Pantalons beliebtesten Stoffe sind die schwarzen Satins und die weißen Cachemires und Casimirs.

Der Gibun, Zibun oder Tjibun, d. h. Ueberziehrock ist ein Kleidungsstück, das von Allen etwas hat; der Schlafrock mit anliegender Taille und einem großen Shawlkragen gleicht dem Gibun; der Mantelrock sieht ihm ebenfalls ähnlich, so wie der sogenannte Sackpaletot oder eine große Verwandtschaft mit ihm hat. Der anliegende Paletot, der Zweck, der Ueberziehrock, alles ist mehr oder weniger Gibun. Was also ist nun der Gibun? Man hat einen ganz Neues damit zu bezeichnen, sondern um gute Stoffe gut verwenden zu können. Der Rücken des Gibun liegt fest an wie bei dem Paletot, ist aber sehr weit und umschließt den Körper nicht so wie ein gewöhnlicher Rock. Vorn muß der Gibun gerade herunterfallen wie ein Mantel, die Revers müssen sich von oben bis unten zurückschlagen. Der Kragen ist eben so breit, wie die Revers und von denselben durch keinen Einschnitt getrennt. Es sind einige Mantel zum Vorschein gekommen und wir glauben fast, die Mode wolle dieses Kleidungsstück wieder zur Herrschaft bringen; sie hatten Capuchons, aber sie sind schnell wieder verschwunden. Die Gunst der Herrenwelt bleibt den Ueberziehzwirnen zugewendet, wie verschiedenartig sie auch getragen werden. Am häufigsten sind die silbergrauen. In der Mode der Pantalons herrscht noch immer ein fast erschreckender Stillstand; denn alle sind sie noch immer, wie sie schon längst gewesen, mehr oder minder weit, mehr oder minder lang, und immer noch durch einen Fußriemen fest auf dem Stiefel geschnallt. Die Form der Westen ist sehr verschiedenartig; es lassen sich wenigstens sechs Arten aufzählen. Zuerst hat man die mit einer Reihe Knöpfe und einem Stehkragen; dann eine andere, die sich von der ersten nur durch einen ganz kleinen Kragen und ganz kleine umgeschlagene Klappen unterscheidet; dann kommt eine dritte, die von der letzten sich durch einen breiten Shawlkragen, so wie man ihn in den letzten Jahren trug, ausgezeichnet; eine vierte endlich ist der dritten fast gleich, nur daß sie übereinandergeht und zwei Reihen Knöpfe hat; eine fünfte unterscheidet sich von der vorhergehenden nur durch eine Knopfreihe und breite Klappen; die sechste endlich hat zwei Knopfreihen und große Klappen, die durch einen Knopf oben an der Ecke festgehalten werden.

Damen-Mode. Wenn auch der Augenblick der großen Toiletten noch nicht gekommen ist, so sehen wir doch in den Soiréen und namentlich in dem italienischen Theater neue Kopfzuge und Kleider, auf denen man in Spitzen und Schmuck ungeduldige Summen erblickt. Und diese Kleider nennt man dennoch einfach, weil man so diejenigen bezeichnet, die auf dem Rocke gar keinen oder nur geringen Auspuz haben. So ist ein Kleid von schwerer Seide mit matten und satinirten Streifen einfach, wenn es vorn nur zwei schürzenartige Streifen kostbarer Spitzen, eine doppelte Beethe von Spitzen und kleine Aermel mit Spitzen, wie auch auf dem Leibchen alte Emaille Schmuckstachen oder Perlenschnüren ꝛc. hat. Dagegen ist Ballotoilette: Ein Kreppkleid mit zwei Rocken, die an der Seite durch zwei Blumenbouquets oder eine Halbguirlande aufgenommen sind. Auch die Pompadourkleider, die mit Gold und Seide broschirt sind, gehören zum großen Putz, denn sie sind mit Blenden, Blumen, Gold- und Silberfransen oder mit Perlen geschmückt. Die Perlen namentlich werden, wie es scheint, sehr häufig getragen werden, namentlich da sie der ausgezeichnetste Polamentir in Paris auf eine neue und eigenthümlich schöne Art zu verwenden angefangen hat. Die Kopfputze sind so tausendfältig verschieden und unterscheiden sich von einander häufig durch so unbedeutende Details, daß wir eine Aufzählung davon zu geben nicht im Stande sind. Nur so viel sei bemerkt, daß viele kleine Spitzenhäubchen mit Blumen getragen werden. Die Taillen sind lange ganz frei; da aber diese Mode nicht alle Gesichter gut kleidet, so sitzen manche Damen eine Blume, eine Bandschleife oder eine Spitzenborde hinzu, um das Häubchen für ihr Gesicht vortheilhafter zu machen. — Man hat aber auch Kopfputze von Sammet, die man den Kopf legt, und deren Enden, die meist mit Perlen oder Silberfransen garnirte sind, an jeder Seite des Gesichts herunterfallen. Der Kopfputz für Bälle besteht fast durchgängig in Gold- oder Silberzweigen, so daß man mit vollem Recht sagen kann, Gold und Silber werden immer mächtiger. Die Taille der Kleider ist noch immer sehr lang und das Leibchen gesteift. Einige Kleider, die man zu Visiten trägt, haben ganz schmale Gurtel mit einer kleinen goldenen Schnalle. Die Kleider von Tuch haben meist kleine Schößchen, aber nur vorn. — **Visiten-Anzug:** Waterloer Ueberrock von Atlas, besonders über dischofsviolettem Rep, mit Chenillefransen besetzt, an deren Enden Troddeln von Glasfluß herabfallen; rosa Zughut, dessen Schirm von Atlas, dessen Backen von Sammet, ganz in derselben Farbe, ist. Ein solcher hut steht sehr gut aus. Ueber diesen Anzug kann man einen Mantel von schwarzem Sammet, der mit Pelz besetzt ist, oder einen großen inoischen Shwal nehmen. **Soiree-Toilette:** Kleid von broschirtem pailé Moire, tief ausgeschnitten mit einer dreifachen Spitzenborte, die auf den Achseln und in der Mitte der Brust durch Agraffen von Cameen gehalten worden ist. Unten am Rocke ist das Kleid mit vier Reihen à la vieille gefalteten Atlasbandes in der Farbe des Kleides besetzt. Haarpuz mit langen Locken und zwei Reihen dicker Perlen, von denen die eine oben über den Locken hinlaufen, die andere um den Chon herumgehen und in Troddeln auf den Hals fallen muß. **Halbcoeur zu einer Soiree.** Kleid von grauem Reps, mit drei schwarzen Kreppstreifen besetzt, die an der linken Seite des Rocks bis in die Höhe des Knies herausgehen, und die durch drei Rosetten von schwarzem Sammet gehalten werden; hothhohes Leibchen, das wie der Rock mit Krepp und schwarzem Sammet ausgeputzt; Margueriten-Häubchen von schwarzem Sammet, mit schwarzem Gazeschleier garnirt. Morgenkleid von weichem Cashemir oder schönem schottischen Flanell in dunkler Farbe, rapazinebraun, dunkelblau ꝛc. Gefuttert sind solche Kleider mit leichtem Taffet und zwar gern in gelblichen Farben. Der Auspuz von Polamentierarbeit oder Sammet muß dieselbe Farbe haben, wie das Kleid. Ist der Kleidstoff carrirt, so müssen die Carreaux wenigstens klein und ebenfalls dunkelfarbig sein. Zu einem solchen Morgenkleide ist ein schönes Unterkleid von Perkindatstoff unentbehrlich; es wird mit Spitzen oder 5—6 durchbrochene Einfaßstreifen garnirt. Dieselbe Verzierung wiederholt sich an den Unterärmeln und an der Guimpe. Ein leichtes Häubchen, das oft in der Farbe des Kleidfutters gefuttert ist, vervollständigt den Zuzug, zu dem nur noch Sammetschuhe mit Pelz oder Schuhe von Leder, die mit Gold oder Silber gestickt und warm gefuttert sind, getragen werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Gibun oder Ueberziehrock mit breit abrundeten Kragen. Rock mit einer Reihe Knöpfe bis oben herauf zugeknöpft. Gestreifte Beinkleider. 2. Ueberrock mit Posamentirarbeit ausgeputzt. 3. Hut mit Spitzen ausgeputzt. Oberrock mit offenem Leibchen und mit Atlasband-Garnirung vorn herab. Dazu ein Pelzschwal.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

V. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer.

Preis: vierteljährlich 15 Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Neugroschen berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur und Herausgeber. **1844.**

Freunden des **Humors** und der **Satyre** empfehlen wir

die Europäische Eisenbahn,

ein Blatt für die ganze Welt, wöchentlich ein Bogen, alle **14** Tage mit einer **Carricatur, Preis vierteljährlich 9 gGr.** Die Eisenbahn schwebt stets auf der Höhe der Zeit, von wo sie auf das Drängen und Treiben der Menschenkinder herabblickt, um alle auftauchenden Bilder der Gegenwart aufzufassen, die sich in einen humoristischen Rahmen einfassen lassen. Die Carricaturen sind nach dem Pariser Charivari.

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Leipzig im December.

Die Expedition, Petersstr. Nr. 31/58.

Digitized by Google

Bethlehem.

Das berühmte große Irrenhaus, welches obigen Namen führt, welcher gewöhnlich nach der Aussprache der Engländer Bedlam geschrieben wird, ist vor Kurzem von einem gelehrten französischen Arzte besucht worden, welcher seine Beobachtungen in der Quotidienne niedergelegt hat, aus welcher wir hier einen Auszug geben.

Der Plan zu diesem alten Irrenhause ist im sechszehnten Jahrhundert entworfen und hat große Aehnlichkeit mit dem der Pariser Tuillerien. Im Jahr 1814 jedoch ist dieses Gebäude in antikem Style umgebaut, in einen wahren Prachtpallast umgewandelt worden, dessen 650 Fuß lange Façade durch einen herrlichen Portikus, schönen jonischen Säulen, reich verzierten Gesimsen geschmückt, und durch einen hohen Damm überragt wird. Es ist jedoch für das Beamtenpersonal so verschwenderisch gesorgt, daß bei all der ungeheuren Ausdehnung nicht mehr als 200 Irre daselbst aufgenommen werden können, indeß man nach dem Anblick zu urtheilen, glauben müßte, es hätten 10,000 Platz.

Ich war an den Director der Anstalt adressirt. Dieser kalte, lakonische, mit seiner Zeit geizige Mann kam unmittelbar zur Sache. Man steht im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr auf, man hält Frühstück um 8, Mittag um 1, Abendessen um 6 Uhr, legt sich um 8 Uhr schlafen. Man rasirt die Leute zweimal wöchentlich, sie erhalten 1 Pfund Brod täglich, niemal in der Woche Fleisch. Unsere Curmethode gründet sich auf Sanftmuth und Festigkeit! — Jetzt wissen Sie alles Nöthige, ich werde Sie einem Führer übergeben, welcher Ihnen einige der Kranken zeigen wird. Gott befohlen, mein Herr."

Ich sah den Arzt nicht wieder, und der Führer machte sein Geschäft ab, wie der Aufseher einer Menagerie, er zeigte durch ein Gitter oder durch Thürspalten mir die einzelnen Wahnsinnigen, und erklärte ihre Eigenschaften.

„Dieses ist der gefährlichste Wahnsinnige, den wir haben, er war Matrose auf der Fregatte Hermione. Die Mannschaft empörte sich, brachte die Officiere um und zerstreute sich. Der Kerl heißt Patrik Taylor, hat damals fünfzehn Matrosen erstochen — in Liverpool 22 — der Blutdurst ist ihm zu Kopfe gestiegen, gefangen, eingekerkert, ausgebrochen, wieder gemordet, wieder gefangen, endlich nach Bethlehem gebracht."

Hinter einem schweren Gitter von zwei Zoll dicken Eisenstangen lag ein heulendes Ungeheuer, was fortwährend die wildesten Anstrengungen machte, sich von seinen Fesseln zu befreien. Dieser entmenschte Unglückliche war mit einer Hand an das Kopfende, mit einem Fuß an das Fußende, mit dem Leibe durch einen schweren Ring an die Mauer geschlossen. Die Kette war von ganz ungewöhnlicher Stärke, dreimal hatte er schwächere zerbrochen, als wären sie von Glas. Nachdem der Unglückliche einige Jahre hier gesessen, schien er in seiner Wuth nachzulassen, man gab ihm einen Schimmer von Freiheit, dies schien wohlthätig auf ihn zu wirken, man ließ ihn auf der Zelle auf den Hof gehen, natürlich nur wenn sonst niemand zugegen war, und dennoch unablässig bewacht; das that ganz gut, man verlor die Besorgniß, und so gelang es ihm, die Klinge eines Messers, welche er auf dem Hofe fand, heimlich zu sich zu stecken und deren Besitz vor allen zu verbergen. In dieser Zeit wurde er immer geduldiger, immer zahmer, wie ein Tiger sich schmeichelnd und ruhig stellen kann, um desto sicherer seine Beute zu erhaschen; er hatte während der Nacht mit einer unsäglichen Mühe das Messer spitz geschliffen, mit dem Stückchen eines Ziegels, das er vom Hofe aufgenommen; als er nach Monate langer Arbeit damit fertig geworden, war die erste That, die er beim Anblick eines Menschen verübte, daß er auf denselben zustürzte, ihn niederwarf und ihn mit 14 Stichen, von denen jeder tödtlich war, ermordete. Seit dieser Zeit liegt er in Ketten, erfüllt das Haus mit thierischem Gebrüll und ist selbst in der Nacht zu keiner Stunde ruhig, er schreit im Schlafen und stößt unaufhörlich mit den Händen und Beinen gegen das Bettgestell."

„Dieses ist ein Grieche, weniger thierisch, aber eben so wild als Taylor. Er hat einem Bäcker ein Brod gestohlen, und als dieser es sah, ihm zwei Messerstiche gegeben und ist seitdem wahnsinnig.

Die Einsperrung schien die Wuth des Griechen zu erhöhen, er spricht ohne Unterlaß mit einer reißenden Schnelligkeit und immer im Tone des heftigsten Zorns. Ein Strom von Injurien geht aus seinem Munde, Niemand aber kümmert sich darum, weil Niemand das Griechische versteht."

In einem Winkel saß zusammengekauert ein Greis und pflückte an dem Stroh seines Lagers — seine Beschäftigung seit mehr als vierzig Jahren. Seine Geschichte interessirte mich so, daß ich mit dem dürftigen Bericht des Erklärers nicht zufrieden, ihn genauer ausfragte und daraus mit das Folgende zusammensetzte.

„James Hatfield war sehr jung unter das Militair getreten, hatte als solcher zwei Säbelhiebe über den Kopf

Digitized by Google

bekommen, was den Verstand nicht immer heller macht, war dann nach London zurückgekehrt, war Juwelier geworden und hatte Umgang mit einem unsinnigen Seetirer, welcher ihn, den James Hatfield, überredete, daß der Messias auf die Erde gekommen sei und die Welt regieren würde, wenn nicht Georg III. sich weigerte, ihm den Thron abzutreten. Die beiden Thoren beschlossen Georgs III. Tod, sie warfen das Loos über den, welcher den entscheidenden Schlag führen sollte, es traf James, dieser kaufte eine Pistole, lud sie mit zwei Kugeln und ging am 16. Mai 1800 in das Drurylane-Theater, woselbst er sich im Parterre niedersetzte. In dem Augenblick, da der König seine Loge betrat und die Versammlung grüßte, zog er seine Pistol, schlug rasch an und feuerte, fehlte jedoch zum Glück den König, die Kugel drang in die Wand der Loge ein. Des Hochverrathes angeklagt, gelang es dem berühmten Erskine, nachzuweisen, daß er wahnsinnig sei, so ward er nach Bethlehem gebracht und ist daselbst seit 44 Jahren. Anfangs war er sehr wild, er erschlug einen Kranken durch einen Hieb an die Schläfe, der eine Spaltung des Schädels und eine Degression des Gehirns zur Folge hatte, und den unmittelbaren Tod nach sich zog. Ein andermal entfloh er, kam bis nach Dover, und man hätte aus dieser Flucht nach Frankreich wohl auf seinen Verstand schließen können, allein er war nun einmal verrückt und blieb wieder gefangen, und noch bis jetzt. Er hat sich im Laufe der Jahre beruhigt und zupft Stroh."

In einem ähnlichen Falle befindet sich Margarethe Nicholson, welche noch dreizehn Jahre länger als der vorhin genannte Hatfield in Bedlam zugebracht hat. Sie hatte sich vor dem Parkthore aufgestellt, und in dem Augenblick, wo König Georg III. dort aussteig, um spazieren zu gehen, zog sie ein Messer aus dem Busen und führte einen raschen gewaltigen Stoß nach dem Könige. Dieser sprang erschrocken zurück und ward von dem Stoße nicht erreicht, Margarethe aber, sogleich ergriffen und verhört, antwortete, daß die Krone von England ihr gehöre, und daß sie den Usurpator, der ihr dieselbe geraubt, bestrafen wolle. Ihre Verrücktheit war nicht zweifelhaft, sie ward nach Bethlehem gebracht und lebte dort bereits 57 Jahre. Der Wahnsinn ist längst gebeilt, sie hat sich in ihr trauriges Schicksal ergeben, sagt, daß sie nie die Absicht gehabt, den König anzufallen, daß sie ihm eine Bittschrift habe übergeben wollen, und daß nur in dem Augenblick, wo der König vor ihr gestanden, ein solcher Wahnsinn sie ergriff. Dennoch hält man sie fest, und wird sie wohl so wenig wie Hatfield aus der Haft und aus dem Aufenthalt unter Wahnsinnigen befreien.

Jede der fanatischen Seelen, welche in Britannien zu Dutzenden entstehen, hat ihre Repräsentanten in diesem großen Irrenhause. Gotter sind dreizehn dort, die Prophetin sind unzählbar. Einer dieser Unglücklichen hatte als Missionär lange Zeit auf jenen Sendungen zugebracht, welche mehr politisch und den Handelsspeculationen, als der Verbreitung des Christenthums, das zum Vorwande dient, gewidmet sind, hatte die Länder und Inseln, welche zu Niederlassungen bestimmt waren, auskundschaften helfen, und war endlich in den Wahn verfallen, daß der Messias noch gar nicht geboren sei, sondern daß er denselben in sich trage, und daß er aus seinem Munde geboren werden würde. Er hat ein großes Buch in 78 Theilen geschrieben, deren jeder ein Zeichen des Messias abhandelt, er schreibt noch immer daran und vermehrt das Manuscript, welches er wie einen unbezahlbaren Schatz immerfort bei sich trägt, mit jedem Tage. Unter der Last desselben, das bereits fünf oder sechs Ries Papier enthält, schleicht er sowohl in seiner Zelle als auf den Spaziergängen, in den Corridors oder in Gärten umher und wird während, wenn man es ihm abnehmen oder nur tragen helfen will. Anfangs als man seinen Wahn für unschädlich hielt, ließ man ihm mehr Freiheit, diese benutzte er um Proselyten zu machen, und er hatte mehrmals die Wärter durch seinen würdigen, belehrenden Ton und durch die überzeugende Kraft, welche in demselben, selbst bei ganz vernünftigen Worten lag, für seine Ansicht gewonnen, sodaß gestaltet, daß sie sich nicht wieder von ihrer Thorheit abbringen ließen, und man mehrere entlassen, die übrigen aber selbst als verrückt, ja den Verrückten sperren mußte, welche früher von ihnen überwacht wurden.

Einer der beklagenswerthesten unter diesen Unglücklichen ist ein junger Mensch, der in dem Wahne steht, man wolle ihn umbringen, der deshalb stets auf seiner Hut ist und gleich jenem „aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben" verhungern will, um nicht vergiftet zu werden. Er nimmt keine Nahrung zu sich, und jeden Tag muß zu Zwangsmaßregeln gegriffen werden, um ihm etwas Suppe einzuflößen. Immerfort schreit er „Zu Hülfe! zu Hülfe! herbei Leute, man will mich ermorden! giebt es denn keine mitleidige Seele, welche mich den Händen dieser Barbaren entreißt, mich vor dem gräßlichen Tode schützt!"

Weniger schrecklich ist der Wahn eines alten Mannes, welcher sich für unermeßlich reich hält und mit Millionen Pfund Sterling um sich wirft wie mit einer Prise Taback, er verbindet England und Irland durch eine feste Pfeilerbrücke, er baut eine Kettenbrücke von

Digitized by Google

England nach Nordamerika, er läßt einen Kanal mitten durch Südamerika, und einen ähnlichen durch Nordasien graben, er hat zu Ehren George IV. ein Monument am Nordpol errichten lassen, welches so hoch ist, daß man die Strahlen desselben im Sonnenglanze bis England und Frankreich sehen kann, eine Erscheinung, welche die Leute „das Nordlicht“ nennen. Er wird auch eine Eisenbahn von England nach China, von Kamtschatka nach Frankreich, von Boston nach Rio de Janeiro führen lassen. Er hat schon berechnet, wieviel er dazu brauchen wird, die ganze Summe kann höchstens auf 20,000 Millionen Pfund Sterling kommen, und seine jährlichen Zinsen betragen mehr; von den Zinsen des folgenden Jahres will er die englische Nationalschuld bezahlen.

Jack Bentley war Hofmeister in dem Hause des Lord Londonderry. Man hatte dem sehr gelehrten und sehr geschätzten Manne drei der schönsten Zimmer des Hauses angewiesen, und ihm dieselben mit großen Gemälden geschmückt, er war dabei, als man dieselben aufhing, und ließ ein Paar Haken anders einschlagen, als sie bis dahin saßen. Der Schlossertehrling, der dieß that, schlug dabei ungeschickt dem Hofmeister, welcher kurzsichtig, sich zu nahe an den Hammer wagte, mit demselben auf den Kopf. Von diesem Augenblick hielt sich der arme Jack für einen Nagel, steht immer stramm und grade, meistens auf den Zehenspitzen, bekommt immerfort Schläge auf den Kopf, beklagt sich über den Schlosserburschen, daß er nicht gut schlägt, sondern bald rechts, bald links, wodurch er krumm wird — schreit, wenn ein solcher Hieb ihn seitwärts streift, und biegt sich krumm, in welcher Stellung er so lange liegen bleibt, bis man ihn unter sanftem Klopfen auf die Seiten wieder grade biegt. Sonst führt er ein ganz fröhliches Leben und nickt recht wohlgefällig, wenn nach seiner Meinung die Hammerschläge, die er fortwährend sich rasch auf einander folgen fühlt, ihm recht grade auf den Kopf treffen.

Unter den in Bethlehem befindlichen Frauen ist eine, welche in Folge eines ehelichen Zwistes sich das Leben nehmen, aber auch noch ihren Körper vernichten wollte. Sie trank eine ziemlich starke Dosis süßen Weins, welcher mit Opium gemischt war, legte sich zu Bett, und stellte das Licht unter ihr Bette, damit dieses, wenn sie entschlummert sei, ihren Leichnam verbrenne. In einer der volkreichsten Straßen Londons wohnend, ward das in ihrem Zimmer ausbrechende Feuer bald entdeckt, und sie schrecklich verstümmelt, aus den Flammen gezogen; man vermochte ihr Leben zu erhalten, ihr Verstand aber war für immer dahin, sie bildete sich ein, daß sie täglich und stündlich von zahllosen entsetzlichen Gerippen besucht werde, von denen sich ein jedes für das ihrem Gatten zugehörige ausgiebt, und sich Gattenrechte über sie anmaßte — eine Situation allerdings, geeignet den Verstand verlieren zu machen, wenn man ihn nicht schon verloren hat.

Die Beklagenswertheste von allen scheint Fanny Ouslew, welche, von dem jungen Lord Grainsforth geliebt, verlassen, den Verstand verlor, sich angeklagt, ihr Kind ermordet zu haben, während es gewiß ist, daß sie nie Mutter war, und nun fortwährend bittet, die Strafe der Hinrichtung an ihr zu vollziehen, da sie wohl wisse, daß man ihr das Leben nicht schenken könne, und das Aufschieben der Vollziehung des Todesurtheils ihre Qualen nur noch vermehre.

Alle diese Unglücklichen und noch hundert andere sind nach Aussage des französischen Arztes unheilbar, oder werden dafür gehalten, aufgegeben. Noch eine Menge anderer Fälle, zu weitläuftig, um in die Spalten unseres Blattes aufgenommen zu werden, führt derselbe an, und schließt mit der Bemerkung, daß die Engländer eine weit größere Neigung zu Verstandeszerrüttungen hätten als andere Völker — es soll in England auf je tausend Menschen ein Wahnsinniger kommen.

Ein Zauberschloß.

Das prächtige Schloß C. bei Paris, war ehedem im Besitze eines eben so reichen, als jovialen Privatmannes. Im Sommer wurde Alles aufgeboten, um die zahlreichen Gäste durch allerlei geniale Späße zu unterhalten, das ganze Schloß war durch einen Theatermaschinisten mit Fallthüren, geheimen Ausgängen, beweglichen Plafonds und andern ähnlichen Vorrichtungen, wodurch die pikantesten Ueberraschungen und Verwandlungen bewirkt werden konnten, auf eine sehr sinnreiche Art versehen worden. Unter andern Curiositäten besitzt das Schloß noch jetzt zwei sogenannte Fremdenzimmer, welche an den äußersten Enden zweier verschiedener Corridors liegen. Das eine dieser Zimmer ist grün, das andere blau. Das grüne Zimmer wird einem Herrn, das blaue einer Dame angewiesen. Abends begeben sich die Gäste auf ihre Zimmer. Die Herren und die Damen bilden sich ein, sehr weit von einander entfernt zu sein, aber mit nichten, die beiden Fremdenzimmer liegen unmittelbar neben einander; in dem blauen Zimmer ist der Al-

Digitized by Google

koven links, in dem grünen rechts, und zwischen beiden Alkoven befindet sich nur eine doppelte Bretterwand, welche mit Moos ausgestopft ist, um das Geräusch für den Nachbar nicht hörbar zu machen. Beide Gäste, der Herr und die Dame, begeben sich zur Ruhe, löschen ihre Lichter aus und schlafen ein. Kaum hat der Schlummergott sie in seine Arme geschlossen, so wird die verborgene Theatermaschinerie in Bewegung gesetzt. Der bewegliche Fußboden der beiden Alkoven ruht nämlich auf einer Drehscheibe, mittelst welcher dieselben so langsam und geräuschlos gedreht werden können, daß selbst eine wachende Person nichts davon merken würde. In einigen Minuten ist das Kunststück vollendet, die beiden Alkoven haben mit den Zimmern getauscht. — Die beiden Gäste schlafen ruhig fort; aber erwarten wir nur ihr Erwachen, welches ohne Zweifel mit sehr pikanten Ueberraschungen verbunden sein wird.

Man denke sich das Erstaunen, das Entsetzen der Dame, welche beim Erwachen auf einigen, von ihrem Bette nicht fernen Stühlen ein Gilet, ein Paar Hosenträger, einen Frack, einen Schlafrock, und in einem Winkel des Zimmers ein Paar Stiefeln erblickt! „Gerechter Himmel!“ ruft sie: „bin ich wirklich wach? ist es nicht ein Traum? Nein, ich schlafe nicht, es ist nur zu wahr — es ist diese Nacht ein Mann in mein Zimmer gedrungen! Aber wie war das möglich? Die Thüre ist von innen verschlossen; der Verwegene muß also durchs Fenster gestiegen sein!“ Während sie die Augen auf das Fenster richtet, macht sie im Zimmer neue Entdeckungen, wodurch ihr Staunen und Entsetzen verdoppelt wird. „Ach, mein Gott! fährt sie fort, „ich bin nicht in meinem Zimmer! dieses Zimmer gehört einem Manne; alle jene auf Tischen und Stühlen umherliegenden Gegenstände beweisen es nur zu deutlich! Aber wie komme ich hierher? Bin ich etwa im Schlafe entführt worden? Oder bin ich eine Nachtwandlerin? Himmel! was wird man von mir denken! Und ich kann nicht fort von hier, weil ich mich nicht ankleiden kann! Ich bin eine Gefangene! Ich muß warten oder rufen, aber in jedem Falle bin ich compromittirt, und mein Ruf ist auf immer dahin!“

Der benachbarte Herr ist nicht minder verblüfft, wenn auch nicht so entsetzt als die Dame. „Eine Robe! ruft er erstaunt: ein Corset! eine Halskrause! Was bedeutet dieser Frauenanzug? Bin ich das Spielwerk einer teuflischen Täuschung? Nein, ich wache, meine Sinne täuschen mich nicht. Aber dann bin ich wider Willen ein Don Juan geworden; denn diese interessante Toilettenbestandtheile können unmöglich allein hierher gekommen sein. Eine Fee, eine Sylphide ist herbeigeschwebt und hat mich im Schlafe heimgesucht. Und nicht einmal eine Erinnerung ist mir geblieben von diesem Glücke! Sonderbar, in der That; aber noch unerklärlicher ist es, daß die Sylphide ihren Schmuck bei mir gelassen hat. Doch nein, sie hat nichts vergessen; ich bin ja bei ihr, ich bin in einem Feentempel. Ich falle aus den Wolken; aber ich sehe es vor Augen, ich bin in dem Zimmer eines weiblichen Wesens. Aber wie es zugeht? — das ist mir unbegreiflich, denn ich bin ziemlich fest überzeugt, daß ich nicht hierher gekommen bin.“

Diese Verlegenheiten und Muthmaßungen dauern fort bis zu dem Augenblick, wo die Frühstücksglocke ertönt. Dieses Signal trifft die beiden mystifizirten Gäste wie ein elektrischer Schlag. Man ruft, klopft an und überrascht sie. Alle im Schlosse anwesenden Gäste kommen nach einander an und erscheinen sich in Fragen, bis endlich das Maaß des Scherzes voll ist und die Lösung des Räthsels gegeben wird.

Der Besitzer des Schlosses, welcher diesen Scherz ausgedacht hatte, konnte sich rühmen, die Kunst des Aufsehens aufs äußerste getrieben zu haben. Um aber das Pikante des Scherzes etwas zu mildern, wählte man immer nur Personen, welche entweder an derlei Mystifikationen schon gewöhnt waren, oder zu viel Geist besaßen, um dabei die Betheiligten zu spielen. Zuweilen führt dieser Scherz sogar zu erfreulichen Resultaten, wie sich auf so gender Anekdote ergiebt.

Im Laufe des vorigen Sommers befand sich im Schlosse eine glänzende Gesellschaft. Unter den anwesenden Gästen war eine junge Wittwe, welche während ihrer langen Trauer um den Verlust ihres Gemahls in der größten Zurückgezogenheit gelebt hatte. Aber ein so tief empfundener Schmerz mußte ersetzt werden; ein so lange beweinter Gatte muß einen Ersatzmann haben. Mehrere Heirathscandidaten meldeten sich zu der in mehr als einer Hinsicht interessanten Stelle, und die Wahl der Madame d'H... fiel auf einen emeritirten Dandy, Timoleon von P., welcher bereits unter Napoleons Herrschaft in der eleganten Welt debutirt hatte.

Dieser alte Incroyable sucht seine vermaligen längst ergrauten Bekannten nach Möglichkeit zu meiden, und die Wenigen, welche auf seiner Glanzperiode noch übrig sind, können sich nicht genug wundern, ihn ewig jung und verführerisch zu sehen. Natürlich erwarb ihm das Glück, welches er bei der jungen Wittwe machte, viele Neider. „Nehmen Sie sich in Acht, sagte ein wohlmeinender Freund zu Mad. d'H...; „Herr v. P... hat sein halbes Jahrhundert längst im Rücken.“ — „Glau-

Digitized by Google

ben Sie das nicht," erwiederte die junge Wittwe; „dieses falsche Gerücht wird nur von seinen Nebenbuhlern verbreitet." — „Aber es sind ganz unpartheiische Herren da, welche ihn schon vor 30 Jahren als 24jährigen Incroyable kannten." — „Das ist entweder ein Irrthum oder Neid! Man darf ihn nur ansehen, um solche Behauptungen lächerlich zu finden."

Der alte Incroyable besaß wirklich ein sehr einnehmendes Aeußere. Er war gewandt und stets mit der größten Sorgfalt gekleidet; kurz, seine Bewerbungen um die Gunst der schönen Wittwe waren so erfolgreich gewesen, daß bereits die Zeit zur Vermählung bestimmt war.

Die Verlobten wurden nun in die beiden verhängnißvollen Zimmer einquartiet. Die Alkoven wurden gedreht. Die schöne Wittwe glaubte beim Erwachen ihren Timeleon vor sich zu sehen. Er war's aber nicht in eigner Person, sondern nur seine zierliche schwarzgelockte Perücke.

Es war keine Vision, es war Wirklichkeit; der ganze Timeleon, wie er ihr Herz berückt hatte, kam endlich stufenweise zum Vorschein. Neben seinem Adonishaar lag seine zierliche Taille in der Gestalt eines Schnürleibes — seine edle, stattliche Figur wurde durch ein stark auswattirtes Gilet, sein wohlgeformtes Bein durch einen nachläßig auf den Fußboden geworfenen Strumpf repräsentirt; sein Teint war auf einem Teller zubereitet und sein herzgewinnendes Lächeln ruhte auf dem Kamin.

— „Ich sollte also eine Perücke, ein Corset, einen wattieten Strumpf und ein falsches Gebiß heirathen!" ruft Mad. D' H... voll Entsetzen.

Eine fernere Erläuterung war nicht nothwendig; die Täuschung der schönen Wittwe war verschwunden, und H. v. P... sah ein, daß die Heirath auf immer abgebrochen sei. Er reiste sogleich ab und verwünschte alle Theatermaschinerien und wandelnden Alcoven. Mad. D' H... dagegen fand den Scherz des Schloßherrn sehr geistreich.

Miscellen und Anecdoten.

— Die vorurtheilsfreien Amerikaner hegen wie bekannt sehr beklagenswerthe Vorurtheile gegen die Schwarzen und die Mischlinge aller Farben, welche ihnen unbeschreiblich verächtlich erscheinen, so daß ein sogenannter Farbiger, selbst wenn sein ehemals schwarzes Blut schon in der siebenten oder achten Generation fortwährend durch weißes veredelt worden ist, und keine Spur mehr seiner Abstammung zu erkennen ist, doch noch unfähig bleibt, ein Amt zu bekleiden, oder Zutritt in einer Gesellschaft von rein Weißen zu erlangen. Dieser Haß, diese Verachtung führt oft zu gräuelvollen Thaten. So trug sich zu Frankfurt, im Staate Kentucky, ein Ereigniß zu, das ohne die muthige Dazwischenkunft eines Ehrenmannes als ein arger Schandflecken auf der Einwohnerschaft jener Stadt gelastet haben würde. Ein armer Neger, ein Freigelassener und Tagelöhner, wohnte bei der Wittwe eines irischen Eingewanderten zur Miethe; sie hatten um eine Kleinigkeit Streit mit einander gehabt — andern Tages verschwindet das einzige Kind der Wittwe, ein Knabe von vier Jahren. Die Wittwe wartet in Angst und Kummer zwei Tage lang, ob sich das Kind etwa verlaufen habe, aber es kehrt nicht zurück. Da fällt es wie Schuppen von den Augen der trostlosen Mutter: Dein Kind kommt nicht wieder, der tückische Neger hat es ermordet, um sich zu rächen! Und die ganze leidenschaftliche Wuth ihres irischen Stammes ergreift sie: wehklagend, das ergrauende Haar aufgelöst, im Winde flatternd, durchläuft sie die Straßen der Stadt. „Mein Kind, das Kind der Wittwe ist ermordet! Jack Steward, der tückische Neger hat es gethan!" ist ihr unaufhörlicher Ruf. Volkshaufen sammeln sich um sie, mitleidig erst mit dem Schmerze der Wittwe, dann ihrem Flehen um Rache willfährig; sie weiß, der Neger arbeitet auf einem Felde nahe vor der Stadt: dorthin wälzt sich die wüthende Menge. Jack fühlt sich von vielen Armen gepackt, sie schleppen ihn in die Stadt zurück auf den Marktplatz. „Hänge ihn auf, den verfluchten Mörder, den schwarzen Hund!" brüllten die Wüthenden. Ein Laternenpfahl ist nahe, einige der Irländer streiten sich schon um die Ehre, „den schwarzen Hund" aus Freundschaft für ihre Landsmännin aufzuknüpfen. — Da durchdeicht ein kraftiger Arm die tobende Menge: „Seid Ihr Burger eines freien Staates, oder seid Ihr Mörder und Bluthunde!" ruft die ernste Stimme. — Ein Anwalt aus New-York, ein Deutscher, Herr Walder, seit sieben Jahren in die Staaten der Union eingewandert, und seines ehrenwerthen Charakters wegen allgemein geachtet, war in Geschaften in Frankfurt anwesend; er wurde der rettende Engel des armen Negers. In kraftiger Rede verwies er der Menge ihren Blutdurst, er entriß den zitternden halbtodten Jack seinen Quälern und schlang die Arme um ihn. „Tödtet ihn," rief er aus, „aber wee ihm müßt Ihr mich erschlagen, dann wird die Welt sagen: Im Staate Kentucky mordeten sie einen Anwalt, der das Volk hindern wollte, seiner Blutgier zu fröhnen, statt Gesetz und Recht walten zu lassen!" — Die Menge wich beschämt; Deutsche, in jener Stadt ansäßig und in diesem Augenblick in geeechtem Stolze, daß sie Deutsche sind, sammeln sich um ihren tapfern Stammesgenossen, der Neger wird in das Stadtgefangniß geführt, daß nach Recht und Gesetz uber ihn geurtheilt werde. — Am folgenden Morgen kam abgerissen, matt, mit wunden Füßen das verlorene Kind zurück; es war, während die Mutter auf Arbeit ausgewesen, in einen Wald gelaufen, um Beeren zu pflücken, hatte sich verirrt, war weiter und weiter vom Wege abgekommen, hatte endlich viele Meilen von der Stadt Leute gefunden, diese hatten das fast verschmachtete Kind gespeist und es dann mit nach Frankfurt zurückgenommen. — So hat das mannhafte und muthige Benehmen des Herrn Walder dem Volke von Kentucky einen gräulichen Mord erspart.

— In der Schweiz ist eine großartige Falschmünzerei völlig organisirt. Die Gesellschaft prägt nicht Münzen, son-

Digitized by Google

dern sie läßt die ächten, namentlich Fünffranken-Thaler, durchschneiden', aushöhlen, das fehlende Gewicht durch Kupfer ersetzen und dann wieder zusammen löthen. Das Geschäft soll sehr einträglich sein.

— Bei der allgemeinen Landesvisitation ward ein polnischer Gutsbesitzer nahe an der Grenze durch die Bauern aufgehalten und nach dem Paß gefragt. Er hatte keinen solchen bei sich, polterte daher einige Flüche heraus, die Bauern aber bestanden darauf, seinen Paß zu sehen. „Nun in des Teufels Namen, wenn es denn doch sein muß — so nehmt den Paß und laßt mich angeschoren" — rief der Sachsezie, und reichte ihnen ein Blatt der schlesischen Zeitung hin, worauf die Bauern bei Erblickung des preußischen Adlers die Mützen abzogen und den Fremden gehen ließen. Etwas Aehnliches geschah bei derselben Gelegenheit nahe bei Trier, wo der Angehaltene die elegant getruckte Speisekarte eines großen Wirthspauses vorzeigte und die guten rheinländischen Bauern, welche auch nicht klüger sind als die liethauischen, den Vorzeiger nicht mehr belästigten.

— Vor einiger Zeit wurde Körners „Hedwig" von einer wandernden Truppe im Freien gegeben. In der letzten Scene, wo Hedwig den Banditen Rudolph erschießen soll, versagt ihr das Gewehr. Der Souffleur schreit nun der sich etwas Besinnenden mit lauter Stimme zu: „Schlagen Sie ihn todt!" worauf Hedwig auf den schon niedergestürzten Rudolph zustürzt, und ihm mit dem Kolben des Gewehres einen so starken Schlag versetzt, daß dieser laut aufschreit: „Sapperment! Nicht so stark!"

— Der Drechslermeister und Stadtverordnete Rehbock in Z* hatte einen Schwager, der herrschaftlicher Förster über eine große Privatwaldung war, und von welchem er dann und wann ein frisches Stückchen Wild geschenkt erhielt. Einst, als des Drechslers Geburtstag ganz nahe war, erhielt er einen Brief nebst Packet unter folgender Adresse:

An den Drechslermeister Herrn Rehbock in Z*
Andei ein feister diso in Wachsteinen genäht.

— Die Reiter-Regimenter in Würtemberg haben ein sonderbares Verhältniß der Mannschaft zu den Officieren. Das 4te Regiment, welches bisher in Eßlingen stand, und nun nach Stuttgart rückt, zählt 24 Officiere, 76 Unterofficiere und 250 Mann, also für je drittehalb Mann einen Kommandirenden, auf je fünf Mann zwei Ober- oder Unterofficiere. Sind die Leute dort so schwer zu bändigen, oder schreitet man wieder der Zeit des vorigen Königs zu, welcher bei einem Stande der Armee von 10,000 Mann 40 pensionirte und 60 active Generale hatte.

— Das Auge eines Politikers hat Aehnlichkeit mit dem eines alten Advokaten, eine Art von Spinnenauge. Es gibt wenig Dinge in der Schöpfung, die einander ähnlicher sähen, als ein alter verschmitzter Advokat und eine Spinne. Er spinnt seine Gewebe in einer Ecke, wo nach hinten kein Licht ist, verwittert dessen man die Fäden seines Netzes sehen könnte und lauert aus seiner Finsterniß auf Besuch. Nun kommt eine summende, gedankenlose Fliege, die an nichts als an ihre schönen Flügel und an ihre wohlgebauten Beine denkt, und dabei wohl gar noch ein wenig kurzsichtig ist, angeflogen, und geräth Hals über Kopf mitten in das Netz hinein.

„Ich bitte sehr um Verzeihung," sagt sie, „ich hatte in der That dieses Ihr Netz nicht wahrgenommen; das Wetter ist so trübe und die Straßen sind so finster — es sollte billig den ganzen Tag Gaslicht brennen. Ich fürchte, Unheil angerichtet zu haben."

„Ei so nicht," sagt die Spinne da, und macht französische Bücklinge. „Ich denke, das ist ganz meine Schuld; ich hätte eine Lampe aushängen sollen; aber bitte, halten Sie sich ruhig, sonst möchten Sie doch Schaden thun. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Hülfe komme."

So sprechend bindet sie der Fliege erst das eine Bein, und dann das andere, und rollt ihr beide Flügel auf, so daß sie sie so fest hat, wie Gibraltar.

„Jetzt, gute Freundin," — das ist eine Phrase, welche die, die Jemandem einen Streich spielen wollen, im Munde führen — sagt die Spinne nun, „fürchte ich, daß Sie selber Schaden genommen haben; ich will Ihnen zur Ader lassen."

„Zur Ader?" sagt die Fliege, „bitte, ich bin Ihnen sehr verbunden, das ist gar nicht nothwendig."

„Doch, doch, theure Freundin," sagt sie und schickt sich zur Operation an.

„Ei, unterstehr's Euch!" sagt die Fliege wieder, „so schlage ich Euch auf den Kopf, daß Ihr zu Boden stürzet, und was ich sage, das halte ich auch."

Da lacht die Spinne der Fliege ins Gesicht und sagt: „Euch muß zur Ader gelassen werden und zahlen müßt Ihr obendrein." Und nun zapft sie ihr so viel Blut ab, daß ihr Hören und Sehen vergeht und sie einer Ohnmacht nahe ist.

„Lassen Sie mich frei, Liebe," jammert da die arme Fliege, „ich will Sie gut bezahlen."

„Bezahlen? elendes Geschöpf!" ruft die Spinne da aus, „als ob Du noch etwas zu bezahlen hättest!" und damit versetzt sie der Fliege noch einen Stich, daß sie sich verblutet.

— Zu Tulle in Frankreich lebt gegenwärtig ein Mann, welcher 110 Jahr alt, volle zwei Drittheile seines Lebens auf den Galeeren als Sträfling zubrachte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man warf früher immer den Kleidermoden ihre große Veränderlichkeit vor. Dem Totalandrick nach könnte man seit einigen Jahren über zu große Stätigkeit klagen. Atlas, Sammet, Moor, Schneppentaillen und lange Röcke, Cashemirshawl, Spitzen, knabelsonnte schwarze Spitzen, Petzhesatz und alter Schmuck, dies sind schon lange die stets wiederkehrenden Schlagworte der Damenmoden. Dergleich sind aber die Damen weder in ihrem Geschmack beständiger, noch in ihren Toilettenausgaben sparsamer geworden, sondern die Mode hat nur eine andere Richtung genommen; man fragt nicht mehr, was ist modisch, sondern wie ist es modisch? Man kann eben jetzt Alles tragen, aber wie es zusammengestellt ist, darin liegt das mehr oder minder Neumodische. Sonst ließ sich eine Dame ihr vom Schneider im neuesten Schnitt gefertigtes Kleid bringen, kleidete es an und war sicher, in der neuesten Mode zu erscheinen. Jetzt aber kann man im schönsten

Digitized by Google

und neumodischsten Kleide noch altmodisch erscheinen, wenn eben die Menge unscheinbarer Kleinigkeiten, wozu vor Allem die Putzmäsche, Coiffuren, Hüllen, Schmucksachen ꝛc. gehören, nicht die Feinheit des Neumodischen darthun. Aller Bandausputz ist sehr beliebt, doch bringt man ihn selten allein, sondern gern mit andern Stoffen zusammengestellt an, z. B. mit Tüllschlingen oder Crepp gekraus. Auch sind noch immer die Arrangements von zwei verschiedenfarbigen, als blau und malvenfarbigen Bändern gemacht, doch ist die Abschattirung der Bänder in einer Farbe neuer und eleganter. Auf den Ball- und Soireekleidern fehlt selten in dem Ausputz eine Zuthat von Band. Für Mantillen ist diese Art Umeinanderung besonders beliebt. Sehr elegant ist die Mantille Polka über einen Gesellschaftsanzug zu tragen. Die Abrundung der Echarpe hinten, so wie die beiden Enden vorn sind mit einer eine halbe Elle breiten Franse, auch in der Farbe der Mantille, filetartig geknüpft, verziert.

Wir haben in voriger Woche einige Kleider bemerkt, die beschrieben zu werden verdienen; z. B. ein Kleid von granatfarbigem schottischem Sammet, das auf dem Rock mit drei Reihen langer gedrehter Fransen besetzt war, von denen die oberste sich in der Gegend der Hüften befand. Das hohe, vorn schräggeschnittene Leibchen war mit Guipure-Posamentirarbeit auf der Naht in der Mitte verziert und die langen engen Aermel hatten auf den Achseln Fransen gleich denen auf dem Rocke. Ein Kleid von violettem Atlas hatte auf jeder Seite des Rockes eine unten sehr breite Schnurenbesetzung, welche spitz am Leibchen zulief und an jeder Seite mit einem Sammetbändchen von gleicher Farbe eingefaßt war; das glatte sehr hohe Leibchen war vorn ganz und gar mit Guipure-Posamentirarbeit besetzt, die halblangen engen Aermel dagegen waren mit Sammet ausgeputzt und ließen bauschige Untreeärmel mit Spitzenmanschetten sehen. Ein Kleid von schwarzem Atlas hatte vorn auf dem Rocke zwei breite Schnurenbesetzungen, welche nicht weit von einander entfernt waren; das glatte hohe Schneppenleibchen war ebenfalls sehr reich mit Schnuren benähet und die engen halblangen Aermel hatten rundliche ebenfalls mit Posamentirarbeit ausgeputzte Aufschläge. Ein Kleid von pensee Cashemir war auf dem Rocke mit 15 Sammetbändchen besetzt, von denen immer drei und drei sich sehr dicht an einander befanden; das Leibchen war glatt, mit offenen Revers, die mit Sammet eingefaßt waren; die engen Aermel waren bis an den Ellbogen offen und da mit Sammet eingefaßt. Ein Kleid endlich von grünem Sammet war auf dem Rocke vorn mit acht Reihen Posamentirarbeit besetzt, hatte ein glattes, seiner ganzen Länge nach offenes Leibchen, das mit vier Reihen Posamentirarbeit, ähnlich der auf dem Rocke, besetzt war und enge lange Aermel.

Je weiter die Jahreszeit vorrückt, um so mehr steigt die Posamentirarbeit in Gunst und jede Dame, die nur einigermaßen mit der Mode geht, hält den Ausputz ihrer Kleider mit Posamentirarbeit als unumgänglich nothwendig.

Man sieht viele Hüte von grünem Sammet, die an dem Schirmende ein dickes Geflecht von grünem Atlas und in der Mitte eine lange Feder haben, welche durch eine Schleife von grünem Atlasbande gehalten wird und, sich zwei Mal um sich selbst drehend, auf die Achsel fällt. Eine zweite weit kürzere Feder ist hinten an der Nackenschlinge angebracht und liegt nach vorn, so daß sie eine Art Federkranz um den Putzkopf bildet. Unter dem Schirme rothe Atlasschleifen. Auch Hüte von grünem, rosa, und weißem Atlas bemerkt man, die vorn meist eine Spitze haben, während eine zweite Spitze den Putzkopf umgibt und ein Paradiesvogel in der Mitte angebracht ist. Mehrere andere haben mehrere Sammetstreifen und ein Rosenbouquet an der Seite.

Die breiten Volants an den Soireekleidern gelten für durchaus nothwendig, namentlich auf hellfarbigen. Der Sammet ist allgemein in Aufnahme. Eine Mode, die man in den höchsten Kreisen bemerkt, die aber noch nicht sehr verbreitet ist, sind Atlasoberröcke, mit Krepp überzogen, eine reizende Toilette. Die Soutanelle (kleine Soutane, wie bekanntlich der Rock der katholischen Geistlichen heißt) ist so recht eigentlich ein Kleidungsstück für die aristokratischen Frauen. Man macht sie von schottischem Cashemir und so eng an den Körper anliegend, daß sie alle Formen desselben erkennen läßt. Die Form der Soutanelle ist ganz die der Soutane. Sie geht hoch hinauf, hat ganz enge Aermel und weder einen Gürtel, noch einen Zug zur Bezeichnung der Taille. Von dem Halse oben bis unten hinunter an den Saum lauft eine Reihe kleiner Knöpfe. Einige Damen tragen diesen Anzug ausschließlich zu Hause und er sieht auch allerdings besser aus, als wenn noch ein eleganter Hausrock darüber geworfen wird. Sehr gut steht dazu ein einfaches Häubchen, nach Art jenes, welches die Mädchen in der Bretagne tragen. Sie haben einen breiten Rand vorn und fallen an der Seite tief herunter, haben aber keine Bindebänder, mit dem sie unter dem Kinn befestigt werden könnten.

Herren-Mode. Als Straßentoilette dient noch immer der Oberrock, dessen Kragen einen niedrigen Fuß und breiten Ueberfall hat, die Taille übersteigt etwas die Hüften, der kurze Rock hat viel Weite; die breiten bis nach unten überschlagenden Anglaisen sind der Art versteckt, daß man sie mit Leichtigkeit zuknöpfen kann; die Aermel sind etwas weit. Die zu den Straßenröcken vorherrschenden Farben sind bronze d'Amerique, bronze taupe, bronze nègre, bronze Victoria, sehr dunkelblau, dragonergrün, schwarz, brun de Hinde und fumée de Tangre. Die Gilets zur Straßen-Toilette macht man in drei verschiedenen Arten; grade mit Schwalb und über kreuzlitzend, sie sind immer unten lang und übersteigen um etwa zwei Centimetres die Hüften. Die zu jenen Gilets beliebtesten Stoffe sind die Cachemires d'Ecosse, schattirte Mogador und Sammete mit doppelten Carreaux und doppelten Streifen, in verschiedenen Farben auf braunem, violettem oder schwarzem Grunde. Hin und wieder, jedoch nur selten, trägt man auch einige Valencias. Die Straßen-Pantalons macht man weit auf den Beinen, gerade herabfallend, offen auf der Seite und nach vorn sich neigend, auf den Stiefel gerundet; die Sprungriemen sind immer befestigt. Der alle Formen der Körpers bezeichnende Zwirn, welcher durchgangig, mit zu der Farbe des Tuches passender, wattirter und in kleinen Carreaux durchsteppter Seide gefuttert ist, hat einen breiten Ueberfallkragen und sehr breite Revers, welche bis unten überschlagen, die Revers sind mit durchsteppter Seide, wie das Futter des Zwirnes ist, bedeckt. Die vorherrschendsten Farben sind vert Pomaré, brun Victoria und melirtes grau. Zu jenen Pantalons trägt man ein über kreuzliegendes Gilet und weite Pantalons ohne Sprungriemen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ueberziehrock; Frack mit breitem Kragen und breite Klappen ohne Einschnitt vorn; bunte Cravate; Weste von Pique; Beinkleider von klein carriertem Zeuge. 2. Ueberziehrock mit niedrigem Kragen, weiten Aermeln und sehr tiefer breiter Taille; bunte Cravate; gesteifte Beinkleider. 3. Burnuß; Frack mit niedrigem Kragen, langer Brust, engen Aermeln und goldenen Knöpfen; schwarze lange Cravate; weiße lange Weste ohne Kragen; schwarze enge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 β Cour. pr. Quart).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

AB 1946

5 Bde

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z175662203

Digitized by Google

Digitized by Google